UNIVERSAL
LIBRARY

OU_220586

UNIVERSAL
LIBRARY

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 572 | Z 48 Accession No.

Author 2 eds short hist

Title ethnologic 1905

This book should be returned on or before the date last marked below.

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Siebenunddreissigster Jahrgang.

1905.

Mit 12 Tafeln und 1 Kartenbeilage.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

1905.

Für den Inhalt der Abhandlungen und Vorträge
sind die Autoren allein verantwortlich.

Chronologisches Inhaltsverzeichnis

der einzelnen Hefte.

Heft I.

Seite

Verzeichnis des Vorstandes, des Ausschusses und der Ehrenmitglieder S. 1, — der korrespondierenden Mitglieder S. 2, — der ordentlichen Mitglieder (einschliesslich der immerwährenden) 5

Übersicht der durch Tausch, Ankauf oder als Geschenk zugehenden periodischen Veröffentlichungen 14

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. **F. Gräbner:** Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien (6 Textabb.) 28
2. **B. Ankermann:** Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika (5 Textabb.) . . . 54
3. **H. Schmidt:** Die Keramik der makedonischen Tumuli (90 Textabb.) 91
4. **E. Rössler:** Bericht über archäologische Ausgrabungen in Transkaukasien (119 Textabb.) 114

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 21. Januar 1905. Begrüssung der Mitglieder durch den Vorsitzenden S. 152. — Wahl des Ausschusses und des Obmanns S. 152. — Ewald, Wetzstein und Pyl † S. 152. — Neue Mitglieder S. 152. — 50jähriges Doktorjubiläum des Hrn. Professor Dr. Aschersons S. 153. — Geschenk der Frau Geheimrat Bartels S. 153. — 25jähriges Jubiläum des Westpreussischen Provinzialmuseums und des Direktors Hrn. Professor Dr. Conwentz in Danzig S. 153. — Begrüssung der Gäste S. 153. — Demonstration der v. Luschanschen Tafel zur Bestimmung der Hautfarbe S. 153. — Ta kä-käi-käi Tabu, **Maass** S. 153. — Zur Entstehung der Spiraldekoration, **Wilke** S. 162. — Die fraglichen fossilen menschlichen Fussspuren im Sandsteine von Warnambool, Victoria (2 Textabb.), **W. Branco** S. 162. — Datierbare Silexgeräte aus den Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel (Tafel I u. II), **E. Bracht** S. 173. — Kysylbasch- und Jürükendörfer in der Gegend des Turkmendag (10 Textabb.), **E. Brandenburg** S. 188, **v. Luschan** S. 197, Jürüken und Konjaren in Makedonien (11 Textabb.), **P. Traeger** S. 198.

Ausserordentliche Sitzung vom 28. Januar 1905. Begrüssung der Gäste S. 207. — Schädel mit einem Processus asteriacus (Tafel III), **Haferland** S. 207. — Silexmanufakte in der Altmark, **Zechlin** S. 209. — Prähistorische Funde unweit Sidon und Gebeil (Byblos), **v. Landau, Staudinger** S. 209. — Übersicht über den bisherigen Verlauf der Reise des Professor Dr. Klaatsch in Australien, **Waldeyer** S. 211. — Über seinen Aufenhalt in St. Louis und die Anthropologische Abteilung der Weltausstellung daselbst, **Waldeyer** S. 213. — Über die Entstehung des Gottesgedankens insonderheit bei den amerikanischen Urzeitvölkern, **K. Breysig** S. 216, **Gräbner, Archenhold, v. d. Steinen, Ehrenreich, Breysig** S. 218.

III. Literarische Besprechungen.

Andree, Richard, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904. S. 222. — Salin, Bernhard, Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904. S. 225. — Köhler, Arthur, Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg. Gotha 1904. S. 228. — Grierson Hamilton, The silent trade, a contribution to the early history of human intercourse. Edinburgh 1903. S. 229. — Prietze, Rudolf, Haussa-Sprichwörter und Haussa-Lieder. Kirchhain N.-L., o. J. S. 229.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . . S. 230.

Heft II und III.

Seite

Adolf Bastian, Gedächtnisfeier am 11. März 1905. (Hierzu Tafel IV). 233

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. **S. Baglioni:** Beitrag zur Vorgeschichte des Picenums, Italien (42 Textabb.) . . 257
2. **E. Förstemann:** Zwei Hieroglyphenreihen in der Dresdener Mayahandschrift. . 265
3. **P. Favreau:** Neue Funde aus dem Diluvium in der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schlosspark von Hundisburg (5 Textabb.) 275
   Diskussion: **M. Blanckenhorn, Wiegers** 284
4. **G. Oppert:** Die Gottheiten der Indier 296

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 18. Februar 1905. Stolpe, Brecht, v. Brandt † S. 354. — 80. Geburtstag des Hrn. Geheimrat Möbius und 70. Geburtstag des Hrn. Geheimrat Baer S. 354. — Neue Mitglieder S. 354. — Vertretung des Vorsitzenden S. 354. — Einladung zum I. Internationalen archäologischen Kongress in Athen und zum XV. Deutschen Geographentag in Danzig S. 355. — Über primitives Handwerkzeug, **Werner**-Stolp (3 Textabb.) S. 355. — Die linear-geometrische Keramik Südungarns, **v. Miske**-Köszeg S. 357. — Neolithische Tongefässscherben des Perm-livländischen Typus und Kieselartefakte von Palkino, russ. Gouv. Perm (35 Textabb.), **Schoetensack** S. 357. — Über einen Goldfund in Schweden, **Finn** S. 364. — Slavische Schläfenringe (2 Textabb.), **Lissauer** S. 366. — Eine chinesische Weltkarte, **F. W. K. Müller** S. 366. — Grabfund von Sonnewalde im Kreise Luckau (5 Textabb.), **Grosse** S. 367. — Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen (30 Textabb.), **Kossinna** S. 369. — Über Jadeit- und anderen Schmuck der Mayavölker (12 Textabb.), **Dieseldorff, v. d. Steinen** S. 408. — Über die Ausstellung der von der Turfan-Expedition mitgebrachten Sammlung, **Cordel, Lissauer** S. 412. — Über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung eines Teiles der Turfan-Handschriften, **F. W. K. Müller** S. 414. — Über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung der Brähmitexte in den Turfan-Handschriften, **Stönner** S. 415. — Die Schädel aus Turfan (11 Textabb.), **Lissauer** S. 421. — Über die Bedeutung gewisser Tontechniken der Naturvölker für die technische Darstellung des antiken roten Terra sigillata-Glanzes, **Diergart** S. 432.

Sitzung vom 25. März 1905. Reise des Hrn. Lissauer nach Athen S. 434. — Bastian, Fläschendraeger und Hartmann † S. 434. — Neue Mitglieder S. 434. — 70. Geburtstag Richard Andrees S. 434. — Begrüssung der Gäste S. 435. — Reise des Hrn. F. W. K. Müller nach Algier S. 435. — Ernennung des Hrn. v. d. Steinen zum Ehrenmitglied der New York Academy of Sciences und der Anthropological Society of Washington S. 435. — Gruss des Hrn. Baessler aus Neu-Seeland und Brief des Hrn. Lissauer aus Triest S. 435. — Nachtrag zur Erklärung der Bregmanarben an alten Schädeln von Tenerife, **Lehmann-Nitsche** S. 436. — Silberne Schale aus Buchara, **Hubert Schmidt** S. 438. — Abklatsche der Inschriften aus der Synagoge von K'ai-fong-fu und Mitteilung des Hrn. Haenisch aus Tschangscha, **F. W. K. Müller** S. 438. —

Peruanisches Zweigorakel (1 Textabb.), **K. v. d. Steinen** S. 439. — Über das Okavangosumpfland und seine Bewohner, **Passarge** S. 440. — Über die urindische Grämadevatä (Ortsgottheit), **Oppert** S. 440.

Sitzung vom 15. April 1905. Fritsche, Cohen † S. 441. — Neue Mitglieder S. 441. — Gruss des Hrn. Lissauer von Athen S. 441. — Begrüssung der Gäste S. 441. — Drei Vorlagen aus Mexiko (3 Textabb.) **Seler** S. 441. — Japanische Ansichtskarten, **H. Virchow** S. 444. — Chinesentruppe, **H. Virchow** S. 445. — Nachricht von Frobenius S. 445. — Fischspeer aus der Gegend von Fürstenberg i. M. (1 Textabb.), **Mertens** S. 445, **Krause** (6 Textabb.) S. 446. — Über die Steinzeit und die Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina (17 Textabb.), **Blanckenhorn** S. 447, **Krause, v. Luschan** S. 468. — Über die im Kindbett gestorbenen Frauen und die Götter der Lust in der mexikanischen Mythologie, **Lehmann** S. 471. — Zum Goldfunde von Sköfde, **Kossinna** S. 471.

III. Literarische Besprechungen.

Nuesch, Dr. Jakob, Das Kesslerloch. Mit Beiträgen von Studer und Schoetensack. Basel 1904 S. 473. — Stratz, C. H., Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart 1904 S. 474. — Fritsch, Gustav, Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. Wiesbaden 1904 S. 476. — Baessler, A, Altperuanische Metallgeräte. Berlin 1904 S. 474. — Baessler, A., Peruanische Mumien. Berlin 1904 S. 477.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . . S. 478

V. Druckfehler-Berichtigung . . . . . S. 480

Heft IV.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Seite

1. **Assmy:** Eine Reise von Peking durch China und das tibetanische Grenzgebiet nach Birma (9 Textabb.) 481
2. **G. Oppert:** Die Gottheiten der Indier (Fortsetzung) 501
3. **R. Pöch:** Über den Hausbau der Jabimleute an der Ostküste von Deutsch-Neuguinea (4 Textabb.) 514
4. **A. Lissauer:** Die Doppeläxte der Kupferzeit im westlichen Europa (2 Textabb.) . 519

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Mai 1905. Neue Mitglieder S. 526. — Einladung zum XV. Deutschen Geographentag in Danzig, zur gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg, zur 77. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Meran und zum II. Deutschen Kolonialkongress in Berlin S. 526. — Korrespondenzblatt des „Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde" S. 526. — Nachricht von Hrn. Leo Frobenius aus Mitschalila, Kongostaat S. 526. — Nachricht von Hrn. Rudolf Pöch aus Friedrich-Wilhelmshafen S. 526. — Bewilligung einer Beihilfe von 1500 Mk. durch den Hrn. Unterrichts-Minister S. 527. — Begrüssung der Gäste S. 527. — Die Photographie eines hervorragenden Stückes aus dem mexikanischen Altertume, (12 Textabb.), **Seler** S. 527. — Ein silbernes Schmuckstück, **Mielke** S. 536. — Bericht über den ersten Internationalen Archäologen-Kongress in Athen, **Lissauer** S. 537, **Dörpfeld** S. 538. — Weitere Mitteilungen über Füsse von Chinesinnen (Taf. V—VIII und 2 Textabb.), **H. Virchow** S. 546, **Messing, Velde** S. 567. — Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim (33 Textabb.), **Busse** S. 569, **Krause** S. 591. — Über die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungsperiode (2 Textabb.), **Lissauer** S. 591, **Kossinna** (5 Textabb.) S. 596, **Busse** S. 599.

Sitzung vom 27. Juni 1905. Kroner, Wissmann † S. 600. — 70. Geburtstag des Hrn. Geheimrat Albert Orth S. 600. — Reise v. Luschans nach Südafrika S. 600. —

Begrüssung des Hrn. Dorsey aus Chicago S. 600. — Geschenk Dörpfelds an die Gesellschaft S. 601. — Congrès international d'Expansion économique mondiale in Mons vom 24.—29. September S. 601. — Über Rassengehirne, **Kollmann** S. 601. — Weitere Mitteilungen über die Papuas (Jabim) der Gegend des Finschhafens in Nordost-Neuguinea (Kaiserwilhelmsland), **Schellong** S. 602. — Über Mord- oder Sühnekreuze, **E. Krause** S. 618. — Vorstellung eines Mannes mit rachitischer Bildung des Schädels, **Velde** S. 619. — Über eine lappländische Zaubertrommel, **W. Lehmann** S. 620. — Über steinzeitliche Forschungen in Oberägypten (1 Textabb.), **Schweinfurth** S. 622. — Über alte Porträtdarstellungen aus Sendschirli, **v. Luschan** S. 624. — Über ein Os supratympanicum beim Menschen, **v. Luschan** S. 625. — Ein rachitisches Chimpanse-Skelett, **v. Luschan** S. 626. — Gebräuche der Mittelmesa-Hopi (Moqui) bei Namengebung, Heirat und Tod, **Solberg** S. 626, **Schweinfurth** S. 635, **Solberg, K. v. d. Steinen** S. 636. — Über die Troglodyten des Matmata in Südtunis, **Traeger** S. 636.

III. Literarische Besprechungen.

Hollis, A. C., The Masai, their language and folklore, with introduction by Sir Charles Eliot. Oxford 1905 S. 637. — Annandale, Nelson and Herbert C. Robinson, Fasciculi Malayenses. London, New-York and Bombay 1903/04 S. 639. — Jonghe, E. de, „Hystoire de Mechique". Paris 1905 S. 641. — Wosinsky, M., Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit. Berlin 1904 S. 642. — Elsenhans, Th., Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung. Leipzig 1904 S. 643. — Thomas, Chr. L., Die Ringwälle im Quellengebiet der Bieber im Spessart S. 644.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . . S. 645

Heft V.

I. Abhandlungen und Vorträge. Seite

1. **S. Passarge:** Das Okawangosumpfland und seine Bewohner (46 Textabb.) . . . 649
2. **G. Oppert:** Gottheiten der Indier (Schluss) 717

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 14. Juli 1905. Bauer † S. 755. — Neue Mitglieder S. 755. — Wahl des Grafen Bobrinskoy zum korrespondierenden Mitgliede S. 755. — Einladung zur Versammlung der Amerikanischen Anthropologischen Gesellschaft S. 755. — Ernennung des Hrn. Martin zum ordentlichen Professor der Anthropologie in Zürich S. 755. — Begrüssung der Herren v. Nordenskjöld, Palliardi und Th. Koch S. 755. — Geschenk des Hrn. Weinitz S. 755. — Neue Mitteilungen über die blauen Geburtsflecken, **H. ten Kate** S. 756. — Über Rassengehirne, II. Mitteilung, **Kollmann** S. 758. — Über Kulturkreise in Australien (2 Textabb.), **N. W. Thomas** S. 759, **F. Gräbner** S. 761. — Reisebericht aus Dima, **Leo Frobenius** S. 767. — Die Doppelaxt aus Kupfer von Pyrmont (2 Textabb.), **Lissauer** S. 770. — Mumie aus Australien und Reisebericht des Hrn. Klaatsch aus Sydney (Taf. IX), **Waldeyer** S. 772. — Demonstration eines Kopfes, der zur Hälfte aus dem Schädel, zur Hälfte aus der Gesichtsmaske besteht (2 Textabb.), **H. Virchow** S. 781. — Exkursion der Gesellschaft am 28. Juni nach Rüdersdorf (2 Textabb.), **Ed. Krause** S. 783. — Eine Sammlung altchinesischer Hieb- und Stichwaffen, **Velde** S. 785, **Ed. Krause, Ehrenreich** S. 786. — Über die Bewohner der alten Landschaft Michuacan, **E. Seler** S. 786.

III. Literarische Besprechungen.

Hoernes, Moriz, Die Hallstattperiode. Braunschweig 1905 S. 787. — Naue, Julius, Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturperioden. München 1905 S. 788. — Lewinstein, Siegfried, Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahre, mit Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde. Leipzig 1905 S. 788.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . . S. 790

Heft VI.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Seite

1. **A. Lissauer:** Zweiter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (37 Textfiguren und 1 Kartenbeilage). 793
2. **W. Lehmann:** Die fünf im Kindbett gestorbenen Frauen des Westens und die fünf Götter des Südens in der mexikanischen Mythologie (19 Textabb.) 848
3. **R. H. Mathews:** Some Initiation ceremonies of the Aborigines of Victoria . . . 872

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 21. Oktober 1905. Beisetzung von Bastians Leiche S. 880. — v. Richthofen, Laehr, Wheeler, Brandes, de Brazza † S. 880. — Neue Mitglieder S. 881. — Dankschreiben des Grafen Alexis Bobrinskoy S. 881. — Heimkehr von Fritsch, Baessler und v. Luschan, Ausreise von Grünwedel und Preuss S. 881. — Ernennung von F. W. K. Müller zum Professor und gleichzeitig mit Grünwedel zum Mitgliede der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen S. 881. — 70. Geburtstag von Lucae und 25jähriges Jubiläum Cordels als Berichterstatter für die Vossische Zeitung S. 882. — Einladung zum XV. Internationalen Amerikanisten-Kongress in Quebec S. 882. — Die indianische Bevölkerung der alten Jesuitenreduktionen in Südamerika, **O. Cannstatt** S. 882. — Funde von Iwno, Kr. Schubin, Posen (19 Textabb.), **K. Brunner** S. 899. — Pseudoeolithen im nordischen Geschiebemergel, **Schweinfurth** S. 912. — Die paläolithischen Funde von Hundisburg (2 Textabb.), **F. Wiegers** S. 915. — Urnenfeld bei Wilmersdorf, Kr. Storkow-Beeskow, **H. Busse** S. 920. — Tahitische Legenden, **Baessler** S. 920. — Fischen auf Tahiti (6 Textabb.), **Baessler** S. 924.

Ausserordentliche Sitzung vom 11. November 1905. Begrüssung des Hrn. Haberer S. 940. — Die Menschenrassen des japanischen Reiches, **Haberer** S. 940.

Sitzung vom 18. November 1905. Förtsch † S. 945. — Neue Mitglieder S. 945. — Geschenk der Frau Räcke aus dem Nachlasse Bastians S. 945. — Begrüssung der Gäste und der Herren G. Fritsch und F. v. Luschan nach ihrer Heimkehr S. 945. — Blanckenhorns Ausreise nach Palästina und Ägypten S. 946. — Einladung des Hrn. Lejeal zum Internationalen Anthropologen-Kongress in Monaco S. 946. — Die Adalbertsteine zu Strelno, Kujawien (2 Textabb.), **Lehmann-Nitsche** S. 946. — Anthropologische Betrachtungen über die Heikum und Kungbuschleute, **Werner** S. 952. — Reste einer steinzeitlichen Ansiedlung im ostpreussischen Oberlande (20 Textabb.) **E. Schnippel** S. 952. — Verzierte Hirschgeweihstange, **G. Fritsch** S. 969. — Versteinerter Ausguss von dem Mokassin eines Indianers, **G. Fritsch** S. 970. — Abbildungen von alten beschnitzten Maori-Särgen (Taf. X—XII und 1 Textabb.), **Baessler** S. 971. — Ethnographische Forschungen im Grenzgebiete zwischen Peru und Bolivien, **E. Nordenskiöld** S. 973. — Zapotekische Bilderschriften, **E. Seler** S. 973.

Sitzung vom 16. Dezember 1905. v. Leuthold, Rabl-Rückhard, Graeven † S. 974. — Neue Mitglieder für 1905 S. 974. — Schenkung der Frau Geheimrat Virchow S. 974. — Schreiben des Hrn. Generaldirektor Dr. Schöne S. 974. — Verwaltungsbericht für das Jahr 1905, **Lissauer** S. 975. — Rechnungsbericht für das Jahr 1905, **Sökeland** S. 979. — Wahl des Vorstandes für das Jahr 1906 S. 980. — Neue Mitglieder für 1906 S. 981. — Einladung zum VI. Internationalen Kongress für Kriminal-Anthropologie in Turin S. 981. — Begrüssung der Gäste S. 981. — Bericht über den Fortgang der Arbeiten zur Rethra-Forschung (7 Textabb.), **G. Oesten** S. 981. — Bemerkungen zur Mitteilung des Hrn. J. Kollmann über Rassengehirne, **H. ten Kate** S. 991. — Bericht über den Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1905, **H. Virchow** S. 991. — Aztekische Ortsnamen in Mittelamerika, **K. Sapper** S. 1002. — Eine Doppelaxt aus Kupfer von Ellierode, Kr. Northeim, Hannover (2 Textabb.), **Lissauer** S. 1007. — Das ethnische Problem des antiken Griechenland, **M. Kiessling** S. 1009, **Oppert** S. 1023. — Über die Beziehungen der Kreidemühlen zur Eolithenfrage, **Hahne** S. 1024. — Berichtigung S. 1035.

III. Literarische Besprechungen.

Uhle, Max, Pachacamac. Philadelphia Pa. 1903, S. 1036. — Müller, Sophus, Urgeschichte Europas. Strassburg 1905, S. 1039. — Hahn, Eduard, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur. Heidelberg 1905, S. 1041. — Naue, A. W., Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass. Strassburg 1905, S. 1042.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . . S. 1043

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis . . . . . S. 1049

Verzeichnis der Tafeln und Kartenbeilagen.

Tafel I u. II. Datierbare Silexgeräte aus den Türkisminen von Maghara, Sinaihalbinsel S. 173.

„ III. Schädel mit einem Processus asteriacus S. 207.

„ IV. Bildnis von Adolf Bastian S. 233.

„ V—VIII. Füsse von Chinesinnen S. 567.

„ IX. Mumie aus Australien S. 772.

„ X—XII. Abbildungen von alten beschnitzten Maori-Särgen S. 971.

Kartenbeilage: Typenkarte der Absatzäxte S. 793.

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1905.

Vorstand, 1. Januar 1905.

Dr. A. **Lissauer**, Sanitätsrat, Professor, Vorsitzender.

Dr. K. **von den Steinen**, Professor, Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde.
Dr. W. **Waldeyer**, Professor, Geh. Med.-Rat.
} Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Richard **Neuhauss**, Schriftführer.
Dr. phil. Paul **Traeger**, Schriftführer.
Dr. A. **Voss**, Geh. Regierungsrat, Direktor der vaterländischen Abteilung des Kgl. Museums für Völkerkunde u. d. Samml. f. deutsche Volkskunde, Schriftführer.
Hermann **Sökeland**, Fabrikant, Schatzmeister.

Ausschuss, 21. Januar 1905.

Dr. jur. v. **Kaufmann**, Geh. Regierungsrat, Professor, Obmann.

Dr. phil. A. **Bässler**, Geh. Hofrat, Professor.
Dr. med. et phil. P. **Ehrenreich**, Privatdozent.
E. **Friedel**, Geh. Regierungsrat, Stadtrat.
Dr. **F. W. K. Müller**, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde.
Dr. med. et phil. F. v. **Luschan**, Prof., Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde.
Dr. jur. G. **Minden**, Syndikus.
P. **Staudinger**.
Dr. med. **C. Strauch**, Privatdoz., Gerichtsarzt.

Organ der Gesellschaft: Zeitschrift für Ethnologie.

Redaktions-Kommission: **Lissauer**, **K. von den Steinen** und **Voss**.
Anthropologische Kommission: **Lissauer**, **v. Luschan** und **C. Strauch**.
Bibliotheks-Kommission: **Lissauer**, **Maass**, **Traeger**.
Kustos der Photographien-Sammlung: **Neuhauss**.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1905.

1. Frau Gräfin **Uwarow**, Präsident der Kaiserlich Russischen Archäologischen Gesellschaft, Moskau, erwählt den 21. Dezember 1889.
2. Fräulein Johanna **Mestorf**, Professor und Direktor des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel, erwählt den 18. Juli 1891.
3. Ministerialrat, Freiherr Ferdinand **v. Andrian-Werburg**, Ehrenpräsident d. Wiener anthropologischen Gesellschaft, Aussee, Steiermark, erwählt den 14. Juli 1894.
4. Prof. Dr. Johannes **Ranke**, erster Vorsitzender der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, General-Sekretär der Deutschen anthropolog. Gesellschaft, München, erwählt den 8. März 1895.

Korrespondierende Mitglieder,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Anutschin**, D., Dr., Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie, Moskau. 1889
2. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finnland. 1874
3. **Barnabei**, Professore, Rom. 1894
4. **Baye**, Baron Joseph de, Chateau Baye, Départ. Marne, Frankreich. 1890
5. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. The Chantry, Bradford-on-Avon (Wilts) England. 1871
6. **Bellucci**, Giuseppe, Prof., Dr., Perugia. 1881
7. **Blumentritt**, Ferdinand, Prof., Leitmeritz, Böhmen. 1900
8. **Boas**, Franz, Dr. phil., Prof., New-York. 1899
9. **Bonaparte**, Roland, Prinz, Paris. 1885
10. **Brigham**, William, T., A. M., A. A. S., Director of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History, Honolulu, Hawaiian Islands. 1898
11. **Brizio**, E., Professor, Director des Museo civico, Bologna. 1891
12. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Gen. of the Archaeolog. Survey of India, Edinburg. 1887
13. **Calvert**, Frank, Amer. Konsul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
14. **Capellini**, G., Prof., Senator, Bologna. 1871
15. **Capistrano de Abreu**, Dr. João, Rio de Janeiro. 1895
16. **Capitan**, Prof. Dr., Paris. 1904
17. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
18. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti di Antichità, Mailand. 1883
19. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirektor des Museums für Naturgeschichte, Lyon. 1881
20. **Costa**, Pereira da, Dr., Prof., Lissabon. 1872
21. **Dawkins**, W. Boyd, Professor, M. A., F. R. S., Woodhurst, Jallowfield, Manchester. 1877
22. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
23. **Delorme**, D. Ancien Ministre d'Haiti, Brüssel. 1897
24. **Dörpfeld**, Wilh., Professor, Dr., erster Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, Athen. 1903
25. **Dupont**, Ed., Direktor des Kgl. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
26. **Evans**, Sir John, D. C. L., L. L. D., F. R., S., Pres. Num. Society London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
27. **Fewkes**, J. Walter, Washington. 1900
28. **Flex**, Oscar, Missionär, Karlsruhe. 1873
29. **Garson**, J. G., M. D., London. 1889
30. **Gerlach**, Dr. me., Hongkong. 1880
31. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
32. **Guimet**, Emile, Lyon. 1882
33. **Haddon**, A. C., Sc. D., F. R. S. President of the Anthropolog. Institute of Great Britain and Ireland, Cambridge. 1903
34. **Hamdy Bey**, Direktor d. Grossh. Ottomanischen Museums, Konstantinopel. 1894
35. **Hampel**, Josef, Professor, Dr., Kustos am National-Museum, Budapest. 1884
36. **Hamy**, Ernest, Dr., Professeur d'Anthropologie au Muséum d'hist. naturelle, Membre de l'Institut, Paris. 1882
37. **Hausmann**, Professor, Dorpat. 1896

38. **Heger**, Franz, K. und K. Regierungsrat, Direktor der Anthropologisch-Ethnographischen Abteilung am K. K. Naturhistor. Hofmuseum, Wien. 1893
39. **Heierli**, J., Dr. hon. c., Privat-Docent, Zürich. 1890
40. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom. 1883
41. **Herrmann**, Anton, Dr. phil., Professor, Budapest. 1889
42. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
43. **Hirth**, Fr., Dr., Professor, New-York. 1886
44. **Holmes**, William H., Head Curator of the Unit. States National Museum, Chief Bureau of American Ethnology, Washington. D. C. 1903
45. **Hörmann**, Konstantin, Hofrat, Direktor des Landes-Museums, Sarajevo, Bosnien. 1894
46. **Hörnes**, Moriz, Dr. phil., Prof., Wien. 1894
47. **Houtum-Schindler**, A., General, Teheran. 1878
48. **Jacques**, Victor, Dr., Secrétaire de la Société d'Anthrop., Brüssel. 1889
49. **Jhering**, Hermann von, Dr., Director do Museo zoologico, São Paulo, Brasilien. 1886
50. **Kate**, H. ten, Dr., Batavia, Java. 1886
51. **Kern**, H., Prof. Dr. phil., Leiden. 1898
52. **Koganei**, R., Dr. med. Prof. a. d. Univ. Tokio. 1904
53. **Kollmann**, J., Dr. med., Prof., Basel. 1887
54. **Lacerda**, Dr., Professor, Direktor des National-Museums, Rio de Janeiro. 1889
55. **Lortet**, Louis, Prof. Dr., Direktor des naturhist. Museums, Lyon. 1883
56. **Lubbock**, Sir John, Bart., M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
57. **Macalister**, Prof. der Anatomie, Cambridge, England. 1893
58. **Makowsky**, Alexander, Dr. phil., Professor, Brünn, Mähren. 1897
59. **Man**, Edward Horace, Esq., C. F. E. St. Helens, Preston Park, Brighton. 1904
60. **Manouvrier**, L., Prof Dr., Paris. 1904
61. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director des National-Museums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871
62. **Marchesetti**, Carlo de, Dr., Dir. des naturhistorischen Museums, Triest. 1887
63. **Martin**, F. R., Dr. phil., Assistent am archäologisch-historischen Staatsmuseum, Stockholm. 1898
64. **Mason**, Otis T., A. M., Ph. D., Curator of the Department of Ethnology in the United States Nat. Mus., Smiths. Institution, Washington, D. C. 1895
65. **Mc Gee**, W. J., Dr., President of the American Anthropol. Association, Washington. D. C. 1903
66. **Montelius**, Oscar, Dr. phil., Prof., Stockholm. 1872
67. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, La Plata. 1878
68. **Morgan**, J. de, z. Z. in Persien. 1897
69. **Morse**, Edw. S., Professor Dr., Director der Peabody Academy of Science, Salem, Mass. 1889
70. **Morselli**, Enrico, Dr. med., Professor, Direttore della Clinica Psichiatrica della R. Università, Genua. 1881
71. **Much**, Matthäus, Dr. jur., Regierungsrat, Mitglied und Konservator der K. K. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Hietzing bei Wien. 1894
72. **Müller**, Sophus, Dr., Direktor des National-Museums, Kopenhagen. 1882
73. **Munro**, Robert, M. A., M. D., F. R., S. E., Secretary of the Society of Antiquaries of Scotland, Edinburg. 1897
74. **Noetling**, Dr. phil., Palaeontologist of the Geological Survey of India, Calcutta. 1894
75. **Orsi**, Paolo, Prof. Dr., Direttore del Museo Nazionale, Syracus. 1888
76. **Peñafiel**, Antonio, Dr., Prof., Mexico. 1891

77. **Petrie**, W. M. Flinders, M. C. L., L. L. D., Edwards-Professor of Egyptology in the University College, London. 1897
78. **Pigorini**, Luigi, Prof., Direktor des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom. 1871
79. **Pisko**, Leiter des K. und K. österr.-ungar. General-Konsulates in Shanghai (China). 1895
80. **Prosdocimi**, Alessandro, Cav., Professor, Dr., Este, Italien. 1889
81. **Putnam**, F. W., Professor, Curator of the Peabody Museum, Harvard University, Cambridge, Mass. 1903
82. **Radloff**, W., Dr., Akademiker, St. Petersburg. 1884
83. **Reinach**, Salomon, Dir. des Museums v. St. Germain-en-Laye. Mitglied des Instituts. 1904
84. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882
85. **Riedel**, J. Gerard Friedr., Niederländischer Resident, Haag. 1871
86. **Risley**, H. H., President Asiatic Soc. of Bengal, Calcutta. 1895
87. **Rivett-Carnac**, J. H., Colonel, Aide de Camp of His Majesty the King, Schloss Wildeck, Aargau, Schweiz. 1882
88. **Salinas**, Antonio, Professor, Direktor d. National-Museums, Palermo. 1883
89. **Schmeltz**, J. D. E., Dr. phil., Direktor des Ethnographisch Rijksmuseum, Leiden. 1894
90. **Schulze**, L. F. M., Kapitän a. D., Batavia, Java. 1898
91. **Sergi**, Giuseppe, Professor Dr., Direktor d. anthrop. Museums, Rom. 1891
92. **Stieda**, Ludw., Geh. Medizinalrat, Professor Dr., Königsberg i. Pr. 1883
93. **Stolpe**, Hjalmar, Dr. phil., Direktor des ethnographischen Reichsmuseums, Stockholm. 1894
94. **Studer**, Theophil, Dr., Prof., Bern. 1885
95. **Stuers**, Jonkheer Victor de, Meester, Referendaris Chef der Afdeeling Kunsten en Wetenschapen aan het Departement van Binnenlandsche Zaken, Haag. 1900
96. **Szombathy**, Josef, Kustos am K. K. naturhistor. Hofmuseum, Wien. 1894
97. **Tarenetzky**, Dr., Prof., Präsident der Anthropolog. Gesellschaft der Kaiserl. Militär-Akademie, St. Petersburg. 1899
98. **Topinard**, Paul, Dr., Professor, Paris. 1879
99. **Troll**, Joseph, Dr., Wien. 1890
100. **Truhelka**, Ciro, Kustos am Bosnisch - Hercegowinischen Landes - Museum, Sarajevo, Bosnien. 1894
101. **Tsuboi**, S., Dr., Prof. a. d. Univ. Tokio. 1904
102. **Turner**, Sir William, Prof. der Anatomie, Edinburg. 1890
103. **Tylor**, Edward, B., Professor d. Anthropologie, Kurator des Museums, Oxford. 1893
104. **Vedel**, E., Amtmann, Vizepräsident der Königl. Gesellschaft für nordische Altertumskunde, Sorö, Dänemark. 1887
105. **Watson**, Dr. med., Professor, Adelaide, Australien 1898
106. **Weisbach**, Augustin, Dr. med., General-Stabsarzt, Graz. 1871
107. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U. S. Army, Washington, D. C. 1876
108. **Wieser, Ritter von Wiesenhort**. Franz, Dr. phil., Professor, Präsident des Ferdinandeums, Innsbruck. 1894
109. **Wilson**, Dr. med., Professor, Sydney, Australien. 1898
110. **Zampa**, Raffaello, Professor Dr., Perugia per Bosco. 1891
111. **Zichy**, Eugen, Graf, Budapest. 1897
112. **Zwingmann**, Georg, Dr., Med.-Inspektor, Kursk, Russland. 1873

Ordentliche Mitglieder, 1905.

a) Immerwährende (nach § 14 der Statuten).

1. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
2. **Corning**, Dr. med., Morillon, Genf.
3. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med. et phil., Privatdozent, Berlin.
4. **Loubat**, Duc de, Exzellenz, Paris.
5. **Riegler**, C., Direktor, Stuttgart.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin.
2. **Adler**, E., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
3. **Adolf Friedrich**, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Berlin.
4. **Ahrens**, Dr. med., Berlin.
5. **Albrecht**, Gustav, Dr. phil., Charlottenburg.
6. **Albu**, Dr. med., Privatdozent, Berlin.
7. **Alsberg**, M., Dr. med., Sanitätsrat, Kassel.
8. **Altertumsverein**, Worms.
9. **Altrichter**, Karl, Gerichts-Sekretär, Berlin.
10. **Andree**, Rich., Dr. phil., Professor, München.
11. **Ankermann**, Bernhard, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde. Berlin.
12. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
13. **Ascher**, Hugo, Kaufmann, Berlin.
14. **Ascherson**, P., Dr. phil. et med., Prof., Geh. Reg.-Rat, Berlin.
15. **Aschoff**, Albert, Dr. med., Berlin.
16. **Aschoff**, L., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
17. **Ash**, Julius, Fabrikant, Berlin.
18. **Audouard**, A., Major a.D., Charlottenburg.
19. **Auerbach**, Richard, Kaufmann, Charlottenburg.
20. **Bab**, Hans, prakt. Arzt, Charlottenburg.
21. **Baelz**, E., Dr. med., Geh. Hofrat, Professor an der Kaiserl. Universität Tokio, Japan.
22. **Bär**, Adolf, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
23. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Geh. Hofrat, Professor, Berlin.
24. **Barschall**, Max, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Berlin.
25. **Bartels**, Anna, Frau Geh. Rat, Berlin.
26. **Bartels**, Paul, Dr. med., Berlin.
27. **Bassermann**, Reichstags-Abgeordneter, Mannheim.
28. **Bastian**, A., Dr. med. et phil., Geh. Reg.-Rat, Professor, Direktor des Königl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
29. **Bauer**, D. Guillermo, Dr., Mexiko.
30. **Bauer**, Fr., Baurat, Magdeburg.
31. **Begemann**, Dr. phil., Gymnasial-Direktor, Neu-Ruppin.
32. **Behla**, Robert, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Potsdam.
33. **Behlen**, Heinr., Oberförster, Haiger, Reg.-Bez. Wiesbaden.
34. **Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, Berlin.
35. **Belck**, Waldemar, Dr. phil., Frankfurt a. Main.
36. **Benda**, C., Dr. med., Privatdozent, Berlin.
37. **Berendt**, G., Dr. phil., Prof., Berlin.
38. **Bergmann**, Ernst v., Dr. med., Professor, Wirkl. Geheimer Rat, Exzellenz, Berlin.
39. **Bernhardt**, M., Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin.
40. **Beuster**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
41. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neu-Strelitz.
42. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
43. **Bibliothek**, Universitäts-, Basel.
44. **Bibliothek**, Universitäts-, Greifswald.
45. **Bibliothek**, Universitäts-, Tübingen.
46. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin.
47. **Blankenhorn**, **M.**, Dr. phil., Privatdozent, Halensee.

48. **Blasius**, Wilhelm, Dr. phil., Geheimer Hofrat, Professor, Braunschweig.
49. **Bleyer**, Georg, Dr. med., Tijucas, Estado de Santa Catharina, Brasilien.
50. **Bloch**, Iwan, Dr. med., Berlin.
51. **Blumenthal**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
52. **Bohls**, J., Dr., Lehe.
53. **Bolle**, Dr. med., Alt-Moabit-Berlin.
54. **Bong**, Verlagsbuchhändler, Berlin.
55. **Bormann**, Alfred, Dr. med., Oberarzt, Engers bei Koblenz.
56. **Born**, L., Dr., Prof., Corps-Rossarzt a. D., Berlin.
57. **Bouchal**, Leo, Dr. jur., Wien.
58. **Bracht**, Eugen, Landschafts-Maler, Professor, Dresden.
59. **Bramann**, v., Dr. med., Professor, Halle a. S.
60. **Brand**, E. v., Oberstleutnant a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
61. **Brandt**, v., K. deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D., Wirkl. Geheimer Rat, Exz., Weimar.
62. **Brasch**, Felix, Dr. med., Berlin.
63. **Brecht**, Gustav, Dr., Oberbürgermeister a. D., Quedlinburg.
64. **Bredow**, v., Rittmeister a. D., Berlin.
65. **Bredow**, Ernst v., Retzow b. Buschow.
66. **Breysig**, Kurt, Dr., Professor an der Universität Berlin, Schmargendorf.
67. **Brösike**, G., Dr. med., Halensee b. Berlin.
68. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
69. **Brühl**, Dr. med., Berlin.
70. **Brunner**, K., Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Steglitz b. Berlin.
71. **Brunnhofer**, Hermann, Dr. phil., Bibliothekar a. d. Eidgenöss. Centralbibliothek, Bern.
72. **Buchholz**, Rudolf, Kustos des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin.
73. **Busch**, Friedr., Dr. med., Prof., Charlottenburg.
74. **Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserl. Marine-Stabsarzt a. D., Stettin.
75. **Buschke**, A., Dr. med., Privatdozent, Berlin.
76. **Busse**, Herm., Woltersdorfer Schleuse bei Erkner.
77. **Caro**, Henry, Dr. med., Berlin.
78. **Cleve**, G. L., Pastor, Tandala, Afrika.
79. **Cohn**, William, stud. phil., Berlin.
80. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Nicolassee, Post Wannsee bei Berlin.
81. **Croner**, Eduard, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Berlin.
82. **Davidsohn**, H., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
83. **Dempwolff**, Dr. med., Stabsarzt, Berlin.
84. **Diercks**, Gustav, Dr. phil., Steglitz.
85. **Dieseldorff**, Erw. P., Coban, Guatemala.
86. **Diest**, v., Gen.-Leutn. z. D., Exz., Stettin.
87. **Dittmer**, Ludwig, Dr. med., Berlin.
88. **Domnick**, Pfarrer, Pfaffendorf, Mark.
89. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
90. **Doutté**, Edmond, Professeur d'Arabe, Algier.
91. **Ehlers**, Dr. med., Berlin.
92. **Elkan**, Max, Kaufmann, Berlin.
93. **Ende**, H., Königl. Baurat, Geheimer Regierungsrat, Professor, Berlin.
94. **Engel**, Hermann, Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
95. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Österr. Gesandter und Kammerherr, Lissabon.
96. **Erdeljanović**, Jovan, Professor, Leipzig-Connewitz.
97. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München.
98. **Falkenberg**, Wilh., Dr. med., Oberarzt an der Irrenanstalt Herzberge, Berlin.
99. **Fasbender**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
100. **Favreau**, Dr. jur., Rechtsanwalt, Neuhaldensleben.
101. **Felkin**, Robert W., Dr. med., London.
102. **Feyerabend**, Dr. phil., Direktor des Kaiser Friedrich Museums, Görlitz.
103. **Finn**, W., K. Translator, Berlin.
104. **Fischer**, Adolf, Professor, Shanghai.
105. **Fläschendräger**, Fabrikdirektor und Stadtrat a. D., Cassel.
106. **Fliedner**, Karl, Dr. med., Monsheim b. Worms.
107. **Florschütz**, Dr. med., Gotha.
108. **Förtsch**, Major a. D., Dr. phil., Museumsdirektor, Halle a. S.
109. **Foy**, Willy, Dr., Direktor am Rautenstrauch-Joest-Museum (Städtisches Museum für Völkerkunde), Cöln a. Rh.

110. **Fränkel**, Bernhard, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Berlin.
111. **Freudenthal**, Arnold, Dr. med., Berlin.
112. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
113. **Friedel**, Ernst, Geh. Regierungsrat, Stadtrat, Berlin.
114. **Friedemann**, Max, cand. med., Göttingen.
115. **Friedländer**, Benedict, Dr. phil., Berlin.
116. **Friedländer**, Immanuel, Dr. phil., Neapel.
117. **Friedrich**, Woldemar, Maler, Prof., Berlin.
118. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
119. **Fritsch**, Gustav, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Gross-Lichterfelde b. Berlin.
120. **Fritsch**, K. E. O., Professor, Waren, Mecklenburg.
121. **Fritsche**, Dr. med., Generalarzt a. D., Friedenau-Berlin.
122. **Frobenius**, Leo, Berlin.
123. **Fühner**, Hermann, Dr., Strassburg i. E.
124. **Fülleborn**, Dr. med., Regierungsarzt, Hamburg.
125. **Gaedcke**, Karl, Ober-Lehrer, Salzwedel.
126. **Gesellschaft**, Anthropologische, Cöln.
127. **Gesellschaft**, Deutsche Kolonial-, (Abteilung Berlin-Charlottenburg) Berlin.
128. **Gesellschaft**, historische Bromberg.
129. **Gessner**, Hans, Baumeister, Berlin.
130. **Giebeler**, C., Ingenieur, Gross-Lichterfelde O.
131. **Glümer**, v., Leutnant a. D., Sekretär der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen, Essen (Ruhr).
132. **Görke**, Franz, Direktor, Berlin.
133. **Götz**, G., Dr. med., Obermedizinalrat, Neu-Strelitz.
134. **Götze**, Alfred, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
135. **Goldschmidt**, Heinr., Bankier, Berlin.
136. **Goldschmidt**, Oskar, Dr. jur., München.
137. **Golm**, Eugen, Verlagsbuchhändler, Berlin.
138. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Privatdozent, Berlin.
139. **Graebner**, Fritz, Dr., Berlin.
140. **Grempler**, Wilhelm, Dr. phil. hon. c., Dr. med., Professor, Geh. Sanitätsrat, Breslau.
141. **Grimm**, Theodor, Berlin.
142. **Grosse**, Hermann, Lehrer, Berlin.
143. **Grossmann**, Louis, Rabbiner und Professor am Hebrew Union College, Cincinnati, Ohio, America.
144 **Grubert**, Dr. med., Falkenberg, Pommern.
145. **Grünwedel**, A., Prof. Dr., Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, Gross-Lichterfelde.
146. **Gudewill**, John Carl, Rentner, Braunschweig.
147. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
148. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
149. **Guthknecht**, Gustav, Maler, Steglitz b. Berlin.
150. **Gutzmann**, H., Dr. med., Berlin.
151. **Haake**, Dr. med., Braunschweig.
152. **Hänisch**, Harry, Dr. med., Berlin.
153. **Hagen**, B., Dr., Hofrat, Frankfurt a. M.
154. **Hagen**, Joachim Otto von der, Schmiedeberg bei Greifenberg.
155. **Hagenbeck**, Karl, Tierhändler, Stellingen bei Hamburg.
156. **Hahn**, Eduard, Dr. phil., Berlin.
157. **Hahne**, Hans, Dr. med., Magdeburg.
158. **Hake**, Georg v., Ritterguts-Besitzer, Klein-Machnow b. Berlin.
159. **Hallgarten**, Charles L., Frankfurt a. M.
160. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe, Westpriegnitz.
161. **Hansemann**, David v., Dr. med., Prof., Prosektor am Krankenhause Friedrichshain, Grunewald.
162. **Hardenberg**, Freiherr v., Majoratsherr in Schlöben b. Roda, Sachsen-Altenburg.
163. **Hartmann**, Herm., Dr. phil., Prof., Landsberg a. W.
164. **Hartwich**, Karl, Dr. phil., Professor, Zürich.
165. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Berlin.
166. **Heck**, Dr. phil., Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin.
167. **Hecker**, Hilmar, Dr., phil., Bonn a. Rh.
168. **Heilborn**, Ad., Dr. med., Steglitz-Berlin.

169. **Heimann**, Ernst A., Dr. med., Charlottenburg.
170. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
171. **Helbig**, Georg, Maler, Berlin.
172. **Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Geh. Regierungsrat, Professor, Berlin.
173. **Hennig**, Paul, Rechtsanwalt, Berlin.
174. **Henning**, R., Dr. phil., Prof., Strassburg im Elsass.
175. **Hermann**, R., Berlin.
176. **Herrmann**, Wilh., Eisenbahn-Ingenieur, Neuweissensee-Berlin.
177. **Heyl**, Erwin, Frhr. v., Gesandtschafts-Attaché, Worms a. Rh.
178. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Professor, Geheimer Medizinalrat, Berlin.
179. **Hobus**, Felix, Provinzialvikar der Neumark, Dechsel, Kr. Landsberg a. W.
180. **Hölder**, v., Dr. med., Ober-Medizinalrat, Stuttgart.
181. **Höner**, F., Zahnkünstler, Berlin.
182. **Hofmeier**, J., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
183. **Horn**, O., Dr. med., Sanitätsrat, Kreisphysikus, Tondern.
184. **Honzik**, Ed., Ingenieur, Architekt beim Kriegsministerium, Bukarest.
185. **Huguenel**, E., Apotheker, Potsdam.
186. **Institut**, Kaiserlich Archäologisches, Berlin.
187. **Israel**, Oskar, Dr. med., Prof., Berlin.
188. **Jackschath**, E., Tierarzt, Tilsit.
189. **Jacobi**, Alfred, Dr., prakt. Zahnarzt, Steglitz b. Berlin.
190. **Jacubowski**, Apotheker, Borsigwalde b. Tegel.
191. **Jaeger**, Erwin, Dr. med., Leipzig.
192. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Gross-Lichterfelde.
193. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
194. **Jannasch**, R., Dr. jur. et. phil., Prof., Vorsitzender des Zentral-Vereins für Handels-Geographie, Berlin.
195. **Jentsch**, Hugo, Dr. phil., Prof., Guben.
196. **Jumpertz**, Dr., Oberlehrer, Gross-Lichterfelde b. Berlin.
197. **Kandt**, R., Dr. med., prakt. Arzt, Berlin.
198. **Katz**, Otto, Dr. med., Charlottenburg.
199. **Kaufmann**, Richard v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin.
200. **Kaufmann**, Dr. med., Professor, Rom.
201. **Kay**, Charles de, General-Konsul a. D., New York.
202. **Keller**, Paul, Dr., Berlin.
203. **Kiessling**, Max, Dr. phil., Assistent am Seminar für historische Geographie, Berlin.
204. **Kirchhoff**, Dr. phil., Prof., Mockau bei Leipzig.
205. **Kirchhoff**, Xaver, Ingenieur, Friedenau.
206. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
207. **Klaatsch**, Hermann, Dr. med., Prof., Heidelberg.
208. **Koch**, Max, Dr. med., Charlottenburg.
209. **Koch**, Robert, Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin.
210. **Koch**, Theodor, Dr. phil., Gross-Lichterfelde b. Berlin.
211. **Kofler**, Friedrich, Hofrat, Darmstadt.
212. **Kolle**, Wilhelm, Prof. Dr., Berlin.
213. **Kollm**, Hauptmann a. D., General-Sekretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
214. **Konicki**, Julius, Rentier, Berlin.
215. **Kossinna**, Gustaf, Dr. phil., Professor, Gross-Lichterfelde b. Berlin.
216. **Kraemer**, Augustin, Dr. med., Prof., Ober-Stabsarzt, Kiel.
217. **Kraemer**, Hans, Berlin.
218. **Krause**, Eduard, Konservator am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
219. **Krause**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin.
220. **Krause**, Karl, Dr. med., Stabsarzt, Berlin.
221. **Krause**, L., Versicherungs-Beamter, Rostock.
222. **Krause**, Wilhelm, Dr. med., Prof., Geh. Med. Rat, Charlottenburg.
223. **Kretschmer**, Konrad, Dr. phil., Professor, Charlottenburg.
224. **Kretschmer**, Paul, Dr. phil., Professor, Wien.
225. **Kriegel**, Friedr., Dr. med., Berlin.
226. **Kronecker**, Franz, Dr., Berlin.
227. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
228. **Kronthal**, Karl, Dr. med., Berlin.
229. **Kruse**, W., Dr. med., Prof., Bonn.
230. **Kühl**, W. H., Buchhändler, Berlin.

231. **Kurtz**, F., Dr. phil., Prof., Córdoba, República Argentina.
232. **Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
233. **Lachmann**, Georg, Kaufmann, Berlin.
234. **Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, Berlin.
235. **Lähr**, Dr. med., Prof., Geh. Sanitätsrat, Zehlendorf.
236. **Landau**, H., Bankier, Berlin.
237. **Landau**, W., Freiherr v., Dr. phil., Berlin.
238. **Langay**, J., Architekt, Berlin.
239. **Langen**, Königl. Baurat, Berlin.
240. **Langenmayr**, Paul, Rechtsanwalt, Pinne, Prov. Posen.
241. **Langerhans**, Wilhelm, Landgerichtsrat, Grunewald-Berlin.
242. **Lasch**, Richard, Dr. med., K. K. Bezirksarzt, Horn, Nieder-Österreich.
243. **Laschke**, Alexander, Kais. Reichsbank-Oberbuchhalter, Berlin.
244. **Lassar**, O., Dr. med., Professor, Berlin.
245. **Le Coq**, Albert v., Dr., Charlottenburg.
246. **Lehmann**, Carl F., Dr. jur. et phil., Professor, Berlin.
247. **Lehmann**, Walter, Dr. med., Berlin.
248. **Lehmann-Nitsche**, R., Dr. med. et phil., La Plata, Argentinien.
249. **Lehnerdt**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
250. **Lemcke**, Dr. phil., Prof., Gymnasial-Direktor, Stettin.
251. **Lemke**, Elisabeth, Fräulein, Berlin.
252. **Leonhardi**, Moritz Freiherr v., Gross-Karben, Grossherzogtum Hessen.
253. **Levin**, Moritz, Dr. phil., Berlin.
254. **Levinstein**, Walter, Dr. med., Schöneberg b. Berlin.
255. **Lewitt**, Dr. med., Arzt, Berlin.
256. **Liebermann**, F. v., Dr. med., Berlin.
257. **Liebermann**, F., Dr. phil., Prof., Berlin.
258. **Liebreich**, Oskar, Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin.
259. **Lindenschmit**, Dirigent des Röm.-Germanischen Central-Museums, Mainz.
260. **Lion**, Landgerichtsrat a. D., Berlin.
261. **Lippstreu**, Otto, Dr., Privatdozent an der Technischen Hochschule, Berlin.
262. **Lissauer**, A., Dr. med., Professor, Sanitätsrat, Berlin.
263. **Löw**, E., Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
264. **Lohmann**, Ernst, Pastor, Freienwalde a. d. O.
265. **Lucae**, Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin.
266. **Lüdemann**, R., Landmesser und Kulturingenieur, Schöneberg-Berlin.
267. **Ludwig**, H., Zeichenlehrer, Berlin.
268. **Lühe**, Dr. med., Generalarzt a. D., Königsberg i. Pr.
269. **Luschan**, F. v., Dr. med. et phil., Prof., Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin.
270. **Maass**, Alfred, Berlin.
271. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
272. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.
273. **Mac Curdy**, George Grant, Lecturer in Anthropology and Curator of the Anthropol. Collection, Yale University, New Haven, America.
274. **Madsen**, Peter, Baumeister, Döllnitz, Saalkreis.
275. **Magnus**, P., Dr. phil., Prof., Berlin.
276. **Majewski**, Erasm., Dr. phil., Warschau.
277. **Majewski**, Fräul. Xenia, Trapezunt.
278. **Mankiewicz**, Otto, Dr. med., Berlin.
279. **Mansfeld**, Dr. med., Stabsarzt, Berlin.
280. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
281. **Maren**, Dr., Grunewald-Berlin.
282. **Martin**, A. E., Dr. med., Professor, Greifswald.
283. **Martin**, Rudolf, Dr. med., Professor für Anthropologie, Zürich.
284. **Martini**, Erich, Prof., Dr., Marine-Oberstabsarzt, Berlin.
285. **Maška**, Karl J., Oberrealschuldirektor, Teltsch, Mähren.
286. **Maschke**, Ernst, Dr. med., Arzt, Halensee.
287. **Matschie**, Paul, Prof. Dr., Kustos am Zoolog. Museum, Berlin.
288. **Maurer**, Herman, Revisor, Berlin.
289. **Mayet**, Lucien, Dr. med., Interne des Hôpitaux, Préparateur à la Faculté, Lyon, Frankreich.
290. **Meisner**, Dr. med., Generalarzt a. D., Berlin.
291. **Meitzen**, August, Dr., Professor, Geh. Regierungsrat, Berlin.
292. **Mendel**, E., Dr. med., Professor, Berlin.

293. **Merker**, Hauptmann in der Kaiserl. Schutztruppe, Militärstation Moschi, Ostafrika.
294. **Messerschmidt**, Dr., Assistent an der Vorderasiat. Abteilung des Königl. Museums, Berlin.
295. **Meyer**, Alfred G., Dr. phil., Prof., Direktor des Luisenstädtischen Real-Gymnasiums, Berlin.
296. **Meyer**, Eduard, Prof. Dr., Gross-Lichterfelde.
297. **Meyer**, Ernst, Pastor, Königsmark in der Altmark.
298. **Meyer**, Ferdinand, Bankier, Frankfurt a. M.
299. **Meyer**, Hans, Dr. phil., Prof., Leipzig.
300. **Meyer**, Herrmann, Dr. phil., Leipzig.
301. **Michel**, Gustav, Dr. med., Hermeskeil b. Trier.
302. **Mielke**, Robert, Zeichenlehrer und Schriftsteller, Charlottenburg.
303. **Milchner**, M., Kaufmann, Berlin.
304. **Milchner**, R., Dr. med., Berlin.
305. **Minden**, Frau Franka, Berlin.
306. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
307. **Miske**, Kálmán, Freiherr v., Köszeg (Günz), Ungarn.
308. **Möbius**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrat, Direktor d. zoologischen Abteilung des Königl. Museums für Naturkunde, Berlin.
309. **Möller**, Armin, Kustos am städtischen Museum, Weimar.
310. **Morwitz**, Martin, Rentier, Charlottenburg.
311. **Müller-Beeck**, Georg, Kais. Deutscher Konsul, Nagasaki, Japan.
312. **Müller**, Carl, Privatier, Berlin.
313. **Müller**, F. W. K., Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Wilmersdorf bei Berlin.
314. **Müller**, W., Stud. rer. nat., Berlin.
315. **Müller**, Wilh., stud. geod., Salzwedel.
316. **Münsterberg**, Oscar, Dr. phil., Berlin.
317. **Munk**, Hermann, Dr. med., Professor, Geh. Regierungsrat, Berlin.
318. **Museum**, Gräflich Dzieduszyckisches, Lemberg, Galizien.
319. **Museum**, Städtisches, Dortmund.
320. **Museum**, Grossherzogl. Germanisches, Jena.
321. **Museum** für Völkerkunde, Leipzig.
322. **Museum** für Völkerkunde, Lübeck.
323. **Museum**, Provinzial-, Halle a. S.
324. **Museum**, städtisches, Braunschweig.
325. **Museum**, städtisches, Gera.
326. **Muskat**, Gustav, Dr. med., Berlin.
327. **Naumann**, Prof. Dr., Bautzen.
328. **Neergaard**, Dr., Inspektor am National-Museum, Kopenhagen.
329. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Gross-Lichterfelde b. Berlin.
330. **Neumann**, Alfred, Dr. med., Oberarzt am Krankenhaus Friedrichshain, Berlin.
331. **Neumann**, H., Dr. med., Privatdozent Berlin.
332. **Neumann**, Oskar, Berlin.
333. **Neumayer**, G. v., Dr. phil., Wirkl. Geh. Rat, Exz. Prof., Neustadt a. Haardt.
334. **Nopcsa**, Baron Franz, Szacsal, Ungarn.
335. **Nordheim**, Jakob, Hamburg.
336. **Obst**, Dr. med., Direktor des Museums für Völkerkunde, Leipzig.
337. **Oesten**, Gustav, Zivil-Ingenieur, Berlin.
338. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin.
339. **Oppenheim**, Max, Freiherr v., Dr. jur., Legationsrat, Kairo.
340. **Oppenheim**, Paul, Dr. phil., Charlottenburg.
341. **Oppert**, Gustav, Dr. phil., Professor, Berlin.
342. **Orth**, A., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin.
343. **Orth**, Joh., Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Grunewald-Berlin.
344. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, München.
345. **Ossowidzki**, Dr. med., Sanitätsrat, Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
346. **Paetel**, Alfred, Verlags-Buchhändler, Berlin.
347. **Palliardi**, Jaroslav, K. K. Notar, Mährisch-Budwitz, Mähren.
348. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
349. **Passow**, Dr. med., Professor, Heidelberg.
350. **Paulus**, Adolf, Hofrat, Berlin.
351. **Peiser**, Felix, Dr. phil., Privatdozent, Königsberg i. Pr.

352. **Pelizaeus**, W., Kgl. Spanischer Konsul, Kairo, Aegypten.
353. **Peronne**, Prediger, Prenzlau.
354. **Pflugmacher**, E., Dr. med., Generalarzt a. D., Potsdam.
355. **Pfuhl**, F., Dr. phil., Professor, Posen.
356. **Philip**, P., Dr. med., Berlin.
357. **Pinckernelle**, H., Dr. med., Breslau.
358. **Pinkus**, Felix, Dr. med., Berlin.
359. **Pippow**, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Grunewald-Berlin.
360. **Pittier de Fabrega**, Dir. des Instituto Fisico-Geografico, San José, Costa Rica.
361. **Platen-Venz**, v., Rittergutsbesitzer, Stralsund.
362. **Plötz**, Alfr., Dr. med., Schlachtensee bei Berlin.
363. **Pöch**, Rudolf, Dr. med., Wien.
364. **Poll**, Heinrich, Dr. med., Berlin.
365. **Ponfick**, Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Breslau.
366. **Posner**, C., Dr. med., Prof., Berlin.
367. **Preuss**, Theodor, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz b. Berlin.
368. **Prochno**, Apotheker, Blankenburg a. H.
369. **Putjatin**, Fürst Paul Arseniewitsch, St. Petersburg.
370. **Rabl-Rückhard**, H., Dr. med., Prof., Oberstabsarzt a. D., Meran.
371. **Rathgen**, F., Prof. Dr., Berlin.
372. **Reich**, Max, Dr. med., Ober-Stabsarzt der Marine, Leibarzt, Gross-Lichterfelde.
373. **Reinecke**, Paul, Dr. phil., Mainz.
374. **Reinecke**, Major a. D., Charlottenburg.
375. **Reinhardt**, Dr. phil., Oberlehrer, Rektor, Berlin.
376. **Reiss**, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Regierungsrat, Schloss Könitz (Thüringen).
377. **Remak**, E. J., Dr. med., Prof., Berlin.
378. **Richter**, Berth., Bankier, Berlin.
379. **Richter**, O., Dr. phil., Berlin.
380. **Richthofen**, F., Freiherr v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin.
381. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
382. **Roeber**, Ernst, Prof., Historienmaler, Rosenberg bei Kessenich-Bonn.
383. **Rogatz**, Hermann, Rektor, Gross-Lichterfelde.
384. **Röhl**, Baron v., Dr. jur., Landrichter, Altona.
385. **Rosenow**, Dr. med., Arzt, Eberswalde.
386. **Rösler**, E., Staatsrat, Tiflis, Kaukasus, Russland.
387. **Rosenbaum**, Adolf, Dr. med., Berlin.
388. **Rosenstein**, Siegmund, Direktor, Berlin.
389. **Rotter**, Dr. med., Prof., dirigierender Arzt am St. Hedwigs-Krankenhause, Berlin.
390. **Rück**, D., Cammin in Pommern.
391. **Ruge**, Karl, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Professor, Berlin.
392. **Ruge**, Paul, Dr. med., Medizinalrat, Berlin.
393. **Runkwitz**, Dr. med., General-Oberarzt der Marine, Kiel.
394. **Ruprecht**, Verlagsbuchhändler, Berlin.
395. **Salomon**, O., Dr., Berlin.
396. **Samson**, Alb., Brüssel.
397. **Samter**, Dr. med. Berlin.
398. **Sander**, W., Dr. med., Geh. Medizinalrat, Direktor, Dalldorf b. Berlin.
399. **Sander**, L., Marine-Stabsarzt a. D., Berlin.
400. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., Basel.
401. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., Basel.
402. **Saudé**, Emil, stud. phil., Berlin.
403. **Scharrer**, Viktor, Nürnberg.
404. **Scheve**, Alfred, Prediger, Missions-Sekretär a. D., Berlin.
405. **Schilling**, Hermann, Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
406. **Schlemm**, Julie, Fräulein, Berlin.
407. **Schliz**, Dr., Hofrat, Heilbronn a. N.
408. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
409. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Prof., Jena.
410. **Schmidt**, Max, Dr. jur., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz.
411. **Schmidt**, Hubert, Dr. phil., Berlin.
412. **Schoede**, Hermann, Berlin.
413. **Schöne**, Richard, Dr. phil., Wirkl. Geh. Rat, General-Direktor der Königl. Museen, Exzellenz, Berlin.
414. **Schötensack**, O., Dr. phil., Privatdozent, Heidelberg.

415. **Scholl**, Arthur, Dr. med., Berlin.
416. **Schröder**, Gustav, Zahnarzt, Cassel.
417. **Schulte im Hofe**, Dr. phil., Berlin.
418. **Schütte**, Dr. med., Iserlohn.
419. **Schütz**, W., Dr. med., Professor, Geh. Regierungsrat, Rektor der tierärztl. Hochschule, Berlin.
420. **Schütze**, Alb., Akademischer Künstler, Berlin.
421. **Schultze**, Hauptmann, Bischofsburg, Ostpreussen.
422. **Schultze**, Rentier, Charlottenburg.
423. **Schulze-Veltrup**, Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
424. **Schumann**, Hugo, prakt. Arzt, Sanitätsrat, Löcknitz, Pommern.
425. **Schuster**, G., Dr. phil., Königl. Haus-Archivar, Halensee.
426. **Schwabacher**, Adolf, Bankier, Berlin.
427. **Schweinfurth**, Georg, Dr. phil., Prof., Berlin, z. Z. auf Reisen.
428. **Schweinitz**, Graf Hans Hermann, Oberleutnant, Charlottenburg.
429. **Selenka**, Frau Prof., München.
430. **Seler**, Cäcilie, Frau Professor, Steglitz b. Berlin.
431. **Seler**, Eduard, Dr. phil., Professor, Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde, Steglitz b. Berlin.
432. **Siebold**, Heinr. v., Baron, Schloss Freudenstein, Eppan b. Bozen, Süd-Tirol.
433. **Sieglin**, W., Dr. phil., Professor, Steglitz.
434. **Siehe**, Dr. med., Sanitätsrat, Kreisphysikus, Züllichau.
435. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
436. **Simons**, E. M., Dr., Frauenarzt, Berlin.
437. **Sökeland**, Hermann, Fabrikant, Berlin.
438. **Sokolowsky**, Alexander, Dr. phil., Düsseldorf.
439. **Solberg**, Ole, Steglitz.
440. **Solger**, Friedr., Dr. phil., Jena.
441. **Sonnenburg**, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Professor, Direktor am Krankenhause Moabit, Berlin.
442. **Staatsschule**, höhere, Cuxhaven.
443. **Stahr**, H., Dr. med., Privatdozent, Berlin.
444. **Staudinger**, Paul, Mitglied des Kolonialrates, Berlin.
445. **Stechow**, Dr. med., General-Oberarzt, Divisions-Arzt, Hannover.
446. **Stegemann**, Privatier, Charlottenburg.
447. **Steinen**, Karl von den, Dr. med. et phil., Professor, Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde, Charlottenburg.
448. **Steinen**, Wilhelm von den, Maler, Gross-Lichterfelde b. Berlin.
449. **Steinthal**, Leop., Bankier, Steglitz.
450. **Steudel**, Dr. med., Oberstabsarzt vom Oberkommando der Schutztruppen, Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.
451. **Stephan**, Georg, Mühlen-Besitzer, Lichterfelder Buschmühle bei Sallgast, Kr. Luckau.
452. **Stephan**, J., Buchhändler, Berlin.
453. **Stimming**, Arzt, Gross-Wusterwitz bei Brandenburg a. d. H.
454. **Stönner**, Dr. phil., Berlin.
455. **Strassmann**, Paul, Dr. med., Professor, Berlin.
456. **Stratz**, Prof., Dr., Haag, Niederlande.
457. **Strauch**, Curt, Dr. med., Privatdozent, Gerichtsarzt, Berlin.
458. **Strauch**, Franz, Kontre-Admiral z. D., Friedenau b. Berlin.
459. **Strebel**, Hermann, Dr. phil. h. c., Hamburg, Eilbeck.
460. **Stubenvoll**, Hugo, Ingenieur, Vukovar a. d. Donau.
461. **Stucken**, Eduard, Berlin.
462. **Stuhlmann**, Dr. med., Kaiserl. Regierungsrat, Dar-es-Salam, Ost-Afrika.
463. **Taubner**, Dr. med., Halensee.
464. **Telge**, Paul, Hof-Juwelier, Berlin.
465. **Teutsch**, Julius, Likör-Fabrikant, Kronstadt, Siebenbürgen.
466. **Thilenius**, Dr. med., Prof., Hamburg.
467. **Thorner**, Eduard, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
468. **Thurnwald**, Richard, Dr., Friedenau bei Berlin.
469. **Tillmanns**, Dr. med., Medizinalrat, Professor, Leipzig.
470. **Timann**, F., Dr. med., Generalarzt XIV. Armeekorps, Karlsruhe.

471. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
472. **Török**, Aurel v., Dr. med., Prof., Direktor des anthropologischen Museums, Budapest.
473. **Tornow**, Max L., Montreux, Schweiz.
474. **Traeger**, Paul, Dr. phil., Zehlendorf b. Berlin.
475. **Uhle**, Max, Dr. phil., Philadelphia.
476. **Umlauff**, J. F. G., Naturalienhändler, Hamburg.
477. **Unger**, Ernst, Dr. med., Berlin.
478. **Urach**, Fürst von, Karl, Graf von Württemberg, Stuttgart.
479. **Vasel**, Gutsbesitzer, Beyerstedt b. Jerxheim.
480. **Velde**, Dr. med., Ober-Stabsarzt, Charlottenburg.
481. **Verein**, anthropologischer, Koburg.
482. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
483. **Verein** für Heimatskunde, Müncheberg.
484. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
485. **Vierkandt**, A., Dr., Privatdozent, Gross-Lichterfelde.
486. **Virchow**, Hans, Dr. med., Prof., Berlin.
487. **Vohsen**, Konsul a. D., Berlin.
488. **Volborth**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
489. **Vorländer**, H., Ritterguts-Besitzer, Dresden.
490. **Voss**, Albert, Dr. med., Geh. Reg.-Rat, Direktor der vaterländ. Abteil. d. Kgl. Museums f. Völkerkunde und d. Samml. f. deutsche Volkskunde, Berlin.
491. **Voswinkel**, Carl, Dr. med., Berlin.
492. **Wahl**, H., Bergwerksbesitzer, Hamburg.
493. **Walden**, Edgar, Halensee-Berlin.
494. **Waldenburg**, Alfr., Dr. med., Berlin.
495. **Waldeyer**, W., Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin.
496. **Weber**, W., Maler, Berlin.
497. **Weeren**, Julius, Dr. phil., Professor, Geh. Regierungsrat, Halensee-Berlin.
498. **Wegner**, Fr., Rektor, Berlin.
499. **Weigelt**, Dr., Prof., General-Sekretär d. Deutschen Fischerei-Vereins, Berlin.
500. **Weinitz**, F., Dr., Prof., Berlin.
501. **Weinzierl**, Robert, Ritter von, K. K. Konservator und Kustos des Museums, Teplitz.
502. **Weissenberg**, S., Dr. med., Elisabethgrad, Süd-Russland.
503. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Baumeister, Ortelsburg, Ostpr.
504. **Wendeler**, Paul, Ökonom u. Brauereibesitzer, Soldin.
505. **Wensiercki-Kwilecki**, Graf, Wroblewo bei Wronke, Prov. Posen.
506. **Werner**, Georg, Dr. med., Stabsarzt, Thorn.
507. **Werner**, Joh., Schlachthofdirektor, Stolp in Pommern.
508. **Widemann**, Wilhelm, Prof., Berlin.
509. **Wiechel**, Hugo, Ober-Baurat, Dresden.
510. **Wiese**, Karl, Berlin.
511. **Wilke**, Dr. med., Oberstabsarzt, Grimma i. S.
512. **Willers**, Heinr., Dr. phil., Hannover.
513. **Winkler**, Hugo, Dr. phil., Privatdozent, Deutsch-Wilmersdorf bei Berlin.
514. **Wittgenstein**, Wilhelm v., Gutsbesitzer, Berlin.
515. **Wolff**, Max, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Professor, Berlin.
516. **Wossidlo**, Dr. phil., Oberlehrer, Waren, Mecklenburg-Schwerin.
517. **Wolter**, Carl, Chemulpo, Korea.
518. **Wutzer**, H., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin.
519. **Zahn**, Robert, Dr. phil., Direktorial-Assistent bei den Königl. Museen, Berlin.
520. **Zander**, Kurt, Dr. jur., Geh. Regierungsrat, Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahn, Konstantinopel.
521. **Zechlin**, Konrad, Apothekenbesitzer, Salzwedel.
522. **Zenker**, Wilhelm, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Kreis-Physikus a. D., Bergquell-Frauendorf bei Stettin.
523. **Zschiesche**, Paul, Dr. med., Sanitätsrat, Erfurt.

(Abgeschlossen am 24. Januar 1905.)

Übersicht der unserer Gesellschaft durch Tausch, Ankauf oder Geschenk zugegangenen periodischen Veröffentlichungen.

Das nachstehende Verzeichnis dient ***zugleich als Empfangsbestätigung*** *der uns im letzten Jahre zugegangenen Schriften.*

Die mit * ***vermerkten Gesellschaften,*** *deren Schriften wir nicht erhalten haben, bitten wir um gefällige Nachlieferung der etwa erfolgten Publikationen* ***ausschliesslich*** *an die Adresse:*

Anthropologische Gesellschaft, Berlin SW., Königgrätzer Strasse 120.

Abgeschlossen am 15. Januar 1905.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Red. von A. Ploetz. I. Jahrg. Heft 1—6. (Angekauft.)
*2. „ Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen.
*3. „ Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde. (2 u. 3 von der General-Verwaltung der Königlichen Museen.)
*4. „ Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Königl. Museums für Völkerkunde. (V. d. D.)
5. „ Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. 1904. Nr. 1—10.
6. „ Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. XVII. Heft 1—4. (5 u. 6 v. d. G. f. E.)
7. „ Jahrbuch der Königl. Geologischen Landesanstalt. Bd. XXII. 1901. (V. d. G. L.)
8. „ Berliner Missions-Berichte. 1904. Nr. 1—12. (Von Frau Bartels.)
9. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande. (V. d. Red.) XXI. Jahrg. 1904. Nr. 285—307.
10. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum. Jahrg. 1902—1903.
11. „ Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. XII. Jahrg. 1903. Nr. 7—12. XIII. Jahrg. 1904. Nr. 1—6.
12. „ Brandenburgia. Archiv. Bd. X u. XI. (11 u. 12 V. d. G. f. H.)

13. Berlin. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. XIV. Jahrg. 1904. Heft 1—3. (V. d. V. f. V.)
14. „ Deutsche Kolonial-Zeitung. XXI. Jahrg. Nr. 3—52. XXII. Jahrg. Nr. 1. (V. d. D. K.-G.)
15. „ Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde. 1903. Nr. 10. 1904. Nr. 1—6. (Von Hrn. M. Bartels.)
*16. „ Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen. (V. d. Red.)
*17. „ Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten. (V. d. Vorstand.)
18. „ Die Denkmalpflege: Herausgegeben von der Schriftleitung des Central-Blattes der Bau-Verwaltung. VI. Jahrg. 1904. Nr. 2—16. (V. d. Red.)
19. „ „Afrika". Herausgegeben vom evangelischen Afrika-Verein. XI. Jahrg. 1904. Nr. 1—3. (Von Frau Bartels.)
20. „ Korrespondenz-Blatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine. 52. Jahrg. 1904. Nr. 1—12. (Angekauft.)
21. „ Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. Jahrg. IX. 1904. Nr. 1—5. (Angekauft.)
22. „ Helios. Bd. XXI. (V. d. V.)
*23. „ Societatum Litterae. (V. d. V.)
24. Berlin-Charlottenburg. Verhandl. der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. Bd. VII. Heft 1—3. (Von Hrn. Minden.)
25. Berlin-Stuttgart. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen. Jahrg. VII. 1904. (V. d. O. S.)
26. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden. (V. d. V. v. A.)
27. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins. Jahresb. 34. bis 35. (V. d. H. V.)
28. Braunschweig. Archiv für Anthropologie. Bd. XXVIII. Suppl. Neue Folge. Bd. I. Heft 4. N. F. Bd. II. Heft 1—4. N. F. Bd. III. Heft 1—2. (Von d. Herren Fr. Vieweg & Sohn.)
30. „ Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde. Bd. LXXXV. Nr. 4—24. Bd. LXXXVI. Nr. 1—24a. (Angekauft.)
29. „ Zentralblatt für Anthropologie. IX. Jahrg. 1904. Heft 1—6. (Von Frau Bartels.)
31. Breslau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bd. III. (V. d. Museum Schlesischer Altertümer.)
*32. Colmar (Elsass). Mitteilungen der Naturhistorischen Gesellschaft in Colmar. (V. d. G.)
33. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen. XXIV. Bericht. 1903. (V. d. Westpreussischen Provinzial-Museum.)
*34. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft. (V. d. N. G.)
35. Darmstadt. Quartalblätter des Historischen Vereins für das Grossherzogtum Hessen. Neue Folge. Jahrg. 1903. Bd. III. Nr. 3 u. 4. Jahrg. 1904. Bd. III. Heft 1 u. 2. (Von Hrn. Lissauer.)
36. „ Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge. Bd. IV. Heft 1. (Von Hrn. Lissauer.)
37. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis. Jahrg. 1903, Juli-Dezbr. Jahrg. 1904, Jan.-Juni. (V. d. G. I.)

*38 Dresden. Jahresberichte des Vereins für Erdkunde. (V. d. V. f. E.)
39. Dürkheim. Mitteilungen der Pollichia. 60. Jahrg. 1903. Nr. 18—19. (V. d. V.).
*40. Erfurt. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. (V. d. V.)
*41. Flensburg. Bericht über Verwaltung und Ankäufe des Städtischen Kunstgewerbe-Museums. (V. d. Direktor des Museums.)
42. Giessen. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N. F. Bd. XII. (V. d. O. G.)
*43. Görlitz. Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. (V. d. G.)
44. Gotha. Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. Bd. 50. 1904. 1—11. (Angekauft.)
45. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft. VIII. Jahresber. (V. d. G. G.)
*46. „ Berichte der Gesellschaft für Völker- und Erdkunde zu Stettin. (Von der Gesellschaft.)
47. Guben. Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. Bd. VIII. Heft 1—6. (V. d. N. G. f. A. u. U.)
48. Halle a. S. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde. Jahrg. 1904. (V. d. V. f. E.)
49. „ Jahrbuch der deutschen historischen Kommissionen. I. Jahrg. 1903. (Angekauft.)
50. „ Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. III. Bd. 1904. (V. d. Provinzial-Museum der Prov. Sachsen.)
51. Hannover. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1903. Heft 4. Jahrg. 1904. Heft 1—3. (V. d. V.)
52. Jena. Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der Sozialen Hygiene und Demographie. Bd. I—III. 1900/03. Herausg. von A. Grotjahn und F. Kriegel. (V. d. Red.)
53. Kassel. Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 1903/4.
54. „ Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Bd. XXVIII.
(53 u. 54 v. d. V. f. H. G. u. L.)
55. Kiel. Mitteilungen des Anthropolog. Vereins in Schleswig-Holstein. (V. d. A. V.)
56. „ Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer. 43. Bericht. (V. d. M.)
*57. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Altertums-Gesellschaft Prussia. (V. d. A.-G. P.)
58. „ Schriften der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft. 44. Jahrg. 1903. (V. d. Ph.-Ök. G.)
59. Leipzig. Archiv für Religionswissenschaft. Bd. VII. Heft 1—4. (Von Frau Bartels.)
*60. „ Bericht für das Museum für Völkerkunde. (V. d. M.)
61. „ Der Alte Orient, Gemeinverständliche Darstellungen. V. Jahrg. Heft 4. VI. Jahrg. Heft 1 u. 2 (Angekauft.)
62. „ Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. II. Heft 3. Bd. III. Heft 1—3. (V. d. Hess. Vereinigung für Volkskunde.)

62. Leipzig. Mitteilungen betreffend die Weltausstellung in St. Louis 1904. Nr. 46 bis 60. (V. d. Red.)
64. Lötzen. Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia. IX. Jahrg. Heft 9. (V. d. L. G. M.)
*65. Meiningen. Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums. Herausg. v. d. Henneb. Altertumsforschenden Verein. (V. d. H. A. V.)
66. Metz. Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde. XV. Jahrg. 1903. (V. d. G.)
67. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. XV. Heft 1—4. (V. d. Münchener G. f. Anthr., Ethn. u. U. B.)
68. „ Altbayerische Monatsschrift. Jahrg. IV. Heft 4 u. 5.
69. „ Oberbayerisches Archiv. 52. Bd. Heft 1.
70. „ Altbayerische Forschungen. Jahrg. I—III.
(68—70 von dem Hist. Verein von und für Ober-Bayern.)
71. „ Prähistorische Blätter. XVI. Jahrg. 1904. Nr. 1—6. (Von der Redaktion.)
72. Münster. Jahresberichte des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. 1902/1903. (V. d. V.)
73. „ Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 61 u. Register zu Bd. 1—50. Liefer. 2 u. 3. (V. d. Red.)
*74. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg. (V. d. M.)
75. Neu-Haldensleben. Aus dem Aller-Verein. 1903. (V. d. V.)
*76. Nürnberg. Mitteilungen aus dem Germanischen National-Museum.
77. „ Anzeiger des Germanischen National-Museums. Jahrg. 1903. Heft 4 Jahrg. 1904. Heft 1—3.
(76 u. 77 v. d. G. N.-M.)
*78. „ Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft. (Von der Gesellschaft.)
79. Oldenburg (im Grossherzogtum). Schriften des Oldenburger Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte. Teil XXII u. XXV. (V. d. O. V.)
80. Osnabrück. Mitteilungen des Historischen Vereins. Bd. XXVIII. 1903. (V. d. H. V.)
81. Posen. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. IV. Jahrg. 1903. (V. d. H. G.)
82. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XVIII. Jahrg. 1903. (V. d. H. G.)
83. „ Roczniki towarzystwa Przyj. nauk Poznánskiego. (V. d. G.)
84. Prenzlau. Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins. Bd. II. Heft 3 u. 4. (V. d. V.)
*85. Salzwedel. Jahresberichte des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte. (V. d. a. V. f. v. G.)
86. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Register Jahrg. 41—50. Jahrg. 69. (V. d. V. f. M. G. u. A.)
*87. Speyer. Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz. (V. d. V.)
88. Stettin. Baltische Studien. Neue Folge. Bd. VII.
89. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1903. Nr. 1—12.
(88 u. 88 V. d. G. f. P. G. u. A.)

*90. Stuttgart. Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (V. d. V.)

91. „ Fundberichte aus Schwaben. XI. Jahrg. 1903. (V. d. V.)

92. „ Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. VII. Heft 1—3. Bd. VIII. Heft 1. (V. d. Red.)

93. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XXII. Jahrg. Heft 3—4. XXIII. Jahrg. Heft 1—3.

94. „ Korrespondenzblatt für Geschichte und Kunst. XXII. Jahrg. 1903. Nr. 11 u. 12. XXIII. Jahrg. 1904. Nr. 1—10.

*95. „ Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen.

(93—95 v. d. G. f. n. F.)

96. Wernigerode. Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde. XXXVI. Jahrg. 1903. Heft 2. Reg. Jahrg. 25—30. (1892 bis 1897) Bd. I. XXXVII. Jahrg. 1904. Heft 1. (V. d. H.-V.)

97. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. XXXIII. Bd. 1903. Heft 2.

98. „ Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. 1903/1904. Nr. 1—4.

(97 u. 98 v. d. V. f. N. A. u. G.)

99. Wolfenbüttel. Braunschweigisches Magazin. Bd. VIII. Jahrg. 1903.

100. „ Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig. Bd. II. 1903.

(99 u. 100 vom Geschichtsverein.)

II. Europäisches Ausland.

Nach Ländern und Städten alphabetisch geordnet.

Belgien.

101. Brüssel. Bulletins de la Classe des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique. 1903. No. 11—12. 1904. No. 1—11.

102. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique. 1904.

(101 u. 102 v. d. Ac. R.)

103. „ Annales de Musée du Congo . . . Ethnographie et Anthropologie. Ser. IV. Fasc. 4—5. (V. Musée du Congo.)

104. „ Bulletin et Mémoires de la Société d'Anthropologie. Tome XX. 1901—1902. Tome XXI. 1902—1903. Tome XXII. 1903—1904. (V. d. S. d'A.)

105. „ Annales de la Société d'Archéologie. Tome XVIII. 1904. Liv. 1—4.

106. „ Annuaire de la Société d'Archéologie. Tome XV. 1904.

(105 u. 106 v. d. S. d'Arch.)

107. „ Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie. Ann. XXVIII. 1904. No. 1.

108. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois. Tome XXXIII. (V. d. I.)

Dänemark.

109. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord. N. S. 1903.
110. „ Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. 1903. Bd. XVIII.
*111. „ Nordiske Fortidsminder, udgevne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab.
(109—111 v. d. N. O. S.)
*112. Reykjavik (Island). Arbók hins Islenzka fornleifafelag. (V. d. I. f.)

Finnland.

*113. Helsingfors. Journal de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja.)
*114. „ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia.)
*115. „ Finska Fornminnesföreningens Tidskrift.
*116. „ Finskt Museum. Finska Fornminnesföreningens Månadsblad.
117. „ Suomen Museo. Suomen Muinaismuisto-Yhdistyksen Kuukauslethi. X. Jahrg. 1903.
(113—117 durch Hrn. Aspelin.)

Frankreich.

118. Bordeaux. Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux. Vol. 58. Tome VIII. (V. d. G.)
119. Grenoble. Bulletins de la Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie. Tome X. 1903. No. 3 u. 4. Tome XI. 1904. No. 1 u. 2. (V. d. S.)
120. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie. Tome XXII. 1903. (V. d. S. d'A.)
*121. „ Archives du Muséum d'histoire naturelle. (V. d. M.)
122. Paris. L'Anthropologie. [Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.] 1904. Tome XV. No. 1—5. (Von d. Verleger Hrn. Masson.)
123. „ Le Tour du Monde. Jahrg. 1904. No. 3—50.
124. „ A Travers le Monde. Jahrg. 1904. No. 3—50.
(123 u. 124 von Frau Bartels.)
125. „ Bulletin de Correspondence Hellénique. Jahrg. 1903. XXVII. Jahrg. 1904. XXVIII. 1—12. (V. d. Ecole Française d'Athènes.)
*126. „ Mémoires de la Délégation Française en Perse. (V. M. J. de Morgan.)
*127. „ Mémoires de la Société d'Anthropologie.
128. „ Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie. Tome IV. 1903. Fasc. 1—6. Tome V. 1904. Fasc. 1.
(127 u. 128 v. d. S. d'A.)
129. „ Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie. Jahrg. XIV. 1904. Heft 1—12. (V. d. Ecole d'Anthrop.)
*130. „ Annales du Musée Guimet.
*131. „ Annales du Musée Guimet. (Bibliothèque d'études.)
132. „ Revue de l'histoire des religions. Tome XLVIII. No. 1—3. Tome XLIX. No. 1—2.
(130—132 v. d. Ministère de l'Instruction publique.)

Griechenland.

*133. Athen. Βιβλιοθηκη της ἐν Ἀθηναις ἀρχαιολογικης ἑταιριας. (V. d. G.)

134. „ Δελτιον της ἱστορικης και ἐθνολογικης ἑταιριας της Ἑλλαδος. Tome VI. 22—23. (Von der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland.)

135. „ Πρακτικα τῆς ἐν Ἀθηναις Ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρείας. 1902.

136. „ Ἐφημερις ἀρχαιολογικη. Jahrg. 1903. Heft 3 u. 4. Jahrg. 1904. Heft 1 u. 2. Εὑρετηριον T. I. 1883—1887.

*137. „ Ἐπετηρις Παρνασσου.
(135—137 v. d. archäol. G.)

138. „ Mitteilungen des Kaiserlich-deutschen Archäologischen Institutes. Bd. XXVIII. 1903. Heft 3 u. 4. Bd. XXIX. 1904. Heft 1 u. 2. (V. d. Archäolog. Institut.)

Grossbritannien.

139. Cambridge. Biometrika. Vol. III. Part. 1—3. 1904. (Angekauft.)

140. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine. Vol. XX. 1904. Nr. 2—12. (V. d. Sc. G. Society.)

141. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. Vol. XXXVII. 1902—1903. (V. d. S.)

142. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXXIII, July-Dec., 1903. Vol. XXXIV, Jan.-June, 1904. (V. d. A. I.)

*143. „ Man.

144. „ The Reliquary and illustrated Archaeologist. Vol. X. 1904. Nr. 1—4. (Angekauft.)

Italien.

145. Como. Rivista archeologica della provincia e antica diocesi di Como. Fasciculo 48—49. (V. d. Società Archeologica Comense.)

146. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. 1903. Vol. XXXIII. Fasc. 3. 1904. Vol. XXXIV. Fasc. 1—2. (Von Hrn. P. Mantegazza.)

147. „ Bollettino di Publicazione Italiane. 1904. Nr. 37—48. (V. d. R.)

148. „ Rivista Geografica Italiana. Vol. XI. Fasc. 1—9. (V. d. Società di studi geografici e coloniali.)

149. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia. Ann. XXII. Fasc. 3 bis 12. Ann. XXIII. Fasc. 1—11. (V. d. S. A.)

150. „ Rivista mensile di Psichiatria forense, Antropologia criminale e scienze affini. Anno VI. Nr. 12. Anno VII. Nr. 1—8. (Von d. Red.)

151. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana. Serie III. Tomo IX. Anno XXIX. Nr. 10—12. Serie III. Tomo X. Anno XXX. Nr. 1—9. (Von Hrn. L. Pigorini in Rom.)

152. Rom. Atti della Società Romana di Antropologia. Vol. X. Fasc. 1—3. (V. d. S.)

153. „ Bullettino dell'Istituto. Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Vol. XVIII. 1903. Fasc. 3—4. Vol. XIX. 1904. Fasc. 1—2. (V. d. Arch. Inst.)

154. Rom. Atti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. XIII. I° Sem. Fasc. 1—12. Vol. XIII. II° Sem. Fasc. 1—11.
155. „ Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. XII. Fasc. 11—12. Vol. XIII. Fasc. 1—8.
156. „ Notizie degli scavi di antichità. 1903. Fasc. 10—12. 1904. N. F. Vol. I. Fasc. 1—3.

(154—156 v. d. R. A. d. L.)

Luxemburg.

157. Luxemburg. Ons Hémecht. Organ des Vereins für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst. X. Jahrg. Heft 1—12. (V. d. V.)

Niederlande.

*158. Assen. Verslag van de Commissie van bestuur van het Prov. Museum van Oudheden in Drenthe aan de gedeputeerde staten. (V. d. Mus.)
159. 's Gravenhage. Verslag van den Directeur van Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. 1902/1903. (V. d. R. E. Museum.)
160. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 1904. 7e volgr. II, 1—4. (V. d. Koninklijk Instituut voor de T.-, L.- en V. v. N.-I.)
161. „ Handelingen van de Nederlandsche Anthropologische Vereeniging. 1904. No. 1—3. (Von dem Verein.)
162. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. XVI. Heft 4—6. Suppl. zu Bd. XVI. Bd. XVII. Heft 1—2. (Von dem Kgl. Niederländischen Kultus-Ministerium.)

Norwegen.

163. Bergen. Bergens Museums Aarsberetning. 1903. Heft 3. 1904. Heft 1—2. (V. d. Mus.)
164. Kristiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring. 1903.
165. „ Aarsberetning fra Foreningen for Norsk Folkemuseum. 1903. IX.
*166. „ Kunst og Handverk fra Norges Fortid.
167. Trondhjem. Skrifter det kongelige Norske Videnskabers Selskabs. 1902 bis 1903.

(164—167 v. d. Universitets Samling af nordiske Oldsager.)

Österreich-Ungarn.

168. Agram. Vjesnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. God. I—VI. 1879—84. N. S. God. I—VII. 1895/1904. (V. d. G.)
*169. Brünn. Museum Francisceum: Annales. (Von der k. k. Mährischen Ackerbau-Gesellschaft.)
170. Budapest. Archaeologiai Ertesitö. XXIV. Bd. 1904. Nr. 1—4. (V. d. Anthropolog.-archäologischen Gesellschaft.)
*171. „ Sammlungen des Ungarischen National-Museums. (Von dem Museum.)
*172. Časlau. Věstnik československých muséi a spolků archaeologickych. (V. d. V.)

173. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Bd. XXXI. Heft 2. Bd. XXXII. Heft 2.
174. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Jahrg. 1903.
(173 u. 174 v. d. V.)
175. Innsbruck. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. III. Folge. Heft 48. (V. d. F.)
176. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften. Mathem.-naturwiss. Klasse. Jahrg. 1903. Nr. 10. Jahrg. 1904. Nr. 1—7. Historisch-philosophische Klasse. Jahrg. 1903. Nr. 10. Jahrg. 1904. Nr. 1—7.
177. „ Materiały antropologiczno-archeologiczne. Tom VII. 1904.
*178. „ Rozprawy Akademii umiejętności.
179. „ Katalog literatury naukowej polskiej. Tom. 1—3. 1901/4.
(176—179 v. d. A. d. W.)
*180. Laibach. Argo, Zeitschrift für krainische Landeskunde. (V. d. Red.)
181. „ Mitteilungen des Museal-Vereins für Krain. XVI. Jahrg. Heft 1—6. XVII. Jahrg. Heft 1—2.
182. „ (Ljubjani.) Izvestja muzejskega društva za Kranjsko. Letnik XIII. Sešit 1—6.
(181 u. 182 v. d. M.-V.)
*183. Lemberg. Kwartalnik historyczny. (Von dem Historischen Verein.)
184. „ Chronik der Uckrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften. Jahrg. 1903. Heft 3 u. 4. Jahrg. 1904. Heft 1. u. 2.
185. „ Sbirnik [ruthenisch]. Ethnographische Sammlung. T. 14.
186. „ Matériaux [ruthenisch] pour l'ethnologie ukraïno-ruthéne. 1904. Tom. VII.
(184—186 v. d. Ševčenko-Gesellschaft.)
187. Olmütz. Časopis vlasteneckého Musejniho spolku Olomuckého. Ročnik XXI. Čislo 1—4. Ročnik XXII. Čislo 1—2. (V. d. V.)
188. Prag. Památky archaeologické a místopisné. Dilu XXI. Sešit 1—2. (Von dem Museum Regni Bohemiae.)
189. „ Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XLII. Jahrg. (V. d. V.)
190. „ Bericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten. 1903. (V. d. V. d. L. u. R.)
191. „ Český Lid. Ročnik XIII. 1903. Čislo 4—10. Ročnik XIV. 1904. Čislo 1—2. (V. d. Red.)
192. „ Časopis Společnosti Přátel Starožnitností Českých. Ročnik XI. Čislo 4. Ročnik XII. Čislo 1—3. (V. d. Sp.)
*193. „ Národopisný sbornik Československý. (Von dem Verein.)
*194. „ Veštnik slovanských starožitnosti. (Von Hrn. L. Niederle.)
*195. „ Bericht über das Museum des Königreichs Böhmen. Jahrg. 1903. (Von dem Museum.)
196. Salzburg. Jahresberichte des städtischen Museum Carolino-Augusteum. Jahrg. 1903. (V. d. M.)
197. Teplitz. Tätigkeits-Bericht der Teplitzer Museums-Gesellschaft. 1903/04. (V. d. G.)
*198. Triest. Atti del Museo civico di storia naturale. (V. d. M.)
*199. „ Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali. (V. d. S.)
200. Ungarisch-Hradisch, Pravék. Ústrední list pro praehistorii u anthropologii zemí Českých. 1903. Čislo 4—6. 1904. Čislo 1. (V. d. Red.)

201. Wien. Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien 1903/04. Bd. V. Nr. 1. (V. d. M.)
202. „ Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums. Bd. XVIII. Nr. 4. Bd. XIX. Nr. 1. (V. d. M.)
203. „ Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XXXIII. Heft 6. Bd. XXXIV. Heft 1—5. (V. d. A. G.)
*204. „ Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. (V. d. Pr. K.)
205. „ Mitteilungen der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. N. F. Bd. II. Nr. 11—12. Bd. III. Nr. 1—6. (V. d. k. k. C.-K.)
206. „ Mitteilungen der Kais. Königl. Geographen-Gesellschaft. 1904. 8°. Bd. XLVII. Nr. 1—10.
*207. „ Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben von dem Bosnisch-Herzegowinischen Landes-Museum in Sarajevo. (V. d. L.-M.)
208. „ Zeitschrift für österreichische Volkskunde. IX. Jahrg. 1903. Heft 5 u. 6. X. Jahrg. 1904. Heft 1—5. (V. d. V. f. österr. Volkskunde.)

Portugal.

209. Lissabon. O Archeologo Portuguez. Vol. VIII. Nr. 10—12. Vol. IX. 1904. Nr. 1—6. (V. d. Museo Ethnographico Portuguez.)
210. Porto. Portugalia. Materiaes para o estudo do povo portuguez. (Von der Redaktion.)

Russland.

211. Dorpat. Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft. Jahrg. 1903.
212. „ Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft. Bd. XXI. Heft 1. (211 u. 212 v. d. G.)
*213. Kasan. Mitteilungen der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie. (V. d. G.)
214. Moskau. Arbeiten der anthropologischen Abteilung. [Nachrichten der Kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften.] Tom XXII. (Von Hrn. Anutschin.)
215. „ [Russisch.] Denkschriften der Russischen geographischen Gesellschaft. 1904. T. XXX. (V. d. G.)
*216. „ „Erdkunde". [Russisch.] Periodische Zeitschrift der geographischen Abteilung der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie. (V. d. G.)
*217. „ Kawkas. [Russisch.] Materialien zur Archäologie des Kaukasus und der östlichen Gouvernements Russlands. (Von der Moskauer k. archäolog. G.)
*218. „ Journal [russisch], Russisches anthropologisches. (V. d. Anthropol. Gesellschaft.)
*219. St. Petersburg. Arbeiten der Anthropol. Gesellschaft der militär-medizinischen Akademie. (V. d. G.)
*220. „ Bulletin [russisch] de la Commission Imperiale Archéologique. (V. d. k. Archäolog. Kommission.)
*221. „ Matériaux [russisch] pour servir à l'archéologie de la Russie.

*222. St. Petersburg. Compte rendu [russisch] de la Commission Impériale Archéologique.
(221 u. 222 v. d. k. Archäologischen Kommission.)
223. „ Bericht [russisch] der k. Russischen Geographischen Gesellschaft. Jahrg. 1903. (V. d. G.)
224. Warschau. Wisła. Tome XVIII. 1904. Nr. 1—6. (V. d. Red.)
*225. „ Swiatowit. (V. d. Red.)

Schweden.

226. Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift for Sverige. Del XVII. Nr. 3.
227. „ Akademiens Månadsblad. Jahrg. 1888—1899. 1901—1902.
(226 u. 227 v. d. Kgl. Vitterhets Historie og Antiqvitets Akademien.)
*228. „ Samfundet för Nordiske Museet främjande Meddelanden utgifna af Artur Hazelius.
229. „ Meddelanden från Nordiska Museet 1902. Stockholm: Norstedt et S. (Von dem Museum.)
*230. „ Minnen fra Nordiske Museet.
*231. „ Handlingar angående nordiske Museet.
(230 u. 231 von Hrn. Hazelius.)
232. „ Svenska Forenminnesförening. Tidskrift. Bd. XII. Heft 2.
*233. „ Svenska Konstminnen från Medeltiden och Renässansen.
(232 u. 233 v. d. G.)
234. „ Ymer. 1903. Heft 4. 1904. Heft 1—3.
*235. „ Svenska Landsmålen.
(234 u. 235 v. d. Universitäts-Bibl. i. Upsala.)

Schweiz.

236. Neuchatel. Bulletin de la Société Neuchateloise de Géographie. T. XV. 1904. (V. d. G.)
237. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. Neue Folge. Bd. V. 1903/1904. Nr. 2—4. N. F. Bd. VI. 1904/1905. Nr. 1.
238. „ Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Jahresbericht 12. 1903.
(237 u. 238 v. d. Schweizerischen Landes-Museum.)
239. „ Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich. 1903—1904. (Von Hrn. Heierli.)
240. „ Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft. Bd. XXVI. Heft 2. (V. d. A. G.)
241. „ Mitteilungen aus dem Verbande der Schweizerischen Altertums-Sammlungen usw. (V. d. Red.)
242. „ Schweizerisches Archiv für Volkskunde. VIII. Jahrg. Heft 1—4. (V. d. Schw. Ges. f. V.)

III. Afrika.

243. Tunis. Revue Tunisienne, publiée par le Comité de l'Institut de Carthage. Année XI. 1904. Nr. 43—48. (V. d. Ass. T. d. L. Sc. et Arts.)

IV. Amerika.

244. Austin. Transactions of the Texas Academy of Science. for 1902. Vol. V. (V. d. A.)

*245. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Society of Natural History. (V. d. Society.)

*246. Buenos-Aires (Argentinische Republik). Anales del Museo Nacional. (V. d. M.)

247. „ Boletin de la Academia Nacional. (V. d. A. N.)

248. Cambridge, Mass. Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University. Vol. III. Nr. 1.

249. „ Archaeological and ethnological papers of the Peabody Museum. Vol. III. Nr. 1—2.

(248 u. 249 v. d. Peabody Museum.)

250. Chicago. Publications of the Field Columbian Museum. Report Series. Vol. II. Nr. 3. Anthropological Series. Vol. III. Nr. 4. Vol. IV. Vol. V. Vol. VI. Nr. 1. Vol. VII. Nr. 1. (V. d. M.)

251. Cincinati. Annual report of the Cincinati Museum Association. XXIII. 1903. (V. d. Mus. Assoc.)

252. Colorado Spring, Col. Studies of the Colorado College. Vol. XI. XII. (V. d. Col. College.)

*253. Davenport. Proceedings of the Academy of Natural Sciences. (V. d. A.)

*254. La Plata. Revista del Museo de La Plata.

*255. „ Anales del Museo de La Plata.

(254 u. 255 v. d. M.)

*256. Madison. Collections of the State Historical Society of Wisconsin. (V. d. Gesellschaft.)

*257. Milwaukee. Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. (V. d. B. o. T.)

258. New York. American Anthropologist. Vol. V. 1903. Nr. 4. Vol. VI. 1904. Nr. 1—4. (V. d. Red.)

259. „ The American Museum of Natural History. Annual Report for 1903. (V. d. M.)

260. „ Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XIX. 1903. Vol. XVIII. Part 2. (V. d. M.)

261. „ Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. I. Part VIII. Anthropol. (V. d. M.)

*262. Pará (Brazil). Boletim do Museu Paraense.

*263. „ Memorias do Museu Paraense de Historia Natural e Ethnographia.

(262 u. 263 v. d. M.)

*264. Paraná (Entre Ríos). (Von Hrn. H. J. B. Fernandez.)

*265. Philadelphia. Bulletin of the Free Museum of Science and Art, Dep. of Arch. a. Pal., Un. of Pennsylvania. (V. d. M.)

266. „ Proceedings of the American Philosophical Society. Vol. XLII. 1903. Nr. 174. Vol. XLIII. 1904. Nr. 175—176. (V. d. P. S.)

267. „ Transactions of the Department of Archaeology Free Museum of Science. Vol. I. Part I and II. 1904. (V. d. M.)

*268. Rio de Janeiro. Revista do Museu Nacional. (V. d. M.)

*269. São Paulo. Revista do Museu Paulista. (V. d. Mus.)

270. Toronto (Canada). Proceedings of the Canadian Institute. Part 6. No. 12.
271. „ Transactions of the Canadian Institute. Vol. VII. Part 3.
(270 u. 271 v. d. C. I.)
272. Washington (D. C., U. S. A.). Annual Report of the Smithsonian Institution. Year ending June 30. 1902. (V. d. S. I.)
*273. „ Annual Report of the Geological Survey.
274. „ Annual Report of the Bureau of Ethnology. 20th. 1898/99.
(V. d. Bureau of Ethnol.)
*275. „ Special Papers of the Anthropological Society.
*276. „ Bulletin of the Bureau of American Ethnology.
*277. „ Publications of the Bureau of American Ethnology of the Smithsonian Institution.
*278. „ Bulletin of the U. S. National Museum.
279. „ Proceedings of the U. S. National Museum. Vol. 27. 1904.
(275—279 v. d. Smithsonian Inst.)

V. Asien.

280. Batavia. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. Deel XLVII. Afl. 1—5.
281. „ Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XLI. 1903. Afl. 2—4. Deel XLII. 1904. Afl. 1—2
282. „ Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel LIII. Deel LIV. 3. Deel LV. Deel LVI. 1.
*283. „ Nederlandsch-indisch Plakatboek.
284. „ J. A. van der Chijs, Dagh-Register. Anno 1677.
(280—284 v. d. G.)
285. Bombay. The Journal of the Anthropological Society. Vol. VI. Nr. 7—8. Vol. VII. Nr. 1. (V. d. S.)
*286. „ Report on the search for Sanskrit Mss. in the Bombay Presidency.
287. Calcutta. Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India. Vol. VII. Part 8—9.
*288. „ A descriptive catalogue of Sanskrit Mss. in the Library of the Calcutta Sanskrit College.
*289. „ Report on the search of Sanskrit Mss.
*290. „ Notices of Sanskrit Mss. pbl. under orders of the Government of Bengal.
(286—290 v. d. Government of India.)
291. „ Proceedings of the Asiatic Society of Bengal. 1903. Nr. 6—11. 1904. Nr. 1—5.
292. „ Journal of the Asiatic Society of Bengal. Philological Series. Vol. LXXII. Part I. Nr. 2. Vol. LXXIII. Part I. Nr. 1—2. Vol. LXXII. Part III. Nr. 2. Anthropological Series. Vol. LXXIII. Part III. Nr. 1—2.
293. Colombo. Journal of the Ceylon branch of the Royal Asiatic Society. 1903. Vol. XVIII. Nr. 54.
(291—293 v. d. Gesellschaft.)
294. Hanoi. Bulletin de l'Ecole Française d'Extrême-Orient. Tome III. Nr. 4. Tome IV. Nr. 1—3. (V. d. École Fr. d'E.-Orient in Hanoi.)
295. Kyōto. The Calendar, Imperial University of Japan. 1903—1904. (V. d. I. U. o. J.)

296. Madras. Bulletin (of the) Madras Government Museum. Vol. V. Nr. 1. (V. d. M.)
*297. „ Report on a search for Sanskrit and Tamil Mss. prepared under the orders of the Government of Madras. (V. d. Government.)
*298. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society. (V. d. S.)
299. „ Der ferne Osten. Bd. II. 1904. Heft 3. (Angekauft.)
300. Singapore. Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society. Nr. 40—41. (V. d. S.)
*301. Tiflis. Bericht über das Kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis.
*302. „ Mitteilungen des Kaukasischen Museums.
(301 u. 302 v. d. Museum.)
*303. Tokio. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens. (V. d. G.)
*304. Wladivostok. Denkschriften der Gesellschaft für Erforschung des Amur-Gebietes. (V. d. Gesellsch.)

VI. Australien.

*305. Adelaide. Memoirs of the Royal Society of South Australia.
306. „ Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XXVII. Part 2.
(305 u. 306 v. d. R. S.)
307. Brisbane (Queensland). Bulletin of North-Queensland Ethnography 1904. Nr. 7. (Von Hrn. W. Roth).
308. Sydney. Report of the trustees of the Australian Museum. Year 1902.
309. „ Records of the Australian Museum. Vol. V. Nr. 2—4.
310. „ Memoirs of the Australian Museum. Mem. IV. Part 7—8.
(308—310 v. d. M.)
311. „ Science of man. Vol. VI. Nr. 8—12. Vol. VII. Nr. 1—7. (V. d. R.)

VII. Polynesien.

*312. Honolulu. Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History.
313. „ Occasional papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. II. Nr. 1—2.
(312 u. 313 v. d. M.)

I. Abhandlungen und Vorträge

1. Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien.

Von

F. Gräbner.

Feststellung und Vergleichung ähnlicher Erscheinungen in den verschiedenen Kulturprovinzen der Erde ist stets ein Verdienst. Jeder Versuch hingegen, solche Erscheinungen, ja selbst Komplexe solcher Erscheinungen in näheren Zusammenhang mit einander zu bringen, ist, wenn auch hier und da intuitiv richtig, ohne weitere Vorarbeit mehr oder weniger spekulativ, die Erklärung der einen durch die andere ein ungenügend begründeter Analogieschluss. Denn nicht nur bleibt die Art des etwaigen Zusammenhanges dunkel, was für Beurteilung und Interpretation der Erscheinung immerhin von Bedeutung ist; bei der flächenhaften Art, wie uns die Kultur der meisten Völker bisher bekannt ist, müsste die Übereinstimmung bis zur Identität gehen, um uns sicher zu machen, dass wir es nicht doch etwa mit völlig heterogenen Erscheinungen zu tun haben. Und selbst bei Vergleichung von Erscheinungsgruppen, wo ja an sich die Fehlerquelle geringer ist, bleibt doch die Grundfrage bestehen, ob die einzelnen Elemente, mögen sie auch anscheinend noch so eng mit einander verknüpft sein, nicht doch zuletzt verschiedenen Kulturkreisen, Kulturschichten angehören. Wir müssen nur die Wahrscheinlichkeit bedenken, dass kaum eine unserer heutigen Kulturen einheitlichen Ursprungs ist, und zwar je höher desto weniger.

Wie weit wir trotzdem in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit eindringen können, das wird davon abhängen, bis zu welchem Grade von Klarheit wir die Kulturgeschichte der Einzelgebiete auch ohne schriftliches Zeugnis, auch ohne prähistorische Schichten herauszuarbeiten vermögen. Ergibt sich im engeren Kreise des Gebiets erst eine Gruppe von Dingen als zusammengehörig, erlaubt hier die Mannigfaltigkeit verwandter Vorstellungen einen Schluss auf die gemeinsame Grundform, dann werden wir auch versuchen können, die Beziehungen nicht von Erscheinung zu Erscheinung, sondern von Kultur zu Kultur festzustellen und zu deuten.

So hohen Flug werde ich heute noch nicht nehmen; dazu bedarf es der Jahrzehnte. Was ich geben will, ist kaum mehr als ein Programm,

1) Diese Abteilung enthält nur Abhandlungen und Vorträge, welche in früheren Sitzungen vorgelegt, bezw. gehalten wurden, aus äusseren Gründen aber in den Verhandlungen nicht mehr Aufnahme fanden.

2) Vortrag gehalten in der Sitzung vom 19. November 1904.

ein Suchen von S
Forschen gewisser
Folge ethnographis
Gegensatz meiner
leisteten: Er such
die sich die Probl
hänge klar und zw
von Kulturzusamm
natürlich erst dann
Kulturen in allen
und in ihren Wechs
bedurfte ich auch d
aber auch nicht err
Würdigung.[2]) Ob ich
zeigen, wie weit sie ihr
erfüllt. Irgendwo muss
auch die sogenannten ge
gänglich sind.

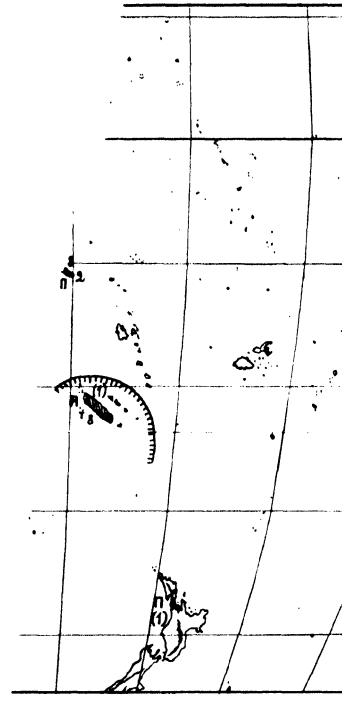
Neuere Verschiebunge
ander können wir an vie
greifen: So zeigen die Fr
Britannien völlig unveränd
nur hier und da geringe Al
kehrs deuten. Daneben l
nicht nur miteinander, son
die Elemente dieser Kultur
starke Divergenz auf — ic
grösseres Alter dieser Kultur
Neu-Guineabeil findet sich
die gleiche Form ist auf D
wie an der Nordküste der
Britannienkultur wenn nicht
lagert.[3])

1) „Die Kulturformen Ozeani
262ff. Die Arbeit leidet an dem f
Schematismus, wie er besonders i
führt, kulturell heterogenes zusam
Unterschiede auseinanderzureissen.

2) Für einen Vortrag, der
der Literaturangaben, selbst wer
Nicht auf zahlreiche, sondern
an. Ebenso habe ich als Repräs
auch nicht immer für die einz
wählt, deren Verbreitung beso
aber einiges Sichere gegeben
verarbeitete Material meine

3) Die vorstehenden,
dem Material des Kgl. Mu

anderen Stellen be-
n Kulturen hinaus.
. Die Aufgabe ist
ung, die nach Art
Ursprungs zulässt.
Gebietes noch mit



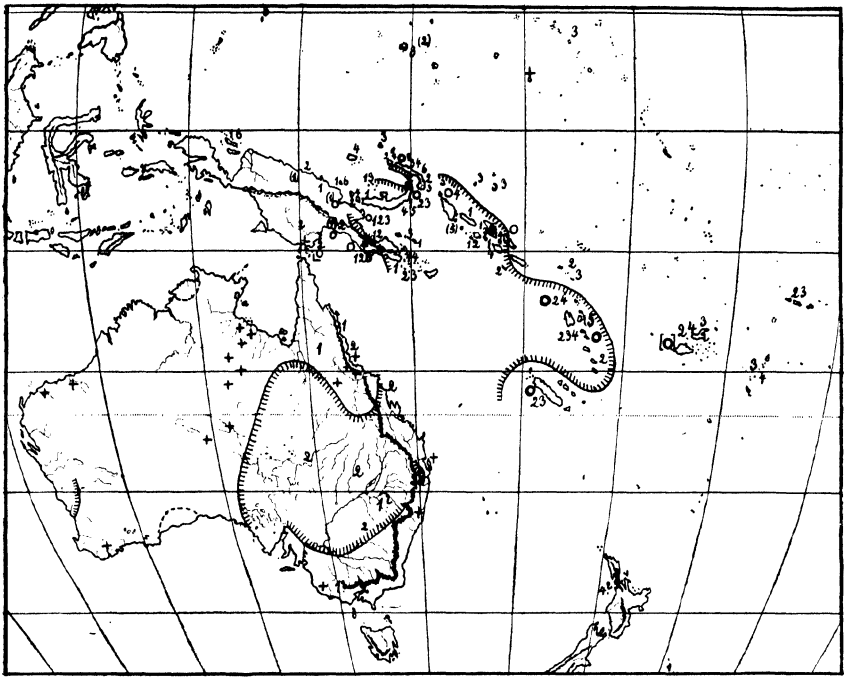
Kultur.

endenz. Stämme ohne Klassen-
tämme. Weiberorganisation.
Kaldebekel und Verwandtes.
rschleuder. Grenze des
er mit Steinspitze. 3 Dolche und
Rindengürtel. 6 Penisfutteral.
Zahlenbildung durch Subtraktion.

e Begleiter sich wenigstens
ndersartige Erscheinungen
Gebiete vorhandene oder
nicht zu umgehen. Eine
zwar gehört sie nicht
nateriellen Kulturbesitz

an, sondern betrifft den gesellschaftlichen Zustand, in dem die Adern des gesamten Kulturlebens zusammenzulaufen pflegen.

Im östlichen Melanesien ist ein eigenartiges soziales System weit verbreitet, das exogame Zweiklassensystem mit kognatischer Deszendenz. Die Verbreitungsgrenzen (Karte II) dieses Systems sind sehr ausgeprägt sie umfassen die gesamten Neu-Hebriden, lassen San Cristobal und den be-



II. Ostpapuanische Kultur.

Grenze der Stämme mit Zweiklassensystem und kognatischer Deszendenz. + Zweiklassensystem ausserhalb des Gebietes. L Spuren davon. O Geheimbünde mit Maskentänzen. 1 Schild (in Australien nur die mit Buckel oder eingesetztem Griff). Grenze der schildlosen Gebiete in Australien. 2 Kolbenkeule (in Australien nur die morgensternartigen). 3 Schleuder. 4 Panpfeife. 5 Klangbrett. 6 Baumhaus.

nachbarten Teil von Malaita aus, ziehen aber die übrigen Salomonen, das östliche Neu-Guinea bis zur Table-Bai, Neu-Britannien mit Ausnahme der Baining sowie den angrenzenden Teil von Neu-Irland in ihren Kreis.[1]) Das Zweiklassensystem findet sich ausserdem nördlich auf Kuschai[2]), westlich im Mekeodistrikt, Spuren davon bis Finschhafen und Torresstrasse.[3])

1) Codrington „The Melanesians their Anthropology and Folklore" p. 20 ff. Ann. Rep. of Brit. N. G. 1898 p. 41. Danks in Journ. Anthr. Inst. XVIII p. 281 ff. Über die Baining Schnee „Bilder aus der Südsee" p. 38.

2) Finsch in Ann. K. K. Hofmus. VIII, p. 198: vier „Stämme".

3) Report of the Cambr. Anthr. Exp. to Torres-Straits V, p. 191, 172 ff. Hagen, Unter den Papuas, S. 224 (nach Vetter).

Im wesentlichen die gleichen Grenzen weist die Verbreitung der Geheimbünde mit Maskentänzen auf; auch ihr Zentralgebiet sind die Neu-Hebriden und die Salomonen mit Ausnahme von San Cristobal und Nachbarschaft, sowie Neu-Britannien und Neu-Irland; auch sie kommen im Westen bis zur Astrolabe-Bai, im Mekeodistrikt, am Papua-Golf und bis zur Torresstrasse vor[1]); nur im Süden und Südosten überschreiten sie die Grenze, da sie sich über Neu-Caledonien und Fidji ausbreiten.[2]) Hauptwaffe dieses Kulturkreises ist die Kolbenkeule, eine besondere Form davon der Morgenstern. Sie ist östlich bis Samoa verbreitet. Bekannt sind die riesigen Fidjikeulen und die kaum minder schweren aus Neu-Caledonien; von den ganzen Neu-Hebriden sind sie in verschiedenen Formen bekannt, auf den Salomonen sind sie zwar grossenteils (unter polynesischem Einfluss?) durch Flachkeulen verdrängt, aber z. B. auf Rubiana, ehemals auch auf Malaita und Guadalcanar[3]) noch vorhanden. Auf Neu-Irland begegnen wir Formen, die zum Teil an Neu-Caledonien anklingen, während auf Neu-Britannien der echte Morgenstern wieder auftritt. Von hier erstreckt sich dann über den Finschhafendistrikt bis nach Britisch-Neu-Guinea, wo sie ihre Hauptentwicklung finden, das Verbreitungsgebiet der Keulen mit Steinknauf, unter denen auch wieder morgensternartige Formen hervortreten.[4]) Sie kommen hier in Masse noch am Papua-Golf, mehr vereinzelt am Fly-River und bis zur Torresstrasse vor, werden aber wenigstens auf den westlichen Inseln der Torresstrassengruppe nicht hergestellt.[5]) In Deutsch-Neu-Guinea sind sie westlich der Maklaykiiste nicht mehr in Gebrauch, doch sind auf den Berlinhafen-Inseln alte Keulenknäufe gefunden worden.[6]) Auf Ruk (Carolinen) begegnet eine Flachkeule, die Anklänge an die Morgensternform zeigt. Unverkennbar ist die Übereinstimmung, die die Kolbenkeule in ihrer Verbreitung mit den Geheimbünden und Maskentänzen zeigt, vermutlich nicht zufällig; die Geheimbünde bilden in dem Zweiklassensystem, das keinerlei politische Gliederung zeigt, das politische Element und bergen infolgedessen die expansive, kriegerische Kraft. Nicht so weit verbreitet, aber doch ausserhalb des Festlandes von Australien allein diesem Kulturkreis angehörig, ist der Schild, der auf den mittleren Salomonen, in ganz Neu-Britannien und auf den Frenchinseln, auf Karkar und der gegenüberliegenden Küste bis Potsdamhafen, bei Finschhafen und Adolfhafen, im ganzen Massimdistrikt und in der Gegend von Port

1) Codrington p. 69 ff. Hagen p. 231 ff. Schellong in Intern. Arch. f. Ethnogr. II, S. 145. Haddon, Studies in the Anthropogeography of Brit. N. G. p. 419 f. Rep. Cambr. Anthr. Exp. V, Taf. XVIII u. XIX.

2) Codrington p. 69, 72.

3) Beflochtene Steinkeulen zu Mendanas Zeit. Catoira, Hakl. Soc. publ. II. Ser. Vol. VIII, p. 343, 349. Vgl. auch Edge-Part. III, 34, F. 1—3.

4) Eine Morgensternkeule, mit Haizähnen besetzt, aus dem Massimdistrikt Edge-Partington I 322, F. 1.

5) Vgl. D'Albertis, New Guinea II, p. 86 u. 136. Rep. Cambr. Anthr. Exp. V p. 294.

6) v. Luschan in Z. f. Ethn. XXXII S. (87).

Moresby vorkommt.[1]) Die Bogenschilde vom Papua-Golf und der Astrolabebai, sowie von Berlinhafen bis zur Humboldbai gehören an sich nicht hierher, aber ihre Randlage zu dem Gebiet des Handschildes lässt vermuten, dass sie sich aus ihm entwickelt haben. Der einzige Handschild ausserhalb des Gebietes, der nicht notwendig auf indonesischen Einfluss zurückzuführen ist, ist der Schild von Rôn. Wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, da in ganz Polynesien sporadisch verbreitet, ist die Steinschleuder diesem Kulturkreise zuzuschreiben. Ihre Hauptverbreitung hat sie in Neu-Irland, Neu-Britannien, dem Finschhafendistrikt, den Neu-Hebriden[2]) und Neu-Caledonien, doch ist sie auch aus dem Massimdistrikt und von Florida sowie den polynesischen Randinseln der Salomonen nachzuweisen. In Mikronesien kommt sie von Yap östlich bis zu den Marshalinseln vor und war auch auf den Marianen vorhanden. Von Musikinstrumenten überschreitet die Panpfeife das Gebiet um ein geringes, indem sie auf Taui, allerdings selten[3]), begegnet. Allgemein ist sie in Neu-Britannien, Neu-Irland, den Salomonen, Neu-Hebriden, Fidji[4]) und Tonga. Das Klangbrett ist aus Neu-Britannien wohlbekannt; ausserdem ist es auf einer der Neuen Hebriden und den Inseln der Bouginvillestrasse in Gebrauch.[5]) Endlich ist die Benutzung von Baumhäusern anscheinend auf diesen Kulturkreis beschränkt; ich kenne sie von Isabel, dem Zentraldistrikt in Britisch-Neu-Guinea, von Karkar und Neu-Irland[6]), ausserdem aber, was vielleicht mit Beziehung auf den Rônschild interessant ist, von Japen.[7])

Indessen ist diese ostpapuanische Kultur[8]), wie ich sie nennen möchte, nicht auf Melanesien und das östliche Mikronesien beschränkt. Das Zweiklassensystem durchzieht in verschiedenen Abarten das ganze australische Festland und ist auch in Verbindung mit der kognatischen Deszendenz im Osten des Erdteils weit verbreitet, in einem Teil dieses Gebietes

1) Wenn Frobenius a. a. O. S. 263 f. die melanesischen Schilde mit Quer- und Doppelgriff für asiatisch beeinflusst erklärt, so ist das nichts als eine schlagende Demonstration dafür, was bei solchem Schematismus herauskommt.

2) z. B. Dumont d'Urville Voy. pittoresque p. 108, 120ff.

3) Thilenius, Ethnogr. Ergebnisse aus Melanesien II, S. 141.

4) Williams-Calvert, „Fiji and the Fijians", p. 141.

5) Codrington p. 337 ohne genauere Ortsangabe. Guppy, „The Salomon Islands" p. 144. Auch die Saiteninstrumente (N. Brit., N. Irland, mittlere Salomonen, N. Hebriden) gehören wohl hierher.

6) Codrington p. 300. Cayley-Webster, „Through New Guinea etc.", p. 126. Haddon a. a. O. p. 425. Chalmers, „Pioneering in N. Guinea", p. 288. Hagen p. 203 (nach Kunze). Photographie eines N. Irland-Baumhauses im Mus. f. Völkerk. Berlin.

7) Wilken, „Handleiding etc." p. 56.

8) Das Kind muss einen Namen haben. Da es eine Kulturschicht gibt, die sich über das ganze als Melanesien bekannte Gebiet lagert, so brauchte ich für die beiden darunter liegenden Schichten eine andere Bezeichnung, für die sich der unbestimmte Begriff „Papua" am besten eignete. Für die allerältesten, besonders in Australien vertretenen Schichten, die zudem mit älteren afrikanischen Elementen gewisse Übereinstimmungen zeigen, schien mir der von Frobenius gebrauchte Name „Nigritisch" wohl geeignet.

sogar in seiner reinen Form ohne Unterklassen und Totemgruppen.[1]) Schilde und Keulen, wie sie fast im ganzen Australien vorkommen, gehören allerdings, wie wir sehen werden, zum Teil bereits einer älteren Kultur an; nähere Berührung mit den ostpapuanischen zeigen hingegen die Schilde mit eingesetztem Griff und die mit Buckel versehenen[2]), sowie die Keulen mit morgensternartigem Kolben. Die wenigen Fundstellen, die ich davon feststellen konnte, gehören denn auch sämtlich, wenn nicht dem Gebiet des Mutterrechts, dessen materielle Kultur meist nur schlecht bekannt ist, so doch dem östlichen Teile des Kontinentes an.[3]) Ob und wie weit wir hier in Australien Äquivalente der Geheimbünde mit ihren Maskentänzen besitzen, müssen besondere Studien dartun; vielleicht kann die Verbreitung des Schwirrholzes hierführ eine Art Leitfaden bieten.[4])

Wie bereits hervorgehoben, hat das Zweiklassensystem seinen reinen Charakter, den es im östlichen Melanesien besitzt, nur in einem Teile des östlichen Australien bewahrt. In den meisten Gebieten des Kontinents zerfallen die Hauptklassen in je zwei oder vier Unterklassen; das Wichtigste ist aber, dass neben diesen Klassen fast durchweg eine grössere Zahl kleinerer Gruppen meist totemistischen Charakters auftritt.[5]) An einzelnen Stellen finden sich diese Gruppen ohne das Klassensystem und sind an diesen Stellen, soweit bekannt, stets geographisch lokalisiert, stellen also ein System exogamer Unterstämme dar. Alle so organisierten Stämme (Karte I) befinden sich in ausgeprägter Randlage entweder im äussersten Norden oder, wie die Kurnai und die Umwohner von Brisbane, durch den schützenden Wall der australischen Alpen gegen die Stämme mit Zweiklassensystem abgeschlossen.[6]) Aber selbst bis ins Gebiet des Zweiklassensystems erstreckt sich das Vorhandensein der bodenständigen Unterstämme; sie sind sicher belegt von den Warramunga und ihren Nachbarn nördlich bis zum Golf von Carpentaria, sowie im Südwesten in der Nähe von Perth.[7]) Und alle Gebiete, in denen sie vorkommen, haben noch ein weiteres gemein: in allen vererbt die Gruppen- und gegebenenfalls die Klassenzugehörigkeit durch den Vater im Gegensatz zu der kognatischen

---

1) Howitt im Journ. Anthr. Inst. XVIII p. 31 ff. Roth, Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines p. 56 ff. Curr, „The Australian Race" an zahlreichen zerstreuten Stellen.

2) An- oder eingesetzten Griff haben alle melanesischen Schilde ausser den Neu-Britannischen, die jedoch deutliche Spuren ehemaliger Zusammensetzung und den Buckel aufweisen. Einer der Queensland-Buckelschilde des Berliner Museums zeigt übrigens eine Bemalung, die in merkwürdiger Art die Dreiteilung bezw. Beflechtung der Neu-Britannienschilde imitiert.

3) Ausser den Exemplaren des Berliner Museums vgl. Edge-Partington I, 349 F. 10—13. II, 211 F. 2; 214 F. 2. III, 100 F. 7, 13, 14; 102 F. 14.

4) Form und Gebrauch ist dabei zu beachten; beides scheint im Gebiete des Vaterrechts nicht konstant zu bleiben.

5) Vgl. Curr a. a. O. Howitt a. a. O. Roth p. 57 ff. Spencer and Gillen „The native tribes of Central Australia, p. 55, 112. „The Northern tribes of C. A.", p. 70 ff., 143 ff.

6) Howitt p. 50. Fison and Howitt „Kamilaroi and Kurnai", p. 179 ff.

7) Spencer and Gillen, „The northern tribes etc.", p. 28 f. Curr I, p. 325.

Deszendenz des reinen Zweiklassensystems.[1]) Ferner: Bei Warramunga und Verwandten hat sich das Zweiklassensystem den Unterstämmen angepasst; indem die Klassen, die hier teilweise besonders zahlreich sind, die Totemgruppen in sich aufnehmen, sind sie selbst lokal geworden[2]); im Gebiet des Mutterrechts scheinen die Gruppen, wenigstens teilweise, indem sie in den Klassen aufgingen, ihre Bodenständigkeit verloren zu haben.[3]) Bei den Arunta, die zu einem Teil agnatische, zum anderen kognatische Deszendenz haben, haben die Totems ihren lokalen Charakter bewahrt, dafür aber die Erblichkeit verloren und sind rein persönlich geworden.[4]) Alles das deutet, wie mir scheint, bereits darauf, dass sich jedenfalls nicht hier in Australien das eine System kontinuierlich aus dem anderen entwickelt hat, sondern dass sie beim Aufeinandertreffen sich zwar in hohem Grade vermischt haben, doch aber in dem einen Gebiet das eine, im anderen das andere die Oberhand behalten hat. Diese Folgerung ergibt sich noch klarer, wenn wir die Grenze der Stämme mit agnatischer Deszendenz mit der gewisser anderer ethnographischer Erscheinungen vergleichen:

Mit Ausnahme eines Teiles im äussersten Westen des Kontinents, wo das Zweiklassensystem mit Mutterrecht in stark verbildeter Form besteht, — von je drei Unterklassen jeder Hauptklasse stehen immer zwei im Konnubium[5]) — beherrscht die agnatische Erbfolge den grösseren westlichen Teil von Australien, ausserdem aber den grössten Teil der Küstengebiete mit Ausnahme eines Teiles der Ostküste.[6]) Dieser Grenze parallel, wo sie nicht gar mit ihr zusammenfällt, geht die Verbreitungsgrenze der Speerschleuder; sie fehlt bestimmt in dem grössten Teile des Gebietes mit herrschendem Mutterrecht.[7]) Nahezu in denselben Grenzen hält sich auffallender Weise das Vorkommen einer bestimmten Art der Leichenbehandlung, nämlich die Plattformbestattung, die bisweilen mit einem Räuchern der Leiche verbunden ist, und verwandte Erscheinungen, während ausserhalb dieser Grenze, soweit mir bekannt, überall das Begräbnis üblich ist.[8]) Dazu kommt, dass die einzigen Stellen, an denen in Australien der Schild unbekannt ist, im Norden und Süden des Gebietes mit agnatischer Deszendenz liegen.[9])

1) Howitt, p. 47 ff. Curr (durch das ganze Werk zerstreut). Spencer a. Gillen „The native tribes etc.", p. 68 ff. „The northern tr. etc.", p. 74 ff.

2) Spencer a. Gillen, „The northern tr. etc.", p. 28 f.

3) Howitt p. 51 ff.

4) Spencer a. Gillen, „The native tribes etc.". p. 114 ff.

5) Brough-Smyth „The Aborigines of Victoria", p. 88. Howitt, p. 68 f.

6) Curr (zerstreut). Howitt p. 47 f. Sein Warramungasystem hat agnatische Deszendenz, vgl. Spencer a. Gillen „The northern tr. etc.", p. 74 ff. Fison a. Howitt, p. 295 ff.

7) Dazu ausser Curr (zerstreut) v. Luschan „Das Wurfholz in Neu-Holland und Ozeanien" (Bastian-Festschrift), p. 131 ff.

8) Brough-Smyth p. 99 ff. Curr (zerstreut). Roth p. 163 ff. Spencer a. Gillen „The native tr. etc." p. 497 ff.; „The northern tr. etc." p. 505 ff. Lumholtz „Unter Menschenfressern", p. 321 f. Fison a. Howitt, p. 243 f. Nach Howitt, „The native tr. of South-East-Austr." p. 467 kam Plattformbestattung noch bei den Wollaroi (etwa 148° L. 30° Br.) vor.

9) Curr I., p. 251, 395.

Dürfte somit feststehen, dass hier eine von der ostpapuanischen verschiedene Kultur vorliegt, so entsteht die Frage, ob diese Kultur auf den Kontinent beschränkt ist. Von der Torresstrasse bis zur Mündung des Fly-River begegnen uns Stämme mit agnatischer Erbfolge, und sie alle zerfallen in geographisch getrennte Unterstämme mit Totemcharakter; bei allen zeigen sich nur schwache Spuren des Zweiklassensystems.[1]) Weiter nördlich sind die sozialen Verhältnisse so wenig bekannt, dass wir nur den Baining bestimmt das Vaterrecht zusprechen können;[2]) dagegen ist dies System im Nordwesten von Halmahera nnd den südlich davon liegenden Inseln sicher bezeugt.[3]) Der einzige australische Stamm ohne Klasseneinteilung, dessen Einrichtungen uns näher bekannt sind, sind die Kurnai; bei ihnen findet sich eine besondere Organisation der Weiber unter eigenem Namen;[4]) eine solche Organisation ist sonst wohl nur von den Pelauinseln bekannt.[5]) Ein Accessorium davon scheint die Initiative des Mädchens bei der Werbung zu sein; sie begegnet auf den Torresstrasseninseln und in verbildeter Form ebenfalls auf Pelau.[6]) Inwieweit etwa die Fluchtehe damit zusammenhängt, die ausser bei den Kurnai unter anderem im nördlichen Australien verbreitet ist, vermag ich noch nicht zu sagen. Gleichfalls die Kurnai und andeutungsweise die am unteren Murray wohnenden Narrinjeri besitzen eine den Kaldebekel von Pelau, der Gemeinschaft der zusammen Initiierten, ähnliche Einrichtung.[7]) Besondere Weiberboote, wie auf Pelau, und Weiberhäuser kommen in der Umgebung der Humboldbai vor,[8]) strenge Trennung der Männer von den Weibern, sodass sogar der eheliche Verkehr ausserhalb der Häuser stattfindet, ist auf Taui und bei den Alfuren westlich der Geelvinkbai in Übung.[9]) Plattformbestattung begegnet auf den Aruinseln, in der Torresstrasse und am Fly-River, sowie im Hinterlande der Astrolabebai, auf Karkar und westlich bis Berlinhafen, oberirdisches Verwesenlassen der Leiche auch auf Taui.[10]) Ich komme zum materiellen Kulturbesitz: Die Speerschleuder scheint auf den Inseln der Torresstrasse ehemals in Gebrauch gewesen zu sein.[11]) Sie ist es, wenn auch in abweichender Form, noch an der Nordküste von Neu-Guinea, auf Pelau und Yap.[12]) Die Übereinstimmung ist damit nicht erschöpft. Die Warramunga und ihre Nachbarstämme bis

1) Rep. on the Cambr. Exp. V. p. 162 ff.

2) Schnee, p. 38.

3) Wilken, Handleiding v. d. vergelijk. Volkenk. v. Ned. Ind. p. 266. Encyclopaedie van Ned. Indie IV, p. 87.

4) Fison a. Howitt, p. 295 ff.

5) Vgl. Kubary „Die sozialen Einrichtungen der Pelauaner", p. 34.

6) Rep. on the Cambr. Exp. V., p. 222 ff. Kubary, p. 51.

7) Kubary, p. 34 f. Fison a. Howitt, p. 198. Curr II, p. 254 f.

8) Kubary, p. 35, Anm. Koning in Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie LV (1903) p. 268 ff.

9) Thilenius II, p. 132. Globus LXXXIII, p. 14.

10) Rep. on the Cambr. Exp. V, p. 248 ff. d'Albertis II, p. 101. Cayley-Webster, p. 209 f. Thilenius II, p. 134. Ausserdem Museumsmaterial.

11) Haddon in Journ. Anthr. Inst. XIX (1890) p. 333 f.

12) v. Luschan p. 153 f. weist mit Recht darauf hin, dass der Unterschied der männlichen und weiblichen Form kein fundamentaler ist.

zur Nordwestküste haben Speere mit Steinspitzen, die in jeder Hinsicht den bekannten Tauispeeren gleichen; auf den Norden von Australien beschränkt zu sein scheint der Gebrauch des Dolchmessers aus Stein, ebenfalls von Taui bekannt; aber überhaupt sind Dolche, aus welchem Stoffe immer, auf die eben mehrfach berührten Gegenden beschränkt.[1]) Im westlichen Britisch Neu-Guinea und an der Nordküste von Neu-Guinea sind sie aus Knochen, auf Pelau und Yap aus Bambus.[2]) Ebenfalls von den Warramunga belegt ist die Beilform, bei der die Klinge in den einfachen, nicht winkeligen Schaft eingelassen ist; sie gehört ausserdem der Torresstrasse und dem Fly-River, Kaniet und Taui an.[3]) Ein Rindengürtel, wie sie auf Taui, in der Gegend von Berlinhafen und am Papuagolf getragen werden, findet sich gar in Südaustralien, anscheinend auf der York-Halbinsel.[4]) Endlich seien noch einige Dinge angeführt, die zwar vom Festlande nicht bekannt sind, aber gleichfalls nur in demselben Gebiet, wie die vorher genannten, vorkommen. Dahin gehört das Penisfutteral, das zwischen Humboldtbai und Berlinhafen, auf Taui und Mussau getragen wird[5]), und der Bambusbohrer, der überhaupt nur von Berlinhafen und Halmahera belegt ist, von dem aber jedenfalls feststeht, dass er im östlichen Britisch-Neu-Guinea und auf den nördlichen Salomonen nicht verwendet wird.[6]) Etwas weitere Verbreitung hat die Rundhütte mit Kegeldach, die auf Taui, in der Gegend der Humboldtbai und auf den Inseln der Torrestrasse vorkommt oder vorkam, während von den Rundhütten des Mekeodistrikts nicht feststeht, ob sie nicht vielmehr Bienenkorbhütten sind[7]); auf dem Festlande, dessen primitive Hütten sämtlich wandlos sind, liesse sich höchstens die einfache Kegelhütte zum Vergleiche heranziehen. Ich will zum Schluss nicht übergehen, dass auch einige sprachliche Besonderheiten auf das Gebiet der westpapuanischen Kultur, wie ich sie nenne, beschränkt sind. Die Bildung höherer Zahlen durch Subtraktion wird auf Yap, Taui, Kaniet, Agomes, auf Ceram und bei den Koitapu in Britisch Neu-Guinea geübt; Genusbildung beim Nomen, wie sie auf Halmahera-Ternate, bei Berlinhafen und Potsdamhafen vorkommt, findet sich merkwürdigerweise nördlich von Sidney, ebenfalls im Gebiete westpapuanischer Kultur, wieder.[8])

Ergibt ein Blick auf die Karte, dass die westpapuanische Kultur, wenn auch ihre einzelnen Elemente nur sporadisch auftreten, doch im

1) Spencer a. Gillen „The northern tr. etc.“, p. 640 ff., 674 ff. Roth. p. 151.

2) Ausser dem Museumsmaterial vgl. d'Albertis I, p. 416.

3) Spencer a. Gillen a. a. O., p. 653. d'Albertis II, p. 378.

4) Exemplare des Berliner Mus.: Süd-Australien; Edge-Part. I 362, F. 3, 4: Cape-York-Distr., doch wohl ein Missverständnis?

5) v. Luschan im Globus LXXIX p. 199.

6) Mac-Gregor Despatch Nr. 53 Brit. N. G. p. 1. Ribbe, Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomonsinseln“, p. 292 ff.

7) Thilenius II, p. 150; Taf. VIII. Meyer-Parkinson „Papuaalbum“ II. Taf. 1—4. Haddon, Studies etc., p. 421 f.

8) Moseley in Journ. Anthr. Inst. VI. p. 388 ff. Thilenius II. p. 324. S. H. Ray „A comparative Vocabulary etc.“, p. 37. Schmidt in Z. f. Afrik. u. Ozean. Spr. VI. p. 67, 72, 93. Threlkeld, An Australian language, p. 9.

Ganzen auch in Melanesien ein geographisch wohl umschriebenes Gebiet einnimmt, dass dies Gebiet ferner zwar von den Ausläufern der ostpapuanischen Kultur durchsetzt wird, aber nirgends deren Kerngebiet berührt, so wird die Nichtidentität beider noch klarer, wenn wir einen Blick auf das östliche Melanesien werfen: San-Cristobal und Neu-Caledonien liegen ausserhalb der Grenzen des Zweiklassensystems; wenigstens für Neu-Caledonien ist agnatische Deszendenz sicher.[1]) Auf beiden findet sich die Plattformbestattung oder Verwandtes, auf beiden die Rundhütte mit Kegeldach. Auf Santa Anna bei San-Cristobal wurden die Soldaten des Mendana mit Speeren beschossen, die Steinspitzen trugen.[2]) Die westpapuanische Beilform kommt auf Neu-Caledonien vor, und im Zusammenhang mit diesen Übereinstimmungen kann ich nicht umhin, auch die Neu-Caledonische Speerschleuder, obwohl sie als Wurfschlinge auftritt, zu der westpapuanischen zu stellen.[3]) Die Bekanntschaft mit der Steinschleuder, die mit anderen ostpapuanischen Kulturelementen ihren Weg nach Neu-Caledonien fand, mag die Umwandlung erklären. Ein merkwürdiges Zwitterding aus beiden Formen ist dann sogar nach Neu-Seeland gelangt; ebenfalls nicht ganz einsam, denn auch die Plattformbestattung war dort gebräuchlich.[4])

Ostpapuanische Elemente ziehen sich durch den ganzen australischen Kontinent bis in den äussersten Westen; unvermischte Reste westpapuanischer Kultur finden sich nördlich und südlich dieser ostpapuanisch durchsetzten Zone. Die Tatsache beweist, dass auf dem Festlande die westpapuanische Kultur die ältere war, dass sie von der sich ausbreitenden ostpapuanischen in die abgelegenen Teile des Landes zurückgedrängt worden ist. Die Ausbreitung erfolgte von Osten her; denn einmal ist nur hier die Ostpapuakultur herrschend und stellenweise ziemlich rein, und zweitens gehört ihr nur dort an der Nordostküste, ihrem melanesischen Hauptgebiet gegenüberliegend, eine längere Küstenstrecke an. Doch auch in Melanesien scheint sie die jüngere zu sein. Der fragmentarische Charakter der westpapuanischen Kultur wird ja freilich wohl grossen Teils auf stärkere Zersetzung durch spätere, von Westen kommende Einflüsse zurückzuführen sein; und auch das Vordringen ostpapuanischer Elemente nach Westen bis Berlinhafen und zur Torrestrasse ist nicht beweisend, da dieses Vordringen, wenigstens so weit Fly-River und Torresstrasse in Betracht kommen, einer verhältnismässig jungen Periode anzugehören scheint, vielleicht unter dem Einfluss der expansiven polynesischen

1) Lambert „Moeurs et coutumes des Néo-Calédoniens", p. 82.

2) Verguet in Hamy, Revue d'Ethnographie IV, p. 207 ff. Codrington p. 301. Catoira, Hakl. Soc. publ. II. Ser. vol. VIII p. 406. Nach Carteret ebenso auf Malaita. Hawkesworth-Schiller I, p. 365. Doch hielt C. auch die Pfeilspitzen aus Santa Cruz für Stein.

3) Nach Forster, Reise II p. 220, und Gray in Intern. Arch. f. Ethnogr. VII, p. 231; Taf. XXI, 10 wird die Wurfschlinge auch auf Tanna gebraucht, was aber natürlich Krause (Intern. Arch. XV. S. 147) und Frobenius a. a. O. S. 234 ff. nicht berechtigt, auch nur ihre einstige Verbreitung über die ganzen Neuen Hebriden anzunehmen; es handelt sich vielmehr um das typische Neu-Caledoniengerät. Fr. behauptet ausserdem mit Unrecht, dass Strauch es von Taui erwähne.

4) Hamilton, „Maori-Art" Pl. XXX. Tregear in Journ. Anthr. Inst. XIX, p. 104 f.

Kultur erfolgt ist. Aber San-Cristobal mit Nachbarschaft und Neu-Caledonien gleichen stehengebliebenen Horsten westpapuanischer Kultur, die in Neu-Caledonien durchaus die Grundlage bildet. Zudem sind auch östlich der rein ostpapuanischen Zone westpapuanische Spuren nicht unwahrscheinlich. Auf Fidji und Nachbarschaft kommen Rundhütten vor, die ja allerdings nicht notwendig Kegeldachhütten zu sein brauchen,[1]) und in Santa Cruz ist, wie mir Herr Prof. Thilenius freundlichst mitteilt, der Rindengürtel in Gebrauch. Als nicht ganz sicher, aber immerhin möglich möchte ich es ferner hinstellen, dass in Australien die Steingeräte der westpapuanischen Gebiete paläolithischen, die der ostpapuanischen neolithischen Charakter zeigen.[2]) — Ist aber die ostpapuanische Kultur die jüngere, so ist es bei der Abgrenzung der beiden unwahrscheinlich, dass sie von Westen über Neuguinea eingewandert ist, eher ist anzunehmen, dass sie ihren Weg nördlich über die Karolinen genommen hat. Und da nun auch das melanesische Verbreitungsgebiet und die Basis des australischen um das ostmelanesische Becken herumliegen, so müssen wir uns die Träger dieser Kultur wohl als im Besitze einer höher entwickelten Schiffahrt befindlich vorstellen. Damit stimmt überein, dass die Verbreitung aus Planken zusammengenähter Boote ohne Ausleger und Segel auf das östliche Melanesien, auf Samoa und Neu-Seeland beschränkt ist, deren Bewohner ja doch zum mindesten mit ostpapuanischer Kultur in Berührung gekommen sind.[3])

Neben den Erscheinungen der beiden eben besprochenen Kulturen finden sich Elemente, die, beiden Verbreitungsgebieten gemein, auf dem ganzen Kontinent, zum Teil in Melanesien, ja hier und da auch in Polynesien und Mikronesien vorkommen, ihre grösste Dichtigkeit aber in den südlichen Randgebieten Australiens finden, und, wenigstens einige, nach Tasmanien hinüberreichen. Auf dieser Insel, wo die Charakteristika ost- und westpapuanischer Kultur vollständig fehlen, begegnet zunächst die Leichenverbrennung, ausserdem die Beerdigung der Leichen in flachen, nur mit Reisig bedeckten Gruben, über denen eine Art Hütte errichtet wird. Roh zugeschlagene Steinwerkzeuge, rohe Speere und Wurfkeulen, der Wetterschirm, die Kletterschlinge und wohl auch der Feuerbohrer bildeten den wesentlichsten Kulturbesitz der Tasmanier, die ausserdem die Narbentätowierung übten.[4]) All diese Dinge sind auch in Australien, besonders die Wurfkeule über den ganzen Kontinent verbreitet; die beiden Bestattungsarten sind dagegen wesentlich auf die südöstlichen und westlichen Randländer beschränkt, gehören aber im Südosten nicht sowohl dem westpapuanischen Gebiet, als vielmehr den Gebirgsgegenden an.[5])

1) Williams-Calvert S. 69, vgl. aber Dumont d'Urville „Voy. pittor.", p. 124 (Abbild.)

2) Curr an vielen Orten; Spencer a. Gillen „The native tr. usw." p. 588ff. „The northern tr. usw." p. 634ff. Roth p. 151.

3) Etwas über ostpapuanische Sprache auszusagen, erscheint unmöglich; vielleicht gehört die Bildung von höheren Zahlen durch Multiplikation hierher. Codrington „The Melanesian languages p. 222, u. a. Hernsheim, Beitr. z. Kenntn. der Marshallsprache p. 24.

4) Vgl. Brough-Smyth II, p. 387ff., 400ff.

5) Brough-Smyth I, p. 99ff.

Wie bekannt, ist die Scarificierung in Melanesien vielfach in Gebrauch — ich erinnere an Taui und Buka —; die Grubenbestattung ist von den Baining bekannt, die Leichenverbrennung in der Bougainville-Strasse (Salomonen), auf Neu-Hannover und Nord-Neu-Irland, die Wurfkeule z. B. auf Tanna und Fidji, ja sogar in Hawaii[1])

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die durch die Tasmanier repräsentierte Kulturschicht die älteste uns aus Ozeanien bekannte ist; schon die Träger der nächsten haben die Bassstrasse nicht überschritten. Ihr gehören die Bienenkorbhütten an, wie sie in Australien vielfach begegnen[2]), ihr von Waffen vor allem der Bumerang, der nur im nördlichsten Australien und in einigen ausgesprochen westpapuanischen Gebieten fehlt[3]), und auf den vielleicht auch in Melanesien manche Keulenformen zurückgehen. Mit einiger Gewissheit lässt sich auch der Schild, der den Tasmaniern fehlte, schon dieser zweitältesten Kulturschicht zuschreiben, und zwar der schmale Schild aus einem Stück Holz mit aus dem Vollen geschnitzten Griff, wie er nicht nur der Südküste entlang, sondern auch bei den Anwohnern der Roeboek-Bai in Nordwestaustralien gebraucht wird, die in ihrem übrigen Kulturbesitz ganz und gar auf vorpapuanischem Standpunkt stehen.[4]) Demgegenüber weist der ostpapuanische Schild entweder angesetzten Griff auf, ist zusammengesetzt oder zeigt doch Spuren, dass er es ehemals war, oder beides. Alle breiten Schilde Australiens, besonders die mit vorspringendem Griff, wie sie bis in den äussersten Westen des Kontinents im Gefolge des Zweiklassensystems sich ausbreiten, jedenfalls auch die beflochtenen Holzschilde Neu-Britanniens und der Frenchinseln mit ausgeschnitztem Griff stellen Zwitterformen vor.

Der Klangstab als Musikinstrument, die eigentümlichen Körbe, die aus spiralig zusammengeflochtenen Wülsten bestehen, allem Anschein nach auch die Fellkleidung gehören der gleichen Kultur an.[5]) Fast in ganz Australien und Melanesien wird das Nasenseptum durchbohrt, über den ganzen Kontinent breitet sich die Sitte des Zahnausschlagens, die besonders im Südosten einen wichtigen Initiationsritus bildet, sich übrigens z. B. in Hawaii wiederfindet.[6]) Ausser der Anlage von Begräbnisplätzen begegnet vereinzelt in Südostaustralien, sowie in Fidji und Tanna das Nischengrab,

1) Vgl. Meyer-Parkinson Papua-Album I, Taf. 26; II, 45. Foy in Public. Dresden XIII pag. 9. Ribbe p. 102ff. Schnee p. 328. Williams-Calvert p. 47. Gray in Intern. Arch. f. Ethnographie VII, p. 231; Taf. XXI, 11.

2) Z. B. Brough-Smyth I, p. 125ff. Roth p. 105ff.

3) Er fehlt in Currs Distrikten 1 (Port Darwin), 34 (Eyres Sand-Patch), 67 (Yorkes Peninsula) und 114 (Near the head of the Walsch-River). Das ist wichtig für den Nachweis, dass die westpapuanische Kultur nicht etwa mit einer der nigritischen zusammenfällt.

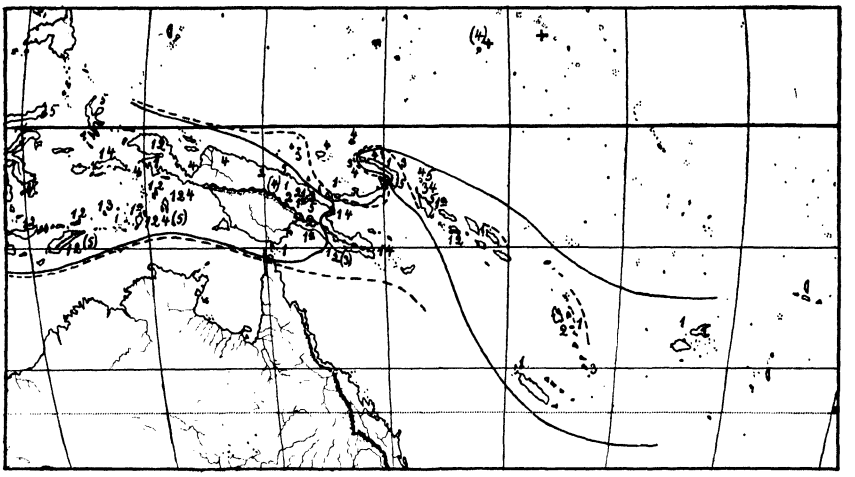
4) Bassett-Smith in Journ. Anthr. Inst. XXIII, p. 329ff. Vgl. auch Etheridge in Journ. Anthr. Inst. XXVI, p. 153ff.

5) Brough-Smyth I, p. 271ff., 345ff. Curr an verschiedenen Stellen. Etheridge in Journ. Anthr. Inst. XXIII, p. 321. Spencer a. Gillen „The native tr." p. 604f. Der Klangstab kommt z. B. auf den Marshallinseln vor.

6) Brough-Smyth I, p. 58ff. Curr (zerstreut). Spencer a. Gillen „The native tr. usw." p. 450ff. „The northern tr. usw." p. 588ff. Cook, 3. Reise III, p. 460ff.

bei dem die Leiche nicht in dem eigentlichen Schacht, sondern in einer seitlichen, durch einen Stein oder Rinde abgeschlossenen Nische untergebracht wird.[1])

Sporadisches Vorkommen in ganz Ozeanien, im wesentlichen Beschränkung auf den Kontinent, besonders das südöstliche Gebirgsland und den äussersten Westen sind bezeichnend für die Elemente dieser beiden ersten Kulturen, die sich vorläufig nur durch Vorkommen oder Fehlen ihrer Bestandteile auf Tasmanien scheiden lassen. Eingehenderes Studium muss zeigen, ob sie auch im übrigen verschiedene Verbreitung haben. Vielfach bilden sie jedenfalls in ihrer Verschmelzung eine Grundschicht für alle anderen, die als nigritisch bezeichnet werden mag.[2])



III. Melanesische Kultur.

Grenze des Verbreitungsgebietes von Pfeil und Bogen. (Bogen ausserhalb des Gebietes. - - - - - Grenze des Verbreitungsgebietes der melanesischen Trommel. + Felltrommel ausserhalb des Gebietes. 1 Bambuskamm mit geschnitzter Platte. 1a Bambuskamm mit Zierstab. 2 Melanesischer Löffel. 3 Melanesisches Haus. 4 Matten usw. aus zusammengenähten Blattstreifen. 5 Musterung von Fasern usw. durch stellenweise Umwickelung während des Färbens.

Mit den beiden nigritischen, der west- und ostpapuanischen sind die Kulturen erschöpft, die dem australischen Kontinent ihren Stempel aufgedrückt haben; alle späteren haben höchstens an den nördlichen Küsten Spuren hinterlassen. In Melanesien (Karte III) macht sich das nigritische

1) Brough-Smith I, p. 99ff., 109. Fison in Journ. Anthr. Inst. X p. 144. Turner, „Nineteen years in Polynesia" p. 93.

2) Von der Feuersäge, die in Zentralaustralien, Ostqueensland, Britisch-Neu-Guinea und der Astrolabebai vorkommt, wage ich nicht zu entscheiden, ob sie nigritisch oder ostpapuanisch ist. Ebensowenig von der Beilform, deren Schaft um die Klinge herumgebunden ist (Neu-Holland, Bougainville und Nachbarschaft, West-Neu-Britannien und Frenchinseln. Vgl. Parkinson-Foy in Abh. u. Ber., Dresden 1899, No. 5, p. 5).

Element nur schwach bemerkbar. Dagegen werden die beiden anderen Kreise hier von einer weiteren Schicht überlagert, einer Schicht, die allerdings im Osten weit schwächer ist als im Westen, wo ihrem Einfluss wohl hauptsächlich die Zersetzung der westpapuanischen Kultur zuzuschreiben ist. Sie schliesst sich eng an ein spezifisches Element der südostindonesischen Inseln an, ihr Hauptcharakteristikon ist der Gebrauch von Pfeil und Bogen.[1]) Dabei mag vorläufig dahingestellt bleiben, ob die Melanesier selbst nur eine oder mehrere Bogenformen besassen; für das Verbreitungsgebiet der vorliegenden Kultur wesentlich ist der flache, einfach gekrümmte Bogen mit übergestreifter Sehne.[2]) Er bildet die Hauptwaffe in Neu-Guinea östlich bis Finschhafen und Redscarbai; dann folgt ein bogenloses Gebiet,[3]) aber die Salomonen, besonders Buka, bilden ein neues Verbreitungszentrum. Bis Neu-Hannover nimmt sein Gebrauch stark ab, nach Südosten erstreckt er sich über Fidji und die Neuen Hebriden, wo er mit anderen, zum Teil auch in Neu-Kaledonien herrschenden Formen zusammentrifft, deren Ausstrahlungspunkt Espiritu Santo zu sein scheint.[4]) Die Lücke zwischen beiden Verbreitungsgebieten des Bogens wird durch das Vorkommen der Felltrommel ausgefüllt, die meist als Sanduhrtrommel auftritt, und deren Grenzen im westlichen Teile entschieden mit denen des Bogens übereinstimmen.[5]) Doch ist sie auch im ganzen östlichen Neu-Guinea und angrenzenden Neu-Britannien häufig, von Neu-Irland ist sie auf den nördlichen Teil der Gazellehalbinsel übergegangen, dagegen fehlt sie in Buka und Bougainville, weiter südöstlich lässt nur noch eine zweifelhafte Angabe sie auf Malaita vorkommen,[6]) während Codrington sie (als Mattentrommel) wahrscheinlich auf einer der Neuen Hebriden sah.[7]) Die bisher genannten Grenzen von Bogen und Trommel, zusammengenommen, schliessen also Taui und Neu-Britannien in seinen Hauptteilen aus, nach Südosten nimmt die Dichtigkeit des Vorkommens der einzelnen Elemente stark ab. Da ist es merkwürdig, dass ein Schmuckstück, nämlich der Kamm aus einem Stück Bambus, dessen über den Zinken übrig bleibende Platte geschnitzt oder wenigstens graviert ist, bis in die äussersten Ausläufer der Kultur, bis nach Neu-Kaledonien und Fidji hin vorkommt, wenn zwar auch er nach Südosten zu seltener wird;[8]) eine Abart von ihm ist meist schmaler und besitzt am oberen Ende einen winklig ansetzenden, meist stabförmigen Fort-

1) Dazu häufig ein Handschutz gegen den Rückschlag der Sehne. Vgl. Harper in Proc. Linn. Soc. Neu-Südwales 1901, p. 233ff.

2) Zum Theoretischen vgl. Frobenius p. 235ff. Die Angabe, dass dieser Bogen ausser Gebrauch stets abgespannt sei, beruht für die meisten Gegenden auf Konjektur. Die Pfeilformen der verschiedenen Gebiete stimmen zum Teil bis auf das Ornament überein.

3) Dazu Haddon Studies p. 427ff.

4) Dieser Bogen ist retroflex nicht nur der Form nach, wie Frobenius anzunehmen scheint.

5) Auch der Bogen kommt, entgegen der Karte III, auf Ninigo vor.

6) Von Zembsch gesammeltes Stück des Berliner Museums.

7) A. a. O. p. 337.

8) Ausser dem Material des Berliner Museums vgl. Edge-Partington I, 118, F. 7, 9, 10; 145, F. 1, 2; 302, F. 2, 3, 6; 334, F. 8; 337, F. 3, 5.

satz, der entweder mit dem Kamm aus einem Stück oder besonders angefügt, häufig Federschmuck trägt (1a). Nur bis zu den Neuen Hebriden erstreckt sich meines Wissens der Gebrauch des Löffels, der, aus Kokosnussschale oder Muschel geschnitzt, am einen Ende in einen mehr oder weniger verzierten Griff ausläuft. Schwierig zu beantworten ist die Frage nach der spezifisch melanesischen Hausform. Wenn ich nicht irre, besteht sie aus einem beiderseits etwas gewölbten, fast oder ganz auf dem Boden aufstehenden Giebeldach; über dem Eingange springt häufig ein Vordach heraus, vor ihm befindet sich oft eine Plattform, die den Hauptaufenthalt der Bewohner während des Tages bildet. Innen pflegt zum Schlafen eine niedrige, an der einen Längsseite verlaufende Pritsche angebracht zu sein. Da in den bekannten Gebieten meist auch Einflüsse anderer Kulturen bemerkbar sind, so ist diese Hausform ziemlich selten belegt; doch treten selbst da, wo andere Formen, wie bei Port Moresby, herrschen, einzelne Elemente des melanesischen Hauses, wie z. B. das Vordach, auf, und jedenfalls scheint die Form auf das vorhin eingegrenzte Gebiet beschränkt zu sein.[1]) Matten und andere Gegenstände aus zusammengenähten Blattstreifen, wie sie vielfach besonders für die Regenkappen der Weiber verwandt werden,[2]) haben sich über das eigentliche Gebiet der Kultur, nämlich nach Taui und St. Matthias, verbreitet, was aber ihrem sonstigen Vorkommen nach wohl auf Übertragung durch Verkehr zurückzuführen ist. Die bekannten Ponapematten, obwohl in die gleiche Kategorie gehörig, sehen doch so verschieden aus von den melanesischen, dass sie hier nur ganz hypothetisch herangezogen werden können.[3]) Dagegen ist eine bestimmte Technik, die Musterung von Fasern, Rotangstreifen und anderen Dingen dadurch, dass die nicht zu färbenden Stellen, meist durch Umwicklung, gegen den Zutritt der gewöhnlich roten Farbe geschützt werden, auf das in Frage stehende Kulturgebiet beschränkt, kommt übrigens, was auf der Karte anzumerken vergessen ist, bei der Verzierung der Neu-Hebridenmatten zur Anwendung.[4]) Kleidung und Schmuck in Ozeanien enthalten gewiss noch zahlreiche melanesische Elemente; so ist der Faserschurz gewiss dieser Kultur eigen, wenn auch nicht auf sie be-

1) Vgl. Hagen p. 201ff., Parkinson, Zur Ethnogr. d. nordwestl. Salomoninseln p. 17ff. Basset-Smith in Journ. Anthr. Inst. XXIII p. 137. Dumont, D'Urville Voyage pittoresque p. 110. D'Albertis I 290, II 327, ausserdem Photographien im Berliner Museum. Ob die nicht nur mit frei herausragendem Vordach, sondern mit festem Vorbau versehenen Hütten von der Gazellehalbinsel und Taui (vgl. Thilenius II, Taf. XI) hierhergehören, weiss ich nicht zu sagen.

2) Vgl. auch De Clerq en Schmeltz, Taf. XI, XXIII.

3) Man kann vielleicht mit Recht auf die Kuschaimatten sowie die Form der Ponape- und Marshalltrommel, wohl kaum auf das Beil von Kuschai, Ponape und Tahiti verweisen, das Frobenius zu den „prämalaiischen" Formen rechnet. — Die (4) der Karte bezeichnet das Vorkommen von Regenkappen, die aber ausnahmsweise geflochten sind.

4) Sie kommt häufig bei Rotanggürteln und Rotangkopfringen zur Anwendung, auch diese verbreiten sich im Gebiet bis Sa. Cruz und den Neuen Hebriden. — Hier bei der melanesischen Kultur ist auch die alte Frage zu notieren, ob das Rauchen (nicht notwendig von Tabak) überall ausserhalb Amerikas postkolumbisch sei. Gehört es einer der Südseekulturen ursprünglich an, so ist das wahrscheinlich die melanesische (vgl. die Bambuspfeifen des südlichen Neu Guinea).

schränkt. Doch ist wohl keine andere Gruppe von Dingen der Verbreitung durch Handel und Verkehr über ihren eigentlichen Kulturkreis hinaus so sehr ausgesetzt gewesen wie der Schmuck; deshalb muss da die Spezialuntersuchung in jedem Einzelfalle die Zugehörigkeit feststellen. Über die sozialen Einrichtungen, die dieser Schicht eigentümlich sind, lassen sich wegen mangelnden Materials aus ihrem Hauptverbreitungsgebiet nur Vermutungen äussern: Von den Banksinseln erwähnt Codrington das Auftreten grösserer Familienverbände innerhalb des Zweiklassensystems[1]), an der Bougainvillestrasse zeigen die Klassen eine deutliche Neigung zum Zersplittern.[2]) An der Astrolabebai scheint es grössere, durch Blutsverwandtschaft zusammengehaltene Sippen zu geben, in denen das cognatische Prinzip überwiegt.[3]) Ähnliche Einflüsse haben auf die sonst echt westpapuanischen Einrichtungen der Torresstrasse eingewirkt; auch hier ein stärkeres Hervortreten des Verwandtschaftsprinzips in den Heiratsbeschränkungen und damit verbunden eine grössere Geltung der mütterlichen Verwandtschaft.[4])

Die melanesische Kultur erscheint in unserem Gebiet wesentlich als Landkultur, ihr Verbreitungsweg war der feste Boden von Neu-Guinea. Ihr Abflachen nach Osten lässt es zweifelhaft scheinen, ob ihr Vordringen dorthin nicht vielleicht mehr durch Verkehr der Ostpapuastämme unter einander, als durch Völkerverschiebungen stattgefunden hat. Allzu fest kann sie auch in der Bevölkerung des östlichsten Neu-Guinea nicht gewurzelt haben, da sie dort durch eine reine Küstenkultur fast völlig verdrängt wurde. Das war die polynesische, oder vielleicht besser gesagt, protopolynesische Kultur (Karte IV). Mit ihr beginnt gewissermassen die historische Zeit Ozeaniens; nicht wegen der zahlreichen Überlieferungen, die doch immerhin nur recht problematischen Wert besitzen, sondern weil in ihr zum ersten Male eine ausgesprochene, einheitliche Kultur mit stark ausgebildetem politischen Element auftritt. Die diesem Kulturkreise angehörigen Sprachen sind die einzigen in Ozeanien, deren Zusammenhang unzweifelhaft feststeht, nur dessen Art ist nicht bestimmt. Bekanntlich haben Codrington[5]) und P. Schmidt[6]) die sogenannten melanesischen Sprachen den malaiischen und polynesischen als dritte selbständige Gruppe gegenübergestellt und Fr. Müllers Ansicht, dass sie vielmehr eine Mischung von polynesischen und Papuasprachen darstellten, zurückgewiesen, weil ihre Abweichungen von den Malaio-polynesischen Dialekten nicht den Erscheinungen der bis jetzt bekannten Papuasprachen entsprächen, besonders aber, weil ihre Elemente fast durchweg ursprünglicheren

1) A. a. O. p. 25.

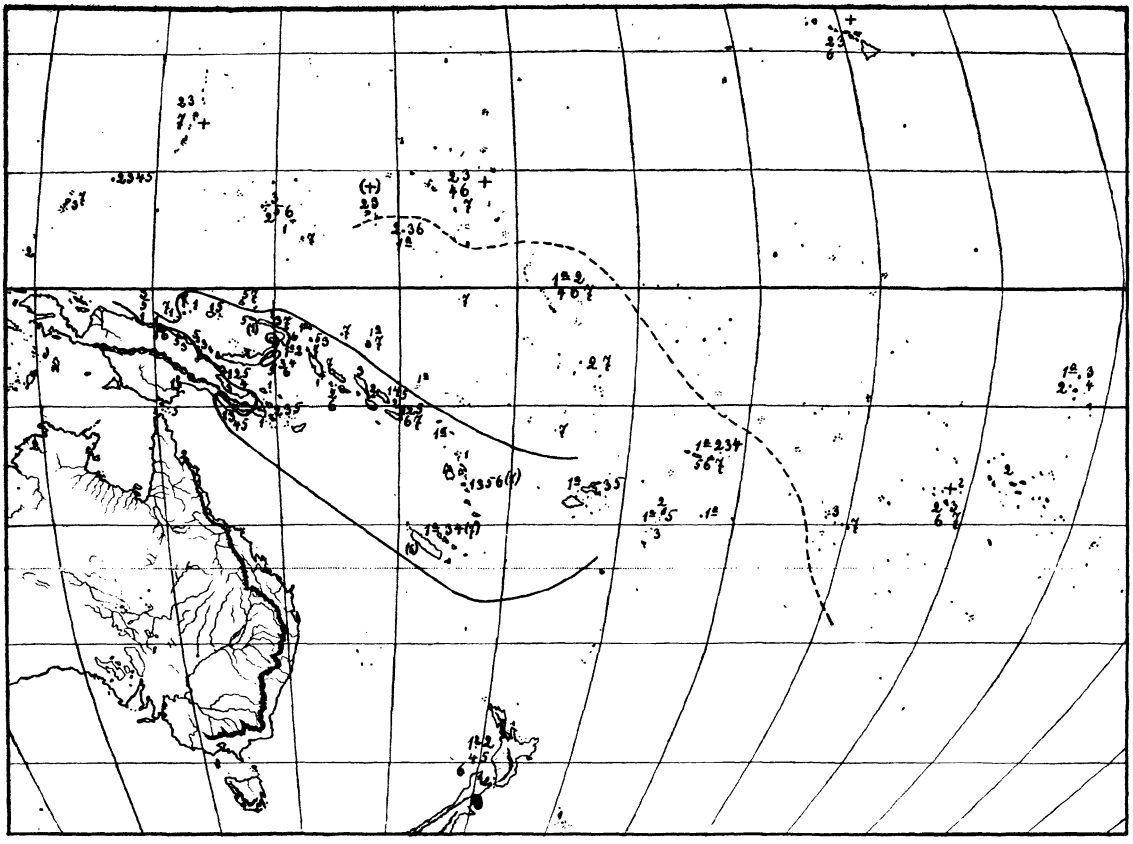
2) Ribbe p. 140.

3) Hagen p. 224ff.

4) Rep. of the Cambr. Exp. V, p. 233ff., 208ff., 139ff. Vgl. dazu das Vorkommen von Sippenhäusern und Sippenjunggesellenhäusern in verschiedenen Teilen Neu-Guineas.

5) The Melanesian languages, besonders S. 101ff.

6) Die sprachlichen Verhältnisse Ozeaniens in Mitt. Anthr. Ges. Wien XXIX (1899) S. 245 ff. Die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch Neu-Guinea in Z. f. Afr. u. Oz. Spr. V, S. 354 ff.; VI. S. 6 ff.



IV. Polynesische Kultur.

Grenze des Verbreitungsgebietes der sogenannten Melanesischen Sprachen.

1 Ausleger mit kreuzweis stehenden Verbindungsstäben.

1a Ausleger mit Verbindungsstäben, die sich nicht kreuzen.

2 Zusammengesetzter Angelhaken.

3 Tritonshorn.

4 Drillbohrer.

5 Stäbchenkamm.

6 Polynesisches Feuerzeug.

7 Kokosnussschaber.

Südwestgrenze der Felltrommel in Polynesien.

Ausleger mit bügelförmigen Querbalken ohne Verbindungsstäbe.

Charakter zeigten. als die der polynesischen Idiome. Was kennen wir denn aber von ostpapuanischen Sprachen, die doch hier fast ausschliesslich in Betracht kommen? Den Dialekt von Savo, weniges über die Sulkasprache — die Bainingsprache gehört wohl kaum hierher —, ein Vokabular von den Domara und Mairu, diese alle unter der Voraussetzung, dass sie nicht etwa wesentliche melanesische Elemente im Sinne dieses Aufsatzes enthalten. Aber der Existenz der Savo- und Sulkasprache muss, da sie sicher nicht auf Kolonisation von Neu-Guinea aus beruht, eine frühere, weitere Verbreitung der betreffenden Sprachgruppe oder -gruppen zugrunde liegen. Also — da es wirklich kein Beispiel in der Weltgeschichte gibt, dass eine Sprache ausgezogen worden wäre wie ein Rock — ist es doch recht wahrscheinlich, dass bis zu einem gewissen Grade wenigstens ein Teil der „melanesischen" Sprachen Mischsprachen sind. Aber freilich nicht die heutigen polynesischen Dialekte sind daran beteiligt, sondern die polynesischen Sprachen, wie sie zur Zeit ihrer Einwanderung in Ozeanien waren, die Idiome der Protopolynesier.

Zu diesem Ergebnis führt meines Erachtens die Betrachtung der ethnographischen Beziehungen, von denen ich für die Darstellung wegen ihrer Klarheit nur einige wenige herausgegriffen habe. Die polynesische Kultur ist die von Seefahrern, sie wird deshalb durch nichts besser gekennzeichnet, als durch die Gegenstände, die der Schiffahrt und Fischerei dienen. Überall im Gebiete der Protopolynesischen Kultur begegnen die Einauslegerboote,[1]) mit ihnen das Dreieckssegel oder abgeleitete Formen, das Oesfass in seiner bestimmten Gestalt und anderes; überall ferner der zusammengesetzte Angelhaken,[2]) aber auch Netze und Reusen verschiedener Art. Als Signalinstrument dient das Tritonshorn.[3]) Dem ganzen Gebiete gehört von weiteren Geräten der Drillbohrer;[4]) in dem grössten Teile, in Polynesien überall, ist auch das polynesische Feuerzeug,[5]) der sogenannte Feuerpflug, in Gebrauch, ebenso der Kokosnussschaber, den Foy[6]) von den Marquesas noch nicht angeführt, von wo ihn aber Herr Prof. v. d. Steinen erhielt. Hingewiesen sei noch auf das polynesische Beil, sowie auf die Tapabereitung, die allerdings wohl nicht dieser Kultur allein eigen ist.[7]) In politisch-sozialer Beziehung kennzeichnet die Poly-

1) Zahlreiches Sammlungsmaterial. Für Neu-Seeland vgl. Anderson in Cooks 3. Reise, S. 172.

2) Ausser dem Museumsmaterial, das ihn übrigens auch von Fidji belegt, vgl. z. B. Spencer a. Gillen „The northern tr. etc.", S. 678. Roth, Bull. Queensl. Ethnogr. Taf. XXVI. Edge-Partington I 391, F. 9, II 2, F. 4; 21, F. 1—3, 95, F. 4; 50, F. 7—9. III 195, F. 2; 198, F. 1, 5—8. Finsch Ann. k. k. Hofmus. VIII. S. 252 u. a. Der Angelhaken an der australischen Nordwestküste dürfte auf malaiischen Einfluss zurückgehen.

3) Auch in Neu-Seeland. Forster I, S. 171 (Abbild.)

4) Edge-Part. I 201, F. 3. III 179, F. 1, 2.

5) Nur auf den Karolinen von Nukuor an westlich ist der Feuerbohrer in Gebrauch, daneben aber auf Ruk und Nukuor das polynesische Feuerzeug. Finsch Ann. k. k. Hofmus. VIII. S. 328.

6) Mitt. Anthr. Ges. Wien 1904, S. 112 ff.

7) Sie dürfte jedenfalls im ostpapuanischen Kulturkreis vorhanden gewesen sein, wenn nicht auch im westpapuanischen.

nesier das ausgebildete Häuptlingswesen, das Ständewesen und die Institution des Tabu, alles ausser im eigentlichen Polynesien auch in Mikronesien wohl ausgeprägt; in Melanesien sind ebenfalls Ansätze dazu und Spuren davon nicht selten,[1]) doch kann hier in vielen Fällen zweifelhaft sein, ob nicht späterer polynesischer Einfluss in engerem Sinne vorliegt, ähnlich wie es zum Teil wohl sicher mit den Sitten des Tätowierens, der Beschneidung[2]) und des Kawatrinkens steht. All diese Fragen müssen, wie so viele andere, späterer Einzelforschung überlassen bleiben.

Die Einheitlichkeit der polynesischen Kultur ist zu bekannt, um weiteren Nachweises zu bedürfen. Desto wichtiger ist, dass Polynesien doch, trotz aller Einheitlichkeit im ganzen, in zwei nicht unwesentlich verschiedene Unterprovinzen zerfällt, deren Grenzen allerdings besonders im Südosten bedeutend übereinander greifen. Gehen wir wieder von der Schiffahrt aus. Während im ganzen übrigen Gebiete der Auslegerbalken durch Verbindungsstäbe an den Querbalken befestigt ist, sitzt er im Norden und Nordosten direkt an den bügelförmig gekrümmten Querbalken, so auf den Marianen, den Marshallinseln, Hawaii und Tahiti; auf Ponape ist das gleiche Prinzip erkennbar[3]), doch ist der Ausleger im übrigen schon stark zentralkarolinisch beeinflusst. Auf Hawaii, Tahiti und den Marquesas ist ausser dem andersartigen Ausleger auch ein anderes Segel in Gebrauch, nämlich statt des zweirahigen Segels, dessen eine Rahe durch ein Fall in der Gabel der Mastspitze hängt, ein einrahiges, dessen eine Seite direkt am Maste befestigt ist.[4]) Und auf das gleiche Gebiet wie diese Eigentümlichkeiten des Schiffsbaues, ist in Polynesien und Mikronesien (mit Ausnahme der Marianen) die Felltrommel beschränkt;[5]) ob dabei die Annäherung in der Form an die melanesische Trommel, wie sie der Typus von Ponape und den Marshallinseln zeigt, auf melanesischen Einfluss deutet, muss dahingestellt bleiben. Ebenso mag ich noch nicht

1) Vgl. unter anderen Hagen S. 224 f. Parkinson „Im Bismarckarchipel", S. 73; 104. Schnee p. 327. Das „Tambu" ist hier vielfach zum Eigentumsbegriff geworden.

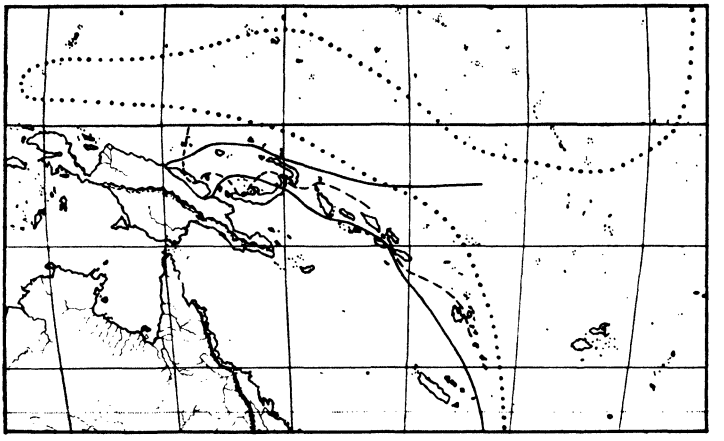
2) Die Beschneidung, vielfach mit der Subincisio verbunden, ist bekanntlich einem grossen Teil des mittleren Neu-Holland eigen, ist aber in ihrer Verbreitung mit keiner anderen der wichtigeren Kulturerscheinungen verbunden; da die Basis der Verbreitung an der australischen Nordküste liegt, könnte man an Übertragung aus Indonesien denken, doch spreche ich lieber ein non liquet.

3) Edge-Part. I, 29. Ellis II S. 352 (Bild). Kubary Ethnogr. Beitr. Taf. LIV.

4) Cook in Schiller-Hawkesworth II, S. 221 (Abbild. S. 252). Cook 3. Reise II 434 Abb. Das neukaledonische Kanoe hat zwei Rahen und ein Fall, entgegen Frobenius S. 213. Nach Cook in Hawkesworth-Schiller II, S. 285 liess sich das Segel der Neu-Seelandboote einnehmen und war nach III p. 54 primitiv, aber von dem nordostpolynesischen völlig verschieden. Scheinbar ähnliche Erscheinungen von Samoa und den Neuen Hebriden sind zweifellose Kümmerformen des zweirahigen Segels, vgl. Krämer „Die Samoainseln S. II, 252.

5) Für Tokelan Finsch Ann. k. k. Hofmus. VIII, S. 132 (nach Wilkes). Die Trommel von Ponape und den Marshallinseln gehört entschieden in diesen Kreis; höchstens die Gestalt könnte melanesisch beeinflusst sein. Wichtig ist, dass auf Bobolo und Hun Trommeln ganz ähnlicher Form, desselben Namens wie in Ponape, aber mit Schnurspannung vorkommen. Vgl. Dempwolff in Z. f. Ethnol. XXXVI (1904) S. 408, ausserdem mündliche Mitteilung von Hrn. Hellwig.

entscheiden, ob die Plattformbestattung und die ihr verwandten Gebräuche, wie sie von Tahiti[1]) und anderen Orten bekannt sind, auf alte Relikte zurückgeht oder ebenfalls der nordostpolynesischen Unterprovinz angehört.[2]) Noch möge es genügen, einen spezifischen Gegenstand der südpolynesischen Unterprovinz zu nennen, den aus Stäbchen zusammengesetzten Kamm.[3]) Die Schlitztrommel, die allerdings heute entschieden südpolynesisch ist — ihr östlichster Verbreitungspunkt sind die Herveyinseln — lässt sich ihrer Herkunft nach noch nicht bestimmt festlegen; es ist nicht völlig ausgeschlossen, dass sie bereits ostpapuanisch und von den Südpolynesiern nur



V. Polynesische Einflüsse in Melanesien.

Verbreitung der südpolynesischen Schlitztrommel. Verbreitung des polynesischen Steinbeiles. Verbreitung des zusammengesetzten Angelhakens mit Schnurleiste.

übernommen wäre.[4]) Dann würde sie allein schon dem Beweise genügen, dass die Einwanderung der Südpolynesier über ostpapuanisches Gebiet erfolgt ist.[5])

Denn das ist der springende Punkt: [So deutlich die Eigenarten der nordostpolynesischen Kultur in ihrer Verbreitung die Annahme einer Einwanderung über Mikronesien verlangen — wie ja häufig für die ganze

1) Cook in Hawkesworth-Schiller II, S. 231 ff. Ob z. B. die Höhlenbestattung von Hawaii verwandt ist, lässt sich bezweifeln.

2) Der Poncho scheint ebenfalls nordostpolynesisch zu sein: Ruk, Gilbert-J., Tahiti, Hervey-J.

3) Ausser Museumsmaterial vgl. Edge-Partington I 118, F. 8; 145, F. 3—5; 302, F. 1, 4, 5, 7; 303, F. 2, 3; 390, F. 2; II 143, F. 1, 3.

4) Durch meine Reduktion im Globus LXXXVII S. 299 ff. wird sie in Melanesien völlig auf ostpapuanisches Gebiet eingeschränkt; nur ihre ausgeprägte Randlage, ihr Fehlen im östlichen Neu-Guinea und den inneren Salomonen, sowie ihr Vorkommen in der malaiischen Kultur macht die Entscheidung sehr unsicher.

5) Ähnlich ist es mit dem ovalen Firsthause, das aber bis mindestens Tahiti vorkommt.

polynesische Wanderung vermutet worden ist — ebenso gewiss muss der Ausbreitungsweg der südpolynesischen Kultur dem Gebiete der sogenannten „melanesischen" Sprachen entsprochen haben. Wo die mit Polynesien verwandten Kulturelemente dieses Gebietes vom Gemeinpolynesischen abweichen, zeigen sie nie nordostpolynesische, stets südpolynesische Anklänge. Am deutlichsten ist das wieder bei dem Ausleger, der in Melanesien stets die Stäbchenverbindung aufweist. Dabei ist klar zwischen den protopolynesischen Gebieten und denen jüngeren Einflusses zu unterscheiden; in Zentralpolynesien besteht die Verbindung aus senkrecht zwischen Querbalken und Auslegerbalken verlaufenden Stäben, und diese Form ist überall in Melanesien vorhanden, wo auch sonst neuerer polynesischer Einfluss vorliegt. Wo das nicht der Fall ist, ist das System der kreuzförmig verlaufenden Stäbchen, die oft zu einem ausserordentlich festen Gerüst verbunden sind, in Gebrauch, zweifellos kein Produkt einer lokalen Entwicklung, da es im Norden bis Mortlock, im Südosten bis zu den Neuen Hebriden verbreitet ist, ausserdem aber auch, während es im ganzen übrigen Indonesien fehlt, auf den Nicobaren vorkommt, wo es nur als Relikt einer alten, im übrigen Archipel verschwundenen Schicht zu erklären ist; ich erinnere daran, dass ebendort das Klappnetz vorkommt, das ich weiter ausser in Samoa noch im Massimdistrikt in Britisch Neu-Guinea kenne. Also — die Kultur des Gebietes „melanesischer" Sprachen steht nicht der malaiischen und polynesischen, ja nicht einmal der gesamten polynesischen selbständig gegenüber, sondern bildet mit einer der polynesischen Gruppen, der südpolynesischen, eine von der anderen getrennte Gruppe. Die Sprache ist von der übrigen Kultur nicht zu trennen, sie ist deren wichtigstes Element. Ist daher die eben ausgesprochene Ansicht richtig, so beruht die nähere Verwandtschaft der melanesischen mit den mikronesischen Sprachen darauf, dass in beiden eine ältere Entwicklungsstufe der polynesischen Sprachen sich niedergeschlagen hat.

Mit der polynesischen ist der Kreis der Ozeanien eigentümlichen Kulturen geschlossen. Die wesentlichsten Veränderungen, die danach noch erfolgten, die ich aber nur noch ganz kurz skizzieren will, beruhten einerseits auf westlichen, von Asien und seinen Tributärkulturen ausgehenden Einflüssen, andererseits auf der Expansion der umgebildeten gemeinpolynesischen Kultur. Dass sich eine solche entwickelt hat, beweist nicht nur die Sprache, beweist auch die Mythologie und endlich die materielle Kultur. Auf diesen Verkehr, der natürlich auch zu zahlreichen Umsiedelungen Anlass gab, nicht auf die erste Besiedelung dürften sich die zahlreichen Wandersagen der Polynesier beziehen. Aus dem Bestande der materiellen Kultur will ich nur ein Beispiel herausheben. Der zusammengesetzte Angelhaken hat in Polynesien eine kleine Wandlung durchgemacht, indem die Bindung beider Teile durch die Angelschnur selbst geschieht und die Bindungsstelle daher mit dem befestigten Ende des Hakens durch eine an dessen Schaft entlang laufende Schnurleiste verbunden ist. Diese Form hat sich so weit verbreitet, wie die polynesische Sprache, sie fehlt überall, wo nur protopolynesische Kultur vorliegt, wie im grössten Teile Melanesiens und Mikronesiens; im äussersten Osten,

auf den Pamnotuinseln uud im äussersten Süden, in Neu-Seeland, hat sich die alte Form neben der neueren gehalten. Die neupolynesische Form hat aber ihren Weg auch westlich bis Nukuor, Ruk-Mortlock, ja bis zu den Südwestkarolinen, nach Tobi und Mafia, gefunden;[1]) nicht unwahrscheinlich wird sie auch hier und da an den Grenzen Melanesiens noch angetroffen werden.

Ist damit eine polynesische Einflusssphäre in Mikronesien gegeben mit der Basis in dem polynesisch sprechenden Nukuor, eine Einflusssphäre, die vielleicht nicht ohne Bedeutung für die Entwicklung des mikronesischen Auslegerbootes gewesen ist, so ist auch weiter südlich in Melanesien ein Gebiet neuerer polynesischer Einwirkung deutlich erkennbar. Es wird bezeichnet durch die Verbreitung der Schlitztrommel und des polynesischen Steinbeiles, bei denen die Parallelität ihrer Verbreitungsgrenzen sicher auffallend genug ist.[2]) Hinzu kommt, wie oben bereits erwähnt, die rezent südpolynesische Auslegerbefestigung und last not least die Verbreitung rein polynesischer Sprachelemente, wie sie sich auf einigen Inseln der Neuen Hebriden und den südlichen Salomonen, aber auch hinüber bis zum Nordende Neu-Britanniens geltend machen.[3]) Ich muss hier einfügen, dass meiner Ansicht nach der wirklich polynesische Einfluss sich in der Tat nur bis Neu-Irland, höchstens Neu-Hannover erstreckt, dass die weitere Verbreitung z. B. der Schlitztrommel und des Steinbeiles auf intensiven Binnenverkehr im Zentralbecken des Bismarck-Archipels zurückzuführen ist.

Während sich im Osten die polynesische Kultur herausbildete, entwickelte sich auch Mikronesien, zum grossen Teil unter westlichem Einflusse, in eigenartiger Richtung. Schon auf den Gilbertinseln treten Dinge auf, wie die Flechttechnik der Körbe und die Form der Schöpflöffel, die an heutige malaiische Erscheinungen erinnern. Am bezeichnendsten ist jedoch die Verbreitung der Weberei über die ganzen Karolinen bis Kuschai. Und auch diese neu entstandene Kultur, die vielleicht gerade unter Einwirkung der vorhin erwähnten polynesischen Kolonisation zu einer gewissen Einheitlichkeit gelangte, breitete sich gegen Melanesien hin aus; auf St. Mattthias und auf den gesamten von Thilenius sogenannten nordwestpolynesischen Inseln bis Santa Cruz ist die Weberei in Übung.[4]) Ebenfalls mikronesisch und wohl auch unter asiatischem Einflusse ausgebildet, ist die Anwendung bestimmter Gegenstände, wie z. B. Ketten von Muschelscheibchen, als fester Wertmesser, also einer Art Geldes; die Grenze des Muschelgeldes verläuft südlich von Taui, über die Gazellehalbinsel und schliesst mindestens Buka, Bougainville, Rubiana und Choiseul ein.[5])

1) Karte V. Vgl. S. 46, Anm. 2. Ausserdem Edge-Part. II 29, F. 3, 4.

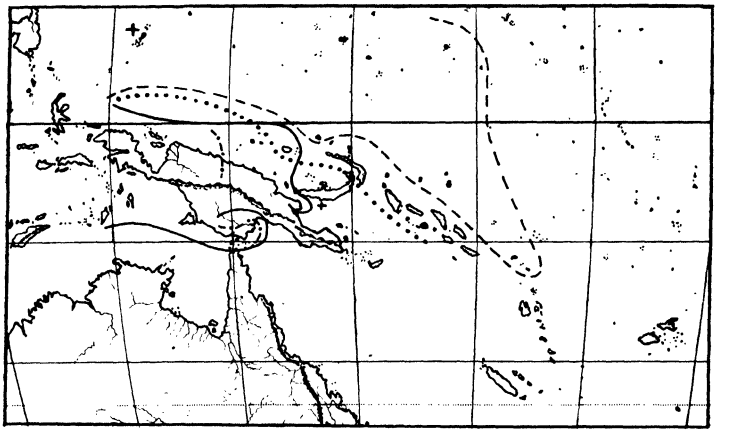
2) Karte V. Ein völlig abgeartetes Beil des gleichen Baues kommt am Papua- oder Huon-Golf vor, wohl nur als Prunkbeil und vielleicht protopolynesisch.

3) Codrington The Melanesian languages, p. 236 f., 565 ff. u. a.

4) Ethnogr. Ergebn. aus Melan. I, S. 37. Auch Ausleger- und Beilform entspricht meist der ostkarolinischen; in Sikaiana ist der Poncho in Gebrauch. Ebenda S. 55.

5) Vgl. Ribbe S. 135, 292 ff., 312. Auch die Geldketten haben ihren Weg von Taui usw. bis Karkar und Rook gefunden.

Vielleicht älter schon als die genannten Einflüsse, nicht unwahrscheinlich dauernd neben ihnen herlaufend, ist die Einwirkung auf Melanesien, die von Indonesien ausging. Ihre engste Grenze wird durch die Verbreitung des Viereckssegels gegeben, das bis Finschhafen und dem Fly-River einschliesslich herrscht.[1]) Das Zweiauslegerboot bleibt im Allgemeinen dahinter etwas zurück, doch sah es Hr. Prof. Thilenius, wie er mir freundlichst mitteilt, sogar auf Nissan. Im westlichsten Neu-Guinea, auf Taui und Pelau ist der indonesische Schöpflöffel in Gebrauch, auf Pelau und merkwürdiger Weise an der Südküste Neu-Britanniens das Blasrohr.[2]) Auch den Genuss des Betel halte ich für aus dem Westen importiert, er hat aber von dem östlichen Neu-Guinea aus durch innermelanesischen Verkehr nach Bougainville, Neu-Irland und



VI. Malaiische und Mikronesische Einflüsse in Melanesien.

1. ——— Verbreitung des viereckigen Segels. —•—•— Verbreitung des Doppelauslegers. ✚ Blasrohr.
2. – – – – – Verbreitung der Weberei. •••••••• Verbreitung des Muschelgeldes.

Neu-Britannien, den südlichen Salomonen und bis Santa Cruz hin eine Verbreitung weit über die eigentlichen Grenzen malaiischen Handels hinaus erfahren, eine Verbreitung, deren einzelne Wege nur eine eingehende Vergleichung der Kalkbüchsen und -spatel nachweisen kann.

Ich bin bei meinem Ausgangspunkt wieder angelangt. Die dort erwähnten kleineren Verschiebungen der heutigen Kulturen, wie sie sich aus der Über- und Nebeneinanderlagerung der im Vorhergehenden versuchsweise herausgearbeiteten Schichten entwickelt haben, gehören nicht mehr eigentlich in den Kreis meiner Betrachtung; sie sind aber natürlich nicht auf die jüngste Periode der Südseegeschichte beschränkt, sondern haben fort und fort zu jeder Zeit stattgefunden, und so wird die Forschung im einzelnen überall mit ihnen zu rechnen haben. So ist als sicher an-

1) Karte VI. Vgl. Haddon Studies etc., p. 425 f.
2) Parkinson-Foy in Abh. u. Ber. Dresden. 1899 Nr. 5, S. 4.

zunehmen, dass die heutigen Bevölkerungsverhältnisse in einem grossen Teile Melanesiens aus einer allmählichen Aufsaugung der zur Zeit der Wanderungen zweifellos zahlreichen polynesischen Küstenansiedelungen durch die numerisch stärkere Binnenlandbevölkerung hervorgegangen sind. Ähnliche Vorgänge werden sich vermutlich bei jeder Berührung der einzelnen Kulturen abgespielt haben.

Das relative Zeitverhältnis dieser einzelnen Kulturen ist im grossen Ganzen klar; ich möchte nun auch die Frage der absoluten Zeit kurz berühren, eine Frage, die auch nur anzuschneiden bei keiner anderen als der polynesischen Kultur möglich ist. P. Schmidt[1]) hat seinerzeit das Wort fana, pana für Bogen und durchbohren in den polynesischen und verwandten Sprachen als Lehnwort aus dem Sanskrit erklärt und dadurch einen Anhaltspunkt dafür zu gewinnen gesucht, dass die Polynesier ihre asiatischen Stammsitze erst nach der Ausbreitung arischer Kultur mindestens über Indien verlassen hätten. Doch ist abgesehen von der hypothetischen Verwandtschaft der beiden Wörter noch ungewiss, ob die Malaio-Polynesier überhaupt den Bogen zu ihren ureigentümlichen Kulturgütern zählten, ob das Wort vàna nicht am Ende im Sanskrit selbst ein Lehnwort ist, ob nicht demnach beide vielleicht aus gemeinsamer Quelle schöpften, wo dann natürlich für die Zeit nichts ausgemacht wäre. Auch ich glaube nun in keiner Weise etwas gewisses behaupten zu können; ich will nur wieder, wie in der ganzen Arbeit, einen Hinweis geben, der möglicherweise bei näherer Untersuchung weiter führt: der schwere Stossspeer und die kurze Flachkeule gehören zweifellos zu den eigentümlichen Waffen wenn nicht aller, so doch einiger polynesischer Stämme. Die kurzen Flachkeulen zeigen nun, sei es am Griff (Massimdistrikt), sei es am Blatt (Maori, Gilbertinseln, östl. Polynesien) eine gewisse Neigung zur Asymmetrie; im letzten Falle tritt dadurch ein Unterschied von Rücken und Schneide hervor. Im ganzen protopolynesischen Gebiet werden diese und andere Handwaffen, auf den Gilbertinseln und Frenchinseln bekanntlich auch Speere gern durch Einfügung von Haifischzähnen oder ähnlichen Dingen in die Kanten der flachen Waffe schneidend gemacht. Speere mit zwei Kanten oder zwei gegenständigen Reihen Widerhaken kommen zwar nicht ausschliesslich (vgl. einzelne Formen Neu-Hollands), aber vorwiegend im polynesischen Einflussgebiet vor. Endlich besitzt Tahiti und Nachbarschaft Speere mit grossen flachen, rhombischen oder lanzettlichen Spitzen, deren Ansatz am Schaft durch einen Ring oder anderweitige Schnitzerei scharf bezeichnet ist, und auch die Spitze des Hawaiispeeres ist blattförmig. Alle diese Erscheinungen suggerieren den Gedanken, dass die Polynesier bei ihrer Einwanderung in Ozeanien nicht ohne Metallkenntnis waren. Ob dies Metall die Bronze oder das Eisen war, mag dahingestellt sein. Sie haben in Neu-Seeland das dort vorhandene Eisen nicht benutzt, und die Form ihrer Beilklingen, sowie deren Befestigung lässt vielleicht eher an die gegossene Bronze als an das flach geschmiedete Eisen denken. Jedenfalls ergibt sich, wenn sie Metalle

1) Mitt. Anthr. Ges. Wien XXIX, p. 252ff.

kannten, die natürliche Annahme, dass sie Asien nicht vor Beginn der dortigen Metallzeit verliessen.

Wie weit sind nun die hier skizzierten Kulturen in Ozeanien heimisch oder darauf beschränkt? Dass die Polynesier aus Asien einwanderten, ist so gut wie gewiss; aber auch die Melanesier finden die nächsten Anklänge an ihre Kultur auf den Philippinen, ja vielleicht noch weiterhin in den Osthimalayaländern. Sie und die beiden papuanischen haben sicher auch in Indonesien den Untergrund abgegeben für die heutige malaiische Kultur. Wie das westpapuanische Gebiet nach Indonesien hineinreicht, habe ich angedeutet; vielleicht ist auf den Nikobaren ein anderer Ausläufer bemerkbar. Das ostpapuanische Zweiklassensystem ist mit der Mutterfolge noch hier und da in Sumatra herrschend, auch die Schleuder findet sich in dieser Gegend; der Schild hat sich in verschiedenen Formen, mit nigritischen und asiatischen Elementen versetzt, über den ganzen Archipel ausgebreitet.

Hr. Dr. Ankermann wird am Schlusse seines Vortrages zeigen, dass wenigstens der nigritischen und ostpapuanischen Kultur verwandte Erscheinungen auch in Afrika vorhanden sind, und es ist wohl nicht zu leugnen, dass sich ebenso in Amerika gewisse Kulturmischungen finden, deren einzelne Bestandteile hier und da an gewisse Erscheinungskomplexe der im vorhergehenden skizzierten Kulturen erinnern. All das ist natürlich vorläufig noch viel hypothetischer, als meine Kulturkreise und -schichten. Aber es gibt bei dem grauen Alter des Menschengeschlechtes die Möglichkeit, dass wir tatsächlich in allen Erdteilen Elemente verwandter Kulturen vorfinden.

Und beschränken wir uns wieder auf Ozeanien, so ist gerade bei den beiden oder drei (mit der malaiischen) jüngsten Schichten der enge Zusammenhang mit Asien, dem Lande der Völkermischungen und -berührungen klar, ein Zusammenhang, der bei Malaien und selbst wohl Polynesiern einer Zeit hochentwickelter Kultur angehört. Aus all diesen Betrachtungen folgt zunächst nur das eine: die Unmöglichkeit, irgend eine in den verschiedensten Gebieten der Erde vorkommende Erscheinung als ursprüngliches Gemeingut der Menschheit oder als aus einem ihr innewohnenden Gesetze heraus entstanden einwandfrei zu erweisen.

Deshalb müssen wir Schritt für Schritt in treuer Einzelarbeit in die Geschichte unseres Geschlechts einzudringen suchen. Hoffentlich hat mein Vortrag einige richtige Fingerzeige gegeben, wo und wie in Ozeanien zu graben ist. Aber nicht auf Afrika und Südsee darf sich die Tätigkeit beschränken. Nur wenn auf den anderen Gebieten, besonders in Südasien und Amerika in gleichem Sinne gearbeitet wird, kann das Ergebnis lückenlos werden. Zumal in Südasien liegt der Schlüssel für die Völkerzusammenhänge zwischen Ozeanien und Afrika. Die Aufgabe ist schwer wegen der dort dicht auflagernden höheren Kulturen, aber sie ist lohnend und für die Ethnologie als Ganzes eine Notwendigkeit.

2. Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika.[1])

Von

B. Ankermann.

Die Anwendung der geographischen Methode auf die Ethnographie ist seinerzeit von Ratzel mit einer Arbeit über ein Thema der afrikanischen Völkerkunde inauguriert worden, und diesem Umstande haben wir es wohl zu verdanken, dass wir bereits eine ganze Anzahl Spezialarbeiten gerade auf afrikanischem Gebiete besitzen.[2]) Unterstützt und ermöglicht wurden dieselben durch die ungemein reichen Sammlungen, die sich, besonders seit der Erwerbung unserer afrikanischen Kolonien, in den deutschen Museen angehäuft haben. Diese Vorarbeiten haben denn auch bereits den Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der afrikanischen Kulturen und ihrer Entstehung zur Tat werden lassen. Das Buch von Leo Frobenius[3]) hat jedenfalls das Verdienst, den ungeheuren Stoff zum erstenmal zu einem einheitlichen Bilde geordnet zu haben und zwar zu einem Bilde, das man nach Nachprüfung des Materials als ein im ganzen richtiges anerkennen muss, über wieviel Einzelheiten man auch abweichender Meinung sein mag.

Alle weitere Forschung muss, kritisierend und verbessernd, auf der hier gelegten Grundlage weiterbauen, auch ich habe das in dieser Abhandlung getan. Der Zweck derselben ist, die bisher gewonnenen Ergebnisse kurz zusammenzustellen und dann, im Anschluss an Dr. Gräbners Vortrag über die Kulturkreise Ozeaniens, die ethnographischen Beziehungen zwischen beiden Erdteilen, deren Vorhandensein im allgemeinen längst bekannt ist, etwas bestimmter zu formulieren, als es bisher geschehen ist.

Es ist schon häufig darauf hingewiesen worden, dass bis zur Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung Afrika nur im Norden und Osten mit der übrigen bewohnten Erde in Berührung stand, während die Westküste als Rand der Ökumene durch den unbelebten atlantischen Ozean

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 19. November 1904.

2) Ratzel, Die geogr. Verbreitung des Bogens und der Pfeile in Afrika (Ber. K. S. Ges. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1887). Derselbe, Die afrikanischen Bögen (Abh. K. S. Ges. Wiss. Phil.-hist. Kl. Bd. XIII, Nr. III, 1891). Derselbe, Beitr. zur Kenntnis d. Verbreitung d. Bogens und d. Speeres im indo-afrikan. Völkerkreis (Ber. K. S. Ges. Wiss. 1893). H. Schurtz, Das Wurfeisen der Neger. Leiden 1889. Derselbe, Die geogr. Verbreitung d. Negertrachten (Int. Arch. Ethn. IV, 1891). H. Frobenius, Afrikanische Bautypen. 1894. K. Weule, Der afrikanische Pfeil. Leipzig 1899. B. Ankermann, Die afrikanischen Musikinstrumente (Ethnol. Notizblatt III).

3) Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. Berlin 1898.

von aller Verbindung abgeschlossen war. Die gelegentlichen Fahrten karthagischer und phönizischer Schiffe, von denen die alten Geschichtsschreiber berichten, waren vereinzelte Unternehmungen, die als solche einen Einfluss auf die westafrikanischen Eingeborenen nicht gehabt haben können.

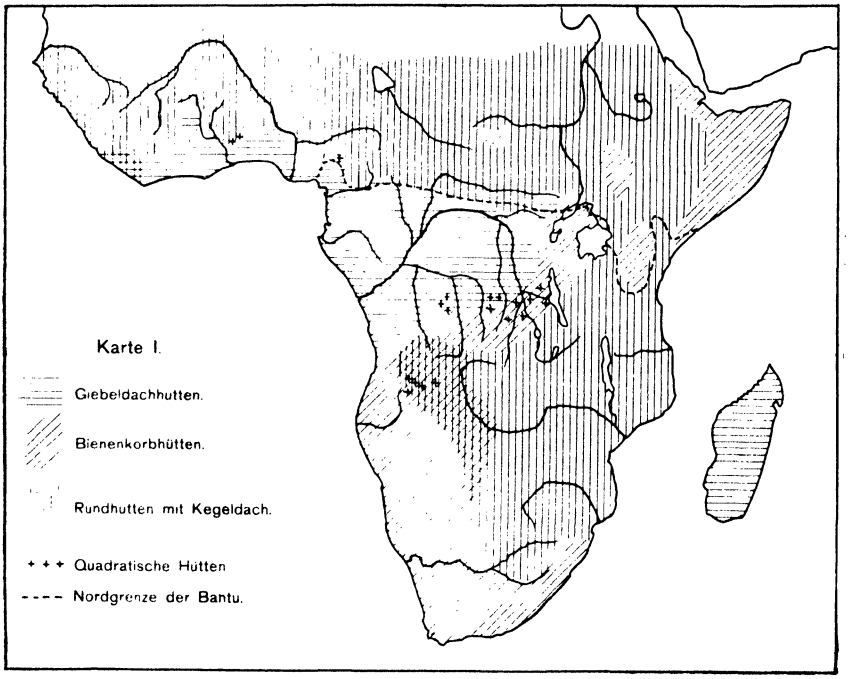
Von Osten und Norden her kamen also die Einwirkungen, die der stagnierenden Negerkultur neue Impulse brachten; denn Afrika ist, soweit unsere Kenntnis reicht, niemals gebend, sondern immer nur empfangend gewesen. Im Norden aber legt sich quer durch die ganze Breite des Kontinents die Sahara als ungeheures Verkehrshindernis — ein Hindernis, das noch heute den auf wenige Karawanenstrassen zusammengedrängten Handelsverkehr anf ein Minimum beschränkt, das aber vor Einführung des Kamels schier unüberwindlich gewesen sein muss. Den einzigen natürlichen Weg von Nord nach Süd bildet hier das Niltal, das denn auch zweifellos stets die Hauptstrasse der Kultur gebildet hat.

Bedeutend grösser sind aber die Beeinflussungen, die die afrikanische Kultur von der Ostküste her empfangen hat; die Verbindungen, die von hier aus mit dem südlichen Asien bestanden, reichen in Zeiten zurück, die weit vor unseren ältesten Überlieferungen liegen. Wir wissen nicht mit Sicherheit, wer die Träger dieses Verkehrs waren, aber es spricht alles dafür, dass Araber und Inder, besonders die ersteren, hierbei die Hauptrolle spielten, wie sie es auch heute noch tun.

Entsprechend der geographischen Konfiguration Afrikas ist die Art der Ausbreitung der Völker und der Kultur wesentlich abweichend von derjenigen in Ozeanien. Die insulare Natur des letzteren Erdteils und die deswegen nur auf dem Wasserwege mögliche Übertragung gestatten eine anscheinend sprunghafte Verbreitung, indem sich Kulturen mit völliger Umgehung einzelner Inseln oder ganzer Inselgruppen in entfernten Gegenden wiederfinden können. Anders in Afrika, wo die Ausbreitung nur zu Lande erfolgen kann und wo sich derselben in dem ganzen ungeheuren Gebiet südlich der Sahara mit Ausnahme des grossen zentralafrikanischen Urwaldes kaum ein ernsthaftes Hindernis in den Weg stellt. Daher die Erstreckung gleichförmiger Kulturen über weite Ländergebiete und ein Fehlen jeder auch nur einigermassen scharfen Grenze zwischen den Kulturprovinzen, an deren Stelle breite Grenzstreifen mit Übergangscharakter treten. Statt Scheidung und Nebeneinanderlagerung Übereinanderschichtung und Durchdringung.

Dessenungeachtet ist es nicht unmöglich, mehrere ursprünglich verschiedene Kulturen zu unterscheiden, und es ist das Verdienst von Leo Frobenius, als erster einen Kulturkreis von ganz besonderer Eigenart, den er als den westafrikanischen bezeichnet, herausgeschält zu haben. Diese Bezeichnung, die nur von der geographischen Lage des Kulturkreises hergenommen ist, werde ich als gänzlich unverfänglich beibehalten, den Ausdruck malaio-nigritische Kultur, den derselbe Autor für die Kultur dieses Kulturkreises geschaffen hat, auf den er heute vielleicht selbst nicht mehr allzuviel Gewicht legt, werde ich nicht gebrauchen, sondern seine Berechtigung vorläufig dahingestellt sein lassen.

Das Gebiet der westafrikanischen Kultur lässt sich, wie aus dem Obengesagten hervorgeht, nicht scharf umgrenzen; ungefähr deckt es sich mit der auf Karte I eingetragenen Verbreitung der Giebeldachhütten. Dieselbe beginnt an der Westküste im Süden, südlich des Coanza, erfüllt das ganze mittlere Kongobecken bis nahe an den Tanganyika und säumt mit einem langen schmalen Streifen die Küste von Oberguinea bis nach Liberia. Das Giebeldachhaus kann als das Hauptmerkmal des westafrikanischen Kulturkreises betrachtet werden; es geht fast lückenlos über das ganze Gebiet, auf dem diese Kultur gegenwärtig am geschlossensten



und reinsten auftritt. Ohne Zweifel hat der Kulturkreis früher eine grössere Ausdehnung gehabt, denn viele Elemente desselben findet man noch heute weit ausserhalb seiner gegenwärtigen Grenzen.

Gegenüber der westafrikanischen Kultur zeigt die Kultur des ganzen übrigen Afrika südlich der Sahara ein so einheitliches Gepräge, dass man sie der westafrikanischen als ein Ganzes gegenüberstellen kann. Allerdings lassen sich, wie wir später sehen werden, in ihrem Gebiete mehrere Provinzen unterscheiden, wie sie auch aus mehreren übereinander liegenden Schichten besteht, aber die Unterschiede sind verhältnismässig so unbeträchtlich, dass sie gegenüber der grossen Kluft, die diese Kultur von der westafrikanischen scheidet, nicht ins Gewicht fallen.[1])

1) Ich habe bei der Schilderung der Kulturkreise von Literaturnachweisen möglichst abgesehen, wenigstens soweit dieselben in den oben angeführten Spezialarbeiten bereits gegeben sind. Im übrigen stützt sich meine Darstellung im wesentlichen auf das Material des Berliner Museums für Völkerkunde.

Dass dem westafrikanischen Kulturkreis rechteckige Hütten mit Giebeldach angehören, ist schon gesagt worden; das ganze übrige Afrika mit Ausnahme von Madagaskar, wo ebenfalls das Rechteckhaus herrscht, besitzt demgegenüber Rundbauten, die in zwei Formen auftreten: erstens Bienenkorbhütten, die in der Weise gebaut werden, dass man biegsame Stangen im Kreise in den Boden steckt und ihre Spitzen zusammenbiegt, so dass eine Kuppel gebildet wird, und zweitens Zylinderhütten mit Kegeldach, bei denen das Dach als besonderer Teil auf die aus Pfählen hergestellte Hüttenwand aufgestülpt wird. Die Entstehung beider Hausformen interessiert uns hier nicht, ebensowenig der konstruktive Unterschied zwischen den Kegelhütten Südafrikas und des Sudans, auf den H. Frobenius grosses Gewicht legt[1]), dagegen ihre Verbreitung. Die Bienenkorbhütte finden wir zunächst an der Südspitze bei Kaffern, Hottentotten und Herero und an der Westküste bis hinauf zu den Songo und Minungo im portugiesischen Gebiet. Von hier erstreckt sich ihr Gebiet als schmaler Streifen bis zum Tanganyika und vom Nordende dieses Sees hinüber zum Viktoria-, Albert Edward- und Edward-See. Hier gehören zu ihrem Gebiete die Landschaften Urundi, Ruanda, Ussui, Usindja, Ukerewe, Uha, Udjidji, Kisiba, Karagwe, Nkole, Mpororo, Uganda und Unyoro. Weiter nordöstlich haben nach Johnston[2]) die Schuli (Acholi) und die Turkana Bienenkorbhütten, ebenso die Lur westlich des Edward-Sees[3]) und die Kredj am oberen Bahr el Ghasal.[4]) Endlich rechne ich hierher die Hütten der Somâl, Danâkil und Massai, die freilich nicht immer rund, sondern häufiger oblong mit abgerundeten Ecken zu sein scheinen, deren Konstruktion aber dieselbe ist wie bei den Bienenkorbhütten. Die Form des Grundrisses, der auch sonst nicht immer kreisförmig, sondern zuweilen oval ist, kommt weniger in Betracht als die Bauweise. Spuren dieses Bautypus finden sich auch weiter westlich im Sudan; so haben die Gámergu im südlichen Bornu nach einer unklaren Beschreibung bei Rohlfs[5]) solche Behausungen, und auch die kuppelförmigen Lehmbauten der Musgu dürften auf Bienenkorbhütten zurückzuführen sein. Vereinzelt kommen sie auch in Dar For vor[6]), und von Asben erwähnt sie Barth. Ausserdem scheinen die Pygmäen überall solche Hütten zu bauen.

Den ganzen übrigbleibenden Raum von Afrika von Betschuanaland im Süden bis nach Abessinien und Nubien und von hier westwärts bis Senegambien nimmt das Haus mit zylindrischer Wand und Kegeldach ein.

Von den Waffen (Karte II) finden wir Bogen und Speer in ganz Afrika; dass dieser oder jener Stamm die eine oder die andere der beiden Waffen bevorzugt, ist eine in beiden Kulturkreisen vorkommende Erscheinung.

1) Ob der Unterschied wirklich so durchgreifend ist, erscheint mir sehr zweifelhaft; jedenfalls gibt es auch im Sudan Hütten ohne Mittelpfahl.

2) The Uganda Protectorate II 775, 848.

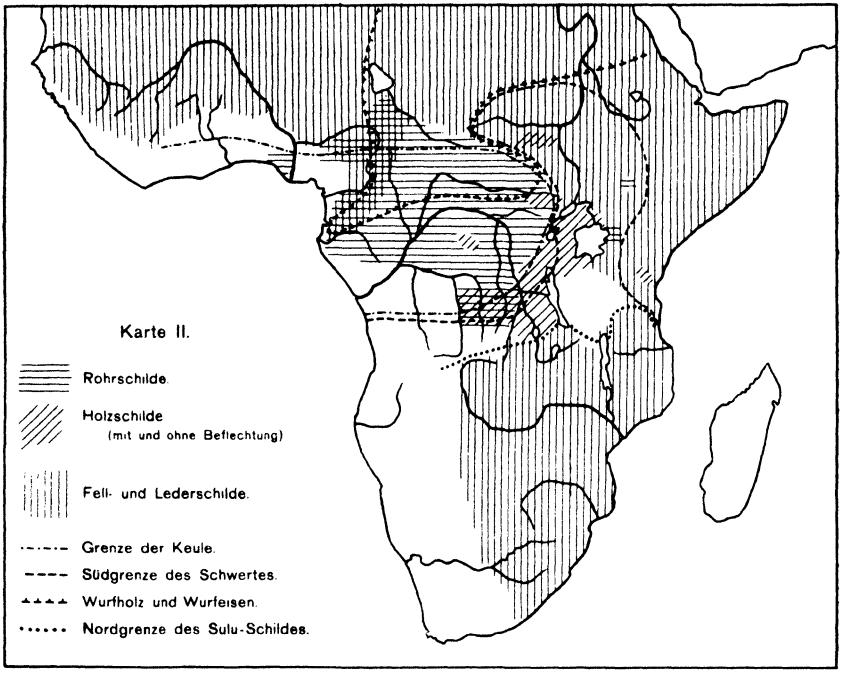
3) Ratzel u. Schweinfurth, Emin Pascha S. 147.

4) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika S. 439, 440.

5) Quer durch Afrika II, 24.

6) Felkin, Notes on the For tribe (Proc. R. S. Edinburgh, XIII, 211.)

Der Speer zeigt zwar zahlreiche Varianten in Gestaltung der Spitze und des Schafts, in Beschwerung des hinteren Schaftendes usw., aber keine, die für eine Klassifizierung im grossen geeignet wäre. Für diesen Zweck kommt höchstens die Befestigung der Spitze am Schaft in Betracht, die auf zweierlei Art geschieht, indem entweder die Spitze mit einem Dorn in den Schaft eingelassen, oder indem sie mittels einer Tülle auf denselben aufgesteckt wird. Die Grenze beider Befestigungsarten (auf der Karte nicht eingetragen) beginnt im Westen in Angola (bei den Bangala kommen beide Arten vor) und geht ziemlich genau nach Osten zum südlichen Tanganyika, wo Urua und Ubudschwe ein Übergangsgebiet bilden; östlich vom Tanganyika setzt die Grenze sich fort zwischen Udjidji und Fipa, geht durch Ugogo



und erreicht die Küste nördlich von Usaramo. Aber noch die Wapokomo am Tana haben die Spitzenbefestigung mittels eines Dorns, ebenso sämtliche Stämme des sogenannten abflusslosen Gebiets (Wanyaturu, Wataturu, Wambugwe, Warangi usw.). Dagegen kommt die andere Befestigung südlich der angegebenen Grenze kaum vor.

Im Anschluss hieran möchte ich vorausnehmen, dass auch bei den Pfeilen dieselben beiden Befestigungsarten vorhanden sind, aber in ganz anderer räumlicher Verbreitung; die Versenkung der Spitze in den Schaft herrscht hier bei weitem mehr, die Tülle findet sich nur in einem Teile des Kongogebiets.[1])

1) Vgl. Weule, Der afrikanische Pfeil. Leipzig 1899. S. 41, 42.

Der Bogen weist grössere Lücken in seiner Verbreitung auf als der allgegenwärtige Speer. In diesen Fällen hat der Bogen einer anderen Waffe, meistens dem Speer, in einer ethnographischen Provinz dem Wurfeisen, weichen müssen. Solche Lücken bestehen in beiden Kulturkreisen. Man klassifiziert die Bogen am besten nach der Art der Anbringung der Sehne. Entweder verjüngt sich der Bogen nach den Enden, und die mit einer Schlinge aufgestreifte Sehne kann wegen der nach der Mitte zu wachsenden Dicke des Bogenstabes sich nicht verschieben; diese Form herrscht in Ost- und Südafrika. Oder aber der Bogen bleibt in seiner ganzen Länge etwa gleich stark; dann ist eine besondere Vorrichtung nötig, um die Sehne festzuhalten. Dieselbe besteht nun entweder darin, dass auf die Enden aus Rohr geflochtene Wülste oder hölzerne Kugeln oder Scheiben aufgesteckt werden, auf denen die Sehne ruht; so in einem Teil des Kongogebiets; oder statt der Wülste Ringe aus Eisen oder Leder, wie in einigen Gegenden des mittleren und westlichen Sudan. Oder das Ende des Bogens wird zur Aufnahme der Sehne stufenförmig geschnitzt oder durchbohrt; beides vorwiegend im westlichen und zentralen Sudan, im Hinterland von Kamerun bis an den Sannaga. Doch kommt die Durchbohrung auch in einem beschränkten Gebiet in Ostafrika vor, nämlich westlich des Nyassa und am Südende des Tanganyika. Der Bogenstab ist im Osten und Süden vorwiegend drehrund, im Kongogebiet mehr oder weniger abgeplattet bis zu flachrechteckigem Querschnitt, im Sudan endlich zeigt er fast durchweg eine Abplattung auf der äusseren (konvexen) Seite. Von Wichtigkeit ist endlich das Material der Sehne: Nord-, Ost- und Südafrika haben eine Sehne aus tierischem Material (Leder, Sehnenfaser), der westafrikanische Kulturkreis aus pflanzlichem, entweder aus gedrehter Pflanzenfaser oder aus einem Streifen Rotang- oder Bambusrinde. Letztere findet sich als Rudiment auch an mehreren Stellen des Westsudan und Oberguineas. Das Berliner Museum besitzt solche Bogen von den Moba in Nordtogo; Binger erwähnt Bogen mit Bambussehne bei Leuten aus Mossi sowie bei den Gouing oder Mbouing[1]), Büttikofer solche mit Rotangsehne aus Liberia,[2]) Winterbottom aus Sierra Leone.[3])

Die afrikanischen Pfeile hat Weule eingehend behandelt; für uns ist hier nur von Bedeutung die Verbreitung der Flugsicherung. Ungefiederte Pfeile finden wir ausschliesslich im Sudan, und zwar in seiner ganzen Erstreckung mit Ausnahme der Mandingoländer im äussersten Westen und der Somâl im äussersten Osten. Die Galla haben sowohl gefiederte wie ungefiederte Pfeile. Ein zweites und kleineres Gebiet ungefiederter Pfeile liegt zwischen Nyassa und Tanganyika (Urungu, Fipa, Unyamwanga), das sich zum Teil mit der Verbreitung des oben erwähnten durchbohrten Bogens deckt, dessen Grenzen aber wie die des letzteren unbekannt sind.

Eine allgemein afrikanische Waffe ist die Keule als Wurf- und Schlagwaffe. Im westafrikanischen Kulturkreise scheint freilich die Wurf-

1) Du Niger au Golfe de Guinée. I 176, 267.
2) Reisebilder aus Liberia. Leiden 1890. II 268.
3) Nachrichten von der Sierra Leona-Küste. Weimar 1805. S. 211.

keule völlig zu fehlen und auch die Schlagkeule, die an verschiedenen Orten vorkommt, sehr zurückzutreten (vgl. Karte II); sonst aber ist sie überall vorhanden und steht sogar in Südafrika und am oberen Nil mit in erster Reihe.

Eine besondere Abart der Wurfkeule, das gekrümmte bumerangähnliche Wurfholz, ist auf den östlichen Sudan beschränkt und hat sich hier zu einer höchst eigenartigen Fernwaffe, dem Wurfeisen oder Wurfmesser, entwickelt, das über die Heimat des Wurfholzes hinaus bis tief in die westafrikanische Provinz vorgedrungen ist (vgl. Karte II).[1])

Das Schwert kommt nur in der nördlichen Hälfte Afrikas vor; die auf Karte II eingezeichnete Südgrenze schliesst das Kongobecken ein, macht aber vom Tanganyika an einen ungeheueren Bogen nach Norden, um das ganze Gebiet des oberen Nil herum, wendet sich dann wieder nach Süden und greift zungenförmig in Deutsch-Ostafrika ein, wo die Massai das Schwert eingeführt haben. Im ganzen Sudan erscheint ein und dieselbe Schwertform mit langer gerader Klinge und kreuzförmigem Griff, offenbar von den Arabern stammend und sehr neuer Import; im Osten von Abessinien tritt ein krummer Säbel auf, der gleichfalls asiatischen Ursprungs sein dürfte. Die Heidenstämme im südlichen, noch nicht islamisierten Sudan führen überhaupt kein Schwert oder das von den Mohammedanern entlehnte. Südlich davon aber, im Kongobecken, treten Formen auf, die offenbar mit den oben erwähnten nichts zu tun haben, sondern ganz anderen Ursprungs sind. L. Frobenius hat dieselben auf zwei Urformen zurückgeführt, und ich möchte mich ihm darin anschliessen; die eine Gruppe von Schwertern leitet er von der Speerspitze ab, z. B. das Fanschwert, die andere aber, die sehr wunderliche Gebilde enthält, von alten Keulenformen. Auch Schurtz hat bereits in seiner Arbeit über die Wurfmesser verschiedene Kongoschwerter in die von ihm aufgestellten Entwicklungsreihen eingeschaltet. In der Tat ist der Vorgang ganz analog der Entstehung der Wurfeisen aus dem Wurfholz. Wie hier aus dem einfachen gekrümmten Bumerang sich die wunderlichsten Formen entwickelt haben, so sind auch aus anderen Keulen unter dem Einfluss der neuentdeckten Metalltechnik die seltsamsten Gestalten emporgewuchert. Diese Annahme erklärt auch das Fehlen der Keule im westafrikanischen Kulturgebiet. Flache Keulen oder Schwerter aus Holz, die zum Teil allerdings bereits Nachahmungen von Eisenwaffen sein mögen und wohl nur noch Spielerei sind, sind mehrfach bekannt und publiziert worden.

Ein schwertartiges Messer mit gerader oder leicht gekrümmter Klinge und einem ringförmigen Griff zum Hindurchstecken der Hand, der auch zum Bogenspannen benutzt wird, findet sich in Nordtogo (Konkomba, Bassari, Tschautscho, Kabure, Moba, Tamberma), in Grussi, Mossi, Sugu, bei den Heidenstämmen in den Haussaländern, bei den Djikum und Mutschi am Benue, bei den Wute in Ostkamerun.

Eine seltene Waffe ist die Schleuder; häufig ist sie nur in Abessinien, den Galla- und Somâländern; sonst kenne ich sie nur aus dem abfluss-

[1]) Für alles nähere vgl. die Abhandlung von Schurtz, Das afrikanische Wurfmesser.

losen Gebiet Ostafrikas und von den Moba im Norden von Togo. Im westafrikanischen Kulturkreis scheint sie ganz zu fehlen. Dagegen ist sie in Madagaskar stellenweise noch in Gebrauch.[1]) Von sonstigen Waffen wären noch zu nennen eiserne, oft mit Stacheln oder einer Schneide versehene Schlagringe, die am Arm getragen werden. Dieselben finden sich im Sudan vom Osthorn an bis zum Niger, besonders am oberen Nil und in Adamaua (Durru).

Die Schilde zerfallen in drei Gruppen: geflochtene Schilde, hölzerne mit und ohne Beflechtung und Fell- und Lederschilde. Ihre Verbreitung zeigt Karte II. Nach derselben zu urteilen, dürften die geflochtenen Schilde dem westafrikanischen Kulturkreise angehören, die Fellschilde Südafrika und die Lederschilde dem Sudan. Die Holzschilde und die beflochtenen Holzschilde finden wir in einem Bezirk, der sich grösstenteils mit einem Teile des Verbreitungsgebiets der Bienenkorbhütten deckt. Sie scheinen also einer besonderen Kulturschicht anzugehören.[2])

Die Grenze zwischen Fell- und Lederschild liegt mitten in Deutsch-Ostafrika zwischen Uhehe und Ugogo. Hier treffen die Schilde der Sulu und der Massai aufeinander. Auch in Adamaua stossen Fell- und Lederschilde zusammen; die Grenze bildet hier etwa die Wasserscheide zwischen Benue und Sannaga.[3])

Was die Kleidung (Karte III) betrifft, so verwendet der westafrikanische Kulturkreis fast ausschliesslich pflanzliche Stoffe. Über das ganze Gebiet verbreitet, wenn auch nicht überall im gleichen Masse gebraucht, ist der Rindenstoff. Seine Verbreitung überschreitet die der Giebeldachhütten nach allen Richtungen beträchtlich; im Norden findet er sich bei den A-Sandeh nördlich des Uëlle bis in das Stromgebiet des oberen Schari hinein, im Süden bis Lunda und Urua: am weitesten aber geht seine Verbreitung nach Osten hin. Hier haben wir sogar an den ostafrikanischen Seen zwei Zentren seines Vorkommens, erstens Uganda, wo er bis in die neueste Zeit unumschränkt geherrscht hat, daran anschliessend die übrigen Wahumástaaten, in denen er die Herrschaft mit der Fellkleidung teilen musste. Das zweite Zentrum ist das Kondeland am Nordende des Nyassa. Ausserdem findet er sich im grössten Teil von Deutsch-Ostafrika und in dem südlich angrenzenden portugiesischen Gebiet bis zum Sambesi hinab, überall zurückgedrängt durch die zunehmende Verwendung einheimischer und europäischer Baumwollstoffe, sowie durch das Eindringen felltragender Stämme, wie der Massai und Wangoni.

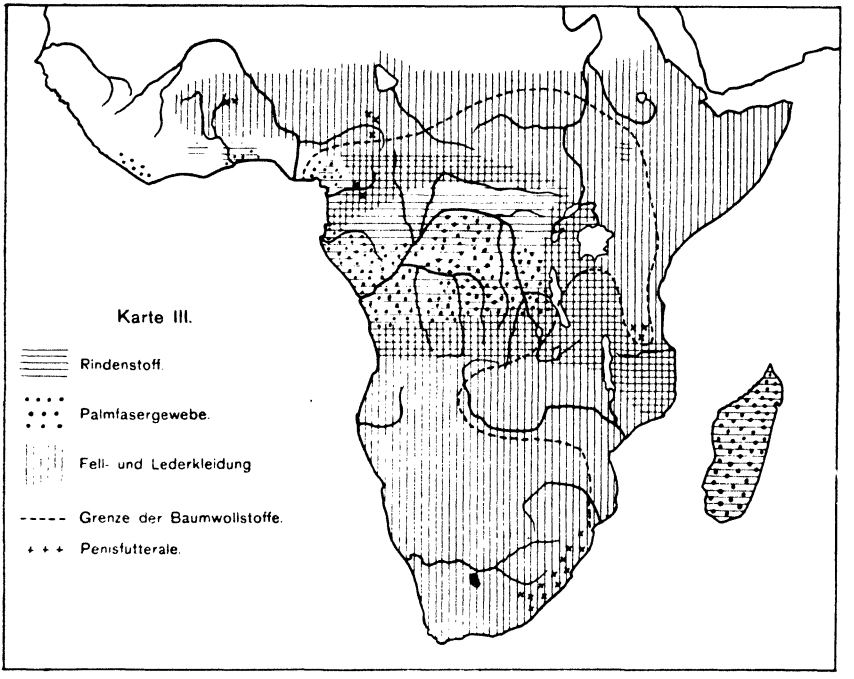
1) Sibree, Madagaskar 1881. S. 242.

2) Man kann sich die eigentümliche Beflechtung, die so angebracht ist, als ob sie etwas zu halten hätte, wohl am besten unter der Annahme erklären, dass die Schilde ursprünglich in der Tat aus mehreren Stücken bestanden, wie noch jetzt Schilde aus dem südlichen Neubritannien. Es musste ja für den mit unvollkommenen Werkzeugen arbeitenden Primitiven grosse Schwierigkeiten haben, einen breiten Holzschild aus einem Stück herzustellen; so half er sich, indem er an den schmalen Schild, wie ihn die Australier und die Dinka führen, Seitenteile anflickte und sie durch Querbänder zu einem Ganzen vereinigte.

3) Aber auch weiter südlich haben die Fan Lederschilde neben Fell- und Rohrschilden.

Rindenstoff besitzt das Berliner Museum auch aus dem mittleren Togo, wo er zuweilen noch von Medizinmännern getragen wird, und er wird von Binger[1]) auch aus dem Hinterland der Elfenbeinküste erwähnt, von Staudinger[2]) bei den Korro im Haussagebiet.

Im Zentrum des westafrikanischen Kulturkreises ist der Rindenstoff einigermassen in den Hintergrund gedrängt worden durch die Gewebe aus Raphiafaser, die von vielen Stämmen in vorzüglicher Qualität hergestellt und zum Teil, wie von den Bakuba, in künstlerischer Weise mit Mustern verziert werden. Wir finden diese Stoffe von Kamerun im Norden bis Angola im Süden, wo sie, wie am unteren Kongo, früher als Geld



dienten, ferner am mittleren Kongo, im Gebiet des Kwango, Kassai, Sankurru und Lomami, sowie bei den Balolo am Tschuapa, östlich des Kongo bei den Manyema und am Westufer des Tanganyika in Uguha und Marungu. Dagegen dürfte die auch von Frobenius übernommene Behauptung von Schurtz,[3]) dass auch in Ostafrika nördlich des Pangani Palmfaserstoffe fabriziert werden, auf einem Missverständnis beruhen; die von ihm zitierte Notiz Burtons scheint vielmehr auf Geflechte aus den Blättern der Fächerpalme zu deuten zu sein. An der Küste von Oberguinea ist der Palmfaserstoff früher jedenfalls häufiger gewesen als jetzt; auch heute noch

1) Du Niger au Golfe de Guinée II, 222.
2) Im Herzen der Haussaländer S. 422.
3) Die geogr. Verbreitung der Negertrachten S. 146.

werden an der Sklavenküste zwar nicht mehr Gewebe aus reiner Raphiafaser, wohl aber aus dieser, gemischt mit Baumwolle, hergestellt. Auch in Liberia gibt es nach Büttikofers Zeugnis Gewebe aus Palm- und aus Ananasfaser bei den Bassa und Kru.[1]) Das Berliner Museum besitzt von dort Taschen aus diesem Stoff. Endlich finden wir Raphiagewebe ebenso wie Rindenstoff wieder in Madagaskar.

Neben Rindenstoff und Palmfaserstoff kommen Schurze aus Pflanzenfaser, zerschlissenen Blättern, Raphiabast oder Gras vielfach zur Verwendung, besonders bei den Frauen. So, um nur einige Beispiele anzuführen, bei den Yaunde und den übrigen Fanvölkern, den Bangala am mittleren Kongo, den Balolo usw. Hierher gehören auch die Graskleider der Wassiba.

In dem zweiten afrikanischen Kulturkreise herrscht dagegen als Material der Kleidung Fell und Leder. Die Formen sind verschieden: Fellmäntel wie bei Kaffern und Hottentotten und bei den Wahuma in Ruanda und Kisiba; Schurze, teils aus Fell, teils aus Leder, meist vorn ein kleines Lederstück, hinten ein grösseres Sitzleder, oder Schurze aus herabhängenden Fellstreifen, wie der Rahat der Nilvölker, oft mit Eisenperlen oder Schellen behängt oder mit Kauris besetzt. Daneben freilich auch Schurze aus pflanzlichem Stoff, aber nicht aus Fasern, sondern aus gedrehten Schnüren. Ferner Fellmützen, wie bei Massai und Kavirondo, und allerlei Fellschmuck, der auch an Waffen, wie Schilden und Speeren, gelegentlich angebracht wird.

Das Gebiet der Fell- und Lederkleidung ist durch das Vordringen der Baumwollgewebe bereits beträchtlich eingeengt worden; die Linie auf Karte III zeigt die äusserste Grenze des Baumwollbaues und der einheimischen Gewebe — denn nur von diesen, nicht von europäischen ist hier die Rede.

Einen analogen Gegensatz zeigen die beiden Kulturkreise auf dem Gebiet des Schmuckes: hier vegetabilisches, dort tierisches Material. Doch ist der Kontrast hier nicht so gross, da in beiden Kreisen die ursprünglichen Stoffe in weitem Umfange ersetzt worden sind durch die Verwendung der Metalle und der Glasperlen. Beide allerdings sind wohl im westafrikanischen Kulturkreise weniger zur Geltung gekommen als im übrigen Afrika, denn obwohl man Schmuck aus Eisen, Messing und Kupfer überall findet, so ist doch nirgends in Westafrika ein so üppig entwickelter Eisenschmuck zu finden wie bei den Herero, den Bari und Djur, den Marghi im südlichen Bornu oder den Kabure in Nordtogo. Auch die Verwendung von geschliffenen, durchbohrten und auf Schnüre gereihten Scheiben von Muschel- oder Strausseneischale scheint auf diesen Kulturkreis beschränkt zu sein, wenigstens soweit das Material des Berliner Museums ein Urteil gestattet; dasselbe besitzt solche Schmuckketten nur von den Herero und Ovambo, aus Unyamwesi, Uschaschi, Ussukuma, Ruanda, von den Massai, Bari, Schilluk, Lur, ferner vom Benue (Danzufa),

1) Reisebilder aus Liberia II, 284.

aus Mangu und Kabure im nördlichen Togo und aus Dume (Dahomey). Kaurischmuck ist besonders im Sudan und in Ostafrika beliebt.

Zum Schmuck kann man auch die Kämme rechnen. Sie kommen in zwei Arten vor, entweder in Holz oder Elfenbein aus einem Stück geschnitzt oder aus Stäbchen bestehend, die durch Geflecht verbunden sind. Die erste Sorte ist allgemeiner verbreitet, die zweite ist vielleicht der westafrikanischen Kultur fremd; die im Berliner Museum befindlichen Exemplare stammen überwiegend aus Ostafrika und den Landschaften am Westufer des Tanganyika, einzelne aus dem mittleren und westlichen Sudan; sonst sind nur ein paar aus dem südlichen und östlichen Kamerun (Bakoko, Ngumba, Wute) und aus Loango vorhanden.

Hier sind auch die Penisfutterale zu erwähnen, die von den Männern in einigen Gegenden als seltsamer Schmuck getragen werden; geflochtene Kapseln, kleine Kürbisse oder andere Fruchtschalen, auch Kokons von Insekten, endlich auch Täschchen aus Leder oder Baumwollstoff dienen dazu. Ihr Gebrauch kommt überall mehr und mehr ab; man findet sie noch bei den Kaffern, bei den den Sulu verwandten Wangoni und weit davon entfernt bei den Mattafall und Durru in Adamaua, bei den Ntoni und Bati am mittleren Sannaga und bei den Moba und Tamberma im Hinterland von Togo.[1]) (Karte III.)

Ich schliesse hieran die Besprechung einiger Körperverstümmelungen (Karte IV), wie Beschneidung, Zahnentfernung, Zahnfeilung, Lippendurchbohrung, weil sie wenigstens zum Teil heute als Verschönerungen aufgefasst werden, wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, dass wir schon ihren Ursprung in dieser Absicht zu suchen haben.

Sehr interessant ist die Verteilung der Sitte der Beschneidung. Aus den Angaben in der Literatur lässt sich ein ziemlich vollständiges Bild derselben gewinnen; denn die immerhin noch recht grossen Lücken liegen derartig, dass man meistens mit ziemlich grosser Wahrscheinlichkeit auf das Fehlen oder Vorhandensein dieser Sitte schliessen kann. Zunächst sieht man auf Karte IV, was ja selbstverständlich ist, dass die Beschneidung überall geübt wird, wo der Islam herrscht, also im ganzen Sudan, soweit er mohammedanisch ist.

Die zweite auf den ersten Blick ersichtliche Tatsache aber ist die, dass die Beschneidung auch in ausgedehnten Gebieten herrscht, in die der Islam niemals gedrungen ist. Da sind zunächst alle Kaffern- und Betschuanenstämme, vermutlich noch weiter nach Norden hinauf, als auf der Karte eingetragen. Während die Betschuanen daran noch sehr fest halten, ist die Sitte bei den Kaffern im Verschwinden begriffen; bei den Sulu soll sie durch König Tschaka abgeschafft worden, bei den Baronga nach Junod seit 1820 etwa abgekommen sein.[2]) Ebenfalls im Aussterben ist die Sitte bei den Ovambo.[3])

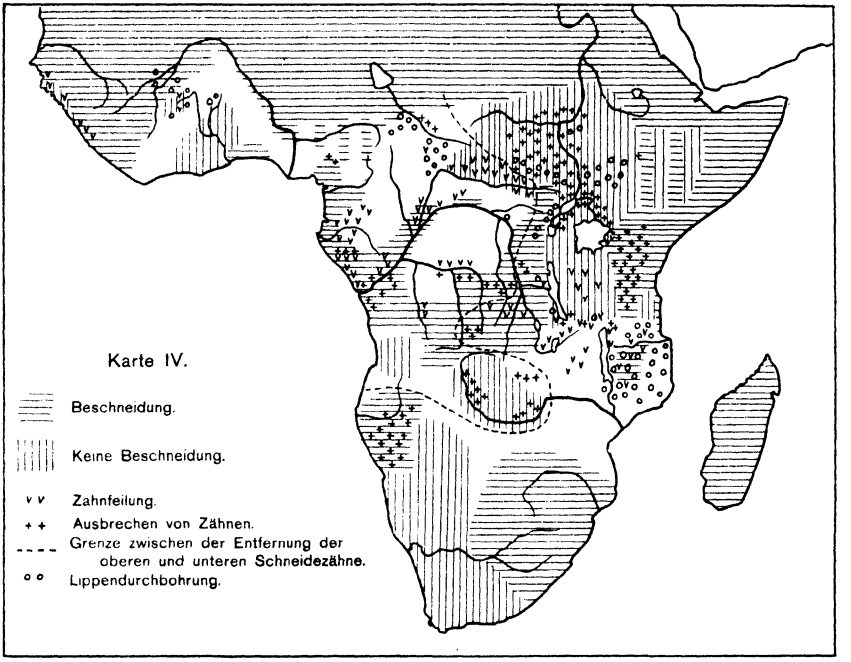
---

1) Exemplare von Peniskapseln aller genannten Stämme befinden sich im Berliner Museum.

1) Les Ba-Ronga. (Bull. Soc. Neufchâteloise Géogr. X, S. 28.)

2) Schinz, Deutsch-Südwestafrika. S. 308.

Eine weitere grosse Heimat hat die Beschneidung nun aber im Kongogebiet. In Kamerun scheint sie allgemein verbreitet zu sein, nach Hutters Angabe sowohl im Waldland wie im Grasland[1]); Zöller erwähnt sie bei den Duala[2]), Schwarz bei den Bakwiri[3]), Steinmetz bei den Banaka und Bapuku[4]), Conradt bei den Ngumba[5]), Zenker bei den Mabea und Yaunde[6]); weiter südlich fand Burton sie bei den Mpongwe[7]), Falkenstein in Loango[8]), Johnston bei den Bakongo, Bateke und Bayansi[9]), Monteiro im nördlichen Angola[10]), weiter im Innern Pogge



bei den Songo, Kioko und Balunda[11]), Wissmann und Pogge bei Baluba und Baschilange[12]), Müller bei den Tupende, Wolf bei den Bakuba[13])

1) Nord-Kamerun. S. 290, 427.
2) Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun II, 80.
3) Kamerun. 1886. S. 176.
4) Steinmetz, Rechtsverhältnisse bei eingeb. Völkern Afrikas und Ozeaniens. 1903. S. 40.
5) Globus LXXXI, S. 350.
6) Ethnol. Notizblatt III, Heft 3, S. 13; Mitt. a. d. Deutsch. Schutzgeb VIII, S. 51.
7) Two trips to Gorilla Land. 1875. I, 82.
8) Afrikas Westküste. 1885. S. 170.
9) Der Kongo. Leipzig 1884. S. 377, 395.
10) Angola and the River Congo. I, 278.
11) Im Reiche des Muata Jamwo. 1880. S. 39, 242.
12) Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. 1889. S. 380.
13) Im Innern Afrikas. 1888. S. 114, 254.

Wissmann bei den Bassonge[1]), d'Hanis bei den Bapoto und Yambinga[2]), Livingstone bei den Manyema[3]), Schweinfurth bei Monbuttu und A-Banga[4]), Stuhlmann bei den Momfu, Wawira, Wambuba, Waleggа-Lendu, Wahoko und Wassongora[5]), Storms in Uguha.[6]) An der Küste von Oberguinea findet die Beschneidung sich bei den Ewe- und Ga-Völkern, nicht aber bei den Tschi.[7]) Schon zu Winterbottoms Zeit war sie in Sierra Leone herrschend[8]), Büttikofer fand sie als allgemeinen Brauch in Liberia.[9]) Im Innern des westlichen Sudan erwähnt sie Binger auch bei einigen vom Islam noch wenig berührten Völkern, wie den Dokhosie und Nonuma.[10]) Auch in Senegambien haben einige nicht mohammedanische Stämme die Beschneidung, wie die Banyun (Bagnoun), Balante und Landuman.[11]) In Ostafrika beschneiden die Massai und ihre Verwandten, die Kere, Gumba und Reschiat am Rudolfsee[12]), ferner anscheinend sämtliche Stämme des abflusslosen Gebiets, die Wakikuyu, Wakamba, Wadschagga, Waschambâ, Wapokomo, Wanika, Wasegua, Wakaguru, Wagogo[13]); weiter im Süden die Wayao und Makua (wenigstens die nördlich des Rovuma wohnenden).[14]) Endlich haben wir die Beschneidung bei allen Stämmen Madagaskars.[15])

Fassen wir nun die Völker ohne Beschneidung ins Auge, so finden wir ein grosses zusammenhängendes Gebiet am oberen Nil, das im Norden mit den Schilluk anfangend, mindestens bis an das Südende des Tanganyika reicht (Schilluk, Dinka, Schuli, Bari, Bongo, Mittu, Niam-Niam, Lur, Latuka, Lango, Bakonjo, Wanyoro, Waganda, Wassoga, alle Wahuma-Staaten, in Kavirondo sowohl Bantu wie Niloten, Wanyamwesi, Wassukuma, Wasagara, Wadoe, Wanguu, Wakami, Wakhutu, Wakawende, Wafipa und Wamarungu).[16]) Im Süden steht dieses Gebiet wahrscheinlich in Verbindung mit dem oberen Sambesi, wo im Marutse-Mambundareich die Beschneidung gleichfalls nicht gebräuchlich ist.[17]) Daran schliessen sich im Westen die Kimbunda, im Süden die Buschmänner und Hotten-

1) Unter deutscher Flagge. S. 139.

2) Le District d'Upoto. (Publ. de l'Etat Indép. du Congo. No. 3.) S. 32.

3) Letzte Reise. II, 34.

4) Im Herzen von Afrika. 2. Aufl. S. 207, 293.

5) Mit Emin Pascha. S. 433.

6) Jacques et Storms, Notes sur l'ethnogr. de l'Afrique équator. (Bull. Soc. Anthr. Bruxelles V. S. 23.)

7) Ellis, The Ewe speaking peoples. S. 43.

8) l. c. S. 145.

9) l. c. II, 306.

10) Du Niger au Golfe de Guinée. I, 356 und 444.

11) Berenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie. Paris 1879. S. 298, 306, 340.

12) Donaldson Smith, Through Unknown African Countries. 1897. S. 297, 304, 309.

13) Stuhlmann l. c. S. 433 und die Karte. Baumann, Durch Massailand. 1894. S. 171, 178, 182, 189, 197.

14) v. Behr, Mitt. a. d. Deutsch. Schutzgeb. VI, S. 81, 85.

15) Sibree, Madagaskar. Leipzig 1881. S. 243 ff.

16) Stuhlmann S. 433. Baumann l. c. S. 204, 216, 228. Johnston, The Uganda Protectorate II, 571, 581, 618, 640, 728, 783. Jacques et Storms l. c. S. 23.

17) Holub, Eine Kulturskizze d. Marutse-Mambunda-Reiches. S. 56.

totten.[1]) Die Galla üben die Beschneidung nur, soweit sie mohammedanisch sind.[2]) Ob die Beschneidung bei den Heidenvölkern des zentralen Sudan vorkommt, weiss ich nicht; westlich des Niger fehlt sie, wie schon gesagt, bei den Tschi-Völkern, sowie auch nach Graf Zech[3]) in folgenden Landschaften des Togohinterlandes: Tappá, Ntschumuru, Gonyá, Bron, Adele, Anyanga, Tschautscho, Tschamba, Bassari, Semere, Sugu, Kabure, Logba. Nach Binger fehlt sie bei den Komono und Bobo[4]), endlich im äussersten Westen bei den Felup und Bissagos-Insulanern.[5])

Es scheint also, als ob die Beschneidung zwei verschiedenen Kulturkreisen angehört, dem westafrikanischen und dem islamitischen, während zwischen beiden sich eine Zone hinzieht, in der diese Sitte nicht besteht.

Zahnverstümmelungen finden sich in beiden Kulturkreisen und gehören daher vielleicht einer älteren Kulturschicht an. Das Ausbrechen und Zuspitzen von Zähnen lässt sich räumlich nicht trennen, ja es kommt zuweilen beides nebeneinander vor, wie bei den Aschango, Ischogo und Apono, die zwei obere Schneidezähne entfernen und die unteren, zum Teil auch die stehen gebliebenen oberen zuspitzen. Vielleicht ist also die Zahnfeilung nur als eine Milderung des Ausbrechens aufzufassen, wenn, wie es den Anschein hat, der ursprüngliche Zweck nur der war, eine Lücke herzustellen, aus welchem Grunde, kann hier dahingestellt bleiben. Dagegen scheint eine scharfe Grenze zwischen der Entfernung der oberen und unteren Schneidezähne zu existieren; die ersteren entfernt man im Westen, östlich und südlich der Grenzscheide dagegen die unteren. Mir ist nur eine Ausnahme bekannt, nämlich die Murle am Rudolfsee, die nach Donaldson Smith zwei obere Schneidezähne ausschlagen. Die Gaberi und Somrai am Schari entfernen je einen oberen und unteren Schneidezahn.

Ich gebe hier eine Liste der mir bekannten Stämme, die das Zahnausbrechen üben: Untere Schneidezähne entfernen, und zwar alle 4: Schilluk, Dinka, Bongo, Bari, Mittu, Madi, Latuka, Ja-Luo (in Kavirondo), Schuli, Lur, Wanyoro, Wassoga, Leute von Kivumbiro, Koki und Nkole, Wakinga, Herero (nach Fritsch nur 2); 3 Zähne: Manyema; 2 Zähne: Kavirondo-Bantu, Massai, Warangi, Wanyaturu, Wataturu, Wafiomi, Waramba, Wadschagga, Wakaguru, Wagogo, Wafipa, Wanyamwanga (auch 4), Warungu, Balunda; 1 Zahn: Lango, Gaberi, Somrai. Obere Schneidezähne: alle 4: Maschukulumbe und Bonjo(?); 2 Zähne: Bali und andere Graslandstämme, Aschango, Ischogo, Apono, Bakongo (manche

1) Ich sehe keinen Grund, an der bestimmten Angabe Kolbs und anderer alter Autoren zu zweifeln und mit Fritsch anzunehmen, anstatt der von ihnen berichteten Exstirpierung des linken Hodens sei in Wirklichkeit Beschneidung geübt worden. Ich kann nicht einsehen, wie eine solche Verwechselung möglich ist.

2) Paulitschke, Beitr. zur Ethnogr. u. Anthr. d. Somâl, Galla u. Harari. Leipzig 1886. S. 54.

3) Mitt. a. d. Deutsch. Schutzgeb. XI. (Vermischte Notizen über Togo u. d. Togo-Hinterland.)

4) l. c. I, 338, 400.

5) Bertrand-Bocandé (Bull. Soc. Géogr. Paris. III. (sér. XI, 350.)

Stämme), Mussurongo, Badinga, Baschilele, Bakuba, Bassonge, Marutse, Matonga, Murle; 1—2 Zähne: Sara; 1 Zahn: Gaberi und Somrai.[1])

Von sonstigen Körperverstümmelungen habe ich nur die Verbreitung der Lippendurchbohrung eingetragen. Dieselbe ist im wesentlichen auf den Sudan und Ostafrika beschränkt, im westafrikanischen Kulturkreis scheint sie völlig zu fehlen, ebenso in Südafrika. Sie findet sich im Nyassagebiet (Wamwera, Wangindo, Makonde, Makua, Mawia, Wampoto, Wasafua, Wayao, Mangandja); am oberen Nil und im Zwischenseengebiet (Nuër, Bongo, Mittu, Morú, Abukaja, Kaliká, Niambara, Latuka, Karamojo, Murle; Lendu, Wambuba, Wavira, Wahoko, Waamba); zwischen Ubangi und Schari (Languassi, Togbo, Uadda, Mandjia, Ndri, Auaka, Akunga, Lakka, Musgu); am Benue (Tengelin); im westlichen Sudan (Bambara, Siène-ré, Gouing, Bobo); endlich vereinzelt westlich des Tanganyika (Marungu, Ubudjwe, am Kongo selbst oberhalb der Mündung des Aruwimi).[2])

Von den Musikinstrumenten (Karte V) will ich nur einige erwähnen, die von grösserer Bedeutung sind, und verweise im übrigen auf meine oben zitierte Arbeit über dieselben. Spezifisch westafrikanisch ist zunächst die Holztrommel, wie ein Blick auf Karte V zeigt. Jedenfalls westafrikanisch ist auch die Sansa oder Negerzither, die allerdings im Südosten weit über die Grenzen dieses Kulturkreises hinausgeht. Ebenfalls hierher gehört ferner die westafrikanische Guitarre, ein Instrument, das sich dadurch kennzeichnet, dass jede Saite einen eigenen Träger in Gestalt eines gebogenen Stabes hat, und das als eine Zusammenfügung von mehreren Musikbogen aufgefasst werden kann.

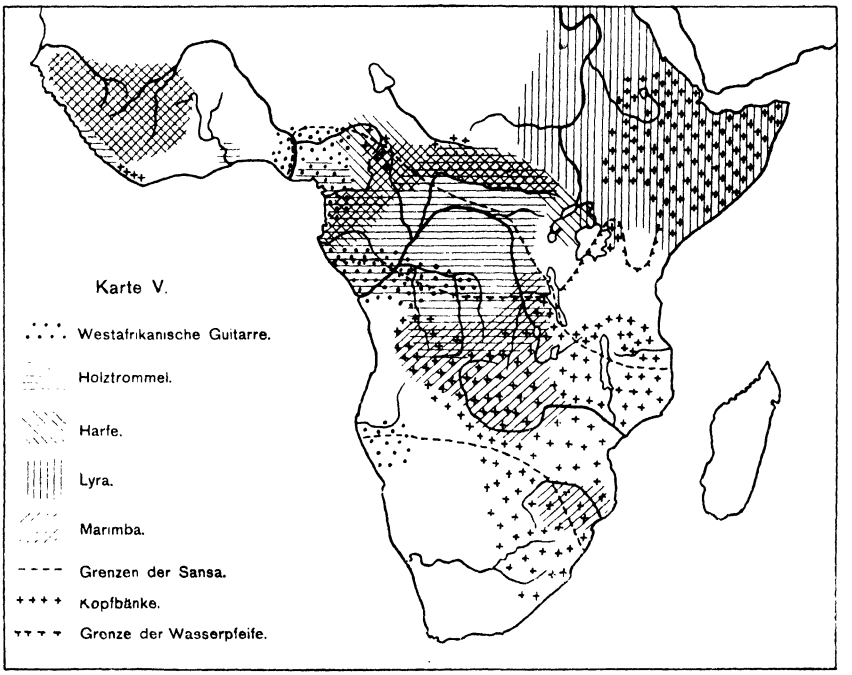
Im Zweifel kann man über die Zugehörigkeit der Marimba sein; denn wenn ihre Verbreitungsgebiete in Senegambien und Nordtransvaal an den äussersten Grenzen des Vorkommens westafrikanischer Kulturelemente liegen, so ist es noch auffälliger, dass die zwei anderen Bezirke, in denen die Marimba vorkommt, das Kongobecken gewissermassen im Norden und Süden umranden und gerade die Mitte desselben, den Kern des westafrikanischen Kulturkreises, freilassen. Aus diesen Tatsachen allein lässt sich also kein Schluss ziehen. Vermutlich westafrikanisch ist auch die Panpfeife, die freilich nur sehr vereinzelt vorkommt.

1) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, 2. Aufl., S. 41. Baumann, Massailand, S. 172, 178, 190. Stuhlmann l. c., S. 433. Johnston, Uganda Protectorate II, 581, 728, 783. Hermann in Mitt. D. Schutzgeb. XIII, 69. Schinz l. c., S. 169. Fritsch, Eingeb. Südafrikas, S. 235. Fülleborn im Ethnol. Notizblatt II, Heft 3, S. 16f. Maistre l. c., S. 171. Nachtigal II, 683. Jacques et Storms l. c., S. 21f. Hutter im Globus LXXV, S. 382. du Chaillu, Ashangoland, S. 234, 285, 330. Baumann, Ethn. d. Kongo, S. 2. Wissmann, Unter deutscher Flagge, S. 119. Im Innern Afrikas, S. 242, Pogge l. c., S. 237. Holub, Kulturskizze, S. 56f. Donaldson Smith l. c., S. 299.

2) Belege bei Stuhlmann l. c., S. 433 (und Karte); Fülleborn im Ethn. Notizblatt II, Heft 3, S. 17ff.; Schweinfurth l. c. S. 41, 116, 159, 160; Donaldson Smith l. c., S. 300; Johnston, Uganda Protectorate II, 550, 556; Maistre, A travers l'Afrique centrale, S. 30, 35, 55, 110, 120, 218; Passarge, Adamaua, S. 92; Binger I, 184, 213, 268, 400; II, 37; Jacques et Storms l. c., S. 22; Baumann, Beitr. z. Ethnogr. d. Kongo, S. 21.

Die beiden anderen auf der Karte noch verzeichneten Musikinstrumente, die Harfe und die Lyra, sind dagegen spezifisch nordafrikanisch und lassen sich bereits im alten Ägypten nachweisen. Dementsprechend ist ihre Verbreitung auch heute noch auf den Sudan und die nördlichsten Gegenden des Kongogebiets beschränkt, die der Lyra als des jüngeren Instruments sogar auf die Länder am oberen Nil bis zum Victoria Nyansa.[1])

Von anderen Geräten erwähne ich zunächst die Kopfbank (Karte V). Dieses eigentümliche Kopfkissen finden wir in Ostafrika in zwei ausgedehnten Bezirken. Der eine beginnt im Süden an der Südgrenze der



Kaffern und erstreckt sich bis in die Mitte von Deutsch-Ostafrika, bis etwa zum Rufidji, umfasst das ganze Sambesigebiet und reicht nach Westen und Norden darüber hinaus bis Angola, Lunda, Urua, Uguha, Ubudschwe. Der zweite Bezirk umfasst Abessinien, die Länder der Somâl und Galla und der Stämme um den Rudolfsee, Turkana usw. Am oberen Nil scheinen Kopfbänke nirgend vorhanden zu sein, wohl aber in Kavirondo und Ngoroine. Ferner finden sie sich vereinzelt in Nubien[2]) und in Kordofan[3]), sowie

1) Das Gebiet der Harfe habe ich auf der Karte grösser dargestellt, als in meiner Arbeit über die afrikanischen Musikinstrumente; ich habe noch die Mandingoländer dazugezogen, und zwar auf Grund einer Angabe von Tautain (Revue d'Ethnographie IV (1885), S. 142, Fig. 60.)

2) Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien. 1829. S. 40.

3) Pallme, Beschreibung von Kordofan. 1843. S. 43.

nach einer Mitteilung, die ich Hrn. Professor Schweinfurth verdanke, bei allen Bischarin bis zum 23. Grad n. Br. Weiter nach Westen hin scheinen sie sich vereinzelt zu finden; das Berliner Museum besitzt eine Kopfbank mit der Angabe Niam-Niam, eingesandt von W. Junker; ich habe aber in der Literatur nichts über Kopfbänke aus dieser Gegend finden können, weder bei Junker selbst, noch bei Schweinfurth oder Emin. Kürzlich hat das Museum aber eine Kopfbank von der genau gleichen Form mit der Angabe Süd-Baghirmi bekommen, so dass es scheint, als ob dieselbe etwa im Quellgebiet des Schari wirklich vorhanden ist. Aus Adamaua hat R. Flegel ein paar Kopfbänke der Bere und Mbum mitgebracht, und Passarge bestätigt das Vorkommen derselben bei den Mbum ausdrücklich.[1]) R. Hartmann hat eine Notiz, dass die Aschanti Kopfbänke gebrauchten[2]), aber ohne Quellenangabe. Sichergestellt ist dagegen die Verwendung von Kopfbänken durch Büttikofer in Liberia, wenn auch nur bei Vornehmen als Luxusgegenstand.[3]) Nach alledem ist es sicher, dass die Kopfbank dem westafrikanischen Kulturkreis fremd ist; auch wenn die Angabe einer einzelnen Kopfbank des Berliner Museums, die vom unteren Kwango stammen soll, richtig ist, so ändert das nichts daran; denn gerade in dieser Gegend ist die Existenz fremder Elemente durch Wissmann, der hier Rundhütten sah, nachgewiesen.

Von Korbflechtereien fehlt eine Art dem westafrikanischen Kulturkreise gänzlich, nämlich die aus spiralig übereinandergelegten Wülsten aufgebauten Körbe, die sich sonst überall finden.

Von anderen Dingen, die auf meinen Karten nicht dargestellt sind, erwähne ich noch kurz folgende, die für die westafrikanische Kultur charakteristisch sind: eine bestimmte Art Tabakspfeifen, deren Urbild die Blattstielpfeife der Monbuttu ist;[4]) die Masken und die damit in Verbindung stehenden Geheimbünde,[5]) sowie das gesamte Fetischwesen; das Giftordal, das im Trinken des Absuds einer giftigen Rinde besteht und hauptsächlich zur Entdeckung von Zauberern dient;[6]) die Anthropophagie, die zwar auch ausserhalb des westafrikanischen Kulturkreises bei einigen Völkern (z. B. Basuto, Wadoe) vorkommt, innerhalb desselben aber fast allgemein ist; die häufige Darstellung von Menschenfiguren;[7]) von Haustieren sind nur vorhanden Hund, Ziege und Huhn, die Westafrika mit dem übrigen Afrika gemein hat, und das

1) Adamaua S. 460.

2) Abyssinien u. d. übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas. Leipzig 1883. S. 191.

3) Reisebilder aus Liberia. II, 230.

4) Vgl. Karte XII bei Frobenius. Abb. daselbst S. 240.

5) Vgl. Frobenius, Die Masken und Geheimbünde Afrikas, 1898, und Afrik. Kultur, Karte IX.

6) An der ganzen Westküste von Senegambien bis Angola und wohl im ganzen Kongogebiet; bei den Baschilange erst mit Einführung des Riambakults abgeschafft; in Unyoro und Uganda; südlich bis zum Sambesi und Nyassa; früher auch bei den Sulu.

7) Vgl. Karte XI bei Frobenius; das Gebiet ist hier zu klein dargestellt; menschliche Figuren finden sich auch z. B. bei Betschuanen, in Ostafrika bei den Makonde und Wasaramo, bei Heidenstämmen in Adamaua und am unteren Benue (Tschamba, Djikum) im Hinterland von Togo bei Moba und Konkomba.

Schwein; das Fehlen des Rindes in diesem Gebiet kann allerdings zum Teil auf die Tsetsefliege zurückgeführt werden; von Kulturpflanzen waren, wenn wir die aus Amerika eingeführten abziehen, ursprünglich wohl ausser Bohnen und Kürbissen nur Bananen und vielleicht Erdnüsse vorhanden.

Die soziale Organisation der afrikanischen Völker ist leider nur so bruchstückweise bekannt, dass sich auch nicht annähernd ein klares Bild der geographischen Verteilung der Gesellschaftsformen gewinnen lässt; ich muss daher davon vollständig absehen.

Die vorhergehende Darstellung dürfte zur Genüge gezeigt haben, dass man in Afrika zwei Kulturkreise unterscheiden kann, die trotz jahrhundertelanger Berührung in jedem Zuge erkennen lassen, dass sie getrennter Abstammung sind. Es fragt sich nun, woher die Kulturen stammen, ob sie in Afrika einheimisch oder ob die eine oder die andere oder beide von aussen her eingedrungen sind. Dass weite Gebiete von Afrika, besonders der Sudan und die ostafrikanische Küste, seit langem unter westasiatischem, speziell arabischem Einfluss stehen, ist bekannt; der Islam und alles was damit zusammenhängt (Beschneidung, Bestattungsweise, Koransprüche als Amulette, Kenntnis der Schrift), die Baumwollweberei, Färberei, Lederbearbeitung, das Pferd und damit eine völlige Umgestaltung des Kriegswesens, das lange Schwert mit Kreuzgriff gehören diesem neusemitischen Kulturkreis an. Diese Einwirkungen fallen bereits zum Teil in das Bereich der Geschichte, für alle früheren aber sind wir auf die Deutung der ethnographischen Analyse angewiesen.

Ratzel hat in seiner Bogenarbeit mit Nachdruck auf die Tatsache der kulturellen Abhängigkeit Afrikas von Asien hingewiesen: „Fast ganz Afrika erscheint uns zuletzt als ein einziges grosses Gebiet mehr oder weniger abgeschwächter asiatischer Anklänge.“[1]) Was hier nur in bezug auf den Bogen gesagt ist, kann ohne Bedenken ganz allgemein ausgesprochen werden. Aber Ratzel hat in derselben Arbeit auf noch weitergehende Beziehungen aufmerksam gemacht, indem er die Ähnlichkeit zwischen Bogen vom Kongo und aus Neuguinea hervorhob. Dieser Anregung folgend hat L. Frobenius im einzelnen die Verwandtschaft der westafrikanischen Kultur mit derjenigen Indonesiens und Ozeaniens nachgewiesen. Die Bezeichnung „malaio-nigritisch“, die er für diese Kultur erfand, erweckt die Vorstellung, dass es wirklich die heutigen Malaien waren, die ihre Kultur nach Westafrika trugen und sie der dort vorgefundenen nigritischen aufpfropften. Das ist aber wohl kaum anzunehmen. Es dürfte vielmehr eine prämalaiische Kultur gewesen sein, von der die westafrikanische abzuleiten ist. Nachdem nunmehr Dr. Gräbner die ozeanische Kultur analysiert hat[2]), lässt sich die Verwandtschaft der westafrikanischen Kultur genauer feststellen.

Vergleichen wir dieselbe mit den von Gräbner aufgestellten Kulturkreisen, so ergibt sich, dass sie die grössten Übereinstimmungen mit der

1) Die afrik. Bögen S. 333.
2) Vgl. den vorhergehenden Vortrag.

ostpapuanischen Kultur besitzt. Ohne weiteres kann man als ostpapuanisch bezeichnen: Geheimbünde und Masken, Anthropophagie, Rohr- und Holzschilde, das Klangbrett (als Urform der Marimba), Panpfeife; wahrscheinlich ostpapuanisch, obwohl auch in anderen Kulturkreisen vorkommend, sind: Rindenstoff, Holztrommel, Menschenfiguren. Untersuchen wir umgekehrt, welche Bestandteile der ostpapuanischen Kultur sich in Westafrika finden, so vermissen wir gänzlich die Kolbenkeule, Schleuder und das Baumhaus; Keule und Schleuder könnten durch eiserne Schlagwaffen und den Bogen verdrängt worden sein. Das Zweiklassensystem ist mir aus Afrika nicht bekannt, die kognatische Descendenz ist häufig, ebenso die Bestattung im Hause, doch lässt sich aus Mangel an genügendem Material die Verbreitung beider nicht feststellen. Von dem Rest scheidet einiges als in Ozeanien überhaupt nicht vertreten, völlig aus: alle Saiteninstrumente, Sansa, Giftordal, Metalltechnik. Zweifelhaft ist die Herkunft der Giebeldachhäuser; da die typische Form des ostpapuanischen Hauses noch nicht bekannt ist, so bleibt noch immer die Möglichkeit, dass auch das Giebelhaus in diesen Kulturkreis gehört. Ungewiss bleibt ferner die Herkunft der Beschneidung im westafrikanischen Kulturkreis.

Dagegen kann man von einer Reihe von Dingen mit Bestimmtheit sagen, dass sie nicht ostpapuanisch sind. Dazu gehört vor allem Bogen und Pfeil, deren Verbreitung in Ozeanien die Möglichkeit, sie dem ostpapuanischen Kulturkreise anzugliedern, entschieden ausschliesst.

Der Bogen ist, wie schon erwähnt, dem westafrikanischen ähnlich, der Pfeil aber unterscheidet sich von dem westafrikanischen durch die fehlende Fiederung; die Blattfiederung, typisch für den ältesten afrikanischen Pfeil, kommt in Ozeanien nicht vor, dagegen in Hinterindien. Demselben Kulturkreis wie der Bogen, nämlich dem melanesischen, könnte noch entstammen das Giebeldachhaus (hier noch ohne Wände, nur aus dem Dach bestehend), das primitive Rauchgerät, die Rohrpfeife (der Baubau Neuguineas) und die Felltrommel (in Sanduhrform). Mit dem Rest ist für Afrika nichts anzufangen.

Der Webstuhl und die Herstellung von Geweben aus Pflanzenfaser findet sich nur in Mikronesien, die Felltrommel mit Schnurspannung nur in einem Teile Polynesiens. Alle übrigen Bestandteile der westafrikanischen Kultur müssen wir weiter westlich, in Indonesien, suchen.

Als allgemeines Resultat der Vergleichung der westafrikanischen Kultur mit den Kulturen Ozeaniens ergibt sich die Erscheinung, auf die ich schon im Anfang meines Vortrages hingewiesen habe: in Afrika Durcheinandermengung, in Ozeanien Scheidung der Kulturen. Ich will natürlich nicht behaupten, dass die ozeanischen Kulturen einander gar nicht beeinflusst und gemischt haben — ein Blick auf Dr. Gräbners Karten beweist das Gegenteil — aber die Inselnatur Ozeaniens begünstigt und ermöglicht doch wenigstens die Sonderung bis zu einem gewissen Grade. Wir finden also in Afrika Kulturelemente, die sich in Ozeanien in verschiedene Gruppen ordnen lassen, zu einem Ganzen, dem westafrikanischen Kulturkreise, verschmolzen. Man kann sich das wohl kaum

anders erklären, als durch die Annahme, dass dieselben Kulturwellen, die in Ozeanien nur über einen Teil, über einzelne Inselgruppen hingegangen sind, in Afrika stets das ganze Gebiet der westafrikanischen Kultur überflutet haben; nur in Ozeanien sind daher die Niederschläge der zeitlich aufeinanderfolgenden Kulturwellen auch noch räumlich zu trennen. Woher diese Kulturwellen gekommen sind, lässt sich im allgemeinen wohl sagen: aus Indonesien; näheres und endgültiges wird man aber erst nach eingehender Zergliederung der älteren südasiatischen Kulturen sagen können.

Für Afrika setzt diese Lage der Dinge eine sehr lange währende Verbindung mit Südasien voraus; ob dieselbe eine kontinuierliche oder eine intermittierende war, lässt sich nicht entscheiden. Auf welchem Wege ist nun diese Kultur nach Westafrika gekommen? Da sie sich gegenwärtig gerade im Westen findet, ihre Heimat aber anscheinend irgendwo im südlichen Asien gelegen hat, so muss ihr Weg quer durch den Kontinent gegangen sein. Betrachten wir nun die Verbreitung von Merkmalen dieser Kultur in Ostafrika (Rindenstoff, Sansa, Marimba), so finden wir dieselben besonders in dem Gebiet zu beiden Seiten des unteren Sambesi. Hier erreicht westafrikanische Kultur wenigstens in Fragmenten die Ostküste, und hier können wir also mit einiger Wahrscheinlichkeit das Tor suchen, durch das diese Kultur in Afrika einzog. Diese Vermutung wird zunächst durch die Tatsache unterstützt, dass gerade gegenüber diesem Küstenstrich die grosse Insel Madagaskar liegt, auf der indonesischer Einfluss viel intensiver gewirkt und völlig herrschend geworden ist, und die wohl die Hauptstation in dem Verkehr zwischen dem Archipel und Afrika gebildet hat.

Eine weitere Erwägung kommt uns ebenfalls zu Hülfe. Die westafrikanische wie die indonesische Kultur sind tropische Kulturen, angewiesen auf ein Land üppigen Pflanzenwuchses, besonders in ihrer Verwendung vegetabilischen Materials (Bambus, Raphia) und ihrer fast ausschliesslichen Pflanzennahrung. Daher mussten die nördlichen Küstenländer, von Deutsch-Ostafrika an, mit ihrem vorwiegenden Steppencharakter ihrem Eindringen einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen, und der einzige Weg ins Innere bleibt das Tal des Sambesi. Von hier aus hat die einwandernde Kultur das ganze Kongogebiet und das Küstenland bis Senegambien überflutet. Später ist ihr dann die Verbindung mit ihrem Mutterlande durch irgend eine uns unbekannte Umwälzung abgeschnitten worden, sie ist nach Westafrika zurückgedrängt worden und dort in der Isolierung verkümmert. Anstelle des südasiatischen Einflusses trat in Ostafrika ein westasiatischer. Vielleicht waren also die Westasiaten, Semiten, die Urheber der angedeuteten Umwälzung. Jedenfalls blieb die Verbindung Indonesiens mit Madagaskar noch viel länger bestehen; die Hova sollen erst im 11. Jahrh, nach Grandidier gar erst im 16. eingewandert sein.

Über die Art und Weise der Einwanderung der westafrikanischen Kultur können wir etwas bestimmtes nicht aussagen; von den beiden Möglichkeiten: Einwanderung der Träger der Kultur oder Übertragung der Kultur allein, scheint mir die letztere ausgeschlossen zu sein, denn es

werden auf diese Weise wohl einzelne Kulturelemente, aber kaum je eine Kultur als Ganzes übertragen. Das scheint aber doch hier der Fall zu sein; ist doch die jedenfalls vorhanden gewesene ältere Kultur, die freilich sehr arm gewesen sein mag, so vollständig überdeckt, dass ihre Spuren kaum zu entdecken sind. Viel wahrscheinlicher scheint mir die Annahme lange dauernder successiver Einwanderungen. Dass auch in Süd- und Zentralafrika die Bevölkerung aus dunkleren negroiden und helleren, ihrer Physiognomie nach bald als mongoloid, bald als semitenähnlich bezeichneten Elementen gemischt ist, wird von allen Reisenden bezeugt. Es liegt nun der Gedanke nahe, die Bantu, deren im allgemeinen edlere Gesichtsbildung und weniger dunkle Hautfarbe gegenüber den Sudannegern, den „eigentlichen Negern", häufig hervorgehoben wird, für das Produkt dieser Rassenkreuzung und also für die Träger der westafrikanischen Kultur zu halten. Dem widerspricht zweierlei: einmal umfasst der westafrikanische Kulturkreis nicht alle Bantu, sondern nur die kleinere Hälfte, andererseits geht er im Nordwesten weit über das Bereich der Bantu hinaus (vgl. Karte I). Dazu kommt, dass gerade die altertümlichsten, am wenigsten veränderten Bantusprachen sich im Osten finden, im Gebiet der grossen Seen.[1]) Andererseits hat Lepsius[2]) in den Sprachen Oberguineas bis nach Senegambien in der Richtung nach Westen schwächer werdende Ähnlichkeiten mit den Bantusprachen nachzuweisen versucht, also gerade in dem von Nicht-Bantu bewohnten Teile der westafrikanischen Kulturprovinz. Man braucht die Ansicht von Lepsius, dass die Sudan- und Bantusprachen urverwandt und die letzteren die eigentlichen urafrikanischen Sprachen seien, nicht zu teilen; eine Invasion von Bantu würde die Tatsache, falls sie sich bewahrheitet, zur Genüge erklären. Um aber die Bantu mit einiger Wahrscheinlichkeit in Konnex mit der westafrikanischen Kultur zu bringen, dazu reichen diese Dinge nicht aus. Diese Andeutungen sollen nur den Linguisten, bei denen die Entscheidung zunächst liegt, eine Anregung geben, der Frage näher zu treten. Vergleiche der Bantusprachen mit dem Malaiischen haben zu keinem Ergebnis geführt; vielleicht würde ein Vergleich mit melanesischen oder Papuasprachen ein besseres Resultat ergeben.

Bevor wir den westafrikanischen Kulturkreis verlassen, muss ich noch auf zwei Punkte kurz eingehen.

Ich habe oben unter den Merkmalen des genannten Kulturkreises Bogen und Pfeil aufgeführt. Daraus würde folgen, dass diese Waffe vorher in Afrika unbekannt gewesen ist. Das ist deswegen sehr auffällig, weil heute der Bogen gerade die Waffe der untersten Kulturschicht, der Buschmänner und Pygmäen,ist, die man doch allgemein als die Urbewohner Afrikas betrachtet. Diese Jägervölker sind so mit Bogen und Pfeil verwachsen und haben zum Teil, wie z. B. die Buschmänner, diese Waffe in ganz eigenartiger Weise ausgebildet, dass man sich kaum von der Vor-

1) Johnston hält das Kiemba, südwestlich des Tanganyika, für die altertümlichste Bantusprache. British Central-Africa. 1897. S. 481.

2) In der Einleitung zu seiner nubischen Grammatik.

stellung frei machen kann, sie hätten sie von jeher besessen und selbst erfunden.

Wenn man aber bedenkt, dass in Ozeanien der Bogen dem west- und ostpapuanischen Kulturkreise fehlt und erst im melanesischen auftritt, so wird man kaum annehmen können, dass derselbe in Afrika bereits von den ersten indonesischen Einwanderern als Erfindung der autochthonen Pygmäen vorgefunden wurde. Ich glaube vielmehr, dass damals der Bogen die überlegene Waffe der Eindringlinge war, von denen ihn die eingeborenen Jägerstämme übernahmen; bei jenen allmählich durch den Speer mehr und mehr verdrängt, blieb er in den Händen der Pygmäen, ähnlich wie die freien Somâl den Speer führen, die Pariastämme aber, die Midgân usw., den Bogen.

Der zweite Punkt betrifft die Frage nach der Herkunft der afrikanischen Eisentechnik. Afrika ist der einzige von Naturvölkern bewohnte Erdteil, in dem man die Eingeborenen durchweg mit der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens vertraut fand. Man weiss heute, dass auch in Afrika der „Eisenzeit" eine „Steinzeit" vorausgegangen ist, aber die Existenz einer solchen ist ebenso radikal aus der Erinnerung der Eingeborenen verschwunden wie aus der unserigen. Mehr als diese Tatsache, die bei der kurzlebigen Tradition der Neger nicht viel besagen will, bedeutet das Zeugnis altägyptischer Wandgemälde, die unter den Gaben tributbringender Neger auch Eisenbarren darstellen. Es ist daher schon häufig die Meinung geäussert worden, dass die Eisengewinnung von den Negern erfunden worden sei, noch neuerdings von Prof. v. Luschan in einem Vortrage auf dem Kolonialkongress in Berlin.[1]) Es lässt sich keine direkte Widerlegung dieser Ansicht geben, ebenso wie ein direkter Beweis für dieselbe nicht möglich ist, ich möchte aber auf eine Tatsache aufmerksam machen, die vielleicht geeignet ist, die Frage in anderem Lichte erscheinen zu lassen. Von allen Geräten des Eisenschmelzers und Schmiedes ist nur der Blasebalg wegen seiner charakteristischen Form für unsere Untersuchung brauchbar. Derselbe erscheint nun in Afrika in zwei Formen, während man doch meinen sollte, dass, wenn die Neger die Entdecker der Eisentechnik wären, sie sich mit der Erfindung eines Blasebalgs begnügt hätten. Einer muss also mindestens fremden Ursprungs sein.

Der eine Blasebalg besteht aus zwei Tongefässen oder Holzschalen, von denen zwei Röhren ausgehen und die oben mit einem Fell oder einem Bananenblatt lose überspannt sind. Diese Membran wird entweder direkt mit der Hand oder mittels eines in ihrer Mitte angebrachten Stabes auf und ab bewegt. Ich möchte diesen Blasebalg der Kürze wegen als Gefässblasebalg bezeichnen.

Der andere Blasebalg besteht aus zwei Fellschläuchen von dreieckiger Gestalt, die an der Spitze in eine Röhre auslaufen, während die Basis des Dreiecks einen von zwei Holzleisten eingerahmten Schlitz zeigt, der mit den Händen geöffnet und geschlossen wird. Diesen Blasebalg nenne ich

1) Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902 zu Berlin. S. 166.

Schlauchblasebalg. Die Doppelung bezweckt bei beiden Blasebälgen die Ermöglichung eines kontinuierlichen Luftstroms.

Betrachten wir nun die Verbreitung der beiden Formen, so zeigt sich, dass der westafrikanische Kulturkreis im engeren Sinne — wenigstens soweit mein Material reicht — nur den Gefässblasebalg kennt. Im übrigen Afrika dagegen finden wir beide Formen.[1]) Das lässt sich wohl nur durch die Annahme erklären, dass der Gefässblasebalg auf demselben Wege wie die westafrikanische Kultur und mit derselben nach Afrika gekommen ist. Es ist aber ganz ausgeschlossen, dass schon die ersten Ankömmlinge aus Indonesien das Eisen mitgebracht hätten; vielmehr kann das nur durch einen weit späteren Nachschub geschehen sein, nachdem sich bereits die west- und ostpapuanische und die melanesische Kultur, die sämtlich kein Metall kennen, abgezweigt hatten. Die ersten Einwanderer haben also noch kein Eisen gehabt. Sie hätten aber in Afrika nicht festen Fuss fassen und so weite Gebiete überschwemmen können, wenn ihnen die Ureinwohner bereits im Besitz eiserner Waffen entgegengetreten wären. Ich glaube, diese Erwägungen sprechen dafür, dass beide Blasebälge und mit ihnen die ganze Eisentechnik von zwei verschiedenen Seiten nach Afrika importiert worden sind. Es ist das kein Beweis, sondern nur eine Hypothese, über deren Wahrscheinlichkeit die Meinungen geteilt sein werden; vielleicht ist aber auf dem hier eingeschlagenen Wege der Lösung des Problems näherzukommen.

Im Anschluss hieran könnte man die Frage aufwerfen, welchem Kulturkreise die in einigen Gegenden gefundenen geschliffenen Steinwerkzeuge zuzurechnen sind, aber das dürftige Material gestattet keinen Schluss. Geschliffene Steinwerkzeuge scheinen nur auf einem Streifen Landes vorzukommen, der sich von der Goldküste bis zu den Quellen des Uelle erstreckt;[2]) dass im Kongogebiet bisher solche nirgends gefunden sind, sondern nur geschlagene Werkzeuge, spricht dafür, dass sie der westafrikanischen Kultur überhaupt gefehlt haben; aber bei unseren geringen Kenntnissen erscheint jede Vermutung verfrüht.

Ich wende mich nun zu dem zweiten grossen Kulturkreise. Er kann als eine Einheit aufgefasst werden, solange man ihn dem westafrikanischen Kulturkreis gegenüberstellt. Sobald man ihn aber für sich betrachtet, zeigen sich beträchtliche Verschiedenheiten in den einzelnen Regionen dieses ungeheueren Gebiets, die zur Aufstellung von Unterprovinzen auffordern. Die grosse Ausdehnung und die mannigfaltigen, nach Dauer, Art und Intensität verschiedenartig abgestuften Einflüsse, die auf die weitgestreckte Peripherie einwirken konnten, erklären die

1) Die Karte bei Frobenius (Geographische Kulturkunde. Leipzig 1904. S. 865) gibt die Verbreitung nicht richtig wieder. Der Schlauchblasebalg (Frobenius' „jüngerer Blasebalg") ist viel weiter verbreitet, als daselbst angegeben. Er findet sich in ganz Ostafrika neben der anderen Form, ebenso im Sudan, ja bis fast an die Westküste; das Berliner Museum besitzt z. B. ein Exemplar aus Atakpame im mittleren Togo.

2) Das Berliner Museum besitzt Steinwerkzeuge von der Gold- und Sklavenküste, besonders aus dem nördlichen Togo, aus dem zentralen Sudan (Mandara) und vom oberen Uelle.

Differenzen zur Genüge. Trotzdem ist die Schwierigkeit, die Provinzen gegeneinander abzugrenzen und zu charakterisieren, keine geringe, hauptsächlich weil unser Wissen allzu oft versagt. Nur zur Orientierung sei daher die nachfolgende kurze Übersicht gegeben.

Als eine besondere Provinz kann man Südafrika bis zum Sambesi und Kunene betrachten, das einen einheitlichen ethnographischen Charakter allerdings wohl erst in verhältnismässig neuer Zeit durch die Expansion der kriegerischen Kaffern erhalten hat. Dann folgt im Norden vom Sambesi bis zum Tana die ostafrikanische Provinz, ein Übergangsgebiet, in dem Bestandteile aller Kulturen bunt gemischt sind; zu unterst vielleicht Reste der allerältesten Kulturschicht, dann manche westafrikanischen Kulturelemente, von Norden her hamitischer Einfluss durch Wahuma, Wakuafi, Massai, von Süden südafrikanischer durch erobernde Kaffernhorden, an der Küste intensive arabische Einwirkung. Die dritte Provinz wäre das Osthorn samt Abessinien, die wohl von allen Provinzen am wenigsten afrikanische, am meisten hamitische und semitische Elemente enthält. Daran schliesst sich als vierte Provinz das Obernilgebiet, das sich im Gegensatz zu der östlichen Nachbarprovinz eine sehr merkwürdige Abgeschlossenheit bewahrt und z. B. von westafrikanischer Kultur, abgesehen von der Eisentechnik, die, nach der Form des Blasebalgs zu urteilen, von Süden hierher gekommen ist, kaum etwas aufgenommen hat.

Der übrigbleibende Teil des Sudans hat das Eigentümliche, dass zwei getrennte Kulturschichten hier neben- und übereinander liegen: eine jüngere, durch die mohammedanischen Mandingo, Haussa, Kanuri usw. repräsentierte, deren Kultur ganz unter dem Bann der modernen berberisch-arabischen Kultur Nordafrikas steht, und eine ältere, der die teils zerstreut unter den Mohammedanern, teils in breitem Gürtel südlich von ihnen wohnenden Heidenvölker angehören. Berücksichtigt man nur die letztere Schicht, so kann man das ganze Gebiet in zwei Provinzen teilen, deren Grenze etwa mit der zwischen Bornu und den Haussaländern zusammenfällt. Die Ostprovinz hat das Wurfholz, das Wurfeisen und die Harfe, die Westprovinz dafür den Bogen und das Dolchmesser mit ringförmigem Griff, durch den die Hand gesteckt wird.

Immerhin sind die letztgenannten Provinzen nur sekundärer Natur, da die Verschiedenheiten durch die Übereinstimmungen weit überwogen werden. Der ganze Sudan vom oberen Nil bis zu den Quellen des Niger scheint einmal eine einheitliche Kultur besessen zu haben. Ich will nur wenige der hauptsächlichsten gemeinsamen Züge anführen.

Als Wohnung dient überall die runde Kegeldachhütte.[1]) In der Kleidung Fell und Leder (vgl. oben S. 63), sehr reiche Verwendung von Eisenschmuck. Die Kleidung ist aber fast stets dürftig; Völker, die ganz

1) Von den Lehmgebäuden, die in ziemlich weiter Verbreitung vom oberen Niger bis zum Schari vorkommen, sehe ich hier ab, da ich sie nicht mit H. Frobenius (Die Erdgebäude im Sudan. Hamburg 1897) als autochthon, sondern, wenigstens soweit sie einen viereckigen Grundriss haben, als — vielleicht ziemlich alten — nordafrikanischen Import betrachte. Andere Formen, wie die Kuppelgebäude der Musgu, möchte ich, wie oben erwähnt, als Nachbildungen der Bienenkorbhütte in Lehm auffassen.

oder fast völlig nackt gehen, finden wir in diesem Gebiet überall: am oberen Nil (Schilluk, Djur, Dinka, Bari usw.), am Benue (Tengelin), in Nord-Togo (Kabure). Geflochtene helmförmige Kappen mit Hörnerschmuck finden sich ebenso im nördlichen Togo (Kabure, Tamberma), wie im zentralen Sudan bei den Musgu, wie bei den Obernilstämmen (Schuli). Den Unterarm bedeckende Manschetten aus zusammengeschmiedeten Eisenringen haben Dinka, Djur und Bongo, wie die Falli am oberen Benue und die Kabure im nördlichsten Togo. Die hölzernen Grabfiguren der Bongo, die Schweinfurth abbildet,[1]) haben eine auffällige Ähnlichkeit mit einigen roh geschnitzten Figuren der Tschamba im Alantikagebirge und der Moba und Konkomba in Nord-Togo, die das Berliner Museum besitzt. Die Speerspitzen hüllt man in Futterale aus Leder im westlichen Sudan (Gurma, Mangu) sowohl wie im mittleren und in Adamaua, wie auch am oberen Nil (Unyoro, Magungo). Eiserne Schlagringe mit Stacheln sind von Obernilvölkern und von den Durru in Adamaua bekannt. Die übrigen Waffen, wie Keule, Wurfeisen, Ringgriffmesser, sind bereits angeführt (vgl. S. 59f.), ebenso die typische Form des Bogens. Hinzuzufügen wäre noch eine eigentümliche Beilform mit einer Klinge in Form eines Halbmondes, der mit beiden Hörnern in den Stiel eingelassen ist. Sie findet sich im Westsudan (Kabure, Tamberma, Gurma, Mossi) und am Benue (Tschamba). Wie dieses Beil, sind für die Westprovinz charakteristisch einige Vorrichtungen zum Spannen der Bogensehne, Spannmesser und Spannringe aus Holz, Leder und Eisen, letztere teils auf der Hand, teils auf dem Daumen getragen. Ebenfalls der Westprovinz des Sudan eigentümlich ist anscheinend der Erzguss. Nicht nur an der Goldküste, wo er zur Herstellung von Werken der Kleinkunst, besonders der Gewichte zum Abwägen des Goldstaubes und von Schmuckgegenständen dient, und in Benin, wo er zur höchsten Vollendung gediehen ist, sondern auch im Innern vom oberen Niger bis Adamaua blüht er überall. Gegossene Armringe und anderer Schmuck, Schellen und Glocken, Pfeifenköpfe, auch Gefässe sind in ähnlicher Form und sogar vielfach mit gleicher Ornamentierung (hauptsächlich Spiralen) im ganzen Gebiet verbreitet. Dazu kommt das Fehlen der Beschneidung, die Häufigkeit der Lippen-, Nasen- und Ohrdurchbohrung und das Vorkommen der Penisfutterale. Die letztgenannten Merkmale greifen allerdings auch nach Ost- und Südafrika hinüber. Zu erwähnen ist endlich das sporadische Vorkommen der Kopfbank.

Was die Entstehung und Herkunft dieser altsudanischen Kultur anlangt, so ist hier ein Urteil bedeutend schwieriger als bei dem westafrikanischen Kulturkreis, schon deswegen, weil die Heidenvölker, auf die es hier besonders ankommt, ausserordentlich wenig bekannt sind. Zweifellos wird sich aus der Kultur der herrschenden Völker, der Mande, Sonrhay, Haussa, Kanuri, bei genauerer Untersuchung manches entnehmen lassen, was Rückschlüsse auf die ursprünglichen Zustände der Bewohner des Sudan gestattet, sobald es einmal gelungen ist, die alles überdeckende

1) Artes Africanae Taf. VIII.

mohammedanische Oberschicht abzulösen. Das ist heute noch nicht möglich. Prüfen wir den Kulturbestand, wie ich ihn oben aufgeführt habe, auf seine vermutliche Herkunft, so scheint sich zu ergeben, dass dieselbe keine einheitliche ist. Es zeigen sich Elemente, die nach Nordafrika (Ägypten), und solche, die nach Indien deuten.

Die letzteren scheinen die jüngeren zu sein, da sie sich meist auf Erzeugnisse der Metalltechnik beziehen. Sieht man sich z. B. die Sammlungen an, die das Berliner Museum von den zu den Dravida gehörenden Kondh besitzt, so findet man: schwere Messingringe von eigentümlicher Form, die aus zwei in einander greifenden Teilen bestehen, — ganz ähnlich im westlichen Sudan, besonders in Gurma; dreikantige Fussringe aus Messing — ebenfalls im ganzen Westsudan vorhanden; andere Messingfussringe für Frauen von charakteristischer Krümmung — in Gurma, Grussi usw.; eiserne vierkantige Halsringe, an beiden Enden zu Haken gebogen, die ineinander gehakt werden — ebenso von Nordtogo bis Adamaua; Streitäxte, an Gestalt den sudanesischen ähnlich; Dolchmesser mit ringförmigem Griff; die Schalmei (algaita); Ohrpflöcke von Pilzform usw.[1]) Wenn ich auf indische Analogien hingewiesen habe, so denke ich natürlich nicht an direkte Beziehungen zwischen Indien und dem Sudan. Dass diese Kultur aus Indien unmittelbar nach Gurma und Adamaua gewandert sein sollte, erscheint ausgeschlossen; ob man eine indirekte Übertragung oder einen gemeinsamen dritten Ursprungsort annimmt, das ist eine vorläufig unbeantwortbare Frage. Es kam hier nur darauf an, die Verwandtschaft festzustellen. Ebensowenig lässt sich das Alter dieser Beziehungen feststellen, doch dürften sie, wie schon erwähnt, relativ nicht allzu weit zurückliegen.

Wir kommen zu den nordafrikanischen bezw. westasiatischen Elementen. Hierzu rechne ich vor allem die Saiteninstrumente, besonders Harfe und Lyra,[2]) ferner das Wurfeisen. Schon die geographische Verbreitung des letzteren, die sich fast genau mit der der Harfe deckt, spricht für die nordafrikanische Herkunft, auch wenn wir nicht durch Schurtz' Untersuchungen wüssten, dass sich das Wurfeisen aus dem in der östlichen Sahara und dem östlichen Sudan heimischen bumerangähnlich gekrümmten Wurfholz entwickelt hat.[3]) Hierher dürften auch die freilich nur vereinzelt vorkommenden Kopfbänke (vgl. S. 70) zu rechnen sein. Wir wissen, dass dieses Gerät bei den alten Ägyptern in Gebrauch war, und wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir annehmen, dass es dem Kulturkreise, dem die ägyptische Kultur angehörte oder auf den sie einen bestimmenden Einfluss übte, gemeinsam war. Allerdings ist es uns unbekannt, wie weit sich dieser Kulturkreis erstreckte, ob z. B. auch das alte Arabien, wie ich glauben möchte, dazugehörte. Jedenfalls haben wir

1) Die Kultur der Kondh enthält, wie beiläufig bemerkt sein möge, auch ältere Elemente: Bambusbogen mit Rotangsehne, Saiteninstrumente aus Rohr, das in Ostafrika unter dem Namen Sese bekannte Saiteninstrument, Trommelspannung durch Keile.

2) Näheres darüber in meiner Arbeit über die afrikanischen Musikinstrumente.

3) Schurtz, Das Wurfmesser der Neger. Leiden 1889.

in der Kopfbank althamitisches Kulturgut, womit sich auch ihr Vorkommen in Nubien, Abessinien, bei den Galla und Somâl erklärt. Unerklärlich bleibt dagegen noch die Existenz von Kopfbänken in dem weit abgelegenen Liberia; unsere Unkenntnis der dortigen Formen verbietet jede Vermutung.

Aus der Verbreitung dieser Gegenstände können wir auch die Wege erschliessen, die die Kultur gewandelt ist. Dieselben sind im allgemeinen von der Natur vorgezeichnet; das Nilgebiet erhält seine Kultur, soweit sie westasiatischer Provenienz ist, nilaufwärts und von Osten über das rote Meer; der ganze westliche Sudan teils von Norden durch die Sahara, teils von Osten von Nubien über Kordofan und Dar For.

Die Länder am oberen Nil haben verhältnismässig wenig an den Gaben nördlicher Kultur partizipiert; die ungeheuren ungastlichen Sümpfe, die den Lauf des Nils und seiner Zuflüsse begleiten, haben ihre Bewohner wirksam vor den Einfällen fremder Völker geschützt und es ihnen ermöglicht, ihren alten Sitten und Gewohnheiten treu zu bleiben. Die südliche Richtung des den Nil aufwärts fliessenden Kulturstromes hat an diesem natürlichen Hemmnis eine Ablenkung nach Westen erfahren. So sehen wir denn die Harfe, das Wurfmesser und die Kopfbank ihren Weg mit Umgehung des Bahr el Ghasal-Gebiets nach Westen und Süden nehmen. Die Bewohner von Sennâr wie die Tibbu haben das Wurfmesser; ausser der ost-westlichen Kulturstrasse haben wir hier eine nord-südliche von Tibesti nach dem Tsadsee und Schari, auf denen diese Waffe ins Innere von Afrika vorgedrungen ist. Vom Schari aus hat sie sich dann nach dem Uelle und südwestlich über den Sanga bis zum Ogowe ausgebreitet. Und mit ihr die Harfe.

Die Nigerländer dürften ihre Kultur auf anderen Wegen erhalten haben, nämlich auf Wegen, die von der Mittelmeerküste ausgehend, am Scheitelpunkt des Nigerbogens zusammenliefen. Das entspricht der kulturellen Zweiteilung durch die oben erwähnte Grenze zwischen Bornu und den Haussastaaten, und damit stimmt auch ungefähr das, was wir von der ältesten Geschichte des Sudan wissen. Die ersten Staaten scheinen sich nämlich am Nigerbogen und am Tsadsee gebildet zu haben, also an den Endpunkten der oben erwähnten Handels- und Kulturstrassen. Dort als ältestes das Reich von Ghana oder Ghanata, das schon um 300 n. Chr. entstanden sein soll und bei Beginn der islamitischen Zeitrechnung bereits eine Königsliste von 22 Namen aufweisen konnte; später Melle und das etwa gleichaltrige Reich der Sonrhay (angeblich im Anfang des 7. Jahrhunderts). Am Tsadsee ist die Staatenbildung jünger; Bornu tritt erst am Ende des 9. Jahrhunderts in das Licht der Geschichte. Die Entstehung der Haussastaaten fällt frühestens in das 9. oder 10. Jahrhundert, vielleicht erst in das 12. Sie standen dann aber noch lange in Abhängigkeit teils von Sonrhay, teils von Bornu. Ebenso haben sie die Keime ihrer Kultur von Osten und Westen erhalten. Alle anderen Staaten sind viel jünger: Bagirmi ist erst im 16. Jahrhundert durch Einwanderer aus Osten begründet, Wadai noch etwas später, während Dar For wieder etwas älter

zu sein scheint.[1]) Auch die Einführung des Islam in den einzelnen Staaten erfolgte ungefähr in derselben Reihenfolge.

Wie sehr diese Länder in ihrer Kultur von den älteren Staaten abhängig waren, zeigt das Beispiel von Bagirmi; die Gewerbe der Baumwollweberei, Färberei und Sattlerei kamen hierher von Bornu, und noch zu Nachtigals Zeit wurden sie hauptsächlich von Kanuri und Makari ausgeübt. König Ali von Wadai führte seinerseits wieder Handwerker aus Bagirmi fort, um diese Industrien in seinem Lande heimisch zu machen.[2]) Wie man sieht, stimmen die historischen Vorgänge sehr gut zu den ethnographischen Tatsachen; offenbar sind die Kulturwege in der Nordhälfte Afrikas seit undenklichen Zeiten dieselben geblieben.

Die südafrikanische Provinz unterscheidet sich vom Sudan durch viel grössere Armut, ein Zeichen, dass ihre Beziehungen nach aussen weit schwächer gewesen sind. Es fehlen von Waffen Wurfeisen und Schleuder, die Vorrichtungen zum Spannen der Bogensehne, die sudanesischen Saiteninstrumente und der Erzguss. Trotzdem finden sich auch hier Anzeichen hamitischen oder altsemitischen Einflusses, vor allem die Kopfbänke und der Schlauchblasebalg. Der Weg der Kultur ist hier, wie die Darstellung der Verbreitung der Kopfbänke auf Karte V lehrt, den Sambesi aufwärts gegangen, ebenso wie früher der Weg der westafrikanischen Kultur. Auf demselben Wege ist die Wasserpfeife bis Loango vorgedrungen, eine bestimmte Beilform mit rückwärts gebogenem Stielende, in dem die Klinge steckt,[3]) bis Angola. Am unteren Sambesi wie in Angola findet sich eine Speerform, die am hinteren Ende eine Eisenspirale zur Beschwerung und ein eingelassenes meisselförmiges Eisen trägt, ebenso an beiden Seiten des Kontinents Speere, zum Teil ganz aus Eisen, mit einem Haarbusch in der Mitte, dieselbe Art der Kerbschnitt-Ornamentierung von Beilschäften, Keulen, Holzschalen usw.

Die Quelle dieses Kulturstroms haben wir meines Erachtens mit grosser Wahrscheinlichkeit in dem alten Goldlande zwischen Sambesi und Limpopo zu suchen. Ich kann hier nicht die Frage erörtern, wer die Erbauer der dortigen alten Burgen waren, und welcher Zeit dieselben entstammen. Aber nach Abzug all der Phantasien, die über dies Thema bereits zutage gefördert sind, scheint mir als tatsächlicher Kern doch die Gewissheit bestehen zu bleiben, dass die Erbauer Fremde, nicht Afrikaner, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie Südaraber waren, also Leute, die mit westasiatischer und altägyptischer Kultur enge Fühlung hatten. Dass wir hier nicht alle diejenigen Kulturelemente finden, die wir im Sudan antreffen, erklärt sich, abgesehen von dem vielleicht sehr verschiedenen Alter, aus der verschiedenen Art der Übertragung Während im Sudan offenbar ein sehr langer Handelsverkehr, verbunden mit Einwanderungen, bestand, haben wir uns hier einen Betrieb der Goldminen mit Sklaven vorzustellen, die vielleicht zum grossen Teil aus anderen Ländern einge-

1) Vgl. Schurtz in Helmolts Weltgeschichte. Bd. III.
2) Nachtigal II 669.
3) Abb. bei Frobenius, Afrik. Kultur, S. 114 (Fig. 90).

führt waren; die sonstigen Beziehungen zu den Eingeborenen, die jedenfalls damals noch auf sehr tiefer Kulturstufe standen, waren wohl vornehmlich feindlicher Natur.

Ausser den bisher besprochenen Kulturelementen bleiben nun noch einige, die vielleicht auch ausserafrikanischen Ursprungs sind. Da ist zunächst die Kegeldachhütte, ferner das Beil mit eingelassener Klinge, der Panzer und die Peniskapsel. Ich fasse diese hier zusammen, weil sie auch in einem der ozeanischen Kulturkreise vereint vorkommen, nämlich im westpapuanischen. (Vgl. den Vortrag Dr. Gräbners S. 37). Man kann also wohl die Vermutung hegen, dass auch dieser Kulturkreis einen Ausläufer bis Afrika geschickt habe. Das Beil mit eingelassener Klinge ist übrigens gemeinafrikanisch[1]), während die drei anderen Gegenstände der westafrikanischen Kultur fremd sind. Das würde aber kein Hindernis für meine Hypothese sein. Indes kann man aus so wenig zahlreichen Gemeinsamkeiten keinen begründeten Schluss auf gemeinsame Abstammung ziehen, zumal sie sich zum Teil auch anders ableiten lassen. Die Kegeldachhütte kann man aus der Bienenkorbhütte hervorgehen lassen, der Panzer, der nur im Sudan und westlich der grossen Seen vorkommt, könnte vorderasiatischen Ursprungs sein, und was das Penisfutteral betrifft, so hat Prof. v. Luschan nachzuweisen versucht, dass auch im ältesten Ägypten solche in Gebrauch gewesen sind.[2]) Ich möchte das Gesagte also nur als einen hypothetischen Hinweis und als Anregung zu weiteren Erwägungen aufgefasst wissen. Zu bedenken ist auch, dass andere wichtige Merkmale der westpapuanischen Kultur, wie das Wurfbrett, das Verwesenlassen der Toten, in dem entsprechenden afrikanischen Kulturkreise nicht nachzuweisen sind.[3])

Damit hätten wir diejenigen Kulturbestandteile, deren ausserafrikanische Herkunft sich nachweisen oder wahrscheinlich machen lässt, behandelt. Ziehen wir diese alle zusammen nun von der Gesamtkultur der heutigen Afrikaner ab, so bleibt immer noch ein Rest, der aus Dingen besteht, die sich infolge ihrer Verbreitung keiner der besprochenen Kulturen angliedern lassen. Sie sind zum Teil gemeinafrikanisch, zum Teil auf kleine Gebiete beschränkt, vielfach auf abgelegene, von den Kultur- und Völkerbewegungen unberührt gebliebene Winkel.

Als solche Dinge nenne ich: Bienenkorbhütten, Wurfkeule, Parierstöcke, schmale hölzerne Parierschilde, Stockschilde, Klanghölzer, Körbe aus Spiralwülsten, Grabstöcke, das Ausschlagen und Zuspitzen der Zähne,

1) Eine zweite Beilform hat einen knieförmigen Stiel, an dem die Klinge in verschiedener Weise befestigt ist: entweder ebenfalls eingelassen, oder mit Tülle aufgesteckt, oder aufgebunden (wie bei ozeanischen Steinbeilen). Diese Form scheint auch in beiden Kulturkreisen vorzukommen.

2) Zur anthropologischen Stellung der alten Ägypter. Globus LXXIX, S. 197—200. Allerdings haben die Penisbehälter der Moba, auf die v. Luschan hier Bezug nimmt, eine von den sonst üblichen völlig abweichende Beschaffenheit: es sind Taschen aus Leder, oder Zeug. Ausserdem weiss man nicht, wen die als einzige Stütze der Hypothese dienende alte Steinfigur eigentlich darstellt.

3) Dagegen ist es nicht unmöglich, dass die agnatische Descendenz sich als herrschend herausstellen wird. Auch die Häufigkeit des Dolchs könnte man anführen.

die Narbentätowierung, vielleicht auch die Lippen- und Nasendurchbohrung, von Haustieren den Hund.

Es sind das zum grössten Teil, wie man auf den ersten Blick sieht, Zeichen sehr niedriger Kultur, sodass man wohl zu der Annahme berechtigt ist, hierin Überbleibsel einer ganz alten, vielleicht der ältesten afrikanischen Kultur zu vermuten. Und man wird darin bestärkt, wenn man obige Liste mit dem Bestand der tasmanischen und ältesten südaustralischen Kultur vergleicht (Gräbner S. 39f.).[1]) Denn dabei stellt sich eine weitgehende Übereinstimmung heraus; dass sie nicht vollständig ist, kann bei der langen Zeit, die seit der Trennung vergangen sein muss, nicht Wunder nehmen. Wir haben hier vermutlich Reste der ursprünglichen Kultur der schwarzen Rasse vor uns, und die von Frobenius eingeführte Bezeichnung „nigritische Kultur" kann man daher wohl gelten lassen.

Wir haben also in Afrika folgende Kulturschichten:

1. die nigritische, die sich in der Hauptsache mit der ältesten australischen Kultur deckt;
2. die westafrikanische, die der ostpapuanischen entspricht, aber auch jüngere Elemente enthält und höchstwahrscheinlich aus Indonesien stammt;
3. eine Schicht, die vielleicht mit dem westpapuanischen Kulturkreise zusammenhängt; stammt vermutlich gleichfalls aus Indonesien;
4. eine Schicht, die Analogien in Vorderindien hat; hauptsächlich im westlichen Sudan vertreten; Heimat unbekannt;
5. eine hamitische oder altsemitische, im Sudan, Ost- und Südafrika;
6. eine neusemitische (arabische), in denselben Gebieten wie die vorige.

Verbreitung, Aufeinanderfolge und Herkunft dieser Kulturen sind, soweit es heute möglich ist, in den vorhergehenden Ausführungen dargestellt worden; dem lückenhaften Stande unseres Wissens entsprechend in hypothetischer Form; denn nicht als sichere, unumstössliche Ergebnisse, sondern nur als Hypothesen von mehr oder minder grosser Wahrscheinlichkeit sollen diese Aufstellungen gelten. Hochwahrscheinlich, ja das Einzige, was man sicher nennen könnte, ist der genetische Zusammenhang zweier Kulturen, die so viel Gemeinsames haben, wie die westafrikanische und die ostpapuanische, zweifelhafter schon die Art des Zusammenhanges, die Art der Übertragung und die Wege der Ausbreitung, nur ganz ungefähr zu ermitteln oder ganz in Dunkel gehüllt der Ausgangspunkt und Entstehungsort. Für die afrikanisch-ozeanischen Kulturen wird man ja durch die geographische Lage der Kontinente genötigt, den Ausgangspunkt in Asien und zwar zunächst im südlichen Asien zu suchen; aber eine genauere Bestimmung der Lage dieser Ausstrahlungszentren sowie

1) Man könnte auch die in Südaustralien übliche Beisetzung der Leichen in Gruben mit seitlicher Nische heranziehen, die auch in Afrika nicht selten ist und in den verschiedensten Gegenden vorkommt. Ich kenne sie von den Baule an der Elfenbeinküste, von den Lendu, den Galla, Bongo, aus Süd-Bagirmi, aus Malange, von den Bakuba und manchen Kaffernstämmen.

eine Entscheidung der Frage, ob wir hier den Ort des Ursprungs dieser Kulturen oder nur ein Durchgangsland vor uns haben, kann erst eine eingehende zusammenfassende Analyse der älteren südasiatischen Kulturen bringen.

Diskussion.

Hr. Oppert: Ich wollte Hrn. Gräbner nur fragen, ob es ihm bekannt ist, dass in Australien in gewissen Regionen die Frauen und Männer verschiedene Sprachen sprechen, da von der Abgeschiedenheit der Männer von den Frauen die Rede war. Es ist nämlich in einzelnen Berichten auf diesen Punkt hingewiesen.

Hr. Gräbner: Allerdings sind mir diese Fälle, wenn auch nur kursorisch, bekannt. Aber ich kann im Augenblick nicht kritisch prüfen, inwiefern diese Nachrichten auf Zuverlässigkeit Anspruch machen können.

Hr. Oppert: In den Veröffentlichungen der englischen Behörden wird darauf Gewicht gelegt.

Hr. Schweinfurth: Ich möchte auf das Entschiedenste Verwahrung einlegen gegen die Bemängelung der Verdienste, die sich die afrikanischen Völker dadurch erworben haben, dass sie die Herstellung des Eisens erfunden und bei uns eingeführt haben. Es ist dies ein bleibendes Verdienst; denn unser Zeitalter gipfelt eigentlich in dem Eisen, wir leben im Eisenzeitalter. Sehr belehrend hierfür sind die Sammlungen in italienischen Museen, z. B. im Museum Kirchnerianum, die aus der älteren Eisenzeit stammen; bei diesen deuten alle Anzeichen auf Afrika hin. Dagegen sind bei den ältesten Bronzegegenständen viel weniger unmittelbar afrikanische Anklänge zu finden. Das scheint allein schon überzeugend. Ferner ist sehr wichtig hierfür die ägyptische Geschichte in ihren so ausserordentlich verspäteten Beziehungen zum inneren Afrika. Bis tief in die geschichtlichen Zeiten hinein hat man so gut wie gar kein Eisen in Ägypten benutzt. Prof. Spiegelberg hat noch vor einigen Tagen hieroglyphische Texte publiziert, in denen das Eisen behandelt wird, für Ägyptologen immer etwas sehr seltenes, eine Art rara avis. Es erregte eben die Bewunderung der Völker, die mit den Eisen erzeugenden Afrikanern in Berührung kamen, dass diese aus Erde ein Metall herzustellen verstanden; diese Kenntnisse gingen den Völkern, die ursprünglich nur regulinische Metalle zu verarbeiten gewohnt waren, ab. Daher mag auch die eigentümliche Auffassung sich verbreitet haben, dass die Schmiede gleichsam als Schwarzkünstler hingestellt werden; in so vielen Ländern, z. B. im südlichen Arabien, gelten sie als unrein und werden von allen gemieden. Aber vor allen Dingen ist die Geschichte Ägyptens beweisend. Hier tritt der Neger, wenn er Tribut bringt, selten anders auf, als mit dem Eisen in der Hand. Das ist immer das wunderbare Volk, welches das Eisen bringt. In Ägypten wäre wenig Gelegenheit dazu gewesen, Eisen zu gewinnen. Es gibt da nicht reiche eisenhaltige Erden wie in den Lateritregionen von Zentralafrika; es gibt wohl bei Assuan Magneteisen, das ist aber für das gewöhnliche Auge nicht so leicht erkennbar. Von selbst wären die Ägypter nie auf die Erfindung gekommen. Ferner waren die Verbin-

dungen, wie erwähnt, auch sehr lange unbedeutend. Und es liegt auch der wesentlichste Beweis für die Abgeschlossenheit Ägyptens von Zentralafrika darin, dass es solange ohne Eisen gewesen ist, während sich das Eisen von hier über die westlichen Gebiete von Afrika minor früher nach Europa verbreitet hat. Im alten Ägypten ist immer nur Kupfer und Bronze massgebend gewesen. Es ist aber trotzdem möglich, dass die Kunst, aus Erde oder aus Erzen Eisen darzustellen, in verschiedenen Gebieten zugleich, in Kleinasien, will ich mal sagen, aufgekommen ist.

Hr. Olshausen: Hr. Schweinfurth tritt für die Selbständigkeit der innerafrikanischen Eisenindustrie ein, bestreitet insbesondere, wenn ich ihn recht verstehe, dass die Kenntnis der Eisengewinnung über Ägypten nach Innerafrika gelangt sein könne, weil Eisen im alten Ägypten so selten sei, selbst noch in griechischer Zeit. Er stellt sich hier in Gegensatz zu der früher allgemein geltenden Auffassung, wonach Eisen schon aus dem alten Reich, nämlich hinauf bis in die 4. Dynastie durch Funde nachgewiesen sei, aber auch noch zu der neueren Anschauung, dass Eisen zuerst im neuen Reich auftrete, welches mit der 18. Dynastie beginnt.

Meines Erachtens kann die Gewinnung metallischen Eisens aus seinen Erzen an manchen Orten der Erde selbständig und also vielleicht auch gleichzeitig erfunden sein. Der Annahme, dass Stämme des inneren Afrika diese Entdeckung unabhängig von auswärtigen Einwirkungen gemacht haben mögen, steht technisch sicher nichts im Wege. Ob aber auch tatsächlich in dieser Beziehung keine Beeinflussung von Asien oder Europa her stattgefunden hat, oder ob sogar vielleicht umgekehrt Afrika jenen anderen Kontinenten die Kunstfertigkeit übermittelte, wie mehrfach angenommen worden[1]), ist eine andere Frage. Jener älteren Ansicht über den äusserst frühen Gebrauch des Eisens in Ägypten trat Montelius entgegen, der die schon vor längerer Zeit gemachten Funde, auf welche sie sich stützte, wohl mit Recht als wissenschaftlich nicht verwertbar betrachtete und gleichzeitig, auf Grund der umfassenden Grabungen von Flinders Petrie und seinen Mitarbeitern, zu dem Ergebnis gelangte, Eisen habe in Ägypten erst im 2. vorchristlichen Jahrtausend, und zwar wohl in der zweiten Hälfte desselben, solche Bedeutung erlangt, dass man von einer Eisenzeit sprechen könne.[2]) Nach einem Briefe Petries an Montelius vom 16. Januar 1892 hatte ersterer noch keine Spur von Eisen oder auch nur Eisenrost gefunden, selbst nicht in seinen Grabungen auf Boden der 18.—19. Dynastie zu Gurob, und in seinem kleinen popu-

1) Siehe z. B. v. Luschan, Leitfaden zum Kursus über Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete, S. 6. Oktober bis Dezember 1899: Kursus Nr. 3 des Vereines für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern: „eigentliche Neger, in der Gegend der grossen Seen zu Hause, wahrscheinlich die Erfinder der Eisentechnik."

2) Korresp.-Blatt der Deutschen anthr. Gesellsch. 18 (1887) S. 111; Zeitschr. Ymer, Stockholm 1888, S. 3—14 (Bronsåldern i Egypten); Archiv f. Anthr. 21 (1892—93) S. 1 bis 40 (Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland); Archiv f. Anthr. 25 und 26 (Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien; Sonderabdruck 1900, S. 151); Korresp.-Bl. der Deutschen anthr. Gesellsch. 1900, S. 142—44 (Das erste Auftreten des Eisens).

lären Werke: Ten years' digging in Egypt 1881—91, second edit., London 1893, äusserte Petrie sich p. 151—52, wie folgt: die grosse Periode der 18.—19. Dynastie ist gekennzeichnet durch den Gebrauch von Bronze und das Verschwinden von Flint-Werkzeugen . . . . Die nächste bedeutende Änderung war die Einführung von Eisen, für welche kein sicherer Nachweis besteht bis ungefähr 800 vor Chr. Eisen mag vielleicht bekannt gewesen sein als eine Merkwürdigkeit, aber es hatte keinen Einfluss auf die Künste.[1])

Nach neueren Veröffentlichungen Petries und seiner Mitarbeiter kann man nun das Eisen über 800 vor Chr. hinauf etwas genauer verfolgen, in einem Falle sogar bis in die 6. Dynastie.

Eine eiserne Hellebarde, gefunden zu Abydos, setzt Petrie etwa in die Zeit Ramessu III. (20. Dynastie), und er hält sie demnach für die älteste eiserne Waffe aus Ägypten (Abydos, Part II, 1903, London 1903, p. 33 u. Taf. 22, 10). — J. E. Quibell fand einige eiserne Armbänder und Messer aus der 22. Dynastie und dergleichen Messer aus der 19. (Egyptian research 1896, The Ramesseum, London 1898, p. 13) und John Garstang berichtet über einen Fund in einem sicher bestimmten Grabe der 18. Dynastie, als ein Beispiel vom Beginn des Eisengebrauchs (am Anfang des neuen Reichs) [Epyptian research account 1900, El Arábah, London 1901, p. 30]. Es handelt sich da um einen eisernen Stift, der zur Befestigung des Deckels an einem Elfenbein-Schminkbüchschen diente.[2]) — Ein kleines Stück Schmiedeeisen (wrought iron) von Hierakonpolis ist dem Alter nach nicht genau bestimmbar [Quibell and Green, Hierakonpolis II, p. 11 (Epyptian research account, Fifth memoir, London 1902)].

Flinders Petrie selbst machte noch eine sehr merkwürdige Beobachtung. Zu Abydos war, an mehrere kupferne Werkzeuge angerostet, „sicher dazu gehörend eine Eisenmasse, welche ein Keil (wedge) gewesen sein mag." „Diese ist über 2000 Jahre älter als irgend ein Stück Eisen, das bisher aus Ägypten bekannt, und deshalb von grosser Bedeutung, weil sie zeigt, dass gelegentlich Eisen bekannt war sehr lange vor seinem gewöhnlichen Gebrauch." Jene kupfernen Werkzeuge gehören nämlich dem alten Reich, und zwar etwa der 6. Dynastie an [Abydos II, p. 33]. Das wäre mithin der älteste sichere Fund von Eisen in Ägypten.

---

1) Energisch vertritt Petrie auch die Meinung, dass die europäische Kultur der ägyptischen in mancher Hinsicht bedeutend überlegen gewesen sei. Bei Besprechung der Funde, dem letzten Jahrtausend vor Chr. angehöriger, eiserner Werkzeuge, besonders Meissel, unserer modernen Formen, in Naukratis, heisst es p. 46—47: Wir sehen, was wir europäischer Erfindung verdanken, wenn wir diese Werkzeuge vergleichen mit den ägyptischen bronzenen, welche ihnen vorhergehen. Und p. 152—53 lesen wir: Eisen erscheint in Europa ebenso früh in Gebrauch wie in Ägypten. Die besten Formen der Werkzeuge waren in Italien zwei oder drei Jahrhunderte früher bekannt, als Ägypten sie besass.

2) Dies ist wohl der im Archäol. Anzeiger 1901, S. 164 erwähnte, im Ashmolean-Museum zu Oxford befindliche Gegenstand, auf den mich Hr. Dr. Hubert Schmidt schon vor zwei Jahren freundlichst aufmerksam machte. Ich kann das im Augenblick nicht vergleichen.

Geht man von 800 vor Chr. abwärts, so sind Petries Funde zu Naukratis und Tanis zu erwähnen, die viel Eisen aus dem ersten vorchristlichen Jahrtausend lieferten [Naukratis, Part I, London 1886, Taf. XI, S. 39; Taf. 25, S. 28; Tanis II, S. 25 u. 27, Taf. 7 (Nebesheh), Taf. 37 und 38 (Defenneh; aus dem 7. Jahrh. vor Chr.); S. 40, Taf. 19 (Nebesheh)].[1])

Der Zeit Aahmes II (Amasis), also der 26. Dynastie, dem Ende des neuen Reichs, gehören auch sogenannte „foundation deposits" an (etwa entsprechend dem, was wir in die Grundsteine zu legen pflegen), die Eisen in Verbindung mit verschiedenen Steinen als Material rectangulärer Blöcke enthielten [Abydos I, 1902, London 1902, p. 32]. — Nicht sicher bestimmbar, aber der Form nach vielleicht etwas älter als die 26. Dynastie, soll ein eisernes Schwert sein [Abydos II, Taf. 22, 12], zu dem Petrie bemerkt: „es scheint keinerlei griechischen Einfluss bezüglich der Form zu zeigen."

Das ist, was ich an Funden in den mir zugänglichen Werken habe feststellen können, abgesehen von einigen ganz späten, zum Teil römischen Sachen.[2]) Das Material, namentlich aus älterer Zeit, ist also recht spärlich, und die Bemerkungen Petries, betreffend Überlegenheit der europäischen Technik über die ägyptische, stützen scheinbar Schweinfurths Auffassung, dass Ägypten in der Eisenfrage nicht vermitteln konnte zwischen Innerafrika einerseits und Asien und Europa andererseits. Aber, auch wenn man dessen Angabe als richtig annimmt, dass ägyptisches Eisen sogar aus griechischer Zeit nur selten vorkomme, kann man doch unmöglich glauben, es sei selbst damals noch nicht allgemein in Gebrauch gewesen. Weshalb man es nicht findet, mag dahingestellt bleiben; ich halte jedenfalls die Frage, woher das Eisen oder die Kunst, es zu gewinnen, nach Ägypten kam, noch nicht für spruchreif. Besonders Innerafrika anlangend, fehlt es doch wohl an zeitbestimmenden Tatsachen, welche das Alter der Eisenindustrie daselbst genauer darzutun vermöchten. Aus dem Umstande, dass jetzt Eisen dort überall gewonnen wird und die Schmiedekunst, trotz mangelhafter Werkzeuge, Bedeutendes leistet, kann man doch nicht ohne weiteres schliessen, dass die Eisenindustrie auch schon vor fast $3^1/_2$ Jahrtausenden (zur Zeit der 18. Dynastie) in Innerafrika bekannt gewesen sei. Es handelt sich auch nur um Gewinnung und Bearbeitung von Schmiedeeisen, und die dafür erforderlichen technischen Fertigkeiten zu entwickeln, würde wohl ein erheblich kürzerer Zeitraum haben genügen können.

Zum Schluss sei mir gestattet, einen Punkt zu berühren, der immer noch zu wenig Beachtung findet. Ägyptologen gründen die Behauptung, Eisen sei schon in den ältesten Zeiten, der 6. oder 5. Dynastie und darüber hinaus, bekannt gewesen, auf das in den hieroglyphischen Pyramidentexten häufig vorkommende Wort Bi-ni-pi, d. h. Wunder des Himmels, indem sie dieses, im Zusammenhang mit dem sonstigen Inhalt der Texte, als Eisen, nämlich als Meteoreisen deuten. Sie glauben offenbar, dass

1) Diese Zitate nach Montelius; ich konnte sie nicht vergleichen.

2) Siehe Flinders Petrie: Hawara, Biahmu, and Arsinoe, London 1889, Chapter II: The cemetery of Hawara, p. 11 und Taff. 13 u. 28. — Kahun, Gurob, and Hawara, London 1890, p. 20, Chapter II: Tombs of Hawara. § 31. —

die Kenntnis des Meteoreisens folgerichtig zur Gewinnung von Eisen aus seinen Erzen führen müsse, und nehmen dann an, dass der Name des himmlischen Eisens auf das künstlich gewonnene übertragen sei.[1]) Aber der erste Teil dieser Voraussetzung trifft durchaus nicht zu. Ohne jede chemischen Vorstellungen könnte man kaum darauf kommen, in den Eisenerzen eine dem Meteoreisen gleiche oder ähnliche Substanz zu vermuten und deren Darstellung aus denselben zu versuchen.[2]) War Meteoreisen gerostet und hatte es so ein manchen Eisenerzen ähnliches Äussere erlangt, so wird man dies nur als eine Schädigung des geschätzten Materials ansehen und sich bemüht haben können, den Rost zu entfernen, zunächst auf rein mechanischem Wege, durch Reiben oder dergleichen. Auch der Versuch, das gerostete Stück nach Behandlung im Feuer zu schmieden, würde zu einem Substanzverlust geführt und nicht den Gedanken angeregt haben, aus rostfarbenen Eisenerzen Metall zu gewinnen. Nur ein Zufall konnte zur Eisendarstellung führen; das so gewonnene Material war dann allerdings dem Meteoreisen mehr oder minder vergleichbar. — Immerhin wäre es sehr wünschenswert, dass die von Flinders Petrie zu Abydos gefundene Eisenmasse aus der 6. Dynastie chemisch und mineralogisch untersucht würde, um festzustellen, ob hier vielleicht Meteoreisen vorliegt.

Hr. Schweinfurth: In Ägypten ist ja in der griechischen Zeit noch Bronze bezw. Kupfer das massgebende Metall. Man gehe nur die grossen Sammlungen des ägyptischen Museums in Kairo durch und man wird staunen, wie wenig eiserne Gegenstände im Verlauf eines halben Jahrhunderts ununterbrochener Nachgrabungen aus den alten Fundstätten ans Tageslicht gelangt sind.

Hr. Frobenius: Ich glaube, bei diesen Arbeiten handelt es sich mehr um die Methode als um die Einzelheiten. Diese Methode geht mich aber persönlich an, denn sie wurde in den hier zitierten Werken ins Leben gerufen. Nun muss ich gestehen, dass diese Arbeiten mir teilweise heut recht leid tun. Wenn man nach der Publikation einer Arbeit erkennt, dass sie zahlreiche Fehler enthält, so wird es am besten sein, wenn man den Mut findet, selbst zu bekennen: pater peccavi. Dies muss ich um so mehr, als ich unter meinen damaligen Rezensenten leider nicht einen gefunden habe, der die darin enthaltenen Fehler erkannt hätte und weil ich überzeugt bin, dass, wenn wir so fortfahren, diese Irrtümer niemals ausgemerzt werden.

1) So auch Heinrich Brugsch, Eisen contra Kupfer; Berliner Vossische Zeitung vom 21. 4. 1894.

2) Siehe Beck, im Archiv f. Anthrop. 12, 313; Olshausen, Berliner anthrop. Verh. 1893, S. 117ff. — Unter den Eisenerzen hat allerdings der Hämatit, welcher den Ägyptern auch bekannt war, manche metallische Eigenschaften: Schwere, Härte, Festigkeit, Glanz. Beim Versuch, ihn wie Meteoreisen zu schmieden, würde er, wenn man ihn dazu erst erhitzte, im Feuer metallisches Eisen haben liefern können. Hier spielte dann aber der Zufall eine grosse Rolle insofern, als man ein Metall vor sich zu haben glaubte, während es sich um ein Erz handelte.

Der hier verwendete statistische Teil der Methode geht darauf hinaus, auf einem bestimmten Fleck der Erde finde ich das, dann das, ferner das. Die einzelnen Formen stimmen überein und haben die gleiche Verbreitung. Auf einem anderen Fleck Erde finde ich gleiche oder ähnliche Formen mit gleicher Verbreitung. Nun werden die verschiedenen geographischen Provinzen der Erde erforscht und es kann heute schon gesagt werden, dass es immer mehrere Flecke auf der Erde gibt, die die gleichen Formen, die über ganz bestimmte Provinzen verbreitet sind, aufzuweisen vermögen. Aber über die Frage, ob diese Gleichheiten der Formen auf Verwandtschaft beruhen, vermag dieser statistische Teil der Methode keine Antwort zu geben. Wir können hier nicht so vorgehen, wie bei der Prüfung der Frage etwa nach der Verbreitung einer Affenart. Eine solche Affenart ist ein ganzes Lebewesen; aber ein Bogen, den wir irgendwo finden, ein Pfeil, eine Hütte ist nur ein einziges Knöchelchen eines lebendigen Organismus. Wir müssen alsdann danach trachten, Gruppen von gleicher Verbreitung beizubringen, die inneren, organischen, lebendigen Zusammenhang besitzen. Was wir aber heute hier besprochen haben, das ist lediglich statistisches Material, welches für die Frage der eigentlichen Verwandtschaft und Entwicklung — und die Beantwortung derselben muss das Ziel solcher Untersuchungen sein — keine Beweiskraft hat.

Die grössere Frage ist die: Lassen sich wirklich biologische Beweise für den organischen Zusammenhang der Kulturformen, für die Entwicklung der Formen aufbringen? Ich glaube, es gibt solche Beweise. Wenn wir sie jedoch finden wollen, so müssen wir die bisherige Methode etwas umgestalten. Wir dürfen uns dann aber nicht damit begnügen, zu sagen: hier haben wir die Form des Schildes und hier haben wir die Form des Schildes, sondern wir müssen uns nach der Entwicklung der Schildformen, nach den Umbildungsformen umsehen. Ich glaube, dieser zweite Teil meiner Methode, die entwicklungsgeschichtliche Methode hat die grössere Bedeutung.[1]) So können z. B. die Rundhütten von aussen an mehreren Stellen der Erde ganz gleich sein. Erst die innere Struktur, die Konstruktion, die Umbildung der Konstruktion auf einem Verbreitungswege, auf einer Verbreitungsfläche müssen wir erkannt haben, ehe wir auf den organischen Zusammenhang schliessen können.

Ich glaube, auf diese biologische Seite der Methode müssen wir hauptsächlich Rücksicht nehmen.

Im übrigen wollte ich nur allgemein hierauf hinweisen, und zwar eigentlich auch nur deswegen, weil ich selbst seinerzeit in der energischen Verfolgung der statistischen Arbeit zu weitgehende Schlüsse gezogen habe. Nur wenn wir grosszügig und ohne Berücksichtigung der nie ganz auszumerzenden kleinen Fehler in den Ergebnissen der statistischen Arbeitsform der Entwicklungsgeschichte unser Hauptaugenmerk widmen, dürfen wir hoffen, die grösseren Fragen einmal beantworten zu können.

Ich habe natürlich ganz persönlich allen Grund, den beiden Herren für ihre Arbeit zu danken.

1) Vgl. übrigens L. F.: „Probleme der Kultur 1“ (Naturwissenschaftl. Kulturlehre).

Hr. Ankermann: Hr. Frobenius hat vollkommen recht, wenn er betont, dass man sich nicht auf die oberflächliche Betrachtung der Gegenstände beschränken, dass man also, um bei seinem Beispiel zu bleiben, unter „Rundhütten“ nicht alle runden Bauwerke zusammenfassen dürfe, sondern dass man nach dem Bauprinzip klassifizieren müsse. Dass ich ebenso verfahren bin, zeigt z. B. meine Einreihung der Massai- und Somâlhütten unter die Bienenkorbhütten, obwohl sie gar keinen kreisrunden Grundriss haben. Abgesehen von diesem selbstverständlichen Einwande weiss ich nicht, was sich gegen die Methode sagen liesse, noch sehe ich ein, welchen anderen Weg man einschlagen soll als den, auf welchem Hr. Frobenius und dann auch wir gegangen sind. Ich kann nicht zugeben, dass ich in meinem Versuch der Identifizierung afrikanischer und ozeanischer Kulturen zu weit gegangen bin. Ich habe mich im Gegenteil stets sehr vorsichtig ausgedrückt. Wenn sich in zwei verschiedenen Weltgegenden z. B. Maskentänze vorfinden, so dürfen aus dieser vereinzelten Übereinstimmung natürlich keine Schlüsse auf einen genetischen Zusammenhang beider Kulturen gezogen werden. Gesellen sich aber in beiden Kulturkreisen zu den Maskentänzen noch eine Reihe gleicher Kulturelemente, so ist doch ohne Zweifel die Wahrscheinlichkeit einer Verwandtschaft sehr gross. Es ist nun damit nicht gesagt, wie ich nochmals hervorheben will, dass die westafrikanische Kultur direkt aus Melanesien oder umgekehrt die ostpapuanische Kultur aus Afrika eingewandert ist; vielmehr ist es möglich und in diesem speziellen Fall sogar höchst wahrscheinlich, dass ein gemeinsamer Ausgangspunkt für beide Kulturen existiert, dessen Lage wir wohl erfahren werden, wenn einmal die Kulturschichten Südasiens in ähnlicher Weise untersucht sein werden, wie diejenigen Afrikas und Ozeaniens es jetzt sind.

Hr. Frobenius: Ich führte die Rundhütten nur als Beispiel an und ich meinte nur, bei den Feuerländern gibt es auch eine Rundhütte.

Hr. Gräbner: Ich freue mich, dass Hr. Frobenius in wenigen Worten ziemlich dasselbe gesagt hat, was ich in meiner Einleitung gesagt habe. Ich sagte, diese Arbeiten können nur als Wegweiser dienen, um dann durch sorgsame Einzelarbeit zu einer wirklich lebensvollen und innerlich-organischen Darstellung der einzelnen Kulturen zu gelangen.

3. Die Keramik der makedonischen Tumuli.[1])

Von

Hubert Schmidt.

Die vorliegenden Scherbenmassen sind von Paul Traeger auf zwei Reisen in Makedonien in den Jahren 1900 und 1901 gesammelt und dem königl. Museum zum Geschenke gemacht worden. Über die Herkunft derselben entnehme ich den Reiseberichten Traegers, denen auch eine vorläufige Besprechung der Keramik angefügt worden war (Zeitschr. f. Ethnol. 1901, Verhdl. S. 54f.; 1902, Verhdl. S. 62ff.), im ganzen folgendes:

Schon im Jahre 1900 wurde Traeger bei der Besichtigung und Untersuchung der makedonischen Tumuli in der grossen Ebene von Saloniki, die er gegen Osten bis zum Langazasee, gegen Norden bis zum Amatovosee und gegen Westen bis Jenidsche-Vardar und Verria bereiste, auf ihre bisher zu wenig beachteten Unterschiede nach Form, Anlage und Grösse aufmerksam und stellte im folgenden Jahre nach äusseren Merkmalen zwei verschiedene Gruppen fest:

I. Kegelförmige Tumuli mit kreisrunder Basis und teilweise recht steiler Böschung, unmittelbar aus der Ebene aufsteigend (a. a. O. 1902 Fig. 1–3).

Dieser Typus ist weit verbreitet, findet sich auch sonst zahlreich auf der Balkanhalbinsel, in Südrussland und in Kleinasien und wird in der Regel als Wahrzeichen der Thraker angesehen, die so ihre Toten nach Herodots Bericht (V, 8) bestattet und geehrt haben sollen. Die von Traeger in Albanien, also auf illyrischem Gebiete, angetroffenen Hügelgräber, die mehr die Gestalt von flachen Kugelcalotten haben, wird man von den hohen, kegelförmigen zu unterscheiden haben.

Von diesen einzelstehenden, konischen sind nun nach Gestalt und Anlage zahlreiche Bodenerhebungen verschieden, die gleichfalls in der makedonischen Ebene liegen. Im Gegensatz zu den hohen, kegelförmigen Tumuli sind sie zu bezeichnen als:

II. Flache Tumuli mit unregelmässiger, meist länglicher Basis von grosser Ausdehnung und mit ebener, weiter Oberfläche (a. a. O. 1902 Fig. 5).

Ihre Hauptcharaktereigenschaft besteht darin, dass sie eine weite Ausdehnung haben und auf der Oberseite eine mehr oder weniger ebene Fläche für ihre Bestimmung darbieten. Die einfachste und regelmässigste

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 15. Februar 1902.

Form, die als eine um ca. 10—12 *m* erhöhte Fläche sich darstellt, haben der Tumulus bei Platanaki Nr. 4, für dessen Bestimmung auch die auf ihm befindliche, nach ihrem Alter freilich noch nicht gesicherte Zisterne zu berücksichtigen wäre, und der bei Topšin.

In ihrem jetzigen Erhaltungszustande ist die Form nicht immer so regelmässig, wie bei diesen beiden. Traeger hebt solche hervor, die scheinbar zweiteilig sind, wie neben- oder übereinander geschoben, in ihren Teilen von ungleicher Höhe, so dass sie auf verschiedenen Seiten verschiedene Ansichten bieten. Vgl. a. a. O. 1902 Fig. 6. Solche Unregelmässigkeiten könnten auf sekundäre Ursachen zurückzuführen sein, sei es dass sie nachträglich durch Menschenhand entstanden, also beabsichtigt sind, sei es dass sie auf Naturereignissen, im besonderen auf Regengüssen, beruhen. Dieser Art ist der Tumulus am linken Ufer des Galiko, unweit vom Blockhaus *km* 14 an der Bahnstrecke nach Zibeftsche, bezeichnet Nr. 17.

In diesem Zusammenhange lassen sich auch andere Abarten beurteilen, die wir als Kombinationen der flachen und konischen Form bezeichnen können. Bei ihnen ist gleichsam auf einem grossen, flachen, terrassenartigen Unterbau ein Kegel aufgesetzt (a. a. O. 1901 S. 55 Fig. 41). Diese Verbindung der beiden Grundformen kann aber eine unregelmässige und sehr verschiedene sein. Wir begegnen ihr bei den beiden Tumuli am rechten Ufer des Galiko, bezeichnet Nr. 8, 9 und 10; letztere Nummer gilt für das neben Nr. 9 befindliche, also wohl dazugehörige Terrain (vgl. a. a. O. 1902 Fig. 8 und 9, 9a, 9b); ferner bei dem grossen Tumulus von Amatovo (ebenda Fig. 10, 10a, 10b) und namentlich beim Hagio Elia in grösserer Nähe von Saloniki, der die meisten Scherben geliefert und auch in der Literatur bereits das grösste Interesse erregt hat (a. a. O. 1902 Fig. 7).

Diese und die oben angeführten, unregelmässigen Tumuli sind wahrscheinlich als zusammengehörige Gruppe unter einheitlichem Gesichtspunkte zusammenzufassen und den flachen Tumuli im Unterschiede von den konischen anzugliedern. Dazu nötigt uns ihre mutmassliche Entstehung und die ihnen charakteristischen Scherbenmassen.

Traeger hat nämlich beobachtet (a. a. O. S. 65 f.), dass die flachen sowohl wie die unregelmässigen und kombinierten Tumuli, immer wie übersät mit Topfscherben sehr verschiedener Art sind, während solche „auf allen konischen, freistehenden Hügeln fast ebenso ohne Ausnahme so gut wie vollständig fehlen."

Genauere Angaben über Scherbenfunde auf konischen Tumuli macht Traeger a. a. O. 1902 S. 68; ich will sie hier wörtlich wiederholen: „Dagegen habe ich schon im Jahre vorher (d. i. 1900) von den zahlreichen, durchweg sehr hohen, konischen Hügeln in der Nachbarschaft von Pella jeden einzelnen bestiegen und habe kaum ein paar einsame Scherben gesehen. Auf den 6 Tumuli zwischen Pydna und Korino, von denen der eine an 20 *m* hoch ist, habe ich trotz eifrigen Suchens nicht mehr als 4 oder 5 kleine Stückchen entdeckt, deren Alter überdies nicht ganz fraglos war. Den grossen, konischen Hügel bei Saloniki (Fig. 1) besuchte

ich nach einem heftigen, wolkenbruchartigen Gewitterregen; er hatte in der Böschung ziemlich viele Spalten ausgespült: ich fand 3 kleine Scherben."

Ganz anders die flachen Tumuli. Hier haben sich ohne Mühe und, ohne den Boden mit dem Grabscheit aufzuwühlen, ganze Säcke voll Scherben sammeln lassen, so zahlreich, dass nur eine Auswahl mitgenommen zu werden brauchte, und diese darf als beträchtlich bezeichnet werden und reicht völlig aus, um ein Bild von der allgemeinen kulturhistorischen Entwicklung des Bodens zu geben. Dazu kommen allerlei Geräte aus Stein und Ton, wie sie sonst auf alten Wohnstätten sich finden. Von diesen letzteren will ich das in das kgl. Museum gelangte Material zunächst aufzählen.

1. Tongeräte.

Doppelkonische Tonwirtel: IVb 20 Hagio Elia = Traeger a. a. O. 1901 S. 57 Fig. 57; IVb 147—150 Hagio Elia.

Kleine, höchst eigenartige, brotförmige Tongeräte mit mittlerer Rille und flacher Unterseite, die bisher nur auf dem Hagio Elia vorkamen: IVb 21. 138—141 = Traeger a. a. O. 1901 S. 57 Fig. 58.

Tongeräte in Form der „Garnwickel", flach mit Kerben in der Mitte: IVb 142. 143 Hagio Elia.

Rund bearbeitete Gefässscherben mit zentralem Loch: IVb 144. 145 Hagio Elia; 376. 377 Platanaki 3; 424. 425 Platanaki 4; 453. 454 Topšin.

Pyramidenförmige Webegewichte: IVb 188 Galiko 17; 455. 456 Topšin.

Unregelmässiges Tongewicht mit Durchbohrung, seitlichen Eindrücken und oberen Tupfen: IVb 189 Galiko 17 = Traeger a. a. O. 1902 S. 75 Fig. 15.

Eingekehltes, walzenförmiges Tongerät, wie die aus Troja in der Schliemann-Sammlung, Kat.-Nr. 8416ff.: IVb 283, Galiko 8.

Bruchstück einer rostartig durchlochten Tonplatte: IVb 324 Galiko 9. Vgl. aus Troja in der Schliemann-Sammlung Kat.-Nr. 8853.

2. Steingeräte.

Drei Pfeilspitzen aus blutrotem Hornstein: IVb 135—137 Hagio Elia = Traeger a. a. O. 1902 S. 76 Fig. 21, 22.

Kleines Steinmesserchen: IVb 379 Platanaki 3.

Bruchstück einer Steinhacke: IVb 325 Galiko 9 = Traeger a. a. O. 1902 S. 76 Fig. 17.

Flaches, rhombenförmiges Gerät aus rötlichem Sandstein: IVb 146 Hagio Elia.

Bruchstück eines viereckigen Gerätes aus Speckstein, mit Randleiste auf der Breitseite und einem Loch (Deckel?): IVb 151. 152 Hagio Elia = Traeger a. a. O. 1902 S. 76 Fig. 23.

Demgegenüber würde es andererseits gewiss beachtenswert erscheinen müssen, dass auf den konischen Tumuli niemals ein Erzeugnis des Hausgewerbes oder ein Hausgerät überhaupt sich gefunden hat.

Angesichts der obigen Liste darf man also nicht mehr sagen, dass es sich bei diesen Funden um vereinzelte Erscheinungen handelt, die keiner Erklärung bedürfen, sondern es liegen Merkmale vor uns, die der ganzen Gruppe von flachen Tumuli gemeinsam sind und zu einer einzigen Erklärung drängen.

Eine scheinbare Ausnahme unter den erwähnten Tumuli ist „der verhältnismässig kleine Hügel, der etwa 300 *m* von dem flachen bei Platanaki Nr. 4 entfernt liegt", oben bezeichnet Platanaki 3. Er ist nicht zu den konischen schlechthin zu rechnen, sondern gehört in die Gruppe der kombinierten; denn die zahlreichen Scherben breiten sich auch auf dem umliegenden Ackerland aus, und da dieses höher als das Strassenniveau liegt, so ist die Annahme berechtigt, dass hier der „terrassenförmige Unterbau" des Hügels oder eine gleichbedeutende natürliche Erhöhung des Bodens liegt.

Also die auffallenden, gegensätzlichen Erscheinungen — geringe und wenige Scherben auf den konischen Tumuli, grosse Scherbenmassen aller Epochen, sowie Hausgeräte aus Stein und Ton auf den flachen — erklärt Traeger in durchaus plausibler Weise aus den verschiedenen Zwecken, denen sie dienen sollten: die konischen Tumuli sind Grabanlagen, die flachen, wie sie in der makedonischen Ebene beobachtet werden, Ansiedelungsplätze oder vielmehr künstliche Aufschüttungen für solche zum Schutze gegen die in der Ebene ursprünglich vorhanden gewesenen Wassermassen, wie Traeger wahrscheinlich macht.

Die Verbindung von flachen und konischen Tumuli ist nach Traeger (a. a. O. 1902 S. 74f.) eine sekundäre: die konischen sollen aufgeschüttet worden sein, nachdem die Plätze von den Ansiedlern verlassen worden waren. Die Richtigkeit dieser Annahme mag noch dahingestellt bleiben; regelrechte Grabungen können hier erst Licht bringen.

Die konischen sind bisher allgemein als Grabdenkmäler angesehen worden. Auch in Phrygien haben sie sich durch die Untersuchungen A. Körtes im Tumulus von Bos-öjük (Athen. Mitteil. d. arch. Inst. 1896 S. 1 ff.) als solche erwiesen. In Makedonien enthalten einige sogar Grabkammern. Im Tumulus von Alaklisi ist eine solche schon von früheren Reisenden bemerkt und beschrieben worden; Traeger (a. a. O. 1901 S. 54; 1902 S. 69 Fig. 4) hat an der Basis eine Öffnung festgestellt, die in mehrere Grabkammern führt. Im Tumulus von Korino (a. a. O. Fig. 2 und 2a) kann man durch einen mit regelmässigen Blöcken gearbeiteten gewölbten Gang in drei gewölbte Grabkammern mit reich verzierten Portalen gelangen (a. a. O. S. 69).

Demgegenüber wird man mit Traeger die Untersuchung des Hagio Elia, den Befund und die darauf basierende Deutung desselben als eine Stätte des Heroenkultus, die viele Jahrhunderte hindurch im Gebrauche war, nicht für unbedenklich und über alle Zweifel erhaben halten können. Es wäre nur zu wünschen, dass einmal an einer grösseren Reihe ver-

schiedenartiger Tumuli der Spaten angesetzt würde, damit die daran sich knüpfenden Streitfragen auf einer sicheren Grundlage entschieden werden könnten.[1])

Bis dahin begnügen wir uns mit dem vorliegenden Scherbenvorrat und suchen an ihm soviel als möglich zu lernen.

Ehe ich im einzelnen darauf eingehe, gebe ich eine katalogmässige Übersicht über die in das königliche Museum gelangten Scherben nach zwei Gruppen:

a) Von flachen Tumuli.

Hagio Elia: IVb 20—24; 30—152.
Galiko 17: IVb 154—231.
Galiko 8: IVb 232—283.
Galiko 9, 10: IVb 284—325, 326—342.
Platanaki 3: IVb 343—386.
Platanaki 4: IVb 387—426.
Topšin: IVb 427—456.
Amatovo: IVb 467—486.
An der Strasse nach Pella: IVb 488.
Galiko, „mit Terrassenunterbau“: IVb 25 (nach Traeger nicht mit den oben genannten zu verwechseln).

b) Von konischen Tumuli.

Sarakli: IVb 457—466.
Alaklisi: IVb 487.
Korino: IVb 490, 491.

Vom Tumulus Sarakli haben wir verhältnismässig zahlreiche Scherben, teils in älterer monochromer Technik, Hand- und Scheibenarbeit und mit eingeritzten Ornamenten, teils jüngere, bemalte und solche von gröberer Art; vom Tumulus Alaklisi die untere Spitze eines auf der Scheibe gedrehten, hellenistischen Pithos und von Korino zwei Scherben von dickwandigen rohen Gefässen. Die Scherben von den Tumuli der Gruppe a gehören den verschiedensten Epochen an und reichen von der primitivsten Technik bis zur Kunstkeramik der hellenistischen Zeit.

Durch diese Gegenüberstellung soll nun keineswegs der Beweis geliefert werden für die Geringwertigkeit der Scherben von den konischen Tumuli gegenüber den flachen. Aber in beiden Fällen haben wir eine Auswahl vor uns, die das Verhältnis der beiden Fundgruppen charakterisieren soll und in eine richtige Beleuchtung stellen kann. Dabei besagt es garnichts, wenn auf konischen Tumuli gute, alte Scherben neben jüngeren vorkommen; das hängt von der Zeit der Entstehung eines jeden Tumulus ab. Beweisend ist, wenn es sich um die Funde

1) Die von Traeger durchgeführte prinzipielle Scheidung von Flächen- und Kegel-Tumuli befürwortet A. Körte bei G. und A. Körte, Gordion 1904 S. 8 (Jahrb. d. Kaiserl. deutsch. archäol. Instituts. Ergänzungsheft V), bezweifelt aber die Erklärung der ersteren als Wohnplätze und möchte in den flachen Hügeln (Hagio Elia, Platanaki u. a.) „durch viele Jahrhunderte benützte Massenbegräbnisstätten“, in den konischen dagegen „Einzel- und Familiengräber der Vornehmen“ sehen.

handelt, nur das Zahlenverhältnis und der Charakter der ganzen Fundmasse.

Für die folgende Bearbeitung werden die Fundgruppen a und b unberücksichtigt gelassen, dagegen die Fundstelle mit der entsprechenden Katalognummer erwähnt, so dass jede beliebige Kontrolle über Art und Zahl der Funde und eine Übersicht über die Verbreitung gleichartiger Funde auf verschiedenen Fundstellen ermöglicht wird.

Die im Folgenden durchgeführte Gruppierung der Scherben beruht auf technischen und ornamentalen Merkmalen; die Formen haben natürlich für die Entwicklung sehr wenig ergeben; in einzelnen Fällen sind aber nach Technik und Ornamentik wichtige Folgerungen auf die Formen und ihre Parallelen möglich gewesen.

Besonderen Wert habe ich darauf gelegt, möglichst viel von den charakteristischen Stücken auch durch Abbildungen anschaulich machen zu können. Gelungen ist mir dies mit Unterstützung der Frau Dr. Traeger, die bereitwilligst mit mühevoller Hingebung und anerkennenswertem Erfolge die beigegebenen Zeichnungen hergestellt hat. Ihr auch an dieser Stelle meinen besten Dank auszusprechen, möchte ich nicht versäumen.

A. Die einheimische monochrome Keramik.

I. Die primitive, älteste Gruppe.

Unter der grossen Masse monochromer Scherben fallen solche in altertümlicher Technik auf und werden als die älteste Gattung zu betrachten sein. Der Ton ist erdfarben, grob geschlemmt und mit Steinchen oder Grus durchsetzt; wo die Farbe ins Bräunlich-rote übergeht, hat das Feuer stärker eingewirkt. Bei dem noch unvollkommenen Brande ist die Oberfläche verschiedenfarbig: grau oder bräunlich, z. T. auch geschwärzt. In den wenigen vorkommenden Fällen lässt sich ein Überzug beobachten, der nach dem Brande meist gut geglättet ist. Im allgemeinen entspricht also die Technik der aus der ältesten Ansiedlung von Troja bekannten Topfware.

Was die Formen betrifft, so lassen sich nach den Randprofilen zwei Typen einer Schale unterscheiden, die eine mit sich zusammenziehender Öffnung, aber ohne wesentliche Profilierung des Randes (a), die andere mit energisch einwärts gerichtetem Rande (b): Fig. 1, 2.

Das letztere Stück hat am äusseren Rande, gerade da, wo er nach innen umbiegt, einen 3,3 *cm* langen, leistenförmigen Ansatz, vermutlich eine verkümmerte, horizontale Öse. In Technik und Form erinnert gerade dieses Stück auffallend an sehr charakteristische Fragmente des ältesten Schalentypus b von Troja, bei dem die buckel- und röhrenförmigen Ösen ohne Durchbohrung in ornamentaler Bedeutung stehen gelassen werden (vgl. Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer, Kat. Nr. 69—76).

Nach derselben Richtung weist das Randstück einer dickwandigen Schüssel mit umlaufender, starker horizontaler Rippe (Fig. 3). Das vorauszusetzende Gefäss muss eine bauchige, nach oben wie eine Kugel sich

einziehende Form gehabt haben. Als Parallelen von Troja mögen gelten die Randstücke der Schliemannsammlung Kat. Nr. 112 und 4091.

Zur Form könnte man an ein kugelbauchiges Schnurösengefäss aus der ältesten Keramik von Troja erinnern (vgl. Kat. Nr. 163).

In dieselbe frühe Gattung ist auch ein ausladendes Randstück zu zählen mit dem Ansatz zu einem am Rande vertikal aufsteigenden Henkel (Figur 4). Die Form des zugehörigen Gefässes lässt sich hier nicht bestimmen.

Eine Ornamentik liegt auf den vorhandenen Fragmenten nicht vor, wenn man nicht einfache, mit dem Finger oder einem Griffel gemachte Eindrücke als solche betrachten will.

Die Fundorte, an denen die charakterisierte Gattung vorkommt, sind: Hagio Elia (Fig. 1 = IVb, 31. Fig. 2 = IVb, 30. Fig. 4 = IVb, 32), Platanaki 3 (Fig. 3 = IVb, 343; dahin gehörig auch IVb, 344. 345).

Fig. 1—4.

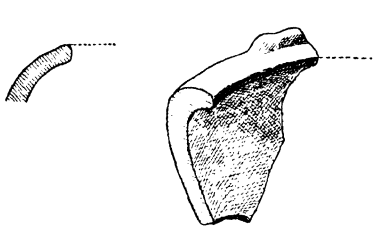
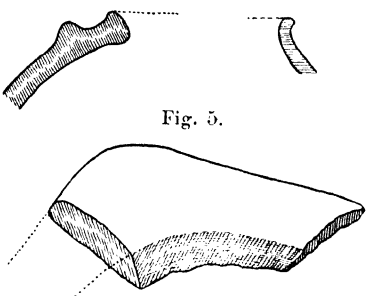


Fig. 5.



II. Die mittlere Gruppe.

Eine zweite, in grösserer Scherbenzahl vorhandene Gattung sondert sich von der ersten durch eine, im allgemeinen als vollkommener zu bezeichnende Technik ab. Der Ton hat verschiedene Qualität; teils ist er grusartig, wie in der vorigen Gruppe, an die sich möglicherweise die zweite direkt anschliesst, teils feiner geschlemmt, aber, soweit zu übersehen, einheitlich gebrannt. Die Färbung der Oberfläche ist daher durch den Brand auch nicht beeinträchtigt und die Farbunterschiede klar erkennbar; es finden sich gelbe, braune, rötliche und feine graue Scherben. Gerade die feinen Sorten lassen an der Oberfläche häufig kleine Glimmerstückchen durchschimmern. Über die Handarbeit ist aber die Technik noch nicht hinausgekommen.

Soweit es bei dem Scherbenmaterial angeht, lässt sich nach den Randstücken auch eine Formenskala aufstellen. Die Schüssel bietet wiederum die meisten Varietäten. Ihre Typen können nach der Rand- und Henkelbildung unterschieden werden. Für die Entwicklung derselben bildet das Prinzip der Randerweiterung die Grundlage. Sie findet sich ebenso bei dem schräg ausladenden wie bei dem geraden, nicht profilierten Rande. Dementsprechend ist bei dem ersteren die Erweiterung schräg, wie Fig. 5 (IVb, 39. Hagia Elia) zeigt, bei dem letzteren grade, horizontal. Die

horizontalen Randerweiterungen sind entweder dreieckig in der Oberansicht, plump mit stark verdickter Unterseite (Figur 6 = IVb, 38 Hagio Elia), oder trapezförmig, mit mehr oder weniger stark sich einziehenden Seitenrändern, mehr plattenartig elegant (Fig. 7 = IVb 153 Galiko), auch als Plattenhenkel zu bezeichnen, oder bogenförmig abgerundet. Die obere Seite der Henkelplatten ladet zur Verzierung ein. In der weiteren Entwicklung können die Henkelplatten auch durchlocht werden (Loch-

Fig. 6—9.

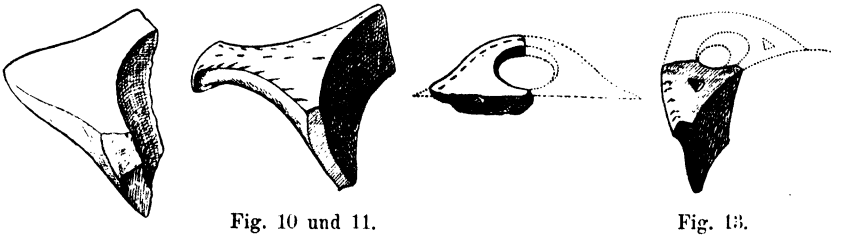


Fig. 10 und 11.

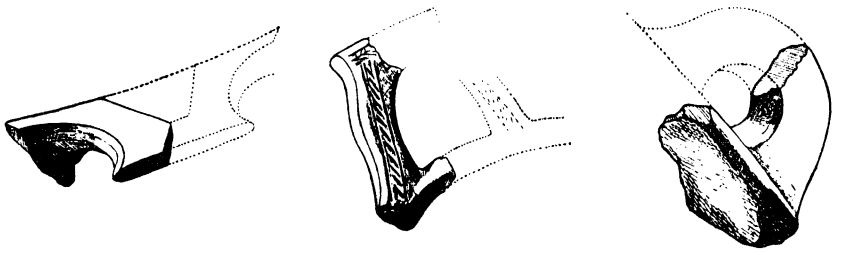


Fig. 13.

Fig. 12.

Fig. 14.

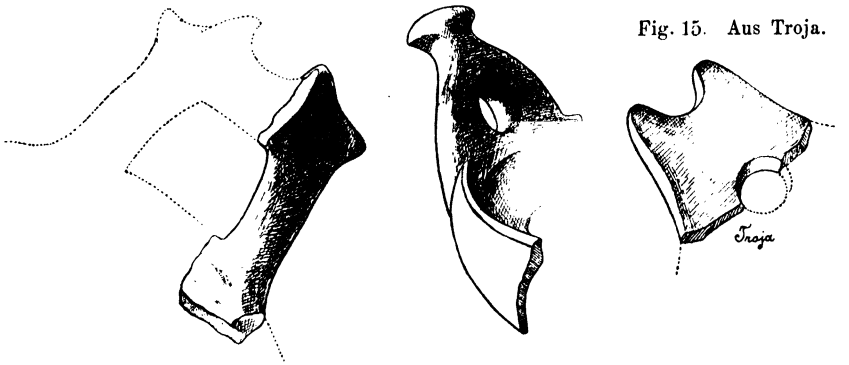


Fig. 15. Aus Troja.

henkel) und bilden sich zu eigentlichen Bügelhenkeln um, wie Fig. 8 (= IVb 327 Gal. 10), Fig. 9 (= IVb 154 Gal.), Fig. 10 (= IVb 467 Amatovo) und Fig. 11 (= IVb 49 Hagio Elia), Fig. 12 (aus IVb 23 Hag. El.), Fig. 13 (= IVb 295 Gal. 9) vor Augen führen.

Von der Art, wie Fig. 6, liegen zahlreiche Beispiele vom Hagio Elia vor (IVb 35—37. 43); ebensolche vom Platanaki 3 (IVb 346). Die trapezförmigen Plattenhenkel, wie Fig. 7, finden sich auch auf den Tumuli Galiko 9 und Amatovo (IVb 297. 468). Die trapezförmigen Bügelhenkel,

wie Fig. 11, können auch schräg stehen und laden zu mannigfacher Ausgestaltung der Ecken ein; vgl. Fig. 12.

Zu eigentlichen Henkeln werden die Randerweiterungen auch bei einer Schale mit steilem, am äussersten Rande verdickten Profil, deren Typus schon in der vorigen Gruppe (Fig. 1) vorgebildet ist. Da das Loch in der Regel gerade so gross ist, dass man den Daumen durchstecken kann, passt auch für diese Abart die Bezeichnung Lochhenkel (Fig. 14 = IV b 44 Hagio Elia). Diese mit den Bügelhenkeln sich berührenden Typen stehen etwas schräg oder sitzen fast vertikal am Rande auf. Sie würden also auch zur Schale passen. Ausser dem abgebildeten Exemplare finden sich noch vier von demselben Fundorte in der Sammlung (IV b 45—48).

Es verdient besondere Beachtung, dass das Prinzip der Randerweiterung ohne und mit Durchlochung auch in der troischen Keramik sich durchbricht. Ein recht lehrreiches Beispiel dafür ist die Schale der Schliemannsammlung Kat.-Nr. 396. Dem Fundorte nach gehört sie zwar der ersten Bauperiode der zweiten Ansiedlung an, ist aber in ihrer Technik durchaus im Charakter der ältesten Keramik von Troja gehalten; zudem

Fig. 16. Aus Troja.

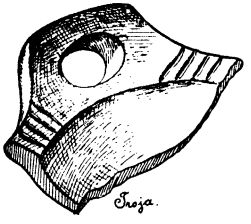


Fig. 17. Aus Troja.

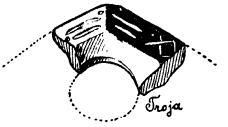
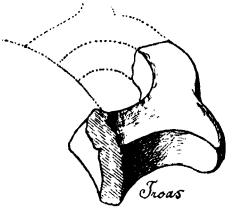


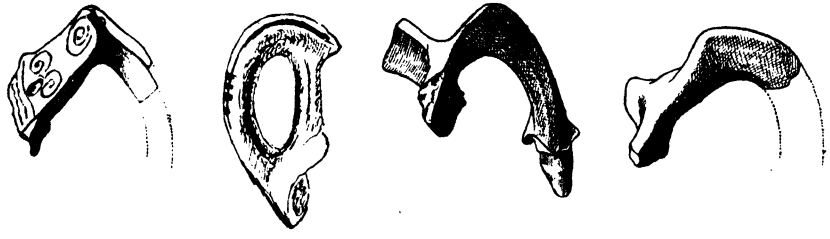
Fig. 18. Aus der Troas.



lagen neben ihr Scherben von Schalen mit röhrenförmigen Henkelösen wie sie für die älteste Keramik charakteristisch sind. (Zum Fundort: Einleitung zum Kataloge der Schliemannsammlung S. XIII). Für die Lochhenkel am erweiterten Rande finden sich ebenfalls passende Analogien aus der ältesten troischen Entwicklungsstufe: (Schl. Sammlg. Kat. Nr. 91—93 = Fig. 15. 16. 17); Fig. 16 und 17 sind Fragmente von Schalen des troischen Typus a (Kat. Nr. 13 u. a m.); bei Fig. 15 ist die Randerweiterung oben gabelförmig geteilt. Beispiele ohne Durchlochung sind in der ältesten Keramik von Troja die Randstücke Kat. Nr. 14—16. 20. 22. Gerade die Randerweiterungen laden auch in Troja zur Ornamentik ein und bieten in einigen Fällen sogar den Raum für Darstellungen des menschlichen Gesichtes (Kat. Nr. 151. 153). Immer aber liegt der älteste Typus der troischen Schale vor, der in der weiteren Entwicklung verschwindet. Daraus lassen sich Rückschlüsse auf Alter und Bedeutung der behandelten Bruchstücke aus den makedonischen Tumuli ziehen. Zu den eigenartigen, trapezförmigen Horizontalhenkeln, wie sie Fig. 10—12 zeigen, mag auch ein Fragment aus dem Hanai-Tepeh (Fig. 18) als Parallele angeführt werden; in diesem Hügel hat sich manche keramische Form gefunden, die zu einer Parallelgruppe der ältesten, troischen Keramik gehört.

Während die bisher behandelten Henkeltypen horizontal am Gefässkörper ansitzen und zu Schalen und Schüsseln gehören, lassen sich die Vertikalhenkel auf verschiedene Gefässformen verteilen. Auffallend sind unter ihnen solche, bei denen das Prinzip der Randerweiterung in ähnlicher Weise wie bei den horizontal ansitzenden sich geltend macht und zu höchst eigenartigen Bildungen führt. Das zeigen zwei Bruchstücke, die zu dem älteren, gleichfalls Hrn. Dr. Träger zu verdankenden Bestande aus dem Tumulus Hagio Elia gehören (unter IVb 23). Der eine Henkel (Fig. 19) setzt am Gefässe mit einer dünnen, 5,3 bezw. 3,3 *cm* breiten Platte an; ihre Standrichtung im Verhältnis zum Gefässrande lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen, da von dem letzteren zu wenig oder garnichts erhalten ist; doch nehme ich nach den Ansatzspuren der Bruchstelle an, dass der Henkel ungefähr unter einem Winkel von 45° zur Horizontalen geneigt war. Die Henkelplatte hat eine Länge von 5,2 *cm*; an ihrem Ende setzt sich der Henkel in anderer Form fort, als Bügelhenkel mit tiefer Hohlkehle an der Aussenseite, und zwar senkt er sich fast rechtwinklig

Fig. 19—22.



mit leichter Ausbiegung des Aussenrandes nach unten. Nahe dem Ansatz befindet sich in der Mitte der Platte eine Vertiefung, die an die Durchlochung der horizontalen Plattenhenkel lebhaft erinnert und vermutlich auch daraus sich erklärt.

Der andere Henkel ist vollständiger erhalten (Fig. 20) und zeigt seinen Zusammenhang mit der Gefässwandung; doch ist seine Bildung nicht so klar, wie die des vorigen. Auch er setzt breit am oberen Rande an und verjüngt sich etwas nach oben zu; der hohlkehlenartige Bügel des Henkels greift aber auf der Höhe über den Ansatzteil über, während auf der Innenseite der Übergang abgerundet ist; der ganze untere Teil wird wieder breiter und läuft ohne Hohlkehle in die Gefässwandung über. Das zugehörige Gefäss war nach den Resten der am Henkel sitzenden Wandung eine Schale oder ein Napf. Zu derselben Gefässgattung passt auch der zuerst erwähnte Henkel. Beide sind in der Technik gleich und bemalt, worüber weiter unten zu reden sein wird.

Bezeichnet man diese Henkel nach ihrer Zusammensetzung aus zwei verschiedenen Teilen als Umbruchhenkel, so gliedern sich einige andere Vertikalhenkel an sie an, die am Rande von Kannen ansitzen: Fig. 21 (= IVb 427 Tum. Topšin) und Fig. 22 (= IVb 469 Tum. Amatovo). Diese Art von Umbruchhenkeln findet sich auch am Bauche von Krügen wie Fig. 23 (= IVb 372 Tum. Platanaki 3).

Die sonstigen zahlreichen Scherben im Charakter der mittleren Gruppe sind nicht geeignet die Formenskala zu bereichern. Nur einige Randstücke mögen wegen ihrer Profilierung noch erwähnt werden: Fig. 24 = IVb 62 Hagio Elia; Fig. 25. 26 = IVb 286. 288 Galiko 9; Fig. 27 = IVb 328 Galiko 10; Fig. 28 = IVb 349 Platanaki 3; Fig. 29 = IVb 462 Sarakli.

III. Die entwickelt monochrome Gattung.

Durch eine entwickeltere Technik zeichnen sich nur wenige monochrome Scherben vor der grossen Masse der übrigen aus. Die zugehörigen Gefässe sind auf der Scheibe gedreht und zeigen auch in bezug auf Tonbereitung und Behandlung der Oberfläche einen entschiedenen Fortschritt. Vorwiegend ist eine feine, grau-monochrome Gattung; geringer an Zahl sind Scherben von gelber und gelblich-roter Farbe. Diese Gattung kommt gleichartig sowohl auf dem Hagio Elia, wie auf mehreren Tumuli am Galiko, sowie bei Sarakli und Amatovo vor.

Fig. 23—28.

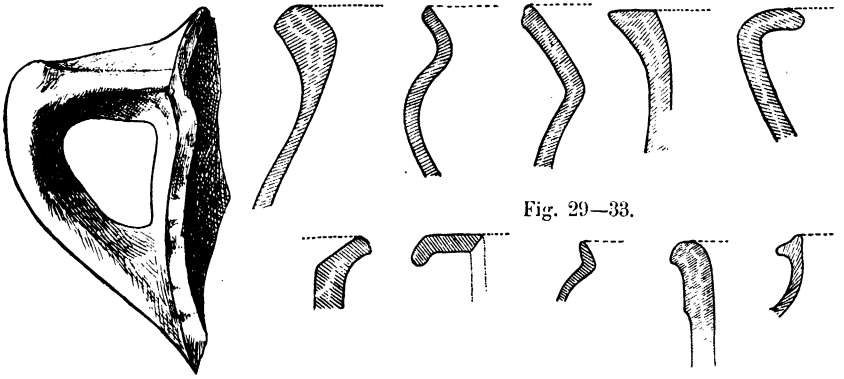


Fig. 29—33.

Für die Formen ist sehr wenig aus dem Scherbenmaterial zu gewinnen. Schalen und Kannen sind auch hier am sichersten zu erkennen. Einige Randprofile mögen das erläutern: Fig. 30 von einer Schale (= IVb 155 Galiko 17) mit oben eingetiefter, einzelner Wellenlinie), Fig. 31 (Gal. 9 = IVb 307) von einem Napfe, Fig. 32 (= IVb 160 Galiko 17) von einer Kanne, Fig. 33 von einer Kanne (= IVb 461 Sarakli).

Nach Formen und Technik läuft diese Gattung durchaus parallel der entwickelten monochromen von Troja. So gering die Zahl der zugehörigen Scherben ist, lässt sich der Gedanke, es könnte aus Troja importierte Ware sein, doch nicht festhalten. Einige weiter unten zu erwähnende Stücke sprechen sogar gegen eine solche Annahme.

IV. Die Ornamentik der einheimischen Keramik.

a) Die geradlinige Ornamentik: Tieftechnik und Malerei.

Die oben behandelten Fragmente einer älteren Gefässgattung (Gruppe I) haben keine Anhaltspunkte für eine Linien-Ornamentik ergeben.

In genügender Anzahl liegen sie für die mittlere Gattung (Gruppe II) vor. Sowohl Tiefornamentik als Bemalung ist üblich.

Die geradlinigen, eingetieften Muster lassen sich in den alteuropäischen Musterschatz einordnen, ohne dass das massgebende, ornamentale System ersichtlich wäre. Es sind hängende Dreiecke, durch Parallelstriche gefüllt, Fig. 34—36 (= IVb 241 Gal. 8; 458 Sarakli; 352 Platanaki 3) oder von Bändern begrenzt und im Innern mit einer Tupfenreihe versehen, Fig. 37 (= IVb 23 Hagio Elia).

Bei Randstücken findet man Horizontal- und Zickzackbänder mit und ohne Füllung: Fig. 38 (= IVb 326 Gal. 10), Fig. 39 (= IVb 79 Hag. El.), Fig. 40 (= IVb 76 Hag. El.).

Beachtenswert sind einige Beispiele von Kerbschnittmustern in Verbindung mit einfacher Furchenverzierung: Fig. 41—43 (= IVb 69. 74 Hag. El.; 351 Plat. 3; 23 Hag. El.). Von diesen durch Kerbschnitt herausgehobenen Dreiecken sind die eingedrückten Tupfen zu unterscheiden: Fig. 44. 45 (= IVb 290. 292 Gal. 9). Ein einzelnes ausgeschnittenes Dreieck befindet sich auch auf einem oben abgebildeten Plattenhenkel (Fig. 9 = 154 Gal. 17). Im übrigen sind diese nur ganz einfach mit kurzen Furchen oder kleinen einzelnen Winkelmustern u. dergl. verziert; der Rand ist fein gekerbt. Vgl. Fig. 7. 8.

Fig. 34—38.

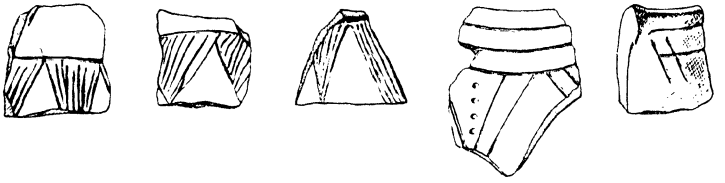
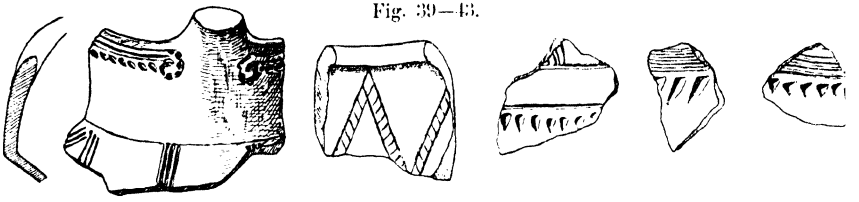


Fig. 39—43.



Auch die Ansätze zu einer mit einem mehrzinkigen Instrumente ausgeführten Wellenornamentik liegen vor: Fig. 46 (IVb 457 Sarakli). Die einfache Wellenlinie zeigt das oben unter Fig. 30 abgebildete Randstück: Fig. 47.

Besonders wichtig ist es, dass auch weiss inkrustierte Bruchstücke nicht fehlen: Fig. 48 (= IVb 240 Gal. 8).

Vereinzelt steht der ungeschickte Versuch, konzentrische Kreise in Tieftechnik darzustellen: Fig. 49 (= IVb 23 Hag. El.). Auf dem Bruchstück eines sehr fein geglätteten, hellbraunen Gefässes (Fig. 50) findet sich ein sparrenartiges Muster, das mit einer grösseren Flächendekoration im Zusammenhange zu sein scheint (= IVb 77 Hag. El.).

Geometrische, geradlinige Muster werden auch mittels des Pinsels mit einer matten, dunkel-violettbraunen oder dunkel-violettroten Farbe

auf die Gefässe aufgemalt. Diese Mattmalerei spielt keine geringe Rolle und ist, wie die ganze mittlere Gefässgattung überhaupt, durchaus einheimischen Ursprungs. Brauchbar sind für diese aufgemalte Dekoration natürlich nur die Gefässe mit heller Oberfläche, d. h. die gelbmonochrome Gattung. Auch hier ist Tonqualität und technische Ausführung eine verschiedene. Der Ton ist im Bruche gräulich oder bräunlich, vielfach mit rötlicher Tönung, zum Teil einheitlich grau und sehr fest, je nach der Zubereitung und dem Brande; auch die Oberfläche ist verschieden behandelt, überzogen, garnicht oder mehr oder weniger gut geglättet.

Von der Art der Dekoration lässt sich bei der Beschaffenheit des Scherbenmaterials keine genügende Vorstellung gewinnen. Am Rande von Gefässen mit weiter und enger Öffnung beobachtet man breitere, horizontale Streifen, mit denen eine schmalstreifige Vertikalmusterung im

Fig. 44—49.

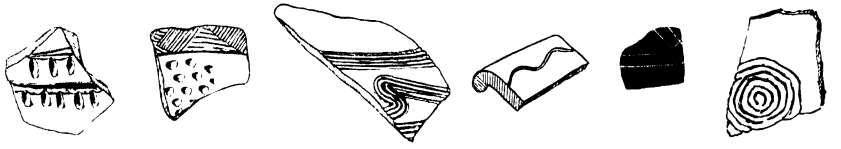
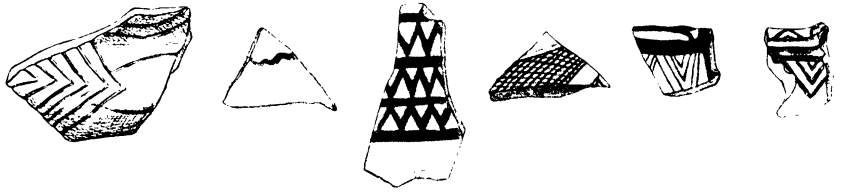


Fig. 50—55.



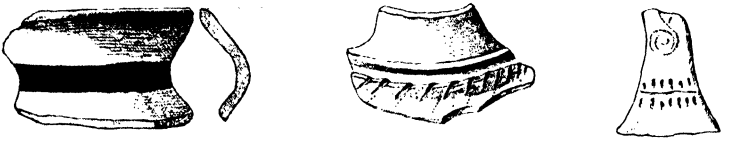
Zusammenhange ist (IVb 100. 101 Hag. El.; 356 Platan. 3). Vgl. Fig. 56. Mit solchen breiten, längs- oder querlaufenden Farbstreifen werden auch die horizontalen und vertikalen Henkel versehen (IVb 91—98 Hag. El.). Vgl. Fig. 61.

Auch die Aussenflächen von Gefässen, deren Innenseiten rauh, also nicht sichtbar waren, zeigen ebensolche breite Streifen (IVb 106—108 Hag. El.; 300 Gal. 9; 357 Plat. 3), mitunter im Zusammenhange mit feineren Vertikalstreifen (IVb 299 Gal. 9); selbst die Böden der Gefässe werden aussen und innen farbig umzogen (IVb 109 Hag. El.; 333 Gal. 10). In einem Falle findet sich eine Wellenlinie Fig. 51 (= IVb 105 Hag. El.). Eine Vorstellung von einer reicheren Musterung geben vier Scherben: die eine mit unter einander laufenden Zickzackbändern Fig. 52 (= IVb 387 Plat. 4), die zweite mit Gittermustern Fig. 53 (= IVb 243 Gal. 8), die dritte von dem oberen Schulteransatz eines innen rauhen Gefässes mit breiten Horizontalstreifen und ebenso breiten Vertikalstreifen, an die in feineren Streifen ineinandergeschachtelte Dreiecke angefügt sind Fig. 54 (= IVb 103 Hag. El.). Dazu Fig. 55 (= IVb 102 Hag. El.): das Randstück einer Schale mit Randlippe und den Ansatzspuren von einem aufrecht stehenden Henkel; am äusseren Rande läuft ein breiter Farbstreifen,

an dem ineinandergeschachtelte Winkel hängen; der obere Rand, auf den der Farbstreifen von der Seite übergreift, ist mit ineinandergeschachtelten Bogenmustern verziert.

Die bisher genannten Stücke gehören alle dem Bereiche der Handarbeit an. Dieselbe Mattmalerei findet sich aber auch auf scheibengemachten Gefässen. Als Belege dienen dafür das Randstück eines weitgeöffneten Gefässes, dessen Profil und Dekoration Fig. 56 (= IVb 471 Amatovo) zeigt, und ein Bruchstück von Hals und Schulter eines krugartigen Gefässes Fig. 57 (= IVb 329 Gal. 10); auf letzterem ist sogar die Tiefornamentik mit der Malerei verbunden: rings um den Halsansatz läuft eine Hohlkehle; in den unteren Randwulst derselben sind lanzettförmige Vertiefungen eingeschnitten, an die schräge Punktreihen herantreten; auf dem oberen Halse sowohl wie auf dem oberen Randwulst der Hohlkehle und über die eingetieften Ornamente hinweg laufen schmälere und breitere horizontale dunkelviolette Farbstreifen, die freilich fast ganz abgerieben sind.

Fig. 56—58.



Scheibengemachte, mattbemalte Gefässe von der gelbmonochromen Art beweisen, dass die Scheibentechnik an Ort und Stelle bekannt und geübt gewesen sein muss, also auch kein Grund vorliegen kann, die entwickelt monochrome Gefässgattung als importiert zu betrachten. Im Gegenteil ist die Annahme berechtigt, dass in den drei behandelten Gefässgattungen eine kontinuierliche, einheimische Entwicklung sich offenbart. Mehrfach hat sich im Laufe der Untersuchung ergeben, dass diese Entwicklung der troischen parallel läuft. Gerade die Mattmalerei ist eine neue Stütze für dieses Ergebnis.

In Troja haben wir eine Reihe von Anhaltspunkten für das allmähliche Aufkommen einer Buntmalerei innerhalb der monochromen Gefässtechnik. Sie ist zu unterscheiden von den ältesten Malversuchen mit weisser Farbe auf schwarzmonochromen Gefässen, die wahrscheinlich im Zusammenhange mit der weissen Inkrustation stehen (Schl.-Sammlg. Kat.-Nr. 154. 229. 230; bei Dörpfeld, Troja und Ilion S. 252). Die Buntmalerei innerhalb der monochromen Technik dagegen beruht auf der ornamentalen Verwendung des sonst auf der ganzen Gefässfläche sich ausdehnenden Farbüberzuges. In Troja ist es der Kreis der rotüberzogenen Gefässe, wo sich diese Beobachtung machen lässt. Die Schalen mit innen aufgemalten Kreuzen und aussen aufgemalten Radialstreifen verdanken ihre Dekoration diesem Wechsel von Farbüberzug und farbiger Ornamentik (Schl.-Sammlg. Kat.-Nr. 1902 ff.). Dass beides gleichbedeutend ist, geht aus der Politur der farbigen Streifen hervor, die auf den nichtpolierten Tongrund gesetzt werden.

Eine selbständige und eigenartige Ornamentik entwickelt sich auf der troischen Deckelbüchse (Schl.-Sammlg. Kat.-Nr. 1739. 1740): auf der Oberseite des Deckels eine Komposition von aufgemalten Hakenspiralen um einen zentralen Kreis mit zwischengesetzten Punkten und an den Seiten abwechselnd Vertikalstreifen und Punktreihen; auch hier wird durch Politur, die bei der Schmalheit der Streifen freilich auch auf den Tongrund übergreift, ein Glanz der Muster hervorgerufen. In Troja erhält sich diese primitive Maltechnik bis in die entwickelt-monochrome Gefässgattung (Schl.-Sammlg. Kat.-Nr. 3554. 3555. 3560); doch werden die Farbstreifen jetzt nicht mehr tongrundig aufgesetzt, sondern auf die überzogene Gefässfläche, dagegen wird die Politur derselben nicht unterlassen.

Diese Malversuche sind wohl zu unterscheiden von der troischen Mattmalerei der VI. Ansiedelung, die unter dem Einflusse der eingeführten mykenischen Technik auf dem Höhepunkte der einheimischen Entwicklung herrschend wird, mögen aber die Aufnahme der mykenischen Vorbilder in Troja begünstigt haben.

In Makedonien scheinen ganz ähnliche Vorgänge wie in Troja zu einer Malerei geführt zu haben. Denn es finden sich in der Sammlung zwei Fragmente eines grossen, handgemachten Gefässes, das ganz überzogen war mit einer dunkelvioletten Farbe derselben Art, wie sie auch für die aufgemalte Dekoration verwendet worden ist (IV b 169. 170 Galiko 17). Also auch hier ein Wechsel von Farbüberzug und gleichfarbigen, aufgemalten Streifen. Allerdings fehlen noch Belege für polierte Farbstreifen nach Art der troischen Technik; die makedonische beschränkt sich auf blosse Mattmalerei ohne Politur.

b) Die Spiralornamentik.

1. eingetieft, aufgemalt und plastisch.

Zu den geradlinigen Mustern kommt die Spirale; sie ist sowohl eingetieft, wie aufgemalt und plastisch dargestellt; und zwar in allen Fällen auf Scherben der Gruppe II.

Die eingetiefte Spirale findet sich auf einem Henkelstück aus grauem Ton: Fig. 58 (= IV b 354 Platanaki 3). Über einem querlaufenden zweigartigen Muster sehen wir eine einzelne Volute, nicht in einer fortlaufenden Furche gezogen, sondern so, dass der spitze Griffel abwechselnd höher und tiefer in den weichen Ton einsticht, ohne abzusetzen. Diese Volute scheint aber im Zusammenhange mit einem anderen eckigen Muster zu sein, denn es findet sich an der Bruchstelle eine in einem spitzen Winkel abgehende Furche. Man wird sich also das Muster zu ergänzen haben als Winkel mit angehängter einzelner Spirale.

Als Anhängsel erscheint sie am Ende einer Horizontalfurche auch auf dem oben abgebildeten Randstück mit Tiefornamentik (Fig. 39); auch an die Art der intermittierenden Furchenverzierung des eben genannten Henkelfragmentes erinnert dieses spiralige Anhängsel.

Diese wenigen Beispiele einer eingetieften, einzelnen Spirale passen vortrefflich zu ihrem Auftreten im Bereiche der Mattmalerei. So erscheint sie am Ende von hängenden Dreiecken und einfachen Horizontal-

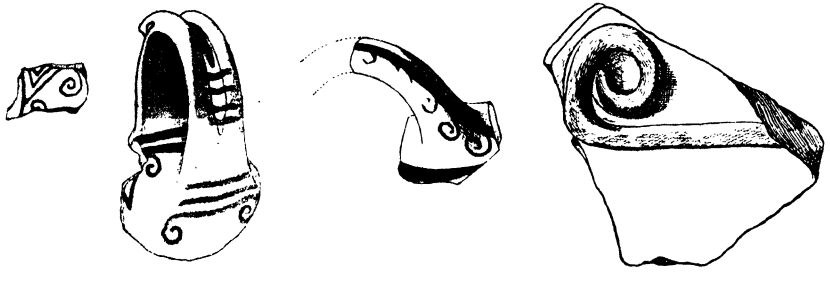
streifen auf einem Bruchstücke Fig. 59 (= IVb 104 Hag. El.). Dieselbe untergeordnete Bedeutung hat sie auf dem schon oben S. 100 genannten Umbruchhenkel, dessen aufgemalte Muster Fig. 60 zeigt. Solche Beispiele beweisen, wie nach Form und Inhalt die Mattmalerei der Tiefornamentik parallel läuft. Einzelne Spiralen als Anhängsel, in einer Reihe angeordnet, finden wir auch auf einem mattbemalten, horizontalen Bügelhenkel, von dem ein Bruchstück erhalten ist (Fig. 61 = IVb 91 Hag. El.).

Die plastische Spirale ist auf zwei Bruchstücken von dickwandigen Pithoi vertreten: Fig. 62. 63 (= IVb 110. 111 Hag. El.); ob sie dabei mehr als Einzelvolute bedeutet, lässt sich nicht sagen.

Jedenfalls kann man in den erwähnten Fällen nicht von einer entwicklungsfähigen Spiralornamentik reden. Die Spirale ist vielmehr als Einzelmotiv von untergeordneter Bedeutung, als nebensächliches Beiwerk zur geradlinigen Ornamentik anzusehen.

Auch sie erinnert uns an die Art der vormykenischen Spirale in der troischen Keramik. Diese spielt sogar eine noch geringere Rolle.

Fig. 59—62.



Als eigentlich troisches Motiv ist sie gebunden an ein plastisches Ornament, das seinen Ursprung aller Wahrscheinlichkeit nach bogenförmigen, als Handhaben dienenden Vorsprüngen zu verdanken hat und daher in der Regel auf Deckelamphoren sich vorfindet (z. B. Schliemann-Sammlung Kat.-Nr. 433—435. 528. 530. 639. 2225. 2226. 2309. 1369. 1371. 1949; solche Handhaben ohne die plastischen Anhängsel haben die Deckelamphoren Kat.-Nr. 529. 638. 829. 830). Zu grossen Voluten entwickeln sich diese Anhängsel auf den Bruchstücken Kat.-Nr. 832. 1717—1720). Diese plastische Doppelspirale in der troischen Keramik hat meines Erachtens keinen ursächlichen Zusammenhang mit der Doppelspirale aus Golddraht, wie sie auf den Schmucksachen der Schatzfunde aufgelötet ist (Kat.-Nr. 6003. 6133), wenigstens nicht in dem Sinne, dass sie auf die Metallspirale ihren Ursprung zurückzuführen hätte; eher könnte das Umgekehrte der Fall sein.

Wo in Troja die Spirale eingetieft vorkommt, mag sie aus den Einflüssen der Inselkultur zu erklären sein (Kat.-Nr. 2469. 2470; vgl. bei Dörpfeld, Troja und Ilion S. 279f.). Dem alttroischen Ornamentsysteme ist jedenfalls die Spirale als Grundlage für eine der geradlinigen entgegengesetzte Spiraldekoration fremd; gerade deswegen müssen wir uns hüten,

die alttroische Ornamentik mit solchen Dekorationsstilen in einen Zusammenhang zu bringen, in denen die Spirale als dekoratives Motiv ihre eigentliche Bedeutung hat und das den Stil bestimmende Element ist.

2. Die Bandspirale.

Ganz anders sind einige Scherben von den makedonischen Tumuli zu beurteilen, die uns die Bandspirale zeigen. Sie wird gebildet von mehreren Parallelfurchen oder von flüchtiger behandelten, durch unregelmässige Furchen gefüllten Bändern; auch mit Stichpunkten können derartige Bänder gefüllt sein. Die hierhergehörigen Bruchstücke sondern sich in zwei Gruppen, die sich beide durch eine gut geglättete Oberfläche auszeichnen: die braune: Fig. 64—67 (= IVb 70. 80. 83. 84 Hag. El.) und die schwarze: Fig. 68—72 (= IVb 67. 81. 85. 86 Hag. El.; 353 Platan. 3).

Fig. 63—66.

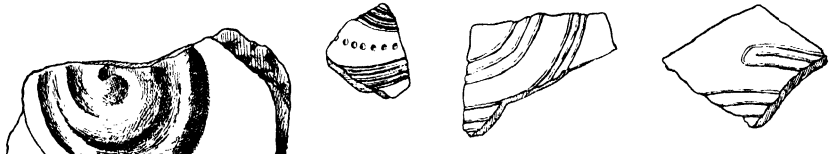


Fig. 67—70.

Fig. 71—73.

Die schwarze Gruppe weist Spuren von weisser Inkrustation auf und, was besonders zu beachten ist, zeichnet sich durch einen graphitartigen Glanz aus. Diese Merkmale finden sich auch auf einem Bruchstück, das uns noch mehr von der Dekoration derartiger Gefässe bietet: Fig. 73 (= IVb 82 Hag. El.). Es sind frei verwendete rhombenartige Muster in Bändern, die mit Stichpunkten gefüllt sind.

Diese wenigen Scherben können also als Beispiele einer eigentlichen Spiralornamentik angesehen werden, und auch die Art der Anordnung und Verteilung der geradlinigen Muster auf Fig. 73 erinnert an die Merkmale der sogen. Bandkeramik und drückt den Scherben den Stempel besonderer Altertümlichkeit auf. Sie scheinen einem anderen Kreise anzugehören, als die grosse Masse der anderen Bruchstücke in monochromer Technik, sind wahrscheinlich älter als diese oder den ältesten von ihnen gleichzeitig und steigern natürlich das Ansehen und die Bedeutung der von Dr. Traeger besuchten Fundstellen.

V. Vorratsgefässe und Pithoi.

Ausser der gut gearbeiteten, monochromen Keramik kommen auch gröbere Sorten ohne sorgfältige Behandlung der Oberfläche, meist grössere Vorratsgefässe und in der Erde feststehende, dickwandige Pithoi vor. Wie immer sind sie am Rande und auch auf der Schulter- oder Bauchfläche mit plastischen Ornamentstreifen versehen, die durch Fingereindrücke und auch mittels des Griffels durch schräge Furchen gegliedert sind. Als Beispiele mögen dienen Randstücke Fig. 74—79 (= IVb 114. 115. 118 Hag. El.; 359. 360. 362 Platanaki 3) und Pithosfragmente Fig. 80. 81 (= IVb 112 Hag. El.; 366 Platanaki 3).

Fig. 74—78.

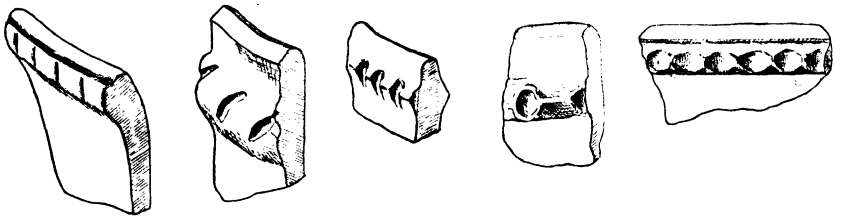


Fig. 79—82.

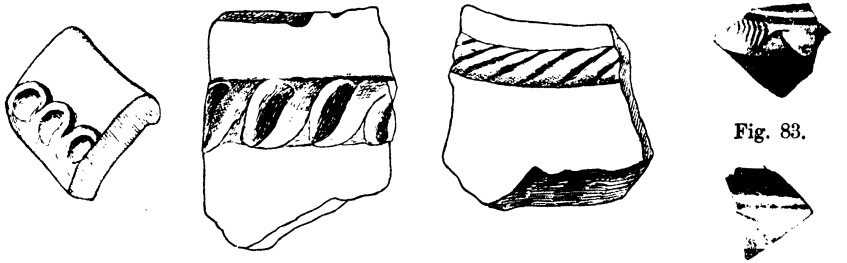


Fig. 83.

B. Die importierte bemalte Keramik.

Der einheimischen Keramik steht nun eine grosse Menge importierter Ware gegenüber und illustriert in augenfälliger Weise den in jenen Gegenden immer mehr zur Geltung kommenden älteren ägäischen oder späteren griechischen Einfluss.

Der Import fremder Tonwaren mit „Firnismalerei“ beginnt schon mit den mykenischen Vasen. Bruchstücke von solchen haben der Hagio Elia und der Tumulus am Galiko (17) geliefert: z. B. Fig. 82 (aus IVb 23) und Fig. 83 (= IVb 185). Mehrfach kommen dicke Henkel mit weisslichgelbem Überzuge und breit aufgemaltem Längsstreifen vor (IVb 176. 177 Gal. 17; 428 Topšin). Unter die älteren, an mykenische Traditionen anknüpfenden Gattungen gehört auch Fig. 84 (= IVb 121 Hagio Elia) von einem Napf mykenischer Form mit Horizontalstreifen.

Sehr zahlreich vertreten sind auf den meisten der Tumuli die geometrisch bemalten Gattungen, teils in grober und mangelhafter Technik, teils auch Proben von besserer Ware. Mit dem Zirkel gezogene, konzentrische Kreise finden sich auf Stücken vom Galiko 17 (IVb 190—192),

Galiko 9 (IVb 302—304), von Amatovo (IVb 475), von Platanaki Nr. 4 (IVb 393. 397). Ein Randstück einer feinen Schale (Fig. 85) ist mit Gruppen von hängenden Halbkreisen verziert (IVb 429 Topšin).

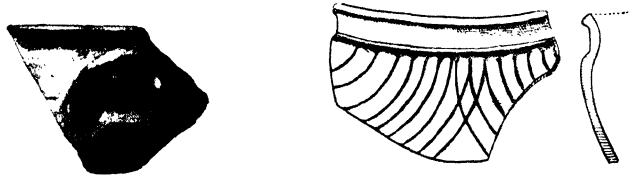
Der Import erhält sich weiter bis um die Zeit des schwarz- und rotfigurigen Stils der griechischen Vasenmalerei. Stücke mit gutem schwarzen Firnis sind vorhanden. Das Bruchstück von der Henkelplatte einer Colonettenvase mit aufgemalter schwarzer Palmette stammt vom Tumulus Galiko 17 (IVb 206).

Auch aus der hellenistischen Epoche haben sich charakteristische Proben gefunden: Becher mit hohem profiliertem Fuss und zwei horizontalen Plattenhenkeln, mit Firnis überzogene Fischteller, gefirnisste grautonige Ware, schwarze und rote, sogen. megarische Gefässe. Auch rohe Vorratsgefässe in Form der doppelhenkligen Spitzamphoren kommen vor.

Proben von roher, scheibengemachter Keramik jüngerer Epochen mögen auf die gleichzeitige, einheimische Fabrikation hinweisen (vgl. Gal. 8: IVb 274—277; Gal. 17: IVb 221—230; Platanaki 4: IVb 426).

Ich bemerke noch, dass unter dem im Kgl. Museum befindlichen Scherbenmaterial von den Tumuli die rote, glasierte Keramik (Terra

Fig. 84 und 85.



sigillata) fehlt, möchte aber diesem Umstande keine besondere Bedeutung beilegen. Denn m. E. muss man sich hüten, in Kleinasien und in den Grenzgebieten der kleinasiatischen Industrie das Auftreten und Fehlen von Terra sigillata für Datierungen zu verwerten.

In Kleinasien hat zwar der Übergang der Firnistechnik der „roten" Keramik in die Glasurtechnik stattgefunden, wie uns Dragendorff (Bonn. Jahrb. Heft 96 S. 25ff.) gelehrt hat; aber der Zeitpunkt dieses Umschwunges ist noch durchaus unbestimmt. Also kann auch die in Troja gefundene „Terra sigillata" (zwei Bruchstücke Kat.-Nr. 4003; vgl. Einleitung zum Kataloge der Schliemann-Sammlung S. IX und Sachregister S. 349) bereits vor der römischen Kaiserzeit dahin gekommen sein.

Andererseits ist es doch auffallend, dass unter dem Scherbenmaterial von den Tumuli gerade solche Keramik, wie sie in Troja gewiss der römischen Kaiserzeit zuzuweisen ist (s. bei Dörpfeld, Troja und Ilion S. 313f. Beilage 42, VII), gänzlich zu fehlen scheint.

Es kann nicht von Interesse sein, die importierte Keramik aus verschiedenen Epochen ausführlicher zu behandeln; sie findet sich an anderen Punkten der Küsten des Mittelmeeres ebenso zahlreich und ist nur ein Beweis, dass Altmacedonien eingezogen wurde in die grossen Einflusssphären, die sich wie konzentrische Ringe um die grossen Kultur- und

Industriezentren der mykenischen und griechischen Welt herumlegen. Neues und Wichtiges haben uns die älteren Gefässgruppen mit ihren drei Entwicklungsphasen gezeigt. Hier ist die Frage am Platze, welchem Volke oder Stamme diese Keramik zuzuschreiben ist.

C. Zur Ethnologie.

Zweierlei werden wir bei dieser Frage zu beachten haben. In technischer Hinsicht sehen wir in bezug auf Formengebung und Tonbereitung eine Entwicklung in drei Perioden vor uns, die uns von einer primitiven Stufe der Handarbeit bis zur vollendeten Drehscheibentechnik führt. Diese Entwicklung scheint einheimisch zu sein. Der älteste Import aus dem ägäischen Kreise hebt sich mit den mykenischen Gefässen von einheimischen Produkten deutlich ab. Unter den monochromen Gruppen fallen die Stücke mit einer Spiralbandornamentik aus dem Rahmen dieser Entwicklung heraus, teils wegen des graphitartigen Glanzes, der sich bei den anderen Gruppen nicht vorfindet, teils wegen der Ornamentik, da die eingetiefte und aufgemalte Spirale sonst nur die Bedeutung eines Beiwerkes hat.

Man wird also die Möglichkeit ins Auge fassen müssen, dass diese Gruppe mit Spiralbandornamenten fremden Ursprungs ist. Vermutungen darüber zu äussern, wäre gewagt. Man erinnert sich zwar der Nähe Butmirs mit seiner entwickelten Spiralornamentik in rein steinzeitlicher Umgebung. Aber selbst wenn man sich gegenwärtig hält, dass auch unter dem makedonischen Scherbenvorrat das Bruchstück eines Tonsiebes, wie von Butmir (Bd. II 34 Fig. 40), vorkommt (IVb 369 vom Platanaki 3), ferner dass auch der Graphitglanz der Keramik seine steinzeitlichen Parallelen in Mähren und Niederösterreich hat (vgl. Palliardi, Mitteil. d. prähist. Kommiss. d. k. k. Akad. d. Wiss. Wien I, 4 S. 247, 253), wird man doch zögern, auf grund der wenigen vorliegenden Scherben Verbindungslinien mit bestimmten Kulturzentren des nördlichen Hinterlandes zu ziehen.

Anders treten uns die aufgefundenen Parallelen unter der troischen Keramik entgegen. Hier bestimmt unser Urteil nicht nur die Gleichheit der technischen Entwicklung, sondern auffallender ist noch das gleichartige Formen- und Stilgefühl, das in Troja und am Axios zu ähnlichen Formeneigentümlichkeiten und zu einer gleichartig sich entwickelnden Ornamentik führt. Diese legen uns den Schluss auf verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Troern und den Verfertigern unserer Keramik nahe.

Am unteren Axios und im Gebiete zwischen diesem und dem Strymon haben die thrakischen Edonen und Mygdonen gesessen (vgl. Tomaschek, Thraker I 33 ff. Kiepert, Lehrbuch d. alten Geographie § 282, 283). Allerdings lässt sich nicht ausmachen, wieweit in derselben Gegend auch illyrische Elemente mit den Thrakern sich vermischt haben. Denn nach Tomaschek (a. a. O. S. 13 ff.) sind die den Illyriern zugehörigen Paionier im Axiostale vorgedrungen und scheinen die dort wohnenden thrakischen Stämme unterworfen zu haben. Aber schon von Körte (Athen.

Mitteil. 1899 S. 41) und Kretschmer (Einleitung zur Geschichte der griech. Sprache S. 178) wurde ohne Bedenken der Tumulus von Saloniki herangezogen, um die Einheitlichkeit der phrygisch-troisch-thrakischen Kulturreste zu beweisen. Dieses Beweismaterial ist durch die Traegerschen Funde um ein Bedeutendes vermehrt worden. Dadurch konnten die Beziehungen zwischen Troja und dem europäischen Gebiete der Thraker in ein neues Licht gesetzt und für die ältesten Epochen gesichert werden. Je älter sie aber datiert werden können, um so leichter lassen sie sich mit den Wanderungen der thrakischen Stämme in einen Zusammenhang bringen. Man wird also schwerlich an der Richtigkeit der ethnologischen Kombinationen zweifeln können.

Für die Thraker sprechen noch weitere keramische Vergleiche. Bei der Betrachtung der Vertikalhenkel der mittleren Gefässgruppe der Tumulifunde hat sich ein Bildungsprinzip herausgestellt, das auf der Vereinigung zweier verschiedenen Formen, der Henkelplatte und der Henkelstütze, beruht und an die Bildung der als Randerweiterung geltenden Horizontalhenkel sich anschliesst. Dasselbe Bildungsprinzip finden wir einerseits in Troja in einer viel jüngeren Gefässgattung wieder, in der nachmykenischen Buckelkeramik, die wir jetzt mit Sicherheit einem der in die Troas eindringenden Thrakerstämme zuweisen dürfen. Vgl. zur Form der Henkel die Gefässe der Schliemann-Sammlung Kat.-Nr. 3565—3569. 3578 bis 3585. 3600; dazu die Ausführungen bei Dörpfeld, Troja und Ilion S. 300ff. 594ff.

Die troische Buckelkeramik lenkt unsere Blicke andererseits nach der europäischen Heimat der Thraker. In der Tat habe ich im Jahre 1902 auf meiner Studienreise in Ungarn im Kreise der dortigen Buckelkeramik zahlreiche Beispiele von ähnlichen Henkelformen feststellen können. So im Museum zu Werschetz (Südungarn) aus einer Ansiedlungsstelle bei Vattina mit 2—3 Schichtfolgen übereinander zahlreiche doppelhenklige Becher, deren vertikale Henkel aus zwei Teilen einer mit dem Rand des Gefässes zusammengehenden schrägen Henkelplatte und einer scharf davon abgesetzten Henkelstütze bestehen (Skizze Fig. 86). Fein ornamentierte Becher mit ähnlichen Henkeln sind ebenda aus einer Nekropole von Ludos bei Werschetz vorhanden.

In Szeged notierte ich zwei einhenklige Becher (4c/896) mit Buckeln und abgeschrägtem Rande, die auch in ihrer Form grosse Ähnlichkeit mit den troischen Buckelbechern haben; die Henkelplatte steht schräg, die Stütze sitzt unterhalb der Henkelplatte an, bringt also ihre eigentliche Bedeutung gut zum Ausdruck (Skizze Fig. 87).

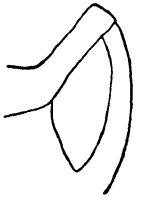
Im Museum von Temesvar befindet sich aus Tolvadia (III 123) ein einhenkliger Buckelbecher mit abgeschrägtem Rande, verziert mit hängenden Vertikalstrichgruppen; beim Henkel ist die obere Platte herzförmig gestaltet (Skizze Fig. 88: a im Profil, b von vorn, c von hinten gesehen.)

Es ist nun sehr interessant zu beobachten, dass dieselben keramischen Formeneigentümlichkeiten, im besonderen die Vereinigung der Buckeln mit den abgesetzten Henkeln, auch im eigentlich illyrischen Gebiete in der älteren Eisen- und Hallstattzeit sich finden. Im Museum von Sarajevo

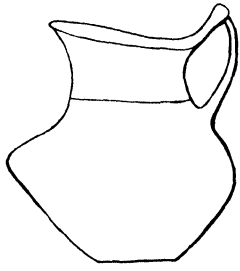
(Bosnien) konnte ich zahlreiche derartige Beispiele aus den Gräberfeldern von Dolnja Dolina, Bez. Bosn. Gradiška, an die sich die Pfahlbaufunde ebendaher reihen (Skizze Fig. 89 mit der Bezeichnung „Matina greda 40"), von Sanskimost (Skizze Fig. 90 mit der Nr. 12 809) und vom Glasinac vermerken.

Während zu diesen ungarischen und bosnischen Formen die troischen Buckelbecher auch der Zeit nach schlagende Analogien sind, reichen die gleichartigen Henkel aus Makedonien (Fig. 19, 20) in eine ältere, vor-

Fig. 86 und 87.

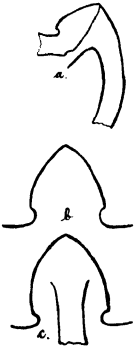


Aus Vattina.
Mus. Werschetz.



Mus. Szeged.

Fig. 88a–c.



Aus Tolvadia.
Mus. Temesvar.

Fig. 89 und 90.

Aus Dolnja Dolina.
Mus. Sarajevo.

Aus Sanskimost.
Mus. Sarajevo.

mykenische Periode hinauf. Besonders der kleinere mit der dünnen, plattenförmigen Randerweiterung wird in seiner Form durch die jüngeren Parallelen aus Bosnien und Ungarn verständlich.

Wir sehen also, wie beständig man durch lange Zeiträume hindurch keramische Formen beizubehalten pflegt. Für die abgeschrägten Becher erinnere ich nochmals an die Exemplare mit kreideeingelegten Verzierungen aus Tordos (Zeitschr. f. Ethnol. 1903 S. 442 Fig. 15), die dem steinzeitlichen Formenkreise Ungarns zuzuweisen sind. Dass die Buckelkeramik überhaupt mit ihren Ursprüngen in ebenso alte Zeit zurückreicht, ist an demselben Orte mit guten Gründen wahrscheinlich gemacht worden.

Dieses starre Festhalten an Formen und Ornamenten wird man sich gewiss am einfachsten aus nationaler Eigenart erklären dürfen. Deswegen stehe ich nicht an, die drei älteren Gruppen der behandelten

makedonischen Keramik thrakischen Stämmen zuzuschreiben. So gewinnen unsere Funde an Bedeutung. Sie weichen doch von den troischen Formen so weit ab, dass wir in ihnen eine Sondergruppe von lokaler Eigentümlichkeit zu sehen haben.

Im Tumulus des Protesilaos auf dem thrakischen Chersonnes hatte Schliemann (Troja S. 286ff.) eine Keramik gefunden, die mit der ältesten von Troja geradezu identisch ist; bei der geringen Entfernung der Fundstelle von dem gegenüberliegenden Troja waren aber Schlüsse ethnographischer Art nicht gestattet. Die makedonischen Funde deuten nunmehr schon bestimmter auf den Kreis, aus dem wir die Ursprünge der troischen Keramik abzuleiten haben, d. h. auf die Gegend, aus der die Troer selbst nach Kleinasien gewandert sind. Nach Kretschmer a. a. O. S. 181 hat die Wanderung europäischer Stämme nach Kleinasien bereits im 3. vorchristlichen Jahrtausend ihren Anfang genommen, hat sich aber in der Folgezeit durch weitere Zuzüge fortgesetzt und ihren Abschluss erst durch die kimmerische Invasion erhalten. Die vorstehenden Ausführungen bieten uns die archäologischen Belege für Kretschmers linguistisch-ethnographische Folgerungen.

Fügen wir dem noch hinzu, was sich jüngst aus den Vergleichen zwischen Troja, Mykene und Ungarn in bezug auf die Weissmalerei in Siebenbürgen und im ägäischen Kreise ergeben hat (Zeitschr. f. Ethnol. 1904 S. 647ff.), so dürfen wir auch bei einer Untersuchung der makedonischen Tumuli mit dem Spaten analoge Funde erwarten.

Umsomehr muss es aber auffallen, dass die Spiraldekorationssysteme in der einheimischen Gefässfabrikation weder in Troja noch auf den makedonischen Tumuli eine wesentlich bemerkbare oder charakteristische Bedeutung haben, nachdem wir gelernt haben, wie in Siebenbürgen und in den angrenzenden Kulturzentren der Balkan- und Donauländer im Bereiche der jungneolithischen Gefässmalerei aus der einfachen Weissmalerei auf monochromem Grunde ein ganz raffinierter Spiraldekorationsstil sich entwickelt und neben analogen dekorativen Leistungen im ägäischen Kulturkreise ebenbürtig bestehen kann. Also müssen wir entweder Lücken im Denkmälervorrat von Troja und den makedonischen Tumuli vermuten oder das Fehlen derartiger Dinge aus der Geschichte der Wanderungen thrakischer Stämme erklären. Die Troer könnten nach Kleinasien gekommen sein, bevor im Heimatlande die Entwicklung der aufgemalten und eingeritzten Spirale zu ganzen Dekorationssystemen angesetzt hatte.

4. Bericht über archäologische Ausgrabungen in Transkaukasien.

Von

Emil Rössler-Tiflis.

Unternommen im Jahre 1901 im Auftrage der Kaiserlich russischen Archäologischen Kommission.[1])

I.

Zweimaliger Ausflug nach dem Dorfe Bajan, Kreis und Gouvernement Elisabethpol, und Ausgrabungen daselbst.

Zeit: 24.—26. Februar und 1.—8. April 1901.

In meinem letzten Bericht[2]) aus dem Jahre 1900 über Ausgrabungen bei Helenendorf ist bereits des Umstandes Erwähnung getan worden, dass Landleute aus den Gebirgsdörfern südwestlich von Elisabethpol mir in der Kolonie mehrfach ganze Mengen metallischer und keramischer Altsachen zum Kauf angeboten hatten. Es offenbarten sich in jenen eigenartigen Gegenständen Ausflüsse einer Kultur, die wesentlich verschieden ist von der, auf welche die Artefakte hinweisen, die in den von mir untersuchten Gräbern am Südrande der Kuraebene gefunden sind.

Begierig, durch eigene Anschauung die Plätze solch reicher Gräberausbeute kennen zu lernen, forschte ich nach der Herkunft dieser von unberufener Seite auf den Markt gebrachten Prähistorika und erhielt immer den gleichen Bescheid, dass dieselben aus Gräbern in der Umgegend des Ortes Bajan stammen sollten. Von diesem Dorfe, als von einer anerkannt sehr alten Ansiedlung mit Spuren einst rege betriebenen Bergbaues, hatte ich schon viel gehört. Reiche Erzlager umgeben den Ort. Seit undenklichen Zeiten war die edle Schmiedehandwerkskunst der Haupterwerbszweig seiner Bewohner. Es lag mithin die Möglichkeit nahe, in jener Gegend vielleicht noch Anzeichen der einstigen Existenz einer Art von Zentrum jener so kunstvollen prähistorischen Metalltechnik aufspüren zu können, die wir an transkaukasischen Bronzen wahrnehmen. Zudem bildete bei der seit langem von mir beabsichtigten Erforschung der vorgeschichtlichen Verhältnisse des Berglandes, in der Richtung nach dem Göktschaisee zu, Bajan auf diesem Wege gewissermassen die erste Etappe. Mein auf Ausgrabungen in jenem Gebiet hinzielender Operations-

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 21. November 1903.

2) Verhandl. der Anthropolog. Gesellschaft 1902 S. 137ff.

plan erhielt die Billigung der Kaiserlich archäologischen Kommission in Petersburg und ich ging, sobald die Landschaft schneefrei geworden war, an dessen Ausführung.

In der Zeit vom 24.—26. Februar 1901 unternahm ich zunächst einen Rekognoszierungs-Ausflug nach Bajan. Ich orientierte mich über die dortigen archäologischen Verhältnisse und traf geeignete Massregeln, um der auch hier leider systematisch praktizierten Grabplünderung Einhalt zu tun. Dadurch sicherte ich wenigstens den kleinen Rest der noch unberührt angetroffenen Gräber für meine Zwecke.

Nach Erledigung dieser vorbereitenden Aufklärungsarbeiten besorgte ich in der Zwischenzeit das Nötige zu der für die Osterferien geplanten Expedition.

Am Ostersonntag, dem 1. April, fuhr ich nach der Kolonie, woselbst sich mein zum Besuch weilender Bruder, sowie Hr. G. Rosendorf in freundlicher Weise mir anschlossen, um bei den Ausgrabungen behilflich zu sein.

In der Frühe des folgenden Tages brachen wir mittels Fourgons nach Bajan auf. In Karakeschisch, einem 900 *m* ü. d. M. belegenen armenischen Bergdorfe, betrachteten wir eine reiche Magneteisenerzfundstelle. Unser Fuhrwerk entliessen wir auf der Passhöhe und legten den durch herrlichen Laubwald ins Tal des Kotschkar hinabführenden Weg zu Fuss zurück. Um 3 Uhr nachmittags erreichten wir das Dorf Bajan und bezogen daselbst laut vorher getroffener Vereinbarung beim Dorfältesten Abraham Agadshanjanz Quartier. Das Wort „Bajan“ ist tatarischen Ursprungs und unbekannter Bedeutung. Die Armenier haben daraus „Bananz“ gemacht, d. h. Platz der Arbeit. Der Ort hat eine gesunde Lage in dem engen Tale des in der Richtung SW.—NO. über zahllose Felsstufen munter daherrauschenden Flüsschens. Dieses hat seinen Namen von dem über 11 000 Fuss hohen Bergkegel Kotschkar, der — ungefähr den Mittelpunkt einer von Elisabethpol nach Sagalu (am Ostrande des Göktschaisees) gezogenen Linie einnehmend — mit seinem den grössten Teil des Jahres schneebedeckten Gipfel wie eine gewaltige Pyramide aus der Alpenlandschaft aufragt. Während die meistens mit Erddächern versehenen Häuser des umfangreichen Dorfes auf einer Berglehne des linken Flussufers sich in staffelförmiger Anordnung ausbreiten, ist das rechte steile Ufer mit terrassierten Gärten bedeckt. Dort standen Apfel-, Birn-, Maulbeer-, Pfirsich-, Aprikosen-, Alutscha-, Kirsch- und Pflaumenbäume gerade in herrlichstem Flor, auch Weingärten bemerkte ich später am Flusse unterhalb des Dorfes. Neben dem Schmiedehandwerk blühen nämlich noch Obstzucht und Weinbau. An eisernen Geräten liefert Bajan hauptsächlich Nägel, Hacken, Hämmer, Schaufeln und Brechstangen. Das Eisen, welches man früher nebst Zink und anderen Metallen an Ort und Stelle gewann (wie ich mich bei Besichtigung der alten Erzstollen überzeugen konnte) oder aus dem benachbarten Daschkessan einführte, wird jetzt aus Elisabethpol bezogen. Der Menschenschlag ist hier kräftig, Männer und Frauen sind von auffallend hohem Wuchse, namentlich unter den letzteren gab es wahrhaft junonische Gestalten, die ihre an der Quelle

am Fluss unten gefüllten schweren Wasserkrüge leicht und mit Grazie auf der Schulter zu Berg trugen.

In den Wohnungen, die fast durchweg in die Erde hineingebaut sind, sah es leider nur sehr unrein aus, aber auch im ziegelgedeckten Steinhause des Dorfältesten war die Sauberkeit sehr zweifelhafter Natur, und wir mussten von Ungeziefer aller Art Schweres erdulden.

Am Dienstag, den 3. April, wurden die Grabearbeiten bei günstigster Witterung begonnen.

Gelegentlich der im Februar stattgehabten Absuchung der Gegend hatte ich an drei verschiedenen Stellen in der Nähe des Dorfes alte Grabfelder entdeckt: zwei davon befanden sich auf der linken Seite des Flusses, und eins auf der rechten. Mit der Erforschung der ersteren machte ich den Anfang. Es sind dort im ganzen 14 Gräber geöffnet und untersucht worden. Tätig waren hierbei 19 armenische Arbeiter in der Zeit vom 3. bis 7. April.

A.

Gräber auf dem linken Ufer des Kotschkar, nördlich von Bajan.[1])

a) Kistengräber und Steinsetzungen unter Erdschüttungen am Wege nach Mesanapert.

Zeitalter: Bronze-Eisenzeit.

Ungefähr eine Werst in Luftlinie in nordöstlicher Richtung vom Dorfe zieht sich ein etwa 300 Fuss hoher Felsrücken hin, der das erste Glied in einer Flucht terrassenförmig zur Hauptkette ansteigender Berggrate bildet. Der Weg nach dem hoch im Gebirge belegenen berühmten Wallfahrtsort und Kloster „Mesanapert" führt darüber hin. Auf diesem Felsrücken hatte ich drei in einer Reihe unfern voneinander belegene kurganartige Aufschüttungen bemerkt. (Fig. 1.)

Fig. 1

Eine der in der Richtung Nordwest bis Südost auf elliptischer Basis aufgeführten Erdschüttungen (auf der beigefügten Planskizze mit *a* bezeichnet) war von dem Besitzer des Platzes, Keworkjanz, der dort einen Kartoffelacker angelegt hatte, schon vollständig ausgegraben worden, angeblich, um seine Pflanzungen mit den aus den Gräbern gewonnenen Steinen umwallen zu können. Bei näherer Nachforschung fand ich in der Zerstörung Teile von Steinkisten auf, die über den Charakter der geplünderten Gräber Aufschluss gaben. Bezüglich des Inhalts der aufgegrabenen Kisten war nicht positives zu erfahren.

Ich begann die Untersuchung der beiden weniger beschädigten Auf-

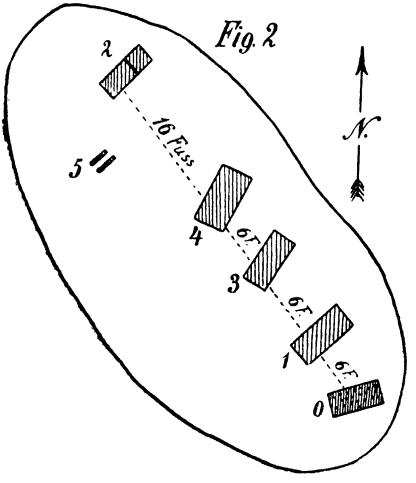
1) Vergl. hierzu Fig. 26 S. 123.

schüttungen (auf der Planskizze mit β und γ bezeichnet) und führte dieselbe ordnungsgemäss zu Ende.

Grabhügel β. (Fig. 2.)[1]

Die angeschnittene, noch 20 und 10 Schritt im Durchmesser haltende, aus Sand und Feldsteinen gefügte Aufschüttung hatte eine Höhe von 5 Fuss. Sie wurde bis zur Basis abgegraben. Ich fand sechs Kistengräber bezw. Steinsetzungen ohne Grundplatten, sämtlich an der Nordost-Längenseite des Erdhaufens angelegt. Von ihnen war ein am Rande des Hügels befindlich gewesenes, in der Richtung WO. (85°) angelegtes (auf der Planskizze mit Nr. 0 bezeichnetes) Grab schon ausgeraubt. Die Lage der Gräber zu einander ist aus dem angefügten Situationsriss ersichtlich.

Die Metallfunde sind, wo nicht anders gesagt, aus Bronze.



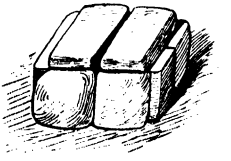


Fig. 3

Fig. 4

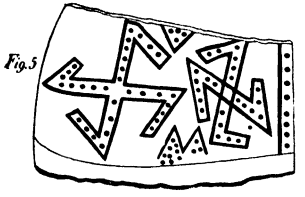


Fig. 5

Grab Nr. 1 (Fig. 3)

lag neben dem ausgeplünderten. 2 Fuss starke Steinplatten bildeten den Verschluss der Grabkiste, die folgendermassen konstruiert war: ihre Längenseiten bestanden aus je zwei aufrechtgestellten, wohlgeglätteten Platten, die Schmalseiten aus je zwei unbehauenen Felsblöcken, sämtlich von 1,6 *m* Höhe. Die Länge des Grabes betrug 6 Fuss, die Breite 3 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum natürlichen Felsgrunde 1,88 *m*. Die Füllung bestand aus weichem Lehmsand. Die Richtung des Grabes war SW.—NO. (60°).

1) Vergl. hierzu Fig. 20 S. 122.

Von menschlichen Überresten fanden sich in der Mitte der Kiste an der Westseite nur schwache Knochenspuren. An Beigaben barg das Grab ausser zwei bei den Knochen aufgehobenen Karneolperlen noch 5 Urnen; davon war nur ein kleinerer Topf erhalten, die vier anderen grossen Gefässe zerfielen. Eins der letzteren habe ich später notdürftig zusammengesetzt, geklebt und darauf abgezeichnet. Es war eine wahrscheinlich mit der Hand gearbeitete Prachturne aus bräunlichem Material in Bombenform mit kurzem Halsansatz, vier kleinen Henkeln in der Schultergegend und kleiner, flacher Stehfläche. Der Mündungsdurchmesser betrug 11 *cm*. Die tiefgeschnittenen Rillen des die ganze Oberfläche des Gefässes umziehenden Ornaments[1]) waren noch teilweise mit weisser Inkrustationsmasse gefüllt. (Fig. 4 und 5.)

Weitere Funde aus Grab Nr. 1. (Fig. 7.)

Nr. 1. Zwei rote Carneolperlen von mittlerer Grösse und runder Form.

Nr. 2. Henkelloser Topf aus grauschwärzlichem Material. Unter dem geraden weiten kurzen Halse tritt der Oberbauch in einer Kante stark hervor. Von da geht das Gefäss ziemlich schnell in die ebene Stehfläche über. An der Kante sitzen um den Topf herum in ungleichen Abständen von einander drei ösenartige kleine Henkel und drei Paar Buckel in Warzenform, je ein Henkel und ein Buckelpaar mit einander

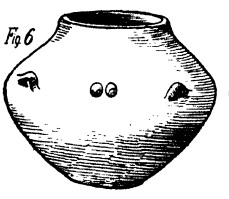
1) Zu dem nun auch auf den Urnen von Bajan auftauchenden Hakenkreuzornament möchte ich folgendes bemerken: Das häufige Vorkommen dieses Zeichens auf den transkaukasischen Tongefässen ist seit langem Gegenstand meiner besonderen Erwägung. Was nun die Abstammung, Entstehung und Bedeutung des Hakenkreuzes anbetrifft, so wird es mit einigen anderen Zeichen ja gewöhnlich als Emblem der buddhistischen Dshaina-Sekte aufgefasst und müsste demnach also wohl von Indien nach Transkaukasien gekommen sein. Diese Annahme will mir jedoch mit dem ganzen Befund der hiesigen Gräber nicht stimmen, deren Milieu eher auf westlich-europäische Kultureinflüsse, als auf solche von Osten her schliessen lässt. Namentlich auch in der Metalltechnik und den auf transkaukasischen Tongefässen eingeschnittenen figürlichen Darstellungen finden sich keine Anklänge an die typischen Motive der diesen Distrikten östlich benachbarten, tonangebenden, alten Kulturreiche, wie z. B. des assyrischen. Es scheint vielmehr eine von westlichen Völkern ausgehende Kultur in diesen Gegenden übernommen zu sein, denn die Analogie zwischen gewissen transkaukasischen Funden und solchen aus dem südöstlichen Europa ist in mancher Beziehung unverkennbar (ich erinnere nur an die Ähnlichkeit der Gravüren auf den Gürtelblechen von Chodshali und Kalakent mit der Tätowier-Ornamentik auf den thrakischen, figürlichen Terrakotten aus Rumänien und an die Übereinstimmung in der Form und den Dekorationsmustern — darunter auch der Hakenkreuze — zwischen transkaukasischen Urnen und solchen aus den Donau- und Balkanländern). Hierbei mag denn in den von westlicher Kultur beeinflussten Gebieten nach und nach eine gewisse selbständige, lokale Kunstrichtung sich angebahnt haben, die, ihre Vorbilder aus der nächsten Umgebung schöpfend, sich schliesslich von primitiven zu jenen hervorragenden Leistungen in Keramik und Metalltechnik aufschwang, die heute noch Bewunderung erregen. Der Drang nach Originalität und stilvoller Ausgestaltung ist nun auch in den Darstellungen der Hakenkreuze zu bemerken. Wir sehen dies Zeichen auf den transkaukasischen Gefässen nicht nur in der ursprünglichen, vermutlich einfachen Form, sondern in den mannichfaltigsten Variationen zur Darstellung gelangt, wobei der Eindruck hervorgerufen wird, als ob der Künstler eine längst bekannte Gewohnheitsfigur immer wieder in neuer, veränderter Gestaltung hätte zum Ausdruck bringen wollen.

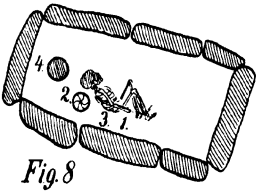
abwechselnd. An einer Seite des Gefässes sind die Warzentupfen fast abgeschliffen. Der untere Teil des Topfes ist feuergeschwärzt. (Fig. 6.)

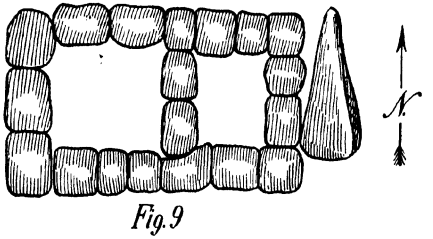
Höhe des Gefässes 12 *cm*; grösster Umfang 55 *cm*; Mündungsdurchmesser, über den Rand gemessen, 12 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 8 *cm*; Wandstärke 0,8 *cm*.

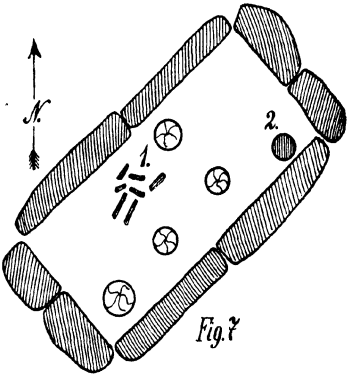
Grab Nr. 2 (Fig. 8)

lag an dem Nordwestrande der Aufschüttung. Es handelte sich hier um ein Doppel-Kistengrab mit gemeinsamer Zwischenwand. Die Wände waren aus grossen Felsklötzen gefügt (Fig. 9). Von den beiden Kammern war die eine, grössere, auf der Westseite mit einem 5 Fuss langen und 2 Fuss starken Deckstein geschlossen, die andere dagegen war ohne Deckstein. An der Ostseite des Doppelgrabes stand aufrecht ein grosser keilförmiger Merkstein. Die Gesamtlänge der Steinsetzung betrug 10 Fuss, die Breite $7^1/_2$ Fuss. Die Gräber waren mit zähem Lehmsande gefüllt, der Grund









Grundriss des geöffneten Grabes Nr. 1.

war quarzhaltiger felsiger Boden. Das kleine erwies sich als leer. In dem grösseren Raume lagen die grünlichen Reste eines völlig zerfallenen Skeletts. Die Lage ist wahrscheinlich eine zusammengekauerte gewesen (Kopf Westen, Füsse Osten). Bei den Überbleibseln eines Schädels mit stark abgenutzten Zähnen stand an der Südwestseite eine Urne, in der Bauchgegend der Leiche ein kleiner zerbrochener Topf. An Metallsachen fand ich einen Armring, einige Bronzefragmente und Teile einer Lanze.

Die Länge des Grabes betrug 6 Fuss, die Breite 5 Fuss; die Tiefe vom Rande der Kistenwände bis zum Grunde 1,10 *m*. Die Richtung war WNW.—OSO. (110°).

Funde aus Grab Nr. 2.

Nr. 1. Offener Armring. Weite $6^1/_2$ *cm*; Stärke 4 *mm*. Im Querschnitt rund.

Nr. 2. Fragmente eines gewölbten dünnen Bleches mit kleinem Nietloch und solche eines Ringleins.

Nr. 3. Stücke einer eisernen Lanzenspitze. Nach Zusammen-

setzen der Fragmente konnte die ursprüngliche Form der Waffe annähernd festgestellt werden. Die auf hohler Tülle sitzende Klinge hat eine Rippe in der Mitte. (Fig. 10.)

Nr. 4. Urne aus rötlichem Material mit engem Halse, weitem Bauche und gerader Standfläche. Der Henkel ist abgebrochen, auch der obere Teil des Halses mit der Mündung fehlt. (Fig. 11.)

Die Höhe des erhaltenen Torsos beträgt 20 *cm*, der Halsdurchmesser 2,8 *cm*, der grösste Umfang in der Mittelbauchgegend 59 *cm*, der Durchmesser der Standfläche 9 *cm*, die Wandstärke 1 *cm*.

Der obere Teil des Gefässes ist mit senkrecht verlaufenden kleinen Rillen verziert.

Grab Nr. 3 (Fig. 12)

war 6 Fuss in nordwestlicher Richtung von Nr. 1 entfernt gelegen. Die Kiste war mit 3 Platten gedeckt, 2 kleinen und einer grossen (letztere von 2 Fuss Länge, 3 Fuss Breite und $^3/_4$ Fuss Stärke). An der Nordost-Schmalseite der aus 4 meterhohen Platten gefügten Kammer ragte ein

Fig. 10

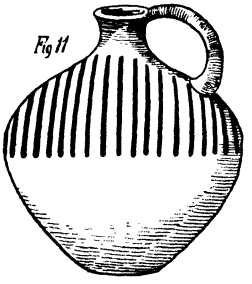


Fig. 11

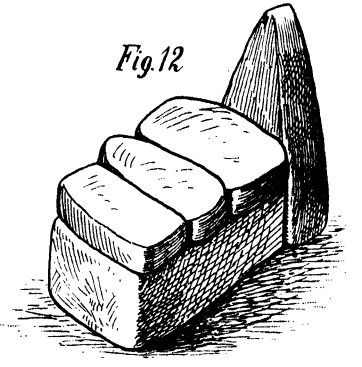


Fig. 12

spitz zulaufender Merkstein über das mit zähem Sande gefüllte Grab hinweg. Die Grube mass in der Länge 6 Fuss und in der Breite $3^1/_4$ Fuss. Die Tiefe vom Kurganrande bis zum Felsgrunde war 1,8 *m*. Die Richtung des Grabes war SW.—NO. (50°).

Nach der Lage der fast gänzlich vermoderten menschlichen Überreste zu schliessen, muss das Grab an der Südostseite einen Hocker beherbergt haben. Die Ausstattung bestand aus einer Nadel, wenigen Perlen und Obsidiansplittern neben den Knochen. Tongefässe oder Scherben fehlten.

Funde aus Grab Nr. 3.

Nr. 1. Starke Nadel, unten zu einem Öhr umgelegt. Länge 8,4 *cm*; Stärke 0,4 *cm*; Durchmesser am Öhr 0,8 *cm*. (Fig. 13.)

Nr. 2. Anhänger aus einer harten, weissen, runden Muschel. Das oben gewölbte Stück hat in der Mittte einen runden Ausschnitt und ist der Quere nach gelocht zum Aufziehen auf eine Schnur. Das hohle Innere läuft in Spiralwindungen. Durchmesser $2^1/_2$ *cm*, Höhe 0,8 *cm*. (Fig. 14.)

Nr. 3. Längliche Bronzeperle, spiralförmig gerippt, und drei zusammenoxydierte kleine Bronzeperlen in Ringform. (Fig. 15.)

Grab Nr. 4 (Fig. 16)

war von Nr. 2 in südöstlicher 16 Fuss und von Nr. 3 in nordwestlicher Richtung 6 Fuss entfernt gelegen. Drei grosse Platten bedeckten eine aus schönen grünen Steinquadern sorgfältig gefügte Kiste. Sie war mit weichem Sande angefüllt. Ihre Länge betrug 8 Fuss, die Breite $4^1/_2$ Fuss und die Höhe der Wände 1,15 *m*.

An der Südwestseite stand auf dem harten Lehmmuttergrunde im Grabe aufrecht ein 165 *cm* hoher (Phallus-) Stein. Die Richtung des Grabes war SW.—NO. (30°). Ein ganz verwittertes Skelett, anscheinend das eines Hockers, sass in der nordöstlichen Ecke, den stark vorgeneigten Kopf nach Südwest gewandt. Hinter dem Rücken des Beigesetzten, hart in der nordöstlichen Ecke, fand sich die Hälfte einer auf die Seite gestellten Urne. In der Kopfgegend lagen Holz- und Kohlenstückchen und zu den Füssen des Bestatteten war eine Pfeilspitze niedergelegt.

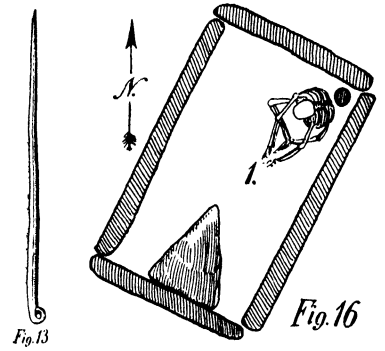


Fig. 13

Fig. 16

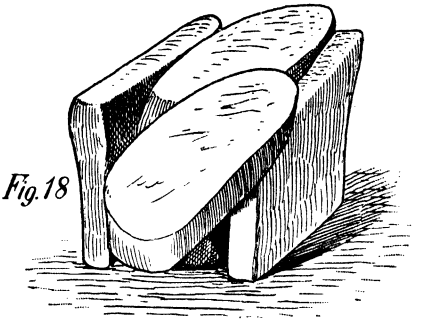


Fig. 18

Fig. 14

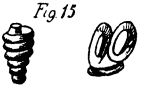


Fig. 15

Fig. 17

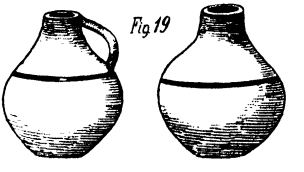


Fig. 19

Funde aus Grab Nr. 4.

Nr. 1. Pfeilspitze aus grauschwarzem Obsidian. Die Waffe ist sehr gut geschlagen und in der Mitte auf beiden Seiten mit einer Rippe versehen. Die Länge beträgt 3,7 *cm*, die grösste Breite 1,5 *cm*, die grösste Stärke 0,5 *cm*. (Fig. 17.)

Steinsetzungsgrab Nr. 5. (Fig. 18).

Beim Abgraben der oberen Schichten des Hügels stiessen wir in dem Raum zwischen den Gräbern Nr. 4 und 2 auf eine kleine Steinpackung. Sie bestand aus zwei in der Richtung SW.—NO. parallel zu einander und aufrecht gestellten, ungefähr 2 Fuss im Durchmesser haltenden Steinplatten, über die 2 Felsblöcke gelegt waren. Die Wände hatten der Last der Decksteine nachgegeben, wodurch zwei beigesetzte Urnen zerdrückt worden waren. Knochen enthielt der Bestattungsraum nicht. Die Urnen hatten, wie an den Scherben wahrzunehmen, in der Oberbauchgegend ein Rillenornament getragen. (Fig. 19.)

Aufschüttung γ.

Der wie β konstruierte Grabhügel hatte Durchmesser von 22 und 12 Schritt, bei 5 Fuss Höhe. Er enthielt in der Mitte zwei Kistengräber (Nr. 6 und 7).

Grab Nr. 6. (Fig. 20.)

Die aus Felsblöcken roh gefügte, durch eine Deckplatte unvollständig geschlossene Kiste war mit vielen grossen Feldsteinen und zähem Lehmsand gefüllt. Auf dem Grunde fand ich ein brüchiges Skelett mit etwas gegen den Leib gezogenen Füssen, auf der linken Seite ruhend. Das Gesicht war nach Osten gewendet, die Arme waren am Rumpfe ausgestreckt. Der Unterkiefer nahm einen besonderen Platz dicht an der Grabwand auf der Westseite der Kiste hinter der Schulter des Verstorbenen ein. In der Leibgegend standen 2 Töpfe, und eine Urne ruhte auf dem

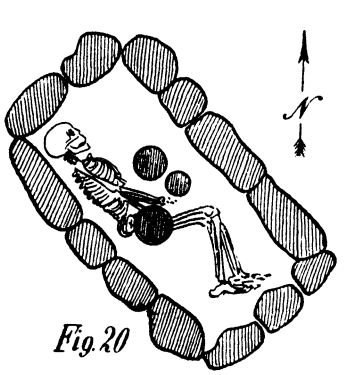


Fig. 20

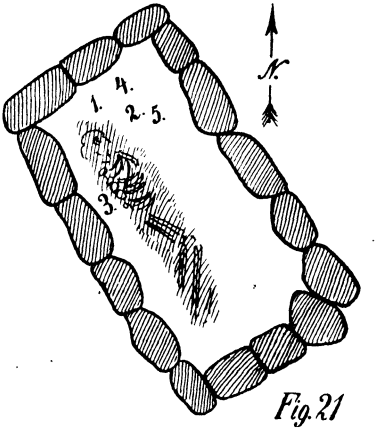


Fig. 21

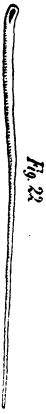


Fig. 22

Hüftknochen des Toten. Die Gefässe waren durch die Steine zerdrückt. Die ornamentlosen Scherben weisen auf roh mit der Hand geformte Töpfe. Das Material ist von schwärzlicher Farbe. Metallbeigaben fehlten.

Die Länge des Grabes betrug 7 Fuss, die Breite 5 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum Grunde 1,6 *m*. Die Richtung des Grabes war NW.—SO. (130°).

Grab Nr. 7 (Fig. 21)

war 6 Fuss in nordwestlicher Richtung von Nr. 6 entfernt gelegen. Es glich in der Konstruktion, den Grössenverhältnissen und der Richtung der Anlage genau dem vorbeschriebenen. Es enthielt einen Haufen morscher Menschenknochen. Die Lage der Leiche wird wohl dieselbe gewesen sein wie bei Nr. 6.

An der Nordwestschmalseite fand ich unter vielen Steinen neben wenigen Urnenscherben einige Bronzesachen: Schläfenringe, eine Nadel, Perlen und (in ein Mäusenest verschleppt) Bronzebleche.

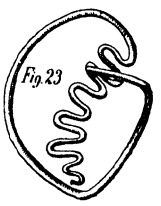
Funde aus Grab Nr. 7.

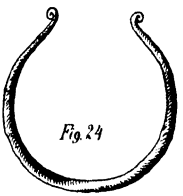
Nr. 1. Dünne lange spitze Nadel mit durchgeschlagenem Öhr. Länge $11^1/_2$ *cm*, grösste Stärke 2 *mm*. (Fig. 22.)

Nr. 2. Ein Schläfenring mit Spiraleinsatz in der Längenachse. Grösste Weite 5 *cm*. (Fig. 23.)

Nr. 3. Zwei dünne offene Armreifen mit nach aussen umgerollten Enden. Die Reifen sind im Querschnitt rund. Die grösste Weite beträgt $4^1/_2$ *cm*. (Fig. 24.)

Nr. 4. Vier kleine Buckelbleche, zum Teil mit Nietlöchern, und Teile grösserer solcher Bleche mit geripptem Rande. (Fig. 25.)





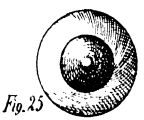
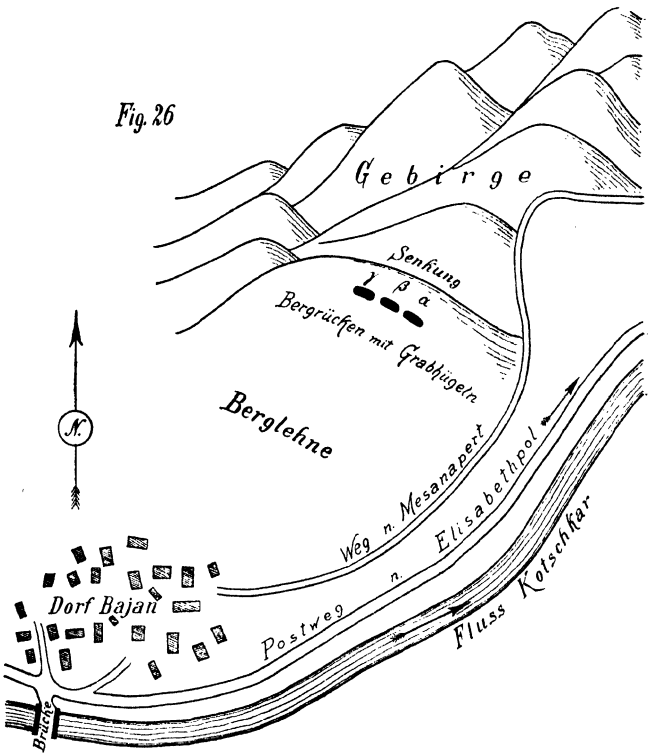


Fig. 26



Planskizze der Grabhügel nordöstlich vom Dorfe Bajan.

Nr. 5. 7 Perlen, davon: 1 mittlere, 4 kleinere und 1 kleine flachrunde aus rotem Carneol sowie 1 kleine weisse Röhrenperle.

Die Richtung der hier untersuchten Gräber zusammengestellt, war folgende:

Grabhügel β:

Nr. 1. SW.—NO. (60°). Nr. 3. SW.—NO. (50°).
Nr. 2. WNW.—OSO. (110°). Nr. 4. SW.—NO. (30°).
Nr. 5. SW.—NO.

Grabhügel γ:

Nr. 6. NW.—SO. (130°). Nr. 7. NW.—SO. (130°).

b) Kistenfriedhof am Wege zum sogenannten grossen Viehstall.
Zeit: Bronze-Eisenzeit.

Etwa $3^1/_2$ Werst nördlich von Bajan zur linken des zum sogenannten „grossen Viehstall" führenden Landweges ist ein buschbestandener Bergabhang, der sich sanft von Westen nach Osten in eine beackerte Talniederung von 250 Schritt Breite hinabsenkt. Aus der mit Rasen bekleideten Oberfläche ragten an einigen Stellen decksteinartige Felsklötze hervor, welcher Umstand beim Vorbeiritt in mir die Vermutung von dem Vorhandensein eines vorhistorischen Friedhofs wachgerufen hatte. Eine Probeausgrabung bestätigte meine Erwartung. Grosse, längliche Felsblöcke bedeckten Kistengräber ohne Grundplatten — aus kantigen Steinen mehr oder minder sorgfältig geformt. Es wurden hier im ganzen 7 Gräber untersucht (Nr. 8—14). Wegen der Lage zueinander gibt der angefügte Situationsplan eine Übersicht.

Grab Nr. 8.

Zwei Decksteine von je 6 Fuss Länge, $2^1/_2$ Fuss Breite und 2 Fuss Stärke lagen quer über dem Grabe. Dieses war aus aufrechtstehenden, geglätteten, 30 *cm* starken und 115 *cm* hohen Platten gebildet, derart, dass je vier eine Längsseitenwand und je zwei eine Schmalseitenwand vorstellten. Die Länge der in der Richtung SW.—NO. (40°) angelegten, mit weichem, grauem Sande ausgefüllten, an der Südseite etwas abgerundeten Kiste betrug 8 Fuss, die Breite 4 Fuss; die Tiefe, vom Rande der Erdoberfläche bis zum natürlichen Kiesboden 2 *m*. An der Westseite fand ich ein Skelett in gekrümmter Seitenlage mit an den Leib gezogenen Füssen, die Arme am Rumpfe abwärts gestreckt und das Gesicht nach Osten gewendet. Das den Boden überwuchernde Strauchwurzelwerk hatte, das Skelett durchdringend, dessen Verfall beschleunigt. An Beigaben waren in der Rückengegend des Bestatteten niedergelegt: ein Dolch, ein Messer und ein Pfriemen. Die keramischen Funde bestanden aus 6 Urnen; davon befanden sich 3 zu Füssen des Toten in der Mitte und 3 an der Nordost-Schmalseite der Grube. (Fig. 27.)

Funde aus Grab Nr. 8.
(Die Bronze ist hellblau patiniert.)

Nr. 1. Ein Dolch mit Knauf; letzterer ist mit noch erhaltenem Holze eingelegt. Die scharfe Klinge hat eine schwache Wölbung. Ihre Länge beträgt $20^1/_2$ *cm*. (Fig. 28.)

Nr. 2. Kurzes, breites, dünnes Messer. Länge 9 *cm*, Breite 2,2 *cm*. An der Klinge haften noch Holzteile, wie von einer Scheide. (Fig. 29.)

Nr. 3. Vierkantiger Pfriemen. Länge 10,7 *cm*, grösste Breite 4 *mm*. (Fig. 30.)

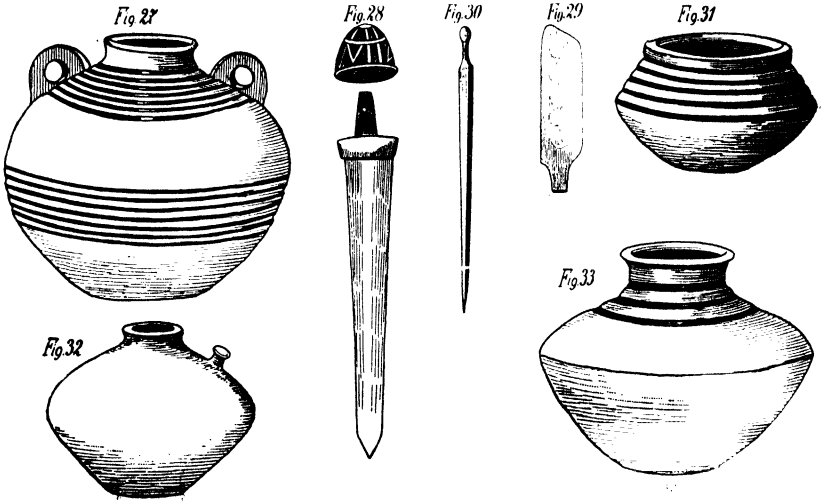
Nr. 4. Kleiner Topf aus schwärzlicher Masse. Der Rand ist leicht zurückgebogen, die Mündung weit, der Bauch hat eine mediane Kante. Die Standfläche ist etwas nach aussen gewölbt. Das Ornament besteht aus leichten Rillen am Oberteil des Topfes. Höhe 8,7 *cm*, Mündungsdurchmesser $14^1/_2$ *cm*, grösster Umfang 50 *cm*, Durchmesser der Stehfläche $6^1/_2$ *cm*, Wandstärke 0,3 *cm*. (Fig. 31.)

Nr. 5. Ähnliches Gefäss aus demselben Material, doch ohne Verzierungen. Höhe 8 *cm*, Mündungsdurchmesser $15^1/_2$ *cm*, Durchmesser der Stehfläche 6 *cm*, Wandstärke 8 *mm*.

Die vier grossen Urnen — sämtlich von Wurzelwerk durchzogen — zerfielen an der Luft. Das ziemlich harte Material hatte eine rötliche oder auch blaugraue Färbung. Die Form der Töpfe näherte sich der der Bomben. Der Rand war schmal, der Hals ganz kurz, der Bauch weit, die Stehfläche rundlich. Henkel fanden sich nicht vor, doch besass eine Urne einen glatten Knauf. Ornament konnte ich keins wahrnehmen. (Fig. 32.)

Grab Nr. 9.

Die Kiste war mit zwei Decksteinen aus grüner Felsmasse von 7 Fuss Länge, 4 Fuss Breite und $1^1/_2$ Fuss Stärke geschlossen. Zu ihrer Kon-



struktion waren im ganzen 10 Platten von $1^1/_2$ *m* Höhe verwendet worden. Jede Längsseitenwand bestand aus 4 Platten. Füllung und Grundbeschaffenheit waren die gleichen wie bei Nr. 8.

Die Länge des Grabes betrug 8 Fuss, die Breite 4 Fuss, die Tiefe von der Erdoberfläche bis zum Grunde 2,10 *m*.

Ich fand in der Mitte des Grabes morsche Skelettreste, wahrscheinlich von einem Hocker stammend, daneben ein Töpfchen und einige zum Teil ornamentierte Scherben aus grauschwarzem Material. Die Richtung der Kiste war W.—O. (115°).

Fund aus Grab Nr. 9.

Nr. 1. Kleines Gefäss, ähnlich Nr. 4 des vorbeschriebenen Grabes. Höhe 9,4 *cm*, Mündungsdurchmesser $6^1/_2$ *cm*, Durchmesser der Standfläche $4^1/_2$ *cm*, Gr. Umfang 39 *cm*, Wandstärke 0,4 *cm*. (Fig. 33.)

Grab Nr. 10.

Auf dem Grabe lagen kleinere Felssteine. Die Längsseitenwände hatten je 4 Steine von 1 *m* Höhe. Die Schmalseitenwände waren aus

mehreren kleinen, dünnen Platten gebildet. An der Westseite war das Grab etwas abgerundet. Füllung wie bei Grab Nr. 9. Die Länge des Bestattungsraumes betrug 5 Fuss, die Breite $2^1/_2$ Fuss, und die Tiefe von der Erdoberfläche bis zum Kiesgrunde $1^1/_2$ *m*. Die Richtung des Grabes war WO. (90°). Von menschlichen Überresten fanden sich nur noch geringe Spuren, ungefähr in der Mitte des Grabes, vor. An der Nordseite standen vier kleine Gefässe beisammen, und in der Nordostecke war noch eine winzige Urne plaziert. Neben den Knochen hob ich eine Muschelperle und einen Ring auf.

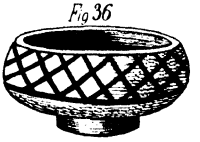
Funde aus Grab Nr. 10.

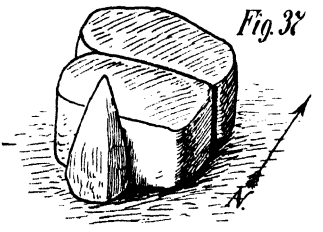
Nr. 1. Ring mit übereinandergelegten Enden.

Nr. 2. Gelochtes Muschelhängestück von gelber Farbe. (Fig. 34.)

Urnen.

Die Gefässe sind, mit Ausnahme einer zierlichen Miniatururne, roh mit der Hand geformt. Schalenform herrscht vor. Das Material ist eine schmutzig-gelbliche oder graue Masse.





Nr. 3. Kleine Urne, in ihrer Form der unter Nr. 1 in Grab Nr. 9 beschriebenen ähnlich. Das Ornament besteht aus einer schwachen Horizontalrille in der Oberbauchgegend. Höhe $6^1/_2$ *cm*, Mündungsdurchmesser $4^1/_2$ *cm*, grösster Umfang 30 *cm*, Durchmesser der Stehfläche $4^1/_2$ *cm*, Wandstärke 3 *mm*. (Fig. 35.)

Nr. 4. Schale mit ebener Standfläche. Höhe 6,7 *cm*, Mündungsdurchmesser 11 *cm*, Durchmesser der Stehfläche 7 *cm*. (Fig. 36.)

Nr. 5. Grössere Schale, in der Form Nr. 4 gleichend.

Grab Nr. 11

war mit zwei Decksteinen versehen und aus je drei Längs- und je zwei Schmalseitenplatten in Höhe von 1,17 *m* errichtet. Die Füllung war grauer Sand. Der Boden bestand aus Kies. An der Ostseite des Grabes war ein Merkstein angebracht. (Fig. 37.)

Die Länge der Kiste betrug $5^1/_2$ Fuss, die Breite $3^1/_2$ Fuss, die Tiefe von der Erdoberfläche bis zum Grunde 1,59 *m*.

Das Grab enthielt an der Südostseite wenige vermoderte Skelettreste und an der Westseite Scherben von grobgefertigten Töpfen aus grauschwarzem Material ohne Ornament. Die Richtung der Kiste war NW.—SO. (130°).

Grab Nr. 12

war durch zwei schwere Deckplatten von je 5 Fuss Länge, $2^1/_2$ Fuss Breite und $1^3/_4$ Fuss Stärke geschlossen. An der Südseite ragte ein spitzer Merkstein aus der Erde. Die Kiste war aus je drei Längsseiten- und zwei Schmalseitenplatten in Höhe von 1,8 *m* gefügt. Die Füllung war wie bei Grab Nr. 10.

Die Länge des Grabes betrug $6^1/_4$ Fuss, die Breite $3^1/_2$ Fuss, die Tiefe von der Erdoberfläche bis zum Kiesgrunde 1,73 *m*. Die Richtung des Grabes war N.—S. (170°).

An der Südseite lagen Skelettreste, anscheinend von einem weiblichen Hocker herrührend. Auf der einen Seite der Leiche waren als Beigaben niedergelegt: drei Spinnwirtel, ein Ring, Urnenscherben und Perlen. Auf der anderen Seite stand ein schräg gestellter Topf mit einem Beinknochen darunter.

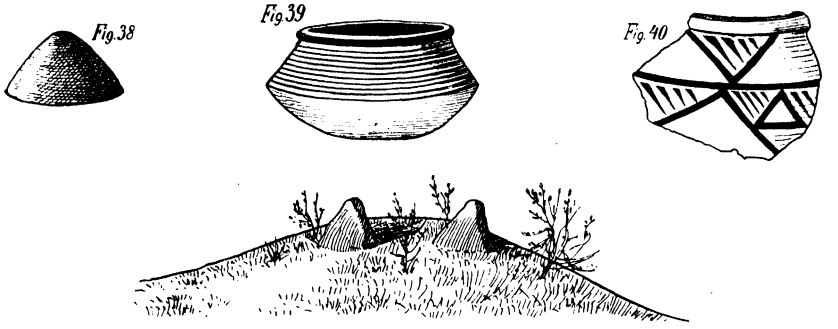


Fig. 41

Funde aus Grab Nr. 12.

Nr. 1. Offener Fingerring, im Querschnitt kreisförmig, und Teile eines solchen.

Nr. 2. Drei spinnwirtelartige Artefakte von verschiedener Grösse aus grauem, alabasterähnlichem Stein. (Fig. 38.)

Nr. 3. 14 Perlen, davon: 13 kleine rote aus Carneol und eine kleine weisse.

Nr. 4. Kleine Schale mit nach aussen gewölbter Standfläche. Das Material ist von grauer Farbe. Das Stück ist gut gebrannt und hat eine glatte Oberfläche. Unter dem zurückgelegten Rande sitzt eine bis zur Mediankante reichende Zone von Horizontalrillen. Höhe 8,8 *cm*; Mündungsdurchmesser 14 *cm*; grösster Umfang 51 *cm*; Durchmesser der Standfläche 6 *cm*; Wandstärke 0,4 *cm*. (Fig. 39 u. 40.)

Hügel-Ausstichgrab Nr. 13.

Auf demselben Abhang, unterwärts von den aufgedeckten Kistengräbern belegen, befand sich ein kleiner, auf elliptischer Basis errichteter flacher Hügel. Zwei aus der Erhöhung aufragende Merkklötze kennzeichneten den Ort als Bestattungsplatz. (Fig. 41.)

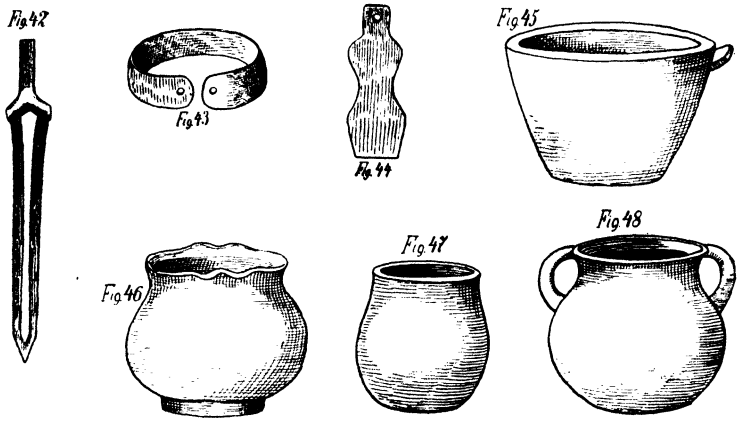
Ich fand ein Ausstichgrab ohne Platten. Mit gelbem Sande und wenig Steinen angefüllt, hatte es eine Länge von 7 Fuss und eine Breite von 4 Fuss. Die Tiefe von der Spitze der Totensteine bis zum Felsgrund betrug $1^1/_2$ *m*. Gerade in der Mitte zwischen den Steinen in Metertiefe grub ich einige Röhrenknochen aus, ferner 3 Töpfe, einen Bronzegürtel, einen Dolch, ein Armband, Ringfragmente und Steinperlen. Der Ausstich war genau in der Richtung W.—O. (90°) angelegt.

Funde aus Grab Nr. 13.
(Die Bronze ist stark körnig oxydiert.)

Nr. 1. Kleiner Dolch mit Rippe. Länge 18 *cm*. (Fig. 42.)

Nr. 2. Offener Armreif, sich nach den Enden verjüngend. Im Querschnitt quadratisch. Grösste Weite 6 *cm*.

Nr. 3. Gürtel aus Bronzeblech (in zerbrochenem Zustand gefunden), an den abgerundeten Enden mit je einem Schnurloch versehen. Breite 4,4 *cm*; Stärke fast 1 *mm*. (Fig. 43.)



Nr. 4. Flaches Blech, in seiner Form einem menschlichen Rumpfe ähnelnd. Länge 6,4 *cm*; Stärke 1 *mm*. (Fig. 44.)

Nr. 5. Fragmente kleiner Buckelbleche.

Nr. 6. 30 mittlere und kleine rote flachrunde Carneolperlen.

Nr. 7—9. Mit der Hand geformte Urnen aus gelblichem Material mit rauher Oberfläche ohne Ornament.

Nr. 7. Weitmundiger Topf in Becherform mit grosser nach innen gewölbter Stehfläche. Unter dem Rande sitzt ein kleiner knubbenartiger Vorsprung. Höhe $11^1/_2$ *cm*; Mündungsdurchmesser 19 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 11 *cm*; Wandstärke 0,4 *cm*. Das Gefäss ist an seinen unteren Teilen von Rauch geschwärzt. (Fig. 45.)

Nr. 8. Topf mit weiter Mündung, zurückgelegtem Rande, geschwungenem Bauch und kleiner gerader Stehfläche. Höhe 10,5 *cm*; Mündungsdurchmesser 13 *cm*; grösster Umfang 46 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 6 *cm*; Wandstärke fast 1 *cm*. (Fig. 46.)

Nr. 9. Töpflein, dem vorigen ähnlich. Höhe $6^1/_2$ *cm*; Mündungsdurchmesser 9 *cm*; grösster Umfang 32 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 4 *cm*; Wandstärke 0,6 *cm*. (Fig. 47.)

Ausstichgrab Nr. 14.

Noch weiter unten auf dem Abhange, schon nahe der Talsenkung, entdeckte ich noch ein Grab mit einigen Felssteinen darauf. Es war dem vorbeschriebenen ähnlich und auch in gleicher Richtung wie jenes angelegt. Die Länge des Ausstichs betrug 7 Fuss, die Breite 3 Fuss, die Tiefe von der Erdoberfläche bis zum Grunde $1^1/_2$ *m*.

Das Grab enthielt neben einigen morschen Röhrenknochen in der Mitte eine einzige Urne.

Fund aus Grab Nr. 14.

Nr. 1. Zierliches kleines Gefäss mit Doppelhenkel und leicht nach innen gewölbter Stehfläche, aus gut gebranntem Material von schwarzbrauner Farbe und glatter, glänzender Oberfläche. Höhe $9^1/_2$ *cm*; Mündungsdurchmesser 9 *cm*; grösster Umfang 33 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 4,8 *cm*; Wandstärke 0,9 *cm*. (Fig. 48.)

Richtung der 7 untersuchten Gräber zusammengestellt:

Nr. 8. SW.—NO. (40°).	Nr. 11. NW.—SO. (130°).
Nr. 9. W.—O. (115°).	Nr. 12. N.—S. (170°).
Nr. 10. W.—O. (90°)	Nr. 13. W.—O. (90°).
Nr. 14. W.—O. (90°).	

Die untersuchten 14 Gräber auf der linken Flussseite zerfallen ihrer Konstruktion nach in Platten-Kistengräber (10), Steinklotzarrangements (2) und Ausstichgruben (2).

Die Lage der Leichen war in den Fällen, wo sich dieselbe noch genau oder annähernd feststellen liess, je viermal Seitenlage und Hocker. Die Platten-Kistengräber ergaben spärliche Bronzeausstattung, sporadisch erscheinen auch noch steinerne Waffen und Geräte. Die Beigaben, namentlich die Tongefässe — zum Teil wahre Musterexemplare mit reichem ornamentalen Schmuck — weisen noch auf die wohl spätbronzezeitliche Blütezeit des örtlichen keramischen Kunstgewerbes hin.

Die neben den Plattengräbern vorkommenden, weniger sorgfältig angelegten Steinsetzungen mit ihren Eisenwaffenfunden und kunstlosen Töpfen dagegen gehören schon einer späteren Epoche an, der in hiesiger Gegend im allgemeinen nur schwach vertretenen älteren Eisenzeit.

Was endlich die beiden Hügelausstichgräber anbelangt, so repräsentieren sie den Typus der grossen Helenendorfer Gräbergruppe aus der Bronzezeit und sind wohl mit jenen Gräbern synchron.

B. Gräber auf dem rechten Ufer des Kotschkar, südlich von Bajan.

Die auf dem Flussufer in der Umgebung von mir aufgefundenen Gräber waren damit sämtlich untersucht. Ich wandte mich nun dem rechten Ufer des Kotschkar zu. Dort hatte ich nur einen einzigen, gut markierten, vorhistorischen Bestattungsplatz wahrgenommen, einen grösseren

Kurgan. Derselbe befand sich gerade dem Dorfe gegenüber, oberhalb der Fruchtgärten, am Rande des Laubwaldes, welcher die höheren Regionen des westlichen Steilufers bedeckt, auf einem plateauartigen Vorsprung der Bergkette. Dieses Plateau, dessen Entfernung vom Dorfe in Luftlinie etwa 15 Minuten beträgt, ist beim Volk unter dem Namen „Parssegahoch" bekannt, und auch der Grabhügel darauf hatte von ihm den gleichen Namen. (Fig. 49.)

Kurgan Parssegahoch.

Massen- oder Sippengrab, enthaltend 18 Grabstätten, davon 15 Kistengräber, 2 Brandgräber und eine (mit Nr. 0 bezeichnete) Steinsetzung in den obersten Schichten der Aufschüttung. — Zeit: Ausgang der Bronzeperiode.

Der Grabhügel ist hart am westlichen Rande der mehrere hundert Schritt im Durchmesser haltenden, saatbestandenen Plattform gelegen, welche dort von einer tiefen Schlucht begrenzt wird. Unten strömt ein klares Gewässer, der sogenannte Klosterbach, an den Ruinen einer alten Kirche vorbei, dem Kotschkar zu. — Es ist ein prächtiger Platz dort oben, mit wunderbarer Aussicht. Tief unten liegt am jenseitigen Ufer das Dorf

Fig. 49

mit dem regen Pulsschlag seines lebensfrohen, erwerbhastenden Organismus. Nach Süden hin, das enge Felstal des Flusses aufwärts, labt sich das Auge an dem herrlichen Hochwald, der die umliegenden Berge in grünender Üppigkeit bedeckt. Darüber türmen sich schön konstruierte Kuppen und Grate mit ihren saftigen Almen, und im Hintergrunde reckt der Riese Kotschkar sein weisses Haupt aus den Wolken heraus. — Wendet man den Blick gen Norden, dem Lauf des Flusses folgend, so grüssen freundliche Obst- und Weingärten herauf, die seine Ufer einrahmen, bis er in das weite, sonnenüberflutete Kuratal eintritt. Aus dem grauen Dunst der Ebene steigen in der Ferne die Schneealpen von Daghestan zu schwindelnder Höhe empor, die ganze Breite des Himmelsgewölbes einnehmend. — Besonders schön ist's aber hier am frühen Morgen, wenn das aufsteigende Tagesgestirn die Spitzen der Alpenketten in Purpur taucht, wenn der Fluss so stimmungsvoll rauscht und aus dem taufrischen, bläulich schimmernden Forst der Schrei des zur Tränke ziehenden Hirsches sich in den lockenden Ruf der Steinhühner mischt.

In der Tat, ein gut gewählter Fleck, dieses stolze, luftige Parssegahoch, wie man dessen Bestimmung sich auch denken mag: als geräuschvollen Herrensitz daseinsfreudiger Menschen oder als letztes, von der Poesie des Waldes umwobenes Stillheim lebensmüder Erdenpilger! —

Auf eiförmiger Basis — an der Nordseite etwas schmäler als an der Südseite — erhub sich die Aufschüttung ca. $8^1/_2$ Fuss hoch, in der Richtung NS. Ihr Umfang mass 60 Schritt. Die Durchmesser betrugen 24 und 19 Schritt. Die Oberfläche war gewölbt. An verschiedenen Stellen fand ich den aus Sand und vielen Rollsteinen errichteten Hügel schon angeschnitten. Die Spitzen von Merksteinen blickten aus der Erdoberfläche hervor. Da es sich bald herausstellte, dass der Grabhügel nicht ein oder zwei, sondern eine ganze Masse von Gräbern beherbergte, so trug ich die ganze Aufschüttung bis auf das Niveau sauber ab. Nach Beendigung dieser Arbeit, während welcher auch ein in den obersten Schichten des Kurgans befindliches Steinsetzungsgrab zum Vorschein kam, bot sich das in der Skizze wiedergegebene originelle Bild von 17 mit Platten und Blöcken gedeckten Gräbern dar. (Fig. 50.)

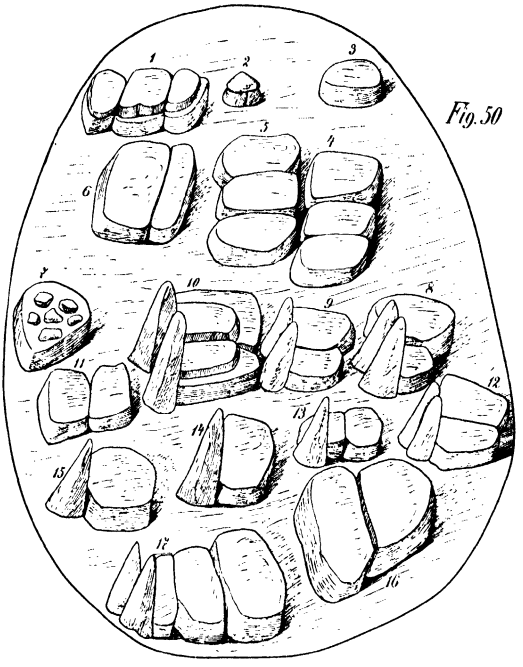


Fig. 50

Die blossgelegten Gräber der Aufschüttung.

In fünf Reihen waren in einem Niveau 17 Gräber angeordnet. 5 Gräber hatten einen Deckstein, 8 deren 2 und 4 hatten 3 Deckplatten. Die Stärke der Steine variierte zwischen $^1/_2$ und 1 Fuss. Einige von ihnen hatten einen bedeutenden Umfang. Fast durchweg waren sie aus sehr hartem Gestein: Kiesel oder Gneis. Bei 8 Gräbern fanden sich Merksteine und zwar stets an der Westseite der Kisten. 3 Gräber hatten je einen und 5 je zwei solcher Merksteine. Das Material der Metallsachen ist, wo nicht anders angegeben, Bronze. Wegen der Lage der Gräber zueinander wird auf den zum Schluss angefügten Situationsplan Bezug genommen.

Steinsetzungsgrab Nr. 0.

Zeit: Bronze-Eisenzeit.

Beim Abgraben der oberen Teile der Aufschüttung wurde ca. 2 Fuss unter der Oberfläche, gerade im Mittelpunkte des Hügels, eine Steinsetzung aufgedeckt. Zwischen zwei in der Richtung SO.—NW. (300°) parallel laufenden, aufrecht gestellten Platten befand sich ein Bestattungsraum von 3 Fuss Länge und 2 Fuss Breite, der Skelettreste eines jugendlichen Individuums barg und an Beigaben einige Bronzesachen, Perlen, Eisen-

fragmente, den Hauzahn eines Wildschwein und ein Tonschälchen. Aus der Lage der Knochen ergab sich die Beisetzung des Toten in hockender Stellung.

Funde aus Grab Nr. 0.

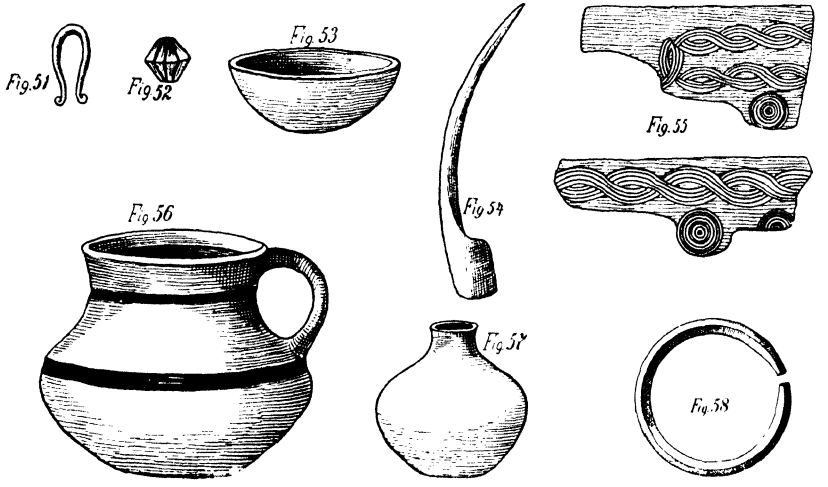
(Die Bronze hat eine starke grüne Oxydationsschicht.

Nr. 1. Glatter Armring mit übereinanderfassenden Enden. Im Querschnitt kreisförmig. Weite 6 *cm*, Stärke 4 *mm*.

Nr. 2. Fragment eines Ohrrings. (Fig. 51.)

Nr. 3. Perlen a) aus gelbem Stein: 52 kleine, in Form eines Doppelkonus mit abgeschnittenen Spitzen und durch Horizontaleinschnitte verziert, 3 runde; b) aus Bronze: 6 Röhrenperlen. (Fig. 52.)

Nr. 4. Kleine, flache Schale ohne Stehfläche mit rauher Oberfläche aus grauschwärzlichem, bröckligem Material. Mündungsdurchmesser 10 *cm*, Wandstärke 0,4 *cm*. (Fig. 53.)



Nr. 5. Stücke eines **eisernen** Messers (?).

Nr. 6. Eberzahn. (Fig. 54.)

Nr. 7. Randteile eines ornamentierten Gürtelblechs. Die Stärke beträgt 1 *mm*. Die Bronze hat eine zarte Edelrostschicht von graugrüner Färbung. Das Ornament bilden konzentrische Kreise und vierfach kontourierte Flechtwellen. — Die äusserst feine Ausführung der wie hingehauchten Gravierlinien weist auf die Gräber von Kalakent und Chodshali. Das Ornament der konzentrischen Kreise scheint von den Urnen der Bronzezeit auf die Gürtelbleche der Bronzeeisenzeit übernommen zu sein. (Fig. 55.)

Kistengrab Nr. 1,

das äusserste Grab an der Nordwestseite des Hügels, war mit 5 schönen Platten aus bläulichem Felsstein gedeckt. Die Füllung bestand aus grauem Lehmsand, der Grund aus weissem Ton. Zur Konstruktion der Kistenwände waren 6 Platten von 1 *m* Höhe verwandt worden.

Die Länge des Grabes betrug 5 Fuss, die Breite 3 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum Grunde der Kiste 1,2 *m*.

Den Verstorbenen hatte man in ganz besonderer Stellung beigesetzt: die Kniee ruhten auf dem Boden, die Hände waren aufgestützt, und der Kopf neigte sich zur Erde in der Richtung nach Osten. Die Ausstattung bestand nur aus drei Töpfen, einem zusammengedrückten, grösseren und zwei defekten, kleineren, die an der Nordseite neben dem Toten in einer Reihe aufgestellt waren. Die Richtung des Grabes war WO. (75°).

Funde aus Grab Nr. 1.

Nr. 1. Topf mit schwarzer, rauher Oberfläche. Das Material ist im Bruch von rötlicher Färbung. Vom schwach zurückgelegten Mündungsrande spannt sich bis zur Bauchgegend ein breiter, platter Henkel, der in der Mitte eine rillenartige Vertiefung trägt. Höhe 10 *cm*, Mündungsdurchmesser 11 *cm*, Durchmesser der Stehfläche 7 *cm*, Wandstärke 1 *cm*. (Fig. 56.)

Ausstich-Brandgrab Nr. 2

befand sich östlich neben Grab Nr. 1 und bestand aus einem mit gelbem Sande gefüllten Ausstich von 3 Fuss Durchmesser in der seltenen Form eines Kreises, der durch einen gleichfalls rundlichen Deckstein überwölbt war. Beigesetzt waren in dem Bestattungsraum nur eine zerfallene, kleine henkellose Urne von schwärzlicher Farbe ohne Ornament. Sie enthielt angebrannte Knochen, Aschenerde und Holzkohlenstücke. (Fig. 57.)

Ausstich-Bestattungsgrab Nr. 3

war als äusserstes in der Nordostecke des Hügels östlich neben Grab Nr. 2 gelegen. Der Grabstein war wie beim vorigen Grabe von rundlicher Gestalt. Er deckte einen Ausstich aus der harten, weissen Muttererde in Form eines gestreckten Vierecks.

Die Masse des Grabes waren folgende: Länge $4^1/_4$ Fuss; Breite 2 Fuss, Tiefe vom Kurganrande bis zum Grunde 1,4 *m*. Die Richtung war NW. bis SO. (140°).

Auf dem Grunde des Ausstichs lag ein anscheinend weibliches Skelett auf der rechten Seite, die Beine gegen den Leib gezogen, mit dem Gesicht nach Osten blickend. Vor dem Schädel, dessen Kiefern gesunde, starke Zähne mit eigentümlich gestalteter Kaufläche (wie von anhaltendem Nagen und Beissen harter Gegenstände) aufwiesen, stand eine zerfallene, kleine Urne. Ein erhaltenes Schälchen mit einem Obsidianmesser darin war schräg aufgestellt in der Südwestecke des Grabes. An der Nordseite fanden sich noch vor: einige Tonscherben und das Horn einer jungen Ziege; verschiedene Metallbeigaben wie: Röhren, Anhänger, Armreifen, Ringe, auch Perlen lagen in nächster Nähe der Leiche.

Funde aus Grab Nr. 3.

Die Bronze ist mit dicker körniger, hellgrüner Oxydschicht bedeckt.

Nr. 1. Massiver, sich nach den Enden zu etwas verjüngender Armreif, offen, glatt und im Querschnitt D-förmig. Grösste Weite $5^1/_2$ *cm*; Stärke 0,7 *cm*. (Fig. 58.)

Nr. 2. Desgl. etwas zusammengedrückt. Grösste Weite 6 *cm*; Stärke 1 *cm*.

Nr. 3. Zwei Blechröhren mit übereinandergelegten Rändern, Teile eines Frauenschmucks. Länge $9^1/_2$ *cm*, Weitendurchmesser 7 bezw. 11 *mm*. (Fig. 59.)

Nr. 4. Gelochtes, cylindrisches Hängestück mit kleinen, rundlichen Ansätzen. Länge 3 *cm*, grösste Breite 2,3 *cm*. (Fig. 60.)

Nr. 5. Fingerring, im Querschnitt D-förmig. Weite 1,8 *cm*.

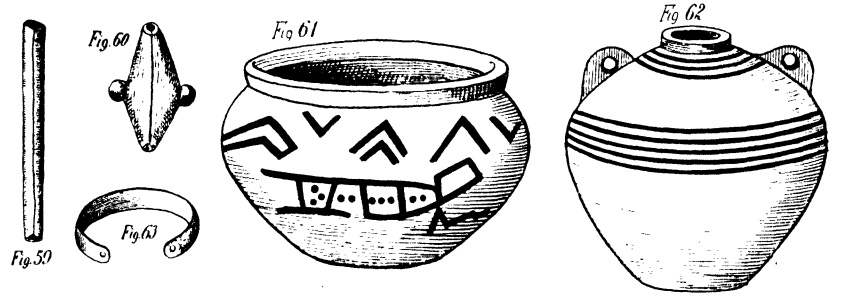
Nr. 6. Obere Hälfte eines Messers aus schwärzlichem Obsidian. Länge 3,4 *cm*, Breite 2,2 *cm*, grösste Stärke 4 *mm*.

Nr. 7. Perlen. 17 mittlere Bronzeröhrenperlen, 17 mittlere flachrunde aus Karneol und eine längliche, gerippte aus weissem Stein.

Nr. 8. Schale mit Rillenornament, aus grauschwärzlichem Material mit flacher Stehfläche. Höhe 7 *cm*, Mündungsdurchmesser $12^1/_2$ *cm*, Durchmesser der Stehfläche $7^1/_2$ *cm*, Wandstärke 0,6 *cm*. (Fig. 61.)

Kistengrab Nr. 4

war südlich von Nr. 3 gelegen. Drei grosse Deckplatten schlossen eine geräumige Kiste. Nach Herausschaffen des das Grab füllenden Lehmsandes zeigte sich, dass zur Konstruktion der Kiste im ganzen 11 mächtige, 140 *cm* hohe Platten benutzt worden waren. Davon entfielen auf die



Längswände je 4, auf die Querwand an der Nordseite eine und auf die abgerundete Wand der Südseite 2. Die Grössenverhältnisse des Grabes waren folgende: die Länge $8^1{}_2$ Fuss, die Breite 4 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zu dem harten Lehmgrunde 1,52 *m*. Die Richtung war NW.—SO. (158°). Die Ausstattung bestand aus einem Ringlein, einem Spinnwirtel und 5 defekten Urnen, von denen 3 grosse vor und eine kleinere hinter einem verfallenen Skelett standen. Der Tote war in hockender Stellung beigesetzt, den Kopf nach NO. gerichtet.

Funde aus Grab Nr. 4.

Nr. 1. Zusammengedrücktes offenes Ringlein.

Nr. 2. Spinnwirtel aus glattem, graublauem Stein.

Nr. 3. Drei kleine Karneolperlen.

Urnen.

Die grösseren Gefässe haben eine schwärzliche Farbe. Die Oberfläche ist glatt. Die Masse ist gut gebrannter, im Bruch grauer Ton.

Nr. 4 ist das grösste der gefunden Gefässe und 27 *cm* hoch, der Bauchumfang beträgt 91 *cm*, der Durchmesser der leicht nach unten sich

wölbenden Stehfläche 11 *cm*, die Wandstärke 1 *cm*. Der Topf hat 2 Schnurhenkel und 2 Rillenzonen: eine zwischen den Henkeln am Halsansatz und eine in der Bauchgegend. (Fig. 62.)

Kistengrab Nr. 5,

westlich neben Nr. 4 belegen, hatte 3 Decksteine. Die Kiste war aus 7 Platten von 90 *cm* Höhe gefügt, die sich wie folgt verteilten. Die Längswand an der Ostseite hatte 2, die gegenüberliegende 3 Platten, die Querwände bestanden aus je einer Platte. Das auf der Südseite etwas abgerundete Grab war mit weichem, grauem Kiessande gefüllt. Die Länge betrug $6^1/_4$ Fuss, die Breite 3 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum harten Tongrunde 1,65 *m*. Die Richtung des Grabes war NW.–SO. (160°). Die Kiste enthielt das Skelett eines starkgewachsenen Weibes. Es ruhte mit angezogenen Füssen auf der linken Seite. Die Hände waren wie betend emporgehoben und das Gesicht blickte nach Osten. Die Farbe der Knochen war von den aufliegenden Bronzen vielfach eine grasgrüne. Die Ausstattung erwies sich als besonders reichhaltig, denn die Verstorbene hatte man im ganzen typischen Bronzeschmuck ihrer Zeit beigesetzt. Um den Hals trug sie einen Reifen, 8 grössere Blechröhren waren paarweise nebeneinander oder kreuzweise übereinander zu Häupten der Leiche niedergelegt. Schläfenringe lagen in der Hals- und Brustgegend. In der Bauchregion fand ich ein grosses Blech mit einer quer darüber gelegten Nadel. Der rechte Arm trug Reifen, und die Finger waren mit Ringen geschmückt. Hinter der Leiche, in der Taillengegend, lag ein Blechgürtel. Perlen der verschiedensten Art, kleine Buckelbleche und Knöpfe waren in grosser Zahl um die Tote herum verstreut. Zwei schöne, leider aber geborstene Tongefässe, eines davon Perlen enthaltend, nahmen den Platz in der Nordostecke des Grabes neben den Röhren ein. Zwei andere, ebenfalls zerfallene Töpfe, deren einer gleichfalls Perlen barg, waren vor dem Gesicht der Verstorbenen aufgestellt worden.

Funde aus Grab Nr. 5.

Die Bronze ist, wo nicht anders bemerkt, mit starker, grobkörniger Oxydschicht bedeckt.

Nr. 1. 8 Blechröhren mit übereinander gelegten Rändern. Länge 16 *cm*, Weite 1 *cm*. Wahrscheinlich Teile eines Kopfschmucks, wie solcher in ähnlicher Form noch heutigen Tages von jenen Gegenden von Frauen getragen wird.

Nr. 2. Verbogener flacher Halsreifen aus Blech, an den sich verjüngenden abgerundeten Enden mit je einem Schnurloch versehen. Grösste Breite (Höhe) 4 *cm*, Enfernung der Schnurlöcher vom Rande 8 *mm*. Der Reifen diente wahrscheinlich zum Festhalten des Kopftuches. (Fig. 63.)

Nr. 3. Taillenreifen, in der Form dem vorbeschriebenen ähnlich. Die Bronze ist an manchen Stellen ohne Patina und von goldigschönem Glanze. Grösste Breite $4^1/_2$ *cm*. Entfernung der Schnurlöcher vom Rande 1,7 *cm*.

Nr. 4. Grosses, gewölbtes Blech mit flachem Rande und Buckel in der Mitte, unten mit geschwungener Öse zum Durchziehen einer Schnur

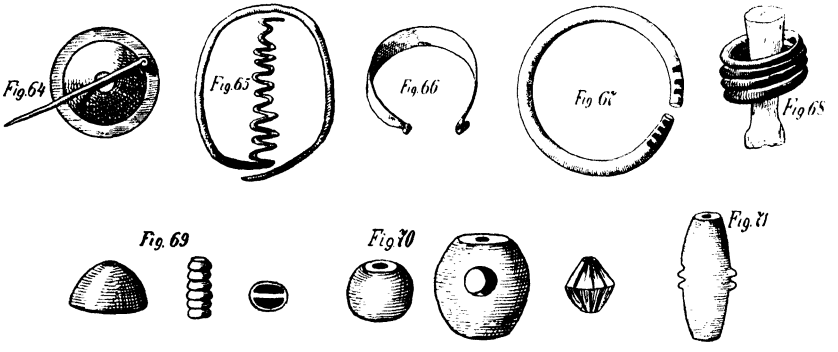
oder eines schmalen Lederriemens. Durchmesser des Bleches $9^1/_2$ *cm*. (Fig. 64.)

Nr. 5. Starke lange Nadel, unten zu einem Öhr umgelegt. Länge 12,2 *cm*. (Fig. 64.)

Nr. 6. Vier ovalgeformte offene Schläfenringe und Teile eines solchen aus Draht. Das eine Ende ist bei allen umgebogen und verläuft verplattet und sich verjüngend in schlangenartigen Windungen in der Richtung der Längenachse des Reifens. Sämtliche 4 Stücke sind von verschiedener Grösse und teilweise auch Stärke. (Fig. 65.)

Die Längendurchmesser betragen bei Nr. 1 = 10 *cm*, bei Nr. 2 = 9 *cm*, bei Nr. 3 = 6 *cm*, bei Nr. 4 = 4 *cm*. Die Drahtstärke beträgt bei Nr. 3 = 2 *mm*, bei den übrigen 1 *mm*.

Nr. 7. Kleiner Reifen aus dünnem Blech mit sich verjüngenden, nach aussen umgerollten Enden. Durchmesser 5 *cm*. (Fig. 66.)



Nr. 8. Massiver offener Ring, an jedem Ende mit drei Kerbschnitten versehen; im Querschnitt D-förmig. Grösste Weite $7^1/_2$ *cm*, Stärke 8 *mm*. (Fig. 67.)

Nr. 9. Zwei Spiralfingerringe, sechsfach gewunden. Weite 2 *cm*; Breite 1,3 *cm*. (Fig. 68.)

Nr. 10. Einfacher Ring, offen, im Querschnitt kreisrund. Weite 2 *cm*.

Nr. 11. Viele Hunderte kleiner Blechbuckel in Hutform, Gewandknöpfe und gerippte Röhrlein. (Fig. 69.)

Nr. 12. Zahllose kleine, mittlere und grosse Stein- und Glasperlen von blauer, gelber, weisser, brauner, schwarzer und roter Farbe. (Fig. 70.)

Nr. 13. Anhänger in Form einer langen, platten, sanftgewölbten Perle aus schwarzem, achatähnlichem Stein. (Fig. 71.)

Vier zerborstene Urnen.

Drei der Gefässe waren von stattlicher Grösse, weitbauchig und gut gearbeitet. Die Masse war hart gebrannt, von schwärzlichem Aussehen und mit glattem Überzug. Eins derselben hatte drei Zierknäufe unter dem Halse, ein anderes einen dachartigen Knaufvorsprung an derselben

Stelle. Ein kleinerer grauer Topf war von schlechterer Arbeit. Ornament zeigte keine der Urnen. (Fig. 72 u. 73.)

Kistengrab Nr. 6

war westlich neben Nr. 5, südlich von Nr. 1 gelegen und mit zwei Platten gedeckt. Die mit braunem Lehmsande gefüllte Kiste war aus vier Platten in Höhe von 97 *cm* gefügt.

Die Länge des Grabes betrug 6 Fuss, die Breite 3 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zu dem aus Kalksinter bestehenden Grunde 2 *m*. Die Richtung war W.—O. (95°).

Den Mittelplatz des Grabes, etwas nach der Südseite zu, nahm ein brüchiges Frauenskelett ein, welches mit angezogenen Füssen und nach unten gestreckten Armen auf der linken Seite lag, das Gesicht nach Süden gewendet. In der Südwestecke fand ich Reste eines Kinderskeletts, mit den Füsslein gegen die unteren Extremitäten der Frau gerichtet. In der Kopfgegend des grossen Skeletts grub ich Ringe, eine Muschel, einen Schläfenring, Perlen und Buckelbleche aus. An keramischer Ausstattung enthielt das Grab zwei grosse und vier mittelgrosse Urnen, die in ge-

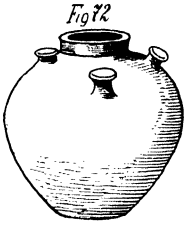


Fig. 72

Fig. 73

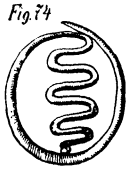


Fig. 74

Fig. 75

Fig. 76

Fig. 77

wissen Abständen von einander an der West- und Nordseite aufgestellt waren. Ein Schälchen — mit der Standfläche nach oben gerichtet — hatte man vor das Gesicht der Verstorben plaziert.

Funde aus Grab Nr. 6.

Die Bronze ist von dunkelgoldigem Glanze und nur schwach patiniert. Das Metall hat seine volle Elastizität bewahrt und gibt beim Anschlagen einen klangvollen Ton von sich.

Nr. 1. Offener Ring, im Querschnitt D-förmig. Weite 4,3 *cm*; Stärke 4 *mm*.

Nr. 2. Desgleichen, verbogen, an einem Ende sich etwas verjüngend, im Querschnitt elliptisch.

Nr. 3. Schläfenring der vorbeschriebenen Form. (Fig. 74)[1])

Nr. 4. Kleiner verbogener Reifen, wohl von einem Schläfenring stammend, im Querschnitt rnnd.

Nr. 5. Zusammengedrücktes Buckelblech mit zwei Randlöchern. (Fig. 75.)

Nr. 6. Zwei Ohrgehänge aus Blech. (Fig. 76.)

Nr. 7. Grosse Perle in Kuppelform aus dunkelgrünem Stein mit Quarzeinsprengungen. (Fig. 77.)

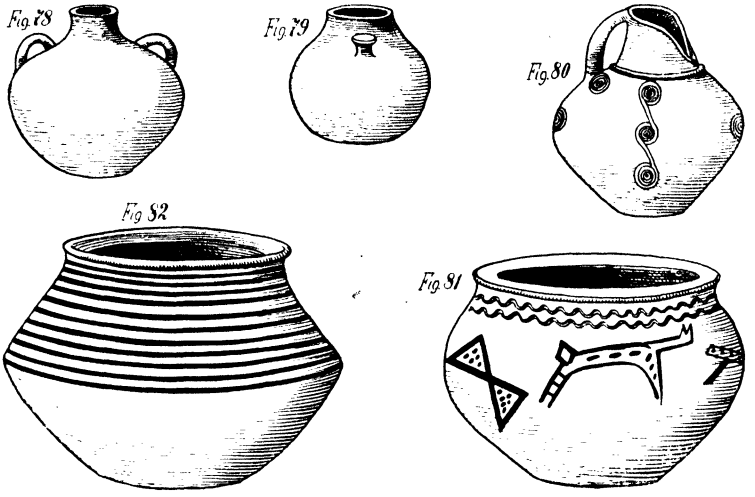
1) Vgl. auch Fig. 65.

Nr. 8. Perlen, mittlere und kleine länglichrunde aus weissem und gelbem Stein, auch röhrenartige aus Bronze.

Urnen.

Die Gefässe hatten, mit Ausnahme von zweien, starke Risse und konnten nicht gerettet werden. Ihre Farbe war ein dunkles, ins Schwärzliche übergehendes Braun. Zwei Töpfe waren henkellos, zwei trugen je einen Henkel, ein anderer deren zwei und einer einen Zierknauf. (Fig. 78 u. 79.)

Nr. 9. Urne aus gut gebrannter Masse, mit Henkel und Wulstring um den Halsansatz. Die Hauptdekoration besteht aus einer Flucht konzentrischer, durch Herausschneiden des Grundes erhaben gestalteter Kreisfiguren mit markiertem Mittelpunkt. (Fig. 80.)



Nr. 10. Schalenähnlicher Topf mit halb verwischter Rilleninkrustations-Ornamentierung. Zwei parallele Zickzacklinien umgeben den Raum unter dem Rande. Darunter folgen Darstellungen geometrischen Charakters und solche phantastischer Tierfiguren der Helenendorfer Art. (Fig. 81.)

Ausstich-Brandgrab Nr. 7

war an der westlichen Seite des Hügels, südwestlich von Nr. 6 gelegen. Der in rundlicher Form angelegte Ausstich war mit einer runden Platte gedeckt. Unter dem Steine fand ich vermodertes Zedernholz. Gefüllt war das Loch mit Steinen, Knochenteilchen, Asche und Scherben roh geformter schwarzer Gefässe.

Der Durchmesser des Grabes betrug 5 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum harten Grunde 1,48 *cm*.

Kistengrab Nr. 8

lag an der Ostseite des Hügels, südöstlich von Nr. 4. Zwei Merksteine ragten weit über den Rand der Kiste heraus. Das Grab war schon etwas

angeschnitten. Nach Entfernen der zwei Deckplatten erwies sich der Inhalt jedoch noch unberührt. In den oberen Schichten des harten, lehmigen Füllsandes wurde eine Karneolperle gefunden. Die an einer Seite ein wenig ausgebuchtete Kiste war aus 2×4 und 2×2 Platten von 1 *m* Höhe konstruiert. Die Länge des ausgeräumten Grabes betrug $7^1/_2$ Fuss, die Breite 4 Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum Grabe 1,1 *m*. Die Richtung war N.—S. (195°). Das hier beigesetzte Skelett — anscheinend von einem kräftigen Manne stammend — lag auf der rechten Seite, mit dem plattgedrückten Kopf nach Süden und den angezogenen Füssen nach Norden gerichtet. Die Arme waren etwas vorne weggestreckt. In der Brustgegend der Leiche fand ich einige Perlen und am rechten Arm einen Reifen. In der Nordwestecke des Grabes stand eine ganze Serie von Töpfen, teils neben, teils übereinander. Leider war der Zustand der Urnen ein jammervoller. Ein einziges kleines Gefäss konnte heil gehoben werden. Die Töpfe waren henkellos und von brauner oder schwarzer Farbe. Das Ornament bestand aus Rillen.

Funde aus Grab Nr. 8.

Nr. 1. Offener glatter Reifen mit übereinanderfassenden Enden; im Querschnitt rund. Weite $3^1/_2$ *cm*.

Nr. 2. 4 Perlen aus Karneol.

Nr. 3. Topf mit Rillenverzierung. (Fig. 82.)

Kistengrab Nr. 9

war westlich neben Nr. 8 gelegen und mit 2 Platten gedeckt. Zwei Marksteine standen dabei. In den oberen Schichten der Füllung waren viele Steine, dann folgte weicher Sand. Bei dem Aufbau der Kiste waren 2×3 und 2×1 Platten von 95 *cm* Höhe zur Verwendung gekommen. Die Masse des Grabes waren: Länge 5 Fuss, Breite 3 Fuss, Tiefe vom Kurganrande bis zum Grunde 2,1 *m*.

Auf dem harten Lehmboden lag in der Mitte der Kiste ein Häuflein morscher Knochen. An der Nordseite fand ich Trümmer von schwarzen, mit geometrischem Inkrustationsornament versehenen Gefässen. Die Richtung des Grabes war N.-S. (186°),

Kistengrab Nr. 10

befand sich östlich neben Nr. 7 und war durch zwei hohe Merksteine bezeichnet. Es trug eine doppelte Schicht von Deckplatten, unten grosse und darüber etwas kleinere. Die an den Schmalseiten abgerundete Kiste war aufgebaut aus je zwei Hauptwandplatten und je einer Querwandplatte, deren Höhe 88 *cm* betrug. Die mit weichem Sande gefüllte Grabkammer mass ausgeräumt in der Länge 6 Fuss und in der Breite 3 Fuss. Die Tiefe vom Kurganrande bis zum harten Kiesgrunde betrug 2,12 *m*. Die Richtung des Grabes war NO.—SW. (240°). Von menschlichen Überresten wurden nur ganz schwache Anzeichen in der Mitte des Grabes konstatiert. Daneben lag ein Dolch und in der Nordwestecke ein Armreif. Die keramische Ausbeute bestand aus 8 Gefässen: 7 an der Südseite und eins neben dem Reifen. Die Töpfe hatte man grösstenteils so hin-

gestellt, dass sie mit der Mündung gegen das Zentrum des Grabes — den Ruheplatz des Toten — gerichtet waren.

Funde aus Grab Nr. 10.

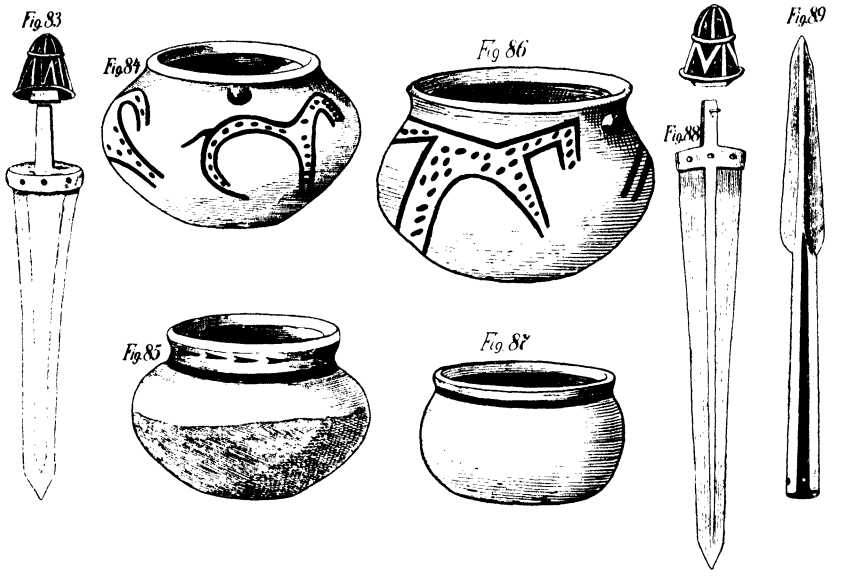
Nr. 1. Dolch von schöner Arbeit mit starker Rippe und feinen Blutlaufrillen. Der dazu gehörige Knauf ist sorgfältig mit Zedernholz ausgelegt. Länge 22 *cm*. (Fig. 83.)

Nr. 2. Armring mit übereinandergreifenden, sich verjüngenden Enden. Die schön blau patinierte Bronze hat an manchen Stellen eine körnige Oxydationsschicht. Im Querschnitt D-förmig. Weite 6 *cm*, Stärke $^1/_2$ *cm*.

Nr. 3. Zusammengedrückter, breiter Fingerreif.

Urnen.

Die, mit Ausnahme von zweien, sämtlich in unhaltbarem Zustande befindlichen Gefässe waren denen in Grab Nr. 6 ähnlich. Ein grosser Topf



hatte tief eingeschnittenes, sauber mit weisser Inkrustationsmasse ausgefülltes Ornament. Die Motive waren in der Helenendorfer Art und bestanden aus Winkelbändern, sanduhrartigen Figuren usw.

Nr. 4 u. 5. Zwei heile Töpfe mittlerer Grösse. Einer davon, mit Knubben in der Schultergegend, trägt als Dekoration eine Reihe springender Tiergestalten. Der zweite, unten feuergeschwärzte Topf hat ein Halsband horizontal geführter, keilartiger Furchen und eine Rille darunter. (Fig. 84 u. 85.)

Kistengrab Nr. 11

lag südwestlich von Nr. 10 und südöstlich von Nr. 7, an der Westseite des Hügels. Die kleine Kammer war aus 4 Platten zusammengesetzt. Ihre Länge betrug 4 Fuss, ihre Breite $2^1/_2$ Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum harten Grunde 1,12 *m*. Die Richtung des Grabes war W.—O. (90°).

Auf dem Kiesgrunde des mit weichem Sande gefüllten Grabes lagen grün angelaufene Reste eines zerfallenen Skeletts, das anscheinend einem in jugendlichen Alter abgeschiedenen weiblichen Individuum angehört hatte. Die Verstorbene war auf der linken Seite bestattet worden, mit angezogenen Füssen, das Gesicht nach Norden gewandt. Die Ausstattung an Metall bestand aus zwei Armbändern, einem in der Brust und — einem in der Kniegegend, und aus einem Blechreifen am Halse. Kleine Knöpfe lagen rings um den Oberteil der Leiche. In der Nordostecke hob ich viele Perlen auf. Dort standen auch 5 geborstene Tongefässe: eine grosse Schale und 4 kleine, unter letzteren eine gehenkelte und eine mit Kreisornament.

Funde aus Grab Nr. 11.

Die Bronze ist mit starker, blaugrüner Oxydschicht bedeckt.

Nr. 1 u. 2. Armringe, offen, mit übergreifenden Enden. Weite 5 und $4^1/_2$ *cm*, Stärke 0,3 und 0,5 *cm*. Nr. 1 ist im Querschnitt D-förmig, Nr. 2 rund.

Nr. 3. Halsreifen aus dünnem Blech mit nach aussen umgerollten Enden.

Nr. 4. Gewandknöpfe, Röhren- und kleine Steinperlen.

Nr. 5. Kleine gelbe Schale mit Tierfigur-Ornament. (Fig. 86.)

Nr. 6. Kleine Schale mit schwärzlicher Oberfläche ohne Ornament. (Fig. 87.)

Kistengrab Nr. 12

befand sich südöstlich von Nr. 8, am Ostrande der Aufschüttung. Zwei grosse Steine bedeckten eine aus 2×3 und 2×2 Platten in Höhe von 1,11 *m* errichtete, mit zähem Lehm gefüllte Grabkammer. Letztere war etwas beschädigt und die Merksteine waren verschleppt. Die Länge betrug $7^1/_2$ Fuss, die Breite $3^1/_4$ Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum harten Lehmgrunde 1,48 *m*. Die Richtung des Grabes war N.—S. (180°).

An der Nordseite kauerte ein männliches Skelett, den Kopf auf den Boden nach Süden geneigt, die Hände nach vorn auf die Erde gestützt. Das Grab war ausgestattet mit einer Speerklinge in der Südwestecke, einem Dolch und einem Pfriemen in der Nordostecke und mit Perlen neben dem Toten. Von fünf zerfallenen Töpfen standen drei an der Ostseite, nahe der Leiche, der vierte ungefähr in der Mitte des Grabes und der fünfte am Westrande bei dem Speer.

Funde aus Grab Nr. 12.

Die Bronze trägt einen körnigen Rostüberzug, an manchen Stellen tritt das Metall goldig schimmernd zu Tage.

Nr. 1. Langer Dolch mit schön eingelegtem Knauf. Länge 26 *cm*. (Fig. 88.)

Nr. 2. Speer in Weidenblattform mit starker Wulstrippe und geschlitzter Tülle. Länge $25^1/_2$ *cm*. (Fig. 89.)

Nr. 3. Kleiner Pfriemen. Länge $4^1/_2$ *cm*.

Nr. 4. Zwei grosse Perlen: eine zylindrische aus gelblichem Stein, der Länge nach durchbohrt, und eine aus weissem Stein,

horizontal und vertikal gelocht. Die Form ist flachrund mit sanfter Wölbung. (Fig. 90.)

Nr. 5. 20 mittelgrosse flachrunde Perlen aus rotem Carneol.

Urnen.

Die Gefässe waren von bräunlicher Färbung und nicht hart gebrannt. Sie boten ausser einer hübsch geformten einhenkligen Urne mit Rillenverzierung nichts Besonderes. (Fig. 91 u. 92.)

Kistengrab Nr. 13

war südöstlich von Nr. 9 gelegen, hatte einen Merkstein und zwei Deckplatten und war aus 2×2 und 2×1 Platten von 60 *cm* Höhe aufgeführt. Das Oblong des Grabes war kein ganz regelmässiges, wohl wegen der Kürze eines als Querwand dienenden Steines. Die Länge des Grabes betrug 4 Fuss, die Breite $2^1/_2$ Fuss, die Tiefe vom Kurganrande bis zum harten Grunde 2 *m*. Die Richtung war NO.—SW. (245°).

In der Mitte fanden sich auf dem Grunde Reste eines Kinderskeletts, dessen Lage nicht mehr festzustellen war. Dabei lag als einziger Metallfundgegenstand ein Stück Bronzeblech. In der Nordostecke und an der

Fig. 90

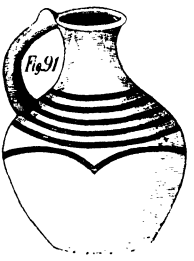


Fig. 91

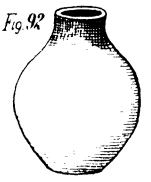


Fig. 92

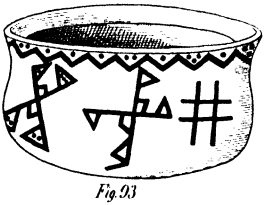


Fig. 93

Südostseite stand übereinandergetürmt ein ganzer Haufe trümmerhafter kleiner Töpfe in Urnen- und Schalenform. Nur eine einzige Schale war erhalten geblieben.

Funde aus Grab Nr. 13.

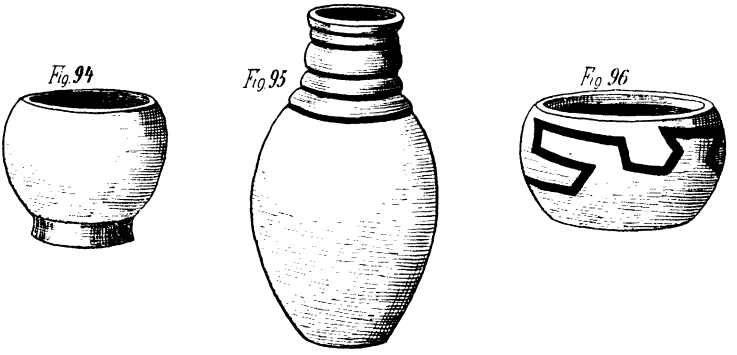
Nr. 1. Blechstück, wohl von einem Gürtel stammend.

Nr. 2. Schälchen mit etwas zurückgelegtem Mündungsrande und ebener Stehfläche. Das Stück ist mit der Hand geformt. Die Oberfläche ist rauh, die Farbe eine gelbliche. Höhe $7^1/_2$ *cm*; Mündungsdurchmesser 16 *cm*; Durchmesser der Standfläche 8 *cm*; Wandstärke 0,7 *cm*. (Fig. 93.)

Interesse erweckt das Manufakt durch sein reiches Ornament, welches tief und breit gefurcht ist. Unter dem Rande trägt eine Hälfte der Schale ein grosses Zickzackband, dessen Winkel mit ausgestichelten derben Punkten ausgefüllt sind. Darunter folgt eine unegal geführte Horizontalrille. Die entgegengesetzte Gefässhälfte hat die Zickzackverzierung unter dem Rande in verkleinertem Massstabe. Die Hauptdekoration dieser Seite bildet eine Gruppe von Figuren geometrischen oder symbolischen Charakters, die sich auf gerade oder schräg gelegten Stäben in sanduhren-, kreuz- oder hakenkreuzähnlicher Form aufbauen.

Kistengrab Nr. 14

lag südlich von Nr. 10. Seinen Verschluss bildete ein einziger Deckblock mit einem Merkstein dabei. Die Konstruktion der Kiste war der des vorbeschriebenen Grabes fast gleich, auch in Bezug auf die Unregelmässigkeit der Form, denn an einer Seite (hier der westlichen) war die Kiste etwas schmäler. Die Höhe der Wandplatten betrug ein wenig mehr als bei Nr. 13, nämlich 70 *cm*. Die Kiste war 5 Fuss lang und $2^1/_4$ resp. $3^1/_2$ Fuss breit. Die Tiefe vom Kurganrande bis zum Grunde betrug 1,52 *m*. Die Richtung des Grabes war NO.—SW. (235°). Nach Ausheben des weichen Füllsandes fand ich auf dem Grunde die vermoderten Gebeine eines jugendlichen Individuums. Die Lage des Skeletts festzustellen, war nicht mehr möglich. Metallbeigaben fehlten. In der Nordostecke standen drei kleine Tongefässe. Zwei von ihnen — ein defektes in Schalenform und ein becherartiges — waren schräg gestellt, die Mündungen nach der Mitte des Grabes zum Toten geneigt. Ein birnenförmiges Töpflein stand aufrecht daneben.



Funde aus Grab Nr. 14.

Nr. 1. Becherartiges Gefäss aus Lehm, roh gefertigt. Der Mündungsrand ist leicht nach innen umgelegt. Das Stück hat einen kleinen Standuntersatz mit gerader Bodenfläche. Höhe 6,8 *cm*; Mündungsdurchmesser 8,2 *cm*; grösster Umfang 28 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 5,2 *cm*; Wandstärke 0,5 *cm*. (Fig. 94.)

Nr. 2. Töpflein in Birnen- oder Vasenform. Der Mündungsrand ist zurückgelegt. Der mit kehlartiger Ausbuchtung versehene Hals trägt ein Band verwischter Rillen. Die Stehfläche ist klein und eben. Der Ton ist gut gebrannt, von schwarzbrauner Färbung und an der Oberfläche rauh. Höhe 14 *cm*; Mündungsdurchmesser 6,5 *cm*; grösster Umfang 30 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 5,5 *cm*; Wandstärke 0,6 *cm*. (Fig. 95.)

Nr. 3. Defekter Topf mit Mäander-Ornament. (Fig. 96.)

Kistengrab Nr. 15

war am Westrande des Hügels, südlich von Nr. 11 gelegen und durch einen Merkstein bezeichnet. Die kleine, aus vier Platten von 70 *cm* Höhe regelmässig in der Form eines gestreckten Vierecks gefertigte Kiste hatte eine Länge von $3^1/_4$ Fuss und eine Breite von $2^1/_4$ Fuss. Die Tiefe vom

Kurganrande bis zum Kiesgrunde betrug 1,87 *m*. Gefüllt war sie mit grauem Sande. Die Richtung war W.-O. (86°).

Auch hier fanden sich nur schwache Knochenreste vor, daneben lagen einige Carneolperlen. In der Nordostecke waren fünf kleine Töpfe aufgestellt, von denen zwei sich relativ gut erhalten hatten.

Funde aus Grab Nr. 15.

Nr. 1. Topf aus festem Material von schwärzlicher Farbe, mit weiter Mündung und stark zurückgelegtem Rande. Um das ganze, unten russgeschwärzte Gefäss läuft feines Rillenornament herum. Dieses ist in der Oberbauchgegend durch einen Ring derber, innen schraffierter Keulenschnitte unterbrochen. Die leicht nach aussen sich wölbende Stehfläche hat ein Streifenornament in Gestalt einer Spirale, die am Rande der Standfläche durch einen Kranz blätterartiger Ausschnitte abgeschlossen wird. Auch der innere Mündungsrand des Gefässes ist mit Rillen verziert. Die Ornamentierung verrät besonders sorgfältige Ausführung. Höhe 12,5 *cm*; Mündungsdurchmesser 14 *cm*; grösster Umfang 50 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 7 *cm*; Wandstärke 0,4 *cm*. (Fig. 97 u. 98.)

Nr. 2. Urne mit Rillenverzierung an der oberen Hälfte. (Fig. 99.)

Nr. 3. Vier flachrunde Carneolperlen verschiedener Grösse.

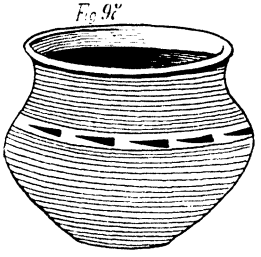


Fig. 97

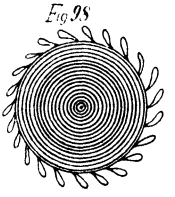


Fig. 98

Fig. 99

Kistengrab Nr. 16

war das äusserste Grab von der Südostseite des Hügels und südöstlich von Nr. 13 gelegen. Zwei gewaltige Gneisblöcke von 3 Fuss Stärke schlossen es. Einer von ihnen konnte trotz aller Anstrengungen nicht beseitigt werden. Die Kiste war aus vier Platten in Höhe von 1 *m* konstruiert. Ihre Masse waren folgende: Länge $5^1/_2$ Fuss, Breite 3 Fuss, Tiefe vom Kurganrande bis zum Grunde 1,85 *m*. Die Richtung war NO.—SW. (220°). Knochen eines Skeletts lagen im ganzen Grabe verstreut. Ein Schädel ohne Unterkiefer stand an der Nordostschmalseite. Der Kiefer fand sich weiter nach der Mitte zu. Zwei Rückenwirbel lagen an der Westseite mit Röhrenknochen zusammen. Sichere Schlüsse auf die Bestattungslage der Leiche liessen die Reste nicht zu. An Beigaben fand ich in der Mitte des Grabes: zwei Ringe, eine Nadel, einen Anhänger, einen Spinnwirtel und viele Perlen. An der Westseite lagen zwei Armbänder. Dort standen in der Ecke auch drei grössere Tongefässe. Ferner hob ich noch eine Urne an der Ost- und eine an der Nordseite, letztere zusammen mit einer kleinen perlengefüllten Steinschale.

Funde aus Grab Nr. 16.

Nr. 1. Massives Armband mit sich etwas verjüngenden Enden, offen, im Querschnitt rund. Auf dem Aussenrande laufen drei horizontal geführte Rillen. Die so gebildeten Felder sind mit feinen Schrägstrichen verziert. Grösste Weite $7^1/_2$ *cm*; Stärke 1 *cm*.

Nr. 2. Dünner Armring, offen, im Querschnitt rund. Grösste Weite 7 *cm*; Stärke 4 *mm*.

Nr. 3. Nadel. Länge 10,4 *cm*. (Fig. 100.)

Nr. 4. Zwei Fingerringe mit übergelegten Enden, im Querschnitt rund. Weite 2,1 *cm*; Stärke 3 *mm*.

Nr. 5. Dünner offener Reif mit umgerollten Enden.

Nr. 6. Kleiner Anhänger in Beilform. Höhe $1^1/_2$ *cm*; grösste Breite 1,8 *cm*. (Fig. 101.)

Fig. 100

Fig. 101

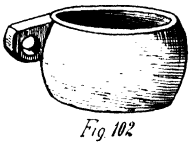


Fig. 102

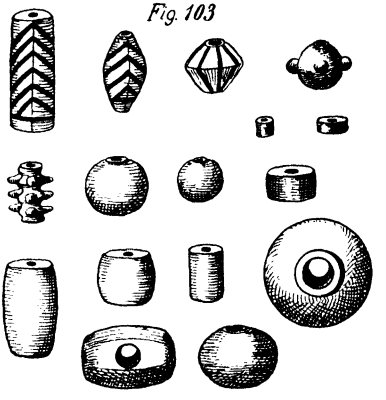


Fig. 103

Nr. 7. Spinnwirtel aus Stein von lila Farbe. Durchmesser 2,6 *cm*; Höhe 1 *cm*.

Nr. 8. Kleine gehenkelte Schale ohne Standfläche, aus marmorähnlichem, gelbweissem Stein (Alabaster?) sauber gefertigt. Höhe 4 *cm*; Mündungsdurchmesser 8 *cm*; Wandstärke 0,4 *cm*. (Fig. 102.)

Nr. 9. Perlen

a) aus weissem Stein: zwei grössere flachrunde, doppelt gelochte (Fig. 103);

b) aus grünlichem Stein: zwei zylinderförmige, eine in Gestalt eines Doppelkonus;

c) aus gelbem Stein: viele zylindrische, mit Buckeln besetzte, viele in Kugelform;

d) aus schwärzlich glänzender glasähnlicher Masse (Lignit?): viele in Kugelform;

e) aus Carneol: viele hundert gewölbte flache und zylindrische;

f) aus Bronze: viele röhrenförmige.

Fragmente von Bronzeblechen und Bronzeröhrchen.

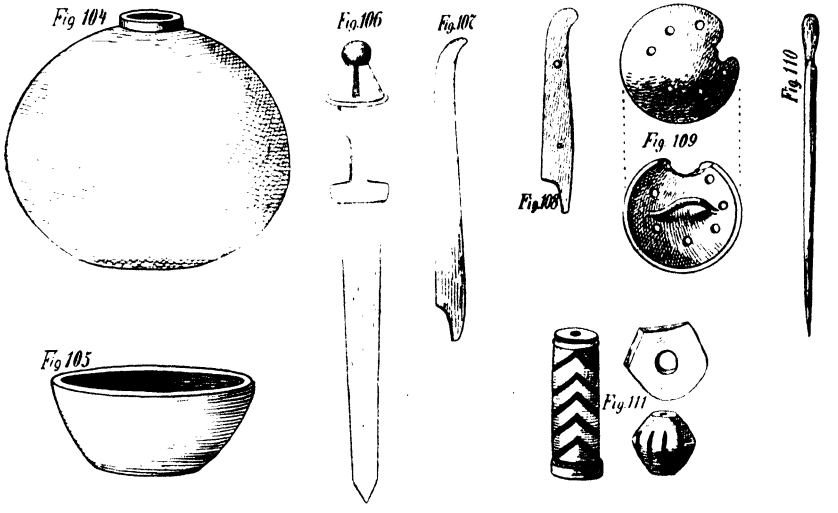
Urnen.

Unter den zerfallenen Gefässen waren: eine grosse Bombenurne (Fig. 104) aus schwarzglänzendem Ton, kleinere Töpfe mit Rillenornament, ähnlich den in Nr. 15 beschriebenen, ferner

Nr. 10. Eine grössere braune glatte Schale mit leicht nach innen gewölbter Stehfläche. Höhe 10,5 *cm*; Mündungsdurchmesser 24 *cm*; Durchmesser der Stehfläche 8 *cm*; Wandfläche 0,5 *cm*. (Fig. 105.)

Kistengrab Nr. 17

war das äusserste an der Südwestecke der Aufschüttung und südlich von Nr. 14 und Nr. 15 gelegen. Es hatte 2 Merksteine und 3 mächtige Deckplatten. Die aus 2×3 und 2×2 Platten gefügte Kiste war $9^1/_4$ Fuss lang und $3^1/_2$ Fuss breit, die Tiefe vom Kurganrande bis zum harten Kiesgrunde betrug 2,5 *m*. Die Richtung des Grabes war O.—W. (265°). Die Füllung



bestand aus schneeweissem Sande. Ein grosses Mannsskelett lag an der Ostseite des Grabes in gekrümmter Seitenlage mit angezogenen unteren Extremitäten, das Gesicht nach S. gewendet. An Metallsachen grub ich in der Südostecke des Grabes aus: einen Dolch und zwei Messer. Ein Pfriemen und ein Knopf lagen mehr nach der Mitte zu, alles direkt auf dem Kiesboden. An keramischen Artefakten lieferte das Grab 7 vor die Leiche hingestellte Urnen (3 grosse, 3 mittlere und eine kleine), die dank dem Umstande, dass der Füllsand hier ausnahmsweise ganz trocken war, sich fast sämtlich vorzüglich erhalten hatten. Es waren prächtige Exemplare darunter.

Funde aus Grab Nr. 17.

Nr. 1. Knaufdolch. Die Länge der mit schwacher Rippe versehenen, noch scharfen Klinge beträgt 21 *cm*. In einem der Nietlöcher des $3^1/_2$ *cm* hohen Knaufs sitzt noch ein Holzstift. (Fig. 106.)

Nr. 2. Messer mit rückwärts gebogener, abgerundeter Spitze. Länge $16^1/_2$ *cm*, Rückenstärke 3 *mm*. (Fig. 107.)

Nr. 3. Desgl. kleineres. In der Klinge sind an zwei Stellen runde Löcher angebracht. Länge $11^1/_2$ *cm*, Rückenstärke $1^1/_2$ *mm*. (Fig. 108.)

Nr. 4. Schwach gewölbter hohler Knopf mit rundem Bügel. Parallel der Peripherie befindet sich nahe dem Rande ein Kranz kleiner, rundlicher Löcher. (Fig. 109.)

Nr. 5. Pfriemen von 8 *cm* Länge. (Fig. 110.)

Nr. 6. Perlen a) aus weissgelbem Stein: eine grosse cylindrische, eine grosse plattrunde und 2 doppelkonische (Fig. 111); und b) aus rotem Karneol: 3 der gewöhnlichen Art.

Nr. 7—13. Urnen.

Nr. 7. Amphoraähnlicher Topf mit 2 Henkelösen auf der Schulter, aus festem Material von braunschwarzer Farbe mit glänzendem, lackähnlichem Überzug. Das Gefäss ruht auf kurzem, innen ausgehöhltem Standaufsatz und trägt um den Hals ein Paar horizontal geführte Wulstbänder. Zwei weitere Wulstringe sitzen in der Unterbauchgegend. Das freie Feld zwischen den beiden Wulstpaaren ist durch vertikallaufende Rippen ausgefüllt. Das tadellose, äusserst exakt gearbeitete Stück gleicht

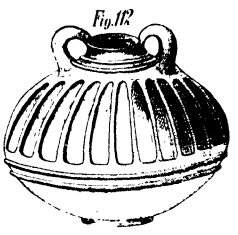


Fig. 112

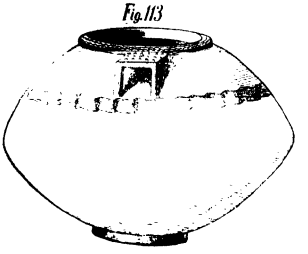


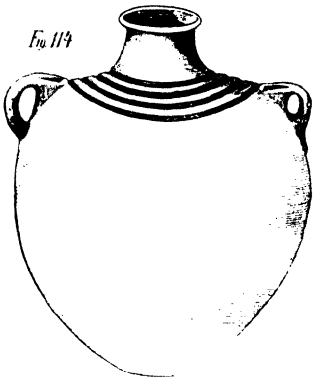
Fig. 113

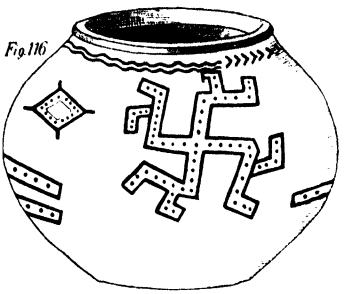
ganz den Artschadsorer Urnen. Höhe 24 *cm*, Mündungsdurchmesser $11^1/_2$ *cm*, grösster Umfang 94 *cm*, Durchmesser der Stehfläche $9^1/_2$ *cm*, Wandstärke 8 *mm*, Gewicht ca. 4 *kg*. (Fig. 112.)

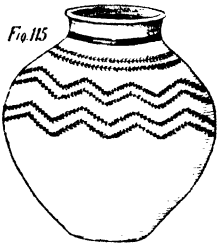
Nr. 8. Grosser, bombenähnlicher Topf mit plattem, breitem Mündungsrande und dachartigem, oben mit Winkelhaken verziertem Vorsprung. Der kurze Stehuntersatz ist leicht nach aussen gewölbt. Das Material ist wie bei Nr. 6. Als Dekoration trägt das Gefäss in der Schultergegend ein Horizontalband feiner Wellenlinien. Dasselbe wird von zwei breiteren, tieferen Furchen begrenzt. Auch der Mündungsrand ist mit solchen Linien verziert. Höhe 19 *cm*, Mündungsdurchmesser über den Rand gemessen $14^1/_2$ *cm*, grösster Umfang 90 *cm*, Durchmesser der Stehfläche $9^1/_2$ *cm*, Wandstärke 8 *mm*. (Fig. 113.)

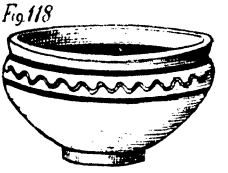
Nr. 9. Hohe, doppeltgehenkelte Urne mit leicht nach aussen gewölbter Stehfläche. Die Masse ist von schwärzlichgrauer Farbe, die Oberfläche rauh und stark verwaschen. Verziert ist das Gefäss mit einem aus fünf breiten, flachen Furchen bestehenden Rillenband in der Schultergegend. Höhe 29 *cm*, Mündungsdurchmesser $11^1/_2$ *cm*, grösster Umfang 86 *cm*, Durchmesser der Stehfläche $9^1/_2$ *cm*, Wandstärke 1 *cm*. (Fig. 114.)

Nr. 10. Weitbauchiger Topf ohne Henkel aus dem gleichen Material wie der vorige und mit ebenso geformter Standfläche. Das Gefäss hat als Ornament am Halse eine breite Rille. Darunter sitzen parallel laufende Horizontalbänder, die sich aus Ketten von ausgestichelten (oder mit Stempel eingedrückten) Zeichen in Form etwa eines griechischen ε zusammensetzen. Vier ebenso gebildete Parallel-Zickzackkettenbänder sind in der Oberbauchgegend angebracht. Höhe 17 *cm*, Mündungsdurchmesser $11^1/_2$ *cm*, grösster Umfang 59 *cm*, Durchmesser der Stehfläche 8 *cm*, Wandstärke 1 *cm*. (Fig. 115.)









Nr. 11. Mittelgrosser Topf mit tief ausgefurchtem Wellenrillen- und Winkelhakenband unter dem kurzen Mündungsrand. Neben geometrischem Ornament trägt das Gefäss als Hauptdekoration eine Hakenkreuz-Variante. (Fig. 116.)

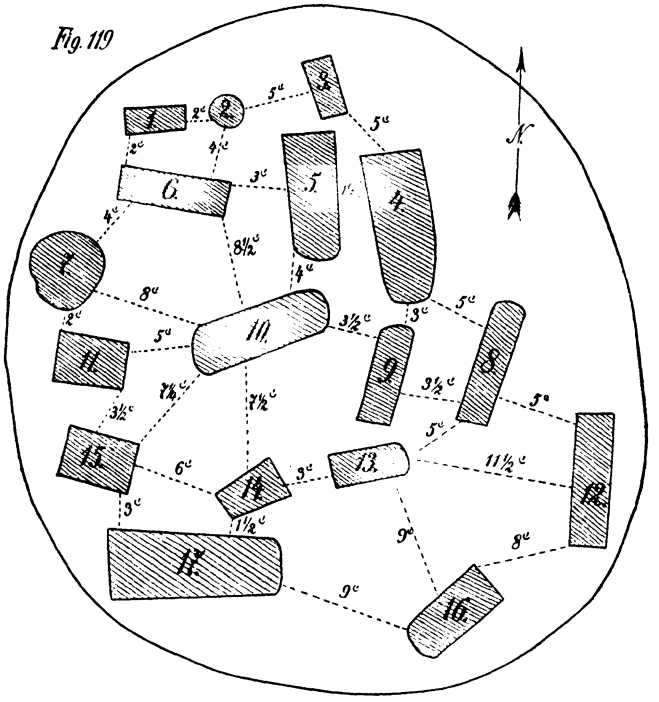
Nr. 12. Topf von mittlerer Grösse mit Schrägfurchen unter dem ausladenden Rande und Zickzacklinien darunter. Das Gefäss ist unten feuergeschwärzt. (Fig. 117.)

Nr. 13. Kleine Schale mit Standuntersatz. Unter dem Rande läuft zwischen zwei schmalen Horizontalfurchen eine Wellenlinie. (Fig. 118.)

Mit dem interessanten Hügel Parssegahoch habe ich das erste grosse Sippengrab erforscht. Es handelte sich hier höchstwahrscheinlich um eine Familienbegräbnisstätte. Der ganze Befund derselben machte nämlich den Eindruck, als ob die Glieder eines Geschlechts auf dem für die Be-

stattung ausgewählten Grundstück nach und nach beigesetzt worden seien und nach dem Aussterben der Familie die durch die Deckplatten bezeichnete Begräbnisstätte mit einem Erdhügel überwölbt worden sei. Namentlich auch die Prüfung der Aufschüttung selbst, welche im ganzen Kurgan stets dieselbe Beschaffenheit des Erdreichs ergab, wie wenn der Hügel sozusagen in einem Zuge geformt worden sei, spricht für eine solche Annahme. (Fig. 119.)

Was die Art der Gräberkonstruktion in diesem Kurgan anbelangt, so sehen wir, mit Ausnahme zweier Brandgräber und einer spätzeitlichen



Grabstätte Parssegahoch mit den geöffneten Kisten.

Beisetzung in den oberen Hügelschichten, gedeckte Steinkisten verwendet, die, zum Teil durch Merk-(Phallus)steine markiert, in gleichem Niveau angelegt waren, die Gräber für Erwachsene, wie üblich, etwas tiefer ausgehoben, als die für Kinder bestimmten. Bezüglich der Merksteine will ich folgendes hervorheben.

Es hat sich mir im Laufe meiner Untersuchungen immer mehr die Überzeugung aufgedrängt, dass das Aufstellen derselben bei den Gräbern den Zweck gehabt hat, die Ruhestätten von Individuen männlichen Geschlechts als solche zu bezeichnen. Ferner scheint es — wenigstens hinsichtlich dieser Grabstätte — dass bezüglich der Anzahl der Merksteine zwischen erwachsenen Personen und solchen jugendlichen Alters noch ein

Unterschied gemacht worden ist, derart, dass ersteren zwei und letzteren nur ein Stein ans Grab gestellt wurde. So würde es sich auch erklären, warum in diesem Falle bei den Gräbern Nr. 13, 14 u. 15, welche dem Anschein nach Reste von Jünglingen oder Knaben umschlossen, sich nur je ein Merkstein vorfand, während die Gräber Nr. 8, 9, 10, 12 u. 17 mit den Resten erwachsener männlicher Personen durch je 2 Merksteine gekennzeichnet waren. Die Kistengräber ohne Merksteine müssten, falls meine Vermutung richtig sein sollte, wohl als Gräber weiblicher Wesen angesehen werden. Dies würde ja auch mit dem Inhaltsbefund derselben nicht im Widerspruch stehen.

Die Kistengräber zeigen als Norm Einzelbestattung. Die Beisetzung erfolgte vorwiegend in Seitenlage oder Hockerstellung.

Die Richtung der 16 bestimmbaren Gräber in Parssegahoch war folgende:

Nr. 0.	NO.—SW. (300°).	Nr. 10.	NO.—SW. (240°).
Nr. 1.	W.—O. (75°).	Nr. 11.	O.—W. (270°).
Nr. 3.	NW.—SO. (140°).	Nr. 12.	N.—S. (180°)
Nr. 4.	NW.—SO. (158°).	Nr. 13.	NO.—SW. (245°).
Nr. 5.	NW.—SO. (160°).	Nr. 14.	NO.—SW. (235°).
Nr. 6.	W.—O. (95°).	Nr. 15.	O.—W. (274°).
Nr. 8.	N.—S. (185°).	Nr. 16.	NO.—SW. (220°) und
Nr. 9.	N.—S. (186°).	Nr. 17.	O.—W. (265°).

Es entfallen mithin auf die Richtung W.—O. oder O.—W. 5 Gräber, NW.—SO. oder SO.—NW. 4 Gräber, N.—S. 3 Gräber und NO.—SW. 4 Gräber.

Eine bestimmte Richtung scheint also bei Anlage der Gräber nicht geplant gewesen zu sein.

Die Sippengräber von Parssegahoch, wie auch die anderen Bajaner Gräber mit Bronzeausstattung, bieten — mit den Gräbern von Helenendorf verglichen — in ihrer Ausstattung viel verwandtes mit jenen. Die gleichen Stein- und Metallsachen: Waffen, Geräte, Schmuckgegenstände (darunter die grossen, typischen Rundbleche) finden sich hier wie dort, durchweg in beschränkter Menge. Auch die Tongefässe von Bajan und Helenendorf deuten auf ein und dieselbe Erzeugnisquelle; desgleichen sind die Inkrustationsornamente auf den keramischen Produkten denen von Helenendorf analog. Ein merkliches Unterscheidungsmoment besteht zwischen den Gräbern von Helenendorf und Bajan allerdings in der Art der Konstruktion derselben: dort sind es einfache Erdausstiche ohne Steinumkleidung und nur ausnahmsweise mit Deckplatten versehen; hier — festgefügte und wohlverschlossene, steinerne Grabkammern. Letzterer Brauch dürfte sich übrigens erklären durch die örtlichen geologischen Verhältnisse. Bei Bajan stand, im Gegensatz zu Helenendorf, das beste Steinmaterial der dortigen Bevölkerung zu allen Zeiten reichlich und dazu in unmittelbarster Nähe zu Gebote. Man kann nach dem Gesagten die Bajaner Bronzegräber für ziemlich synchron mit der wohl etwas älteren

Hauptgruppe der Helenendorfer Gräber halten und ihre Entstehung in die Ausgangszeit der jüngeren kaukasischen Bronzeperiode setzen. Damit würde ihnen ein Alter von annähernd 2500 Jahren zuzuschreiben sein. Diese Gräber scheinen einem arischen Volke angehört zu haben. Manche Umstände, z. B. die Form der Schädel, der eigenartige Kopfschmuck u. a., könnten für die Vermutung sprechen, dass wir in den Bestatteten — namentlich von Parssegahoch — vielleicht Vorfahren der jetzigen Bajaner haikschen Bevölkerung zu erblicken hätten. —

Meine an die Untersuchungen geknüpften Erwartungen, in den Gräbern von Bajan den Beweis für die Existenz eines einstmaligen Zentrums ergiebiger vorhistorischer Metalltechnik zu finden, haben sich nicht erfüllt; denn es zeigte sich im allgemeinen so gut wie nichts von dem vorausgesetzten Überfluss an den, jener Gegend zugeschriebenen soliden Bronzen, obschon in einigen massiven Artefakten, z. B. den Armbändern in den Gräbern Nr. 5 u. 16 ein gewisser Geschmack am Massigen bereits zu Tage tritt.

Wie ich in der Folge erfuhr, soll der gesuchte Reichtum an Metallsachen sich in der Gegend von Saglik befinden, welcher Ort mit seinen reichen Nephritlagern ungefähr 12 Werst weiter westlich nach der durch Belcks Ausgrabungen bekannten archäologischen Fundstätte Kedabeg zu gelegen ist. Es war mir leider noch nicht möglich, Saglik zu besuchen und die Wahrheit jener Angaben prüfen zu können. Hoffentlich bietet sich dazu bald eine passende Gelegenheit. —

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 21. Januar 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst die Versammelten in der ersten Sitzung des Jahres mit dem Wunsche, dass das neue Jahr für alle Mitglieder und für die Gesellschaft einen glücklichen erfolgreichen Verlauf nehmen möge. —

(2) Den Statuten gemäss fand die Neuwahl des Ausschusses für das Jahr 1905 statt. Die Majorität der eingesammelten Stimmzettel entfällt auf die bisherigen Mitglieder.

Nach der Konstituierung des Ausschusses wird Hr. von Kaufmann wieder zum Obmann gewählt. —

(3) Von unseren Mitgliedern haben wir Hrn. Professor Ewald, den hochverdienten Schöpfer und Leiter der Unterrichtsanstalt im Kunstgewerbemuseum, und Hrn. Konsul Wetzstein, der uns oft interessante Beiträge zur Ethnologie der syrischen Beduinenstämme geliefert hatte, durch den Tod verloren. Wir beklagen ferner den Tod des Hrn. Professor Pyl in Greifswald, der zwar nicht unserer Gesellschaft angehörte, aber um die Altertumskunde sich sehr verdient gemacht hat. Allen drei Männern werden wir ein ehrendes Andenken bewahren. —

(4) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Frau Geheimrat Bartels in Berlin.
2. Hr. Ole Solberg in Steglitz.
3. „ W. H. Kühl, Buchh. in Berlin.
4. „ Erwin P. Dieseldorff in Guatemala.
5. „ Dr. med. Erwin Jaeger in Leipzig.
6. „ Professor Dr. F. Rathgen in Berlin.
7. „ Professor Naumann in Bautzen.
8. Die Anthropologische Gesellschaft in Cöln.

(5) Hr. Geh. Regierungsrat Professor Paul Ascherson hat in diesem Monat sein 50jähriges Doktorjubiläum gefeiert. Wir wiederholen auch an dieser Stelle dem verdienten Forscher unsere herzlichen Glückwünsche. —

(6) Frau Geheimrat Bartels hat der Gesellschaft die Summe von 3000 Mk. geschenkt. Der Vorstand hat der edlen Geschenkgeberin den wärmsten Dank der Gesellschaft dafür ausgesprochen. Da unser Schatzmeister die Summe zum Kapital geschlagen hat, so kommen uns für die grossen laufenden Ausgaben nur die Zinsen zu Hilfe. —

(7) Das Westpreussische Provinzialmuseum in Danzig und sein hochverdienter Schöpfer und Direktor Hr. Professor Dr. Conwentz begingen in aller Stille ihr 25jähriges Jubiläum, überraschten aber alle Freunde durch eine prachtvolle Festschrift, welche vorgelegt wurde. Wer den reichen Inhalt des Museums zu bewundern Gelegenheit hatte, wird die grossen Verdienste des Hrn. Conwentz freudig anerkennen. Wir beglückwünschen das Museum zu dem Besitz dieses ausgezeichneten Direktors und wünschen ihm selbst, dass er bald ein neues würdiges Gebäude für sein Museum erhalten möge! —

(8) Als Gäste werden begrüsst: die Herren Geh. Rat Branco und Wahnschaffe, Prof. Jäkel aus Berlin und Dr. Haferland aus Dresden. —

(9) Hr. von Luschan hatte in der Aprilsitzung des vorigen Jahres eine Tafel zur Bestimmung der Hautfarbe aus opakem Glas für Forschungsreisende vorgelegt. Dieselbe kommt jetzt in den Handel und besitzt alle Vorzüge, die Hr. von Luschan schon betont hatte. —

(10) Herr Maass überreicht die folgende Abhandlung:

Ta kä-käi-käi Tabu.

Ein Beitrag zur vergleichenden Kenntnis der Malaio-Polynesier.

Als ich im Jahre 1897 die Mentawaiinseln besuchte, fiel mir bei ihren Bewohnern die eigentümliche Handhabung des Ta kä-käi-käi und Punäns auf. Zurückgekehrt in die Heimat, suchte ich bei andern Naturvölkern nach analogen Eigentümlichkeiten in ihren Sitten und Gebräuchen. Zu meiner Freude fand ich viele Anknüpfungspunkte, ganz abgesehen von dem benachbarten Sumatra oder bei den Malaien, namentlich aber bei den Polynesiern im Tabu.

Mein Begleiter, Herr Dr. Morris, hatte auf Grund seiner sehr eingehenden linguistischen Studien bei den Mentawaiinsulanern bekundet, dass diese dem Wesen ihrer Sprache nach, welche zu der von Misteli als stammisolierende Sprache des Malaio-Dajakeschen Typus bezeichneten Familie gehört, zur grossen Familie der Malaio-Polynesier gerechnet werden müssen. Hierdurch wurde mir der Weg gewiesen, auf dem ich hoffen durfte, verwandte Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten zu finden. Im folgenden werde ich auf Grund vergleichender Analogien darzutun versuchen, dass auch den Sitten und Gewohnheiten nach, ein verwandtes

Verhältnis zwischen den Eingeborenen der Mentawai- und Nassaugruppe einerseits und den Polynesiern andererseits besteht.

In dem Ta kä-käi-käi haben die Mentawai- mit Einschluss der Nassauinsulaner, den Fremden gegenüber eine furchtbare moralische Waffe, die umso einschneidender auf den Reisenden wirkt, je mehr die Eingeborenen das Ta kä-käi-käi von ihrer Willkür abhängig machen. Das Ta kä-käi-käi ist das erste und vornehmste Gebot dieser Inselbewohner, dem nur bei ihnen der Punän gleichkommt; mit ihm aber haben sie auch für sich selbst ein Causalgesetz geschaffen, das für sie gewissermassen ein moralisches Internat bildet. Ta kä-käi-käi heisst: „Es ist verboten". — An der Hand einiger Beispiele wird es leichter ersichtlich sein, welche Verbote den Eingeborenen und Fremden mit dem Ta kä-käi-käi treffen resp. der letztere zu beachten hat. Wird ein Eingeborener auf der Reise in einem fremden Dorf vom Tode überrascht, so wird er auch daselbst bestattet. Seinen Freunden und Bekannten ist es Ta kä-käi-käi (verboten), ihm bei seinem Begräbnis das letzte Geleit zu geben. Ein anderer Fall, in dem das Ta kä-käi-käi von besonderer Wirkung ist, ist folgender: Ein Vater darf sich nicht am Ergreifen eines seiner Kinder beteiligen, wenn dies im Verdacht der Giftmischerei steht. Ich selbst kam mit dem Ta kä-käi-käi in Berührung, als ich eines Tages einen Eingeborenen bat, mir den Inhalt einer Totenklage mitzuteilen; sogar das Berühren weiblicher Wesen war Fremden verboten. Zweideutige Redensarten oder Verletzung des Anstandsgefühls in Gegenwart weiblicher Personen sind gleichfalls Ta kä-käi-käi. Neben diesem erzieherischen Wert kann das Ta kä-käi-käi noch als ein Bestandteil der religiösen Anschauungen der Eingeborenen der Mentawai- und Nassauinseln in Frage kommen, sie sogar in diesem Sinne stark beeinflussen, z. B. ist es Ta kä-käi-käi, wenn die Eingeborenen während des Punäns Fremden, d. h. vornehmlich Weissen gestatten würden, dem Tanz, der sich nach den Klängen der grossen Katäuba im Hause des Häuptlings vollzieht, beizuwohnen.

Wie ich schon anfangs bemerkte, haben die Mentawaiinsulaner vermöge ihrer Rassenabstammung auch Anknüpfungspunkte mit den Malaien. Dementsprechend finden wir für Ta kä-käi-käi bei den benachbarten Malaien Sumatras adäquat die Gebräuche des Pantang (قنتغ). Pantang heisst, sich einer Sache enthalten, ebenso etwas, das als schädlich verboten ist, endlich noch sich schonen. So findet es weiter häufig Anwendung in Pantang dan barangan, das Feilhalten verbotener Sachen, oder tijda berpantang lagi: frei und ungehindert, Pantang pemali: verboten und nicht erlaubt, orang pantang: jemand, der unter einem Verbot steht, besonders durch Unreinheit; Pantang baik baik, was soviel heisst, wie schonen Sie sich sehr, vor allem sparen, strenge Diät halten. Im gleichen Sinne kennen wir bei anderen, zur malaiischen Rasse gehörigen Eingeborenen das Pomali auf Timor und den Molukken, das Pali, Padi, Fosso oder Sassie, welches ich dem Mugul der Mikronesier als verwandt bezeichnen möchte.

Von den Alfuren auf Halmahera wissen wir, dass ihnen sogar der Anblick des Meeres nicht gestattet wurde, ebenso hören wir, dass eine Anzahl Speiseverbote, die das Fleisch von Hirschen, Schweinen und Fischarten verbieten, ein Pomali zur Bekräftigung verlangen. Bei Todesfällen werden ganze Dorfschaften dem Pomali unterstellt, und Verletzungen desselben streng bestraft.

Selbst bei dem interessanten Volk der Madagassen finden wir neben negroiden Einflüssen auch malaiische Elemente in Sitten und Gewohnheiten vertreten; sie haben das Fadi, dessen Bedeutung soviel wie verboten, unglückbringend, unantastbar, heilig heissen soll. Aus all den hier angeführten Beispielen geht hervor, dass wir in dem Pomali nicht das reine Tabu der Polynesier haben, das von so tief einschneidender Wirkung ist, wie wir noch sehen werden. An der Südküste von Madagaskar, im Bezirk Behare, sind sogar Hühner fadi, die Folge davon ist, dass nach diesem Bezirk kein Huhn kommen darf; auch das Schiessen von Vögeln ist verboten. An einigen anderen Orten dieser Insel wird der Hund oder ein anderes Tier mit dem Fadi belegt. Hierbei drängt sich unwillkürlich ein Anklang an Kobong oder Totem auf. Von besonderer Wichtigkeit bei den Madagassen sind die monatlichen Faditage, jeder Neugeborene verfällt dem Tode des Lebendig-Begrabenwerdens an einem solchen Tage. Grandidier berichtet uns darüber von den Antanossen. Zärtliche Eltern bringen es mit Geld und guten Worten fertig, dass durch das Opfer eines Fingergliedes als Sühne der Ankunft an einem Unglückstage nichts im Wege steht.

Betrachten wir weiter die Macht der Fürsten, so finden wir, dass ein nicht unwesentlicher Teil ihrer Machtsphäre in der Annahme seine Begründung findet, dass man denselben die Kraft zutraute, dass sie die Glücks- und Unglückstage wüssten, man ging sogar noch weiter in der Meinung, indem man glaubte, dass in dieser Kenntnis astrologische Beziehungen vorkämen. Es gab ferner eine Zeit, in der das Fadi selbst auf Götzen sich erstrecken konnte. In Imerina kam es vor, dass jeder Götze seinen Faditag hatte. Diejenigen, die ihn verehrten, verrichteten an solchem Tage keine Arbeit. Selbst heute noch finden wir vereinzelte Fälle in denen jeder hochgestellte Hova an seinem Faditage sich gewisser Speisen enthält; es zu gleicher Zeit vorzieht, ihn in der Stille der Abgeschiedenheit zu verbringen. Auch in der Ehe finden wir die Wirkungen des Fadi; so verbietet es die Ehe unter Kindern von Geschwistern bis zum fünften Grade.

Begeben wir uns jetzt zu den Dajaken Borneos, so finden wir im Uhum und Pamali wieder einen neuen Anknüpfungspunkt, der uns zu den Malaio-Polynesiern hinüberleitet. Das Uhum wird zunächst bei allgemeinerem Gebrauch da angewandt, wenn es etwas, das recht resp. sittig ist, zeigen soll; tritt es aber in politischer oder in religiöser Beziehung in Kraft, dann erlangt es den strengen Charakter des Tabu, auf das ich noch später einzugehen habe.

Mit Punän nun bezeichnen die Eingeborenen der Mentawai- und Nassau-Gruppe eine Anzahl von heiligen Gebräuchen, die gewissermassen

mit Observanzen verknüpft sind. Sie unterscheiden den grossen und kleinen Punän. Der erstere tritt in Kraft, wenn es sich namentlich um das Wohl oder Wehe einer Dorfschaft handelt, aber auch Naturereignisse können für ihn von Einfluss sein, wenn z. B. ein Häuptling sich ein Haus errichtet, weiter bei Epidemien, die ein Dorf heimsuchen können, oder wenn eine Kokosnusspalme durch eine Force majeure vernichtet wird; auch die Erhebung zu einem Dorfoberhaupt bedingt ihn, desgleichen findet er bei der Wahl eines Priesters statt. Wird ein Eingeborener durch ein Krokodil getötet, ebenfalls grosser Punän. Selbst das Einfangen eines Giftmörders oder bei Streitfällen in einem Dorf erschlagene Eingeborene bedingen einen grossen Punän zur Sühne. Endlich noch wird der grosse Punän als ein Fest der Freude begangen, wenn ein Eingeborener die dem Punän geweihten Tiere, wie Hirsch, Affe, Meerschildkröte, erlegt hat.

Der kleine Punän erstreckt sich mehr auf das Persönliche. Schon sein Name Punän uma besagt, dass seine religiöse Kraft zunächst dem Hause, dem häuslichen Leben und was mit ihm zusammenhängt, geweiht ist. Mannigfach sind nun die Gelegenheiten, bei denen er zur Ausübung gelangt. Zunächst wird der Eingeborene ihn feierlich bei dem Bau seines eigenen kleinen Hauses (Laläp) begehen, ebenso wird er ihn bei der Anlage eines Gartens, beim Bootsbau, der Sagobereitung halten; desgleichen, wenn er sein Dorf verlässt, um sich anderswo anzusiedeln. Vor allem aber ist ein Punän bei Schwangerschaft, Geburt und acht Monate nach derselben zu halten. Eine willkommene freudige Gelegenheit zu kleinem Punän bietet die Hochzeit. Endlich befindet sich der Eingeborene im Punän bei Krankheit in seiner Familie und beim Tod eines Familienmitgliedes; auch wenn der Priester kommt, um den bösen Geist aus dem Hause des Verstorbenen zu treiben. Ausserdem machen noch diejenigen Eingeborenen, die auf die Jagd ausziehen, um eines der geheiligten Punänentiere, wie Hirsch, Affe, Schildkröte zu erlegen oder zu fangen, den Punän uma. Ein besonderes Verbot besagt noch, dass während eines Punäns die Kaira (mal. sisik سيسق), d. h. Karattschildkröte, nicht gefangen werden darf, dagegen sind die si malina oder iba laut (malaiisch katoeng كتڠ) und elato (malaiisch baning bijang بنيڠ بيجڠ) willkommene Jagdbeute für einen Punän.

Der Verlauf dieser Darstellung hat uns den Weg vom Ta kä-käi-käi zum Pantang der Malayen mit seinen ähnlichen Einrichtungen, wie dem Pomali, Pali, Padi, Fosso und Sassie bei anderen der malaiischen Rasse angehörenden Völker gezeigt. Weiter fanden wir das Uhum der Dajaken und das Ugul der Mikronesier. Endlich den Punän der Mentawai- und Nassauinsulaner, dieser leitet uns zunächst zum Tabu der Südseeinsulaner im allgemeinen hinüber.

Das Tabu, auch Tapu von einzelnen Stämmen gesprochen, bei den Melanesiern Tambu, bedeutet soviel wie unverletzlich. Fornander erwähnt in seinem Werke „An account of the polynasian race its origin and migrations . . . London 1878. 8°, Vol. I, p. 114 das Kapu, welches die gleiche Bedeutung wie das Tabu hat. Er sagt darüber:

„Die Allgemeinheit des Kapu innerhalb des polynesischen Gebietes, ohne sich auf positive Erklärungen besonderer Legenden zu beziehen, stellt es ausser allem Zweifel, dass die Polynesier es aus ihrer früheren Heimat im Westen mitbrachten, und dort werden noch jetzt Spuren gefunden ... Auch bei den Singhalesen und südlichen Hindus ist das Wort Kapu der Name für eine scharlachrote Schnur, die um den Arm oder das Handgelenk gebunden wird, um anzuzeigen, dass sich der Träger zu einer heiligen Handlung verpflichtet hat und nicht in dieser gestört werden darf. Sonderbar genug, obschon mit verändertem Sinn erinnert an den Namen die Absicht des polynesischen Verbots wieder. Wenn wir erwägen, dass der Ceylonese niemals den Brahmanismus angenommen hatte, und dass ihre früheste Zivilisation und religiösen Begriffe von den cuschitischen Arabern gestaltet, wenn nicht geschaffen worden sind, deren Verkehr mit den dravidischen und anderen Völkern des südlichen Indiens und der Inseln und deren Einfluss auf dieselben lang und innig war, so ist man berechtigt, in Verbindung mit anderen Tatsachen, einen gemeinsamen Ursprung für das polynesische und singhalesische Wort in einem cuschitischen Ausdruck religiösen Imports zu suchen, der jetzt augenblicklich vergessen und bisher unentdeckt war."

Tabu sind bei den Südseeinsulanern die Person des Häuptlings, Begräbnisplätze und Kultstätten; aber auch jede beliebige andere Örtlichkeit, wie ein Baum, verlassene Wohnungen, ja sogar ein einzelnes Besitzstück wissen diese Eingeborenen vor Annäherung, Berührung oder Wegnahme zu schützen. Sie bedienen sich dabei eines sehr einfachen Mittels, nämlich eines Fadens, in den unter bestimmten Zeremonien einige Knoten mit oder ohne Fetische eingeknüpft werden. Das die Eingeborenen hierbei bewegende Motiv wurde durch den Glauben bestärkt, dass vor einem Verletzen dieses Fadens alle Übel, die der Knotenschürzer hineingeknüpft hatte, unfehlbar auf sie fallen würden. Dieser Aberglaube gereichte den Eingeborenen insofern zum Vorteil, als er die noch unausgebildete Sicherheitspolizei bei den verschiedensten Naturvölkern schuf.

Gleichzeitig möchte ich hier nicht unerwähnt lassen und darauf hinweisen, dass die Melanesier auch das bei ihnen übliche Muschelgeld mit Tabu bezeichnen. Das Material dieser Muscheln kommt aus der Landschaft Nakanai auf der Nordküste des Hauptteils von Neu-Pommern. Nach Angabe des kaiserlichen Gouverneurs Dr. Hahl ist es vor allem die Chardinsel, welche besser gesagt wohl eine Halbinsel bildet, von der sich die Kanaker der Nordküste der Gazellahalbinsel die für sie so kostbaren Muscheln holen. Hier werden sie im Schlamm gefunden und gegen Pele, das Muschelgeld der Süd-Neumecklenburger, das aus ganz winzigen Muscheln besteht, eingetauscht.

Dieses so neu erworbene Muschelgeld der Kanaker besteht ebenfalls aus kleinen weissen, einen Pfennig grossen Muscheln. Sie werden aneinandergereiht und auf Schnüre gezogen. Die Eingeborenen der Neubrandenburg-Gruppe nennen es Diwara. Dieses so zum Tabu erhobene Muschelgeld bildet für den Kanaker den Inbegriff höchster Glückseligkeit, denn mit diesem Tabu kann er alles im guten und schlechten Sinne erlangen. Von Jugend auf schon umstrickt den Melanesier der Zauberbann

des Tabu, all sein Sinnen und Trachten konzentriert sich darauf, Tabu in grösstem Massstabe anzuhäufen. Je mehr, desto grösser sein Ansehen, desto gefürchteter seine Macht. Ja sogar nach seinem Tode noch hat der im Leben allmächtig gewesene Besitzer Nutzen vom Besitz seines Reichtums, besonders für seine Seele. Dank seiner Tabuschätze ist es dieser vergönnt, ein angenehmes Dasein zu führen, während die Seele des Armen es sich versagen muss, nach den Vergnügungsplätzen der Geister der Verstorbenen zu kommen; nur dem reichen Manne, dem Uivana, ist es vorbehalten, nach seinem Tode in Gestalt einer Sternschnuppe dorthin zu fliegen, wie uns Hr. Dr. Schnee erzählt.

Als Zahlungsmittel kommt das Tabu entweder in ganzen Fäden, deren Länge durch das seitliche Ausstrecken beider Arme bestimmt wird, vor oder in kleinen abgetrennten Stücken, die je nachdem eine mehr oder minder beliebige Zahl Muscheln enthalten. Auch werden solche Fäden zu mehreren in Ringform vereint und heissen dann Loloi.

Zu der Zeit, als ein aus dem Westen kommender, sich nach dem Osten hinziehender Wanderstrom entstand, der seinen Lauf nach dem Stillen Ozean nahm, war es selbstverständlich, dass auch kleine zerstreute Rinnsale auf dem australischen Festlande haften blieben. So kommt es, dass wir auch dort einige wenige Spuren des Tabu finden, wenn auch nicht in jener prägnanten Form, wie bei den Polynesiern.

Gehen wir jetzt näher auf das Tabu bei den Polynesiern, wo es eigentlich seine Urheimat hat, ein. Das Tabu gliedert zunächst die Volksklassen bei ihnen in streng ausgeprägter Weise. Wir haben zwei grosse Kasten zu berücksichtigen: solche, die Anteil am Göttlichen (Moa) haben, andererseits wieder solche, die völlig davon ausgeschlossen sind (Noa).

Dem Tabu werden sogar ganze Ortschaften, wie wir noch später sehen werden, unterstellt. Das Aufhängen eines Büschels von Palmenblättern macht sie kenntlich. Entweder sind sie seit alten Zeiten oder durch alte, auf Grund ihrer Erfahrungen als Tabu erklärt. Das Tabu und seine aus ihm abgeleiteten Gesetze finden wir vor allem bei den Polynesiern in einer solchen Einseitigkeit vor, dass sie weit aus dem Rahmen des religiösen Bannes heraustreten und die persönliche Freiheit der Eingeborenen derart beschränken, wie es beim Kastenwesen indischer Völker nur möglich sein kann. Durch die Tabugesetze werden die Menschen nicht allein durch unübersteigliche Klüfte getrennt, nein, vielmehr noch, ihre Wirkung war zur Zeit, wo sich das Tabu seiner höchsten Machtentfaltung noch erfreuen konnte, von so tiefgehender Bedeutung, dass es imstande war, die polynesische Welt zu halbieren, so scharf, dass die vom Banne des Tabu Getroffenen in beständiger Furcht lebten, die heilige Grenze zu verfehlen. Weiter belehrt uns das Causalgesetz des Tabu, dass alle Dinge, mit Ausnahme des Menschen, in diese oder jene Klasse hier auf Erden rangieren. Wir haben also zwei grosse Phasen zu unterscheiden: zuerst die, „worauf die Kraft des Tabu als von selbst ruhend gedacht wird, weil es Eigentum der Götter und der bevorrechtigten Menschen oder diesen jederzeit vorbehalten ist.“ In die zweite Gruppe fällt alles das, was vom Tabu frei,

also Jedermann für sich in Anspruch nehmen darf; aber auch durch blosse Berührung kann das Tabu übertragen werden. Es ist jedoch möglich, durch gewisse Zeremonien Tabu Gewordenes und so auch die Menschen davon zu befreien. Es kommt sehr häufig vor, dass die politische und soziale Bedeutung des Tabubegriffs ihren religiösen Kern verschleiert, obwohl er nichtsdestoweniger vorhanden ist. Wir haben hier eine aus religiöser Sphäre herausgewachsene Vorstellung vor uns, deren Nutzen für die Regierungskunst ihr auf politischem Gebiet früh eine ebenso spitzfindige wie rücksichtslose Ausdehnung gesichert hat. Die Kraft des Tabu kommt ausser den Göttern auch den Menschen zu, die göttlichen Geistes sind, obwohl, wie es scheint, nicht in gleichem Grade. Alle übrigen, auch fast alle Frauen, waren davon ausgeschlossen.

Aus all den hier angeführten Motiven springt besonders in die Augen, dass das rein Göttliche mit dem Humanen derartig verbunden ist, dass die ursprüngliche göttliche Kraft des Tabu mit allen irdischen Verhältnissen aufs innigste verquickt war, so intensiv, dass sich bei oberflächlichen Geistern der Gedanke aufdrängen konnte, die Machtsphäre des Tabu sei nur zu politischen und sozialen Zwecken erfunden. Diese Versuchung ist zwar sehr naheliegend, aber wir müssen sie von der Hand weisen.

Die Wirkung des persönlichen Schutzes beim Tabu erstreckt sich auch auf das im Besitz eines Edlen, also Tabuierten, befindliche Eigentum. Dies zu benutzen ist Anderen untersagt. Der Tabuträger besitzt aber auch die Kraft, dass Eigentum Anderer mit Tabu zu belegen. Von grossem Segen ist das Tabu bei einer bevorstehenden Missernte. Diese wird tabuiert, um so die Gefahr der Hungersnot abwenden zu können. Wird das Tabu über ein Feld verhängt, so haftet es auf diesem solange, bis der Häuptling geruht, es zu beseitigen. Von den Tonganern und Eingeborenen von Hawai wissen wir, dass, wenn es bei grossen Festlichkeiten hoch herging, die masslose Verschwendungssucht sich breit zu machen suchte, dann auf gewisse Erzeugnisse ein Tabu gelegt wurde. Jeder Eingeborene Polynesiens kann vermöge der Kraft des Tabu seine Grundstücke auch die als Privateigentum geltenden Fischplätze vor den niedriger stehenden schützen. Eine eigentümliche Erscheinung ist es, der wir beim Tabu noch begegnen, dass auch häufig Lebensmittel von seiner Wirkung betroffen werden. Forschen wir nach der Ursache, so begegnen wir der auf religiöses Gebiet hinüberspringenden Ansicht, dass alles, was mit dem Schutzgotte in Tiergestalt (Atua) eines Stammes zusammenhängt, nicht von dessen Angehörigen berührt werden darf. — Das Seelenessen der Götter, ein heiliges Anstaunen des rätselhaften Verdauungsprozesses, spielt ebenfalls hier hinein. — Endlich ist der Eigennutz nicht unwirksam; so gab es auf den westlichen Inseln Wälder, Wege, Strände, die Tambu waren. Dass das Tabu auch in schamloser Weise durch die Macht der Häuptlinge und Priester in den Zeiten, wo sich die religiösen Bande bereits durch Verkehr und Vordringen der Weissen gelockert hatten, ausgenutzt wurde, davon hören wir in einem Beispiel, das uns der König Kamehameha I. gibt. Diesem war zu Ohren gekommen, dass sich auf einem Berge in der Nähe von Honululu Diamanten fänden, wofür er die dort tatsächlich ge-

fundenen Quarzkristalle hielt. Sofort belegte er ihn mit Tabu. Im Jahre 1850 musste sogar das alte heilige Tabu als Polizeiverordnung dienen. Es wurden damals alle Rinderherden Hawais mit einem fünfjährigen Tabu belegt, damit sie nicht weiter dezimiert werden konnten. Selbst der Willkür ist das Tabu unterworfen, so z. B. können Träume etwas als verboten hinstellen.

Wenden wir uns jetzt den Strafen, die der Bruch des Tabu nach sich zieht, zu. Hierbei muss betont werden, dass der Charakter des Religiösen immer wieder in den Vordergrund tritt, selbst dort, wo wir ein weniger festes Band zur Religion finden, dieses sich bereits gelockert hat. Je mehr wir in die Geheimnisse des Tabu eindringen, desto klarer empfinden wir, dass die grössten Verstösse gegen das Tabu in der Religion zum Ausdruck kamen, z. B. war „Entheiligung der Tempel die grösste Sünde"; andererseits aber wiederum ist es eine höchst bedenkliche Erscheinung, dass vor allem die niederen Stände und Frauen der Strafe verfielen, während die Vornehmen und Reichen sich durch Mittel frei von Schuld und Fehle waschen konnten. Aus diesem bedenklichem Symptom erklärt sich auch der beginnende Verfall der altgeheiligten Tradition des Tabu. Dort aber, wo der polynesische Glaube in seiner unverfälschten Reinheit anzutreffen war, forderte er einfach Unmögliches. Es wird erzählt, dass es den Eingeborenen von Tahiti als Tabubruch angerechnet wurde, wenn sie es gewagt hätten, mit den Füssen gegen den Marai hin zu schlafen; von den Neuseeländern wissen wir, dass sie durch den Anblick einer Leiche tabuiert waren. Kranke waren gleichfalls tabu, da ein Atua die Krankheit verursacht hatte; Neugeborene, da sie als den Göttern gehörig betrachtet wurden, Wöchnerinnen durch die Neugeborenen und Leichen, weil sie von der Seele umschwebt sind. Leute, die durch Berührung mit einem Toten in einen gewissen Connex gekommen waren, durften Speisen nicht anfassen, allein nur durch die Rezitation des Schöpfungsgesanges vermochten die Priester sie zu entsühnen. Bei den weitverzweigten Beobachtungen, die das Tabu auferlegt, war es natürlich selbstverständlich für den Fremden, der mit den religiösen Gebräuchen nicht vertraut war, dass durch die Unkenntnis der Sitten und Gebräuche dabei zwischen Weissen und Schwarzen ernste Konflikte ausbrechen mussten.

Weiter kann man leicht ermessen, in welch bedrohlicher Weise sich das Tabu von den geistlichen und weltlichen Zentren dieser Völker zu einem lästigen Übel auswachsen musste. Aus Neuseeland hören wir, dass das Tabu schon eintrat, wenn ein Gegenstand als Eigentum eines Vornehmen angesprochen wurde. War eben daselbst in irgend einer Ortschaft schon ein starkes Tabu vorhanden, z. B. durch das Tätowieren einiger junger Leute, so wurde einfach der ganze Ort als Tabu erklärt. In Tahiti ging es sogar so weit, dass ganze Bezirke in den Bann des Tabu getan wurden, wenn ein Vornehmer erkrankte, dem diese Bezirke unterstellt waren. Um sich aber von dieser tief in das Menschenleben einschneidenden Macht einen rechten Begriff machen zu können, lesen wir weiter, dass allgemeine Stille herrschen musste, kein Boot fahren, keine Speise gekocht, kein Feuer angezündet werden durfte.

Aus all diesen Beispielen ersehen wir wiederum, wie das Tabu sich des pulsierenden Lebens zu bemächtigen verstand, wie es namentlich in geradezu rücksichtsloser Weise den grossen Haufen des Volkes terrorisieren musste, wie vor allem aber Häuptlinge, Richter seine politische Verwertung geschickt zu handhaben vermochten, um für sich Nutzen zu ziehen.

Wo auch immer Gesetze gegeben werden, da werden auch Mittel gefunden, ihre Strenge zu mildern, sie im Notfalle zu umgehen, aus einer conditio eine Tugend zu machen. So fand man denn auch durch stillschweigende Übereinkunft Wege, dort Milde für Strenge einzutauschen, wo es geboten schien, nach Ansichten von Häuptlingen, Vornehmen und Priester.

Um Tabuierte zu erhalten, mit Nahrung zu versehen, wurden kriegsgefangene Sklaven ausgewählt, da diese aus dem Banne des Schutzgeistes ihres eigenen Stammes herausgetreten, in den neuen nicht aufgenommen sind. Sie wurden einer Tabuverletzung nicht für fähig erachtet.

Ein noch wesentlicherer Punkt für das Studium des Tabu ist der, durch Mittel dasselbe wieder aufzuheben. Diese sind insofern von besonderer Bedeutung, als sie die Initiative bilden, gewissermassen den freien Willen, das unbefangene Tun eines ganzen Volksstammes vor Vernichtung zu schützen. Um das Tabu von Jemand oder einer Dorfschaft zu nehmen, bedarf es besonderer Zeremonien.

Wer sich noch ferner von den tiefeinschneidenden Wirkungen des Tabu die richtige Bedeutung machen will, wird am besten einen Wertmesser darin finden, dass einige seiner Wirkungen überhaupt nicht mehr beseitigt werden können. Sie vereinigen sich mit den kommenden Geschlechtern wie eine heilige, alte Tradition, die aber von ihnen nicht mehr verstanden wird. Besonders gehören dahin die Namen gestorbener Häuptlinge, die Orte, wo diese gestorben sind, und grössere Begräbnisplätze. Der Bann des Tabu bleibt an Jenen haften und er bildet gewissermassen für den Forscher den Schlüssel dafür, dass wir auf selbst dichter bevölkerten Inseln viele unbewohnte Strecken finden.

Endlich will ich noch erwähnen, dass auch das Christentum sich das Tabu nutzbringend machte, in dem Bedürfnis nach demütigen und gehorsamen Herzen.

Je mehr wir uns aber mit der Psyche des Tabu beschäftigen, kommen wir zu dem Schluss, dass unter verschiedenen Formen das Tabu in allen Erdteilen anzutreffen ist.

Das Resultat dieser kleinen Studie möchte ich in folgende Worte zusammenfassen:

„Eine weise Gesetzgebung wird stets bestrebt sein, alles nach bestem Wissen und mit bestem Willen auszuführen.“ Dieses Leitmotiv finden wir auch bei Naturvölkern in mehr oder minder prägnanter Art zur Geltung kommen, von dem Wunsche beseelt, ihr Eigentum zu schützen, der Verschwendungssucht, dem Leichtsinn zu steuern. Das Bedürfnis nach völkerrechtlichem Verkehr ist bei den Malaio-Polynesiern im gleichen Masse wie bei uns vorhanden. Das in diesem Volksstamme liegende Rechtsbewusstsein ist dadurch

zum Ausdruck gelangt, dass man Mittel gefunden hat, es zu befriedigen. Betrachten wir diese Mittel näher, so finden wir, dass sie, ihrer Natur entsprechend andere sein müssen, als wir sie zur Anwendung gebracht hätten. Der Grund hierfür liegt in dem anders gearteten Denkvermögen der Malaio-Polynesier, in dem eigentümlichen psychologischen Bewusstsein dieser Menschenkinder. Wir haben es bei ihnen mehr mit Rechtsforderungen zu tun, die eine Erfüllung erheischen, als mit realen Rechtsformen. Solche finden bei ihnen keine Anwendung Die Kraft ihrer Gesetze allein vermag diese Leute mit einem gewissen Zauberbann zu umstricken, dem sie sich nicht entziehen können. Weder sittlicher Beweggründe, noch eines Rechtsgefühls bedarf es, diesen Bann zu stärken.

(11) Hr. Wilke-Grimma übersendet eine Abhandlung:

Zur Entstehung der Spiraldekoration.

Dieselbe wird später erscheinen. —

(12) Hr. W. Branco spricht über

die fraglichen fossilen menschlichen Fussspuren im Sandsteine von Warnambool, Victoria, und andere angebliche Spuren des fossilen Menschen in Australien.

Bereits an anderer Stelle[1]) habe ich mich kurz über diese fraglichen menschlichen Fussspuren von Warnambool geäussert; nur kurz, weil es nicht statthaft war, Hrn. Sanitätsrat Dr. Alsberg vorzugreifen, welcher über dieses Thema, zu dem er Material bereits gesammelt hatte, einen Vortrag halten wollte. Da Hr. Dr. Alsberg diese Absicht nun nicht ausgeführt hat, ich im Gegenteil aufgefordert bin, diese Gipsabgüsse und Photographien zu beschreiben, die er in dankenswertester Weise dem geologisch-paläontologischen Museum geschenkt hat, so möchte ich erstens die Spuren selbst, dann deren geologisches Alter besprechen.

Zunächst muss hervorgehoben werden, dass die Erwartung, einmal fossile Spuren menschlicher Füsse zu finden, keineswegs eine phantastische genannt werden darf. Wir finden so vielfach auf der Oberfläche von Schichtgesteinen Kriechspuren niederer und Gehspuren höherer Tiere, und das in so verschiedenaltrigen Formationen, dass wir den Ausblick mit voller Berechtigung auch auf menschliche Fussspuren in quartären oder jungtertiären Schichten richten dürfen. Nur werden wir natürlich, da es sich hier um das vornehmste der Lebewesen, um die Frage nach unseren eignen Ahnen handelt, in noch höherem Masse als sonst die Phantasie unter Schloss und Riegel setzen und „kühl bis ans Herz hinan“ die Dinge zu prüfen haben.

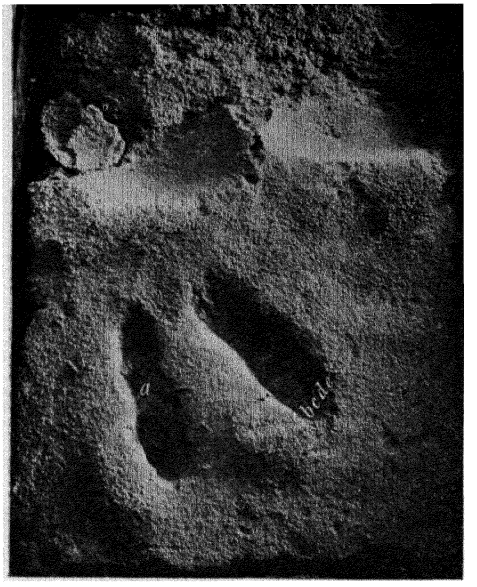
Die erste Frage, die wir uns stellen müssen ist die, ob die fraglichen Spuren überhaupt echt sind und nicht etwa, wie andere in meiner unten zitierten Arbeit namhaft gemachte Funde menschlicher Fussspuren, künst-

1) W. Branco. Fragliche Reste und Fussspuren des tertiären Menschen. Zeitschrift d. Deutschen geolog. Ges. 1904. Nr. 97—132. 6 Textfig.

lich, von Menschenhand in das Gestein gemeisselt sind. Mir erscheinen sie entschieden echt. Nicht nur die Aussagen des Besitzers von Kellas Steinbruch, in dem diese Spuren gefunden wurden, und die Fundberichte Archibalds sprechen entschieden dafür; sondern auch der Augenschein tut das. Ein Jeder wird diesen selben Eindruck erleiden, der diese Gipsabgüsse und Photographien betrachtet (s. Fig. 1).

Echt also, d. h. von irgend einem lebenden Wesen oder sonstigen Gegenstande und zu einer Zeit, in der die Gesteinsmasse noch weich war,

Fig. 1.



Vermeintlicher Fuss- und Gesässabdruck in dem „Dünenkalk" von Warnambool.
a Vorspringende Partie des Fussabdrucks entsprechend der Höhlung des rechten Fusses.
b c d e Ausgezackte Vertiefungen, die vielleicht als Abdrücke von Zehen zu deuten sind.

Fig. 2.

Neuerdings in der Hockerstellung hergestellter Fuss- und Gesässabdruck eines 14jährigen Knaben.
a Vorspringende Partie des Fussabdrucks entsprechend der Höhlung des Fusses.

in diese eingedrückt sind sie, wie mir scheinen will, durchaus. Es kann daher nur die Frage sein, welcher Art Wesen oder Gegenstand es war, die diese Eindrücke auf natürlichem Wege hervorriefen.

Es sind zwei ganz verschiedene Arten von Eindrücken vorhanden: Die einen sind von Archibald als Abdrücke des Gesässes zweier sitzenden Menschen gedeutet worden; die anderen als die Fussspuren eben dieser selben Menschen; und es muss hinzugefügt werden, dass man in derselben Sandsteinschicht desselben Steinbruches noch weitere derartige Fussspuren, eines grösseren und eines kleineren Menschen gefunden haben will, die von dieser Sitzstelle fortführten und von den Spuren eines Dingohundes

begleitet waren. Auch muss des weiteren hinzugefügt werden, dass man an anderer Stelle in Victoria, bei der Hie-Hie-Station, ähnliche Fussspuren zusammen mit denen des Dingo und des Känguruh gefunden hat; und an wieder anderer Stelle, im Sandstein eines Flussbettes, zusammen mit denen des Dingo, Känguruh und Emu.

Über alle diese anderen australischen Fussspuren des vermeintlichen Menschen können wir aber hier uns absolut kein Urteil bilden, da sie uns weder in Photographie noch in Abdruck vorliegen. Wir müssen also ganz von ihrer Deutung absehen. Höchstens können wir vielleicht sagen:

Menschenähnliche Fussspuren scheinen in den betreffenden Schichten von Victoria keineswegs ganz vereinzelt dazustehen. Das Wesen also, dass seine Füsse oder der fussähnliche Gegenstand, der sich dort in den Sand drückte, scheinen nicht etwa nur an einem Orte und in einem Exemplare das getan zu haben. Gleichzeitig mit diesem Wesen sind auch der Hund, das Känguruh, der Emu über den Sand gelaufen.

Sehen wir also von allen diesen anderen fraglichen Spuren in Australien ganz ab, so liegen unserer Beurteilung nur die beiden verschiedenartigen Spuren aus Kellas Steinbruch vor.

Im Vorstehenden sind die beiden Photographien wiedergegeben, welche wir der Liebenswürdigkeit des Hrn. Sanitätsrates Dr. Alsberg verdanken. Die auf denselben angebrachten Buchstaben und ihre Erläuterung rühren von ihm her, sind daher beibehalten worden. Ich bemerke aber, dass ich selbst Abdrücke der Zehen, die ja auch nur als „vielleicht" sehr bedingt von Hrn. Alsberg hingestellt werden, nicht zu erkennen vermag.

Bezüglich der vermeintlichen beiden Abdrücke zweier menschlichen Gesässe kann nüchternes Urteil wohl nur zu dem einen Ergebnisse kommen, dass keinerlei Beweis für die Richtigkeit einer solchen Deutung zu erbringen ist.

Einmal nämlich ist in keinem dieser beiden Abdrücke eine Spur der Kerbe für uns sichtbar. Doch muss ich allerdings das wieder abschwächen durch eine Angabe des Hrn. Sanitätsrates Dr. Alsberg:

Aus einem Briefe nämlich, den Hr. James M. Dowell, Direktor des Public Museum zu Warnambool, an ihn gerichtet hat, scheint hervorzugehen, dass eine der Kerbe entsprechende Rippe, obgleich sie dem Abgusse fehlt, an der einen „Gesässspur" im Originalblocke dennoch vorhanden ist; denn er schreibt: „one of wich with the light on it from the right direction distinctly shows the division of the Buttocks." Inwieweit diese schwache Rippe wirklich überzeugend sein kann, darüber können wir uns hier natürlich kein Urteil bilden, denn es handelt sich um ein subtiles Ding.

Es fällt weiter noch auf, dass die fraglichen Fussspuren nicht genau gerade vor den vermeintlichen Gesässabdrücken liegen, wie das bei normalem, geradem Sitzen der Fall sein würde, sondern etwas seitwärts vor ihnen. Das wäre indessen keineswegs etwas Unnatürliches; denn wenn wir sitzen, so können wir sehr wohl die Unterschenkel und Füsse, anstatt geradeaus, seitwärts, also entweder nach rechts oder nach links stellen. Hierbei werden jedoch die Füsse nicht mehr mit ihrer Sohle gerade auf

den Boden gestellt werden können. Sondern je weiter sie nach der Seite verschoben werden, desto mehr werden sie „auf die hohe Kante" gestellt werden, und zwar bei Verschiebung nach rechts der rechte Fuss auf die Innen-, der linke auf die Aussenkante; bei Verschiebung nach links aber umgekehrt, der linke Fuss auf die Innen-, der rechte auf die Aussenkante. Das müsste sich nun bei guter Erhaltung von Fussabdrücken insofern bemerkbar machen, dass bei Verschiebung nach rechts die linke Seite der beiden Spuren tiefer als die rechte eingedrückt wäre, bei Verschiebung nach links die rechte tiefer als die linke.

Prüfen wir daraufhin die Lage der allein vorhandenen einen Fussspur, so zeigt sich, dass die rechte Seite ganz ebenso tief eingedrückt ist, wie die linke. Es kann also eine solche schiefe Lage der Füsse nicht angenommen oder doch nicht bewiesen werden.

Nun hat freilich Hr. Dr. Alsberg auch noch eine andere Deutung dieser Verhältnisse als möglich ins Auge gefasst. Er hat sich die Frage vorgelegt, ob die beiden Wesen nicht in „Hocker"stellung sich befunden haben könnten, wie solche bei den Eingeborenen im Gebrauche ist. Zu diesem Zwecke hat er, wie Sie aus dieser Photographie ersehen, einen Knaben veranlasst, sich hinzuhocken (s. Fig. 2). Aber dieser Knabe hat sich natürlich so hingehockt, wie wir das tun würden. Die Eingeborenen dagegen sollen — ich weiss augenblicklich nicht, wer diesen Einwurf zuerst gemacht hat — sich in anderer Weise niederhocken, dergestalt nämlich, dass das Gesäss hinten fast mehr auf der Ferse als auf dem Boden aufliegt.

Prüfen wir nun auch auf diese Möglichkeit hin die fraglichen Spuren, so ergibt sich, dass hier eine „Hockerstellung" wohl nicht vorliegt. Einmal ist der vermeintliche Gesässabdruck zu weit von der zugehörigen Fussspur entfernt. Zweitens aber stehen die beiden Füsse ja, wie oben gesagt, etwas verschoben, und das ist überhaupt nur bei Sitzstellung möglich, nicht aber bei Hockerstellung, da bei letzterer dann ein sofortiges Umfallen des Betreffenden erfolgen würde.

Aus dieser Auseinandersetzung scheint mir also folgendes sich zu ergeben:

Die Gestalt der vermeintlichen beiden Gesässabdrücke lässt eine irgendwie sichere Deutung nicht zu.

Die gegenseitige Stellung von Fussspur und vermeintlichem Gesässabdrucke liesse sich nicht durch Hocker- sondern höchstens durch Sitzstellung erklären.

Für Sitzstellung aber möchte man, da die Füsse nach rechts verschoben sind, eine Vertiefung der linken Grenzlinie der Füsse erwarten, und das ist nicht der Fall.

Wenn wir daher nicht die Phantasie schalten lassen, sondern nüchtern urteilen wollen, so müssen wir sagen, dass die vermeintlichen Gesässeindrücke sich nicht als solche erweisen lassen. Auf der anderen Seite aber vermag ich auch keine andere, einleuchtende Erklärung derselben zu geben.

Nun die Fussspuren. Leider steht uns im Abgusse hier nur die Spur des einen Wesens zu Gebote, während Archibald von den Spuren zweier Menschen, eines grösseren und eines kleineren, spricht.

Dass diese Spur im allgemeinen menschenähnlichen Umriss besitzt, ist zweifellos. Es fällt aber auf, dass sie recht schmal sind. Ihre Länge misst bei beiden Eindrücken etwa 28,2 bezw. 26,7 *cm*, ihre grösste Breite am Ballen etwa 8,2 bezw. 7,3 *cm*. Ihre nicht unbedeutende absolute Länge will nichts besagen; sie könnte einen grossen Menschen andeuten, aber auch einen kleinen, dessen Füsse etwas ausgerutscht wären. Das wäre nichts Auffallendes. Warum sollte nicht ein junger Mensch, warum sollte nicht auch ein Pygmäe dort gewesen sein.

Bedenklicher erscheint mir die geringe Breite der Spuren, weil ich unwillkürlich mit der Vorstellung eines Wilden die andere Vorstellung verbinde, dass er breite Hände und ausgetretene, breite Füsse haben müsse. Das müsste, scheint mir, auch von Pygmäen gelten. Ich habe indessen keinerlei Erfahrung darüber; es ist ja auch zu bedenken, dass die Dimensionen dieser fraglichen Fussspur auch auf ein 12jähriges Kind sich deuten lassen würden, dessen Füsse noch nicht so breit ausgetreten zu sein brauchten. Immerhin machte mich die geringe Breite stutzig.

Sodann fällt an der Fussspur auf, dass man keine Zehen unterscheiden kann. Angesichts dieser Tatsache stehen wir vor drei Möglichkeiten: Entweder waren die Füsse bekleidet, als sie diese Eindrücke machten; und dann ist ihre menschliche Herkunft zweifellos. Oder die Füsse waren nackend, Wind und Wetter aber, vielleicht auch allzu lose Beschaffenheit des Sandes, haben die Eindrücke der Zehen wieder verwischt, bevor neue Gesteinsmasse die Form bedeckt und ausgegossen hatte; dann könnte die Spur vom Menschen oder vom Menschenaffen herrühren, während andere, vierfüssige Tiere wohl ausgeschlossen wären. Oder endlich, es liegt gar keine Fusspur vor, sondern nur ein durch irgend einen Gegenstand gemachter Eindruck.

Prüfen wir zunächst das letztere. Welcher Gegenstand sollte es gewesen sein, der diese fussähnlichen Eindrücke gemacht hätte? Läge nur ein einziger fussähnlicher Eindruck vor, dann könnte man noch eher an irgend etwas Zufälliges, Lebloses, als Ursache desselben denken. Wir haben aber vor uns ein offenbar zusammengehöriges Paar von Eindrücken, die gleich gross, gleich gestaltet und symmetrisch sind! Ein Paar, das in gleicher Weise an einem Ende tiefer, am anderen flacher ist. Welche Zufälligkeit, welches leblose Ding sollte das sein, die paarweise solche Eindrücke gemacht hätten?

Dazu kommt, dass die Gegend zu damaliger Zeit eine belebte gewesen ist, denn es wird ja auch über Fussspuren von Hund, Känguruh und Emu berichtet. Wenn man diese nicht auf Zufälligkeiten zurückführt — vorausgesetzt, dass sie wirklich unbezweifelbar sind, was ich nicht entscheiden kann — warum dann jene bezweifeln. Es wird ja auch weiter noch von anderen ebensolchen Menschen-ähnlichen Fussspuren, aus demselben Steinbruche und von anderen Örtlichkeiten, berichtet. Sollte da überall dasselbe zufällige Ding vorhanden gewesen sein, das die Ein-

drücke machte? — wiederum vorausgesetzt, dass diese anderen „menschlichen“ Fussspuren wirklich der vorliegenden gleichen, was ich ebenfalls nicht entscheiden kann.

Man sieht, es wäre sehr schwer zu verstehen und gar nicht zu beweisen, dass ein lebloses Ding die fraglichen beiden Eindrücke gemacht haben sollte.

Prüfen wir daher jetzt die andere Deutung, dass wirkliche Fussspuren vorliegen.

Dass es die Spur eines Menschenaffen sein könnte, ist, sofern wir uns nur auf unsere Kenntnis der heut lebenden Formen stützen, schwer zu glauben. Diese gehen meist „auf allen Vieren“. Zudem sind die Eindrücke ihrer Hand so abweichend von denen ihres Fusses, dass das Vorhandensein von Handspuren den Beobachtern doch vielleicht aufgefallen sein würde. Der, Australien benachbarte, Hylobates geht indessen doch des öfteren einmal ohne Hilfe seiner Hände aufrecht. Auch haben diese Affen sehr schmale Hände und Füsse, wie wir solches als „aristokratische“ beim Menschen zu bezeichnen pflegen; und jene Fussspur ist, wie oben hervorgehoben, in der Tat auffallend schmal.

Die heutigen Hylobatesarten freilich sind meist ziemlich klein. Indessen liegt der Gedanke nahe, dass, wenn überhaupt ein Affe, dann vielleicht der vielumstrittene Pithekanthropus erectus E. Dubois von Java diese Spur erzeugt haben könnte. Der ist bekanntlich sehr verschieden gedeutet worden; mir hat geschienen[1]), als wenn in ihm doch nur ein sehr grosser Hylobates vorliege. Sollte dieser wirklich ein erectus gewesen, aufrecht gegangen sein, und vielleicht auch in Australien gelebt haben?

Reste fossiler Affen kennt man indessen bisher aus Australien nicht. Es kommt auch ein Weiteres hinzu: Soweit mir bekannt ist, treten (alle?) diese Menschenaffen viel stärker mit der Aussenseite des Fusses auf, als die Menschen; so dass eine Fährte an der Aussenseite tiefer eingedrückt sein müsste, als an der Innenseite und derartiges ist hier nicht zu erkennen.

Vor allem jedoch ist bei den Menschenaffen die grosse Zehe opponierbar und wird beim Gehen daher vom Fusse wohl meist entfernt gehalten. Davon ist bei den in Rede stehenden Spuren nicht das Mindeste zu sehen.

Endlich scheint mir auch ganz unäffisch zu sein die Auswärtsstellung der beiden Füsse, wie sie die Spur zeigt. Solches habe ich nie bei einem Menschenaffen beobachtet.

Aus verschiedenen Gründen scheint also auch die zweite Möglichkeit ganz ausgeschlossen zu sein, dass etwa ein Anthropomorpher die fraglichen Fussspuren in den Boden eingedrückt haben könne.

Dann bliebe der Mensch als dritte Möglichkeit allein übrig. Freilich, nach meinen allerdings ganz unmassgeblichen Vorstellungen von den

---

1) W. Branco: Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz der schwäbischen Alb. Teil I, S. 107–109. Jahreshefte d. Vereins f. vaterländische Naturkunde in Württemberg. 1898.

Wilden und besonders von dem fossilen Menschen pflegen und pflegten auch diese nicht auswärts zu gehen. Ob dagegen etwa bei Hockerstellung die Fussspitzen nach auswärts gedreht werden? Fig. 2 lässt derartiges erkennen.

Ich sagte, es bliebe der Mensch allein übrig als dritte der Möglichkeiten. Aber mit Recht muss sich nüchternes Urteil sträuben, auf Grund so unzulänglicher Beweise, zweier undeutlichen Eindrücke, welche ungefähren menschlichen Umriss haben, das Dasein des Menschen nun wirklich als sicher zu folgern.

Dankenswerteste Aufgabe der betreffenden Kreise in Victoria wäre es, alle diese Spuren zu sammeln und, wenn möglich, das Licht über dieselben auszubreiten, das hier bei uns, allein auf Grund des vorliegenden Materiales unmöglich erlangt werden kann.

Das Ergebnis meiner Überlegung betreffs der Fussspur lässt sich also dahin zusammenfassen:

Die Fussspur ist recht ähnlich einer menschlichen, aber auffallend schmal.

Das Symmetrische, Paarige derselben ist sehr auffällig und bemerkenswert, ja, dieser Umstand erscheint mir als der wichtigste, positivste; denn er spricht ebensosehr gegen die Annahme einer zufälligen Bildung wie für die, dass es sich hier um Fusseindrücke handelt.

Die mangelhafte Ausbildung bezw. Erhaltung dieser anscheinenden Fusseindrücke lässt jedoch keinerlei Entscheidung zu.

Nun das geologische Alter des Sandsteines, in dem die fraglichen Spuren bei Warnambool gefunden wurden.

Archibald gibt das folgende Profil von oben nach unten:

1. Waldboden.
2. Ton.
3. Vulkanisches Gestein.
4. Kalkstein, zuoberst mit marinen Muscheln, Terebratula, Nautilus, Pecten, Echinus.
5. Kalkhaltiger Sandstein mit Fussspuren des Menschen, Emu, Dingo, Känguruh. Bei Tower Hill in 60 Fuss Tiefe ein Dingoskelett.

Die Angaben über das Alter lauten sehr verschieden. Nach dem einen Miocän, nach dem andern Pleistocän, ohne dass jedoch diese Angaben durch Beweise gestützt würden.

Nach Untersuchung des „Sandsteines“, welche Hr. Prof. Bücking auf Bitte des Hrn. Dr. Alsberg unternahm, ergab sich, dass er mariner Herkunft ist und Foraminiferen enthält. Er ist also als Foraminiferensand vom Meere ausgeworfen worden und hat dort entweder eine Düne oder feuchten Strand gebildet, in welche die Eindrücke gemacht wurden.

Mindestens 60 Fuss Mächtigkeit hat er erlangt, d. h. ziemlich lange Zeit war zu seiner Ablagerung nötig. Dann ist er wieder unter den Meeresspiegel gesunken und es hat sich darüber der Kalk mit den marinen Tierresten abgesetzt. Dazu gehörte wohl wiederum längere Zeit.

Darauf ist das ganze wieder gehoben, zum Festland geworden und das vulkanische Gestein wurde darüber ausgebreitet, darauf der Ton. Endlich ist der Waldboden entstanden.

Das alles sind also Vorgänge, die wohl nur im Verlaufe längerer Zeiträume sich vollzogen haben können. Weiteres aber über das Alter des Sandsteines lässt sich von hier aus nicht sagen, denn ohne Kenntnis der Versteinerungen und der weiteren geologischen Verhältnisse der ganzen Gegend ist auch diese Frage nicht lösbar. Nur soviel scheint doch aus obigem Profile mit Sicherheit hervorzugehen, dass der Sandstein keineswegs ganz jugendlich sein kann, dass also Wilsers Ansicht, er habe „vielleicht nur einige Jahrhunderte", ganz unhaltbar ist.

Es dürfte von Interesse sein, die Ansicht eines Geologen über diese Dinge zu hören, welcher bisher in Melbourne Professor an der Universität war (jetzt in Edinburg) und vor seiner Abreise nach Europa die fraglichen Stücke in Warnambool noch in Augenschein genommen hat.

In seiner ganz neuerdings erschienenen Arbeit: „The Antiquity of Man in Victoria" behandelt Gregory unter anderem auch diese fraglichen Eindrücke von Warnambool.[1]) Er weist darauf hin, dass das Verhältnis der Breite der Sitzspur zu der Breite der Fusseindrücke (3 Zoll) ein abnorm grosses sei. Man habe daher angenommen, dass die Gesässeindrücke von zwei Personen herstammen könnten, die nebeneinander gesessen hätten. Das aber könne, meint Gregory, nicht der Fall gewesen sein, denn dazu sei der Zwischenraum zwischen den beiden Gesässeindrücken, welcher nur $^7/_8$ Zoll beträgt, viel zu gering.

Es sei daher ferner angenommen worden, dass vielleicht der Mann sich zuerst erhoben und dass das Weib sich darauf sanft nach links geneigt habe, wodurch die geringe Breite des Zwischenraumes entstanden sei. Man müsste jedoch, sagt Gregory, erwarten, dass durch eine solche Bewegung die Regelmässigkeit der Kurve des männlichen Gesässeindrucks zerstört worden wäre; und das sei eben nicht der Fall.

Nach einer mündlichen Mitteilung Mc Dowells sei allerdings früher an dem grösseren Gesässeindruck ein sanfter Rücken zu erkennen gewesen, welcher der Kerbe entsprochen habe. Mit der Zeit sei er jedoch weggebröckelt.

Gregory ist der Ansicht, dass die vermeintlichen Gesässeindrücke zwar als solche gedeutet werden könnten, sie könnten aber ebenso gut auch lediglich durch Windwirbel erzeugte Hohlformen sein. Für die Entstehungsweise der Fusseindrücke weiss Gregory keine Erklärung. Sie machen mehr den Eindruck von beschuhten als von nackten Füssen; denn die Breite der Fusseindrücke ist allzu gleichförmig, um durch nackte

1) Proceedings of the Royal Society of Victoria. Vol. XVII (New Series). Part I. Melbourne 1904. Pag. 130–133.

Füsse hervorgerufen worden zu sein. Das sei auch, nach einer Äusserung Mc Dowells, ganz allgemein die Ansicht derer, welche die Stücke geprüft haben. Gregory meint daher zum Schluss, dass, wenn die Fussspuren wirklich für die Anwesenheit des Menschen in Warnambool zu der Zeit, da die unteren Schichten des Sandsteins abgelagert wurden, beweisend sein sollen, man jedenfalls annehmen müsse, dass dieser Urmensch bereits Schuhwerk getragen habe.

Es liegen indessen noch mehrfache andere Nachrichten vor, die angebliche Anzeichen von dem Dasein des fossilen Menschen in Australien zum Gegenstande haben.[1])

R. Etheridge[2]) hat über den Stand dieser Dinge im Jahre 1890 berichtet.

Noch 1878 konnte Brough Smyth in seinem Werke „The Aborigines of Victoria" S. 364 sagen: Obgleich durch die Goldsucher Hunderte von Quadratmiles fluvialer Ablagerungen auf das Sorgfältigste durchsucht worden sind, ist doch kein Fall bekannt geworden, in dem man menschliche Knochen oder menschliche Werkzeuge aus der Tiefe heraufgeholt hätte. Alles, was man von Letzeren kennt, entstammt der Oberfläche oder einer Tiefe von wenigen Zoll unterhalb derselben.

Im Jahre 1887 aber war C. S. Wilkinson[3]) in der Lage, über einen in 14 Fuss Tiefe, im Alluvium, gemachten Fund eines Steinbeiles auf der Bodalla-Farm zu berichten.

Auch Bennett[4]) hatte schon früher die Mitteilung gemacht, dass man bei Brunnen- und anderen Grabungen im Huntertale, 30 Fuss tief, im Alluvium flache Steine gefunden habe, deren eigentümliche Marken deutlich anzeigten, dass die Eingeborenen auf ihnen ihre Steinbeile geschliffen hätten. Über den Fund einer weiteren Steinwaffe aus Basalt berichtete auch J. Bonwick; diese war in 22 Zoll Tiefe in einer Alluvion beim Graben nach Gold bei Ballarat zu Tage gebracht worden.[5])

Derartige in alluvialen Ablagerungen von Flüssen, selbst in grösserer Tiefe gemachten Funde beweisen indessen doch nichts für ein hohes Alter der letzteren; denn selbst in jetzt regenlosen Gebieten können durch vereinzelte starke Regengüsse alte Flussbetten sich mit grossen Wassermassen vorübergehend füllen, die eine starke Stosskraft entfalten, bedeutende Schottermassen vorwärts schieben und dadurch Gegenstände, die im Flussbette soeben noch an der Oberfläche lagen, tief begraben.

Wichtiger dagegen scheint mir eine Mitteilung von Etheridge aus dem Jahre 1889 über den Fund einer Knochennadel an derselben Stelle, an der bereits Wilkinson ein Steinbeil, Feuersteinspähne und einige

1) Ich verdanke der liebenswürdigen Übermittelung durch Hrn. Sanitätsrat Dr. Alsberg zwei weitere Bücher, denen ich das Obige entnehme.

2) R. Etheridge, Has man a geological history in Australia. Proceedings of the Linnean society of New South Wales. 2 serier. Vol 5. 1890. Sidney by Cunningham a. Co.

3) C. S. Wilkinson, Notes on the Geology of New South Wales. 1887, S. 90. Sidney, Government Printer.

4) Bennett, History of Australian Discovery and Civilisation. Sidney 1867, S. 263.

5) Daily Life and Origin of the Tasmanians 1870, S. 215.

Knochennadeln gefunden hatte. Diese Dinge nämlich steckten in einem Gesteine, das eine Strandbildung darstellt, denn es besteht aus Geröllen und zerbrochenen Muscheln und wird jetzt von Sanddünen überlagert. Nun liegt diese Strandbildung aber nicht mehr im Meeresniveau, sondern sie ist 200! Fuss über dieses gehoben und bildet in solcher Weise hohe Cliffs beim Kap Otway-Leuchtturm.[1]) Dazu bedarf es doch der Zeit.

Dieser Umstand erinnert sehr an die Verhältnisse bei Warnambool; denn auch dort haben wir in dem Foraminiferensande, welcher die fraglichen Menschenspuren birgt, anderwärts auch Steinbeile bergen soll, eine Strandbildung, deren Schichten jetzt gehoben und schräg aufgerichtet worden sind.

Der wichtigste Fund aber scheint von dem verstorbenen Gerard Krefft gemacht zu sein, indem er ein Stück der Krone eines menschlichen Molaren in einer Knochenbreccie der Wellingtonhöhle entdeckte. Nach Aussage Kreffts hat sich dieser Zahn in derselben roten matrix gefunden, wie sie den Knochenbreccien eigen ist, und zusammen mit Knochen grosser ausgestorbener Beuteltiere, „Diprotodon und Thylacoleo". Etheridge hat diesen Fund, wie aus seiner Darstellung hervorgeht, ohne Voreingenommenheit, sehr vorsichtig und sorgfältig geprüft; er gibt auch die Abbildung des Zahnes, die freilich ein eigenes Urteil leider nicht ermöglicht, da es sich um eine bis auf den Alveolarrand abgekaute Krone handelt, die in der Abbildung natürlich kein erkennbares Bild gewährt.

Die menschliche Natur des Zahnes scheint indessen, nach dem Urteil von Etheridge wie Peddle, sicher zu sein. Auch dass er wirklich fossil, versteinert ist, soll aus seiner mit derjenigen der fossilen Beuteltiere identen Beschaffenheit sicher hervorgehen. Spuren roter Erde sind gleichfalls an dem Zahne noch zu erkennen. Fraglich, unentschieden bleibt also nur, ob er lediglich auf dem Boden der Höhle gefunden, oder ob er aus dem anstehenden Gestein herausgeholt wurde, ob also jene Worte Kreffts „zusammen mit . . ." wörtlich oder nur bildlich zu verstehen sind. Bisher hat man noch aus keiner dieser Knochenhöhlen einen fossilen menschlichen Rest gefunden; die nicht fossilen Teile eines angeblich weiblichen Skelettes sind überhaupt die einzigen Reste des Menschen, die man bis jetzt aus diesen Höhlen kennt.

Anderer Art als die im Vorhergehenden genannten Funde ist der folgende. Es handelt sich hier um zwei Einschnitte, die in der distalen Hälfte einer rechten Rippe bemerkbar sind, deren bedeutende Breite mit Notwendigkeit auf einen der grossen ausgestorbenen Marsupialier, vermutlich Nototherium Mitchelli Owen, hinweist. Das gleichfalls vorhandene proximale Ende derselben Rippe spricht in seiner Gestaltung ebenfalls für diese Deutung. Dass es sich in der Tat um ein fossiles Tier handelt, geht hervor aus der versteinerten Beschaffenheit der Rippe, die ganz derjenigen gleicht, welche den dortigen pleistocänen ausgestorbenen Marsupialiern zukommt.[2])

1) Records Geological Survey of New South Wales 1889, I, part. I, S. 15.

2) Proceedings R. Soc. of Victoria, Vol. 12, Part. I, Melbourne 1899, S. 81—90 Fig. 7.

Das erstere der beiden Stücke nun zeigt an seinem einen Ende zwei offenbar mit einem scharfen Werkzeuge gemachte, lange und tiefe Einkerbungen. Diese befinden sich auf der äusseren und auf der inneren Fläche der Rippe und durchschneiden den Knochen ungefähr bis auf die Spongiosa. Ihr Zweck war ersichtlich der, die Rippe an dieser Stelle so weit durchzuschneiden, um ihr Durchbrechen zu erleichtern, und sie ist hier auch durchgebrochen.

Der Fundbericht lautet weiter dahin, dass dieser Knochen zusammen mit anderen fossilen, alle dick mit anhängender Erde bedeckt, von dem Arbeiter aus einer Tiefe von 2—3 Fuss heraufgebracht und dem Besitzer so übergeben worden sei. De Vis hebt ferner hervor, dass unter den dort beschäftigten Grubenarbeitern von Ballarat schwerlich einer sei, der eine Vorstellung von der Wichtigkeit der Sache gehabt habe, so dass er zu einer Fälschung sich hätte veranlasst fühlen können. Auch sei die Farbe der Kerbe dunkel gewesen, ganz anders als die eines jetzt absichtlich daneben gemachten kleinen Einschnittes.

So viel man von uns aus sich ein Bild von der Sachlage machen kann, möchte es allerdings scheinen, dass hier ein Zeitgenosse jenes ausgestorbenen, grossen Beuteltieres, also ein diluvialer Mensch, die Kerbe gemacht habe. Der Knochen zeigt auch noch andere Spuren von Einwirkung, die ich jedoch übergehe, da man sich aus der Abbildung kein eigenes Urteil über ihre Entstehung machen kann. Jene lange Kerbe jedoch, in Fig. 2 der zitierten Arbeit deutlich erkennbar, stellt sicher einen künstlich mit einem schneidenden Werkzeuge gemachten Einschnitt dar. Der naheliegende Gedanke, es möchte, wie in so vielen Fällen so auch hier, der nagende Zahn eines grossen Tieres den Einschnitt gemacht haben, erscheint mir nach der Abbildung ausgeschlossen; das aber umso mehr, als auf beiden Seiten des flachen Knochens je eine solche Kerbe sich findet.

Ähnlich unwahrscheinlich aber will es mir erscheinen, dass ein heutiger Arbeiter zu seinem Vergnügen sein Messer an einem fossilen Knochen verdorben haben sollte, lediglich um eine dicke Rippe mühsam zu durchschneiden. Wenn ihm überhaupt aus irgend einem Grunde eine Teilung der Rippe wünschenswert gewesen wäre, so würde ein Axthieb schneller zum Ziele geführt haben und aus diesem Grunde sicherlich auch angewendet worden sein. Der Gedanke aber an einen beabsichtigten Betrug von seiten eines australischen Bergarbeiters, der zudem nicht einmal Geld für das wissenschaftlich wertvolle Stück gefordert hatte, also nur um zu foppen, dieser Gedanke erscheint doch auch sehr wenig einleuchtend. Als das Wahrscheinlichste bleibt somit doch wohl der Gedanke an einen fossilen Menschen. Aber es wird sich fragen, in welchem Abschnitte des Pleistocän diese grossen Marsupialier, speziell Nototherium, ausgestorben sind. Es wäre doch möglich, dass sie auch noch der alluvialen Zeit angehört haben könnten; und dann könnte letzteres auch von dem fraglichen menschlichen Wesen gelten.

(13) Hr. Eugen Bracht spricht über

datierbare Silexgeräte aus den Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel.

(Hierzu Tafel I und II.)

Die vorliegenden Silexgeräte sind eine Auswahl unter nahezu 650 Stück, die ich auf meiner ersten Orientreise in den Jahren 1880/81 auf der Halde der Türkisminen von Maghara gesammelt habe; das Vorkommen von Silexmessern daselbst ist seit langem bekannt, findet sich in der Sinailiteratur mehrfach erwähnt, unter anderem auch im Baedecker, Ägypten 1877, mit der allerdings naiven Erklärung, dieselben hätten dazu gedient, die oberhalb der Mineneingänge befindlichen ägyptischen Königsstelen damit zu glätten.

Diese merkwürdige Auffassung hatte mich natürlich durchaus ungläubig gefunden, und der Besuch der Örtlichkeit bei unbefangener Beobachtung der Verhältnisse brachte mich auf eine andere Erklärung; aber was mir noch wichtiger erschien, war, dass diese Feuersteingeräte durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände mit Sicherheit datiert werden können, als ganz einzelstehendes Vorkommnis und im Gegensatz zu den Millionen von Geräten deren Aufeinanderfolge und Entwicklung sich zwar mehr und mehr klärt, bei denen es indessen unmöglich ist eine beglaubigte Jahreszahl daneben zu setzen.

Wenn ich mit der Publikation meiner Beobachtungen 24 Jahre gezögert habe, so hatte dies seinen Grund darin, dass zu jener Zeit die Frage der ägyptischen Feuersteinzeit einen ominösen Zug angenommen hatte und alles Einschlägige missliebig aufgenommen wurde, sowie auch in meinen Bedenken schon damals damit hervorzutreten, wo in unseren wissenschaftlichen Kreisen das Interesse an der steinzeitlichen Entwicklung überhaupt erst zu erwachen begann.

Im Sommer 1903 kam Prof. G. Schweinfurth eigens nach Dresden, um die datierbaren Silexgeräte zu sehen und regte mich zur Veröffentlichung an und als er vor einigen Wochen aus Kairo die Nachricht sandte, dass der Ägyptenforscher Flinders Petrie mit dem Oxforder Gelehrten Montague Porch nach der Sinaihalbinsel aufgebrochen sei, um daselbst die steinzeitliche Hinterlassenschaft zu sammeln, schien mir weiteres Zögern bedenklich, und ich bin dem Vorstande unserer Gesellschaft sehr zu Dank verpflichtet, dass er mir Gelegenheit gab, in der Sitzung vom 21. Januar die Vorlage zu machen.

Wady Maghara heisst „das Höhlental", d. h. Tal der Grubeneingänge, die sich horizontal in das Sandsteingebirge öffnen. Die Sandsteinformation ist dem Sinaigranit aufgelagert, und besteht bei den Minen die gegenüber aufragende Bergwand aus Porphyr. Zwischen beiden Talwänden zieht sich ein langgestrecktes Felsenriff von gleicher Höhe wie die Grubeneingänge, d. h. etwa 50 *m*; dasselbe trägt die dürftigen Reste einer Citadelle, genau genommen nur Schlafplätze für die ägyptische Besatzung des Platzes, niedrige Trockenmauern von 2 *qm* Inhalt, zwischen den Steinen noch Bruchstücke der Wasserkrüge der Soldaten.

Seitlich am Fusse der Schutthalden waren die Ruinen des Hauses, das der englische Major Macdonald in den siebziger Jahren erbaute, um die Ausbeutung der Türkise wieder aufzunehmen — ein verfehltes Unternehmen, denn diese Steine sind hier von sehr geringwertiger Qualität, und mag auch die Mine erschöpft sein.

Als ich mich am 10. Februar 1881 vom Wady Mokhatteb her dem Minental näherte, und wir einen roten Sandsteinberg passierten, erdröhnte ein Sprengschuss aus seiner Flanke, und wir sahen in zweidrittel seiner Höhe eine Grubenöffnung rauchen; Beduinen kamen einer nach dem anderen hervorgekrochen, kletterten, als sie unserer ansichtig wurden, rasch bergab und schlossen sich uns an.

Auf Befragen bestätigten sie, dass sie nach Türkisen gruben, hatten aber nur ganz geringe Stücke anzubieten; es sollen deren am Serbal bessere gebrochen werden, jedenfalls kann man sich wundern, dass die Ägypter ein so minderwertiges Mineral des staatlichen Abbaues für wert hielten, und mag dies damit zusammenhängen, dass die Arbeiter aus Sträflingen bestanden, denen keine Löhne ausgezahlt zu werden brauchten und die ohnehin beschäftigt werden mussten. Lepsius hat zwar, bevor er Maghara besuchte, das Wort „Mafkat", welches das ausgebeutete Mineral bedeutet, mit „Kupfererz" übersetzt, und Ebers hat sich bemüht, diese Fiktion aufrecht zu erhalten — in Wirklichkeit aber liegen Türkisminen vor, wie dies auch von Brugsch-Pascha dargelegt worden ist, und der Augenschein lehrt.

Über Schutt und Steinblöcke kletternd gelangt man an die beiden Grubeneingänge, in deren Nähe die ägyptischen Königstafeln auf geglätteten Felswänden zu sehen sind. Die interessanteste ist diejenige des Unterwerfers der sinaitischen Ureinwohner, der Mentu, König Snefru, der über den beim Schopf gefassten Besiegten seine Waffe schwingt, in bewegter aber rundlicher Formengebung.

Snefru soll die III. zur IV. Dynastie überleiten, und seine Regierungszeit wird mit 3122—3091 angegeben; der zweite verewigte Pharao ist Chufu (Cheops); aus der V. Dynastie sind die Namen vertreten von Sahura, Kaka, Raenuser, Menkauhor, Tatkara, aus der VI. Pepi Merira, Neferkara, aus der XII. Usortesen II. und Amenhemha III., nach der Vertreibung der Hyksos die Schwester und Mitregentin Tutmes III. Königin Machaftra, und schliesslich aus der XIX. Dynastie Ramses II., der letztverzeichnete Pharao an dieser Stelle, während bei den weiter nördlich gelegenen Türkisminen von Sarbut-el-Chadem noch ein späterer Ramses vorkommen soll. Von dem Sohne und Nachfolger Ramses II., dem Könige Mernephtah, findet sich keine Inschrift im Sinai, und falls die Gruben unter seiner Regierung überhaupt noch ausgebeutet wurden, kam er nicht mehr dazu, sich felsbildlich zu verewigen. Die hieraus sich ergebenden Folgerungen werden an späterer Stelle zu ziehen sein.

Die Grubeneingänge sind anfänglich weit, die Stollen werden aber im Innern des Berges enger und niedriger; viereckige Pfeiler sind ausgespart und tragen die horizontal ausgemeisselte Decke; der weiche Sandstein ist mit einem scharfen, 1 *cm* breiten Meissel mittels langfortgeführter Rinnen

von Handbreite weggesprengt; überall die gleiche Breite, gleiche Genauigkeit der Arbeit und zweifellose Wirkung eines Metallgerätes. An den Wänden ist hier und da ein Stückchen Türkis freigelegt, das man mit dem Taschenmesser auslösen kann. Der Boden ist mit tiefem, lockerem Staub bedeckt, die Hitze fürchterlich, und da die Decke immer niedriger wird, kriecht man mühselig atmend langsam voran.

Ich hatte gehofft, das hinterste Ende des Stollens zu erreichen, wo ein Reisender, wie ich gelesen hatte, die Minengeräte, Bronzemeissel und Steinhämmer mitsamt ihrer Fassung, wie sie am letzten Arbeitstage aus der Hand gelegt waren, aufgefunden hatte; wir überzeugten uns aber, dass bei der Langsamkeit unseres Vorankommens unser Lichtvorrat uns vorzeitig ausgehen musste und kehrten unverrichteter Sache wieder um. Leider bin ich seither nicht imstande gewesen die betreffende Stelle in der Reiseliteratur wieder aufzufinden und gebe die Sache somit nur aus dem Gedächtnis wieder.

Den Betrieb der Grubenarbeit haben wir uns nach dem Augenschein der Verhältnisse so zu denken, dass die türkisführende Ader ausgebrochen und das Gestein nach der Grubenmündung gebracht wurde; dort wurde dasselbe in den noch erkennbaren muldenförmigen Vertiefungen im Felsboden mittelst Steinhämmer zerkleinert, um die Türkise freizulegen.

Von den Steinhämmern liegen jetzt noch viele in der Halde, sie sind aus hartem Porphyr und waren mit Schnüren an den Stielen befestigt, zu welchem Behufe das eine Exemplar eine ringsum vertiefte seichte Rinne aufweist; ein anderes Stück ist an zwei Längsseiten flach angeschliffen — andere einfach eiförmig gestaltet worden, mittels kleiner Schläge.

Ein einziger Steinhammer ist ganz erhalten, die übrigen von mir gesammelten liegen nur in Bruchstücken vor.

Nun galt es, die gewonnenen Türkise von dem anhaftenden Muttergestein zu befreien, und so wie wir dies mit unserem Taschenmesser taten, so geschah es vor 3300 Jahren offenbar mit den hierzu an Ort und Stelle zugeschlagenen Silexgeräten. Der feine Sandstein ist weich und mit den scharfen Steinspitzen leicht zu beseitigen, immerhin aber wirkte die Tätigkeit polierend auf das Werkzeug, die scharfen Kanten verschlissen rasch, und die Spitze der herumliegenden Geräte zeigt die eigentümliche Rundung und Polierung, die dieselben von anderen steinzeitlichen Relikten unterscheidet und die den älteren Reisenden schon aufgefallen war.

Die Mehrzahl der Geräte zeigt Merkmale der Nachschärfung, indem der Arbeiter die stumpfgewordene Spitze wegschlug und durch seitliches Abarbeiten zweier Buchten eine neue Spitze erzeugte und so fort, bis nur ein kurzer Stummel übrig blieb.

Andere Stücke verraten, dass nach dem Verschleiss der Spitze der Span umgedreht und das Griffende zu einem neuen Bohrer umgewandelt wurde.

Zwei Grundformen lassen sich in der Menge der Geräte unterscheiden — eine Weidenblattform, lang und schmal, die sich mit dem Begriff der Messerklinge deckt, und eine breite Blattform, wie sie durch die ganze Steinzeit hindurch vorkommt und vielleicht die selbstverständlichste Span-

bildung beim Abspalten vom Steinkern oder nucleus darstellt. Die schmale Messerform war weniger widerstandsfähig bei Anwendung von Gewalt, denn von diesen zähle ich in meiner Zusammenstellung 87 ganze gegen 153 durchgebrochene, zusammen 240 Stück; von den breiten blattförmigen fanden sich 142 ganze gegen 92 halbe, zusammen 234 Stück. Es kommen von beiden Haupttypen Exemplare vor, die mit besonderer Sorgfalt bearbeitet sind, indem die scharfen Seitenkanten teils an einer, teils an beiden Seiten weggesprengt sind in sauberer Retouchenarbeit.

Eine andere Variante wird dargestellt durch solche Stücke, deren Arbeitsspitze statt spitzig zu sein eine Querschneide darstellt, die in gleicher Weise wie die anderen abgewetzt erscheint; dass dies beabsichtigt war, geht aus dem Vorhandensein von sechs Stück mit quer beschlagenen Spitzen hervor. Ferner sind zwei breite schaberförmige Platten da, deren scharfe längste Kante gänzlich verschlissen ist von einer sägeförmigen Gebrauchsbewegung.

Einige Fragmente grösserer Geräte sind ferner in eine schaberförmige Gestalt gebracht, ohne dass man sagen könnte, wozu sie alsdann benutzt werden sollten.

Recht befremdlich für diese metallzeitliche Silexindustrie muten uns schliesslich einige Objekte an, deren Grundform an das mandelförmige Chellesbeil anklingt; wenn nicht unter den sieben Stück dieser Gruppe das Eine eine stark abgewetzte Spitze zeigte, wie sämmtliche anderen Geräte, so könnte man versucht sein, eine andere Verwendung für sie anzunehmen; sechs davon sind auf beiden Seiten bearbeitet, bei einer flacheren einfachen und einer gewölbten, sorgfältig ringsum bearbeiteten Seite, das siebente Stück ist unterseits völlig eben und nur obenher fein zugeschlagen, offenbar als gerundetes Griffende für die Hand.

Diese interessanten Gebilde verdanken möglicherweise nur dem Umstande ihre Entstehung, dass sich damit die beste Verwendung eines grossen Sprengstückes ergab, das zu flach war, um eine Abspaltung zur Erzeugung mehrerer Späne zu erlauben.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich noch ein Stück, das im ganzen zu den breiten Blattformen gehört, aber durch rundliche Wegarbeitung einer Seitenkante eine bequeme Fingerauflage für den Zeigefinger abgibt, welcher an der anderen Seite der Spitze eine künstliche Ausbuchtung oder Scharte gegenübersteht; diesen Typus der für den Fingergriff zugerichteten Schneideplatte treffe ich jetzt wiederholt an — sowohl unter den Funden aus dem Interglacial von Hundisburg bei Althaldensleben wie auch unter den im Herbst 1856 von mir am Trosky in Böhmen gesammelten altertümlichen Geräten aus Melaphyrgestein, deren Publikation noch erfolgen soll.

Dass natürlich die geschilderten Typen mehr oder weniger ineinander übergehen, ist selbstverständlich, auch dass formlose Späne zur Verwendung gekommen sind, oder dass, wie z. B. bei zwei langen und spitzigen Geräten von dreiseitigem Querschnitt, die völlig frühneolithischen Bohrern oder Pfriemen Norddeutschlands gleichen, eine Zurichtung zufällig entstandener Spaltformen stattgefunden hat.

Das Material der Geräte ist kein Feuerstein im landläufigen Sinne, sondern nach der gütigen Bestimmung des Hrn. Prof. Dr. Kalkowsky, Direktor des Mineralogischen Museum hier, ein verkieselter Kalkstein; die Masse der Stücke hat eine hell rotgelbe Farbe, die zuweilen bis ins rotbraun, ledergelb oder wolkig gelbgraue geht, bei ganz schwachem Glanze und völligem Fehlen des durchscheinenden Charakters unserer Feuersteine. Eine Ausnahme hiervon machen ein Nucleus aus durchscheinendem braunen Feuerstein und eine Anzahl kleiner Messer aus hellgrauem durchscheinenden Material; die grösseren Stücke sind sämtlich aus dem undurchscheinenden Silex hergestellt, der offenbar weniger selten und kostbar war, wie der durchscheinende mit hohem Glanze.

Beim frischen Bruch an den Geräten ist man ganz erstaunt unter der gelbroten Farbe ein fast weisses Gestein zu finden.

Es zeigt sich alsdann eine Oberflächenveränderung nach zwei Richtungen hin, indem die gelbrote Farbe sich als ganz oberflächlich herausstellt und sich darunter eine weiss entfärbte Zone von 1 *mm* hinzieht; diese Ausbleichung mag der Patinierung unserer Feuersteingeräte entsprechen, wenn dieselben oberflächlich gelagert haben.

Da die innere Ausbleichung und äussere Rotfärbung sich berühren und begleiten, glaubte ich früher, sie seien Äusserungen ein und desselben Prozesses und hielt den braunen Überzug für die Ablagerung der aus der entfärbten Zone ausgelaugten mineralischen Bestandteile.

Die Sache liegt aber, ohne an und für sich sehr wichtig zu sein, doch nicht so einfach.

Prof. Schweinfurth stellte zunächst bei seinem Besuche fest, dass der Vorgang, der den ägyptischen Feuersteinartefakten den bis ins dunkelschokoladebraun gehenden Ton verleiht und der aus einem durch den Wind zugeführten Mangananflug besteht, auch hier erkennbar sei.

In der Tat erweisen sich die dunkelsten Stellen an den Geräten als mehr oder minder dichte Anhäufung von scharf begrenzten oder dendritenartigen Manganfleckchen; der ursächliche Zusammenhang mit dem Winde ergibt sich daraus, dass an rauhen Stellen sich die Manganablagerung hinter jedem kleinen Vorsprung und stets nach derselben Richtung orientiert vorfindet.

Bei den helleren Geräten entdeckt man mit der Lupe nur vereinzelte schwärzliche Manganfleckchen, oder die Punkte treten zu kleinen Gruppen zusammen.

Etwas anderes ist es mit dem durchgehenden rosigen oder rotgelben Grundton der Geräte, der ganz unabhängig von den Manganflecken auftritt und als eine Erscheinung für sich anzusehen ist.

Da derselbe sich einer rötlichen Lasur gleich über alle Flächen und Krusten hinwegzieht, bringe ich ihn jetzt in Zusammenhang mit der roten Farbe der übergelagerten Sandsteinformation, deren Verwitterung und Auswaschung die Färbung aller unterhalb befindlichen Objekte bewirkt hat; an der Unterseite mancher blattförmigen Stücke haftet noch von einem Regenguss feiner rötlicher Schlamm, der uns zeigt, wie dieselbe zustande gekommen ist.

An recenten Verletzungen sieht man, dass die Färbung sich als Infiltration bis in das Innere der entfärbten Zone hinein erstreckt.

Wir haben somit drei gesonderte Erscheinungen vor uns, erstens: Patinierung oder Ausbleichung der Oberfläche bis zu 1 *mm* Tiefe, zweitens: oberflächliche Rotfärbung und drittens: Anflug mit Manganfleckchen.

Die Bruchfläche des inneren unveränderten Gesteins hat entweder gar keinen oder nur matten Glanz, so dass man zunächst nicht den Eindruck eines besonders harten Materials gewinnt; unter der Lupe erinnert der Bruch an den von trübem Porzellan, und in Wirklichkeit ist dieser sinaitische Silex ebenso hart wie unser Feuerstein der Kreide, denn mit den schärfsten Splittern von solchem vermochte ich auch nicht die leiseste Ritzung darauf hervorzubringen.

Die Oberfläche mancher Geräte zeigt auch noch andere Spuren der Zeit, indem durch äusserliche Einwirkung Aussplitterungen oder Absprengungen stattgefunden haben; einige sonst wertvolle Stücke sind dadurch völlig entstellt; die Aussprengung ist von der Art der in Frankreich „cupules" genannten schalenförmigen, die nicht durch Schlag oder Druck hervorgebracht ist, sondern einer Spannung zwischen Oberfläche und Innenmasse ihre Entstehung verdankt.

Dass die Herstellung der Geräte an Ort und Stelle stattfand, geht aus den übriggebliebenen Nuclei hervor, deren ich mehrere fand, sowie aus abgeschlagenen Krusten und Spänen, wobei man den Eindruck gewinnt, als sei das Material möglichst weitgehend aufgearbeitet worden.

Aus den Resten der ursprünglichen Kruste an den Nuclei und vieler Geräte lässt sich die Natur des Rohmaterials einigermassen erkennen.

Es kommen zwar gerundete Oberflächen vor, die an Geröll- oder nierenförmige Einschlussformen denken lassen, aber die Mehrzahl der erhalten gebliebenen Krustenabschnitte erscheint tafelförmig eben oder doch nur wenig gewölbt oder gewellt, so dass hieraus auf ein bankartig geschichtetes Lager des verkieselten Kalkes geschlossen werden kann, und da bei einem Nucleus von den beiden Flächen, die einst das Hangende und Liegende desselben berührten, Reste vorhanden sind, lässt sich die Stärke der Bank auf nur 6 *cm* abmessen, wonach verständlich wird, weshalb bei so vielen Geräten ein Stück Naturkruste erhalten geblieben ist.

Hiernach komme ich auf die chronologische Seite der Silexe von Maghara.

Da ich bei nur oberflächlichem Absuchen der Halde, und trotzdem von früheren Besuchern gewiss schon zahllose Geräte mitgenommen worden waren, in wenigen Stunden 644 Stück Silexgeräte, Fragmente von solchen und Überreste der Fabrikation zu sammeln imstande war, ergibt sich hieraus nicht nur, dass deren sehr viele auf der Halde verbraucht worden sein müssen, sondern auch dass der aus der Mine herausbeförderte türkisführende, zu Schutt zerstampfte Sandstein der letzten Arbeitszeit zu gleicher Zeit mit den Geräten auf die Oberfläche der Halden gelangt sein muss.

Es ergibt sich hieraus, dass die Verwendung der Silexgeräte bis zum letzten Betriebstage gedauert hat und der unabweisliche Schluss, dass die

Silexgeräte nicht älter sein können als der ältestbeglaubigte und nicht viel jünger als der letzterwähnte König, d. h. nicht älter als Snefru mit 5000 Jahren und nicht jünger als Ramses II. mit 3200 Jahren.

Eine Tiefgrabung in das Innere der Halde allein könnte darüber Aufschluss geben, wie sich das Vorkommen von Silexgeräten in den tieferen, älteren Schichten verhält; ich glaubte aber beobachten zu können, dass da, wo am Fusse der Halde das Flussbett als trockenes Rinnsal vorüberzieht, wobei von den zwar seltenen aber dann gewaltigen Wasserfluten nach Gewitterregen auch ältere Schichten der Halde angeschnitten waren, die Geräte ebensowohl vorkommen wie auf der Oberfläche, ja es mögen deren schon viele mitsamt dem Haldenschutt weggeschwemmt worden sein.

Es kann somit ohne gewagte Spekulation als wahrscheinlich angenommen werden, dass die Silexsachen die ganze Tiefe der Halden durchsetzen; es wird sogar die Anwesenheit der Geräte in der Ramesidischen Zeit verständlicher, wenn wir annehmen, dass deren Verwendung zur Zeit der Könige des alten Reiches als zeitgemäss begonnen und traditionell 1800 Jahre später noch weiter betrieben wurde. Jedenfalls kosteten die Silexgeräte weniger als metallene Werkzeuge, die man vielleicht auch aus anderen Gründen den Arbeitern oder Sträflingen nicht zu liefern beliebte oder doch nur soweit sie unentbehrlich waren.

Die heutigen Beduinen schreiben die von ihnen angetroffenen Silexgeräte so wenig dem Menschen zu als der märkische Bauer, kennen sie aber und stellen sich durch Querteilung derselben Ersatzsteine für ihre Gewehrschlösser oder zum Feuerschlagen her.

Bereits an Ort und Stelle kam mir die Erwägung, es könnte etwa von solchen, die diesen Bericht lesen, der Einwand erhoben werden, die Silexgeräte befänden sich nur zufällig im Haldenschutt der Minen und seien etwa im Laufe der Zeiten von einer oberhalb auf dem Berge befindlichen Silexwerk- oder Wohnstätte herabgeschwemmt worden.

Ich bat daher meine beiden Reisebegleiter, die Maler C. C. Schirm und Adolf v. Meckel zur Klärung der Frage den Berggipfel oberhalb der Mineneingänge zu untersuchen; dieselben unterzogen sich dieser Aufgabe und stellten fest, dass sich auf dem Berge selbst auch nicht der geringste Silexsplitter findet; sie beobachteten im Anschluss hieran, dass zwar die ganze Halde deren enthält, die grösste Dichtigkeit des Vorkommens aber sich genau unterhalb der Mineneingänge feststellen lässt, woraus hervorgeht, dass die Benutzung der Geräte auf der schmalen Terrasse stattfand, die sich vor den Eingängen entlangzieht. Diese Terrasse scheint nach erhaltenen Resten eine Art Brustwehr gehabt zu haben, und deuten dort beobachtete Mühlsteine an, dass das Leben der Arbeiter sich vornehmlich hier abspielte.

Wir haben uns nunmehr noch mit den Ereignissen zu beschäftigen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Einstellung der Grubenarbeit zur Folge gehabt haben.

Wie bereits erwähnt, ist Ramses II. der letzte unter den dreizehn durch Inschrifttafeln verewigten Königen, und von seinem Sohne und

Nachfolger Mernephtah ist weder in Maghara noch in Sarbut el Chadem eine Stele vorhanden.

Da indessen Mernephtah als der Pharao des Auszuges des jüdischen Volkes aus Ägypten angesehen wird, so liegt die Folgerung nahe, dass zwar unter ihm die Minen zunächst weiter ausgebeutet wurden — dass aber die Aufgabe der Arbeit mit dem genannten Ereignis in Zusammenhang steht.

In der Tat führt eine Hauptstrasse von Ägypten her ins Innere der Halbinsel, erst am Meerbusen von Suez entlang, biegt beim Wady Schellal in das Gebirge ein und berührt auf dem Wege zum Wady Mokhatteb und dem Tale von Faran das Wady Maghara mit seinen Minen. Es ist die Annahme der Exodusforschung, dass die rückflutende Volkswelle auf ihrem Wege zum Serbal und zum Sinaiberge, gleichviel welcher von beiden der wirkliche Berg der Verkündigung sein möge, die Minenarbeit zum Abschluss gebracht habe, sehr verlockend und um so mehr berechtigt, als man annimmt, dass dabei auch politische Verbannte, unter denen auch Landsleute sein mochten, befreit wurden.

Wenn wir erwägen, dass das Exodusjahr mit der Jahreszahl 1314 beziffert wird, und Mernephtah erst von 1326 an seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, so wird es verständlich, warum von ihm nach zwölfjähriger Herrschaft im Jahre 1314 noch keine Inschrift in Maghara angebracht war und auch keine mehr eingemeisselt wurde. Ohne einen absoluten Beweis zu erbringen, bestätigen sich wenigstens die Tatsachen untereinander und machen den Zusammenhang zwischen dem, was die Inschriften erraten lassen und dem Exodus recht wahrscheinlich.

Wir hätten dann für die Datierung der letzthergestellten und bei der Grubenarbeit verbrauchten Geräte die Jahreszahl des Exodusjahres $1314 + 1905 = 3219$ Jahre anzusetzen.

Eine andere Frage ist nun, ob wir in dieser Verwendung von Silexgeräten zur Zeit Ramses II. bezw. Mosis eine neben der Metallverwendung in grösserem Masse andauernde und auch weiter verbreitete Steinindustrie erblicken dürfen, oder ob es sich hierbei lediglich um eine ausnahmsweise und an besondere lokale Verhältnisse gebundene Praxis handelt.

Dass Feuersteinstücke bis heute noch im Orient — wie z. B. bei den bekannten Dreschschlitten — wie auch zum Abkratzen der Haut geschorener Schafe benutzt werden, hat zur Klärung der Frage wenig Wert, wenigstens nicht mehr, als dass die alten Feuersteinschlösser der Gewehre vor hundert Jahren einer bearbeiteten Feuersteinplatte bedurften, indem dies alles eine ganz begrenzte Benutzung des Materials darstellt, als letzte Erinnerung an einstige Steinzeit, während das Gesamtbild der Magharageräte mit ihren mannigfachen Formen als ein Stück noch völlig lebendiger, auf Überlieferung begründeter Steinindustrie erkennbar ist; es erscheint ja auch nicht ausgeschlossen, dass in anderen Provinzen des ägyptischen Reiches zur Zeit Ramses II. neben der Metallzeit in gleicher Weise wie in Maghara steinzeitliche Praxis als Überdauer noch fortlebte, wie bei primitiven Völkern bis in unsere Tage. Mit Überdauer muss innerhalb der Gesamtentwicklung immer gerechnet werden; als kleinen Beleg hierfür

kann ich die Eskorte von Ahouetatbeduinen anführen, die mich von Petra auf dem Wege zum Sinai bis zum Fort von Akaba am roten Meer begleitete und die nicht etwa mit den üblichen Steinschlossflinten, sondern mit ganz mittelalterlichen Luntengewehren bewaffnet war.

Die Erinnerung an das Silexgerät ist ja auch in den Büchern Mosis noch lebendig, wofür übrigens hier auch ein Beleg beigesteuert werden mag.

Im östlichen Teil der Sinaihalbinsel habe ich am oberen Wady Saal gegen das Wady el Hebeibeh zu eine ausserordentlich interessante Lokalität Namens Erweis el Ebeirig besucht; es münden in einen weiten Talkessel mehrere Nebentäler ein, von einem zentralen Felskegel beherrscht; im Zentrum an dominierender Stelle Terrassenbauten und eine kreisförmige Trockenmauer, hieran sich anschliessend Steinringe an den senkrechten Talwänden entlang. Dieser Punkt wird nach der Darlegung Palmers mit dem Exodus-Lagerplatz, genannt Kibroth Hattaawah, identifiziert und stellt in der Tat einen Lagerplatz für eine ungeheure Anzahl Menschen dar. Sämtliche Talwände sind von Steinringen begleitet, ein Ring am anderen — unabsehbar — in alle Nebentäler weit hineinreichend, tausend und aber tausende!

Jeder Ring zeigt eine Eingangsstelle — ihr gegenüber einen aus wenigen Steinen hergestellten Feuerherd, und der Eindruck ist der, dass bei vier bis fünf Köpfen pro Ring oder Familie ein ganzes Volk hier vorübergehend gehaust habe; einzelne Ringe enthalten zwei Feuerherde.

Da sich indessen auch grosse altertümliche Steinkreise im Sinai finden, ganz anderer Art, habe ich den Boden zahlreicher Ringe sorgfältig untersucht und darin das gleiche Topfscherbenmaterial gesammelt wie auf dem Felsen von Maghara bezw. wie überall in Ägypten, d. h. dickes, hartgebranntes, klingendes Geschirr, das jedenfalls von dorther mitgebracht war. In einem der Steinringe war von länglichen Steinplatten eine Grabpyramide errichtet gewesen und halb umgesunken, alles einheitlich gefügt, und im Sande innerhalb des Hohlraumes fand ich ein schönes Silexgerät aus demselben Material wie das von Maghara, einen grossen blumenblattförmigen Schaber mit ringsum bearbeitetem Rande. Ein anderer Ring lieferte mir ein ganz ähnliches, nur mehr trapezförmiges Gerät, ebenfalls ein Schaber von völlig symmetrischem Umriss.

Es sind also zwei einzelne Schaber von einer Exodusstation, was gewiss kein Zufall ist, denn wenn auch metallene Geräte und Waffen zur Verfügung waren, so ist es ganz verständlich, dass so spezielle Dinge wie die Gerbergeräte zum Abschaben der Tierfelle nicht genügend vorhanden sein mochten.

Stünden die Steinkreise von Erweis el Ebeirig in einer Beziehung zu den steinzeitlichen Ureinwohnern der Sinaihalbinsel, so würden sich in und bei denselben nicht etwa zwei vereinzelte Schaber vorfinden, sondern die Geräte und Abfälle, die man heute noch in Menge bei deren Niederlassungen, den „Nawamis“ genanuten runden Steinhütten, sammeln kann und die eine vollständige Hinterlassenschaft der Steinzeit darstellen. Ich traf indessen daselbst nur auf ganz wenige und geringe Silexsplitter, wovon nur einer mit retouchiertem Rande und auf eine aus durchsichtigem Quarz

geschlagene Pfeilspitze einfachster Blattform mit deutlicher Schlagfläche und Bulb sowie abgenutzter Spitze.

Was aber die Geräte von den steinzeitlichen Rundhütten betrifft, so sind sie insofern etwas verschieden von den Magharageräten, als neben den selbstverständlichen und daher stets und überall wiederkehrenden Formen eine ausgeprägte Vorliebe für ausgiebige Randbearbeitung besteht. Aus parallelflächigen Krustenstücken sind durch sorgfältige und sehr gleichmässige Randarbeit Messer von länglich ovaler und allseits rundlich verlaufender Form, symmetrisch gestaltete Schaber und Schneideplatten hergestellt; viele derselben tragen noch die rauhe Naturkruste in gleicher Weise wie die beiden Schaber von Erweis-el-Ebeirig und die Geräte von Maghara, und das Material dürfte aus der gleichen oder wenigstens einer gleichartigen Fundstelle hergeholt sein.

Nach Palmer finden sich bei den Türkisminen von Sarbut-el-Chadem die gleichen Silexgeräte in grosser Anzahl wie zu Maghara, während er sie bei anderen ägyptischen Bergwerken nicht angetroffen hat; statt dieselben aber an beiden Orten auf die Türkisgewinnung zurückzuführen, bringt er sie mit der Herstellung der Hieroglyphentafeln in Beziehung, wofür aus Ägypten selbst keine Bestätigung vorliegt.

Zum Schlusse seien die Ergebnisse der Beobachtungen in folgenden Sätzen zusammengefasst:

1. Bei den ägyptischen Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel wurden Silexgeräte an Ort und Stelle erzeugt und bis zu völliger Rundung der Spitzen und Schneiden verbraucht.
2. Die Auslösung der Türkise aus dem Muttergestein ist eine Verwendung, die dem abgeschlissenen Zustande der Geräte entspricht.
3. Das Vorkommen der Geräte in dem zuletzt aus den Stollen auf die Halde gelangten Sandsteinschutte lässt darauf schliessen, dass der Verbrauch von Silexgeräten bis zur Einstellung des Minenbetriebes gedauert hat.
4. Das Vorkommen eines für die einfache Verwendung erstaunlich reichen Formenkreises legt die Annahme nahe, dass hier eine alte steinzeitliche Industrie ohne Unterbrechung bis in die Metallzeit hinein weiter betrieben worden ist.
5. Da die Türkisgruben unter dem durch eine Stele verewigten Ramses II., als letztgenanntem Pharao, noch in Betrieb waren, können die Silexgeräte ausnahmsweise datiert werden und zwar diejenigen der oberen Schichten etwa mit seinem Todesjahre 1326 oder einem Jahrzehnt früher oder später.
6. Da von seinem Sohn und Nachfolger Mernephtah keine Inschrift eingemeisselt wurde, und der Exodus in dessen zwölftes Regierungsjahr angesetzt wird, hat die Annahme manches für sich, wonach der Minenbetrieb zu Maghara bei Gelegenheit des Auszuges des jüdischen Volkes aus Ägypten seinen jähen Abbruch gefunden hat.

Liste der einschlägigen Literatur, die zum Teil benutzt wurde.

Ebers, Dr. Georg, „Durch Gosen zum Sinai". Leipzig 1872.
Palmer, E. H. M. A., „Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels." Gotha, Perthes, 1876.
Baedeker, K., Ägypten. Leipzig, Karl Baedeker, 1877.
Bauermann. Mitteilung an die Manchester Literary and Philosoph. Society.
Brugsch, H. Wanderung nach den Türkisminen und der Sinaihalbinsel. Leipzig 1866.
Fraas, Oskar. Aus dem Orient, Geologische Beobachtungen usw. Stuttgart 1867.
Lepsius, R. Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien. Berlin 1856.
De Laborde, Voyage de l'Arabie petrée par L. de Laborde et Linant 1830.
Lottin de Laval, Voyage dans la Peninsule arabique du Sinai 1855—1859.
Gensler, Das Kupferland der Sinaihalbinsel. Zeitschr. f. ägypt. Sprache 1870.
Lepsius, R., Die Metalle in den ägyptischen Inschriften. Verhandl. der Berl. Akademie der Wissensch. 1871/72. Berlin, Dümmler.
Birch, S., Progress of biblical archäology. London 1873.

Übersicht des Gesamtfundes.

Messerförmige	62	
„ mit bearbeiteter Spitze	15	
„ beide Längsseiten bearbeitet	2	
„ an einer Längsseite bearbeitet	2	
„ mit Querschneide	6	
„ Hälften-Griffenden	53	
„ Hälften-Spitzen	100	
„ Fragmente	22	262
Blattförmige	90	
„ mit nachgeschärfter Spitze	36	
„ abgebrochen und weiter benutzt	16	
„ an beiden Seiten bearbeitet	2	
„ Hälften-Griffenden	57	
„ Hälften-Spitzen	35	236

Besondere Formen.

Ovales Stück ringsum bearbeitet	1	
Geräte an beiden Enden verschlissen	18	
Geräte mit breiter Querschneide	8	
Stücke von Geräten mit bearbeiteten Längsseiten	5	
Ringsum beschlagen ohne erkennbare Verwendungsart	4	
Platten mit abgenutzter Spitze	3	
Breite schaberartige Geräte mit abgenutzter Schneide	2	
Pfeilspitzenförmige	2	
Amygdaloide Form, beiderseits beschlagen	6	
„ „ einseitig beschlagen	1	50
Nuclei		13
Diverse indifferente Stücke und Späne		83
	Summa	644 Stück

Erklärung der Abbildungen.

Taf. I. Ausgesucht schöne Exemplare der Messer- und Blattform.

Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 6. Messerartige Formen, davon Fig. 1, 5, 6 an beiden Enden abgenutzt.
„ 7, 8, 9. Blattform.
„ 10, 11. Bruchstücke, an beiden Enden nachgeschärft und abgenutzt.
„ 12, 13. Messerform mit wiederholter Nachschärfung.
„ 14. Blattform mit wiederholter Nachschärfung.
„ 15. Blattform mit abgenutzter Querschneide.

Taf. II. Gewöhnliche Exemplare der Messer- und Blattform sowie seltenere Typen.

Fig. 1, 2, 3, 5. Gewöhnliche Messerformen.
„ 4. Messer mit rundbearbeitetem Rücken als Fingerauflage.
„ 6. Dreiseitiges bohrerartiges Gerät mit vernutzter Spitze.
„ 7, 8, 9, 10. Gewöhnliche Blattform, wiederholt nachgeschärft.
„ 11. Amygdaloides Gerät, aus einem grossen Span beiderseitig zugeschlagen, mit vernutzter Spitze.
„ 12. Dickes amygdaloides Gerät, Spitze abgebrochen und weiter benutzt.
„ 13. Blattform mit rundbearbeitetem Rücken als Fingerauflage.
„ 14. Kleines, unterseits flaches, oberseits sehr sorgfältig behauenes ovales Gerät, Spitze abgenutzt.
„ 15. An den Rändern zugeschlagener, ursprünglich viel grösserer Span.
„ 16. Schaberförmiges Gerät, dessen ganze Bogenschneide rundlich abgewetzt ist.

Die Geräte sind in $^2/_3$ Originalgrösse abgebildet.

Nachwort.

Während des Druckes dieser Abhandlung geht mir aus Luksor durch die Güte des Hrn. Professor Schweinfurth die Nummer vom 4. Februar der „Egyptian Gazette" mit einem Bericht aus Maghara vom 9. Januar des Hrn. Professor Flinders Petrie zu.

Da der Aufsatz sowohl über die seither dort vorgekommenen Veränderungen wie über die ägyptologischen Ergebnisse der Expedition vieles Hochinteressante enthält und auch die Silexfrage darin kurz erledigt wird, scheint es mir geboten, denselben im Wortlaut hier anzufügen:

The Sinai Expedition.

By Professor Flinders Petrie.

considering the available sources for the early history of Egypt, Sinai seemed to be the most promising of them. Abydos had already yielded the story of the first dynasty, and some reigns before and after that. Saggara, which contains the second and third dynasties, is closed to scientific research at present. And the only other site for such early monuments was Sinai. The Egypt Exploration Committee therefore agreed to my proposal to completely record the remains there. A great aid to such work was that Captain Weill had just issued a *corpus* of all that was yet known, so that the list of sculptures and the existing copies were all before us. Half-a-dozen serious workers had all been in the field, but none of them had made fascimile full-sized copies. There were sketches, small-scale photographs, and paper impressions which were often defective; but there was no adequate representation of the art, no complete publication, and no plan of the monuments. Fortunately, Captain Weill has joined our party, and brought his knowledge of all the known material.

To our dismay we found that the mining company which tried in 1901 to work for turquoises at Maghara, without commercial success, had destroyed the larger part of the ancient sculptures, and the destruction is still continued by the natives. No restrictions seem to have been made by the Government; yet the wrecked sculptures are what no one would

have been allowed to remove in safety to Europe as antiquities. Out of 41 inscriptions only 11 remain in good condition, six more are injured, and 24 have entirely vanished. The sale value to museums of what the miners have destroyed is worth more than probably all the turquoises they got. It is earnestly to be hoped that, if the Egyptian Government does not remove the remaining sculptures at once from the present mining, there will at least be no objection made to some museum saving what is still left here. Financial greed has destroyed a large part of the monuments of Egypt in the past century, and is yet going to destroy them rapidly.

The greatest gap in our knowledge of the history of civilisation in Egypt was in the period of the second and third dynasties. Even in the dark times of the 10th or 16th dynasties we at least know the general course; but what came between the two great periods of the first and fourth dynasties was yet unknown. Was there merely a slackening of art under the same people, or was there a political and artistic fall, and a new development by the Pyramid builders? This point, which we most needed to clear up, has been happily illustrated by a sculpture which I found, representing King Sanekht, the first of the third dynasty. It had been twice seen by travellers, but never understood, described, or copied. This figure shows Sanekht as a complete Sudani, of the dark yellow brown type of modern times; with a fleshy, long, hooked nose, and very thick lips. His expression is truculent and brutal, and is much more markedly Ethiopian than even the Ethiopian kings of the 25th dynasty. The work is excellent; but the sculpture of his successor Zeser is the rudest of all known here. We are thus led to see an Ethiopian invasion as the cause of the overthrow of the second dynasty: and a fall of art as the result of that, out of which a new style arose by the close of the third dynasty, which brought in the glorious age of the Pyramid builders. One more great wave is shown to have occurred in the civilisation of the land.

It has been in doubt whether turquoise or copper was the object of the Egyptian miners at Maghara. From the ruins of their houses it is clear that copper was smelted here in the fourth and 12th dynasties; but we cannot find any traces of it in the mines, which — in the few that remain unspoiled — seem certainly to follow the veins of turquoise. The ancient rubbish heaps of the mines also yield a large quantity of turquoise chips. So it seems that both materials were sought at Maghara.

There are three methods in the ancient mining. The third and 12th dynasty mines were worked entirely by the chisel. In another period (which we cannot date owing to the destruction of inscriptions) holes were picked in the rock, about five inches across and a foot deep, and blocks were thus brocken away. In none of the rubbish of these mines are any flints found. But another class of heaps contains many flints, which were used for working in the sandstone; and these probably were the Bedawi waste of all periods, perhaps even prehistoric.

We have now copied in full-size facsimile and photographed all the inscriptions and sculptures which remain at Maghara. But our paper moulds have been delayed owing to the theft of a half-hundredweight roll of paper by the natives, and long delays in getting more from Cairo. The historical result is one of the most valuable that could be obtained, and well repays a month spent at Maghara. Our party is already in course of moving over to the other mining centre of Sarabit el Khadem.

Maghara, Sinai, Jan. 9.

Was nun die Frage der Silexgeräte betrifft, so scheint Flinders Petrie, wenn ich ihn recht verstehe, drei Abbaumethoden anzunehmen, von denen zwei metallzeitlich sein sollen, während er die dritte als periodisch zwischendurch betriebenen und dabei steinzeitlichen Beduinenraubbau auffasst.

Vom Standpunkt des Ägyptologen, die Silexgeräte mit den Beduinen in Beziehung zu bringen, ist zwar sonderbar, wenn auch verständlich; nur steht diese Erklärung mit gewissen Tatsachen im Widerspruch.

Zunächst hat Flinders Petrie die von mir und meinen Begleitern gesammelten 700 Stück Geräte dort nicht mehr in ihrer Beziehung zu den Hauptstolleneingängen sehen können, wodurch das Gesamtbild verändert ist; ferner hat er, wie er sagt, grosse Verwüstung an der Bergwand und somit auch der Halde angetroffen, während im Jahre 1881 die letztere einen völlig unberührten Eindruck machte und weder von Beduinenarbeit noch von den Macdonaldschen Versuchen grössere Spuren zu bemerken waren, was nach Ebers den Reisenden Gensler zu der Annahme veranlasste, der Major habe in Maghara überhaupt nicht ernstlich graben lassen, sondern die Türkise von Serbal-Beduinen bezogen.

Was die von mir geschilderten Geräte betrifft, so steht von ihnen fest, dass sie der oberen Schuttschicht beigemengt waren und somit der letzten regelrechten Abbauperiode der Minen angehören müssen, gleichviel von wem er betrieben wurde, wobei der Manganauflug auf ihnen die ganze Oberfläche der Halde als uralt und ungestört bezeugt.

Aus der Flinders Petrieschen Annahme, die wohl mehr einem oberflächlichen Eindruck entspricht, als auf eine Durchgrabung der Halden begründet ist, müssten wir, um konsequent zu sein, ausser dem ägyptischen Minenbetrieb noch einen prähistorischen und einen nachägyptischen Beduinenraubbau deduzieren, beide steinzeitlich, womit die obersten Silexgeräte noch weiter in die Metallzeit herabgedrückt würden.

Solche steinzeitlichen Beduinen halte ich aber für eine gezwungenere Hypothese als meine, aus dem Zustand der Gruben im Jahre 1881 sich ganz natürlich ergebende gleichzeitige Verwendung von Metall- und Silexgeräten, wie sie doch vorübergehend an allen Orten der Welt vorgekommen sein muss. Sollten die von Flinders Petrie geschilderten fünf Zoll tiefen Bohrlöcher zum Herausbrechen des Mittelklotzes wirklich ohne Metallmeissel, mit den kurzen Steingeräten gemacht sein? Diese sehen wirklich nicht danach aus.

Nach dem Lesen der Schilderung der dritten Abbaumethode entsinne ich mich jetzt auch, derartiges gesehen zu haben, und zwar am Anfang der Stollen, wobei ich an eine ältere und primitive Abbaumethode dachte und mir die St. Petersgruben bei Maestricht einfielen, wo auch vor der im Innern geübten Sägetechnik am Beginn der Stollen ein älterer Abbau mittels der Hacke, der aus der Römerzeit stammen soll, zu beobachten ist.

Nach Flinders Petries Erklärung ständen wir, abgesehen von allen Einzelheiten, vor der bedenklichen Annahme einer gewissermassen nachmetallischen steinzeitlichen Bevölkerung im Sinai und die letztgekommenen Beduinen sollten dies steinzeitliche Volk sein?

Hätte der englische Forscher zufällig vor seinem Besuche von Maghara Gelegenheit gehabt, steinzeitliche Wohnplätze und Werkstätten im Sinai und in Syrien kennen zu lernen, so würde er schwerlich leichter Hand solche Theorie aufgestellt haben. Wenigstens hat die sorgfältige Beobachtung zahlreicher Plätze dieser Art und die Prüfung der Umstände, unter denen sich Silexgeräte vorfinden, bei mir die Überzeugung befestigt, dass, abgesehen von Einzelfunden, dieselben nur in steinzeitlichen Ansiedelungen vorkommen, während Beduinenlagerplätze bekanntlich so gut wie keine Spur zu hinterlassen pflegen.

Die Bewohner dieser Ansiedelungen waren, im schärfsten Gegensatz zu den später eingewanderten Zeltnomaden oder Beduinen, ein ansässiges Volk, das sich steinerne Wohnhütten erbaute und allerlei Acker- oder Gartenbau betrieb.

Es kann zwar kein direkter Nachweis geführt werden, dass die Beduinen bei ihrem Vordringen nach Westen keine Steingeräte mehr benutzten, obschon sie weder für diesen Begriff noch auch für das Material ein besonderes Wort haben, sondern alles für sie „Stein“ ist; aber es muss bedenklich erscheinen, den zuletzt Nachgeschobenen und dazu noch in voller Metallzeit einen steinzeitlichen Kulturzustand zuzusprechen. Ausserdem zeugen andere Tatsachen durchaus dagegen.

Es sind nämlich die Niederlassungen der alten steinzeitlichen Bevölkerung stets an ehemaligen Wasserläufen errichtet, deren Existenz an eine weit zurückliegende bewaldete Periode des Gebirges gebunden war. Die Entwaldung und der damit bewirkte Rückgang der Wasserläufe, die einst mächtig genug waren, sich tiefe Rinnsale in das Gestein einzuschneiden, scheinen schon sehr früh begonnen zu haben und bereits zu Beginn der Türkisgewinnung weit vorgeschritten gewesen zu sein; denn damals schon hatte die Knappschaft der Minen unter dem Wassermangel zu leiden, wie aus der Inschrift aus der Regierungszeit des Königs Raenuser der V. Dynastie hervorgeht, wo er als Unterwerfer „des Bergvolkes“ und „als Wasserspender“ bezeichnet wird. (Ebers, Durch Gosen.)

Das Alte Testament bestätigt ebenfalls auf seine Art die bereits eingetretene Dürre des Landes und die Schwierigkeit der Wasserbeschaffung beim Exodus.

Diese Zeugnisse zusammengenommen, rücken die Zeit der Bewohnung der steinzeitlichen Dörfer an fliessenden Bachläufen weit in die Ver-

gangenheit zurück und damit die Steinzeit jenseits der Beduinen-einwanderung; denn mit jener und ihren Menschen sind ausschliesslich die Silexgeräte in Beziehung zu denken und nicht mit den erst nach dem Eingehen der Bodenkultur in das Land gekommenen Hirten und Nomaden, die wir unter dem Namen Beduinen zusammenfassen, und im Anschluss an jene alte Bevölkerung habe ich die Anwesenheit der Silexgeräte in Maghara als Überdauer aufgefasst.

Um nur ein Beispiel unter vielen anzuführen, sei hier auf eine Silex-werkstätte hingewiesen, die ich im südlichen Syrien im Wady Faja unter-sucht habe, da dieselbe nicht allein ähnliche Formen wie in Maghara ergab, d. h. lange schmale Messer, sowie breite Blattformen, mitsamt den Nuklei und Behauspänen, sondern daselbst auch verwandtes Material zur Ver-wendung kam.

Diese Werkstatt bildete einen Teil der „Tareibeh“ oder die „Wein-berge“ genannten Niederlassung mit terrassenförmig geebnetem Garten-land und Wohnungsresten, das Ganze offenbar eine Anlage für Ölbaum- oder Weinkultur. Die Gegend ist jetzt eine völlig wasserlose Wüste und die Bewohnungsmöglichkeit weit zurückgedrängt; auch schreiben die Beduinen solche Anlagen nicht ihren eigenen Vorfahren, sondern einem älteren fremden Volke zu.

In ebenfalls entlegene, wenn auch vielleicht etwas spätere Zeit mögen die zahlreichen Geräte meiner Sammlung zu rechnen sein, die aus der südpalästinensischen Stadtanlage von Tell Milh, d. i. Salzhügel (Tell = künstlich aufgeworfener Schutthügel), dem alten Malatha, stammen, wo die Steingeräte und Abfälle in und zwischen den viereckigen, an einer trockenen Bachrinne entlang gereihten Wohnungen anzutreffen waren; darunter das einzige beilartig geformte und ganz schwach angeschliffene Gerät, das mir in Syrien vorgekommen ist.

Jedenfalls treten nach meinen Beobachtungen die syrischen Silex-geräte, soweit nicht vereinzeltes Paläolithische vorliegt, im Zusammhang mit den Mauerzügen und baulichen Resten auf, als Relikte einer an-sässigen ackerbautreibenden Bevölkerung, vermutlich des „Bergvolkes“ oder der „Mentu“ der ägyptischen Texte, wonach die Zuweisung der Silexgeräte von Maghara an Beduinenvölker solange von der Hand zu weisen ist, bis sie durch begründeten Nachweis glaubhaft gemacht wird. Die Datierung derselben aber wird davon kaum berührt, sondern kann so wie so bestehen bleiben.

(14) Hr. E. Brandenburg hält einen Vortrag über

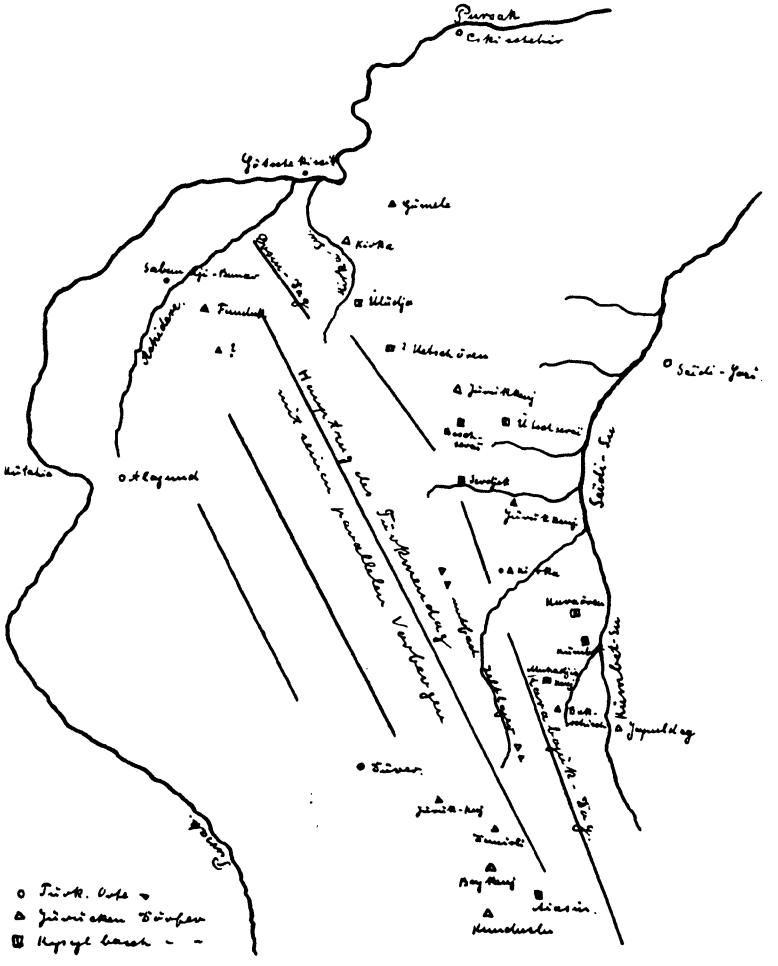
Kysylbasch- und Jürükendörfer in der Gegend des Turkmendag.

Mit Lichtbildern.

In den Jahren 1901—1904 unternahm ich wegen archäologischer Nach-forschungen mehrere Reisen im Gebiet des Turkmendag und hatte dabei vielfach Gelegenheit, in Kysylbasch- und Jürükendörfern zu weilen. Einige Beobachtungen, die ich dabei machte, möchte ich im folgenden kurz an der Hand der v. Luschanschen „Anleitung für ethnographische Beob-achtungen usw. Berlin 1899“ darlegen.

Als allgemeine Einleitung des Folgenden könnte ich fast wörtlich v. Luschan, „Über die Tachtadjis“ (Reisen in Lykien 1889) S. 198, 199 anführen. Der Türkmendag erstreckt sich in der Hauptrichtung von Nord nach Südsüdost und geht als Karabojükdag unmerklich in den Gebirgszug nördlich von Afion Karahissar über. Er ist bis jetzt noch nicht wissenschaftlich vollständig durchforscht. Auf der am wenigsten mangelhaften Karte dieser Gegend, der v. Diestschen, ist er nur schematisch gezeichnet und sein grösster Teil noch weiss gelassen.

Fig. 1. Kartenskizze.



Die obige Kartenskizze im Massstabe von 1 : 50000 gibt schematisch die Lage der Hauptzüge des Turkmendag, die Flussläufe und die Jürüken- und Kysylbaschdörfer wieder.

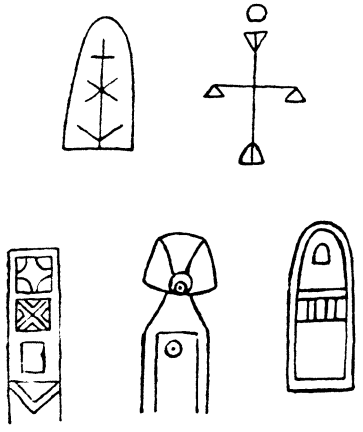
In den hauptsächlich von Nordnordwest nach Südsüdost verlaufenden Quertälern sah ich keine Dörfer (wohl wegen der im Durchschnitt 1200

bis 1500 *m* betragenden Höhe), wohl aber zahlreiche Jürükenzeltlager und auch Jailas.

Die Anzahl der Häuser in den Dörfern variiert zwischen etwa 50 und 10. Die Bewohnerzahl jedes Hauses bezw. Gehöftes ist 5—10, je nach Anzahl der Kinder bezw. alter Eltern usw.

Die Häuser oder besser gesagt Gehöfte der Kysylbasch sind meistens von aussen durch einen Zaun abgeschlossen, bezw. sind Ställe und Wohngebäude so um einen Hof geordnet, dass sie von aussen her möglichst vor unberufenen Blicken gehütet sind. Ein durch grosse Flügeltüren verschliessbarer Torgang führt auf den Hof. In Beykenj sah ich über einem derartigen Tor noch kleine quadratische Öffnungen, die absolut antiken Metopen entsprachen. Auch bemerkte ich, dass bei einigen Jürükengehöften die Anordnung der Räume der eines antiken Hauses in der Art der Häuser von Pompei etwa entsprach, mit dem Unterschied natürlich, dass kein Im- und Conpluvium vorhanden sind, der Garten als Hof und die hinteren Gemächer als Ställe dienten.

Fig. 2.



Holzschnitzereien an Jürükenhäusern.

Die Häuser sind meist (mehrere gemeinsam) mit Abtritten versehen, die jedoch entfernt davon liegen.

Tore und Türen weisen oft reichen Schmuck durch Holzschnitzerei auf. In den Innenräumen ist dieselbe noch durch untergenageltes rotes Tuch in der Wirkung gehoben.

Besonders möchte ich noch auf eine Zeichnung aufmerksam machen, die an den in semitischen Religionen vorkommenden Phallus zwischen zwei Hörnern erinnert (vgl. auch Goldblech aus Mykenae n. 423).

Das folgende Bild zeigt die Gesamtwirkung solcher Schnitzereien, und sind diese wohl in ihrer Grundzeichnung auch auf antike Quadratmuster (ähnlich den phrygischen Fassaden) zurückzuführen, besonders die auf die Spitze gestellten Quadrate des Rahmens.

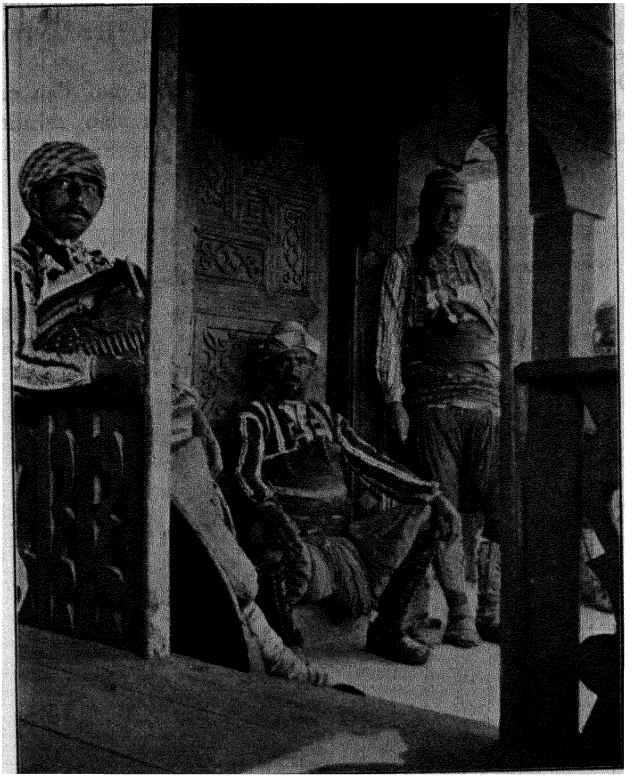
Im Anschluss hieran sind noch die eigenartigen, ganz aus Holz hergestellten Krüge, deren Form Anklänge an alte cypriotische Exemplare zeigt, zu erwähnen.

Während die Kysylbasch fest in Dörfern leben und selten Jailas haben, da ihre Ansiedlungen selbst schon in Waldtälern liegen, ist das Verhältnis bei den Jürüken ein anderes. In den von mir bereisten Gegenden und Dörfern habe ich deutlich drei Stufen unter den Jürüken unterscheiden können:

1. Nomaden,
2. Halbnomaden,
3. Ansässige, die sich den Türken fast ganz assimiliert haben.

1. Die Nomaden führen ihr Hab und Gut mit sich auf Wagen und hausen selbst in Zelten aus schwarzer Ziegenwolle, deren Rückwand besagter Wagen bildet. Die Seitenwände sind oft in der von v. Luschan

Fig. 3.



Tür mit Schnitzereien im Kysylbasch-Dorf Kumbet.

beschriebenen Weise durch Matten usw. (woraus sich auch Schlüsse auf die Dekorationsmotive der phrygischen Fassaden folgern lassen) hergestellt.

Ihren Unterhalt verdienen sie teils durch Anfertigung von Schmuck, auf den wir noch weiter unten eingehen werden, teils führen sie Zuchttiere, d. h. Bullen usw. mit sich. Die Frauen weben Kelims.

2. Die Halbnomaden verbringen in leichten Zelten, meist ohne Wagen, in der eben angegebenen Weise den Sommer und beschäftigen sich vielfach mit Kohlenbrennen. Im Winter suchen sie ihre primitiven Wohnsitze auf und

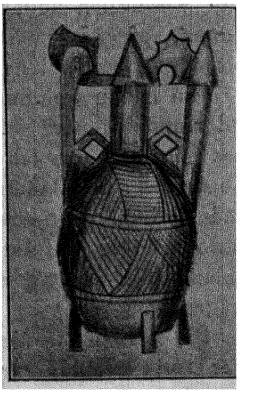
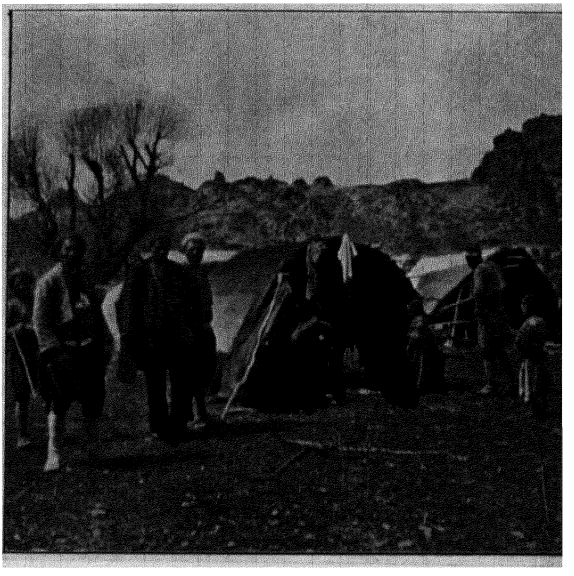


Fig. 4. Krug aus Holz.

weben Teppiche und Kelims. Ich möchte besonders betonen, dass ihr Sommerleben nicht mit dem Jailaaufenthalt der Türken vergleichbar ist. Letzterer ist ein fester Sommerwohnsitz, den diese Halbnomaden nicht haben, sondern sie verbringen die Sommerzeit wandernd. Einige ihrer Winterresidenzen sind z. B. Demirli, Bakschisch, Jürükkenj, s. von Dürer usw. Ihre leichten Sommerzelte gleichen in der Form manchmal den Dächern der bekannten lykischen Sarkophage. Ihre geringe Herden führen sie mit sich.

3. Die ansässigen Jürüken unterscheiden sich auf den ersten Blick kaum von den Türken; ihre Dörfer gehören zu den reinlichsten und freundlichsten, die ich dort sah. Die Stellung der Frauen ist bei ihnen

Fig. 5.



Sommerzelte der Halbnomaden.

eine wesentlich andere als bei 1 und 2: sie gehen verschleiert wie Türkinnen, sprechen nicht mit den Männern und nehmen auch nicht an Mahlzeiten teil, was bei den beiden anderen Klassen oft geschieht.

Sie haben wohlunterhaltene Moscheen, und in zwei Dörfern, in Kirka und Kunduslu, sah ich auch einen Hodja. Allerdings muss ich sagen, dass ich, obgleich ich tagelang bei ihnen war, sie nie das grosse Abendgebet, das die Bauern, weil sie an den anderen durch Feldarbeit verhindert sind, besonders streng einzuhalten pflegen, habe verrichten sehen. Desto eifriger widmet sich der Hodja der Kindererziehung, und ihn mit seinen aufgeweckten Schülern in Kirka zu sehen, war wirklich ein Vergnügen.

Sie werden von den Türken nicht gerade missachtet, wie die Kysylbasch, aber trotz scheinbarer äusserlicher Ähnlichkeit halten sie sich gesondert. Connubium mit ihnen findet nie statt.

Die Kleidung unterscheidet sich nicht wesentlich von der der anderen Bauern, die Frauen lieben grelle Farben und besonders rote Kopftücher, oft mit unechten Münzen benäht. Dazu silberne Ketten und Armspangen. Haare und Brauen oft rot gefärbt. Bärte der Männer über der Lippe kurz geschnitten. Fussbekleidung Sandalen aus ungegerbtem Ziegenleder. Sie lieben, wie auch die Kysylbasch, Wettlaufen und Ringen, und habe ich einigemale gesehen, dass sie vorher etwas Erde verschlucken, „weil das Kraft gibt". Masse und Gewichte sind in den Jürükdörfern die türkischen. So viel ich weiss, kennen sie keine Sklaverei.

Fig. 6.

Jürüken-Familie.

Bei den Klassen 1 und 2 ist die Stellung der Frau eine wesentlich freiere. Polygamie in zwei Fällen sicher beobachtet. Beschneidung findet statt.

Zur Bestattung möchte ich bemerken, dass ich in einigen Kysylbasch- und Jürükendörfern übereinstimmend eine von der der Türken abweichende Bestattungsart beobachtet habe. Der Körper wird in eine etwa 1—1,20 *m* tiefe und etwa 60 *cm* breite Grube in ein Tuch gehüllt auf den Boden gelegt. Dann kommt über ihn, in die Seitenwände der Grube getrieben, ein Dach von Knüppeln, so dass er etwa 20 *cm* freien Raum über sich hat. Auf dies Knüppeldach wird dann Erde und ein kleiner Hügel aufgeworfen. Zu Häupten und Füssen des Grabes errichtet man etwa 1 *m* hohe Steine, in die merkwürdige Muster eingeritzt oder auch nur mit roter Farbe aufgemalt sind.

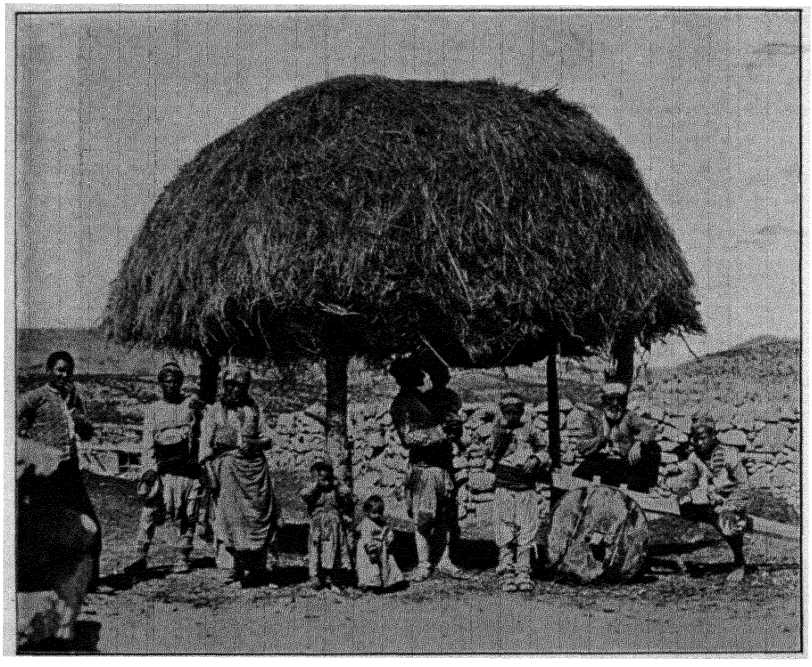
Die Muster a und b lassen sich leicht als roh stilisierte Blumen erkennen. Schwerer ist wohl eine Deutung der drei anderen.

Bei der kleinen Niederlassung Jürükkenj, südlich von Dürer, liegt ein Begräbnisplatz, dessen Gräber in der Mehrzahl an Kopf- und Fussende einen aufrechten Stein haben, der an beiden Seiten Ansätze hat, die ihm das Aussehen eines rohen, rudimentären Kreuzes geben.

Fig. 7.

Muster mit stylisierten Blumen.

Fig. 8.



Heustapel auf Pfählen.

Von der Religion der Jürüken kann ich nach Abzug des unkontrollierbaren — bei Luschan a. a. O. S. 199 so gut geschilderten — Geschwätzes nichts Positives sagen. Nur dass sie kein Gebet halten und auch den Koranvorschriften in bezug auf Waschungen, Weintrinken nicht nachkommen. Sie sind weniger furchtsam vor Gespenstern als Türken, brauchen aber wie diese blaue Perlen gegen malocchio usw. Ebenso fehlte mir leider die Zeit, in ihre, von der türkischen ganz verschieden lautende Sprache irgendwie einzudringen. Hoffentlich wird uns darüber bald die

Arbeit von Dr. Giese, Konstantinopel, der sich seit längerer Zeit damit auch an Ort und Stelle beschäftigt hat, Aufschluss geben.

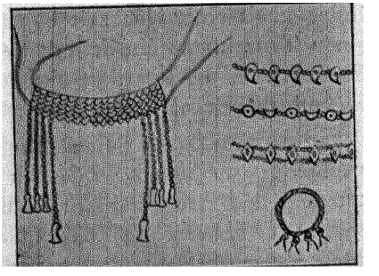
Ich muss noch ein Wort über die eigentümliche Art das Heu aufzustapeln hinzufügen, auf Pfählen oder über Torwegen, wodurch man von ferne Kuppelbauten vor sich zu haben glaubt. (cf. L. de Laborde: Voyage en Asie Mineure.)

Über die Kysylbaschdörfer lässt sich im allgemeinen sagen, dass sie sich durch grössere Unsauberkeit und Unordnung nachteiligst von denen der Jürüken unterscheiden. Als neue Tatsache möchte ich erwähnen, dass es auch Kysylbaschmuhadjire gibt, die aus denselben Gründen wie die mohammedanisch-bulgarischen aus Rumänien besonders nach Anatolien eingewandert sind. Derartige Leute bewohnen z. B. das kleine „Muhadjirkenj" nördlich von Bakschisch. Durch verschiedene glaubwürdige Bulgaren wurde mir versichert, dass es in Bulgarien, besonders aber in Rumänien und auch im Tale der Maritza noch viele Kysylbaschdörfer gäbe. Eine genaue Untersuchung dieser Angaben wäre erwünscht, weil dadurch event. neue Gesichtspunkte zur Beurteilung der Kysylbasch und ihres möglichen Stammvolkes der Hetiter, bezw. der Ausdehnung letzterer bis Europa sich ergeben könnten.

Sie sind von den Türken verachtet, und habe ich manchmal gehört „ausschweifend wie ein Kysylbasch, was wohl auf ihren angeblichen Geheimkult anspielt. Grössere Gebäude, d. h. Moscheen, in Kumbet sogar mit Minaret existieren in den Dörfern, meist jedoch in erbärmlich verfallenem Zustande. In Ueludja hatte in der dortigen „djami" eine Hündin ihr Wochenbett aufgeschlagen, ein bei Mohammedanern undenkbarer Vorfall. Die einzig wirklich gut gebaute und innen mit Teppichen ausgelegte Djami sah ich in Kumbet. Als ich die Alten fragte, wozu sie sie denn brauchten, da kein Hodja da sei und sie ja auch nicht beteten, schwiegen sie verlegen, nur ein junger Mensch platzte raus „bisim kawehane", was ihm ein ärgerliches „suss, heidi git" eintrug.

Der Schech des mohammedanischen Sudja-Vedi-Eddin-Tekke (westlich von Seïdi-Gazi) machte mich darauf aufmerksam, dass in einem Seitentale des Seïdi-Su der „Schech" der Kysylbasch hause. Ich gelangte nach anstrengendem Ritt nach dem Ort Serdjek und fand dort auch wirklich den Wohnsitz des Schech. Er selber entfernte sich bald nach meiner Ankunft, denn mein Besuch war ihm augenscheinlich recht ungelegen. Dafür machte seine Frau die Honneurs; sie war mit Goldschmuck behängt, von dem ich eine Skizze machen konnte und der an den berühmten Schliemannschen aus Troja erinnert.

Fig. 9.



Stirnschmuck der Frau.

Das Kostüm der Kysylbasch weicht etwas von dem landesüblichen ab, ein kurzes Jäckchen, ein riesiger Gürtel, der von den Achseln bis zu den Hüften reicht und eine ganz kurze Hose, gewirkte Strümpfe, flache Schuhe aus ungegerbtem Leder, mit einer Naht auf dem Spann, wodurch eine Spitze entsteht, die an hetitische Schuhe erinnert. Auffällig ist ferner der rote Fes mit grünem Saryk, den eigentlich nur Hadjis tragen dürfen. Der Bart wird oft rot gefärbt, wie auch das Kopfhaar der Frauen und die Fingernägel. In den grösseren Dörfern habe ich beobachtet, dass die Alten den Bart der türkischen Sitte gemäss über der Lippe kurz schneiden.

Fig. 10.

Kysylbasch-Dorfälteste in Kumbet.

Eine Beschneidung findet, soviel ich hörte, nicht statt. Ich hatte Gelegenheit einer Hochzeit beizuwohnen. Die jungen Leute führten zuerst einen Tanz unter Musik mit Schüssen auf, marschierten dann nach dem Nachbardorf, um von dort aus, nach einem Scheinkampf mit der dortigen Jugend, die Braut heimzuholen.

Die Kysylbasch leben hauptsächlich vom Opiumbau und Kohlenbrennerei; sie ziehen es jedoch vor, wenn armenische Händler zu ihnen kommen und ihre Produkte einhandeln. Sie lieben es nicht selbst in die Städte zu gehen. Ich habe mehrfach gesehen, dass sie Abwiegen bei ihren Tauschgeschäften gern vermeiden und lieber zählen.

Von ihrer Sprache weiss ich so gut wie nichts und habe auch nichts sicheres darüber in Erfahrung bringen können. Nur soviel kann ich bestimmt sagen, dass sie ihre eigene Sprache haben, die mit der türkischen keine Ähnlichkeit hat, was Klang anbelangt. Derartige Nachforschungen und Fragen werden ungern beantwortet, und ist man überhaupt froh, wenn

man die Gastfreundschaft ihrer Dörfer nicht in Anspruch nehmen muss, ganz das Gegenteil der Jürüken in dieser Beziehung.

Was endlich ihre Religion anbelangt, so kann ich nur auf das Gesagte zurückkommen, dass sie entschieden nicht Mohammedaner sind, und hinzufügen, dass ich bei ihnen keinerlei Äusserungen, Gebräuche usw. bemerkt habe, denen man religiösen Charakter hätte beilegen können. Dagegen habe ich oft grosse Furcht vor dunklen Höhlen und den sie bewohnenden Geistern usw. bemerkt.

Schliesslich muss ich noch erwähnen (vgl. Luschan), dass ich auch bei ihnen bemerkt habe, dass sie selbst kleine, leicht handliche Gefässe mit beiden Händen anfassen und mit Vorliebe in hockender Stellung trinken.

Diskussion.

Hr. v. Luschan: Zu den Mitteilungen des Herrn Vorredners möchte ich bemerken, dass mir die Jürüken und Kysylbasch schon seit nahezu 25 Jahren aus dem südwestlichen Kleinasien sehr wohl bekannt sind. Ich habe mehrfach Notizen über sie veröffentlicht[1]) und habe eine sehr grosse Anzahl von erwachsenen Individuen aus beiden Stämmen gemessen. Hier möchte ich nur daran erinnern, dass nach meinen Erfahrungen zwischen Jürüken und Kysylbasch sehr grosse Unterschiede bestehen, und dass Verwechslungen zwischen ihnen ausgeschlossen sind. Diejenigen Kysylbasch wenigstens, die ich näher untersucht habe, sind alle ganz extrem kurzköpfig und scheinen mir einwandfrei zu der Urbevölkerung von Vorderasien zu gehören, die man als hethitisch oder als armenoid oder als alarodisch usw. bezeichnet hat. Ganz im Gegensatz hierzu sind die wirklichen Jürüken, die ich besonders in Lykien näher studiert habe, alle ausgesprochen langköpfig und scheinen, wie ich schon 1886 in diesen Verhandlungen ausgeführt habe, ähnlich wie die Zigeuner, in Nordindien zu Haus zu sein. Allerdings kann man in ganz Kleinasien auch allerhand andere Leute als Jürüken bezeichnet finden, die mit diesen eigentlichen Jürüken gar nichts zu tun haben. Wie ich auch schon damals näher ausgeführt habe, bedeutet das Wort Jürüken einfach Wanderer; es wird deshalb sehr vielfach für allerhand halb und ganz nomadisierende Leute angewandt, und ich bin erst vor wenigen Jahren einmal einer kleinen Truppe echter Turkmenen mit wirklichen Trampeltieren, also mit zweihöckrigen Kamelen begegnet, die mir von einem eingeborenen Polizeioffizier auch als Jürüken gezeigt wurden. Ich hatte damals alle Mühe diesem sonst ganz intelligenten Manne klar zu machen, dass zwischen Jürüken und Turkmenen ein grosser Unterschied sei. Auf der anderen Seite erscheint es mir sehr wahrscheinlich, dass man an verschiedenen Orten Kleinasiens auch das Wort Kysylbasch auf ganz verschiedene Gruppen von Menschen anwendet. So habe ich einmal im Mäandertal ein paar Dutzend Leute gesehen, die mir wegen ihrer hellen Augen und ihrer blonden Haare sehr auffielen. Mein eingeborener Begleiter von damals

1) Z. f. E. XVIII, 1886, Verh. S. 167ff., dann Petersen u. v. L. Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis, Wien, Gerold, 1889 und Arch. f. Anthropologie und speziell über die Tachtadschy: Arch. f. Anthropologie XIX, 1891 S. 31ff.

bezeichnete sie auch als Kysylbasch und meinte, sie hätten ihren Namen von ihrem roten Haar. Ich hatte damals keine Möglichkeit, mich mit diesen Menschen selbst in Verbindung zu setzen und konnte nicht einmal feststellen, ob sie kurze oder lange Köpfe hatten. Es würde natürlich nicht ausgeschlossen sein, dass diese Kysylbasch mit irgend einer alten oder neuen Einwanderung aus Thrakien zusammenhängen, aber das scheint mir ganz fest zu stehen, dass sie nicht das allergeringste mit den Kysylbasch zu tun haben, die ich seinerzeit im südwestlichen Kleinasien näher kennen gelernt habe. Unter diesen hat sich nicht ein einziges Individuum mit heller Haut und hellen Haaren befunden.

Hr. P. Traeger berichtet hierzu über

die Jürüken und Konjaren in Makedonien.

Der Herr Vortragende sprach seine Verwunderung aus, dass man bisher von den Jürüken so wenig wisse, obwohl von der kleinasiatischen Küste aus nur drei oder vier Tagereisen nötig seien, um zu diesem interessanten Völkchen zu gelangen. Ich möchte demgegenüber doch noch trotz der vorgeschrittenen Stunde darauf hinweisen, dass man gar nicht nötig hat, nach Asien zu gehen, um Jürüken kennen zu lernen, dass wir solche und zwar in gar nicht so unbedeutender Zahl auch in Europa haben. Und es ist eigentlich verwunderlicher, dass diese Tatsache so unbekannt ist, während wir ja über die asiatischen Jürüken durch die verschiedenen Arbeiten v. Luschans recht gut unterrichtet sind.

Sie wohnen in Europa dort, wo die Karte überhaupt das bunteste ethnographische Bild unseres Erdteils gibt, in Makedonien. Man kann vielleicht sogar sagen, dass sie in diesem Lande unter ihren Nachbarn, den Bulgaren, Griechen, Türken und Vlachen, einen der wenigen festen ethnologischen Punkte bilden, indem sie auch der Abstammung und dem Blute nach das sind, was ihr Name besagt. Das Gebiet, in dem sie ziemlich geschlossen und, soweit ich es verfolgen konnte, immer für sich in eigenen Niederlassungen wohnen, beginnt etwa eine Tagereise östlich von Saloniki. Eine Reihe von Jürükendörfern befindet sich am Nordufer des Langazasees. Von dort dehnen sie sich weit nach Osten aus, bis in die Gegend von Seres und Drama, und nach Norden bis zum Tal der Strumica. Die Karte verzeichnet in diesen Gebieten eine ganze Reihe von Ortschaften, deren Namen schon auf die jürükische Einwohnerschaft hindeutet. Wir finden ein Jürük Pinarli Mahale südlich von Küküć, ein Jürük Mahalesi bei Soho, Jürükleri und Jürük Mahale bei Petrič, Jürüklar am Kurša Balkan. Ausserdem zeigt an verschiedenen anderen Stellen die Eintragung „Jürük“ oder „Jürükkiöj“, dass dort dauernd oder vorübergehend Wohnsitze sind. Natürlich ist dies nicht überall schon durch den Ortsnamen angedeutet. Ich besuchte, angeregt durch die Forschungen v. Luschans in Asien, auf meiner Reise 1901 die Jürüken nördlich vom Langazasee, besonders das grosse Dorf Kurfali. Es wurde mir dort versichert, dass alle Dörfer auf den Hügeln nördlich vom See, wie Balavče, Saraja u. a. von Jürüken bewohnt seien.

Schon diese ganz unvollkommene Aufzählung von Ansiedlungen lässt zur Genüge erkennen, dass die Zahl der Jürüken in Makedonien eine verhältnismässig grosse ist. Irgend eine Statistik darüber gibt es natürlich nicht; da sie sich zur Lehre Mohammeds bekennen, so gelten sie als Osmanen und sind in den offiziellen Angaben und Zählungen den Türken zugerechnet.

Auch die neuere Literatur über Makedonien hat von ihnen so gut wie keine Notiz genommen. So sind wir über die europäischen Jürüken in der Tat weniger unterrichtet als über ihre asiatischen Verwandten. Wir würden vielleicht gar nichts von ihnen wissen, wenn nicht einer der grossen älteren Balkanreisenden sich eingehender mit ihnen beschäftigt hätte. Cousinéry, der sie bereits vorher in Phrygien kennen gelernt hatte, widmet ihnen ein eigenes Kapitel seines Werkes.[1]) Von den neueren Reisenden werden sie, soweit ich die Literatur übersehe, nur kurz von Gopčević[2]) mit einigen allgemeineren Bemerkungen und von Tuma v. Waldkampf[3]) erwähnt. Auf dessen Angaben werde ich nachher noch zurückkommen.

Wie verhalten sich nun die makedonischen Jürüken im allgemeinen und besonderen zu ihren kleinasiatischen Vettern? In erster Linie sei hervorgehoben, dass sie sich selbst als Sonderheit fühlen. Mit ihren nächsten Nachbarn, den Bulgaren und Griechen sowohl wie mit ihren Glaubensgenossen, den Türken, stehen sie in keiner näheren Verbindung. Wie schon gesagt, wohnen sie abgesondert für sich, und sie heiraten auch nur unter sich. Noch zu Cousinérys Zeit war ihre Sonderheit auch von der Regierung anerkannt. Wie die Jürüken Asiens einen besonderen, von der Pforte ernannten Vertreter in Konstantinopel, so hatten die makedonischen den ihrigen in Saloniki. Beide führten den Titel eines Jürük-Bey.

Noch nicht ganz geklärt ist die Frage, ob sie eine eigene Sprache besitzen, die sie vielleicht vor Fremden zu verbergen suchen. v. Luschan nimmt es an und Cousinéry spricht davon wie von einer nie bezweifelten Tatsache. Bei meinen Nachforschungen wurde die Existenz einer solchen von allen Jürüken entschieden in Abrede gestellt, und auch ihre Nachbarn hatten nie etwas davon gehört.

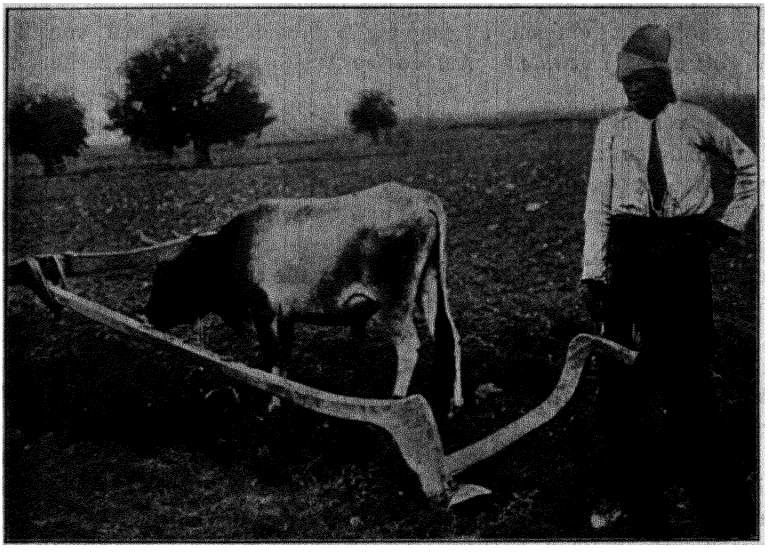
Ihre Lebensweise und Gesittung scheint heute noch in allen Punkten ziemlich dieselbe zu sein, wie sie Cousinéry schilderte. Und sie scheint im allgemeinen durchaus derjenigen der kleinasiatischen Jürüken zu ähneln. Bei beiden scheint das Verhältnis zu ihrem Religionsbekenntnis oder wenigstens zu den religiösen Übungen und Vorschriften ein ziemlich kühles zu sein. Sie sollen nicht viel vom Besuch der Moscheen halten, und sie lassen ihre Frauen und Mädchen unverschleiert. Dass sie wenig von der gewöhnlichen Art strenggläubiger Türken haben, bewies mir auch ihr Benehmen bei meinem Besuche, von dem ich angenehm überrascht

1) Voyage dans la Macédoine. Paris 1831. S. 184ff.
2) Makedonien und Altserbien. Wien 1889. S. 161.
3) Griechenland, Makedonien und Südalbanien. 2. Aufl. Leipzig 1897. S. 219.

war. Durch die Sümpfe des Langazasees geschützt und abseits der grossen Strasse wohnend, war ihnen das Erscheinen eines Franken sicher ein ungewohntes Ereignis. Und die türkischen Behörden in Langaza hatten auch entschieden gegen diesen Ausflug protestiert. Die Jürüken zeigten sich jedoch von einer gewissen selbstverständlichen Freundlichkeit, die ebenso fern von misstrauischer Zurückhaltung wie von neugieriger oder gewinnsüchtiger Aufdringlichkeit war. Bereitwillig gaben sie alle Auskünfte, ohne langes Zögern liessen sie sich photographieren und die körperliche Untersuchung vornehmen. Auch die Gegenwart meiner Frau schien sie nicht sonderlich zu kümmern.

Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. Ihre Jaila, wohin sie während der günstigen Jahreszeit mit ihren Herden ziehen, ist die Rhodope. Acker-

Fig. 1.



bau wird wenig getrieben. Darauf weist auch der primitive, eisenlose Pflug hin, den ich bei einem am Langazasee ein Stückchen Feld bestellenden Jürüken noch in Verwendung fand (Fig. 1).

Von geschnitzten Holzgeräten, wie sie v. Luschan als besonders charakteristisch abbildet, sah ich bei ihnen nur einige kleine, in Gestalt eines Fisches gearbeitete Zigarettenspitzen. Doch gerade diese sind ohne besonderes ethnographisches Interesse, da sie eine im Orient weitverbreitete Form darstellen. Ich erhielt solche von vollkommen gleicher Art auch in Janina, die von den Gefängnissträflingen angefertigt waren. Meine Jürüken nannten mir aber eins ihrer Dörfer, wo man vornehmlich derartige Schnitzereien und Holzarbeiten herstelle. Es ist also möglich, dass sie diese Kunstübung doch bewahrt haben.

Auch über ihre Webereien und die häuslichen Frauenarbeiten kann ich aus eigener Kenntnis nichts sagen. Nach einem älteren Handelsbericht

hatten ihre Erzeugnisse selbst auf dem ferneren europäischen Markt eine gewisse Bedeutung erlangt. Felix Beaujour, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts französischer Konsul in Saloniki war, gibt darüber einige interessante Mitteilungen, die eine Ausgrabung wohl verdienen.[1]) Er widmet einen Abschnitt den Abats, groben, von den Jürükenfrauen verfertigten Tüchern. Gewöhnlich sechs Ellen lang und eine halbe breit, sind sie in erster Linie zur Kleidung für die Armen bestimmt, wie sich auch die Jürüken selbst damit kleiden. Man verwendet sie aber auch zum Einpacken der besseren Sorten von Tabak. Beaujour nennt die Jürüken die arbeitsamste Menschenklasse in Makedonien. Er schätzt die Zahl der von ihnen jährlich verfertigten Tücher auf 70—80 000 Stück. Im Jahre 1788 wurden davon allein nach Marseille 30 000 Stück exportiert, um von

Fig. 2.

dort weiter nach den Antillen zur Bekleidung für die Neger versandt zu werden. Beaujour macht auch sonst noch einige bemerkenswerte Mitteilungen über die Jürüken. Er erzählt, wie es scheint, nach eigener Beobachtung, dass sie im Kriege bei den Armeen als Schanzgräber dienten. Und er macht auch eine Angabe, die einzige mir bekannte, über die Zeit ihrer Einwanderung. Er bezeichnet sie als „Abkömmlinge der alten Kolonisten, die zur Zeit der Eroberung von Makedonien aus Turkomannien dahin verpflanzt worden sind, um die besiegten aber nicht unterjochten Griechen im Zaum zu halten."

Wie steht es nun mit ihrer physischen Erscheinung im Vergleich zu den asiatischen Jürüken? Es ist auch hierbei entschieden bezeichnend, dass Cousinéry, der beide kannte, sie in seinem Werke ohne weiteres

1) Schilderung des Handels von Griechenland, besonders der Stadt Thessalonich, herausg. von M. C. Sprengel, Weimar 1801.

zusammen behandelt und nicht einen Moment daran zweifelt, dass er es mit dem gleichen Volksstamme zu tun habe.

Der allgemeine Eindruck ihrer körperlichen Erscheinung ist kein schöner. Die Gesichtszüge fand ich in Form und Ausdruck mit wenig Ausnahmen grob, starkknochig, mit hervortretenden Jochbogen und einem ganz auffallend grossen, dicklippigen Mund über einem ebenso kleinen, zurückweichenden Kinn. Diese hervorstechenden Formen des Untergesichts

Fig. 4.

Fig. 3.

Fig. 5.

kehren so regelmässig vereint bei fast allen wieder, dass ich sie als besonders charakteristisch ansehen muss. Das Gruppenbild (Fig. 2) von 19 ganz zufällig zusammenliegenden Jürüken ist die beste Bestätigung meiner Behauptung. Wenn diese Formen auch nicht überall so scharf ausgeprägt sind wie bei dem Profilbild (Fig. 3), so sind sie doch bei den meisten vorhanden. Man vergleiche daraufhin auch die Aufnahme desselben Jürüken en face (auf Abb. 4) und den Lenker des Pfluges (Fig. 1), bei dem es am auffallendsten war. Ebenso die Typen 5 und 6. Denselben grossen Mund, nur mit etwas weniger kleinem zurückweichenden Kinn, zeigen auch die Aufnahmen 7 und 8. Bei einigen habe ich mir auch die

Grösse und unregelmässige Stellung der Zähne besonders notiert, ein paar Mal fand ich sie direkt in einem stumpfen Winkel aufeinanderstossend.

Zu dieser charakteristischen Mund- und Kinnform gesellt sich eine ebenso eigenartige Gestalt der Nase. Im ganzen gross, die Rückenlinie immer gerade oder leicht konkav, ziemlich schmal und hoch angesetzt, die Flügel gespannt, nicht wulstig, so dass sie sich von der Wurzel nach unten ganz geradlinig verbreitert und in der Draufsicht etwas keilförmiges erhält. Ich verweise als Beispiel besonders auf die Figur 6.

Fig. 7.

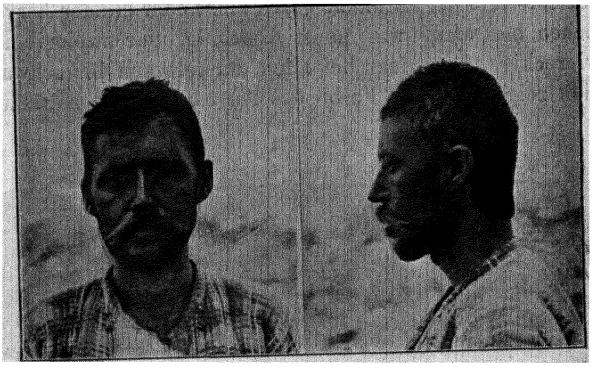


Fig. 6.

Fig. 8.

Dass sich diese Eigentümlichkeiten im Gesichtstypus der makedonischen Jürüken in so auffallender Weise ausgebildet haben, dafür bietet wohl der schon erwähnte Umstand, dass sie nur unter sich heiraten, eine genügende Erklärung. Ihre Fortpflanzung hat dadurch seit dem Verlassen der Heimat naturgemäss immer mehr den Charakter von Inzucht in weiterem Sinne angenommen.

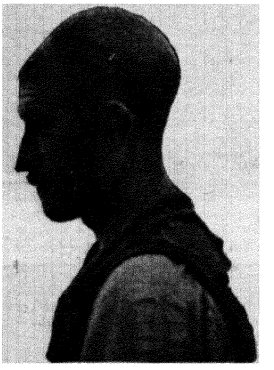
Von acht Männern konnte ich genauere Körperbeschreibungen aufnehmen. Ihre Grösse schwankte zwischen 162—169 *cm*; sie sind also klein bis mittelgross. Den Schädel fand ich durchweg sehr hoch, meist breit und kurz. Bei dreien zeigte er eine interessante Abweichung, eine merkwürdige Ausdehnung des Hinterhauptes nach oben. Unter den Aufnahmen

ist sie am besten am Profilbild des jungen Burschen (Fig. 9) zu sehen. Es war diese Form bei keinem so stark ausgeprägt wie bei einigen der schönen Jürükenbilder auf den Tafeln 35—38 der grossen Publikation v. Luschans[1]), aber es war die gleiche Art. v. Luschan führt sie dort auf künstliche Deformation durch straffes Einschnüren des Kopfes während der ersten Lebensmonate zurück. Ob dies auch hier die Ursache war, kann ich nicht entscheiden. Unter allen Balkanvölkern und Stämmen ist mir diese Schädelform nur noch einmal begegnet bei einer Zigeunergruppe in der Umgegend von Sarajevo. Sie war da noch stärker ausgeprägt und fand sich bei der Mehrzahl der Männer (vgl. Fig. 10).

Die Gesichtsform der Jürüken, durch mehr oder minder hervorstehende Backenknochen bestimmt, war meist dreieckig, nur zweimal notierte ich oval und viereckig. Das Haar bei allen dunkelbraun bis schwarz. Nicht so einheitlich zeigte sich die Farbe des Auges; dreimal hellblau, zweimal

Fig. 9.

Fig. 10.



hellbraun, einmal grünlich, so dass die dunklere, braune Färbung in der Minderheit war. In bezug auf die Form jedoch fand ich überall das gleiche Auge: klein, tiefliegend, schmal.

Über die Herkunft und Abstammung der Jürüken haben wir heute eine neue Ansicht gehört. Der Vortragende brachte sie mit den Seldschuken in Zusammenhang. Cousinéry hielt sie für die Verwandten der Turkmenen, mit denen sie die Sprache gemeinsam hätten. Dieser Meinung scheint, wie erwähnt, schon vor ihm auch Beaujour gewesen zu sein.

Ich kann zu diesen Theorien nicht viel sagen, ich möchte mich jedoch zu der dritten äussern, die v. Luschan ausgesprochen hat. Er sieht die Jürüken, wenn auch vielleicht in ferner Vorzeit, mit den Zigeunern in Verbindung. Gegen diese Ansicht haben sich in mir nach dem Besuch der makedonischen entschieden Bedenken geregt. Auf das mehr psychische Moment, dass ich noch nie Zigeuner getroffen habe, mochten sie nun preussische Staatsbürger in Adlershof sein oder unter Türken und Tartaren

1) E. Petersen und F. v. Luschan, Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis. Wien 1889.

leben, die sich so gesittet und so wenig aufdringlich benommen hätten wie meine Jürüken, will ich keinen Wert legen. Schwerwiegend aber scheinen mir die körperlichen Unterschiede zu sein. Jene Jürüken, durchweg starkknochig, breit und grob im Typus, hatten nichts von den gracilen Formen und Knochen, die bei den Zigeunern vorwiegen.

Ferner findet man bei diesen eine nicht einheitliche Komplexion von Haar- und Augenfarbe und gar noch hellblaue und grünliche Augen sicher nur in ganz seltenen vereinzelten Fällen. Und wichtiger noch ist mir die weitere Beobachtung, dass alle Jürüken, bei denen ich bedeckte Körperstellen, den Bauch und unter dem Arm untersuchen konnte, weisse oder rosigweisse Hautfarbe hatten, was ich bei Zigeunern nur gefunden habe, wo auch der ganze sonstige Typus eine fremde Abstammung verriet. Dass sich auf dem Balkan die oben erwähnte Schädelform gerade noch bei solchen vorfand, würde ja durch die Annahme von Deformierung erklärt werden.

Ein gemeinsamer Ursprung mit den Zigeunern erscheint mir also aus diesen Gründen ziemlich unwahrscheinlich. Dagegen glaube ich eher an einen mongoloiden Einschlag bei den Jürüken, den auch v. Luschan für möglich hält.

Tuma v. Waldkampf macht in seiner kurzen Notiz in ganz bestimmter Form die Mitteilung: die Jürüken zerfallen im Fatichane und Konjaren. Aus eigener Anschauung scheint er sie nicht zu kennen, und er gibt auch nicht an, wie er zu seiner Behauptung kommt.

Jedenfalls konnte ich bei der Nachprüfung nicht den geringsten Halt für ihre Berechtigung ermitteln. Allen Jürüken, mit denen ich in Berührung kam, war die Frage gänzlich unverständlich; sie wussten nichts von Fatichanen und kannten für sich nur den Namen Jürük. Es sind offenbar zwei getrennte Dinge ganz willkürlich in Zusammenhang gebracht.

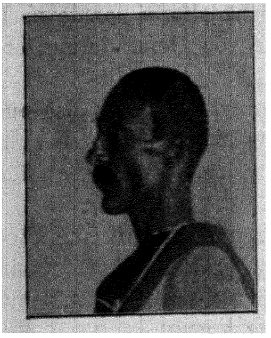
Konjaren gibt es allerdings in Makedonien, und sie haben mit den Jürüken das gemein, dass auch sie ein kleiner, aus Asien nach Europa versprengter Volksteil sind. Sie bewohnen eine geringe Anzahl Dörfer in dem hohen Gebirge im südwestlichen Makedonien, hauptsächlich in der Gegend von Koziani und Selfidže. Boué zählt hier fünf Ortschaften auf. Doch haben sie sich von hier, wo wahrscheinlich ihre ersten Kolonien errichtet wurden, auch weiter nach Norden ausgedehnt. So stammte einer der von mir untersuchten vom Sari-Göl, ein anderer aus Kailar.

Ihre Zahl dürfte bedeutend geringer sein als die der Jürüken. Von diesen sind sie also räumlich ziemlich weit entfernt, und die Trennung wird noch dadurch verstärkt, dass sie, abgesehen von den kleineren Städten in der Nachbarschaft, ihr Hauptverkehrszentrum, wo sie ihre Waren absetzen und für ihre Bedürfnisse einkaufen, nicht Saloniki, sondern Janina ist. Auf dem Gebirgswege dahin über Metzovo begegnete ich verschiedentlich Konjaren, und auf dem Bazar von Janina fand ich auch ihre eigenartigen Teppiche, von denen mir in Saloniki niemals ein Exemplar zu Gesicht gekommen ist. Ich hatte für diese Gebirgsreise einen Konjaren eine Woche lang als Pferdetreiber gemietet, einen lebhaften, intelligenten Mann, von dem ich manches über das Leben seines Stammes erfahren

konnte. Ausserdem bot sich mir zu ihrer Beobachtung auf dem Bazar von Grevena Gelegenheit, den sie ziemlich zahlreich zu besuchen pflegen.

Von den Jürüken war ihnen nichts, auch nicht der Name bekannt. Sie gaben selbst an, dass ihre Voreltern aus Konia gekommen wären, aber niemand wisse, wann das geschehen. Boué[1]) versetzt ohne Angabe seiner Quelle die Einwanderung in das Jahr 1390. Sie sprechen türkisch, während ihre Nachbarn fast ausschliesslich Griechen, Vlachen und Slawen sind. Sie fallen unter diesen sofort durch ihre Tracht auf, besonders durch eine grellrote Weste über einem weitärmligen Hemde, ohne die ich keinen Konjaren sah. Mit den Jürüken haben sie nach meinen Beobachtungen in keiner Beziehung etwas gemein. Im Gegensatz zu ihnen leben sie sesshaft; neben der Teppichweberei ist ihre Hauptbeschäftigung Getreidebau. Es sind hagere, kräftige Gestalten von guter Mittelgrösse. Die wenigen, welche ich näher untersuchen konnte, hatten gleichmässig einen sehr hohen, ganz kurzen Kopf mit steilem Hinterhaupt, langovale Gesichter mit klugem, lebhaftem Ausdruck. Das Haar sehr dunkel, doch mehr blond als braun, helle graugrüne Augen, grosse Adlernase und kleine Ohren (Fig. 11). Weit bekannt in Südmakedonien und Südalbanien sind dieschon erwähnten, eigenartigen Teppiche. Wie mir mein Pferdetreiber mitteilte, gelten vornehmlich die Konjaren am Sari-Göl als geschickt in deren Herstellung. Die Erzeugnisse einzelner Familien, in denen seit alter Zeit immer nur dieses Gewerbe betrieben wurde, werden besonders hoch geschätzt. Es sind Teppiche kleineren Formats von sehr bunter aber geschmackvoller Farbenzusammenstellung. Rot, grün, lila und gelb sind in der Regel die Hauptfarben. Das Charakteristische des Konjarenteppichs, von dem vier verschiedene Sorten unterschieden werden, sind jedoch seine langen Fäden.

Fig. 11.



1) Die europäische Türkei, I. Wien 1889. S. 351.

Ausserordentliche Sitzung vom 28. Januar 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Als Gäste werden begrüsst die Herren Direktor Archenhold, Dr. Benjamin und Professor Schmoller.

(2) Hr. R. Haferland aus Dresden demonstriert

einen Schädel mit einem Processus asteriacus.

(Hierzu Tafel III.)

Durch das freundliche Entgegenkommen des Hrn. Vorsitzenden ist mir Gelegenheit gegeben, Ihnen ein Objekt zu demonstrieren, welches mir bei der Neuordnung der Zusammenstellung anatomischer Varietäten und pathologischer Veränderungen am menschlichen Schädel in der Anthropologischen Abteilung des Dresdner Museums in die Hände gekommen ist. Der Schädel war daselbst nicht wegen der Varietät, welche die Veranlassung zu der heutigen Demonstration ist, sondern im Hinblick auf eine andere Anomalie etikettiert und aufgestellt. Die Varietät, wegen der ich diesen Schädel hier vorzeige, ist, soweit mir bekannt, noch nicht beschrieben worden. Es dürfte ja den Herren Fachgelehrten bekannt sein, dass leider ein grosser Teil anatomischer Varietäten in Dissertationen vereinzelt beschrieben worden ist und dass es z. B. in der neueren Zeit kein Werk in deutscher Sprache gibt, welches die Varietäten des menschlichen Schädels und Skeletts zusammenfassend behandelt. Das einzige Werk aus modernster Zeit, welches eine solche Zusammenfassung wenigstens in bezug auf die Knochen des eigentlichen Hirnschädels gibt, ist das bekannte Werk von Ledouble; in diesem ist aber von der in Rede stehenden Varietät nichts zu finden, ebensowenig in den Archiven für Anthropologie und Anatomie, soweit ich in der Lage war, sie durchzusehen.

Der Schädel ist in dem Katalog des genannten Museums unter Nr. 3693 verzeichnet und es ist daselbst bemerkt, dass er nach den Angaben des Händlers Gerrard aus Fidschi stammt. Soweit man nach den äusseren Kennzeichen urteilen kann, rührt er von einem Individuum männlichen Geschlechts her. Sie sehen beiderseits an demselben und zwar genau an der Stelle des Asterion eine wulstige Hervorragung, welche in der Hauptsache dem unteren hinteren Winkel des Scheitelbeins angehört und sich zum Teil über die anliegenden Partien der Pars mastoidea

des Schläfenbeins und des Hinterhauptbeins herübergeschoben hat. Die Erhabenheit, welche links ausgeprägter als rechts ist, erhebt sich links etwa 11 *mm* und rechts etwa 8 *mm* über das Niveau der umliegenden Schädelpartien. Die Breite an der Basis beträgt links in senkrechter Richtung etwa 13, in wagerechter etwa 24 *mm*, rechts entsprechend 9 und 19 *mm*. Die Oberfläche der Vorsprünge ist ziemlich glatt; Anzeichen dafür, dass sie einem krankhaften Prozess ihre Entstehung verdanken, sind nicht vorhanden, auch zeigt der Schädel im allgemeinen keine Merkmale pathologischer Veränderungen.

Was die Ätiologie dieser eigenartigen Bildung anbelangt, so kam mir, namentlich wegen ihrer Doppelseitigkeit, bei ihrer Betrachtung zuerst der Gedanke, dass es sich dabei um die Reproduktion eines früheren Entwicklungszustandes, einen sogenannten Atavismus, handelt. Dieser Gedanke wurde in mir bestärkt durch eine Unterredung, die ich mit Hrn. Prof. Dr. v. Luschan über diesen Gegenstand hatte; dieser Herr wies mich speziell auf ähnliche Bildungen beim Schimpansen hin. Ich habe späterhin Schimpansenschädel sowohl in Berlin als auch im Dresdner Museum daraufhin betrachtet und gefunden, dass man sehr wohl den vorliegenden Schädel in bezug auf diese Bildung mit Schimpansenschädeln vergleichen kann. Während nämlich die Temporalleisten der erwachsenen männlichen Gorillas und Orang Utans sich zu hohen Kämmen entwickeln, die in der Mittellinie sich vereinigen, ist das beim Schimpansen nicht der Fall; wohl aber habe ich bei allen beobachteten Schimpansenschädeln einen starken Wulst gefunden, welcher etwa von der Gegend des Asterion ausgehend nach dem Jochbogen zu verläuft und offenbar den letzten nach unten umgebogenen Teil der Temporalleiste darstellt, deren obere Partien sich nicht zu so hohen Kämmen wie bei Gorilla und Orang Utan entwickeln. Die Ansicht, dass es sich hierbei um eine einfache Verstärkung des Knochens infolge starker Entwicklung der Nackenmuskulatur handelt, möchte ich zwar zunächst nicht ganz verwerfen, aber mich mehr dafür entscheiden, dass die Bildung eine atavistische ist, weil ich glaube, dass die Vorsprünge als Muskelansatzpunkte eine bedeutend rauhere Oberfläche aufweisen müssten, als es der Fall ist. Es dürfte Gegenstand einer späteren und umfangreicheren Arbeit sein, festzustellen, welche der beiden geäusserten Ansichten die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ich schliesse, indem ich die Anwesenden freundlichst bitte, mir mitzuteilen, ob Sie die hier vorgezeigte Varietät schon früher gesehen oder irgendwo beschrieben gefunden haben; Sie würden mir auf diese Weise die Möglichkeit verschaffen, mich rasch über einen Gegenstand zu orientieren, dessen Bearbeitung mir sonst unverhältnismässig viel mehr Zeit kosten würde.

Nachschrift. Später sah ich bei Hrn. Prof. Dr. v. Luschan mehrere Schädel, welche den Processus asteriacus andeutungsweise oder in verhältnismässig geringer Entwicklung darboten. Es ist dadurch sicher gestellt, dass es sich in dem vorliegenden Falle nicht um eine Abnormität handelt, sondern nur um die besonders starke Ausbildung einer bei den Melanesiern im allgemeinen wahrscheinlich gar nicht so seltenen Varietät.

(3) Hr. Zechlin-Salzwedel berichtet über

Silexmanufakte in der Altmark.

Infolge der Anregungen durch die Zeitschrift für Ethnologie und den Greifswalder Kongress habe ich auf meinen Wanderungen durch die Altmark die am Wege liegenden Kiesgruben nach Silexmanufakten untersucht und z. B. in Clötze, Arendsee, Brewitz und hier gute Funde gemacht.

Besonders zahlreich waren aber diese in der etwa $1^1/_2$ *km* nordwestlich von Salzwedel gelegenen Kiesgrube, in deren oberem Rande im vorigen Herbste (in $1^1/_4$ *m* Tiefe) eine prähistorische Herdgrube gefunden wurde.

Diese Kieskuhle besteht nach Urteil des Hrn. cand. geolog. Stappenbeck aus typisch nordischen Ablagerungen aus den Schmelzwässern der letzten Glazialperiode. Die Frage, ob Erosionsreste oder zusammenhängende Decke über das Ganze vorliegen, soll eingehend bei besserer Jahreszeit untersucht werden.

An einem vorspringenden Keil der schon stark in Benutzung genommenen Grube zieht sich zwischen feineren Sanden und Kiesen in etwa $5—5^1/_2$ *m* Tiefe eine 40—50 *cm* starke Kiesbank, die gröberes Gesteinmaterial enthält, dunkler gefärbt und meist eisenschüssig ist.

In dieser fanden sich auf einer Fläche von etwa 8 *m* Länge und 3 *m* Breite, die von Oktober v. J. bis Januar d. J. abgeräumt wurde, besonders zahlreiche Feuersteingeschiebe, die zum grossen Teil mit Gebrauchs- und Abnutzungsspuren versehen waren. Ich sammelte viele hunderte davon, von der zierlichen Pfeilspitze bis zu Fäustlingen von 2800 *g* Gewicht. Von diesen erlaube ich mir hier eine Auswahl zur Begutachtung vorzulegen. Ausserhalb dieser Fläche sind die bearbeiteten Stücke seltener.

Fossilien, Knochen und organische Reste fanden sich bis jetzt nicht. Jedes Anzeichen einer längere Zeit andauernden Einwirkung von Atmosphärilien, von Verwitterung oder einer Art Kulturschicht fehlten. Viele Stücke zeigen die Spuren von Abrollung. Es ist daher anzunehmen, dass sich die Stücke nicht mehr in primärer Lage befanden, sondern von anderer Stelle weggeführt und hier wieder abgelagert sind. Bemerken möchte ich noch, dass oft eine bestimmte Art von Gegenständen wie Pfeilspitzen, Schaber oder Fäustlinge zu mehreren nahe zusammen lagen.

Von den mit ihnen im Kies regellos zerstreuten Geschiebestücken habe ich etwa dreissig zur Untersuchung aufgehoben (Kieselschiefer, Backsteinkalk), um nach Kenntnis der Heimat, in der die Gesteine anstehend getroffen werden, vielleicht auf die Herkunft dieser Silexstücke schliessen zu können.

(4) Hr. v. Landau spricht über

prähistorische Funde unweit Sidon und Gebeil (Byblos).

Ich möchte der Gesellschaft eine Frage vorlegen, an deren Lösung sich die an den Ausgrabungen Beteiligten wie sonstige Kenner des phönikischen Altertums bisher vergeblich versucht haben. In Saida und dem anstossenden Libanongebiet sind kleine Steine bekannt und werden von Kindern den Reisenden zum Kauf angeboten, die sie gewöhnlich ru' ûs

methialê nennen, weil sie ähnlich aussehen wie die Amulette, welche die Metualis an der Stelle tragen, wo sie mit der Stirn anstossen bei ihren Gebeten. Es sind fast stets gewöhnliche Bachkiesel, welche Einschnitte tragen, über deren Bestimmung es bisher nicht möglich gewesen ist, zu einem Ergebnisse zu kommen. Die hier vorgezeigten können natürlich nicht genügen, um über das Wesen dieser Einschnitte ein Urteil zuzulassen. Jedoch sind alle, welche mehr davon gesehen haben, darüber einig, dass es sich nicht um regelmässige, beabsichtigte Figuren oder Zeichen dabei handeln kann.

Die Steine sollen nach Angabe von Arbeitern immer dort gefunden werden, wo eine alte Grabstätte sich befindet. Macridi-Bey fügt aber hinzu, dass er stets gefunden habe, dass diese Grabstätten auch schon im Altertum geöffnet oder in römischer Zeit benutzt worden waren. Er möchte deshalb in den Steinen nur Gegenstände sehen, an welcher die Arbeiter die Schärfe ihrer Instrumente versuchten. Dann bliebe aber auffällig, dass man sich dazu immer nur so kleiner Steine bedient haben sollte, welche sich schwer festhalten lassen, wenn man einen Einschnitt machen will. Die Schärfe des Instruments, welches bestimmt war den Felsen zu bearbeiten, konnte doch wohl passender an diesem selbst versucht werden.

Endlich möchte ich Ihnen noch einen kleinen Celt vorlegen, der aus einem Grabe in Gebeil (Byblos) stammt; wahrscheinlich hat dieses Grab der klassischen Periode angehört, denn wenngleich nichts bestimmtes mehr darüber in Erfahrung gebracht werden konnte, so sind doch ältere sehr selten und in Gebeil kaum noch welche uneröffnet, welche etwa in vorhellenistische Zeit zurückgingen. Das Stück wird also als Amulett gedient haben und ist deshalb dem Toten mitgegeben worden. Ähnliche Funde sind selten in Phönizien, wo die Altertümer überhaupt nicht sehr häufig und vorgeschichtliche Stücke etwas ganz aussergewöhnliches sind. Das Museum des American College in Beirut besitzt einige ähnliche Celte, die wohl aus ähnlichen Funden herrühren, jedoch ist mir nicht bekannt ob ihr Ort und Gelegenheit der Auffindung bestimmbar waren. In Syrien werden viele Antiken durch den Handel vertrieben, was die Feststellung des Fundortes meist sehr unsicher macht. Man wird bei Annahme gleichartiger Herkunft dieser Stücke anzunehmen haben, dass man im Altertum diese prähistorischen Stücke als Amulette geschätzt und getragen hat. Mir ist von weiteren gleichartigen Funden auf phönizischem Boden nichts bekannt.

Hr. Staudinger: Das vorgelegte Steinbeil hat die Form der kleineren westafrikanischen Steinbeile. Auch dort werden die jetzt aufgefundenen Steinbeile zum Fetischdienst oder mitunter auch als Amulette benutzt. Wir hätten also hier dann eine ähnliche Erscheinung. Interessant ist das Vorkommen so ähnlicher Stücke schon wegen der oft vermuteten Verbindungen von Westafrika mit alten Kulturgebieten. Was die runden Steine anbelangt, so möchte man sie beinahe auch als eine Art Schmuck- oder Amulettsteine ansehen, jedenfalls machen sie nicht den Eindruck, als ob sie zum Schärfen von Instrumenten gedient haben, dann wären die

Rillen wohl anders. Schmuck- bezw. Amulettsteine in einer ähnlichen (natürlich nicht gleichen Form) sind übrigens ziemlich verbreitet. Das Steinbeil ist in alter Zeit jedenfalls wohl als Beil praktisch benutzt worden.

(5) Hr. Waldeyer gab ausführliche Mitteilungen aus einem an ihn vom September 1904 aus Queensland gelangten Briefe des Professor Dr. H. Klaatsch, aus welchem besonders die folgende

Übersicht über den bisherigen Verlauf und die Errungenschaften seiner Reise in Australien bis Ende September 1904

wiedergegeben sei.

9. Februar 1904: Abfahrt von Genua auf der „Gneisenau".
7. März: Ankunft in Perth, Westaustralien.
12. „ Adelaide.
15. „ Melbourne.
18. „ Sydney.
21. „ Brisbane.

22. März bis 17. Mai: Aufenthalt in Brisbane. Untersuchung der Privatsammlung des Dr. W. E. Roth, Protektors der Eingeborenen Queenslands, an Schädeln (90) und Skeletten (ca. 10) von Eingeborenen Nord-Queenslands. Ethnographische Studien bei Dr. Roth. Paläontologische Studien im Museum. Vorbereitung einer Publikation über Queenslandschädel für die Bulletins des Government.

17.—20. und 23.—29. April: Exkursion in die Darling-Downs zum Sammeln fossiler Säugetierknochen, Aufenthalt in Clifton unweit der klassischen Fundstellen am Kings-Creek. Gewinnung eines guten Materials isolierter Knochen und Schädelfragmente von fossilen Marsupialiern, besonders von ausgestorbenen Halmaturus-Arten, auch Dipratoden, wovon ein grosses Kiefernstück, in 25 Fuss Tiefe beim Graben eines Brunnens gefunden, mir geschenkt wurde.

24. April: Entdeckung primitiver menschlicher Steinartefakte aus Hornstein und Quarzit am Kings-Creek, zusammen mit Stücken grosser fossiler Röhrenknochen, welche menschliche Bearbeitung zeigen.

8. Mai: Finde unter Dr. Roths Material die Knochen eines neugeborenen Kindes (von Princesse Charlotte-Bai), dessen Frontale die Arcus supraorbitales als scharfe Leisten zeigt, an den Neandertalzustand erinnernd. Neue Erkenntnisse in der Vergleichung der Australierschädel mit Pithecanthropus und Anklänge der Wirbelbildung in der Stellung der Processus spinosi an die Anthropoiden.

17. Mai: Abreise mit Schiff von Brisbane.

18. „ Maryborough; Sammlung einiger fossiler Muscheln aus dem Kreidematerial des städtischen Steinbruchs.

19.—25. Mai: Rochhampton.

21. Mai: Finde in der „School of Arts" einen Elephanten-Molar, den ein Bürger Rochhamptons am Kings-Creek gefunden und der Schule geschenkt hat. Photographische Aufnahmen des wichtigen Objektes, welches

die fast unbeachtet gebliebenen Angaben Owens über das Vorkommen von „Notelephas australis“ in den Darling-Downs bestätigt.

22. Mai: Erhalte vom Direktor der School of Arts einen Australier-Schädel aus der Gegend von Cleimont (Central-Queensland) geschenkt. Untersuchung einiger im Privatbesitz befindlicher Schädel aus der Gegend von Rochhampton.

25. Mai: Abreise mit Schiff von Rochhampton.

27. Mai bis 1. Juni: Aufenthalt in Townsville. Sammlung von Conchylien und Brachiopoden-Schalen am Strande. Untersuchung und Sammlung von Material des amphibisch lebenden Fisches Periophthalmus (Blenniiden).

3. Juni bis 4. Juli: Aufenthalt in „Silver-Valley“ bei Herberton auf dem Gebiet der Tin-Mining-Lancelot-Company als Gast des Hrn. F. E. Clotten. Untersuchung und Sammlung von Beuteltieren, auch Ornithorhynchus. Erste Studien lebender Eingeborener. Auffindung alter Wohnplätze der Eingeborenen unter überhängenden Felsen, welche an die Abris des paläolithischen Frankreichs erinnern und Untersuchung der Tiermalereien an diesen Felsen. Entdeckung zahlreicher kleiner Messer aus Porphyrit an diesen Wohnplätzen.

12. Juni: Entdeckung einer Menge eolithischer und paläolithischer grösserer Artefakte grösstenteils aus Porphyrit am oberen Herbert-River. Sammlung von etwa 120 Stück dieser Artefakte, welche von verschiedener Technik und, nach dem Erhaltungszustand des Materials zu schliessen, von verschiedenem Alter sind.

6. Juli: Townsville.

8. „ Fahrt nach Charters-Towns.

9. „ Entdeckung eines primitiven Steinartefakts am Burdekin-River bei Charters-Towns.

14. Juli: Cairns.

15.—20. Juli: Aufenthalt auf der Missionsstation Jarrabach bei Cairns. Erste eingehende Untersuchungen und photographische Aufnahmen lebender Eingeborener aus der Gegend des Bellenden-Ker-Gebirges.

21. Juli: Abreise von Cairns.

22.—24. Juli: Aufenthalt in Cooktown.

25. Juli: Fahrt nach Thursday-Island.

26. „ Ankunft daselbst. Finde das Regierungsschiff „Melbidir“, welches mich zu einer Fahrt in den Golf von Carpentaria aufnimmt.

28. Juli: Abfahrt der „Melbidir“ von Thursday-Island.

30. „ Ankunft am Batavia-River.

30. Juli bis 2. August: Aufenthalt auf der Missionsstation Mapoon am Batavia-River. Untersuchung zahlreicher Eingeborener. Neue Methode der Messung und graphischen Darstellung des Gesichtsprofils.

2. August: Abfahrt von Mapoon zusammen mit dem Missionar Richter, welcher am Archer-River eine neue Missionsstation zu gründen beabsichtigt.

3. August: Ankunft am Archer-River.

3.—11. August: Aufenthalt daselbst. Erste Begegnung mit wirklich wilden Eingeborenen. Zahlreiche Studien, Messungen und photographische Aufnahmen derselben.

12. August: Abfahrt von Archer-River.

16. „ Ankunft an der Mündung des Norman-River an der Lotsenstation Karumba.

18.—20. August: Exkursion nach Normanton.

21. August: Abfahrt von Karumba nach den Golf-Inseln.

23.—24. August: Aufenthalt bei Sweers-Island. Auffindung grosser Steinwälle, „Traps", deren sich die Eingeborenen zum Fangen der Fische bei Ebbe bedienten.

25. August: Landung auf Benlinch-Island. Vergeblicher Versuch, die scheuen Eingeborenen zu stellen. Finde deren Spuren und Camps.

26. August: Ankunft vor Bailey-Island.

28.—31. August: Aufenthalt vor Bailey-Island und Besuch einer ganz wilden Horde von 20 Eingeborenen daselbst. Aufnahmen, Messungen und Erwerbung verschiedener sehr primitiver Kulturgegenstände, darunter der ausserordentlich einfachen Steininstrumente aus Quarzitsplittern.

5. September: Ankunft auf der Lotsenstation Karumba. Erste Ausgrabung von Skeletten (eines jugendlichen ♂ und eines ♀), sowie der Knochen eines sechsmonatlichen Kindes. Erwerbung von drei Speeren mit Quarzitspitzen, welche ein Fischer von McArthur-River (an der Ostküste des Golfes) mitgebracht hat. Die Steinspitzen entsprechen den paläolithischen Steinlamellen Frankreichs. Ich erhalte einen jungen weiblichen Dingo, den Schwarze in einem hohlen Baume gefunden haben.

9. September: Ankunft in Normanton.

9.—26. September: Aufenthalt in Normanton. Erwerbung zahlreicher Waffen, besonders Boomerangs. Ausgrabung von Schädeln und Skeletten.

12. September: Exkursion nach Croydon. Ich erhalte dort von einem deutschen Kolonisten einen im Busch gefundenen Schädel eines Schwarzen, der manches Abweichende, besonders auffällig (an Tasmanier erinnernde Breite) in der Parietalregion besitzt.

(6) Hr. Waldeyer berichtet ferner über seinen

Aufenthalt in St. Louis und die Anthropologische Abteilung der Weltausstellung daselbst,

sowie über den Ausflug des internationalen Geographen-Kongresses nach dem Grand Canyon of Arizona und Mexiko, welchem er sich angeschlossen hatte.

Als Juror für die Ausstellung der höheren Unterrichtsanstalten hatte er Gelegenheit, mit dem Stande des Hochschulwesens in den Vereinigten Staaten bekannt zu werden. Offen muss man anerkennen, dass dasselbe sich auf bestem Wege, in rührigem Fortschreiten und in sorgfältiger Pflege befindet; er verweist hierzu auf eine jüngst von ihm in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" 1905, Nr. 1, 2, 3 veröffentlichte Mitteilung.

In der anthropologischen Abteilung zogen vor allem die Niederlassungen verschiedener nordamerikanischer Indianerstämme, deren Schulen, das Philippinendorf und die Siedelung der Ainos die Aufmerksamkeit auf sich. Das Philippinendorf konnte geradezu als Muster einer derartigen Veranstaltung bezeichnet werden. Dasselbe zeigte die Wohnungen und Beschäftigungen der zivilisierten Filipinos, dann die mehrerer noch wild lebender Stämme, wie der Negritos und Igoroten. Die dunkelfarbigen Negritos gehören zu den Pygmäen-Völkern, welchen Ausdruck der Vortragende im Sinne J. Kollmanns gebraucht. Es fiel auf, dass ihre Physiognomien an die der Papua-Völker erinnern. Als Bogenschützen zeigten sie sich sehr gewandt. Die zu den Malaien zu rechnenden Igoroten sind, was die Männer anlangt, prächtige Gestalten, denen auch ihre lichtbraune Hautfarbe gut steht; das Auge des Anatomen nicht weniger als das des bildenden Künstlers fand bei diesen muskulös-sehnigen, schlanken, geschmeidigen Menschen, die fast völlig nackt gingen, seine Weide.

Bei den Ainos wurde man an den an einem unserer Sitzungsabende gehaltenen Vortrag von Baelz erinnert, in welchem die Ähnlichkeit ihrer Physiognomien mit russischen erwähnt wurde; dies ist nicht zu verkennen.

Die Fahrt nach Mexiko nahm bis zur Rückkehr nach St. Louis 17 Tage in Anspruch, von denen 12 in den 4 Pulman-Cars, die für die Reisegesellschaft gemietet worden waren, zugebracht werden mussten. Eine solche Fahrt, namentlich in der Hochebene, welche von Neumexiko bis Stadt Mexiko führt und grossenteils Wüste ist, hat in manchen Beziehungen Ähnlichkeit mit einer Ozeanfahrt. Wir fanden es ohne weiteres am Platze, dass man zum Einsteigen mit einem „An Bord“ aufgefordert wurde. Die Reise ging von St. Louis nach Kansas City, Dodge City (in Kansas), Ajunta (Colorado), Albuquerque (New-Mexico), Flagstaff, Williams (Arizona) zum Grand Canyon, einem der wissenschaftlich merkwürdigsten und dabei schönsten Naturgebilde. Von da zurück nach Albuquerque, dann über Rincon nach El Paso, wo man mit dem Rio grande die mexikanische Grenze überschreitet. El Paso gegenüber liegt die mexikanische Grenzstadt Ciudad Juarez. Von da führte die Bahn über Chihuahua Jimenez, Escalon, Torreon, Zacatecas, Aguas calientes, Irapuato, der berühmten Erdbeerenstadt — man hat diese köstliche Frucht dort fast das ganze Jahr — Querétaró und Tula nach Mexiko Stadt.

Der nördliche Teil der Strecke hat wie das Gebiet von New-Mexico und Arizona, welches durchfahren wurde, Wüstencharakter — es ist eine 5—7000 Fuss über dem Meere liegende Hochebene, in der sich nur wenige Dörfer, wenn man von solchen überhaupt sprechen kann, finden, und, weite Strecken auseinander gelegen, wie Oasen, die genannten grösseren Städte, von ferne schon durch die zum Teil schönen und interessanten Kirchenbauten kenntlich. Da einige von den genannten Orten nachts durchfahren wurden, kann nicht von allen berichtet werden.

Interessant erschienen Celayo und Querĕtarŏ; hier, schon der tropischen Zone (im engeren Sinne) nahe, in der subtropischen Zone — der Wendekreis des Krebses zieht etwas nördlich von Zacatecas hin — beginnt auch in der Hochebene die üppige Vegetation; die an sich zum Teil schön geformten Berge nehmen Wald an und man gewinnt den Eindruck, dass man sich in einem Lande befindet, welches viele Menschen ernähren kann und deshalb bei guter Verwaltung und verständiger politischer Entwicklung vorankommen muss.

Der Zug fährt bei Queretaro dicht an dem Hügel vorbei, auf welchem am 19. Juni 1867 Kaiser Maximilian von Mexiko mit seinen ihm treu gebliebenen Generalen Mejia und Miramon erschossen wurde; an der Stelle erhebt sich jetzt eine Kapelle. Queretaro lag im Frühsonnenglanze schön vor uns — man musste unwillkürlich an Miramare, so reizend an der Triester Bucht gelegen, denken: Miramare—Queretaro, ein Menschengeschick!

Von der Stadt Mexiko, welche wir am selben Tage nachmittags erreichten, wurde noch ein Ausflug nach Orizaba gemacht; die Eisenbahnfahrt den jähen Randabsturz der Hochebene hinunter gehört zu dem interessantesten, was man in dieser Beziehung machen kann. Hier befindet man sich im üppigsten Tropenlande.

Die Rückfahrt ging wieder bis Celayo auf der früheren Strecke, dann wurde der Weg über San Luis Potosi und Saltillo genommen und der Rio grande bei Laredo überschritten. Die Strecke in den vereinigten Staaten ging durch ganz Texas (San Antonio, Austin), dann durch das Indian Territory und einen Teil von Arkansas über Springfield nach St. Louis; hierbei mussten der Red River und der Arkansas River überfahren werden.

Das Interesse der Fahrt war wesentlich ein geographisches und geologisches; unterwegs wurden von verschiedenen Fachmännern, insbesondere von Mr. Robert Hill, Vorträge über interessante Abschnitte aus diesen Gebieten im Anschlusse an das Erlebte und Gesehene gehalten. Von amerikanischen Forschern, die die wissenschaftliche Führung unternahmen, sei noch besonders des Hrn. W. M. Davis gedacht; Mr. Dr. Day leitete mit zielbewusster Energie und Sachkenntnis die äusseren Angelegenheiten. Von deutschen Forschern seien die Herren Kollegen Verworn (Göttingen). Oberhummer und Penck (Wien) sowie der Afrikaforscher Graf v. Pfeil und Klein-Ellguth genannt, letztere beiden mit Dank für manche dem Vortragenden gegebene freundliche Auskunft auf den ihm ferner liegenden Gebieten. Gern gedenkt derselbe auch der Begegnung mit Sir John Murray, Director of the Challenger Expedition Publications, und seines Freundes und einstmaligen Institutslaboranten aus der Strassburger Zeit, Prof. Dr. Ludwig Bremer (St. Louis), welcher sich der Expedition angeschlossen hatte.

Wen es interessieren sollte, in kurzen klar gezeichneten Zügen ein besseres Bild von den hochinteressanten geographischen und geologischen Verhältnissen der grossen durchmessenen Strecke in sich aufzunehmen, als es hier vom Vortragenden als Nichtfachmann gegeben werden kann

und als es hier an seinem Orte ist, der wolle die Artikel von Hofrat Prof. Penck: „Bilder aus Amerika“ in der „Neuen freien Presse“ vom 9. und 16. Januar 1905 und „Der achte internationale Geographenkongress“ in der „Wiener Abendpost“ vom 10. und 12. Januar 1905 nachlesen. — In humoristischer Form hat Dr. Bremer die Erlebnisse der Fahrt in einer St. Louiser Zeitung geschildert.

In wenigen Worten sei der anthropologischen und ethnologischen Beobachtungen gedacht, die auf der Reise gemacht werden konnten. Wir erhielten Gelegenheit zwei Dörfer der Pueblosindianer zu besuchen und uns wenigstens für einige Stunden die Leute in ihrem jetzigen Zivilisationsleben anzusehen. In Albuquerque fanden wir bei längerem Aufenthalte gleichfalls mehrere dieser Leute; dort ist auch ein Verkaufsbazar der von ihnen in Handarbeit gefertigten Sachen; manches Sehenswerte ist darunter. In Mexiko fand sich reichlich Gelegenheit, mit der eingeborenen Bevölkerung, die weitaus den grössten Teil der Bewohner Mexikos — auch der Hauptstadt — ausmacht, in Berührung zu kommen.

Der Vortragende zweifelt nach dem Eindrucke, den er davon gewonnen hat, nicht daran, dass die ganze grosse eingeborene Bevölkerung von den Kanadischen Seen an bis zum Isthmus, soweit er Vertreter derselben gesehen hat, ungeachtet der sprachlichen Verschiedenheiten, einem und demselben grossen Stamme angehört. Über Südamerika kann hier natürlich nichts ausgesagt werden. Der Stamm weist, der Ansicht des Vortragenden nach, auf mongolische Urabkunft hin. Der Vortragende befindet sich hier in Übereinstimmung mit Verworn, auf dessen weitere, gleichfalls im Anschlusse an die Reise gemachten Ausführungen (s. Göttinger Zeitung vom 21. Dezember 1904) Bezug genommen sei.

Schliesslich wird mit warmem Danke der in der liebenswürdigsten Weise dargebotenen Führung, welche Kollege Seler und dessen Gattin in dem grossen Museum der Altertümer der Stadt Mexiko übernommen hatten, gedacht. So wurde der Reisegesellschaft der Vorzug, den ein günstiger Zufall bot, von sachkundigster Seite an der Hand der wichtigsten Belegstücke, die überhaupt vorhanden sind, einen Einblick in die hohe und ganz eigenartige Kultur zu gewinnen, die das merkwürdige Aztekenvolk gezeitigt hat.

(7) Hr. Kurt Breysig sprach über

die Entstehung des Gottesgedankens insonderheit bei den amerikanischen Urzeitvölkern.

Die Untersuchung, die in vollem Umfange demnächst in einer besonderen Schrift veröffentlicht werden soll, geht aus von den Kolumbianern, insbesondere den Tlinkit der Nordwestküste. Bei ihnen liegen die drei Urbestandteile, aus denen sich gläubige Verehrung entwickeln kann, noch völlig getrennt von einander. Eine über gelegentliche Anrufungen nicht hinauskommende Beachtung der Naturgewalten, insbesondere der Sonne, die kaum besonderer Berücksichtigung wert ist, sodann ein mit Kult und Priestertum ausgestatteter Seelen- und Geisterdienst, der indessen weit

mehr auf Abwehr als auf Verehrung gegründet ist, endlich eine heilige Sage, die zwar Hochschätzung, aber nicht Verehrung, geschweige denn Anbetung des gefeierten Helden, überhaupt nicht Glaubensdienst bedeutet. Der Rabe Jelch, halb Mensch, halb Tier, bringt seinem Volke Sonne, Mond und Sterne, und mancherlei anderen Segen, ist Heilspender, Heilbringer, aber von übermenschlichen Kräften und Eigenschaften, unverwundbar wie Siegfried, Feuerbringer wie Prometheus, ungeschlechtlich empfangen wie Jesus, aber so sehr Mensch, dass ihm vielerlei lächerliche, ja dumme Streiche nachgesagt werden. Er ist am wenigsten ein Gott, ein Begriff, der endlich einmal scharf zu umgrenzen und dem des Heilbringers als seiner Keim- und Vorform gegenüberzustellen ist. Die gleiche Vorstufe eines Heilbringers weist der Ioskeha der heiligen Sage der Irokesen von 1650 auf. Nur die Tierheit ist verschwunden, er tritt im Verein mit seiner Grossmutter Ataënsic als Erd- und Menschenschöpfer auf und beschenkt die Neugeschaffenen mit vielen Wohltaten. Eine zweihundertjährige Entwicklung hat aus dem Heilbringer der Jesuitenberichte den Grossen Geist der Morganschen Schilderung geschaffen (1850), d. h. einen wirklichen Gott. Bruderkampf, Urflut, ungeschlechtliche Geburt kennzeichnen die Keimgestalt von 1650. Die Deutungen Brintons, als sei Ioskeha aus einer Verpersönlichung der Sonne entstanden, wurden im einzelnen und allgemeinen als irrig erwiesen. Ebenso die gleiche Herleitung Michabazos, des Heilbringer der Algonkin aus Sonne und Licht. Die Namen, die in dem Fall der Irokesen sicher, in dem der Algonkin schwerlich von der Sonne herkommen, sind späteren Ursprungs als die Gestalten, denen sie nur als eine fremdartige, ihre eigentliche Herkunft verbergende Hülle übergeworfen sind. Der Name des Heilbringers der Wabanaki, insbesondere der Micmac beweist dies fast urkundlich; er heisst Gluskap der Lügner, sein Bruder aber Wolf der Jüngere. Nichts liegt näher, als anzunehmen, dass der ursprüngliche Name Wolf der Ältere war. Keri, der Heilbringer der Bakaïrí, ist ein neues wohlausgeprägtes Seitenstück; die Tierherkunft lugt hier aus dem Pflegevater Jaguar hervor. Das Walam-Olum, das heilige Buch der Lenape, enthält Sintflut und Drachenkampf in besonders gut ausgeprägter Fassung. Es ist aus zwei verschiedenen Überlieferungen zusammen gearbeitet, deren Durcheinander, das wohl zu entwirren ist, ein auffälliges Seitenstück zu der Verbindung von Priesterkodex und Jahvisten in den ersten Kapiteln der Genesis darbietet. Die tierische Grundnatur der amerikanischen Heilbringer, die je nach ihrer Stufe ganz, halb oder gar nicht mehr hervorlugt, ist vielleicht durch die Alcheringa-Wesen einiger mittelaustralischer Völkerschaften zu erklären. Sie sind noch fast ganz Tiere, vermögen aber Wunder zu wirken, Berge zu spalten, Täler zu überschwemmen; sie gehören wie die Heilbringer der Vorzeit an. Vielleicht dass sie oder ähnliche Gebilde die Grossväter der Heilbringer waren.

Das Ziel aller dieser Ausführungen ist, einmal eine Entwicklungslinie der einzelnen Ur- und Keimformen des Gottesgedankes aufzustellen, zweitens aber die Auffassung zu bekämpfen, als hätte aus der abstrahierenden und symbolisierenden Verpersönlichung der Naturkräfte, ins-

besondere der Sonne, der Gottesgedanken hergeleitet werden können. Er stammt vielmehr aus der lebenswarmen erd- und menschhaften Persönlichkeit als wirklich gedachter Wesen, Menschen oder Tiere. Ein Überblick über die israelitisch-jüdische, babylonische, ägyptische, indische, griechische, germanische Glaubensgeschichte suchte jene amerikanischen Ergebnisse auch für sie fruchtbar zu machen und insbesondere den Heilbringerkeim in ihren Göttergestalten nachzuweisen, entgegen der in fast allen diesen Forschungsgebieten unwidersprochen herrschenden Auffassung, als sei der Gottesgedanke aus der Sonne oder anderen Teilen der Natur herzuleiten.

Diskussion.

Hr. Gräbner: Ich stehe dem Hrn. Vortragenden, abgesehen davon, dass ich ihn persönlich gut kenne, auch als Historiker mehr als andere nahe. Selbstverständlich ist es mir deshalb erfreulich, wenn die kritische Schulung des Geschichtsforschers der Ethnologie zu gute kommt. Aber gerade als Historiker kann ich mich mit dem Grundgedanken der gegebenen Ausführungen nicht einverstanden erklären. Die Ansicht, dass die Naturvölker oder die Urzeitvölker, wie Hr. Breysig sich ausdrückt, einen Urzustand auch unserer Kulturvölker darstellten, lässt sich doch nur in beschränktem Masse teilen. Wir müssen der Überzeugung Raum geben, dass auch die Naturvölker die Jahrtausende und Jahrzehntausende nicht spurlos an sich haben vorübergehen lassen, sondern sich selbst von einem etwaigen gemeinsamen Ausgangspunkt ebenso entfernt haben wie unsere Kulturvölker. Aber selbst unter benachbarten und scheinbar verwandten Völkern kann man doch nicht ohne weiteres einen Sprung von dem einen zum anderen machen; man kann nicht die Anschauungen des einen Volkes aus denen des anderen ergänzen. Es war von den australischen Religionen die Rede. Gerade da finden wir — ich habe seinerzeit in einem Vortrage hier gewisse eigentümliche Unterschiede der australischen Kulturen beleuchtet — auch in religiöser und mythologischer Beziehung gewisse Unterschiede. Die Totemgötter oder, wenn man so sagen darf, die Götterwesen, die aus der Tiergestalt hervorgegangen sind, beschränken sich auch in Australien ganz ausgesprochen auf das eine Gebiet, während in dem anderen, in dem von mir „ostpapuanisch" genannten Kulturgebiet, geringe Spuren von solchen Erscheinungen vorhanden sind, vielmehr da die höheren Geister, wo sie vorhanden sind, sich augenscheinlich direkt aus der Menschenseele, jedenfalls aus menschenähnlichen Gebilden entwickelt haben. So findet sich anscheinend selbst in noch älteren Schichten, die in vielen Kulturbeziehungen primitiver sind, als die, denen der Totemkreis angehört, eine Form der Göttergestalten in weiterem Sinne, die von dem Hrn. Vortragenden auf eine weit höhere Stufe gerückt worden ist, und gerade da findet sich wieder die Verklärung und die Erhebung der Naturerscheinungen, Sonne, Mond usw. zu Göttern.

Wenn wir solche Unterschiede, ja Gegensätze des Entwicklungsganges in einem scheinbar so einheitlichen Gebiete wie Australien vorfinden, so werden wir unmöglich die vom Hrn. Vortragenden hypothetisch an-

genommene Ausbildung des Gottesgedankens als etwas Gemeinsames für die Menschheit hinstellen können. Es mag sein, dass solche Entwicklungen vorgekommen sind, es mag das für die nordamerikanischen Indianer zutreffen; aber es muss in jedem Fall einzeln nachgewiesen werden. Und wenn verwandte Gedanken in verschiedenen Erdteilen, etwa in Vorderasien, Amerika und Neu-Holland, auftreten, so wissen wir von der Zusammensetzung der heutigen Kulturen, den Wanderungen und Völkerbeziehungen der Urzeit noch viel zu wenig, um zu entscheiden, wo gemeinsamer Besitz der Menschheit, wo Entlehnung, wo Kulturmischung vorliegt.

Hr. Archenhold (als Gast): Ich möchte zunächst dem Hrn. Vortragenden für die interessanten Einzelheiten danken, die er in seinem Vortrag gebracht hat. Ich stimme mit ihm vollständig überein bis auf den Schlusssatz. Dagegen muss ich jedoch sehr stark opponieren, dass alle diese Götter aus dem Menschen herausgeboren und dann an den Himmel gesetzt worden sind. Meines Erachtens ist das Umgekehrte richtig. Der Mensch hat von verschiedenen Punkten der Erde aus den Himmel beobachtet, und gerade als Naturmenschen viel mehr wie wir als Kulturmenschen, und da hat er eben diese einzelnen Dinge mit menschlichen Eigenschaften versehen. So erklärt sich auch der Rabe in der betreffenden Sage; der Rabe sitzt in der Sonne, das ist der grosse Sonnenfleck, der schon mit unbewaffnetem Auge gesehen werden kann. Wir wissen jetzt ganz sicher, dass Sonnenflecke bestimmte Einflüsse ausüben, dass sie z. B. grosse elektrische Strahlen auf die Erde senden. Wir finden diese Sage vom Raben in der Sonne auch bei den Chinesen. Wir finden ferner für den grossen Hasen eine astronomische Erklärung, man sieht die Löffel desselben noch heute im Mond. Da liegt es doch viel näher zu sagen: diese Dinge sind aus der Beobachtung der Sonne und des Mondes, der dunklen Flecke auf ihnen, geholt, als umgekehrt. Es erklärt sich auch der Kampf mit dem Drachen ganz natürlich. Der Kampf mit dem Drachen, den der Rabe zu bestehen hat, ist die Sonnenfinsternis. Es ist interessant, dass die Mayas diese Vorstellungen so weit entwickelt hatten, dass dort selbst diese kleinen Drachen erklärt wurden; das sind Venusvorübergänge. Förstemann hat in unserm „Weltall" diese Astronomie der Mayas auch besonders behandelt. Also diese Kämpfe der grossen Drachen mit den kleinen erklären sich auch völlig aus Himmelsbeobachtungen. Ich meine: der Wandel der Weltanschauung vollzieht sich auf grund der Himmelsforschung. Wir haben das im neueren Zeitalter gesehen. Als Kopernikus uns einen anderen Standpunkt gab, da wandelte sich die Weltanschauung; als Giordano Bruno uns die Sterne als Sonnen erklärte, da wandelte sich wiederum die Weltanschauung.

Hr. von den Steinen: Meine Herren, wenn ich als Amerikanist einige wenige Worte zu dem Vortrage sagen darf, so muss ich aussprechen, dass wir uns gegenüber der schwierigsten aller Fragen, wie das Verhältnis von niederer und höherer Mythologie zu deuten ist, meines Erachtens in einer ganz besonders ungünstigen Lage befinden. Wir sind

mit unserem Wissen noch zu sehr im Rückstand, namentlich in Südamerika, sowohl für die Kenntnis der Sprachen als der Mythen, weil es überall noch an authentischen Texten mangelt, so dass sich mit guten und vortrefflichen Gründen je nach der Deutung für entgegengesetzte Theorien fechten lässt.

Ich möchte nur auf einen einzigen Punkt hinweisen: der Vortragende hat gesagt, er glaube nicht an die Dekadenz der Naturvölker, und er glaube dem altem Martius nicht, dass die heutigen brasilischen Naturvölker heruntergesunken seien aus einer früheren Höhe. Ich glaube das auch nicht, aber die Untersuchungen der letzten Jahre erweisen oder scheinen — um mich ganz vorsichtig auszudrücken — scheinen ein anderes wichtiges Moment genügend zu erweisen, dass nämlich von den alten Kulturvölkern in Peru wie von den Mexikanern oder den Maya eine Fülle von höheren Anregungen zu den Naturvölkern durchgesickert ist. Die Menschen selbst sind nicht herabgesunken, aber das, was von den gebildeteren Völkern zu den kulturarmen gelangte, tritt bei ihnen unter verkümmerten Formen auf, und ist doch nicht ihr eigenes Erzeugnis, sondern stammt aus der anderen Quelle. Dergleichen können wir heute für eine ganze Anzahl von Gebräuchen, für die Ornamentik und für manches andere mehr als vermuten, und Sie sehen, dass damit die ganze Frage im Augenblick vollständig verschoben ist. Wenn auch solche Sagen, die in ganz Amerika einen durchaus einheitlichen Charakter tragen — nehmen Sie die der Zwillinge, die von einer jungfräulichen Mutter stammen, — auf einer höheren Stufe des Wissens und der Naturanschauung entstanden wären, und dann auf langen Wegen in den Besitz niederer Völker gelangten, wo sie ihrem Zustand entsprechend appercipiert und verarbeitet wurden, so unterliegen sie einer anderen Beurteilung, als wenn sie von jenen tiefer stehenden Völkern selbständig erzeugt worden wären. Alles verschiebt sich vollständig, je nachdem wir eine Entwicklung vom Niederen zum Höheren oder eine Wanderung vom Höheren zum Niederen haben. Ich halte deshalb die Zeit für allgemeine Schlussfolgerungen noch nicht für gekommen.

Hr. Ehrenreich: Ich möchte über das von Hrn. Breysig benutzte Material noch sagen: Wir haben in Nordamerika verschiedene, ziemlich von einander abweichende Kosmogonien. Davon gehört die eine der Irokesen-, die andere, die sich dann auch über alle Prärieстämme verbreitete, der Algonkingruppe an.

Eine dritte ist den sogenannten Pueblostämmen gemeinsam, von denen Navaho und Apaches viele Züge entlehnten, und endlich haben wir eine ziemlich unklare Kosmogonie in Kalifornien. Die nordwestamerikanische ist rudimentär. An ihre Stelle tritt hier die Rabensage, die aber, wie die Untersuchungen der Yesup-Expedition lehren, in hohem Masse von Asien her beeinflusst ist, wenn sie nicht überhaupt aus Asien stammt. Jedenfalls können wir diese verschiedenen kosmogonischen Mythen nicht in feste Beziehung zu einander bringen. Wir sind nicht berechtigt, die irokesische Mythe als eine Weiterentwicklung der Tlinkitmythe zu betrachten, da beide gar keine Berührungspunkte haben.

Aus den Nachrichten der Jesuiten, unserer Hauptquelle für die Kenntnis der irokesischen Traditionen älterer Zeit, lassen sich keine Anhaltspunkte dafür entnehmen, dass etwa jene beiden mythischen Heroen als Götter betrachtet und demgemäss durch Kultushandlungen verehrt wurden.

Wenn wir ferner die unzähligen Zwillingsmythen Amerikas vom hohen Norden bis nach Brasilien hinab vergleichen, so ergeben sich immer die engsten Beziehungen zu Sonne, Mond und manchmal auch gewissen Sternen. Entweder verwandeln sich diese Persönlichkeiten in jene Himmelskörper, oder sie holen Sonne und Mond herbei und regeln deren Lauf oder es lässt sich der zwischen beiden bisweilen hervortretende feindliche Antagonismus auf das gegenseitige Widerspiel dieser Gestirne zurückführen. Die einzelnen von ihnen ausgeführten Handlungen sind nur aus solaren, lunaren und astralen Beziehungen verständlich, sofern die Mythe überhaupt in primitiver Form überliefert ist. Anderenfalls ergibt sich das aus der vergleichenden Analyse.

Was die Drachenkämpfe anlangt, so ist es fraglich, ob wir die der nordamerikanischen Mythe mit denen der semitischen ohne weiteres vergleichen können. Die letzteren bedeuten den Weltanfang, sofern aus dem zerteilten Drachen Himmel und Erde erst gebildet werden. Die amerikanischen Drachenkämpfe beziehen sich immer auf eine spätere Periode. Erst nachdem die beiden Heroen geschaffen sind, weist ihr Vater sie an, die Ungeheuer, die sich mittlerweile auf der Welt gebildet haben, zu vernichten. In der Regel wird eine ganze Reihe solcher feindlicher Wesen angenommen, die nacheinander getötet werden. Als ihre Überreste gelten den Indianern die in der Erde gefundenen fossilen Gebeine. Diese haben wohl überhaupt die Entstehung der Mythe veranlasst.

Hr. Breysig begründete und begrenzte seine Ausführungen noch einmal in kürzerer Form. Er machte gegen Hrn. v. d. Steinen geltend, dass er sich nicht an der Einzelforschung der Amerikanisten beteiligen, sondern nur den augenblicklich erarbeiteten und ihm zugänglichen Stoff zu einer Gesamtanschauung verdichten wolle. Hierbei hat sich die Notwendigkeit ergeben, die herrschende, von Brinton vertretene Meinung zu widerlegen. Hr. Ehrenreich hat behauptet, ich hätte die Zwillinge als Götter aufgefasst; ich habe sie im Gegenteil für Heilbringer, d. h. Noch-nicht-Götter, erklärt. Ebenso liegen die Rélations, auf die er mich hinweist, schon der Brintonschen Darstellung zugrunde und ich habe ausdrücklich von ihnen als der Quelle dieser Nachrichten gesprochen.

III. Literarische Besprechungen.

Andree, Richard, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Mit 38 Abbildungen im Text, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und 2 Farbendrucktafeln. Braunschweig: Vieweg & Sohn 1904. 4°. VIII S., 191 S.

Es ist eine wundervolle Gabe, die uns der altbewährte Volksforscher, dessen 70. Geburtstag die deutsche Wissenschaft in diesen Tagen feiert, in dem prächtig ausgestatteten starken Bande bietet, der nur durch eine Reihe besonders günstiger Umstände so schön und so reich zustande kommen konnte. Einmal war die Bearbeitung dieses Gegenstandes von so geübter Hand nur möglich durch die Übersiedlung Andrees nach München, mitten in das betreffende Gebiet hinein. Auf der andern Seite wurde die Gründlichkeit der Schilderung und der überwältigende Reichtum im Einzelnen bedingt durch die engen Beziehungen des Verf. zu einer langjährigen verdienstvollen Volksforscherin in demselben Gebiete, Fräulein Eysn, die jetzt dem Verf. so nahe steht, dass ihr das Buch als Frau Andree-Eysn gewidmet ist. Es ist ein enormer Reichtum an Einzelheiten und eine Fülle von daraus abgeleiteten Anschauungen, die uns hier in sorgfältigster, ausgeglichenster und nach allen Seiten hin anregender Darstellung geboten werden.

Der Gedanke, dass man zu hohen Herren eigentlich nicht mit leeren Händen kommen darf, ist ja so ziemlich durch die ganze Welt verbreitet. Das ist eins der Motive, aus denen die Votive, Weihegaben an die Gottheit, hervorgegangen sind. Sonst aber begegnen wir zumeist zwei ursprünglich weit verschiedenen Beweggründen. Das eine Mal sind es Gaben, die dem Wortsinn nach ex voto sind, d h. der Hilfeheischende flehte um die göttliche Hilfe und gibt nun seinem Gelübde gemäss seine Gabe ab zum Dank, dass ihm geholfen. Das zweite sind Bittgaben. Der Weihende wendet sich flehend an den göttlichen Helfer und verdeutlicht und verstärkt seine Bitte, indem er eine Gabe hinzufügt, die die Gottheit dauernd an seine Bitte erinnern soll. Endlich kommt dazu noch eine dritte Art der Weihegaben, indem der Geber sich oder ihm nahestehende Persönlichkeiten abbilden lässt, entweder erhaltenen Schutzes froh oder sich der Gottheit zu empfehlen. So liess der bekannte Begründer unserer modernen skeptischen Philosophie, Montaigne, für St. Loretto aus Silber ein Bild herstellen, das ihn mit Frau und Tochter darstellte, denn er wollte, bei aller Skepsis, ein treuer Sohn der katholischen Kirche sein.

Nach diesen drei Richtungen hat nun Andree ein ungemein grosses Material zumeist in Natur an zahlreichen Lokalitäten und in zahlreichen Sammlungen durchforscht: er hat aber auch, das ist sein besonderes Verdienst, ein kaum je in diesem Sinne benutztes, schwer erreichbares und sehr sprödes Material mit achtsamstem Fleiss herangezogen, das sind die katholischen Kalender, güldene Gnadenverfassung (von Maria Plain z. B.) u. dgl. mehr, alles Dinge, die man wohl am kürzesten als Wunderregister bezeichnen kann.

Als Ergebnis des schönen Werkes kann ich wohl an erster Stelle hervorheben, dass Andrees kühle aber eingehende Kritik für wissenschaftliche Kreise wohl für immer alle Hoffnungen erledigt hat, man könne durch recht eifriges Studium der verschiedenen Heiligen und ihrer Kulte jemals zu irgend etwas kommen, was uns eine Rekonstruktion

wirklich altheidnischer Gebräuche und der altheidnischen Religion mit irgendwelcher Sicherheit gestattet. Obgleich der agrarische Charakter der Religion des Landvolkes unverkennbar ist (S. 7), obgleich der Heiligenkult unzweifelhaft die Religion des Volkes in Bayern ist, so dass das Volk sich selbst oft eigentümliche neue Heilige schafft, wie z. B. die hl. Kakukabilla, Kakilla usw. aus dem hl. Kolumban, irisch Kolumcille, also einem Heiligen, hervorgegangen ist, so ist doch von der alten Volksreligion keine für unsere Forschung brauchbare Spur mehr erhalten. So sind viele der ältesten Wallfahrtskapellen in der Nähe von Quellen erbaut und der Quellkultus ist in diesem Fall unverkennbar der ältere, aber es lässt sich auch aus dieser sicheren Tatsache für die wissenschaftliche Forschung nichts gewinnen. Wie schnell hier eine ganz neue Glaubensschicht sich über ganz altes wegdrängt, sehen wir gerade jetzt (S 23), wenn in Brixen auf dem Domhof gegenüber dem Denkstein Oswalds von Wolkenstein eine Lourdesgrotte eingerichtet ist, und in der Pfarrkirche zu Gries ebenfalls die neue französische Heilige die alte deutsche „unsere liebe Frau im Keller" verdrängt! Das ist ja ähnlich wie der französisch-nationale Herz-Jesuskultus von den offiziellen Kreisen im deutschen Katholizismus mit dem grössten Nachdruck eingeführt wird.

Sicher würde man irren, wenn man nicht das Geben an die Gottheit, und wenn es auch nur eine Erinnerungsgabe ist, für ein seelisches Bedürfnis erklären würde, und ebenso sind die Wallfahrten aufzufassen, die wir ja in so vielen Kulten wiederfinden und die zu einer so hervorragenden kulturgeschichtlichen Bedeutung mancher Wallfahrtsorte geführt haben. Aus ihnen erklärt sich nun der grosse Reichtum mancher solcher Orte, der die Wallfahrtskapellen zu ausserordentlich bequemen Museen für ältere und neue Volksforschung gemacht hat. Gelegentlich bietet übrigens Andree das Bild eines Büssers, wie ihn sich unser moderner Begriff nur schwer als Zeitgenossen und Landsmann vorstellt, (Jochei der Büsser in Berchtesgaden S. 30). Aber wir müssen noch auf den sachlichen Inhalt eingehen und dürfen uns daher mit den allgemeinen Anschauungen nicht zu lange aufhalten, so verlockend das ist.

Der Heilige, der nach dem Umfang der Gaben und nach der Eigenart derselben in Bayern und dementsprechend auch im Buch weitaus den grössten Platz einnimmt, ist St. Leonhard, der altbayerische Herrgott, wie ihn Sepp einmal genannt hat. In seinem Kult finden sich höchst eigentümliche Dinge, aus denen man auch ohne weitergehende Vorstellungen immer auf eine besondere mythologische Bedeutung seines Kultes schliessen könnte und müsste. Dahin gehören die Ketten, die seine Kirchen oft (nicht immer) umspannen, die eisernen Figuren, die man zum Zeichen der Kraft und der Sündenlosigkeit „schutzt", d. h. auf die Achsel hebt, die Leonhardsfahrten, die ganz besonders ihm geweihten eisernen Opfertiere von sehr altertümlicher Gestalt u. a. m. — Bei näherem Zusehen erweist sich aber, dass Leonhard allerdings ganz gewiss ausgesprochene Beziehungen zum Eisen hat, die freilich ihrer Natur nach rätselhaft sind, wenn sie nicht doch nur an die eiserne Kette anknüpfen, die sein Symbol ist, weil er in der Legende einen Gefangenen von der Kette löst. Ihm werden mit ganz besonderer Vorliebe eiserne Votivgaben gewidmet, die aber auch bei andern Heiligen vorkommen und deren Verbreitung jedenfalls sehr eigentümlich ist, da sie sich auf den bayerischen Stamm beschränken! Der verehrte Verf. möge mir verzeihen, wenn ich dabei doch an die Frau Eisen Aventins denke, die freilich jetzt gerade bei den Fachleuten noch durch Mannhardt arg verrufen ist.

Jedenfalls sind die grossen eisernen Figuren, die Leonhardsklötze und Würdinger, so eigentümlich sie sind, von Andree in ihren Beziehungen völlig aufgeklärt. Es sind das Figuren aus Eisen, die ursprünglich vielleicht in ganzer Grösse und nach dem Gewicht des Stifters hergestellt sind, die aber jetzt vom Landvolk in einem eigentümlich religiös-athletischen Sport verwendet werden, wie ich schon oben erwähnte, und dabei vielfach arg mitgenommen sind, besonders wenn sie was sehr interessant und vielleicht einmal noch für die Geschichte des Eisengusses wichtig ist, aus Gusseisen hergestellt sind. Auch aus den Leonhardifahrten oder -ritten haben andere Volksforscher sehr viel herauslesen wollen. Andree weist aber überzeugend nach, dass es sich hier um eine Neubildung handelt, die aus modernem Prunkbedürfnis hervorgegangen und der die frühere einfachere fromme Übung erlegen ist. Immerhin hat der Leonhardsnagel (S. 55)

bei diesen Fahrten sich der Forschung Andrees noch entzogen. Freilich würde es nun Gegnern als Aufgabe zufallen, das ältere Auftreten dieses Nagels im Kulte St. Leonhards nachzuweisen.

Dass die Viehheiligen, so sehr nahe sie dem Herzen des bayerischen Bauern stehen, doch nicht immer einheimisch zu sein brauchen und auch nicht sehr alt, beweist (S. 38) das Vorkommen des ungarischen Heiligen St. Stephan († 1038) als Patron der Rosse. Ebenso tritt St. Coloman auf, aber auch der irische Patrick und die weithergeholten St. Rochus, St. Sebastian und St. Theodul, bei denen doch an germanische Abstammung nicht zu denken ist.

Aber wir können aus der reichen Fülle nur Einzelheiten noch hervorheben. Da will ich dann die Kopfurnen erwähnen, die vielfach grosse Beachtung gefunden haben. Sie ähneln in der Form ganz und gar Gesichtsurnen spätrömischer Zeit vom Rhein, und daraus hat man dann allerlei Schlüsse ziehen wollen, die Andree aber mit guten Gründen abweist. Die Verwendung der „Kopfdreier" ist nämlich eine ganz andere, wie die der alten römischen Gesichtsurnen. Diese begleiten Leichenbrand; die modernen Tonurnen werden mit Getreide gefüllt als Spende dargebracht oder dienen sogar dazu, dass man sie gegen Kopfschmerz auf den Kopf setzt und um den Altar trägt. Sollte dies aber nicht ein modernes Herabsinken gegen eine frühere höhere Bedeutung sein und gegen eine frühere andere Bewertung? Denn es findet sich auch die Angabe, dass die Kopfdreier gebraucht wurden, um Glück in der Liebe und Ehesegen zu erflehen und dadurch gewänne dann die eigentümlich altertümliche Art der Spenden eine höhere Bedeutung. Man bringt in ihnen entweder dreierlei Getreide dar, oder es muss aus drei oder gar neun Gemeinden zusammengebettelt werden. Übrigens ist diese merkwürdige Kultform überall stark im Rückgang und wird bald zu den gewesenen Dingen gehört haben.

Da ist es nun hochinteressant und eins der grössten Verdienste des schönen Werkes, dass Andree hier der Forschung einen neuen Weg nicht nur gezeigt, sondern auch eröffnet hat. Es ist das der Weg der Grabungen an alten Heiligtümern. Durch einen Zufall wurde Andree darauf aufmerksam, dass bei dem alten Leonhardsheiligtum in Aigen (S. 185) grosse Mengen ehemaliger Weihgeschenke im Boden verborgen waren. Da die Kopfdreiher — es ist das die einzige Votivgabe, die aus Ton hergestellt ist — Scherben hinterlassen haben, so wird es sich vielleicht lohnen, sich gelegentlich auch danach umzusehen.

Unter den Weihegaben ist neben dem eigentümlichen Material, das das Eisen darstellt, naturgemäss das Wachs das gegebene Material. Es ist hochinteressant und sehr verdienstlich, dass Andree darauf hinweist, dass wir in den Wachsziehern dieser Gebiete ein Gewerbe haben, das ganz besonders geeignet war und ist, sehr alte Verwendungsweisen zu erhalten. Mehr als eine dieser Familien ist seit vielen Jahrhunderten im ungestörten Besitz und Betrieb geblieben und die bäuerliche Bevölkerung zieht unbedingt die alten Formen vor.

Bei anderen Opfergaben scheint dagegen Holz, ein sonst verhältnismässig nicht häufig verwendetes Material, der beliebteste Stoff zu sein, es sind das die sogen. Lungln. Nicht etwa bloss die Lungen, vielmehr ein mit bäuerlicher Kunst nach dem tierischen Vorbild oft freilich nur ganz andeutend hergestelltes Modell der inneren Eingeweide, das immer Luftröhre, Lunge und Herz darstellt, oft aber auch noch weiter geht, z. B. bis zum Blinddarm.

Werden die Lungln zumeist aus Holz hergestellt, so ist, und auch das ist wieder höchst auffallend, das Eisen das gewissermassen vorgeschriebene Material bei dem seltsamsten Opfergegenstand, der durch Andree wohl zunächst abschliessend behandelt ist, bei den „Kröten". Es sind höchst seltsame Schildkröten- und Leguanähnliche Gestalten, die uns die Tafeln zahlreich bieten.

Über die Bedeutung sind wir schon seit längerer Zeit einig, so seltsam es uns modernen Menschen ist, dass diese merkwürdigen und in ihrem Bereich, namentlich in ihrem ehemaligen Verbreitungsbezirk, noch nicht ausreichend festgestellten Gebilde die Gebärmutter des Weibes darstellen sollen. Mir ist dabei eingefallen, dass im anstossenden Gebiet, in Tirol[1]), die Kröte seltsam genug die allerdings unselige Seele vertritt und zwar auch die

1) Nach Zingerle, Sagen aus Tirol. Innsbruck 1891. 8°. Nr. 327f. S. 196f.

des Mannes. Dazu stimmt es wieder, dass auch hier von Männern Kröten geopfert werden für Leiden, die irgendwie mit diesem Organe in Zusammenhang gebracht werden.

Noch eine absonderliche Weihgabe ist endlich die Stachelkugel. Nach der Erklärung Höflers haben wir auch hier wieder eine vom Tier und zwar diesmal von der Kuh nach der Geburt des Kalbes entlehnte Vorstellung und Abbildung.

Das Schlusskapitel behandelt die Frage: Was wird aus all diesen zahlreichen Votivgaben? Nun wir sind wohl glücklich zu preisen, dass eine ganz besonders günstige Kombination das grosse, an Ort und Stelle selbst zusammengebrachte Material einer so ausgezeichneten Volksforscherin in die Hände einer wissenschaftlichen Kraft von allererstem Range brachte. So haben wir in den in grossartiger Fülle und mit Meisterhand gruppierten Schätzen eine Ahnung von dem grossen Reichtum, der hier aufgehäuft ist, und es lässt sich ja immerhin die Hoffnung nicht ganz unterdrücken, dass wenigstens in manchen Fällen andere Sammler sich der vielversprechenden Materie nun mit ähnlichem Glücke bemächtigen werden. Der Verfasser hat mit gutem Grunde und mit einer Sorgfalt, die dem ganzen Buch einen eigenen Charakter aufprägt, alles vermieden, was der katholischen Kirche und ihren Vertretern irgend welchen Grund zu berechtigter Verstimmung geben könnte. Er ist so nicht in den Fehler verfallen, den eifrige aber weniger vorsichtige Forscher begangen haben, die gerade das Gegenteil von dem erzielten, was sie erreichen wollten. So soll der alte Sepp das Unglück gehabt haben, durch den überschwenglichen Eifer, mit dem er die rätselhaften Schimmelkirchen, die sich bis dahin jedem Deutungsversuch vollkommen entzogen haben, für das germanische Heidentum reklamierte, einen sehr energischen und verlustreichen Feldzug der Geistlichkeit gegen diese interessanten Überbleibsel einer jedenfalls sehr entfernten Zeit hervorgerufen zu haben. Unser Verfasser hat sich im Gegenteil alle mögliche Mühe gegeben, das vaterländische wie das historische Interesse auch der katholischen Geistlichkeit für diese Seite des ihnen unterstellten Besitzes unseres Volkes zu wecken und sie somit zur Mitarbeit heranzuziehen. Was liesse sich z. B. aus dem reichen Schatze der Votivbilder für Volks- und Landeskunde auch der älteren Zeit noch alles gewinnen, wenn nur hier und da ein Körnlein der so reich ausgestreuten Saat nicht auf den Felsen gefallen wäre! Ed. Hahn.

Salin, Bernhard, Die altgermanische Tierornamentik. Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem IV.—IX. Jahrhundert nebst einer Studie über irische Ornamentik. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. Mestorf. Stockholm. K. L. Beckmanns Buchdruckerei. 1904. In Kommission bei A. Asher & Co. in Berlin.

Der Verfasser hat aus 176 europäischen Sammlungen ein umfangreiches, hauptsächlich in Fibeln, dann in Schildbuckeln, Schwertgriffen, Ortbändern, Schnallen und Riemenzungen bestehendes Material in 741 Abbildungen teils nach den Originalen, teils nach vorhandenen Publikationen gesammelt, wozu noch stilgerechte Kopfleisten und Schlussvignetten bei den einzelnen Kapiteln, sowie zahlreiche Teilzeichnungen zur Veranschaulichung der häufig komplizierten Ornamente kommen. Diesen Stoff behandelt er im Anschluss an die Arbeiten von Hildebrand, Montelius, S. Müller und Almgren auf 362 Seiten Quart in 2 Büchern, in denen er 1. die Analyse der Gerätformen nach den Grundsätzen der von der schwedischen Schule begründeten typologischen Methode gibt und bei jeder Form ihr Verbreitungsgebiet feststellt, 2. die Entwicklung der Ornamentformen auf grund einer sorgfältigen Analyse der Einzelheiten behandelt.

Aus der Verbreitung der Fibelformen durch zwei von Südrussland ausgehende Kulturströmungen zieht der Verfasser Folgerungen für Geschichte und Ethnographie (Buch I Kap. IV), die einen Beitrag zur Geschichte der germanischen und mittelbar auch der slavischen Wanderungen, im besonderen der Besiedlung der norwegischen Südküste und Englands, bilden; auf diesem Wege hofft er auch Aufschluss über den Ursprung der Runenschrift zu gewinnen, den er in den Ländern am schwarzen Meere sucht (S. 146f.).

Im zweiten Buche kommt der Verfasser auf dem Wege einer ins Einzelne gehenden Analyse der ornamentalen Formen (Tierköpfe S. 175 ff. und kauernder Tiergestalten S. 206 ff., 291 ff.), deren Stilentwicklung an der Bildung von Auge, Oberschenkel und Fuss durch zahlreiche Beispiele (Fig. 515—517, 542—544, 600—601) erläutert wird, zur Unterscheidung von drei Stilen für das nordgermanische Gebiet.

Stil I geht vom naturalistischen Bilde aus und entwickelt sich durch Entnaturalisieren der Körperformen, setzt aber diese selbst immer nebeneinander, entsprechend dem verfügbaren Raume, ohne freilich auf Natürlichkeit oder überhaupt nur Naturmöglichkeit Rücksicht zu nehmen. Um diesem Stile einen Namen zu geben, würde ich ihn den parataktischen nennen.

Den Übergang zum folgenden Stil charakterisiert der Versuch, die Glieder eines und desselben Tieres zu kreuzen und zu überschneiden.

Stil II. Das Wesentliche in bezug auf die Bildung der Körperform ist nunmehr die Beschränkung auf die Konturlinien. Dadurch bildet sich das Bandmotiv aus und mit dem systematischen Ineinanderflechten der einzelnen Gliedmassen eine Bandornamentik. Die Naturformen der Gliedmassen verlieren ihre Bedeutung und werden geradezu naturwidrig, wenn z. B. Gesichtsmasken an den Oberschenkeln angebracht werden. Dagegen wird der Hauptwert allmählich auf die Komposition des Gesamtmusters gelegt, indem die Tiere eine reihenartige oder antithetische Verbindung eingehen, ein Unterschied, der vom Verfasser nicht gehörig hervorgehoben wird.

Bei Stil III macht sich zunächst wiederum der Versuch geltend, aus dem Gewirre von Bandornamenten die ursprüngliche Tiergestalt wieder abzulösen: dadurch büsst aber die Komposition des Gesamtmusters an Klarheit ein, und die bedeutungslosen Endverschlingungen überwuchern allmählich die Darstellung dermassen, dass der gänzliche Verfall der Ornamente bald eintritt.

Auf südgermanischem Gebiete kommt Stil III garnicht zur Entwicklung, ebensowenig in England, wo der nord- und südgermanische Kulturstrom zusammenstossen.

Die absolute Chronologie gibt der Verfasser im engen Anschluss an Montelius, Tischler, S. Müller und Almgren.

Mit Absicht hat er Ausdrücke wie „merovingisch", „burgundisch", „alamannisch", „longobardisch" vermieden. Solche Differenzierungen sind ebenso „Zukunftsmusik" wie die einfachere Aufgabe, die Fabrikationszentren für die Parallelgruppen der verschiedenen Denkmälerklassen zu bestimmen. „Fränkische" und „alamannische" Grabbeigaben auf südwestdeutschem Gebiete auseinander zu halten, hat jüngst Schliz als erster versucht. Auch in der Tierornamentik und überhaupt auf ornamentalem Gebiete werden sich derartige feinere Unterschiede machen lassen.

Für solche stilistische Untersuchungen wird Salins analytische Betrachtungsweise immer ein Vorbild abgeben. Sein Werk ist nicht nur eine typologische Studie, sondern wird zu einem nützlichen Nachschlagebuch für die Prähistorie und Kunstgeschichte werden. In zweiter Reihe wird man dem Verfasser zu danken haben, dass er damit zur Vermehrung und Verbreitung des Verständnisses für die komplizierte germanische Tierornamentik wesentlich beiträgt.

In bezug auf die Betrachtungsweise und den wissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers lässt sich folgendes bemerken:

Im ersten Buche scheint unter der Schwierigkeit, das weitschichtige Material zu gruppieren, die Darstellung einigermassen gelitten zu haben. Bei allen typologischen Untersuchungen empfiehlt sich die schematische Gruppierung der Formen unter Zuhilfenahme von Zahlen und Buchstaben (Ansätze dazu finde ich nur in der Inhaltsangabe); so lösen sich Grundformen von den Variationen, das Wesentliche von dem Untergeordneten und Nebensächlichen leichter ab. Aus dem Selbstzwange, den sich der Bearbeiter dabei auflegt, entspringt für den Leser der Vorteil grösserer „Übersichtlichkeit" und leichterer Aufnahme des verarbeiteten Stoffes.

Die vom Verfasser gewählte Disposition (1. südgermanische, 2. nordgermanische Fibeln) muss zu Schwierigkeiten führen, weil sich in vielen Fällen die Formen auf beide Gebiete verbreiten, und weil der nach Nordwesten gerichtete Kulturstrom älter ist als der westliche und südliche oder wenigstens eher ansetzt M. E. wäre die ganze Beweisführung

im ersten Buche klarer und schlagender gewesen, wenn zunächst rein typologisch die Grundformen mit den entsprechenden Variationen bestimmt und dann erst im Zusammenhange ihr Verbreitungsgebiet festgestellt worden wäre.

In seiner ganzen Tendenz und Gesamtauffassung unterscheidet sich das Salinsche Werk von Alois Riegls „Spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn“ (Bd. 1 Wien 1901), obgleich der Verfasser in den einschlägigen Fragen nicht direkt Stellung zu diesem nimmt (bis auf S. 357 Anm. 1).

Da stehen sich schon die generellen Begriffsbestimmungen „Völkerwanderungszeit“ und „spätrömische Kunstindustrie“ gegenüber. Über diese „nachrömische“ Entwicklungsperiode Klarheit und Einigkeit zu erzielen, ist wirklich ein Bedürfnis nicht nur für die Prähistorie, sondern auch für die Kunstgeschichte. Im Grunde liegt ein kulturgeschichtliches Problem vor, und deswegen wäre eine indifferente Bezeichnung für diese Periode, wie „frühes Mittelalter“, die mehrfach von anderer Seite gewählt worden ist, im allgemeinen vorzuziehen, zumal sie ohne alle Voraussetzung bestehen kann.

In manchen Fällen vermisst man bei Salin ein Eingehen auf den Standpunkt des Gegners. So z. B. wo es sich um den Ursprung des Keilschnitts und der negativen Ornamente handelt. Merkwürdigerweise widmet der Verfasser dem Keilschnitt nur einen untergeordneten Abschnitt (S. 168 ff.), obgleich eine grosse Menge des einschlägigen Materials im Keilschnitt verziert ist. Riegl hatte sich S. 165 ausdrücklich gegen die auch von Salin vertretene Ansicht ausgesprochen, dass der Keilschnitt in Bronze eine Übertragung von Holz auf Metall sei. Auf die Technik führt Salin auch die negativen Ornamente zurück (S. 162), indem er die Muster in Holz geschnitzt, in Wachs abgeformt und dann gegossen sein lässt.

In diesen Fragen stehen Theorien einander gegenüber. Ihre Beantwortung ist nur auf historischem Wege möglich. In der Tat sind schon viele Jahrhunderte früher Keilschnittmuster auf steinzeitlichen Tongefässen ungarischer und inselägäischer Herkunft ausgeführt worden. Freilich ist es ebenso theoretisch, wenn man diese Tongefässe als Nachbildungen von Holzgefässen ansieht und so wiederum auf die Holztechnik kommt. Dass aber negative Ornamente gewiss nur dem „Sehen“ der Dekorateure zu verdanken sind, beweisen bemalte und eingeritzte Gefässe des jungneolithischen Kulturkreises in Mittel- und Südosteuropa.

Nicht voll und ganz kann ich dem Verfasser bezüglich der Frage: „Ursprung der germanischen Tier- und Pflanzenornamentik“ zustimmen. Hier betont er die klassisch antiken Einflüsse und kommt darin dem Standpunkte Riegls nahe. M. E. sind solche Einflüsse auf ein Minimum zu reduzieren; im wesentlichen mögen sie sich nur auf Anregungen beschränkt haben. Es fällt doch schwer ins Gewicht, dass die in der klassisch-antiken Dekoration so beliebten Greife, Sphinxe und Löwen auf nordgermanischem Gebiete gänzlich fehlen. Auch in älteren Epochen finden sich ja Ansätze zu Tierbildungen aller Art, auf die schon S. Müller seine Auffassung von der Selbständigkeit der germanischen Tierornamentik gegründet hat. Und die Silberplatte aus dem Torsberger Moorfunde (bei Salin Fig. 418) ist ein rücksichtsloser Ausdruck germanischen Selbstbewusstseins gegenüber den fremden Schöpfungen.

Gewiss gibt es gerade unter den dekorativen Tierformen Entlehnungen aus der römischen Kunst, wie Seepferde, Seeböcke, Kentauren, Delphine u. ä. Aber für die Entwicklung der germanischen Tierornamentik sind sie ohne Bedeutung; das spricht doch dafür, dass diese von indigenen Elementen ausgegangen ist.

Die sogen. Pflanzenornamente auf nordgermanischem Gebiete denkt sich Salin unter dem Einflusse der „Akanthusranke“ oder einer „Abart oder Schematisierung dieser herrlichen Zierform“. Doch ist das Grundmotiv (Fig. 386) nichts anderes als die einfache Hakenspirale, die zu allen Zeiten der ornamentalen Entwicklung das Grundelement der Spiralornamentik gewesen ist. Besonderen Wert legt der Verfasser auf die „Verästelungen“ der an klassische Motive erinnernden Rankenmuster (Fig. 175, 177, 699), die er in der Spiralornamentik vermisst. Ich verweise nur auf eine tönerne Büchse mit aufgemalten Spiralmustern aus Troja (Kat. Schliem.-Samml. 1739, 1740): hier ist die ganze Kreisfläche des Deckels mit aneinander gesetzten grösseren und kleineren Spiralhaken ausgefüllt.

Auf alle diese Fragen kann ich im Rahmen dieser Anzeige nicht weiter eingehen, möchte nur darauf hinweisen, wie dringend notwendig eine nach A. Riegls Stilfragen erneute Behandlung der Spiralornamentik geworden ist, nachdem erwiesen ist, dass die jungneolithische Spiralornamentik Mitteleuropas der ganzen ornamentalen Entwicklung im Mittelmeergebiete vorausgeht. Danach müsste sich auch gegenüber den jüngeren Epochen der Standpunkt bei Beurteilung der Spiral- und Rankenornamentik auf „nicht klassischem" Boden modifizieren lassen.

Jedenfalls wird m. E. die altgermanische Tier- und Pflanzenornamentik nur im Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklung der europäischen Tierformen richtig beurteilt werden können. Was aber das von Salin verarbeitete Material betrifft, so kann jetzt das Erscheinen des II. Bandes von Riegls spätrömischer Kunstindustrie mit umso grösserer Spannung erwartet werden. Hubert Schmidt.

Köhler, Arthur, Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg. (Geschichtliche Untersuchungen, herausgegeben von Karl Lamprecht, 2. Band, 1. Heft.) Gotha: F. A. Perthes, 1904. 8°.

Mit grosser Freude muss eine Arbeit wie die vorliegende begrüsst werden. Hier wird der richtige Weg eingeschlagen, auf dem Ergebnisse der ethnographischen Forschung, also Beobachtungen an zeitgenössischen ausserhalb unseres Kulturkreises stehenden Völkern, den Staats- und Wirtschaftswissenschaften dienstbar gemacht werden können. Verf. sucht aus den Berichten verschiedener Reisender zunächst ein Bild der sozialen Gliederung und der Organisation, in der die Befriedigung der Lebensbedürfnisse vor sich geht, zu entwerfen, ohne mit geläufigen Schlagworten, die so leicht auf diesem Gebiet Verwirrung stiften, und die gerne auch von auf dem Gebiete der Staats- und Wirtschaftswissenschaften oft leider wenig sachkundigen Reisenden missbraucht werden, zu operieren. Bedauerlich ist, dass dem Verf. nicht ein Aufenthalt im Lande selbst vergönnt war.

Im allgemeinen treten auch hier für die verschiedenen Verfassungstypen die Kombinationen von drei Hauptfaktoren hervor: 1. die Schichtung verschiedener ethnischer Typen, vor allem die Beimischung des Negerelements, 2. der Einfluss fremder Kulturen, vor allem des Islam, 3. die Gesamtheit der äusseren geographisch-klimatischen Lebensbedingungen; zu letzteren gehören auch die eigenen traditionellen Kulturmittel, mit denen die Eingeborenen der örtlich sie umgebenden Natur entgegenzutreten vermögen. Gerade bei dem Teil über die Wirtschaft wird eine genaue Erörterung dieser technischen Mittel vermisst, worüber ja bei Hamy in den Comptes rendus de l'Association française pour l'avancement des sciences hätte Rats erholt werden können. Denn auch hier ergibt sich die bestimmte Wirtschaftsform ausser aus den obigen Faktoren noch besonders aus der Wechselwirkung zwischen sozialer Organisation und Land (Bodenbeschaffenheit und Klima) mit der technischen Beherrschung der Natur.

Soziale Verfassung und Wirtschaft fliessen umsomehr hier noch ineinander, als ja der Mensch als Sklave auch zu den Produktionsmitteln gehört. Interessant ist, wie die Sorge für eine reiche Nachkommenschaft der Sklaven gleichzeitig auch eine Schichtenverschiebung zu Gunsten der Neger bewirkt und wie letztere zur Sesshaftigkeit neigen. Trotz mannigfacher Verschiedenheiten im einzelnen macht die soziale Organisation den Eindruck einer sogen. „Urzeitverfassung", in der die Stämme souverän nebeneinander leben, nur von Fall zu Fall miteinander zur Verteidigung sich verbinden. Die Wirtschaft aber bietet den Charakter einer Geschlechterwirtschaft, wenn auch ausnahmsweise bei einzelnen Gruppen, wo sich eine Art Städtekultur mit Handel entwickelt hat, durch Berührung mit den Fremden die alte eingewurzelte Form durchbrochen wird.

R. Thurnwald.

Grierson Hamilton, The silent trade, a contribution to the early history of human intercurse. Edinburgh 1903.

Der stumme Handel, das einfache Hinlegen von Tauschobjekten an bestimmten Stellen, wobei beide Parteien sich verborgen halten, ist bei vielen Naturvölkern, besonders denen Südamerikas, Afrikas und Australiens, die einzige Form des Güteraustausches. Er bildet in der sozialen Entwicklung des Menschengeschlechts eine überaus wichtige Phase, sofern durch ihn zuerst friedliche Beziehungen zwischen den einzelnen sich ursprünglich feindlich gegenüberstehenden menschlichen Gemeinschaften ermöglicht wurden. Seine verschiedenen Formen und Abarten, seine allmähliche Entwicklung zum Markthandel, die darauf basierende Ausbildung des Gastrechts und der Gastsitten und deren auf höheren Kulturzuständen sich einstellenden Verfall legt der Verf. auf das Eingehendste dar. Die genauen Literatur-Nachweise erhöhen die Brauchbarkeit dieser trotz des geringen Umfanges ausserordentlich inhaltsreichen Publikation. P. Ehrenreich.

Prietze, Rudolf, Haussa-Sprichwörter und Haussa-Lieder. Herausgegeben vom Verfasser. Kirchhain N.-L.: Buchdruckerei Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel.

Rudolf Prietze, ein Neffe Dr. Nachtigals, dessen sprachlichen Nachlass er vor längerer Zeit mit grossem Eifer bearbeitete, ging vor einer Anzahl von Jahren nach Nordafrika, um bei dazu geeigneten, aus dem westlichen und mittleren Sudan stammenden Negern in erster Linie Haussa, in zweiter Linie auch andere Sudansprachen z. B. Kanuri und Fulbe zu treiben. Prietze ist teilweise auch in ethnographischen Kreisen bekannt geworden durch die sehr hübsche Arbeit: Beiträge zur Erforschung von Sprache und Volksgeist in der Togokolonie, die sehr günstig von R. Virchow beurteilt wurde. In dem vorliegenden kleinen Buche bringt er nun von ihm selbst in Nordafrika gesammelte und bearbeitete Haussa-Sprichwörter und Haussa-Lieder.

Ist der Hauptzweck der Veröffentlichung auch ein linguistischer, so lohnt es doch auch gerade für den Ethnologen, sich damit zu befassen, denn durch Sprichwörter, namentlich aber durch die Kenntnis gewisser Lieder erhält man oft erst einen Einblick in das geistige Volksleben. Dem Dialekt nach stammen sie von Gewährsmännern aus verschiedenen Gegenden; die Schreibweise der Haussanamen geschieht in einem etwas ergänzten und dadurch veränderten Lepsiusschen Standardalphabet, was natürlich für deutsche Nichtlinguisten immer zu einigen Schwierigkeiten in der Aussprache führt. Nach brieflichen Mitteilungen besitzt Prietze noch das 10—20 fache vom vorliegenden Material. Eine Veröffentlichung wäre gewiss wünschenswert.

P. Staudinger.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Sergi, Sergio, Il solco di Rolando et il lobo frontale nell'Hylobates Syndactylus. Firenze 1904. 8°. (Aus: Monitore Zoologico Italiano, anno XV.)
2. Sergi, Sergio, Un cervello di Giavanese. Roma 1904. 8°. (Aus: Atti della Soc. Rom. di Antropologia vol. X.)
3. Schrader, Otto, Totenhochzeit. Jena: H. Costenoble 1904. 8°.
4. Stönner, H., Zentralasiatische Sanskrittexte in Brāhmīschrift aus Idikutšahri, Chinesisch-Turkistān. I. Nebst Anhang: Uigurische Fragmente in Brāhmīschrift. o. O. 1904. 8°. (Aus: Sitzungsb. d. Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss., Bd. XLIV.)
   Nr. 1—4 Gesch. d. Verf.
5. Ubiory ludu polskiego. I. Krakau: Akademie 1904. 4°. Von d. Akademie d. Wissenschaften in Krakau.
6. Sergi, Sergio, Le variazioni dei solchi cerebrali e la loro origine segmentale nell'Hylobates. Roma o. J. 8°. (Aus: Ricerche lab. anat. Roma e altri lab. biologici vol. X.) Gesch. d. Hrn. Prof. Lissauer.
7. Meyer, A. B., und Richter, O., Celebes I: Sammlung der Herren Dr. Paul und Fritz Sarasin aus den Jahren 1893—1896. Anhang: Die Bogen-, Strich-, Punkt- und Spiralornamentik von Celebes. Dresden 1903. Gr.-2°. (Aus: Publ. des Kgl. Ethn. Mus. zu Dresden, Bd. XIV.) Gesch. d. Hrn. Dr. Richter.
8. Anatole. Zeitschrift für Orientforschung ... in zwanglosen Heften herausgeg. von Waldemar Belck und Ernst Lohmann. Heft I. Freienwalde a. O. u. Leipzig: M. Rüger 1904 4°.
9. Bhandarkar, S. R., Report from the professor of sanskrit, Elphinstone College; to the director of public instruction, Poona. Bombay 1904. 4°.
10. Andree, Richard, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig: F. Vieweg u. Sohn 1904. 4°.
11. Montgelas, Pauline, Gräfin, Ostasiatische Skizzen. München: Th. Ackermann 1905. 8°.
    Nr. 8—11 Gesch. d. Verlegers.
12. Stieda, L., Referate aus der russischen Literatur. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn. 1904. 4°. (Aus: Archiv f. Anthropologie N. F. Bd. II, Heft 2 u. 3.)
13. Stönner, H., Sanskrittexte in Brāhmīschrift aus Idikutšahri, Chinesisch-Turkistān. II. Berlin 1904. 8°. (Aus: Sitzungsber. d. Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. Bd. XLIX.)
14. Bartels, Paul, Über die Nebenräume der Kehlkopfhöhle. Beiträge zur vergleichenden und zur Rassen-Anatomie. Stuttgart: E. Nägele 1904. 8°. (Aus: Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. VIII.)
    Nr. 12—14 Gesch. d. Verf.

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

15. Ambrosetti, Juan B., El bronce en la región Calchaquí. Buenos Aires 1904. 4°. (Aus: Anales del Museo Nacional de Buenos Aires, Tom XI)
16. Hamy, E. T., Esquisse anthropologique de la régence de Tunis. Paris: F. R. de Rudeval 1904. 8°. (Aus: La Tunisie au début du XX^me siècle.)
17. Hamy, E. T., Cités et nécropoles berbères de l'Enfida, Tunisie moyenne. Paris 1904. 8°. (Aus: Bulletin de géographie historique et descriptive.)
18. Jentsch, Hugo, Wandtafeln vorgeschichtlicher Funde. Gotha: F. A. Perthes 1904. 8°. (Aus: „Deutsche Geschichtsblätter", Bd. V.)
19. Lehmann-Nitsche, Robert, Die Sammlung Boggiani von Indianertypen aus dem zentralen Südamerika. Buenos Aires: R. Rosauer 1904. qu. 8° (16°). Dazu 1 Supplement.
20. Pernice, E., Untersuchungen zur antiken Toreutik. o. O. 1904. 4°. (Aus: Jahresheften des österreichischen archäolog. Inst., Bd. VII.)
21. Luschan, v, Hautfarben-Tafel. Rixdorf: Puhl & Wagner o. J. 8°.
22. Kramberger, Gorjanović, Die Variationen am Skelette des altdiluvialen Menschen. Agram 1904. 8°. (Aus: Glasnik.)
23. Keune, J. B., Bericht [des Museums der Stadt Metz] über die Geschäftsjahre 1902 und 1903. Trier 1904. 8°. (Aus: Museographie der Westd. Zeitschr. Jahrg. XXII)
24. Dorsey, George A., Wichit a tales. 1—3. o. O. 1902—1904. 8°. (Aus: Journal of american folklore, vol. XV—XVII.)
25. Dorsey, George A., 1. The Osage mourning-war ceremony. — 2. How the Pawnee captured the Cheyenne medicine arrows. — 3. An Arikara story-telling contest. New-York 1902—1904. 8°. (Aus: American Anthropologist. Vol. 4—6.)
26. Dorsey, George A., Traditions of the Skidi Pawnee. Boston and New-York: Houghton, Mifflin and Company 1904. 8°.
27. Heierli, J., Archäologische Funde in den Kantonen St. Gallen und Appenzell. Zürich 1904. 8°. (Aus: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 1902/1903.)
28. Behlen, H, Glacialgeschrammte Steine in den Mosbacher Sanden. Wiesbaden: J. F. Bergmann 1904. 8°. (Aus: Jahrbüchern d. Nassauischen Ver. f. Naturkunde, Jahrg. 57.)
29. Behlen, H, Das Alter und die Lagerung des Westerwälder Bimssandes und sein rheinischer Ursprung. Wiesbaden: J. F. Bergmann 1905. 8°. (Aus: Jahrbüchern d. Nassauischen Ver. f. Naturkunde.)
30. Birkner, Ferdinand, Beiträge zur Rassenanatomie der Chinesen. München 1904. 4°.
31. Birkner, F., Zur Anthropologie der Mongolen. Berlin: Archiv-Gesellschaft 1904. 8°. (Aus: Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, Jahrg. I.)
32. Atgier, Maure, Ibère et Berbère. Origine et significations diverses de ces expressions ethniques. Paris 1904. 8°. (Aus: Bulletins et Mémoires de la Soc. d'Anthrop. de Paris.)
33. Hrdlička, Aleš, Directions for collecting information and specimens for physical anthropology. Washington 1904. 8°. (Aus: Part. R. of Bulletin of the United States Nat. Mus.)
34. Červinka, J. L. [Čechisch], Funde an der Ziegelei bei Slavkowa. Brünn 1905. 8°. (Aus: Časopis des Mährischen Landes-Museums 1905.)
35. Andree-Eysn, Marie, Die Perchten im Salzburgischen. Braunschweig 1905. 4°. (Aus: „Archiv für Anthropologie". N. F. Bd. III.)
36. Wilser, Ludwig, Die Urheimat des Menschengeschlechts. Heidelberg: C. Winter 1905. 8°. (Aus: Verhandl. d. Naturhist.-Medizin. Vereins. N. F. VIII. Bd.)

Nr. 15—36 Gesch. d. Verf.

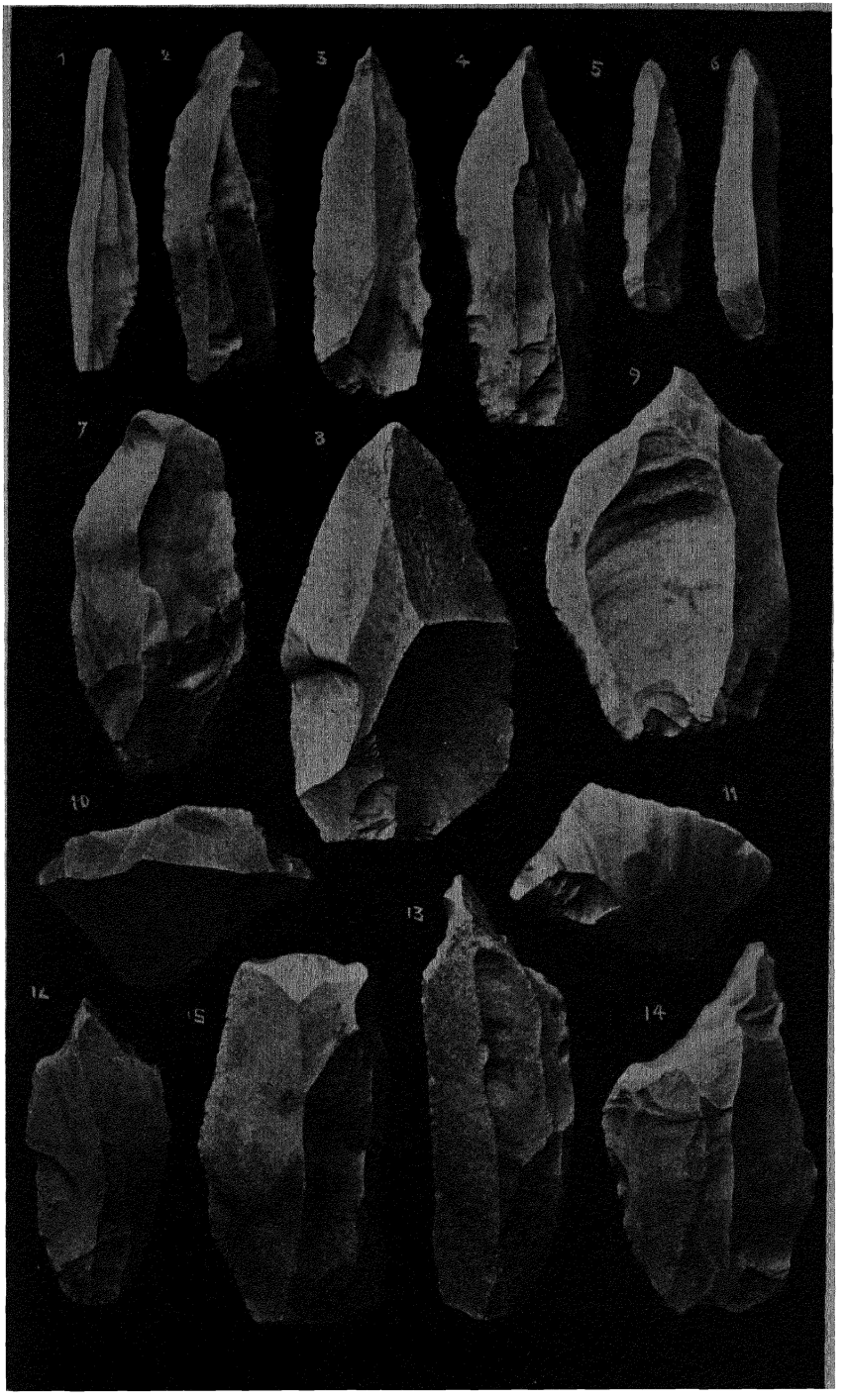
37. Pieper, Max, Die Könige Ägyptens zwischen dem mittleren und neuen Reich. Berlin 1904. 4°. (Diss.)
38. Othmer, Wilhelm, Die Völkerstämme von Hispania Tarraconensis in der Römerzeit (Kap. I—VI). Berlin 1904. 8° (Diss.)
39. Retzlaff, Bruno, Ursächliche Momente für die Stellung verkohlter Leichen. Berlin 1897. 8°. (Diss.)

Nr. 37—39 von Hrn. Prof. Magnus geschenkt.

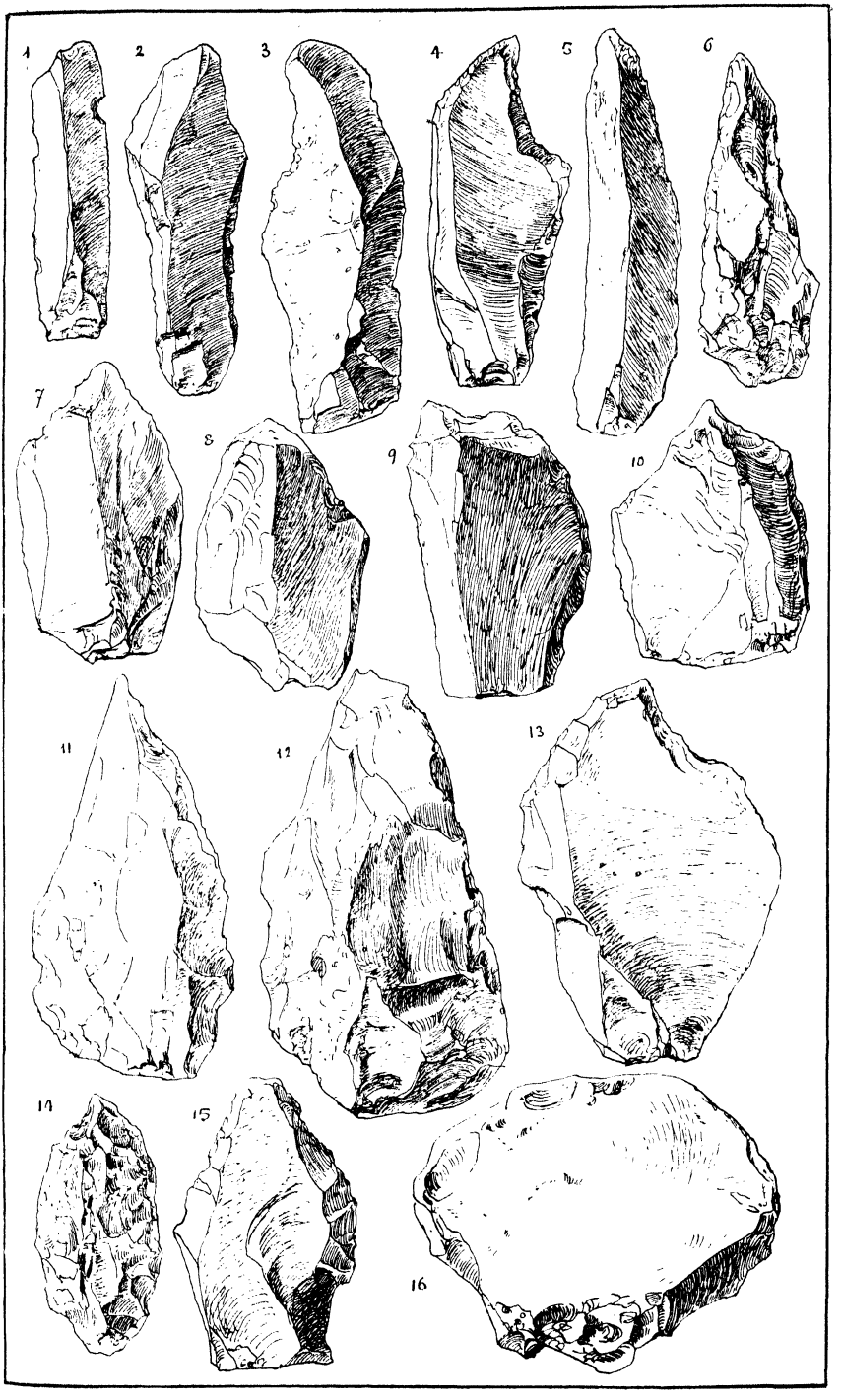
40. Wosinsky, Moriz, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit. Berlin: A. Asher et Co. 1904. 8°. Vom Verleger.
41. Spedizione Cancio nel ciaco Boreale (Alto Paraguay) Alla ricerca di Guido Boggiani. Milano: A. Bontempli 1903. 4°. Vom Verleger.
42. Murray, Margaret A., The Osireion at Abydos. With sections by J. Grafton Milne. and W. E. Crum. London: B. Quaritch 1904. 4°. (In: Egyptian research account. 1903.) Angekauft.
43. Krauss, Friedrich S., Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Bd. I. Südslawische Volksüberlieferungen, die sich auf den Geschlechtsverkehr beziehen. I. Erzählungen. Leipzig: Deutsche Verlag-Aktien-Gesellschaft 1904. 4°. Angekauft.
44. Lepsius, Richard, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien. Text herausg. von Eduard Naville unter Mitwirkung von Ludwig Borchardt, bearbeitet von Kurth Sethe. Bd. II Mittelägypten mit dem Faijum. Leipzig: J. C. Heinrich 1904. 4°. Angekauft.
45. Spencer, Baldwin and F. J. Gillen, The Northern Tribes of Central Australia. London 1904. 8°. Angekauft.
46. Bödiker, Carl, Familien-Telegraphenschlüssel für Deutsche im Auslande ... Dritte Auflage. Berlin: E. S. Mittler u. Sohn 1904. 8°. Vom Verleger.
47. Conwentz, H., Das westpreussische Provinzial-Museum 1880—1905 nebst bildlichen Darstellungen aus Westpreussens Natur und vorgeschichtlicher Kunst. Danzig 1905. 4°. Vom westpreuss. Prov.-Museum.
48. Branco, W., Fragliche Reste und Fussfährten des tertiären Menschen. Berlin 1904. 8°. (Aus: Briefen der Monatsberichte der Deutschen geolog. Gesellsch.) Gesch. d. Hrn. Prof. Lissauer.
49. Koeze, G. A., Crania ethnica Philippinica. Ein Beitrag zur Anthropologie der Philippinen auf grund von Dr. Schadenbergs gesammelten Schädeln. Mit Einleitung von J. Kollmann in Basel. II—V. Haarlem: H. Kleinmann & Co. 1901—1904. 4°. Von Rijks ethnograph. Museum Leiden.
50. Ameghino, Florentino, Paleontologia Argentina No. 2. La Plata 1904. 8°. (Aus: Publicaciones de la Universidad de la Plata.) Von d. Universität de La Plata.
51. Nagel, Karl, Die Aufstellung von Schädelkalotten. Mit technischen Bemerkungen von Prof. Dr. Eugen Fischer. (Aus der anthropol. Sammlung des anat. Inst. zu Freiburg i. B.) Braunschweig 1904. 4°. (Aus: Archiv f. Anthropologie. N. F. Bd. III.) Gesch. d. Hrn. Prof. E. Fischer.
52. Smith, G. Elliot, Studies in the morphology of the human brain with special reference to that of the Egyptians. No. 1 The occipital region. Cairo 1904. 4°. (Aus: Vol. II of the Records of the egypt. Gov. Shool of Med.) Gesch. des Hrn. Prof. Schweinfurth.
53. Keune, J. B., Die Flur Sablon in römischer Zeit. Ergebnisse der jüngsten Grabungen im südlichen Vorgelände von Metz. Metz 1904. 8°. Gesch. d. Verf.
54. Anales del museo nacional de Montevideo. Seccion histórico-filosófica. Tom. I Montevideo 1904. 8°. Vom Museo nacional Montevideo.
55. Müller, F. W. K., Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift aus Turfan, Chinesisch-Turkistan. Teil II. Berlin: G. Reimer 1904. 4°. (Aus: Anhang zu den Abhandlungen der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. vom Jahre 1904.) Gesch. d. Verf.
56. Jeremias, Alfred, Babylonisches im neuen Testament. Leipzig: J. C. Hinrichs 1905. 8°.
57. Hommel, Fritz, Grundriss der Geographie und Geschichte des alten Orients. I. Hälfte: Ethnologie des alten Orients. Babylonien und Chaldäa. München: C. H. Beck 1904. 8°. (Aus: Handbuch d. klass. Altertumswissensch. Bd. III.)

Nr. 56 und 57 Gesch. d. Hrn. Dr. W. von Landau.

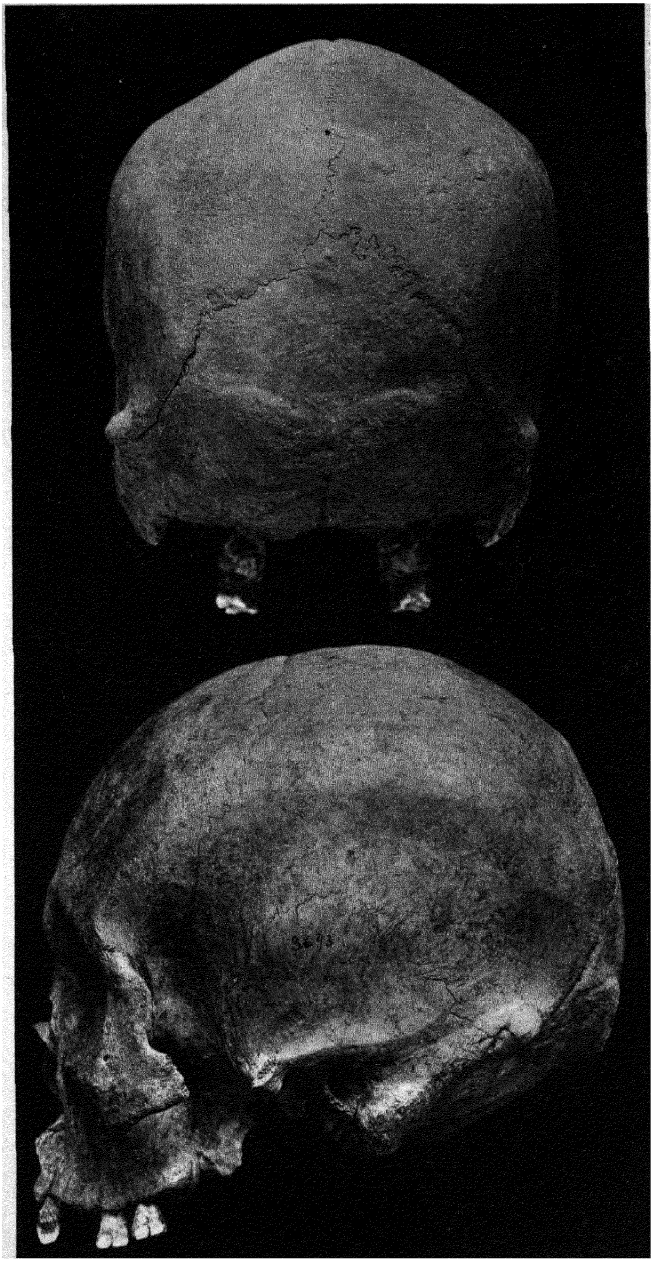
(Abgeschlossen den 20. Januar 1905.)



E. Bracht: Datierbare Silexgeräte aus den Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel.



E. Bracht: Datierbare Silexgeräte aus den Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel.



R. Haferland: Schädel mit einem Processus asteriacus.

Adolf Bastian

Gedächtnisfeier

am 11. März 1905

Zu Ehren ihres am 3. Februar 1905 in Port of Spain dahingeschiedenen Ehren-Präsidenten Adolf Bastian veranstalteten die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin am 11. März d. J. mittags 12 Uhr im Hörsaal des Kgl. Museums für Völkerkunde eine des grossen und edlen Toten würdige Gedächtnisfeier.

Über der mit schwarzem Flor ausgeschlagenen Rednertribüne erhob sich inmitten eines reichen Schmucks von Lorbeerbäumen, Palmen und immergrünen Pflanzen die Marmorbüste des Verewigten, die im Auftrage von Freunden und Verehrern im Jahre 1893 durch den Bildhauer O. Büchting modelliert und bei der Feier des 70. Geburtstages Adolf Bastians, am 26. Juni 1896, dem Museum übergeben worden war.

Eine zahlreiche Trauerversammlung füllte die Aula.

Gemäss einer Mitteilung des Ober-Hofmarschall-Amts liessen „Seine Majestät der Kaiser und König wegen der erst am 12. d. Mts. abends erfolgenden Rückkehr von einer Reise sehr bedauern, an der Gedächtnisfeier nicht teilnehmen zu können."

Vor der Rednertribüne hatten mehrere aus Hamburg und Kiel herbeigeeilte Verwandte des Verstorbenen, die eingeladenen Ehrengäste, unter ihnen Seine Exzellenz der Hr. Kultusminister Dr. Studt, Seine Exzellenz der Hr. Generaldirektor der Königlichen Museen Dr. Schöne und Herr Kolonialdirektor Dr. Stuebel, der Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig Hr. Dr. Obst und andere auswärtige Freunde, nebst den Vorständen beider Gesellschaften Platz genommen.

Kundgebungen der Teilnahme mit dem Bedauern, nicht erscheinen zu können, hatten eingesandt: Seine Exzellenz der Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts Admiral von Tirpitz, Seine Exzellenz der Staatsminister und Staatssekretär des Auswärtigen Amts Dr. Freiherr von Richthofen, Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Dr. von Lucanus, Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Dr. von Neumayer in Neustadt a. d. Haardt, Herr Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Naumann, Hr. Prof. Conze, Generalsekretär des Kaiserl. Archäologischen Instituts, Hr. Ministerialrat Frhr. von Andrian-Werburg in Wien, Hr. Geh. Regierungsrat Dr. Reiss auf Schloss Könitz, Hr. Senator Nielsen und Frl. Fanny Traub in Bremen, die Geographische Gesellschaft in Hamburg.

Die Feier wurde eröffnet durch eine

Ansprache des Vorsitzenden der Berliner Anthropologischen Gesellschaft,

Hrn. Dr. **Lissauer.**

„Hochgeehrte Anwesende!

Die Anthropologische Gesellschaft hat es für eine Pflicht der Dankbarkeit und Pietät gehalten, im Verein mit der Gesellschaft für Erdkunde die heutige Gedächtnisfeier für Adolf Bastian, den grossen Forschungsreisenden und Völkerpsychologen zu veranstalten, der den Grund gelegt hat zu dem stolzen Bau dieses Museums für Völkerkunde, zu der heutigen Ethnologie und zu unserer Anthropologischen Gesellschaft!

Mit tiefer Wehmut erfüllt uns der Gedanke, dass dieser hochverdiente Mann so fern von uns allen, die ihn verehrten, wie von aller Welt verlassen, sterben musste; dass keiner von den vielen Freunden ihm die letzte Ehre erweisen konnte! Nur ein geringer Trost ist es für alle, die ihn näher kannten, zu wissen, dass es sicher sein Wunsch und Wille war, so in aller Zurückgezogenheit in die Ewigkeit hinüberzugehen.

Die ganze Bedeutung des Mannes wird Hr. von den Steinen nach mir zu schildern haben; meine Aufgabe ist es nur, der Verdienste Bastians um die Gründung der Anthropologischen Gesellschaft und seines späteren Verhältnisses zu ihr zu gedenken.

Bis zum Jahre 1868 fehlte in Berlin jeder Mittelpunkt für die Förderung der damals neuen „Wissenschaft vom Menschen", während in London, Paris und anderen grossen Städten des Auslandes schon früher anthropologische Gesellschaften entstanden waren. Zwar hatte Karl Ritter, der Stifter der Gesellschaft für Erdkunde, schon in den fünfziger Jahren beabsichtigt, eine ethnologische Gesellschaft in Berlin zu gründen, — aber es war damals leider Absicht geblieben. Erst nachdem mehrere Weltreisende nach ihrer Rückkehr in die Heimat Berlin zu ihrem Aufenthalt gewählt und die prähistorischen Forschungen auch in Deutschland grosse Erfolge erzielt hatten, wurde diese Idee wieder aufgenommen, und da war es Adolf Bastian, der als Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde im Jahre 1868 die Gründung einer anthropologischen Gesellschaft anbahnte. Anfangs dachte man die neue Gesellschaft als Sektion der Gesellschaft für Erdkunde ins Leben zu rufen; da Bastian aber mit richtigem Blick voraussah, dass die anthropologisch-ethnologischen Untersuchungen mit der Zeit eine grosse Ausdehnung gewinnen würden, so nahm er „Anstand, ein solches Abhängigkeitsverhältnis fest zu formulieren", wie er sich ausdrückte, „und es verblieb bei der freien Vereinigung derjenigen Mitglieder, die sich besonders für diese Studien interessierten und die sich ohne weitere Konstituierung im Lokal der Geographischen Gesellschaft zu bestimmten Tagen zusammenfanden, ihre Zwecke zu verfolgen." Dieses waren aber dieselben Männer, welche infolge eines Aufrufes der anthropologischen

Sektion der Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck am 17. November 1869 die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte konstituierten und Rudolf Virchow zu ihrem Vorsitzenden, Adolf Bastian und Alexander Braun zu dessen Stellvertretern wählten. So sehen wir in Adolf Bastian den eigentlichen Begründer unserer Gesellschaft, und es ist ein Gebot der Gerechtigkeit und Dankbarkeit, dieses Verdienst hier zu konstatieren.

Auch die Zeitschrift für Ethnologie, welche jetzt bereits den 37. Jahrgang begonnen hat, verdankt Adolf Bastian ihre Entstehung. Zwar hatte sie gleich von Beginn an die Pflege der ethnologischen Studien[1]) zu ihrer Aufgabe gemacht; allein zum Organ der Anthropologischen Gesellschaft wurde sie erst im zweiten Jahre ihres Bestehens gewählt.

Ebenso regte Bastian schon damals die Sammlung von anthropologischen und ethnographischen Photographien an, welche sich im Laufe der Jahre zu einem kostbaren Besitz unserer Gesellschaft entwickelt hat.

Wenngleich nun diese Schöpfungen erst durch die Leitung Rudolf Virchows die hohe Anerkennung in dem Wettbewerb mit den gleichen Gesellschaften und Organen anderer Länder erlangten, deren sie sich noch heute erfreuen, so verdanken sie doch ihren Ursprung Adolf Bastian.

Bastian gehörte unserer Gesellschaft bis zu seinem Tode an. Bis zum Jahre 1887 war er Mitglied des Vorstandes und schied aus demselben nur aus, um, wie er sagte, „für die bevorstehende Verhandlung über die Aufnahme der Gesellschaft in das Museum für Völkerkunde sich die nötige Freiheit bewahren zu können." Seitdem gehörte er dem beratenden Ausschuss an bis 1902, da er wegen seiner langen Abwesenheit von Berlin jede Wiederwahl ablehnte. Die Gesellschaft und die Zeitschrift verdanken ihm viele inhaltreiche Vorträge und Abhandlungen, welche hier zu würdigen, die Grenze der mir gestellten Aufgabe überschreiten würde.

Die Gesellschaft hatte diese seine Verdienste dankbar anerkannt und an seinen Jubeltagen, seinem 60. und 70. Geburtstage, diesen Gefühlen der Bewunderung und Verehrung in feierlicher Weise Ausdruck gegeben.[2]) Allerdings jedesmal in seiner Abwesenheit und gegen seinen Wunsch.

Denn ein echter Sohn seiner Vaterstadt Bremen, dem das Navigare necesse est, freilich zu höherem Zwecke, gleichsam im Blute steckte, duldete es ihn nicht lange im Genusse ruhigen Besitzes seiner wissenschaftlichen Schätze, und wie er schon als junger Doktor der Medizin im Alter von 25 Jahren eine Weltreise von achtjähriger Dauer unternahm, so hat es ihn später nach kurzer Rast immer wieder in fremde Erdteile hinausgetrieben, seinen unstillbaren Forscherdrang zu befriedigen.

Aber auch sicher gegen seinen Wunsch wurde die Feier jedesmal veranstaltet. Denn der seltene Mann war jedem Kultus der Persönlichkeit abhold. So duldete er nicht, dass diese seine Büste, welche seine Verehrer

1) Der Titel lautete zuerst: „Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hilfswissenschaften, als Lehre vom Menschen in seinen Beziehungen zur Natur und Geschichte. Herausgegeben von A. Bastian und R. Hartmann."

2) Verhandlungen der Gesellschaft für Anthrop., Ethnol. und Urgesch. 1886 S. 356 und 1896 S. 386.

ihm gewidmet hatten, in den Räumen der Anthropologischen Gesellschaft neben der Büste Peter Campers aufgestellt blieb und ruhte nicht früher, bis dieselbe in einem Winkel zwischen den Schränken versteckt wurde. Er entzog sich jeder persönlichen Ehrung, und, selbstlos wie er war, achtete er sogar seiner körperlichen Pflege so wenig, dass er wiederholt seine Existenz gefährdete, als wollte er den zweiten Teil jenes Bremer Seemannsspruches „Vivere non necesse est" erfüllen!"

Trotz dieser grossen Entbehrungen, die er sich selbst auferlegte, und trotz der ununterbrochenen, geistigen und körperlichen Anstrengungen, welchen er sich bei seinen Forschungen unterzog, erreichte dieser bewundernswerte Mann das hohe Alter von 79 Jahren, ein leuchtendes Vorbild körperlicher und geistiger Energie für alle Zeiten!"

Hierauf folgte die

Gedächtnisrede auf Adolf Bastian

von Hrn. Dr. **Karl von den Steinen.**

„Hochverehrte Versammlung!

Niemand könnte heute ein abgeschlossenes Bild von der wissenschaftlichen Tätigkeit und der Persönlichkeit Bastians entwerfen. Die von ihm geschriebenen Werke sind eine Bibliothek. In einer Übersicht der nur bis 1896 erschienenen Schriften, die im Internationalen Archiv für Ethnographie zusammengestellt wurde, nehmen die Titel der Bücher und selbständigen Publikationen $2^1/_2$ grosse Quartseiten, die Titel der Aufsätze, Vorträge, Bücherbesprechungen 14 solcher Quartseiten ein. Sie sind klassifiziert unter die Gruppen: Ethnologie allgemeinen Inhalts und einzelner Erdteile, Geographie und Reisen, Erwerbungen des Museums für Völkerkunde, Philosophie, Psychologie, Religion, Religionsgeschichte, Folklore, Recht, Koloniales, Anthropologie, Archäologie und Prähistorie, Linguistik und endlich Varia. Das zu überschauen, übersteigt die Kräfte eines Sterblichen.

Auch Bastians getreuer Landsmann Thomas Achelis, der sich um seine Popularisierung unermüdlich bemüht und seiner biographischen Skizze 1891 ein Heft der Virchow-Holtzendorffschen Vorträge gewidmet hat, ist niemals zu einer erschöpfenden Würdigung oder umfassenden Darstellung seines Lehrsystems gelangt, sondern konnte nur den Scheinwerfer über die weiten Gelände des Bastianschen Wissens spielen lassen.

Niemand unter den Lebenden wäre auch in der Lage, uns über die Persönlichkeit Bastians alles das zu sagen, was wir erfahren möchten, um sie wirklich zu verstehen. In ihr begegnen wir den stärksten Abweichungen von allem Gewöhnlichen und zuweilen ganz seltsamen Widersprüchen: wir erklären ihn also für ein Original und lauschen den zahllosen Anekdoten, die von ihm erzählt werden, aber wir bekennen damit auch unsere Verlegenheit, seinen psychischen Komplex zu zergliedern. Er,

der den Ausspruch des Aristoteles, dass der Mensch von Natur ein Zoon politikon, ein Gesellschaftswesen sei, zum Ausgangspunkt aller seiner Betrachtungen machte, ist einsam durch das Dasein gegangen und hat Niemandem einen Einblick in sein innerstes Gefühlsleben gewährt. Sein nächster Freund — Altersgenosse bis zu einem Abstand der Geburtstage von nur 5 Tagen — war wohl Exzellenz von Neumayer. Dieser hat mich auf das liebenswürdigste mit wertvollen Angaben unterstützt und weilt heute, wie er schreibt, im Geiste unter uns.

Ich meinerseits empfinde keine andere Rechtfertigung, der an mich ergangenen Aufforderung zu entsprechen, als die, dass in Keinem die Stimme der Dankbarkeit und Verehrung gegenüber dem edlen und grossen Toten stärker reden kann, als in mir, der für immer tief in seiner Schuld steht.

Unsern beiden Gesellschaften ist Bastian schon seit Jahren ein Fremder geworden. Man hatte sich daran gewöhnt, dass er abwesend war, auch daran, dass man nicht wusste, wo in weiter Welt er weilte, und endlich daran, dass er während seines Aufenthalts in Berlin sich mehr und mehr der Einsamkeit ergab und allein sein wollte. Die Bücher und Schriften, die einander bis 1901 noch in gewohnter, grosser Zahl ablösten, wurden — je nachdem — pietätvoll angezeigt oder kopfschüttelnd bei Seite gelegt, aber nicht mehr gelesen.

Lassen Sie mich zurückgehen bis auf die Feier seines 70. Geburtstages, die wir hier unter der Leitung des von ihm so unendlich verehrten Virchow begingen, vor der er selbst sich bis zum Malaiischen Archipel geflüchtet hatte. Das war 1896. Schwer krank kehrte er zwei Jahre später, wahrhaft eine wandelnde Leiche, von Java heim. Doch in dem schmächtigen Körper wohnte unglaubliche Lebenszähigkeit. Er erholte sich wunderbar. Im Jahre 1901 ging der Fünfundsiebzigjährige noch einmal nach seinem Indien und kam im Sommer 1903 zurück. Nur fünf Monate litt es ihn in Berlin. Am 28. November 1903 verliess er uns für immer.

Er hat den grössten Teil des letzten Jahres in Montego Bay auf Jamaica verweilt. Eines Tages traf auch ein Lebenszeichen bei der Amerikanischen Abteilung des Museums für Völkerkunde ein, in einem Kuvert ein kleines Nephritbeil. Dann kamen Briefe, die von seiner Frische und Rüstigkeit Zeugnis ablegten; er sandte seine guten Wünsche für den Amerikanistenkongress, er ging mit Eifer auf unsere Bitte ein, die ausserordentlich lückenhaften Bestände von den Antillen zu ergänzen und sicherte uns eine wertvolle Sammlung von prähistorischen Fundstätten, namentlich aus den Höhlen Jamaicas, die der dort reisende Dr. Reichard zusammenbrachte.

Dieser ist der letzte, den Bastian der Ethnologie gewonnen hat. Eine kleine Sammlung mit schönen Steinbeilen kam endlich von der Insel Grenada.

Die Todesnachricht hat drei Wochen gebraucht, um uns zu erreichen. Sie wurde von dem Schreiber Bastians, Berthold Mehrer, persönlich überbracht. Nach seinen Mitteilungen verliess Bastian Jamaica Mitte

November 1904 und hielt sich dann je etwa 14 Tage in Trinidad, in Grenada und in Macuto bei La Guaira auf venezolanischem Festland auf, um endlich von hier nach Port of Spain in Trinidad zurückzukehren. Er hatte die Absicht, auf dem Weg über die Canarischen Inseln die Reise zu beschliessen.

Schon in Macuto, wo er noch zweimal täglich Seebäder nahm, hatte er gegen seine Gewohnheit wiederholt über Mattigkeit geklagt. Die eigentliche Krankheit warf ihn erst in Trinidad nieder und nahm einen raschen Verlauf. Drei Tage war er bettlägerig im Hotel und drei Tage im Hospital. Er war äusserst schwach und vielfach somnolent. Der deutsche Konsul, der am Abend des 2. Februar berufen wurde und wieder am nächsten Tage erschien, um womöglich seinen letzten Willen aufzunehmen, konnte nichts erreichen.

„Eine halbe Stunde darauf", berichtet der Schreiber, „um 3 Uhr nachmittags am 3. Februar hat Herr Geheimrat seine Seele ausgehaucht. Am 4. Februar morgens gegen 10 Uhr wurde er bestattet. Dem Sarge folgte niemand ausser mir, dem sein Tod nach $1^1/_2$jährigem Beisammensein sehr zu Herzen ging. Der Konsul, der ihn früher nicht gekannt hat und erst durch mich erfuhr, was für eine bedeutende Persönlichkeit er sei, erschien etwas verspätet am Friedhof, da er durch Berufsgeschäfte behindert worden war". — „Was über eine Bestattungsfeier", heisst es auf meine Anfrage weiter, „durch die gesamte deutsche Kolonie und über eine Predigt des Pfarrers der Herrnhuter Gemeinde in den Zeitungen stand, ist reine Phantasie. Ein Wagen mit einem Maultier bespannt, fuhr den Sarg hinaus, ich sass auf demselben Wagen. Auf dem Kirchhof waren nur Totengräber. Es war weder die Kolonie da, noch ein Pfarrer, noch war eine Predigt. Wie bereits bemerkt, ich war der einzige andächtige Leidtragende!"

Wohl erscheint uns, die wir uns in feierlicher Weise zum Gedächtnis Bastians versammelt haben, der Mangel gebührender Ehren unbefriedigend und tragisch. Dass der Verstorbene selbst aber sich niemals eine Bestattung mit zeremoniellem Gepränge gewünscht haben würde, ist nur zu gewiss. Was lag diesem Wolkenwanderer schon an den Äusserlichkeiten des Lebens, die er nie eines Wortes, nie eines Blickes würdigte! Was lag ihm auch an den Äusserlichkeiten des Sterbens, dem die Ewigkeitsgedanken aller Völker und Zeiten nur eine Fata Morgana der Sehnsucht, die Weisheit aller Religionen nur wogende, vor dem Sonnenglanz der Wissenschaft zerfliessende Nebelphantome waren! — Hören wir seine prometheischen Worte: „Wohl mag der Geist sich zurücksehnen nach jenen Tagen, wo ein festes Firmament sich unserm Haupte umwölbte, wo in ihm ein liebender Vater thronte; er mag sich gern versenken in die träumerische Morgendämmerung seiner Kindheit, aber wird es ihn jetzt befriedigen, wieder Kind zu werden?" . . . „Sollen wir, die wir jetzt im Vollgenuss des klaren Tages atmen, uns die längst verblassten Spiele vergangener Dämmerstunden zurückträumen? uns aufs neue in die Sklavenfesseln unserer eigenen Phantasiegebilde schlagen? Lasst uns vielmehr wirken und streben, damit wir nach getaner Arbeit uns ruhig, wenn der Abend hereinbricht, zum erquickenden Schlafe niederlegen können. Der künstliche Horizont der

Märchen und Mythologien ist durch die Naturwissenschaft zerrissen. Unser Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit, warum sie leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn dich die Unendlichkeit umgiebt. Bald wirst du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirst sie Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos, du wirst mit ihm verwachsen unauflöslich, ewig, unendlich wie er und dich selbst erfüllen in bewusster Harmonie" . . .

Das ist die Sprache Bastians aus dem Jahre 1860. Pathetisch, schwärmerisch wenn Sie wollen, aber eine Sprache voll Kühnheit und Tiefe, voll Kraft und Schönheit. Es ist die Sprache eines Redners, mit dem sich, wenn ihn der Geist erfüllte, an hinreissendem Schwung und an plastischer Pracht der Bilder nicht einer seiner Fachgenossen vergleichen konnte.

Freilich, der greise Bastian war doch nicht mehr der alte Bastian! Möge für ihn der Satz, dass die Nachwelt das Bild eines grossen Mannes so bewahrt, wie es ihr im Augenblick des Abscheidens übermittelt wird, wenigstens in bezug auf seine Schriften und seine Schreibweise nicht zutreffen, denn sie würde ihm bitter unrecht tun. Seine ausgesprochene Eigenart hatte er stets — ihr verdanken wir seine Grösse —, aber die letzte Periode seines schriftstellerischen Schaffens ist durch einen Stil gekennzeichnet, den tatsächlich kein Unbefangener für normal halten wird. Das ist allzuhäufig nicht mehr die Dunkelheit der schwierigen Materie und die Vernachlässigung der äusseren Form allein, sondern ein Überquellen der Vorstellungen ohne jede notwendige Hemmung. Durch zahllose Klammern nicht mehr übersichtlich geschieden, sondern labyrinthisch verbaut, bedrängen den Leser Namen und wieder Namen, Schlagworte, Kunstausdrücke, Sentenzen derart, dass er vom Schwindel ergriffen wird, der griechisch-römischen, mittelalterlichen, ägyptischen, indischen, chinesischen, mexikanischen Religionsphilosophie sowie der Mythologie sämtlicher Naturvölker, ob Neger oder Eskimo oder Indianer oder Polynesier oder Sibirier, einerseits — und Zitate, Anspielungen aus der gesamten historischen, soziologischen, naturwissenschaftlichen Weltliteratur andererseits. Und hunderte von Seiten wälzt sich diese Flut der Gedanken in regelloser Verästelung dahin, ohne andere Ruhepunkte als gewisse stereotype Betrachtungen und Wendungen, die in ganz mechanischer Weise überall auftauchen und wiederkehren und uns klar beweisen, dass der Strom nicht mehr aus frischen Quellen und neuen Zuflüssen gespeist wird, sondern in das breit zerteilte, alte Ablagerungen mitführende Deltagewässer umgewandelt ist, das sich am Ende seines Laufs in das ewige Meer ergiesst.

Wer die einsame und asketische Lebensführung des verehrten Mannes gekannt hat, wer da weiss, wie er, rein in geistiger Arbeit aufgehend und sich in unersättlichem Wissensdurst verzehrend, Jahrzehnte lang seinem Körper eine wahrhaft elende Ernährung zumutete, kann sich nicht wundern, dass diese Sünden sich rächten und die Spannkraft des Geistes beim Schreiben und Schaffen erschlaffte. In vollem Kontrast erschien noch im letzten Jahre, obwohl auch da seine Lieblingsthesen ihre Monotonie nicht

verleugnen konnten, die mündliche Unterhaltung einer guten Stunde. Dann sprach er klar und anschaulich, und man musste bedauern, dass kein Stenograph die Worte festhielt.

Im Kern seines Wesens war Bastian entschieden eine Kraftnatur, überschäumend in der Jugend, ein flotter Korpsbursche, innerlich jung, ein Feuerkopf noch im Alter. Sein grösster Genuss war und blieb ihm immer, sich wie ein wilder Knabe im Schwimmbad zu tummeln oder in den Tropen einem brausenden Wasserfall den Rücken darzubieten. In Berlin fand er kein Bad, das seinen Ansprüchen genügte, keinen Douchestrahl, der ihm stark genug war.

Wirklich verhasst war ihm jede Sentimentalität ... „die Albernheit des Weltschmerzes". Das Wort „Stimmungen" löste seinen heftigsten Widerwillen aus. „Was wollen diese modernen Maler? haben wir Zeit zu Stimmungen?" Mit den Musen der Kunst stand er deshalb auf gespanntem Fuss. Im Jahre 1903 noch fragte ich ihn, ob er denn überhaupt eine Kunstausstellung besuche? „Niemals" antwortete er energisch. „Und wann waren Sie das letzte mal im Theater?" Er besann sich einen Augenblick und sagte „1859!"

Alles, das Negative wie das Positive, ging bei ihm ins Grosse und Phänomenale. Kein deutscher Gelehrter hat mehr gereist, keiner mehr gelesen, keiner mehr geschrieben.

In Bremen war er am 26. Juni 1826 geboren, als Sohn eines angesehenen, rednerisch begabten Kaufmannes und einer allgemein hochgeachteten, von ihm selbst innig verehrten Mutter, die als das Muster einer deutschen Hausfrau galt. Wohl nicht mit Unrecht haben wir es dem Genius loci der Hansastadt zuzuschreiben, dass der Blick sich früh über See wandte, und auch dass später bei den finanziellen Unternehmungen des Museums — es ist dies einer der scheinbaren Widersprüche in seinem Charakter — der grüblerische Philosoph und weltentrückte Denker oft eine ganz überraschende kaufmännische Gewandtheit und Zielbewusstheit an den Tag legte.

Auf fünf Universitäten befliss er sich der Jurisprudenz, der Naturwissenschaften und der Medizin, und seine Studiengenossen wussten ebensoviel zu erzählen von seinem Frohsinn auf der Kneipe und beim Kartenspiel als von seinem merkwürdigen Lerneifer und seinen noch merkwürdigeren, der damaligen Zeit unverständlichen Reiseplänen, mit denen sie ihn gern zum Besten hielten.

Seine Schlusssemester brachten ihn nach Würzburg. Seltsam berührt es uns heute, dass der Kandidat Bastian bei dem Professor Virchow hörte, der kurz vorher, im Jahre 1849 dorthin gekommen war. Mit berechtigtem Stolze konnte Virchow darauf verweisen, dass in der belebenden Atmosphäre dieser Hochschule Bastian, Rohlfs, Nachtigal und Voss auf den Weg der wirklichen Naturforschung geleitet wurden

Bastian promovierte 1850 als Mediziner und war dadurch instandgesetzt, beim Antritt seiner ersten Reise die Überfahrt nach Australien als Schiffsarzt zu machen.

In ungeheuren Zickzacktouren umzog er den Globus ganze acht Jahre lang. Die heiligen Tempelstätten der Menschheit auf den Hochebenen von Perú und Mexiko, in China und in Hinterindien, am Ganges, am Euphrat, am Jordan wurden ihm ebenso vertraut, wie die Korroborritänze der Australier und die Fetischzeremonien der Negerstämme.

Auf dieser Weltfahrt hatte er seine Lebensaufgabe schon klar erkannt: die Materialienbeschaffung für eine vergleichende Psychologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Zwar ist sein erstes Buch von 1859 „Ein Besuch in San Salvador" noch eine echte Reisebeschreibung von Land und Leuten; aber dass es dem Verfasser selbst auf die eingestreuten Beobachtungen über den Fetischdienst und den Volksglauben am meisten ankam, beweist der geradezu auffällige Untertitel „Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie". Schon im Jahre 1860 folgte ein Werk in drei Oktavbänden, das in nuce den ganzen Bastian der Zukunft birgt: „Der Mensch in der Geschichte". Es beginnt mit scharfer Formulierung die Ära der induktiven Völkerpsychologie. Seine geschichtliche Stellung wird am klarsten dadurch bezeichnet, dass es eine Weihegabe am Grabe Alexander v. Humboldts war, und dass in geringem Zeitabstand die gigantische „Anthropologie der Naturvölker" von Waitz und Edw. B. Tylors: „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit" erschienen.

Die zweite, rein asiatische Reise dauerte fünf Jahre von 1861 bis 1865 und führte durch die Länder Hinterindiens, über den Archipel und die Philippinen nach Japan, über Peking, durch die Mongolei, Sibirien und den Kaukasus. Sie zeitigte in sechs Bänden Bastians wertvollstes Reisewerk „Die Völker des Östlichen Asiens", das mit seinen Studien über Birma und Siam die neue Kulturwelt eines durch seine altertümliche Reinheit überraschenden Buddhismus erschloss.

Nun blieb er lange Zeit in Deutschland. Er habilitierte sich, er wurde Extraordinarius, er wurde Direktorial-Assistent bei den Königlichen Museen. Klein war das Reich (obwohl es schon manches seltene Kleinod barg), das der zukünftige Herrscher der Völkerkunde übernahm. „Die Räumlichkeiten", heisst es in dem ersten Katalog, „zerfallen in zwei Säle: einen Quersaal und einen Längssaal mit angeschlossenem Hinterzimmer". „Der Lichtmangel erschwert die Besichtigung".

Bastians Bedeutung war erkannt; kraftvoll trat er in die Reihen derer, die gleich ihm emporstrebten. Es war die grosse Zeit, in der es überall dort sprosste und keimte, wo wir heute unter ragenden Bäumen wandeln und die reifen Früchte pflücken. Unsern Vorsitzenden kommt es zu, hier Bastians Taten zu würdigen. Die gewaltigste aller damals erkannten Aufgaben, die Entschleierung des innern Afrika, führte ihn zu seiner dritten Reise 1873 an die Loango-Küste.

In diese Jahre fällt auch im Anschluss an seine Lehrtätigkeit eine grosse Reihe völkerpsychologischer Publikationen; er vertiefte sich in das

vergleichende Studium der Rechtsverhältnisse bei den verschiedenen Völkern der Erde und baute seine Theorie von dem Völkergedanken aus, auf den ich noch ausführlich zurückkomme.

Jetzt erst beginnen die Fahrten im direkten Interesse des Museums. Er durchzieht auf einer vierten Reise 1875—1876 „zum Sammelbehuf auf transatlantischen Feldern der Ethnologie" die westlichen Kulturstaaten Südamerikas, Mittelamerikas, durchkreuzt Nordamerika von West nach Ost und besucht die Antillen. Die Frucht ist das dreibändige Werk: „Die Kulturländer des alten Amerika", in dem er zum ersten Male den ungeheuren Stoff ihrer Entdeckungsliteratur zu einer Gesamtdarstellung verarbeitet. Herrliche Sammlungen brachte er heim.

Zum fünften Male brach er 1878 auf, ging über Persien nach Indien und Assam und durchfuhr die Südsee über Neu-Seeland und Hawaii, wo er polynesische Texte sammelte und durch den Vergleich der ozeanischen Kosmogonie mit den tiefsten Gedanken griechischer Philosophie in wahre Begeisterung versetzt wurde. Er hielt sich einige Zeit in dem Nordwesten der Vereinigten Staaten auf und kehrte über Yucatan zurück.

Es folgt die längste Pause in seinem Reiseleben von 1880—1889. Am 18. Dezember 1886 wurde das Kgl. Museum für Völkerkunde feierlich eröffnet!

1889—1891 unternahm er die sechste Reise. Er begab sich nach dem durch die transkaspische Bahn erschlossenen russischen Turkestan, versenkte sich in Indien in die Religionssysteme des Dschainismus und Buddhismus und machte einen Abstecher nach Ostafrika.

Auf der siebenten Reise 1896—1898 weilt er hauptsächlich in Java und auf dem kleinen Bali, wo interessante Reste der alten Hindukultur den Angriffen des Islam entgangen waren; auf der achten 1901—1903 studierte er noch einmal buddhistische Philosophie in Ceylon. — Von der neunten, letzten, habe ich berichtet.

So trieb ihn unersättlicher Wissensdurst immer wieder hinaus von Land zu Land. 25 Jahre war er von der Heimat abwesend!

Er reiste, ein freier Mann, aus eignen Mitteln und hatte Niemandem als sich selbst Rechenschaft zu geben. Ein einziges, aber ganz vortreffliches Buch, das er selbst gering schätzte, die „Geographischen und ethnologischen Bilder", hat er in edlem Feuilletonstil gehalten. Sonst durfte man Schilderungen oder gar Erlebnisse nicht von ihm erwarten. Er sprach nie von seinen Reisen. Ja, er nahm es ausserordentlich übel, wenn man ihn rühmte und seine Bescheidenheit störte. Als einst Professor Radloff aus Petersburg von seinen Reisewegen in Südsibirien den gesellig vereinten Herren: Neumayer, v. Richthofen, Jagor, Tietjen, Marthe, Bastian, erzählte, wurde er von dem unverwandt zuhörenden Bastian unwillkürlich mit der Frage unterbrochen: „Aber von Kiachta können Sie doch unmöglich, so wie Sie hier angeben, weiter gezogen sein?" — Bastian war etwa ein Dutzend Jahre früher schon dort gewesen, und der ihn leidenschaftlich bewundernde Jagor rief Radloff

zu: „Aber, Herr Professor, dass Sie das nicht wissen! wenn man alle der Anwesenden Reisen zusammenlegt, so kommt nicht die Summe der Reisen unseres Bastian heraus!“ Dieser jedoch fuhr in die Höhe: „Wie können Sie nur in Gegenwart von solchen Männern solche Redensarten gebrauchen!“, schwieg und blieb für den Abend sichtlich verstimmt.

Die Art seines Reisens war äusserst charakteristisch. Nur geringes Handgepäck führte er mit sich; vor seiner Abfahrt nach dem sonnigen Ecuador an einem bitter kalten Apriltag des Jahres 1875 erschien er am Bahnhof ohne Überzieher und willigte ungern ein, dass man ihn hole und nach Hamburg nachschicke. Er war absolut kein moderner Forschungsreisender, der für seine Aufgaben eines grossen wissenschaftlichen Apparates bedarf. Er ging hin, fragte, fragte, schrieb und sammelte. Er studierte die Menschen draussen, wie seine Bücher daheim, und sein Leben daheim war nur eine andere, eine sesshafte Art des Reisens durch die gedruckte Welt des Geistes. Dieselbe Bewältigung stupender Zahlen: der Bände in den Bibliotheken, der Meilen an Bord oder im Sattel, der Erkundigungen und Aufzeichnungen bei den Kennern des Landes.

Er hatte ein ganz bestimmtes System grosszügigen Stils; er suchte die Autoritäten auf, die Jahre lang mit den Eingeborenen vertraut waren und in ihren Manuskripten oder ihren Sammlungen über ein durchgearbeitetes Material verfügten, wie es der fremde, flüchtige Besucher niemals hätte zusammenbringen können; bei ihnen, wo immer sie versteckt sassen, tauchte Bastian auf, und diese Männer, die sich nur zu häufig als die Propheten im eigenen Lande eingeschätzt wussten, und nun plötzlich bei dem Weithergereisten das tiefste Verständnis für ihre stille Arbeit und ihre Ideale fanden, sie waren beglückt, von ihm zu lernen und ihm zu geben.

Unvergesslich ist es mir, wie ich im August 1880 auf der Ostküste Neu-Seelands, die Nordinsel über Land durchreisend, nach dem kleinen Hafenort Napier kam und an einen Engländer verwiesen wurde, der als langjähriger Maori-Doktor der genaueste Kenner der Eingeborenen sei. Ich traf ihn, eifrig schreibend, vor einem mächtigen handschriftlichen Papierstoss, zwischen einem Haufen Kiwimatten, Grünsteinkeulen und Schnitzereien. „Diese Sachen sind alle für Professor Bastian, der hier war und sie haben muss; diese Manuskripte sind Sagen und Genealogien und auch für den Professor Bastian, für den ich sie aus dem Maori übersetze.“

Vier Monate früher war ich selbst dem Seelenfischer unrettbar verfallen. Ich wäre einen völlig anderen Lebensweg gegangen, wenn ich nicht eines Tages — es sind nun gerade 25 Jahre — im Fremdenbuch des Hotels von Honolulu den Namen „Dr. Bastian-Berlin“ gelesen hätte. — Er eroberte den Menschen sofort, indem er ihm hohe, seltene Aufgaben stellte, und zwar mit einem Vertrauen, einer Zuversicht, dass man sich förmlich selbst wachsen fühlte. Das Geheimnis seiner erstaunlichen suggestiven Kraft war kein anderes, als dass er immer nur an die besten Instinkte appellierte und selbst keine anderen besass.

Wie sollte ich hier in gedrängter Kürze seiner wissenschaftlichen Bedeutung für die Lehre vom Menschen gerecht werden! Aber ein einziges Thema möchte ich doch herausgreifen, das ihm selbst besonders am Herzen lag.

Von allen seinen theoretischen Anregungen hat keine fruchtbarer gewirkt, ist keine mehr verteidigt und bekämpft worden, als der Begriff des Völkergedankens. Völkergedanke, Gesellschaftsgedanke, Elementargedanke waren aller Welt mehr oder minder unklare, aber fest mit dem wissenschaftlichen Bilde des Altmeisters assoziierte Schlagwörter. Die gewöhnliche Auffassung ist die, dass unter einem Völkergedanken merkwürdige, oft ganz verblüffende Übereinstimmungen in Mythus, Kultus, Recht, Gebrauch und Sitte, wie auch im Bereich der materiellen Kultur zu verstehen seien, die bei entlegenen, geschichtlich und geographisch von einander ganz unabhängigen Stämmen beobachtet und durch gleichartiges Denken auf gleicher Entwickelungsstufe zu erklären seien, während die Angreifer eine Entlehnung und Wanderung annehmen — seien die Wege, die sie gegangen wären, auch verwischt und verloren. Völkergedanken wären demnach mit einfacherem Ausdruck die „ethnographischen Parallelen" Richard Andrees.

In dieser Frage ist Bastian unendlich oft missverstanden worden. Er hat aber auch selbst wohl einige Wandlungen erlebt, insofern als er neben dem Völkergedanken erst später den Elementargedanken genauer präzisierte. Ich will versuchen, ohne selbst irgendwie Stellung einzunehmen, kurz darzustellen, was ich nach manchem Privatissimum für seine eigentliche Meinung halten muss.

Woher stammt denn überhaupt der Ausdruck „Völkergedanke"? Einfach daher, dass die Ethnologie Völker-Psychologie, nicht Individual-Psychologie ist. Sie studiert nach naturwissenschaftlich vergleichender Methode an dem gewaltigen Material, das sich in aller Art Vorstellungskomplexen, Institutionen und Kulturerzeugnissen darbietet, den Menschen als Gesellschaftswesen; hier erwartet sie die Entdeckung der Gesetze des Denkens, die sich der Selbstbeobachtung und der deduktiven Spekulation hoffnungslos verschliessen. Auf das Denken des Einzelnen, der für Bastian nur passiv wirksam ist, der nur sekundär denkt, indem ihn das Denken der Gesamtheit durchflutet, kommt es dem Ethnologen ganz und gar nicht an; sein Objekt ist der Mensch im Zustande der Gesellschaft, und seine Aufgabe ist deshalb nach allgemeinstem Ausdruck der „Gesellschaftsgedanke" oder — mit Bezug auf die räumliche und geschichtliche Begrenzung — der „Völkergedanke".

„Ich sage Völkergedanke," erklärte mir Bastian, „andere sagen Weltanschauung". Je höher die Kulturstufe von der Horde aufwärts, desto komplizierter der Völkergedanke, in dem die Völker ihre idealsten Güter niederlegen. Wer hat denn die Verschiedenheit und Selbständigkeit wenigstens einer indischen, griechischen, chinesischen, mexikanischen Weltanschauung jemals bezweifelt? Und diese Weltanschauungen, ob nun der Naturvölker oder der Kulturvölker, nenne ich Völkergedanken, weil ich den Ausdruck genetisch fasse und sie untereinander vergleiche.

Selbstverständlich treffen verschiedene Völkergedanken zusammen, nur geschieht es nicht unter willkürlich gedachten Verkehrsbeziehungen der Völker, sondern ausschliesslich in geographischer Bedingtheit auf den in die Kontinente eingeschnittenen Geschichtswegen: hier durch die Völkertore der Gebirgspässe, dort den Flüssen, dort wieder der Küstenentwicklung folgend. Und diese Geschichtswege mögen sich addieren: was Alexander der Grosse nach Indien brachte, konnte über See nach dem Archipel gelangen.

Kommen nun aber zwei Weltanschauungen oder zwei Völkergedanken zusammen, so reagieren sie aufeinander, so findet gegenseitige Absorption statt. Nichts ist unsinniger als eine Kontroverse „Entlehnung oder Völkergedanke". Eine solche Kontroverse — ich habe es hundertmal gesagt — existiert garnicht."

Sie ersehen also, dass sich der Völkergedanke keineswegs mit den ethnographischen Parallelen deckt. Um Bastians Meinung hier genauer zu verstehen, muss man sich mit seinen „Elementargedanken" und seinen „geographischen Provinzen" auseinander setzen.

Der Grundstein aller seiner Konstruktionen ist der Satz, dass jeder Völkergedanke wie ein echter Organismus wächst. Er hat sich aufgebaut und wächst aus seinen Einheiten, den „Elementargedanken". Was dem Botaniker die Zelle, dem Chemiker das Atom ist — die Eins, mit der man rechnet und allein rechnen darf, um nicht in den Abgrund induktiv unlösbarer Ursprungsprobleme zu stürzen —, das sind dem Ethnologen die Elementargedanken. Am reinsten vermag er sie abzuscheiden aus den psychischen Leistungen der Naturvölker (der Kryptogamen des Menschengeschlechts) in Gestalt der einfachsten Elemente ihrer religiösen Vorstellungen, ihrer sozialen Einrichtungen, ihrer Wirtschaftsformen, ihrer ästhetischen Regungen, ihrer technischen Fertigkeiten. Ihre Zahl ist relativ gering, weil die einfachsten Denkmöglichkeiten — man nehme z. B. die Urtypen der Waffen und Werkzeuge, die sich durch Organprojektion beim Menschen mit gleicher psychologischer Notwendigkeit wie die Krallen beim Raubtier herausgebildet haben — bald erschöpft sind.

Ursprünglich müssen die Elementargedanken nach eisernem inneren Gesetz auf der ganzen Erde gleichartig sein, gemäss der psychischen Einheit des Menschengeschlechts, die aus seiner unverbrüchlich feststehenden physischen Einheit unmittelbar folgt. Sie müssen aber variieren in ihrem Wachstum hier zu diesem, dort zu jenem Völkergedanken. Denn wie wächst ein solcher Zellenkomplex? Doch dadurch, dass er auf äussere Reize reagiert. So reagieren die Elementargedanken auf ihre Umgebung in der jeweiligen „geographischen Provinz", wie die einzelnen grossen Areale gleichartiger äusserer Bedingungen von Natur und Klima genannt werden. Die Elementargedanken passen sich an, genau so, wie sich das Zellenleben der leiblichen Organe den klimatischen Bedingungen anpasst.

Die Bedeutung der geographischen Provinzen ist vielfach verkannt worden, und dies hat manchen Schematismus verschuldet. So hat man

eine „Steinzeit“ erfunden, der man eine „Knochen-, Muschel- und Holzzeit“ an die Seite stellen könnte —, so hat man die Folge der Wirtschaftsformen des Jägers, des Hirten, des Ackerbauers erfunden — alles Erscheinungen, die einfach von den geographischen Provinzen abhängen.

Der Völkergedanke wurzelt also in seiner geographischen Provinz, die er unserm Auge reflektiert: „auf den heitern Höhen des griechischen Olympos weilen die seligen Götter, in des Nordens trüben Nebeltagen rast der Donnerer auf seinem Wagen durch die Wolken, aus dem Dunkel dicht verschlungener Wälder tritt die wundersam gestaltete Dämonenwelt Indiens hervor, während dagegen wieder Polynesiens Heroen auf glatter Meeresfläche im heiligen Kanu dahinschiffen.“

So haben sich also die einzelnen Völkergedanken naturnotwendig verschieden ausgebildet. In starrer Abgeschlossenheit liegt vielleicht — man gedenke Australiens — der Wildstamm. Bei ihm können sich die Reize allmählich so ausgeglichen haben, dass er in Ruhe stagniert und dass keine Höherentwicklung mehr stattfindet. Aber das ist die seltene Ausnahme. Gewöhnlich fallen aus einer andern geographischen Provinz neue Reize ein. Der Bann der physikalischen Natur wird durchbrochen und zwischen den geistigen Eigentümlichkeiten, die durch die Verschiedenheit beider Provinzen in jeder einzelnen erzeugt sind, tritt ein Kontakt ein. Mit dieser Bewegung und Berührung, die sich auf geographisch gegebenen festen Wegen vollzieht, beginnt dann erst dasjenige, was Geschichte und eigentliche Kulturentwicklung genannt wird, die Periode, in der das Agens geographischer Umgebung allmählich ganz zurücktritt und rudimentär wird.

Das sind, wie ich glaube, die wichtigsten Gedankenformeln Bastians. Für ihn kommt die Entlehnung überhaupt erst dann in Betracht, wenn jede schon aus allgemeiner Gesetzmässigkeit erklärbare Übereinstimmung vorher ausgeschaltet ist, sie soll ausserdem in jedem Einzelfall streng bewiesen werden. Hierfür galt ihm als klassisches Beispiel die Armbrust, das von den Mongolen einst nach dem Westen verbreitete und von den Kreuzfahrern nach Europa gebrachte Kulturerzeugnis der Chinesen. Unmöglich konnte in der Tat die Armbrust als der elementar notwendige Gewinn eines Wildstammes aus seiner geographischen Provinz gelten. Dennoch beobachtete man ihr isoliertes Vorkommen bei den Bewohnern der Nikobaren und bei den Fan des äquatorialen Afrika. Aber die alten Geschichtsbahnen konnten aufgedeckt werden: vor Jahrhunderten hatten sie die Insulaner von den chinesischen Dschunken eines einstigen Handelsverkehrs und die Kongoleute sie bei den Küstenbesuchen der noch mit ihr bewaffneten Portugiesen erhalten.

Einen Gegensatz zwischen psychologischer und geographischer Richtung wollte Bastian überhaupt nicht anerkennen, da seine psychologische Erklärung die geographische Bedingtheit voraussetzt. Ihm waren die Übereinstimmungen nichts Auffallendes und Überraschendes, sondern im Gegenteil das Natürliche und Selbstverständliche, und er bemühte sich vielmehr, die Verschiedenheiten zu erklären.

Wie immer die Zukunft sich zum Völkergedanken stellt, sie darf niemals die Ungerechtigkeit begehen, zweierlei zu verkennen: erstens dass Bastian auf das historisch verständliche, aber sonst nicht glückliche Wort gar keinen Wert legte, und zweitens, dass er mit grösster Entschiedenheit dem kostbare Zeit vergeudenden Streit widersprach und die monographische Durcharbeitung der „Einzelfälle" durch geschulte Fachmänner als die wahre Aufgabe der Gegenwart an die Spitze stellte. Dass es ihm mit diesem Ziele heiliger Ernst war, hat er bewiesen; mit genialem Blick wusste er die geeigneten Kräfte zu finden und festzuhalten.

Dass er oft missverstanden wurde, hat noch einen besonderen Grund, der dem Fernerstehenden paradox oder unglaublich klingen mag. Bastian war durchaus kein Ethnograph im engeren Sinne. Bei seinem ungeheuren Überblick besass er den schärfsten Spürsinn für die Entdeckung wichtiger Stücke und eine sichere Kenntnis der Objekte; aber er war nicht imstande, sie zu beschreiben, zu messen, kurz deskriptiv oder morphologisch festzulegen. Er konnte entschieden nicht, was seine Volontäre konnten: eine Sammlung methodisch katalogisieren oder in guter Ordnung und Etikettierung aufstellen. Er war der Beobachter der soziologischen Phänomene und Gesetze, aber nicht der Objekte und Formen, der perspektivischen Fernen, aber nicht der nahen Einzelheiten.

Wie hätte er aber jemals das Grösste, was er geleistet hat, so geschaffen, wie er es sich zum dauernden Ruhme und unserm Vaterlande zur Ehre geschaffen hat, diesen herrlichen Tempel der Wissenschaft, wenn er wirklich der beste Ethnograph unseres Jahrhunderts gewesen wäre! Dann hätte er sich ein besonderes Forschungsgebiet in den Kontinenten ausgewählt und dort vielleicht die vorzüglichsten Untersuchungen streng systematisch erledigt und mustergültige Sammlungen angelegt —, dann wäre aber unser Völkermuseum in seiner heutigen Bedeutung nicht erstanden! Wie wäre die unendliche Menge seiner Schätze aus allen Erdteilen zusammengeströmt, — und hätte sein Leiter auch dieselbe rastlose Energie, dieselbe Kraft der Propaganda bei besserer methodischer Schulung besessen —, wenn er sich in dem Horizont des Spezialisten bewegt hätte?

Wir haben ja einen ausgezeichneten Vergleich in Nordamerika. Dort steht die Ethnographie auf einem höheren Durchschnittsniveau als bei uns, wie auch leicht erklärlich ist, da sie aus dem Bedürfnis des Staates emporgewachsen, ein Erzeugnis der historisch-geographischen Provinz gewesen ist. Wenn aber dort dem Studium der amerikanischen Eingeborenen die reichsten Mittel zufliessen und die glänzendsten Arbeiten zu teil werden, wenn ihre sämtlichen Erzeugnisse in systematischem Überblick gesammelt werden, so sind doch aus den übrigen Kontinenten mit wenigen Ausnahmen nur die Schaustücke vorhanden, die von gelegentlichen Expeditionen und Reisen herrühren. Ein Bild der Menschheit wird nicht geliefert.

Warum haben in demselben Sinne Paris und London zwar Sammlungen, die, soweit französische und englische Herrschaft reicht, die

Berliner weit übertreffen mögen, aber keineswegs ein Weltmuseum? Nach meiner Ansicht kann die Antwort nur lauten: sie hatten keinen Bastian!

Nur ein Geist, der sich mit Adlerflug über den Gesichtskreis der einzelnen Erdteile emporschwang und doch nach den Gesetzlichkeiten im Kleinsten und Unscheinbarsten überall ausspähte, konnte die ungeheure Aufgabe konzipieren, vergleichbare Belegstücke für den Entwicklungsgang der gesamten menschlichen Kultur auf allen seinen Stufen an einem Orte zu vereinigen.

Der gewaltige Aufschwung der geographischen Forschungstätigkeit. die Entwicklung des Verkehrswesens und des Handels, die Begründung der Kolonien kamen zu Hilfe. Wie aber war Bastian bestrebt, jeden Vorteil eiligst für die Ethnologie wahrzunehmen! War eine neue politische oder wirtschaftliche Konstellation im Schwange oder wurde über eine neue Kolonie diskutiert, flugs war ein neues Bastiansches Buch zur Stelle: Was ist der Diplomat, der Kaufmann, der Kolonisator ohne ethnologische Kenntnis?! Was nützt es ihm, wenn er selbst die Lautsprache des Volkes lernt und die Sprache der Gedanken nicht versteht!

Mit lautem Weck- und Warnruf trat er Jahr und Jahr für das Sammeln bei den dahinsterbenden Naturvölkern ein: „der letzte Augenblick ist gekommen, die zwölfte Stunde ist da! Dokumente von unermesslichem, unersetzlichem Wert für die Menschheitsgeschichte gehen zugrunde. Rettet! rettet! ehe es zu spät ist."

Und an seiner flammenden Begeisterung entzündeten sich Alle! Die Forschungsreisenden eilten hinaus und kannten keinen grösseren Stolz als des Alten Glück und Freude zu sehen, wenn er sie nach erfolgreicher Heimkehr stürmisch umarmte. — Besitzer einer Sammlung, die sich bisher des Zimmerschmucks und der Reiseerinnerung gefreut hatten, empfanden plötzlich Gewissensbisse und schenkten ihm, was er nur wollte. — „Die Eiswand des Reichtums", schreibt Neumayer, „schmolz vor seiner Wärme, seiner grenzenlosen Aufopferungsfähigkeit und seiner Bescheidenheit."

Mit 79 Jahren arbeitete er noch fern der Heimat für sein geliebtes Museum. Es war ihm nicht vergönnt, den geplanten Ausbau zu erleben. Je mehr es sich aber in Zukunft vergrössern und je reicher es sich mit Kostbarkeiten füllen möge, es wird nur heller den Ruhm seines genialen Schöpfers der Nachwelt künden!

Aber wir, die wir ihn kannten und verehrten, müssen und wollen ihm vor allem in unseren Herzen ein Denkmal errichten; wir wollen uns an dem Adel seiner Gesinnung und an seinem Idealismus erheben!

Was hat dieser Mann, der immer hilfsbereit, immer opferwillig war, jemals im Leben für sich gefordert? Freiheit für seine Arbeit! Aber Genüsse, Ehren, Auszeichnungen? Wann hätte er sich jemals seiner Taten und seiner Verdienste selbst gerühmt?

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

Ein Seher, den Blick gewandt zu den lichten Ätherhöhen der Wissenschaft, und in seinem Erdenwallen eine Idealgestalt reinen, selbstlosen Strebens, wird er fortleben in unserm Gedächtnis!"

Hieran schloss sich die nachfolgende

Ansprache
des Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin,

Hrn. Dr. **Freiherrn von Richthofen.**

„Bei einem Nachruf für unseren dahingegangenen Freund und Meister gebührt das erste Wort denen, welche das Gebiet seines eigensten Wirkens und Schaffens, die Kunde der Völker und ihres geistigen Lebens, in der von ihm selbst zu deren Pflege begründeten Anthropologischen Gesellschaft vertreten. In den Gefühlen hoher Trauer und Verehrung aber steht ihr die Gesellschaft für Erdkunde nicht zurück, welche in Bastian ihren ehemaligen Vorsitzenden und nachherigen jahrelangen Ehren-Präsidenten verloren hat. Mit ihren Mitgliedern vereinigen sich — das glaube ich hier aussprechen zu dürfen — alle Geographen Deutschlands in dankbarem Gedenken an die gewaltige, fördernde Anregung, die der Dahingeschiedene für die Entschleierung unbekannter Länder gegeben hat.

An fünf deutschen Universitäten hatte Bastian seinen Heisshunger nach Kenntnis befriedigt; kein Gebiet war ihm zu entlegen; in allen Fakultäten hatte er Belehrung gesucht. Dann führte ein unwiderstehlicher Drang nach eigener Anschauung den 25jährigen jungen Mann hinaus in die Welt. Alle Länder wollte er mit eigenen Augen sehen, mit allen Völkern durch persönlichen Verkehr vertraut sein. Als Schiffsarzt ging er 1851 nach Australien. Mit Landreisen in diesem Kontinent begannen die Wanderjahre, die für ihn niemals geendet haben, auch nachdem er längst ein Führer und Meister geworden war. Sein Weg führte ihn nach Neu-Seeland und über den Grossen Ozean nach Peru, wo er nach Cuzco, der damals nur mühevoll zu erreichenden Stadt der Inka vordrang, um die Reste ihrer eigenartigen Kultur zu studieren; dann weiter nach den südlichen Vereinigten Staaten, nach den aztekischen Kulturstätten auf dem Hochlande von Mexiko, und nach Kalifornien. Eine Segelfahrt brachte ihn wieder über den Stillen Ozean nach dem damals noch völlig verschlossenen China. Von dort ging er nach Hinterindien, Indonesien und Indien. Ausgedehnte Bootfahrten im Gangestal und Landreisen im Dekkan führten ihn nach Bombay und, da Persien zur Zeit nicht zugänglich war, nach Mesopotamien und Syrien. Hier war er in der Nähe der Heimat. Aber unersättliches Verlangen trieb ihn weiter, zunächst nach Afrika. Denn von allen ehemaligen Mittelpunkten und Ausgangsländern grosser Kulturen fehlte ihm noch Ägypten. Von Kairo fuhr er den Nil hinauf, durchquerte das Gebirgsland nach Kosseïr, und das Rote Meer nach Dschidda, um dann

mit einer Karawane von Mokka aus den Landweg nach Aden einzuschlagen. Weiter ging er nach den Seychellen, Mauritius und Kapstadt, von wo er das innere Südafrika durchstreifte; sodann an der Westküste von Afrika nordwärts. Er besuchte Loanda, drang nach der damals halb mythischen Hauptstadt des Negerkönigreichs Kongo, San Salvador, vor, besuchte die Insel Fernando Po, das Nigerdelta, Liberia, Sierra Leone, Senegambien und betrat in Lissabon wieder den Boden Europas. Aber noch fehlte dieser Erdteil im Rahmen seiner Anschauungen. Ehe er in seine Heimat zurückkehrte, durchzog er daher Portugal, Spanien, die Türkei, Russland, Schweden und Norwegen. Nach achtjähriger Abwesenheit traf er 1859 in seiner Vaterstadt Bremen wieder ein.

In kurzer Frist war hier neben anderem ein dreibändiges Werk verfasst, in welchem gleichzeitig mit dem Ergebnis dieser ersten Wanderung das Ziel aller nachmaligen Reisen niedergelegt war. Es führte den bedeutsamen Titel: „Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung".

Schon 1861 ergriff Bastian wieder den Wanderstab. Mächtig hatte ihn der indische Kulturbereich angezogen. Ihn wollte er genauer kennen lernen. Über Madras ging er nach Birma, wo er sich ein Jahr aufhielt, sodann nach Siam, Kambodja und Indonesien. Über Peking, Kiakhta, Irkutsk, mit einem seitlichen Abstecher nach dem Kaukasus, kehrte er nach fünfjähriger Abwesenheit nach der Heimat zurück, wo er die geistige Verarbeitung seiner Erfahrungen in dem grossen, sechsbändigen Werk über die Völker des östlichen Asiens niederlegte.

Einem Ibn Batuta ähnlich, aber dem grossen mohammedanischen Periëgeten des vierzehnten Jahrhunderts in der Höhe der Ziele und in der räumlichen Ausdehnung des Bereiches der Wanderungen weit überlegen, hatte Bastian fast alle Länder der Erde durchzogen. Im Jahr 1867, im Alter von 41 Jahren, wählte er Berlin als Wohnsitz, und hier erschloss sich ihm ein Feld für grosse, fruchtbringende Tätigkeit. Er trat sogleich als Mitglied in die Gesellschaft für Erdkunde ein. Eng war damals der geographische Gesichtskreis der grossen Mehrzahl auch innerhalb der gebildeten Kreise in Deutschland, klein die Zahl wissenschaftlicher Männer, welche zu Zwecken der Forschung andere Erdteile besucht hatten. Da war es ein Ereignis, als der Mann nach Berlin kam, der in persönlichem Verkehr so viele Völker kennen gelernt hatte, wie kein anderer Lebender. In begeisterter Rede gab Bastian der Art Ausdruck, wie die zahllosen Bilder sich in seinem Geist spiegelten, und suchte die grossen Probleme darzulegen, welche er daraus ableitete. Schon im folgenden Jahr, 1868, wählte ihn die Gesellschaft für Erdkunde zu ihrem Vorsitzenden, und es bildete sich um ihn der engere Kreis der „kleinen Geographie". Nachdem am 1. April 1871 die übliche dreijährige Periode seiner Amtsführung abgelaufen war, wurde er für das Geschäftsjahr 1872/73 wiedergewählt. Am 1. April 1873 fiel mir auf seinen Vorschlag die Ehre zu, an seine Stelle zu treten.

Äusserlich ist die Zeit des Vorsitzes von Bastian in der Geschichte der Gesellschaft für Erdkunde durch nichts ausgezeichnet. Er war selbst

von beispielloser Bedürfnislosigkeit; es ist nicht denkbar, die eigene Persönlichkeit geringer einzuschätzen und ein bescheideneres Mass von Ansprüchen an das Leben zu stellen, als es bei ihm der Fall war. Daher legte er auch keinen Wert darauf, die Gesellschaft aus ihren kleinen und beschränkten Verhältnissen zu einem äusserlich höheren und würdigeren Standpunkt zu erheben. Auch blieb die Zahl der Mitglieder auf ihrer geringen Höhe. Aber Bastians Name genügte, um der Gesellschaft für Erdkunde Glanz zu geben, und sein Streben war darauf gerichtet, ihr ein hohes Ziel der Betätigung anzuweisen.

Sein Auge überschaute den Globus. Überall waren ihm Länder und Völker vertraut. Nur dort, wo er die westlichen Küstenländer von Afrika besucht hatte, war der Blick in das Innere gehemmt. Ein dichter, noch niemals gehobener Schleier lag über weite Länderstrecken ausgebreitet; ganz Inner-Afrika war auf den Landkarten jener Zeit ein grosser, zusammenhängender weisser Fleck. Einzelne portugiesiche Händler waren früher von Angola aus hineingekommen. Was man von ihnen erfuhr, waren Namen ohne Bedeutung. Diesen Schleier zu lüften, das war das Ziel, dem er sich mit dem Feuer heiliger Begeisterung widmete und für das er alle zu Gebote stehenden Kräfte zu gewinnen suchte.

Bereits waren die ersten Schritte der Entdeckung geschehen. Heinrich Barth und Vogel (1850—56) hatten von Norden her, Livingstone (1852—73) von Süden aus, Burton, Speke, Grant und Baker (1858—64) und Claus von der Decken (1861) von Osten her grosse Erfolge errungen; Nachtigal war auf seiner denkwürdigen Reise im Sudan (1870—74) begriffen, und Schweinfurth unterwegs im Gebiet des Gazellenflusses (1870). Aber noch hatte Keiner den Versuch gemacht, von Westen her in das Unbekannte einzudringen. Und gerade hier trennte nur ein schmaler, selbst nur an wenigen Stellen bekannter Küstenstreif das Meer von der inneren, weissen Fläche. Von hier aus, so durfte man schliessen, müsse man am leichtesten das vielseitig erstrebte Ziel erreichen können.

Bastian suchte in Deutschland die Herzen für den Plan zu entflammen. Seinem glühenden Enthusiasmus ist es gelungen, das Werk in die Wege zu leiten. Die materiellen Mittel freilich unterschätzte er ebenso, wie die Schwierigkeiten der Ausführung. Private Initiative allein sollte das Geld schaffen. An vielen Türen klopfte er an; bei einigen gelang es seiner von idealem Schwung getragenen Beredsamkeit, das Eis der Gleichgültigkeit für geographische Forschung zu schmelzen und ansehnliche Einzelbeträge zu erhalten. In erster Linie aber vereinigte er in Berlin, als Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde, die Führer der damaligen geographischen Vereine Deutschlands zu einer Afrikanischen Gesellschaft, und er setzte die schwierige Aufgabe durch, allen Mitgliedern dieser Vereine eine jährliche Kopfsteuer für das gemeinsame Ziel aufzuerlegen.

Es war ein glücklicher Augenblick seines Lebens, als im Jahr 1873 die erste Expedition der Afrikanischen Gesellschaft unter ausgezeichneter Führung die Heimat verliess, um ihr Werk in Tschintschoscho, einem Platz nördlich von der Kongomündung, den Bastian selbst ihr als Ausgangs-

punkt zugewiesen hatte, zu beginnen. Sein Eifer aber trieb ihn hinaus, ihr selbst zu folgen, und so kam es, dass er im Jahr 1873 zum zweiten Mal die westafrikanischen Küstenländer in diesen Breiten besuchte.

Der Erfolg hat den Hoffnungen nicht entsprochen. Die Mittel waren nicht ausreichend, um all die ungeahnten Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich gerade entlang dieses Teiles der die Küste begleitenden Bodenschwelle dem Eindringen entgegenstellen. Sie liegen in der klanartigen Verteilung selbständiger kleiner Stämme, deren jeder seinen unabhängigen Häuptling hatte und von dem Reisenden besonderen Tribut erhob; ferner in der eifersüchtigen Feindschaft der angestammten Träger des Handels, und in der Ungeeignetheit der Eingeborenen für den Dienst als Träger.

Bastian begnügte sich damit, die Unternehmungen zur Lösung des grossen Problems ins Leben zu rufen. Von der Führung trat er zurück. Wenn dann später unter anderer Leitung der Afrikanischen Gesellschaft, von anderen Ausgangspunkten aus, mit grösseren, vom Deutschen Reich gewährten Mitteln grössere Erfolge erzielt, die südlichen Zuflüsse des Kongo der Reihe nach entdeckt wurden, und hierbei Forschungsreisende hohen Ranges, wie Wissmann, Kundt, Tappenbeck, Wolff und andere ihre Ausbildung für spätere afrikanische Forschungsarbeit erhielten, so bleibt doch Bastian allein das Verdienst, den grossen Plan erdacht und seine Durchführung angebahnt zu haben. Es war das erste, in grossem Stil organisierte, der wissenschaftlich geographischen Forschung im Auslande gewidmete deutsche Unternehmen. Niemand konnte damals ahnen, dass der Schlüssel zur Erreichung des Westrandes des grossen weissen Fleckes in der Durchquerung des Kontinentes von dem ungleich leichter zu durchwandernden Osten her gelegen sei. Ein glückliches Geschick führte Henry Stanley auf diesen Weg. Mit eiserner Energie und unbegrenzten Mitteln legte er ihn 1877 zurück, und mit dieser Grosstat war der Grund zur Lösung des Problems gelegt, welchem Bastian die ersten Jahre seiner Tätigkeit in Berlin gewidmet hatte.

Diese mächtige Anregung ist Bastians bedeutendste Leistung auf geographischem Gebiet. Seine eigenen Wanderungen aber waren damit keineswegs abgeschlossen; denn immer wieder trieb es ihn hinaus in die Ferne. Sein Leben zerfällt hinfort in Perioden emsigster Arbeit in Berlin und solche der Reisen, auf denen er Kenntnisse, Eindrücke und Ideen sammelt, auch wohl Bücher im Ausland schreibt und Schätze für sein Museum erwirbt. Ohne Benachrichtigung und ohne Abschied verschwindet er aus Berlin; ohne Anmeldung überrascht er nach Jahren durch plötzliche Wiederkehr. So sehen wir ihn in den Jahren 1875—76 in Peru, Ecuador, Columbia, Guatemala, von wo er über San Francisco, New York und die Antillen zurückkehrte. Dann geht er 1878—80 ohne jegliches Reisegepäck durch Russland nach Persien, Sansibar, Indonesien und trifft, nach Besuch Pacifischer Inselgruppen, über Nordamerika, wiederum nach einem Abstecher nach den Antillen, abermals in Berlin ein. Am 28. April 1883 wurde er zum Ehrenpräsidenten der Gesellschaft für Erdkunde proklamiert. Drei Jahre später hatte er die Freude, dass in Gegenwart des Kronprinzen,

des nachmaligen Kaisers Friedrich, die feierliche Eröffnung des Museums für Völkerkunde stattfand. Von da an wurden die Zeiten seiner Reisen immer länger; man wusste kaum, wo er war. Mit Jubel wurde er begrüsst, wenn er nach jahrelanger Abwesenheit unerwartet in einer Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde wieder erschien. Als im letzten Jahr die Kunde von seinem Aufenthalt in Jamaica kam, hofften wir ihn bald wieder unter uns zu sehen. Er kehrte nicht zurück. Ein einsamer Weltwanderer, bescheiden und zurückgezogen, fast unbeachtet, selbst von seinen Landsleuten, verschied er in der Fremde.

Ein Leben rastloser, uneigennütziger Tätigkeit ist damit abgeschlossen; ein Leben im reinsten Dienst der Wissenschaft.

Blicken wir zurück, so sehen wir einen Mann, klein von Gestalt, aber von grossem, wunderbar aufnahmebedürftigem Geist, der, mit umfassendem wissenschaftlichen Rüstzeug versehen, ohne Rast die Länder der Erde durchstreift, wie kaum ein Anderer jemals vorher und nachher getan hat und jede Ruhepause benutzt, um sein Rüstzeug aus der Literatur der Zeit zu vervollständigen und, tiefem innerem Drange folgend, der Mitwelt in bändereichen Werken die Eindrücke so darzureichen, wie sie sich in seinem Geist gestaltet haben. Vergegenwärtigen wir uns die Art dieser Gestaltung, so erkennen wir leicht, dass Bastian ein Geograph im heutigen Sinn nicht gewesen ist. Die landschaftlichen Gebilde, die an seinem Blick vorübergezogen waren, zerflossen in nichts; Gestalt und Natur der Länder schienen sich in seinem Auge ebenso wenig zu spiegeln, wie er eine Erinnerung von Beschwernissen und Entbehrungen zurückbehielt. Auf den Menschen allein war sein Augenmerk gerichtet; aber nicht auf die Einzelmenschen als physische Individuen, sondern auf die Völker; und auch auf diese nicht als wesenhafte Gebilde der menschlichen Gesellschaft, sondern auf die Abstraktion der Völkerseele, wie sie sich in dem Denken und Empfinden der Gesamtheit, in Religion, Kultur und gesellschaftlichen Einrichtungen zu erkennen gibt; und wenn er sich in dem Anbahnen der Aufhellung des dunklen Kontinents hohe Verdienste erworben hat, so waren ihm doch Gebirge, Flüsse, Klima, Wälder, Meereshöhen unwesentliche Begriffe; für ihn war der weisse Fleck der Karten nur ein grosses Gebiet, auf dem unbekannte Völkerschaften, oder, vielleicht richtiger, Volksseelen geheimnisvoll sich bewegten.

Der gleiche Gesichtspunkt war ihm leitend, wenn er wie mit Seherblick Erde und Menschengeschichte überschaute. Weite Perspektiven öffneten sich ihm dann in den inneren Zusammenhang, die zeitliche Entwickelung und räumliche Ausbreitung der Formen des Denkens und religiösen Empfindens. Für das räumliche Moment suchte er einen Ausdruck in dem unbestimmten Begriff der geographischen Provinzen, in die er die Festländer zu teilen strebte. Das zeitliche führte ihn durch die geschichtlichen Wandlungen hindurch in die Gegenwart. Unvergessen muss weiter bleiben, wie er die Schauplätze des Weltgetriebes und die Bahnen des Weltverkehrs in grossen Zügen zusammenfasste und schon früh das östliche Asien als die Region erkannte, wo binnen Kurzem der ge-

waltigste Wettbewerb der Nationen um den Vorrang in der Weltbeherrschung stattfinden würde.

So blieb das Ideal, das er in seinem ersten grossen Werk: „Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung“ erstrebte, der Leitstern seines Lebens und seines Handelns und Schaffens. Die Erzeugnisse der Völker in Kunst und Gewerbe waren ihm Äusserungen ihrer geistigen Tätigkeit und vor allem ihrer religiösen Anschauungen. Hohe Technik, ästhetische Schönheit und künstlerische Vollendung spielten für ihn keine Rolle dabei; ihm standen sie hinter dem Ausdruck eines ursprünglichen oder überkommenen Gedankens in dem einzelnen Gegenstand an Bedeutung weit zurück. Diese Erzeugnisse als bleibende Dokumente zu sammeln, besonders soweit sie dem Bereich der Naturvölker und ursprünglichen, von Europa unbeeinflusst gebliebenen Kulturkreisen entstammen, war das Ziel, das er erstrebte und für das er mit dem Enthusiasmus eines Propheten die Mitlebenden fortzureissen niemals nachgelassen hat.

In welch ausserordentlichem Mass er dies Ziel erreicht hat, davon zeugt seine Schöpfung, dieses herrliche Museum, in dem wir uns zu seinem Nachruf versammelt haben. Aber nicht an dieser Stelle allein wird Adolf Bastians Geist fortleben. Nie wird die Gesellschaft für Erdkunde aufhören, in Verehrung und Dankbarkeit der mächtigen Anregung zu gedenken, die er ihr und den Geographen des ganzen Deutschland in flammender Rede zu tatkräftiger Beteiligung an der Erforschung von Afrika gegeben hat; sie wird sich des von ihm am klarsten erkannten Bandes bewusst bleiben, welches Erdkunde und Völkerkunde vereint und seinen symbolischen Ausdruck in der Tatsache findet, dass aus der Gesellschaft für Erdkunde heraus Bastian die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ins Leben gerufen hat; und mit Stolz werden spätere Generationen in den Annalen der ersteren seinen Namen als ehemaligen Vorsitzenden und Ehren-Präsidenten verzeichnet finden.

Unvergesslich wird denen, welchen es vergönnt war, mit Adolf Bastian zu arbeiten und zu verkehren, die Treue seiner Freundschaft, der Adel und die Läuterkeit seiner Gesinnung, die unendliche Selbstlosigkeit und Wahrhaftigkeit seines persönlichen Wesens, die geistige und begeisternde Anregung, die sie von ihm empfingen, und sein von idealem Schwung getragener Patriotismus sein.

Ehre dem Andenken unseres grossen dahingeschiedenen unvergesslichen Meisters.

Möge es uns gewährt sein, noch einmal zu seinem Gedächtnis uns zu versammeln, wenn, wie wir hoffen dürfen, die Gebeine des einsamen Weltwanderers in heimischer Erde ihre letzte ehrenvolle Ruhestätte finden werden.“

Die Feier beendete das nachfolgende

Schlusswort des stellvertretenden Vorsitzenden der Berliner Anthropologischen Gesellschaft,

Hrn. Dr. **Waldeyer.**

„Sie Alle haben sicherlich mit tiefer Bewegung vernommen, wie unser Bastian, dessen Wanderstabe und umfassendem Gedankenfluge die Erde zu klein war, einsam dort im fernen Meere, auf Trinidad, fast ohne Zeugen bestattet worden ist. Erst jetzt, nachdem der Rastlose schon lange die ewige Ruhe in der Mutter Erde gefunden hat, konnten wir ihm hier von dieser Stelle aus, an der sich die Früchte seines Wirkens zusammengefunden haben, die letzte Ehre erweisen. Tief ergriffen blicken wir noch einmal, ehe wir scheiden, auf die lorbeerumschmückte Büste des schlichten, einfachen, selbstlosen Mannes, dem die Wissenschaft, das Vaterland und wir Alle so vieles verdanken.

Aus dem Munde unseres ersten Vorsitzenden haben Sie vernommen, dass wir Adolf Bastian als Gründer dieses Museums und unserer Gesellschaft anerkennen; unser zweiter Vorsitzender hat dann in ebenso inhaltreicher wie formvollendeter und warm empfundener Rede die Verdienste des Verblichenen um die Wissenschaft und dessen Persönlichkeit geschildert, und der erste Vorsitzende der Gesellschaft für Erdkunde vollendete das Bild mit den Umrissen der schier endlosen Fahrten des unermüdlichen Forschers um den Erdball herum und mit dem Hinweise der Bedeutung des von Bastian entworfenen Forschungsplanes für die geographische Erschliessung von Inner-Afrika. Schon jetzt stehen wir staunend vor diesem Bilde, staunend und verehrend zugleich, wenn wir uns des echten Forscher- und Gelehrtentums erinnern, welches den Hingeschiedenen beseelte, der für sich Nichts, für die Förderung der Wissenschaft im besten und edelsten Sinne Alles erstrebte, treu bis zum Tode! Und gerade dieser Gedanke ist es, der uns heute hier besonders fesselt und zusammenhält; Ehrfurcht empfinden wir vor der Wissenschaft und dem Mann, der ihr ein so lauterer Priester war. Wenn erst mit dem Vergehen der Jahre alles das Krause, Seltsame und oft kaum Verständliche verblasst ist, was die durch und durch eigenartige Persönlichkeit des Heimgegangenen umgab, dann erst wird sich wie ein lichter Stern in unvergänglichem Glanze Adolf Bastians Lebenswerk vor uns aufrichten, ein Memento für alle Zeiten!

Wir sind hierher gekommen, den teuren Toten zu ehren und sein Gedächtnis unter uns aufzurichten. Sicherlich wäre das nicht in dem Sinne Bastians und auch nicht in dem unsrigen, wenn es bei den hier gesprochenen Worten, seien sie auch noch so treu und warm empfunden, verbliebe — nein, ehren wir den Mann durch die Tat, durch die Fortsetzung seines Lebenswerkes! Er selbst hat mir, als ich die Ehre hatte, das Rektorat der Universität zu führen, wiederholt von seinen Plänen gesprochen und mich ersucht, mich in deren Betreiben ihm anzuschliessen.

Es sind auch damals erste Schritte nach der von ihm ins Auge gefassten Richtung geschehen.

Bastian erstrebte mit aller seiner Energie die Ausgestaltung dieses Museums und der Anthropologischen Gesellschaft im Zusammenwirken zu einem grossen, der Universität anzugliedernden Institut, in welchem die gesamten anthropologischen und ethnologischen Disziplinen planmässig gelehrt und auch selbständiger Forschung auf allen hergehörigen Gebieten Raum und Mittel gewährt werden sollten. Ein so grosser Plan lässt sich nicht rasch und mit einem Schlage verwirklichen; aber er muss zur Ausführung kommen; schon steht leider Deutschland hierin anderen Kulturvölkern nach. Möge der Geist und der Wille Bastians in uns lebendig bleiben, dass wir Alle, Jeder für seinen Teil, diesem grossen, würdigen Ziele unablässig zustreben: dann werden wir es auch erreichen und dann, an dem Tage der Eröffnung dieser Anstalt, werden wir eine Gedächtnisfeier halten können ganz im Sinne des einzigen Mannes und seiner wert! Mit dieser Gesinnung lassen Sie uns, verehrte Anwesende, von dieser Stätte scheiden."

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. Beitrag zur Vorgeschichte des Picenums, Italien.[1])

Von

Dr. S. Baglioni (Göttingen).

In einer früheren Mitteilung[2]) an die Accademia dei Lincei in Rom[3]) konnte ich über zahlreiche Ton-, Bronze- und Eisengegenstände der ersten Eisenzeit (Hallstattperiode) berichten, welche in der Gegend von Belmonte-Piceno (einer kleinen Gemeinde im Kreisbezirk von Fermo, nicht weit von der adriatischen Küste) in Totengräbern gefunden wurden und welche einen Einblick in die eigentümliche vorrömische Kultur des alten Picenums dieser Gegend gestatten.

Neuerdings bin ich in der Lage gewesen, eine weitere reiche Ausbeute von in manchen Beziehungen noch bedeutenderen prähistorischen Objekten aus demselben Fundorte und aus derselben Zeit zusammenzubringen, die imstande sind, unsere Kenntnisse über diese Kultur zu erweitern.

Hier dürfte eine kurze Beschreibung dieser kulturellen, dem Picenum eigentümlichen Überbleibsel folgen.

Leider lässt sehr oft die Art und Weise der Ausgrabungen (welche bisher fast ausnahmslos von den Bauern bei ihren Feldarbeiten gelegentlich ausgeführt wurden, von denen ich dann direkt die Objekte bekommen habe) den Zusammenhang der verschiedenen Fundstücke untereinander, ja zuweilen nicht einmal die äussere Form derselben infolge ihrer Zertrümmerung beim Herausholen erkennen.

Es wäre tatsächlich wünschenswert, dass einmal systematische und fachkundige Ausgrabungen dieses interessanten Gräberfeldes vorgenommen würden.

Immerhin konnte ich folgende allgemeine Charaktere des Fundortes feststellen. Es handelt sich lediglich um Flachgräber und zwar um nicht allzu tiefliegende Skelettgräber, ohne unterirdische oder oberirdische Steinsetzungen oder Holzsärge, sodass kein äusseres Kennzeichen vorhanden ist.

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 22. Oktober 1904.

2) Die vorliegende Mitteilung bildete das Thema eines Vortrags, den ich in vorigem Jahre in der Anthropologischen Gesellschaft zu Göttingen und zu Jena gehalten habe.

3) Notizie degli Scavi, mese di Aprile 1901.

Das Skelett liegt darin horizontal auf einer Seite (gewöhnlich auf der linken Flanke) und die Beine an den Leib hinaufgezogen. Eine bestimmte Orientierung der Skelette war nicht ohne weiteres zu erkennen.

Wegen weiterer Einzelheiten in dieser Hinsicht möchte ich auf meine oben zitierte frühere Mitteilung verweisen, und ich gehe sofort an die Aufzählung und kurze Erläuterung der hier abgebildeten neuen Objekte.

Die Gegenstände, von denen hier die Rede sein soll, sind fast ausschliesslich aus Bronze, nur einige wenige aus Eisen, Knochen, Bernstein und Glas.

1. Halsringe. Sie kommen sehr häufig vor, häufiger als gewöhnlich in anderen Grabstätten Italiens aus gleichzeitiger Kultur. Ausnahmslos aus Bronze zeigen sie jede beliebige Form, die von diesen Schmucksachen

Fig. 1. $^1/_4$ nat. Gr.

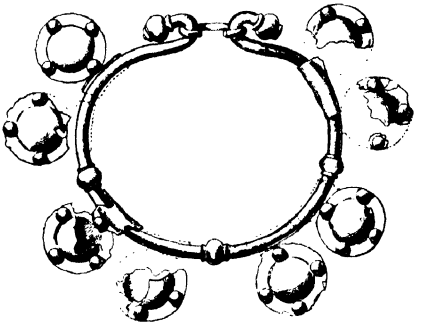


Fig. 2.

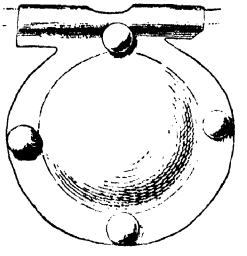


Fig. 3. $^1/_4$ nat. Gr.

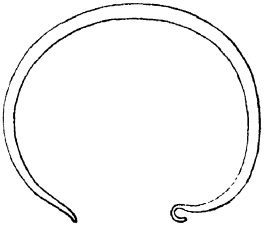


Fig. 4. $^1/_4$ nat. Gr.

Fig. 5. $^1/_4$ nat. Gr.

bekannt sind: dünn und massiv, glatt oder gewunden nach einer Richtung (Torques), verziert oder unverziert, manchmal von ungeheurer Grösse und ausserordentlichem Gewicht. Ihre Endigungen werden bei den massiven Exemplaren von zwei nach aussen gerichteten Knöpfen dargestellt, bei den dünnen Exemplaren von zwei Haken, die sich ineinander einhaken (s. Fig. 4a und 6 der zitierten Mitteilung). Ich gebe hier zwei neue Halsringe[1]) wieder, von denen der eine (Fig. 1) besonders interessant ist wegen der Verzierungen, die er an seinem Umfange (vier Anschwellungen, acht Schellen) aufweist, und wegen der eigentümlichen Endigungen (zwei Haken, die mit einem Ring verbunden sind, den man beim Anziehen des Ringes um den Hals herausziehen konnte). Fig. 2 stellt eine solche Schelle dar von grösserem Umfange, in demselben Grabe gefunden, wie der eben be-

1) Sämtliche Gegenstände sind, wenn kein anderer Massstab angegeben ist, auf $^1/_2$ nat. Gr. verkleinert.

sprochene Halsring, und welche offenbar einem anderen Schmuckstück von gleichem Kunsttypus zugehörte. Fig. 3 gibt einen glatten einfachen Halsring wieder, mit besonderen einfachen Hakenenden.

2. Armringe. Sie treten auch sehr zahlreich und mannigfaltig auf. Fig. 4, 5, 6 geben drei verschiedene Formen dieser Sammlung wieder; Fig. 6a, b in der zitierten Mitteilung stellen andere Formen dar.

Fig. 7 zeigt ein Exemplar der picentischen grossen Ringe mit vier Anschwellungen im Umfange, deren Bedeutung noch nicht entschieden ist (vgl. a. a. O.).

3. Fibeln. Diese wertvollen Reste jeder prähistorischen Kultur sind ebenfalls im Gräberfeld Belmontes reichlich vertreten. Ich möchte hier die Haupttypen meiner Sammlung anführen, damit man von diesen hochinteressanten Objekten eine möglichst genaue Vorstellung gewinnt.

Fig. 6. 1/4 nat. Gr.

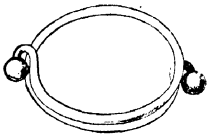


Fig. 7. 1/4 nat. Gr.

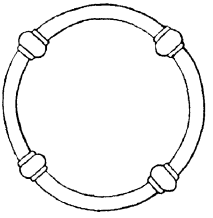


Fig. 8.

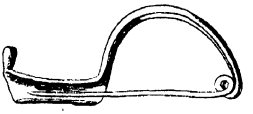


Fig. 10.

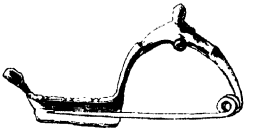


Fig. 9.

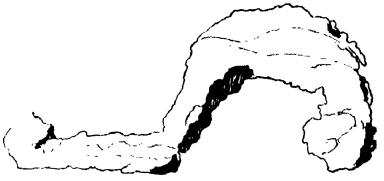
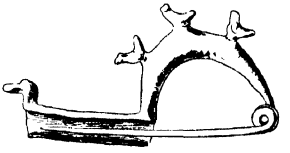


Fig. 11.



Die häufigste Form ist eine Bogenfibel, und zwar in einer charakteristischen Art. Fig. 8 zeigt den einfachsten Typus davon: ein meistens abgerundeter massiver Bügel, ein langes breites Widerlager mit tiefer Rinne für den Dorn, und am Ende des Widerlagers ein senkrecht nach oben gerichteter Knopf (Endknopf). Fig. 9 zeigt dieselbe Form aus Eisen.

Diese einfache Form erfährt eine weitere Entwicklung, indem sie verziert wird. Fig. 10 zeigt eine im Picenum ausserordentlich häufige Form solcher verzierten Bogenfibeln, weshalb sie den Namen „picentische Fibel" trägt. Diese Verzierung besteht in drei Knöpfen, die auf dem Bogen in einer queren Richtung sitzen zwischen zwei Anschwellungen des Bogens selbst. Auch das Widerlager zeigt gewöhnlich auf seiner oberen Fläche geometrische Linien.

Fig. 11 zeigt die dritte Variation der picentischen Bogenfibel, die ebenfalls ziemlich zahlreich vorhanden ist, jedoch ist sie nicht, wie die

vorangehende Form, für das Picenum eigentümlich. Auf dem Bogen sitzen drei Vögelchen in der Richtung der Fibeln selbst, und der Endknopf ist als Vogelkopf gestaltet.

Fig. 12 gibt eine ebenfalls häufige Fibelform wieder, die ausschliesslich aus Eisen vorkommt: die sogen. Schlangenfibel.

In Fig. 13 ist eine Fibelform (die einzige der Sammlung) abgebildet, welche überhaupt sehr selten im Picenum vorkommt, die aber sehr interessant für die Forschung ist. Ihre Gestalt schliesst sich nämlich direkt an die Geigenbogenfibeln der Terramaren an: sie stellt daher die älteste

Fig. 12.

Fig. 13.

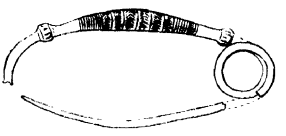


Fig. 14a und b.

Fig. 15a.

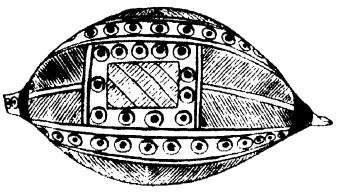


Fig. 16.

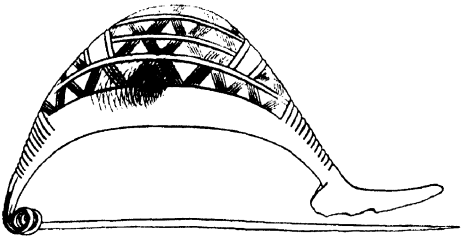


Fig. 15b.

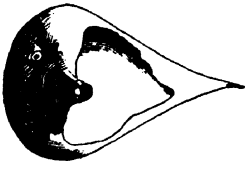


Fig. 17.

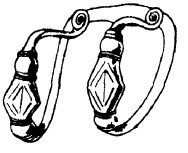
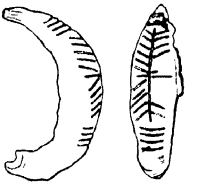


Fig. 18a und b.



Form unter den hier besprochenen picentischen Fibeln dar und beweist deutlich die engen Beziehungen zwischen der älteren Terramaren- und dieser picentischen Kultur.

Eine andere im Picenum häufige Fibelform ist die Kahnfibel, die in reicher Mannigfaltigkeit auftritt. Fig. 14 zeigt ein kleines Exemplar davon, dessen Bügel mit Perlen oder Steinen besetzt war. Fig. 15 und 16 zeigen zwei grosse schöne Exemplare mit zahlreichen geometrischen Verzierungen.

Eine besondere Bogenfibelform, welche durch die Grabstätte von Belmonte zum ersten Male bekannt geworden ist, ist die in meiner zitierten Mitteilung in der Fig. 5 abgebildete Fibel. Fig. 17 hier zeigt das Widerlagerstück eines grossen Exemplares dieser Fibelform.

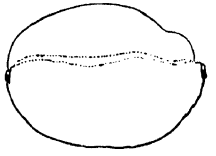
Fig. 18 zeigt eine Fibelform aus Glas mit geometrischen Verzierungen;

diese Fibel ist bekanntlich fast ausschliesslich der gleichzeitigen Villanovakultur eigentümlich.

Fig. 19a und 19b zeigen zwei Bernsteinfibeln, wie sie sehr häufig im Picenum vorkommen, und Fig. 19c zeigt den eisernen Kern einer solchen Bernsteinfibel, wo noch das eigentümliche kurze breite Widerlager zu sehen ist.

Fig. 20 stellt einen sehr eigentümlichen Fibelbogen aus Knochen dar. Es handelt sich um einen Röhrenknochen mit einem eisernen Kern, welcher mittels eines kleineren Knochenstückes in der Markhöhle befestigt worden ist. Was aber hier eine besondere Erwähnung verdient,

Fig. 19a und b.



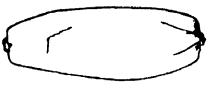


Fig 19c.

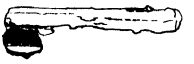


Fig. 20a und b.

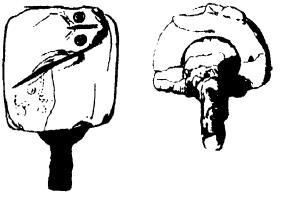


Fig. 21a, b und c.

Fig. 22.

Fig. 23.

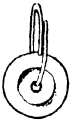
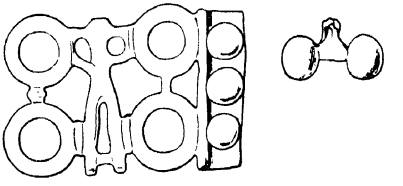


Fig. 24a und b.



ist die besondere Verzierung: auf der äusseren Fläche sind zwei gegeneinander liegende Tierköpfe eingeritzt: auch auf der unteren Fläche erkennt man feine geometrische Verzierungen.

4. Ketten, Ohrringe, Gürtelschnalle.

Fig. 21a, b, c zeigen die verschiedenen Arten der sehr zahlreich vorhandenen Bronzeketten, die zum Tragen der Anhängsel dienten.

Fig. 22 gibt eine Spirale aus Bronzedraht wieder, welche offenbar als Anhängsel getragen wurde.

Fig. 23 zeigt einen typischen Ohrring, bei dem die herabhängende Scheibe aus Bernstein und der Ring aus Bronze besteht.

Fig. 24a ist die Abbildung einer bronzenen gegossenen Gürtelschnalle, die insofern sehr charakteristisch ist, als sie eine roh gearbeitete menschliche Figur zwischen vier Ringen trägt: der Kopf ist leider abgebrochen. Diese menschliche Darstellung entspricht in ihrer Art und Weise ganz genau der gleichzeitigen Kultur anderer bekannten Gräberfelder Italiens. Fig. 24b zeigt zwei bronzene Kügelchen, die zusammenhängen, wie sie in

grosser Anzahl gefunden wurden, und die offenbar den übrigen Metallschmuck der Gürtel darstellen.

5. Anhängsel. Dieser Schmuck ist sowohl bezüglich der Anzahl wie der Mannigfaltigkeit der Bearbeitung der am reichsten vertretene Teil dieser Kultur des südlichen Picenums. Mit Recht konnte man behaupten, dass diese prähistorische Kultur wohl hauptsächlich durch ihre Anhängsel charakterisiert wird. Man findet hier in der Tat sowohl die bekannten, anderen Fundorten derselben Zeit gemeinsamen, wie auch ganz besondere isolierte, dem Picenum streng eigentümliche Formen dieser Gruppe von Objekten. Es sei mir gestattet eine reiche Anzahl solcher Überbleibsel hier wiederzugeben, um einen möglichst klaren vollkommenen Begriff ihrer Häufigkeit und Bedeutung im Leser zu erwecken.

Fig. 25.

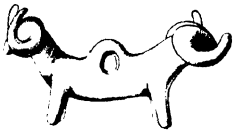


Fig. 26. $^1/_6$ nat. Gr.

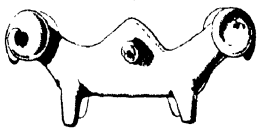


Fig. 27.

Fig. 28.

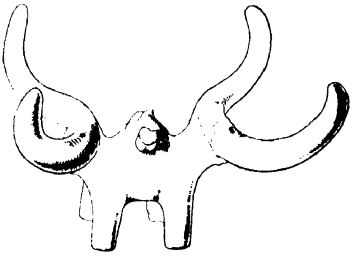
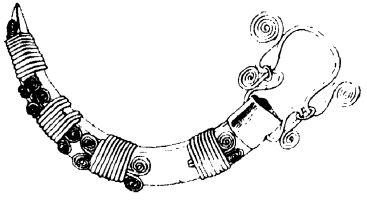


Fig. 29. $^1/_4$ nat. Gr.



Ich möchte mit einer Art Anhängsel anfangen, welche für diese Kultur des südlichen Picenums sehr typisch ist, weil dieselben, meiner Meinung und Erfahrung nach, in keinem anderen Orte vorkommt: ich meine die sogen. Tierdoppelprotome aus Bronze. Sie können alle mögliche Grössen erreichen, meistens sind mehrere davon in einem Grabe (z. B. waren drei gleiche Exemplare des in Fig. 28 abgebildeten Ochsendoppelprotoms zusammen in einem Grabe), gewöhnlich stellen sie Ochsen- oder Schafköpfe dar.

Fig. 25, 26, 27, 28 geben die typischsten Formen dieser picentischen Protome und ihre Grösse an, und ersparen jede weitere Beschreibung derselben.

Eine vielleicht ebenfalls typische Anhängselform dieser Gegend ist die in Fig. 29 wiedergegebene. Es handelt sich um einen Rieseneberzahn, welcher kunstvoll durch Spiralen aus Bronzedraht geschmückt worden ist.

Der Bruch im oberen Abschnitt hat leider beim Herausholen einen Teil des eigentümliches Schmuckes zerstört.

Fig. 30 zeigt eine Muschel (Cyprea tigris) die als Anhängsel getragen wurde, was das noch vorhandene Stück Eisen durch zwei Löcher in ihren oberen Partien deutlich beweist. Noch gewöhnlicher findet man aber eine andere kleinere Art dieser Muschel als Anhängsel, die ja sehr oft in Bronze nachgeahmt wurden, wie ich in der Nähe von Belmonte zu sehen Gelegenheit hatte.

Fig. 31 zeigt ein niedliches kleines Gefäss aus Bronze (Oinochoe trilobata), welches wieder als Anhängsel getragen wurde, was aus der Abnutzung des obersten Teiles des Henkels in diesem Falle zweifellos zu schliessen ist, eine Sitte, welche auch andere Bevölkerungen derselben Zeit zu lieben pflegten (vergleiche die oben zitierte Mitteilung). Die klassische

Fig. 30.

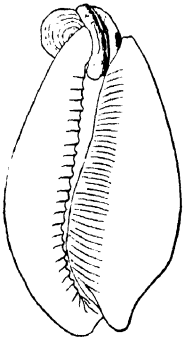


Fig. 31.

Fig. 32.

Fig. 33.

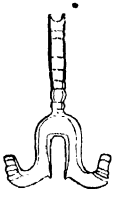


Fig. 37.

Fig. 34a, b, c und d.

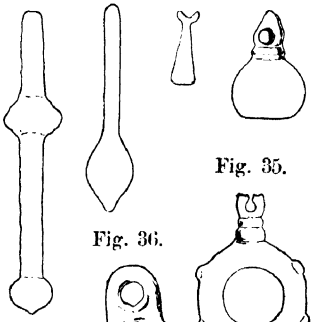
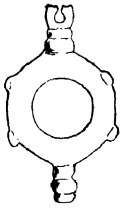


Fig. 36.

Fig. 35.



Art und Weise der Bearbeitung dieses Gefässes deutet aber darauf hin, dass dasselbe nicht einheimisches Kunstprodukt ist, sondern dass es importiert wurde (aus Griechenland?). Fig. 32 zeigt in der Tat wieder ein solches Gefässanhängsel (in diesem Falle war die Benutzung als Anhängsel noch deutlicher, da beim Herausholen noch ein Stück eines eisernen Ringes im Henkel sass), welches der übrigen einheimischen Kunst genau entspricht; dasselbe ist ohne weiteres als eine lokale Nachahmung des oben besprochenen (griechischen?) Gefässes aufzufassen. Der Import aus fremdem Lande (Griechenland?) und die lokale rohe Nachahmung gilt für diese Kultur in einem noch grösserem Masse bei der Keramik, wie ich in einer späteren Mitteilung genauer ausführen werde.

Fig. 33—37 geben andere häufige Formen von Anhängseln, welche zu ihrem Verständnis keine weitere Beschreibung brauchen.

Eine besondere Art Halsschmuck ist Fig. 38 wiedergegeben. In einem Grabe wurde um den Hals des Skeletts eine Anzahl kleiner Bernsteinstücke gefunden, welche abgeflacht und abgerundet sind, und ein Loch in ihrem obersten Teile aufweisen: sie stellen offenbar die Glieder eines

Halsbandes dar, indem eine Schnur durch ihre Löcher sie zu einem solchen zusammen verband, wie es Fig. 38 zeigt.

Ähnliche Formen des Halsschmuckes treten hier sehr häufig auf, bei denen aber die einzelnen Glieder des Bandes aus verschiedenen Objekten und Stoffen (meistens Bronze und Eisen) bestehen. So wurde z. B. in einem Grabe um den Hals des Skeletts eine Anzahl (15) der in Fig. 39 abgebildeten typischen Anhängsel gefunden, welche aus einem hohlen, inwendig mit Holz gefüllten Bronzezylinder und einem eisernen Kerne bestehen, der an seinem oberen Ende deutliche Reste eines eisernen Ringes trägt; oberhalb und unterhalb des Zylinders liegt eine eiserne, mit Kalkperlen besetzte Garnitur (Kette?). Sie gehörten auch offenbar zu einem solchen Halsband.

Fig. 38. $^1/_4$ nat. Gr.

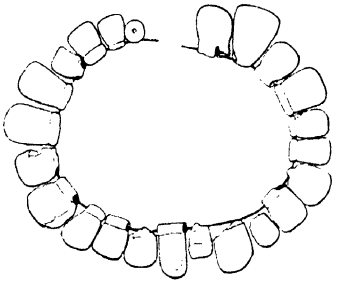


Fig. 39.

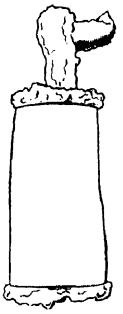


Fig. 40a und b.

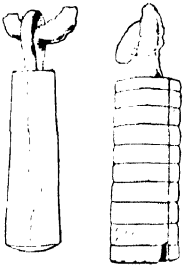


Fig. 41a.

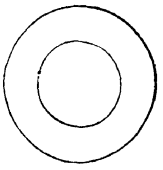
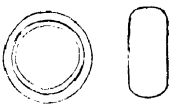


Fig. 41b.



41c.

41d.

Fig. 42a und b.

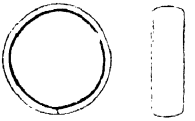


Fig. 40a zeigt wieder ein Exemplar ähnlicher Anhängsel (14), die ebenfalls in einem Grabe gefunden wurden. Sie bestehen aber aus massiver Bronze und sind nicht alle gleich: die zwei, welche in der Mitte (?) lagen, bestanden aus geometrisch verzierten hohlen, mit Holz gefüllten Bronzezylindern und aus einem eisernen Kern (Fig. 40b).

Die Glieder eines anderen Halsbandes wurden von einer Reihe bronzener gegossener Ringe verschiedener Grösse dargestellt (Fig. 41a, b, c, d). Fig. 42 zeigt daneben einen wirklichen geschmiedeten Fingerring.

Zum Schluss möchte ich erwähnen, dass es mir gelang, in Belmonte-Piceno noch ein sehr interessantes Stück dieser Kultur zu entdecken, nämlich einen grossen Stein mit altpicentischer Schrift, welcher jetzt im archäologischen Museum zu Bologna mit anderen, von mir aus der in Rede stehenden Kultur gesammelten Objekten aufbewahrt wird. Die Möglichkeit, diese Schrift einmal zu lesen, würde unsere Kenntnisse über diese vorrömische Kultur des südlichen Picenums ein beträchtliches Stück fördern.

2. Zwei Hieroglyphenreihen in der Dresdener Mayahandschrift.

Von

E. Förstemann.

Für den Dresdensis ist eine Anzahl arithmetischer Reihen charakteristisch, welche Zeugnis ablegen von dem mathematischen Sinne, mit welchem diese Handschrift geschaffen ist.

Die Differenzen dieser Reihen pflegen sich an die Mayawoche von dreizehn Tagen als deren Vielfache anzuschliessen. So erscheint die 91 (7 · 13) als Differenz auf Blatt 31a—32a, 45a und 64a, also dreimal, zweimal die 78 (6 · 13) auf Blatt 43b—44b und Blatt 59, einmal dagegen die 65 (5 · 13) auf Blatt 73, die 117 (9 · 13) auf Blatt 30c—33c. Nicht ein Vielfaches von 13 ist enthalten in der Differenz 54 auf Blatt 72—73 und in 2920 auf Blatt 24. Reihen mit mehreren unter einander abwechselnden Differenzen enthalten die Blätter 46—50 und 51—58; ich lasse sie hier unbeachtet.

In allen diesen Fällen sind die einzelnen Glieder der Reihen durch Zahlen oder durch ihnen entsprechende Tageszeichen angegeben. Auf Blatt 58 dagegen finden wir statt derselben Hieroglyphen, können aber aus mehreren Umständen entnehmen, dass deren Zahlenwerte von einander stets um 52 (4 · 13) abweichen.

Und ebenso nicht aus Zahlen, sondern aus Hieroglyphen gebildet sind zwei weitere Reihen, die ich hier zusammen behandeln will, da sie mehrfach einander ähnlich sind. Die erste von ihnen steht auf den Blättern 51—58 (zuerst 53a—58a, dann 51b—58b), ist aber scharf zu scheiden von der oben aus denselben Blättern erwähnten Zahlenreihe, mit der sie nichts zu tun hat; höchstens weist sie auf diese hin durch die Hieroglyphe der Venus in der vierten Gruppe, die da steht, wo in der Zahlenreihe die Tage 502—679 verfliessen, zwischen denen ein scheinbarer Umlauf der Venus von 584 Tagen schliesst. Die zweite dieser Reihen ist dagegen auf den Blättern 71—73 enthalten.

Ich habe die erste Reihe in meinem Kommentar zum Dresd. S. 130 bis 137, die zweite S. 159—162 besprochen und stelle sie nun zur gemeinsamen Erwägung, durch die sich doch einiges ergibt, wodurch die Grenze des Unsicheren etwas weiter hinausgeschoben wird, obgleich auch jetzt noch viel Zweifelhaftes übrig bleibt.

Das Gemeinsame beider Reihen liegt zunächst darin, dass die Differenzen beider, abweichend von den oben genannten Beispielen, nicht ein Vielfaches von dreizehn Tagen, sondern bloss einfache dreizehn Tage sind. Das wird vollkommen bewiesen durch die Stellung des Zeichens, in dem ich die Bacabperiode von $91 = 7 \cdot 13$ Tagen, einem Viertel des rituellen Jahres, gefunden habe. Dieses Zeichen

wiederholt sich nämlich in jeder von beiden Reihen genau nach sieben Gruppen, in der ersten Reihe in Gruppe 39, 46, 53, 60, in der zweiten in 4, 11, 18, 25. Damit ist der Zahlenwert dieses Zeichens als 91 festgestellt. Und so müssen wenigstens viele Zeichen einen Zahlenwert haben, obwohl es ein Wagnis ist, hier mehr ergründen zu wollen.

Ehe wir aber weiter fortschreiten, ist zunächst zu bemerken, dass die erste Reihe aus 69 Gruppen von je zwei, die zweite aus 28 Gruppen von je drei Hieroglyphen besteht. Da in der ersten die erste Gruppe nur den Nullpunkt bezeichnet, so erstreckt sie sich bis zur 69. Stelle über $68 \cdot 13 = 884$ Tage, die zweite aber, in der die erste Gruppe mitgezählt werden muss, über $28 \cdot 13 = 364$ Tage, also über ein rituelles Jahr. Die erste Reihe übertrifft die zweite um zwei Tonalamatl, also 520 Tage.

Die grosse Ausdehnung der ersten Reihe nötigt uns, sie in verschiedene Teile zu zerlegen. Die ersten neun Gruppen, also 117 Tage, scheinen eine Unglücksperiode von $9 \cdot 13$ Tagen zu bezeichnen, denn die Neun ist, wie ich im Kommentar zum Dresd. S. 174–175 erwähnt habe, eine Unglückszahl; man denke auch an die neun Herren der Nacht bei den Azteken. Dann folgen zwanzig Gruppen (10–30), die also grade $20 \cdot 13 = 260$, das heilige Tonalamatl, umfassen, hierauf in 30–39 wieder $9 \cdot 13 = 117$ Tage, dann in 39–67 sogar, der zweiten Reihe entsprechend, $28 \cdot 13 = 364$ Tage; zuletzt aber bleiben, wohl nur zur Ausfüllung des Raumes, in 68 und 69, noch 26 Tage, also $2 \cdot 13$ übrig. Das Ganze erstreckt sich also über zwei Jahre = 728 Tage, vermehrt um $156 = 12 \cdot 13 = 3 \cdot 52$. Die Bacabperioden beginnen also erst mit dem Anfange des vierten Teiles in Gruppe 39 mit dem Tage $494 = 38 \cdot 13$. Eine genaue Parallele zwischen diesem vierten Teile und der zweiten Reihe ist aber nicht zu finden, denn letztere beschäftigt sich mehr mit Saat und Ernte, langen und kurzen Tagen, Regenzeit, Festen usw., hat also mit Zahlen weniger zu tun.

Es liegt nun nahe, auch den zweiten Teil der ersten Reihe, das Tonalamatl von 260 Tagen, näher zu betrachten, das sich zwischen den Gruppen 10 und 30 erstreckt. Nun wissen wir, dass der scheinbare Umlauf des Merkur von 115 Tagen zuweilen, ungenau genug, auch dem halben Tonalamatl von 130 Tagen gleich gesetzt wird (vgl. Dresd. 35c und 38c) und dazu stimmt es, dass in der ersten Reihe die kauernde

nackte Person (das Kind der Sonne) in den Gruppen 10, 20 und 30 (also den Tagen 117, 247, 377) erscheint, in 10 (obgleich hier mit der Moan-hieroglyphe verbunden) wohl als Anfang des Laufes mit dem Sinne von Null, in 20 mit der Bedeutung von 130, in 30 mit der doppelten, also 260. Ja in 31 wiederholt sich das Zeichen sogleich, denn wir werden nachher sehen, dass überhaupt beide Reihen es lieben, eine Hieroglyphe gleich in der nächsten Gruppe zu wiederholen.

Die zweite Reihe enthält den Merkur, wieder ganz passend, in der neunten Gruppe, also bei Erreichung des Tages 117, aber nur an dieser einen Stelle, setzt jedoch daneben, was zu dieser oben erwähnten Unglücksperiode passt, den Totenvogel.

Doch kehren wir zu dem wichtigsten Zeichen beider Reihen, dem Bacab zurück, so sehen wir, dass es enge zusammenhängt mit einer bekannten Hieroglyphe, dem Tageszeichen *imix*. Und in allen vier Stellen, die in der ersten Reihe den Bacab haben, steht unmittelbar darüber dieses Zeichen *imix*. Nehmen wir nun an, dass das erste Bacab 91, das zweite 182, das dritte 273, das vierte 364 bedeutet, so bleibt für *imix* zur Erfüllung der vier Zeitdauern von 494, 585, 676, 767 die Dauer von 403 Tagen übrig. Wie kommt aber *imix* zu dieser auffallenden Bedeutung?

Wir kennen den Tag als den ersten der zwanzig Uinaltage im Aztekischen und zum Teil bei den Mayas, mit 403 aber endet die erste Woche nach der Mitte eines Marsumlaufes von 780 Tagen; so könnte die 403 annähernd einen halben Marsumlauf von 390 (30 · 13) Tagen oder auch (gleichfalls annähernd) die runde Zahl 400 (20 · 20) bezeichnen, die namentlich bei den Cakchiquel als Einheit höheren Grades angesehen wird. Es ist freilich schwer, an diesen Zusammenhang zu denken, doch lässt er sich vielleicht auch von anderer Seite wahrscheinlich machen.

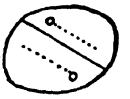
Wie der Merkur wegen seiner geringen Entfernung von der Sonne und wegen seines raschen Umlaufes als nacktes kauerndes Kind aufgefasst wurde, so lag es nahe, den Mars als den Planeten mit dem längsten scheinbaren Umlauf, auch wegen seiner dunkeln Farbe und seines geringen Glanzes als alten Mann zu betrachten. Nun aber haben wir unter den Mayagöttern den von Schellhas mit L bezeichneten schwarzen Greis, und dieser könnte grade in einem Verhältnis zum Mars stehen; im Dresd. 60 oben glaube ich sogar den Mars gradezu in der Gestalt des L abgebildet zu sehen. Das alles wird noch wahrscheinlicher dadurch, dass zu der Hieroglyphe des L deutlich das Zeichen *imix* gehört, von dem Punkte in seinen Mund führen, so im Dresd. 11b, 14b und c, auch 46 rechts Mitte. Erhöht wird diese Wahrscheinlichkeit noch durch die nahe Beziehung des Mars zum Totenvogel Moan, dessen eine Hieroglyphe ganz oder fast ganz mit der des Mars übereinstimmt; ich habe über diese Beziehung im „Weltall", Jahrg. 4 S. 380 schon gesprochen. Auch könnte *imix* (nicht *akbal*, wie ich bisher meinte) grade der dem L geweihte Tag sein. *Imix* aber, dessen Hieroglyphe die Mutterbrust darstellt, geht zunächst auf das Getränk, und der berauschende Pulquetrank wird grade zuweilen in nähere Beziehung zum Tode gesetzt; vgl. „die Tagesgötter der Mayas" im Globus,

Band 73 Nr. 10; L könnte so der auch sonst bekannte Pulquegott sein. Im Madridensis (Cort. 27a—30a), wo vom Pulquetrinken die Rede ist, erscheint das Zeichen *imix* sehr häufig und die Stelle endet mit einer Schlange, deren Auge deutlich auf *cimi* (Tod) hinweist; s. Kommentar zur Madrider Mayahandschrift S. 84—85. Wer aber mit Brinton den Gott L mit dem schwarzen Gotte Ekchuah vereint und in ihm den Gott der Kakaopflanze erblickt, setzt ihn gleichfalls mit einem Getränk in Verbindung.

Nun aber beschränkt sich das Vorkommen des *imix* in der ersten Reihe nicht auf jene vier Fälle; wir sehen es auch als erste Hieroglyphe in den Gruppen 37, 38, 45, 52, 58, 64, wovon 38, 45, 52 den Bacabgruppen benachbart sind. Es findet sich also, was gleichfalls für seinen Zahlenwert 403 spricht, in den ersten 36 Gruppen gar nicht, in den folgenden 33 dagegen zehnmal. In 37 steht unter *imix* ein Kreuz, das eine Fläche in vier Teile zerlegt; geben wir ihm den Sinn von 65, einem Viertel des Tonalamatl, so ist $403 + 65 = 468 = 36 \cdot 13$, und diese Zahl wird grade hier erwartet. Das Zeichen darüber bedeutet durch die Gottheit H, welche beide Arme wie im Signal in die Höhe streckt, nur den Anfang eines Jahres, das in Gruppe 65 (Zahl $832 = 64 \cdot 13$) mit derselben Figur endet. In 38 und 52 folgen auf *imix* zwei anscheinend gleiche Köpfe, in denen man leicht einen Moankopf finden kann, in 45 ganz deutlich der Moankopf; zwischen 38, 45 und 52 liegen wie gesagt stets wieder $7 \cdot 13$ Tage wie zwischen den Bacabs. Nehmen wir nun an, der Sinn des ersten Moankopfes sei $78 = 6 \cdot 13$ (vielleicht wegen des Abstandes des Uinal Moan vom späteren Jahresschlusse im Cumku), so haben wir für Gruppe 38: $403 + 78 = 481$, für Gruppe 45: $403 + 78 + 91 = 572$, für Gruppe 52: $403 + 78 + 182 = 663$, und das sind allerdings die drei für diese Gruppen bestimmten Zahlen. In Gruppe 58 wird die Zahl 741 ($= 57 \cdot 13$) erwartet; davon gehören dem *imix* 403, dem Kopf darunter also 338; ist das auch ein Moankopf (52 liegt von 58 grade um $6 \cdot 13 = 78$ entfernt), so haben wir hier von Gruppe 52 ab wieder 78 hinzuzuzählen und das gibt $663 + 78 = 741$, was von der fast ganz gleichen Gruppe 38 um ein Tonalamatl $= 260$ abliegt. Endlich bleibt noch übrig die Gruppe 64, der die Zahl 819 zukommt. Ist hier das Zeichen a *imix* $= 403$, so haben wir in b die Hieroglyphe *yax*, darunter die Figur: Ist *yax*, wie ich glaube, $= 104$ ($8 \cdot 13$), so könnte das Zeichen b das Vierfache davon, 416 sein, und $403 + 416$ ist wirklich 819. Doch werde ich die Ansicht *yax* $= 104$ noch verteidigen müssen.

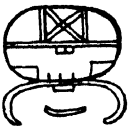
Auch in der zweiten Reihe begegnet *imix* (3b, 5c, 6a, 28b und in allen drei Stellen von 27), doch kann hier von 403 nicht die Rede sein, denn erstens reicht die Reihe nur bis zum Tage 364 und zweitens beziehen sich hier die Hieroglyphen weniger auf den Zeitabstand als auf die Bedeutung und Vorbedeutung der einzelnen Teile des Jahres; dahin weist auch die gewöhnliche Zusammensetzung *kan-imix* in 7c, 10c, 27c, die ich auf feierliche Mahlzeiten deute. Dagegen ist hier mit den Bacab-

perioden ein anderer Tag verbunden, und zwar *ik*, der im Kalender dem *imix* unmittelbar folgt. Er findet sich, aber aus unbekanntem Grunde, in 4c, 11c, 18c, 25c dicht unter dem Bacab, dann in 26b und in 17b, hier mit dem Praefix des Nordens verbunden.

Oben sagte ich, ich müsse es noch verteidigen, dass ich dem *yax* die Bedeutung von 104 (8 · 13) gebe. Wir finden das Zeichen in der ersten Reihe an fünf Stellen: 1. Gruppe 16, Tagezahl 195; hier ist a ein Kopf mit Akbalauge, vielleicht dem Gotte D verwandt, dagegen ist b *yax* mit dem noch unbekannten Zeichen  darunter. Setzt man a = 91 und b = 104, so passt hier die Zahl 195. 2. Gruppe 32, Zahl 403; a wie in Gruppe 16, nur mit dem Praefix versehen, welches darauf hinweisen dürfte, dass hier nicht bloss a der Gruppe 16, sondern die ganze Gruppe = 195 anzunehmen ist. In b begegnet *yax* zum zweiten Male; ich sehe darin 2 · 104 = 208. Dann ist 195 + 208 wirklich 403. 3. Gruppe 61, Zahl 780. Hier sehen wir in a vielleicht ein Kreuz, darunter *yax*, davor das Zeichen Ich nehme, da *yax* hier zum dritten Male erscheint, 312 = 3 · 104 an, in dem Kreuze darüber jedoch die 104 zum vierten Male, letzteres freilich sehr unsicher. Dann ist die Gruppe 104 + 312 + 364 (Moanhieroglyphe) = 780. 4. Gruppe 62, also die gleich folgende, Zahl 793. Hier steht in a die Moanhieroglyphe = 364, in b *yax* = 312 wie in der vorigen Gruppe, darunter eine Schlange, der ich die Unglückszahl von 117 Tagen beilege, also 364 + 312 + 117 = 793. Noch leichter ist die Sache bei 5. Gruppe 64, Zahl 819. Hier ist *imix* = 403 (s. oben), b *yax*, darunter wo ich, da das Zeichen hier abermals erscheint, 4 · 104 = 416 annehme; 403 + 416 ist aber wirklich 819.

Suchen wir nun *yax* in der zweiten Reihe, so finden wir folgendes: In der Gruppe 2 kann von der Zahlenbedeutung nicht die Rede sein, da diese Gruppe sich nur auf den Tag 26 bezieht und *yax* darin sogar zweimal vorkommt, in 2b und 2c. In Gruppe 23 ist die Zahl 299 (23 · 13) erreicht; hier ist in 23c *yax* mit dem bekannten breitgezogenen Kopfe verbunden, den ich auf Unglückstage beziehe, darüber steht in 23b das Jahreszeichen, in 23a ein schwarzer Adler; ich habe in meinem Kommentar S. 162 die Ansicht ausgesprochen, dass das lediglich auf den kürzesten Tag des Jahres geht.

Ich komme jetzt zur bekannten, vom Moankopfe zu scheidenden Moanhieroglyphe:



und darf wohl mit ziemlicher Sicherheit als ihren Zahlenwert 364 ansetzen, da die Beziehung des Moan zum Jahresschlusse, der einst im Monat Moan lag, wohl feststeht; vgl. meinen Aufsatz „die Plejaden bei den Mayas“ im Globus Band 65, Nr. 15.

In der ersten Reihe Gruppe 10 haben wir in a den Merkur verbunden mit dieser Hieroglyphe. Hier glaubte ich oben beiden noch keinen Zahlenwert zuweisen zu können, sehe vielmehr in dem Merkur einen Hinweis auf Gruppe 20, wo sein erster Umlauf vollendet ist, in dem Moan einen Hinweis auf Gruppe 38 (nach $13 \cdot 28$ Tagen) und 39, wo eine Bacab- und Jahresperiode beginnt. Gruppe 10, der die Zahl 117 zukommt, scheint diese Dauer nur durch das in b enthaltene Zeichen wiederzugeben; davon weiter unten. Es folgt die Moanhieroglyphe in Gruppe 12b. Die Zahl der Gruppe ist 143, ihr Verständnis aber unmöglich durch die Zerstörung des Zeichens a, in dem man, b = 364 gesetzt, sogar einen Abzug von 221 ($17 \cdot 13$) Tagen sehen müsste, was undenkbar ist. Nun folgt unsere Hieroglyphe erst in Gruppe 34b (Zahlenwert 429), wo die obere höchst eigentümlich zusammengesetzte Hieroglyphe, b als 364 angenommen, 65 = ein Viertel Tonalamatl bedeuten müsste. Weiter blicken wir auf die Gruppe 48 (Zahlenwert 611), wo wieder b der Moan ist, a ein *ahau* mit einem Suffix zu sein scheint; diesem Zeichen müssten wir danach den Wert von $247 = 19 \cdot 13$ beilegen, was ich aber bis jetzt noch nicht begründen kann. Ebenso unsicher bin ich in Gruppe 54 (Zahlenwert 689), wo die unbekannte schon ein Jahr vorher erscheinende und durch vier Linien in fünf Teile geteilte Hieroglyphe a

$325 = 25 \cdot 13 = 5 \cdot 65$ bedeuten müsste, um mit dem Moan hier zusammen 689 zu bilden. Dann steht die Moanhieroglyphe in 61b, wo ich versucht habe bei Betrachtung des *yax* dem oberen Zeichen den Wert von $416 = 4 \cdot 104$ zu geben. Hier ist wirklich $416 + 364 = 780$; es scheint nicht zufällig zu sein, dass grade hier der Marsumlauf von 780 Tagen hinpasst, dessen Bezeichnung der Moanhieroglyphe gleich oder fast gleich ist. Endlich haben wir den Moan in der gleich folgenden Gruppe 62, hier aber von den meisten andern Stellen abweichend schon in a; das Zeichen b habe ich versucht bei Besprechung des *yux* als 429 ($312 + 117$ oder $33 \cdot 13$) zu deuten; dann ist $429 + 364 = 793$, welche Zahl hier verlangt wird.

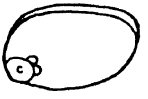
In der zweiten Reihe, die ja nur bis 364 geht, finde ich diese Moanhieroglyphe garnicht (denn in 25a nehme ich ein blosses Kreuz an), sondern nur seine beiden Synonyme, den Totenvogel

oder die blosse Andeutung des auf- oder herunter fliegenden Vogels,

oder

Beide Zeichen vereinigt erscheinen bei der Unglückszahl 117, der Totenvogel sogar zweimal, in 9b und 9c. Der in der ersten Reihe fehlende Totenvogel findet sich hier sogar oft, in 9b, 9c, 13b, 14c, 17c, 19c, 26c, aber gewiss nicht mit Zahlenbedeutung.

Ich komme nun zu der Hieroglyphe



und versuche ihr den Zahlenwert 117 beizulegen. Sie hat das merkwürdige, stets mit dem abgekürzten Zeichen des Nordens verbunden zu sein, das auch für die Unglückszahl passt. Es erscheint bei ihr als Praefix oder als Suffix oder als Superfix. Dem Praefix möchte ich keinen Einfluss auf die Bedeutung, dem Suffix wenigstens einmal (in 36b) eine Verdoppelung, dem Superfix (in 57b) eine Verdreifachung beilegen.

Unser Schriftzeichen begegnet in der ersten Reihe zuerst mit Praefix in Gruppe 10; der Merkur nebst Moan in 10a bezeichnet, wie oben gesagt, nur den Nullpunkt von deren Perioden, so hat also die Gruppe nur den Wert von 117 (9 · 13). Dann folgt Gruppe 20 = 247, in a der Merkur = 130, in b mit Praefix die 117. In 35 = 442 ist a *akbal* mit einem Kreuz; dem letzteren schrieb ich schon oben den Wert von 65 zu, wage nun aber dem *akbal* den von 260 zu geben, wozu dieser Tag als von *kan* aus der letzte sich gut eignet; dann ist a 260 + 65 = 325, b = 117, also 325 + 117 = 442, die verlangte Zahl. Am schwierigsten ist die folgende Gruppe 36 = 455. Gibt man dem b die 2 · 117 = 234, so bleibt für a (zwei Kreuze) 221 (17 · 13), was ich nicht zu deuten vermag.

Vorher geht das öfters vorkommende noch unerklärte Zeichen

sollte von einem Tonalamatl = 260 dreimal 13 abzuziehen sein? Endlich erscheint in Gruppe 57 = 728 in a *akbal* mit der Moanhieroglyphe; steht hier der Unglücksvogel für die Unglückszahl, dann hätten wir hier

$260 + 117 = 377$, in b nehme ich des Superfixes wegen $3 \cdot 117 = 351$ an. Es ist aber $377 + 351$ wirklich $= 728$.

Die zweite Reihe kennt diese Hieroglyphe nicht.

Häufiger als die bisher besprochenen Zeichen mit Ausnahme des *imix* enthält die erste Reihe den Kopf

Ich setze jetzt in die erste Zeile die Gruppen, in denen er sich, immer in der Stelle b, zeigt und füge in der zweiten den Zahlenwert der Gruppe hinzu:

3	15	17	23	24	29	40	44	51	63
26	182	208	286	299	364	507	559	650	806

Der Kopf hat, besonders wegen der Einbuchtung an der Stelle der Nase, eine entschiedene Ähnlichkeit mit dem bekannten des Gottes C, obwohl dieser meistens ein wenig anders dargestellt wird; solche kleinen Abweichungen kommen in den Mayahandschriften öfters vor. C aber gehört dem Mittelpunkte des Himmels, dem Nordpol an, um den die vier Weltgegenden gelagert sind. Da ist wohl nichts natürlicher, als dass er den Zahlenwert $52 = 4 \cdot 13$ besitzt.

Nun mache ich auf folgende Differenzen zwischen den oben erwähnten Zahlen aufmerksam:

$$559 - 507 = 52.$$
$$286 - 182 = 104 = 2 \cdot 52.$$
$$182 - 26,\ 806 - 650 = 156 = 3 \cdot 52.$$
$$507 - 299 = 208 = 4 \cdot 52.$$
$$559 - 299 = 260 = 5 \cdot 52.$$
$$650 - 26 = 624 = 12 \cdot 52.$$
$$806 - 26 = 780 = 15 \cdot 52.$$

Dazu kommt noch 208, welches schon allein $4 \cdot 52$ ist.

Diese häufige Wiederkehr der 52 ist allerdings höchst auffallend, doch hat sie keine eigentliche Beweiskraft, da ja alle diese Zahlen wenigstens durch dreizehn teilbar sein müssen. Für den Nordgott C spricht übrigens auch das Praefix, welches in sieben von den zehn Fällen gradezu das Zeichen des Nordens ist; in den drei übrigen Fällen (Gruppe 3, 51, 63) steht an der Stelle eine Art Haken oder Klammer, die vielleicht nur eine weitere Abkürzung des Nordpraefixes ist.

Nun aber ist noch zu untersuchen, ob für die über dem C in der Stelle a stehende Hieroglyphe eine arithmetische Bedeutung zu finden ist. Ich kann eine solche durchaus nicht nachweisen. Zunächst scheiden die Gruppen 17, 23 und 24 aus, da hier die Zeichen in a bis auf unbedeutende Reste zerstört sind. In den Gruppen 3 und 44 finden wir den Kopf des A, was wohl nicht auf eine Zahlenbedeutung, sondern nur auf den Norden hinweist, da der Todesgott A auch dem Norden angehört. Auch das in Gruppe 51 mit einem *kin* verbundene Gitter kann auf die dunkle Weltgegend hindeuten. Die Zeichen, welche in den Stellen 15 und 63 in a

stehen, vermag ich nicht zu deuten, ebensowenig das in Gruppe 40; in 29 deutet es auf den Ablauf eines Jahres.

In der zweiten Reihe finde ich den Kopf des C garnicht, den A nur in 20b, wo die heilige Periode von 260 Tagen schliesst.

Zu einem Zeichen, das ich sonst nirgend gesehen zu haben glaube, führt mich Gruppe 25. Hier finden wir in a das Kreuz, darunter (wie in 68b) das Tageszeichen *caban*, davor das Praefix Ich möchte hier bis auf Weiteres (ähnlich wie oben in Gruppe 61) eine Verdreifachung der Kreuzeszahl 65, also 195 sehen. In b aber folgt das Zeichen

Es liegt nun nahe, hierin wie in einer oben besprochenen Hieroglyphe die Unglückszahl 117 zu sehen, wofür auch etwas das Nordzeichen als Superfix spricht. $195 + 117$ aber ist die hier verlangte Zahl $312 = 24 \cdot 13$.

Weiter hebe ich hervor das Zeichen in welchem ich den Uinal *mac* zu sehen glaube, mit dem als dreizehntem des Jahres ein Tonalamatl schliesst. In meinem Kommentar zum Dresd. S. 53 habe ich ihm für S. 24 der Handschrift schon die Bedeutung von 260 gegeben und sehe diese auch hier. Denn Gruppe 41 enthält es in a verdoppelt und grade diese Gruppe bezieht sich auf $2 \cdot 260 = 520$. Dasselbe Zeichen kehrt in Gruppe 47a wieder, obwohl ihr Zahlenwert jene um $78 = 6 \cdot 13$ übertrifft, was vielleicht auf einem Irrtum des Schreibers beruht. Nicht verdoppelt, sondern einfach finden wir dieses *mac* in Gruppe 56a, haben aber damit verbunden ein *kin* und den breiten Kopf, in b dagegen die Moanhieroglyphe; ich weiss nicht, wie aus dieser Verbindung die verlangte Zahl 715 hervorgehen soll.

Ich unterlasse es, hier in der Bestimmung oder bescheidenen Vermutung von Zahlenwerten weiterzugehen und stelle die bisher besprochenen in einer Übersicht zusammen:

$52 = 4 \cdot 13$, C.
$65 = 5 \cdot 13$, Kreuz.
$78 = 6 \cdot 13$, Moankopf.
$91 = 7 \cdot 13$, Bacab.
$104 = 8 \cdot 13$, Yax.
$117 = 9 \cdot 13$, oder
$130 = 10 \cdot 13$, Merkur.
$260 = 20 \cdot 13$, Akbal oder Mac.
$364 = 28 \cdot 13$, Moanhieroglyphe.
$403 = 31 \cdot 13$, Imix.

Wenn auch nur ein Teil dieser Gleichungen in Zukunft anerkannt wird, so brächte uns das schon ein gutes Stück weiter; ich verkenne hier aber durchaus nicht das teilweise Gefährliche dieser Aufstellungen.

Zu erwähnen aber ist nötig, dass gewiss nicht alle diese 2 · 69 Zeichen der ersten Reihe einen Zahlensinn haben. So habe ich dem Anfange der ersten Merkurperiode in Gruppe 10a und dem Anfange der ersten Bacabperiode in Gruppe 39b den Sinn von Null geben müssen. Und auch dem *cimi* in Gruppe 1 (die ja überhaupt den Nullpunkt bedeutet) und in den Gruppen 3, 11, 14, 30, 44 vermag ich keinen Zahlenwert beizulegen.

Weiter bemerke ich, dass ich mehrfach das Zeichen *xul* = Ende zu finden glaube, so in Gruppe 11b = 130 als Schluss einer Merkurperiode, in 28b = 351 bis 364 als Schluss eines Jahres, in 41b = 520 als Schluss zweier Tonalamatl, in 69a = 884 als Schluss der ganzen Reihe.

Die Schwierigkeit, sichere Schritte vorwärts zu machen, wird erheblich vergrössert dadurch, dass von den 138 Hieroglyphen der ersten Reihe nicht weniger als 21 ganz oder fast ganz zerstört sind, wodurch die Gruppen 1, 2, 4—9, 12, 13, 17—19, 22, 23, 27, 28 sich der Deutung entziehen, ausserdem dadurch, dass der ursprüngliche Schreiber gewiss einige Fehler gemacht hat, endlich dadurch, dass in beiden Reihen öfters zwei benachbarte Gruppen ein gleiches Zeichen haben. So sind nämlich völlig gleich die Zeichen 18b und 19b, 21a und 22b, 23b und 24b, 30a und 31a, 32a und 33a, 35b und 36b, 38a und 39a, 45a und 46a, 50a und 51a, 52a und 53a, 61a und 62b, 61b und 62b, 66a und 67a. In der zweiten Reihe 7b und 8b, 13b und 14c, 14a und 15bc, 17a und 18c, 20ab und 21c, 22a und 23b.

Besonders auffallend ist es, dass trotz der doch jedenfalls zu Grunde liegenden verschiedenen Zahlenwerte die Gruppe 41 der ersten Reihe genau so mit Übereinstimmung beider Glieder in 47, also nach 78 Tagen wiederkehrt, in der zweiten Reihe sogar alle drei Glieder in den Bacabgruppen 4, 11, 18, 25. So bleibt auch hier noch des Rätselhaften genug.

Als den völligen Schluss der ersten Reihe sehe ich die Hieroglyphe des Gottes K an, der, wie schon aus Dresd. 25—28 hervorgeht, ein Jahresgott ist, und zwar derjenige, welcher den Cauacjahren vorsteht, also den Jahren des Südens im Gegensatz zu den Muluc oder Nordjahren. K als Vertreter des Himmelsäquators ist dem Nordgotte C entgegengesetzt (vgl. Kommentar zum Madridensis S. 102) und dazu stimmt auch das Südzeichen in Gruppe 66 über dem b. Das Nordzeichen begegnet vorherrschend in der ersten Hälfte dieser Reihe, die sich also mit ihren 884 Tagen von einem *muluc*- über ein *ix*-Jahr bis zu einem *cauac*-Jahre hin erstreckt. Leider ist es mir nicht möglich, anzugeben, ob ein bestimmtes *muluc*-, *ix*- oder *cauac*-Jahr gemeint ist.

3. Neue Funde aus dem Diluvium in der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schlosspark von Hundisburg.[1])

Von

Paul Favreau.

Die engere, wie die weitere Umgebung der Kreisstadt Neuhaldensleben an der Ohre sind reich an Schätzen für Geologen und Palaeontologen sowohl, wie für den Erforscher der Urgeschichte des Menschengeschlechtes. Ich erinnere nur an die Porphyre von Flechtingen und Dönstedt, und die Grauwacken von Hundisburg, letztere mit den bekannten, vom Geh. Bergrat Prof. Dr. Wahnschaffe beschriebenen Gletscherschrammen, die beträchtlichen Mammutfunde von Hundisburg und Althaldensleben, und die bekannten megalithischen Bauten, deren Zahl und Grösse gerade im Neuhaldenslebener Kreise Beachtung verdient. Nun hat sich aber die Aufmerksamkeit auf einige Fundstellen gelenkt, welche den Geologen und Palaeontologen ebenso interessieren, wie den Prähistoriker: Es sind dies die bei Neuhaldensleben belegenen Kiesgruben, die in ihren Ablagerungen teilweise ausgezeichnet klare Bilder der Eiszeiten des Diluviums geben, erhebliche Mengen von Knochen diluvialer Tiere geliefert haben, und Silex-Manufakte enthalten. Die hervorragendste Kiesgrube in diesen Beziehungen ist die am Schlosspark von Hundisburg gelegene. Eine andere Kiesgrube, östlich von Althaldensleben, südlich der Chaussee Althaldensleben-Wedringen gelegen, zeichnet sich durch ausserordentlichen Reichtum an Resten grosser Elefanten — soweit noch aus den geretteten geringen Resten festzustellen ist, des Mammut, Elephas primigenius — aus. Leider ist das Meiste verschleudert, oder von den Arbeitern zertrümmert, doch sind noch Backenzähne, Stosszähne, Wirbel, sowie ein Unterkiefer vorhanden. Manufakte sind dort, bis auf ein kleines zweifelhaftes Stück, noch nicht gefunden und deshalb kann diese, sonst wichtige Grube hier ausser Betracht bleiben.

Die Kiesgruben, in denen Silexmanufakte, bald mehr, bald weniger zahlreich vorkommen, sind drei; die Silex stellen eine Typenreihe vom ausgesprochenen Eolithencharakter bis zum unverkennbaren Charakter des Paläolithikums dar. Von den Kiesgruben liegen zwei im Ohretal, auf halber Höhe des Berges, die dritte dagegen (ebenso wie die Mammut-Grube) im Tale der Beber, eines Nebenflüsschens der Ohre, die bei dem Dorfe Wedringen unweit Neuhaldensleben in die Ohre mündet. Von den Kiesgruben im

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 21. Januar 1905.

Ohretal liegt die eine etwa 12 *m*, die andere 22 *m* über dem heutigen Niveau der Ohre, die im Bebertal dagegen 14 m über der Beber und 24 *m* über der Ohre. Diese Masse beziehen sich nicht auf die Sohle, sondern auf den oberen Rand der Gruben. Von den Kiesgruben liegt die im Bebertal südlich, von denen im Ohretal die eine westlich, die andere nördlich der Stadt Neuhaldensleben.

Von der Grube im Bebertal, am Schlosspark von Hundisburg, die der Kürze halber mit Grube I bezeichnet werden soll, liegt die Kiesgrube II (westlich von Neuhaldensleben an der Südseite der Chaussee Neuhaldensleben—Süpplingen gelegen) in nord-nordwestlicher Richtung ca. 3500 *m* in Luftlinie, Kiesgrube III dagegen (nördlich von Neuhaldensleben an der Ostseite der Chaussee Neuhaldensleben—Satuelle dicht vor dem Walde gelegen) in genau nördlicher Richtung ca. 6500 *m* in Luftlinie entfernt. Grube I und II liegen auf dem rechten, III auf dem linken Ufer der Ohre.

Das gemeinsame Charakteristikum dieser drei Gruben ist im Gegensatz zu den übrigen Sand- und Kiesgruben, in denen Silexmanufakte bisher noch nicht festgestellt sind, eine starke Bank von grobem Schotter. Bedeutung, Zusammensetzung und Entstehung der Schotterbänke in den drei Gruben ist allerdings verschiedenartig. Das Material besteht in I und III zum grössten Teil aus einheimischen Gesteinen, speziell Porphyr von Dönstedt und Grauwacke von Hundisburg, in II dagegen meist aus nordischen Gesteinen. Stellenweise sind auch flache und schmale Sandbänke mit Schnecken und Muscheln eingesprengt. Die Schichtung in den drei Gruben gibt folgendes Bild:

Grube I:

a) Oben eine etwa 1 *m* starke Humusdecke, dann eine Sandschicht.

b) Darunter eine etwa 2—3 *m* mächtige Schicht entkalkter Lehm und intakt erhaltener Geschiebemergel, mit zahlreichen grösseren, z. T. nordischen Geschieben; es handelt sich um typische Reste einer Moräne.

c) Unter der Moräne, völlig von derselben überdeckt und scharf von ihr getrennt, liegt die sehr starke, mehrfach erwähnte Schotterschicht. Dieselbe streicht fast horizontal von Westen nach Osten, mit ganz geringer Neigung; in ihr eingeschlossen liegen zahlreiche Bänke feinen Sandes mit zahllosen Muscheln und Schnecken; bestimmt sind etwa 15 Arten, darunter Succinea, Limnaea, Pisidium. Das Material des Schotters besteht aus Porphyr und Grauwacke, welche nicht weit entfernten Gegenden entstammen: Grauwacke steht bereits wenige 100 *m* entfernt in gewaltigen Massen an, Porphyr findet sich in ebenfalls geringer Entfernung bei Dönstedt. Beide Gesteine werden in Steinbrüchen industriell verwertet, und verdient einer der Grauwacke-Steinbrüche bei Hundisburg an der alten Dorfstelle Nordhusen, etwa 1,5 *km* von Grube I entfernt, Erwähnung, weil die diluvialen Gletscher die Oberfläche des Gesteines vollständig glatt geschabt und geschrammt haben (es sind dies die Wahnschaffeschen Gletscherschrammen). Über den Schrammen liegt Geschiebemergel mit vielen nordischen Geschieben, darüber Sand mit schmalen Einlagerungen

von Schotter, dagegen keine starke Schotterbank wie in Grube I, obwohl die Entfernung kaum 1500 *m* beträgt. Die Schotterschicht in Grube I enthält noch zahlreiche Feuersteine sowie vereinzelte grössere nordische Geschiebe; sie enthält die Manufakte.

d) Unter der Schotterschicht liegen feine Sande in starken Schichten, auch vereinzelte grosse nordische Geschiebe; darunter scheinen wieder lehmige und tonige Schichten sowie Geschiebemergel zu stehen.

Die Fundschicht der Manufakte ist geologisch ziemlich genau bestimmt; sie ist eine Süsswasserablagerung und gehört in das letzte Inter-

Fig. 1.

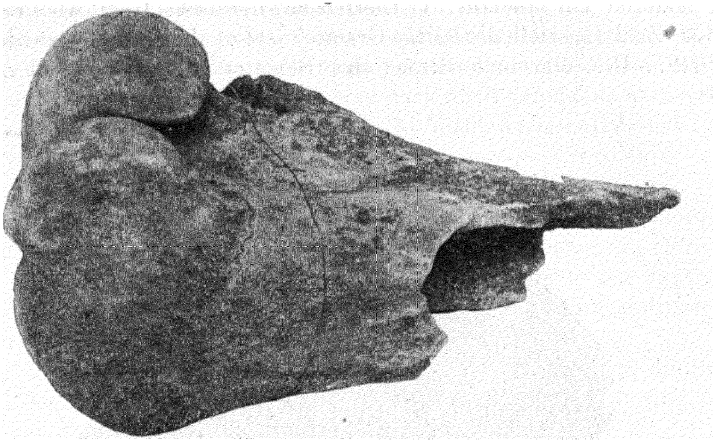
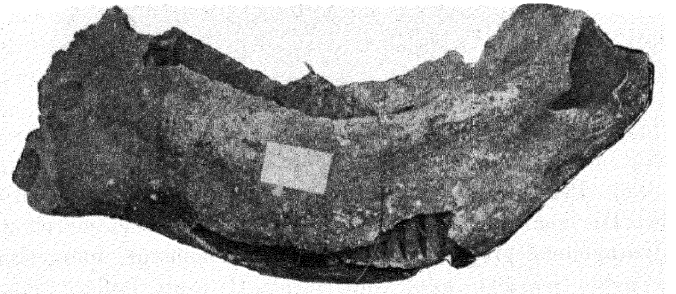


Fig. 2.

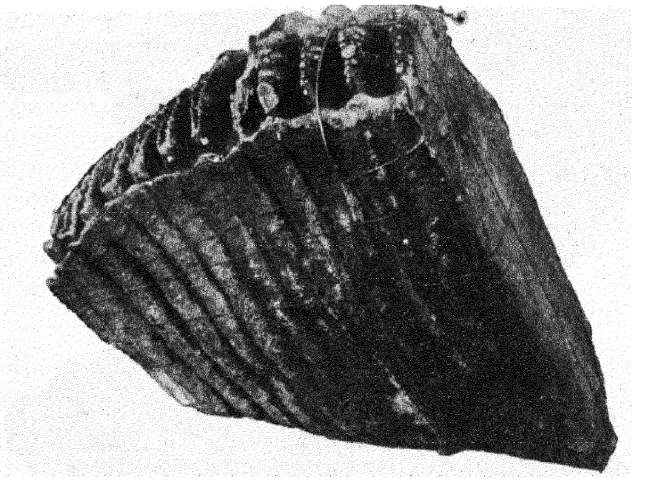


glazial, und zwar entstammt sie dem Ende desselben, da die in ihr enthaltenen Schnecken auf kaltes Klima deuten.

In der Kiesgrube sind auch zahlreiche Reste von Elephas primigenius gefunden worden, von denen einige zur Abbildung gebracht sind. Es handelt sich um das Bruchstück eines Röhrenknochens (einen femur mit Gelenkkopf) von gut 40 *cm* Länge, mehrere Backenzähne und ein Bruchstück eines Unterkiefers mit darin steckendem Backenzahn (Eigentum des Kantors Laue in Hundisburg). Die Stücke sollen über der Schotterbank gefunden sein; da die Funde jedoch vor mehreren Jahren gemacht sind und die Finder auf die geologische Lagerung nicht geachtet haben, ist die Bestimmung der Fundschicht nicht durchaus sicher.

Grube II gibt ein ganz anderes Bild, auch ist die Lagerung und Bedeutung der Schichten lange nicht so klar, wie in Grube I. Die Schotterbank ist nicht horizontal gelagert mit deutlich erkennbarer Schichtung, sowie Unter- und Überlagerung von Geschiebemergel und Sand, sondern sie bildet einen, von Sandlagerungen umgebenen, festen Block ohne erkennbare Schichtung. Leider ist die Schotterschicht soweit abgebaut (sie liefert ein vorzügliches Material zu Wegebauten), dass nur noch ein ganz kleiner Rest erhalten ist, der jedoch nach dankenswertem Entgegenkommen des Besitzers so lange wie möglich erhalten werden soll. Wie der Aufbau der Schotterbank ein anderer ist als in Grube I, so ist auch das Material ein anderes: er herrschen nordische Geschiebe vor, deren grosse Zahl (speziell nordische Granite) sofort beim Betreten der Grube auffällt. Die einzelnen Steine des Schotters zeigen vielfach deutliche

Fig. 3.



Spuren von Pressungen, manche Feuersteinknollen z. B. sind förmlich geschält. Die ganze Schicht macht den Eindruck eines durch ungeheure Gewalt zusammengepressten Blockes. Geschiebemergel habe ich nicht gefunden.

Es handelt sich wohl um eine Endmoräne bezw. Reste derselben, die zum grossen Teil durch die Wassermassen der abschmelzenden Gletscher hinweggewaschen ist.

Die Schottermasse selbst führt so gut wie keine organischen Reste, während die sie um- und überlagernden Sande zahllose Bruchstücke von Muschel- und Schneckenschalen enthalten. Die wenigen Bruchstücke von Schnecken und Muscheln im Schotter zeigen eine so starke Zertrümmerung, dass eine Bestimmung ausgeschlossen erscheint. Sie liegen augenscheinlich nicht, wie die Schneckenbänke in Grube I mit ihren vorzüglich erhaltenen Schneckenhäusern, an primärer, sondern an sekundärer Lagerstelle. Knochenreste sind bisher nicht gefunden.

Die Silexmanufakte liegen im Schotter eingebettet.

Grube III ähnelt wieder mehr der Grube I, doch ist auch hier die Lagerung nicht so deutlich, wie bei Grube I.

Der Humus liegt fast direkt auf der sehr mächtigen Schotterbank, doch finden sich an einigen Stellen schwache Reste von Sanden und Geschiebemergel zwischen Humus und Schotter. Das Material, aus dem der Schotter besteht, ist ungefähr identisch mit dem von Grube I, indem sich viel einheimisches Material (Porphyr und Grauwacke) darunter befindet. Das Material ist jedoch im allgemeinen feiner, d. h. die den Schotter bildenden einzelnen Steine sind kleiner und mehr abgeschliffen, auch mit mehr sandigen Bestandteilen vermischt wie in Grube I.

Nach unten treten immer stärker werdende Beimengungen von Sand auf; was darunter lagert hat noch nicht festgestellt werden können. Bestimmbare Schnecken und Muscheln sind noch nicht gefunden, ebensowenig Knochen. Die Schichtung des Schotters ist nicht horizontal, sondern um fast 30° gegen den Horizont geneigt.

Auch hier liegen die Silex in der Schotterbank.

Die Ablagerungen in den drei Gruben sind sicher diluvialen Ursprunges, da sie unverkennbare Zeichen der grossen Vergletscherungen des Diluviums zeigen. Welcher Stufe des Diluviums aber die Fundschichten angehören, hat jedoch bis auf Grube I noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden können.

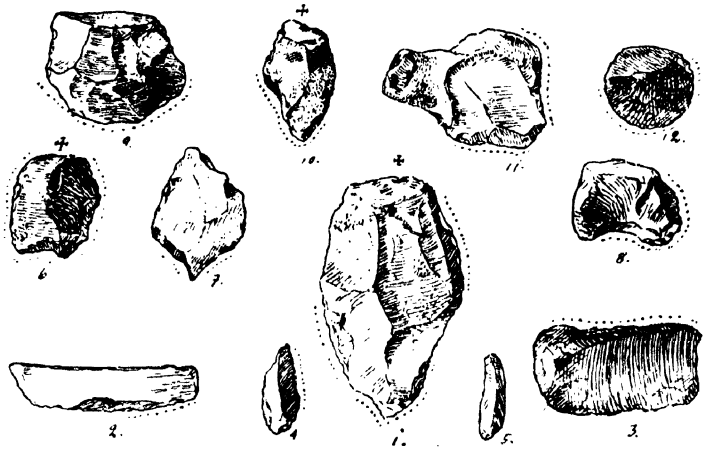
Ich werde deshalb hauptsächlich auf diese Grube eingehen, die beiden anderen dagegen mehr nebenbei berühren, behalte mir jedoch vor, später einmal auf dieselben eingehend zurückzukommen.

Zunächst noch einige Worte über die Lage der Kiesgrube am Hundisburger Schlosspark!

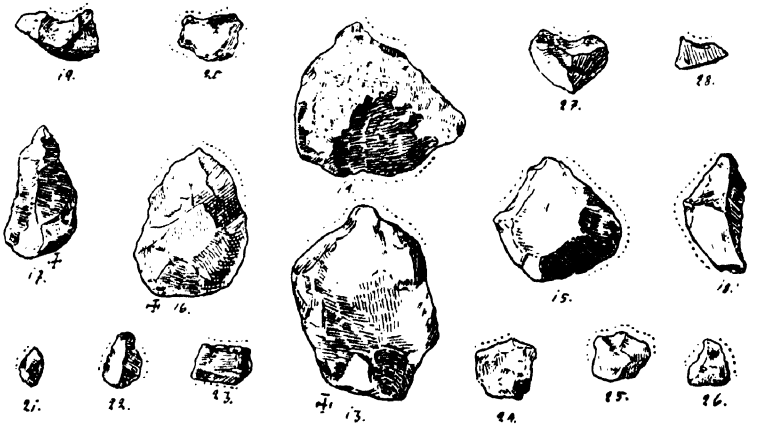
Wandert man auf der Chaussee von Althaldensleben nach Hundisburg, so gelangt man, bevor man die schöne Allee am Hundisburger Schlosspark erreicht, in der Mitte zwischen beiden Dörfern an eine Talmulde, welche die Grenze zwischen den Schlossparks von Althaldensleben und Hundisburg bildet. In dieser Talmulde läuft ein Schienenstrang entlang, der über die Beber zu einem Grauwackensteinbruche auf dem linken Beberufer führt. Geht man an der Bahn entlang, so hat man rechts im Park des Klostergutes Althaldensleben die kaum noch erkennbaren Reste der Wälle der uralten Burg Haldensleben, links dagegen einen sanft ansteigenden Höhenrücken, der sich zu beträchtlicher Höhe erhebt und auf seinem steilabfallenden Südwestrande auf dem höchsten Punkte das Schloss (Burg) Hundisburg trägt. Dies ist ein uralter, ursprünglich v. Alvenslebenscher Rittersitz, jetzt den Herren v. Nathusius gehörend, in prächtiger landschaftlicher Lage. Im nordwestlichen Abhange des Hügels, der das Bebertal auf der rechten Seite begrenzt, liegt tief in den Hügel eingeschnitten die bereits stark abgebaute Kiesgrube, und zwar befindet sich die Schotterschicht, d. h. die eigentliche Fundstelle, als steile Wand auf der Nordseite der Grube, in der Richtung der Abdachung des Hügels. Betritt man die Kiesgrube, so fällt auf dem abgebauten Teile sofort die grosse Menge von dort zurückgelassenen, nordischen Geschieben in nicht

unbeträchtlicher Grösse, sowie die Menge von Feuersteinknollen auf. Hochinteressant ist der eigentliche Aufschluss, die Wand, in der die Schichtung so deutlich, als wäre sie für den Forscher aufgebaut, erkennbar ist. Man kann genau den Humus, die Geschiebemergel, die Schotterbank, sowie die darunter liegenden Sande unterscheiden, und die Schichten sind in ihrer fast horizontalen Lagerung übereinander scharf von einander getrennt.

Ia.



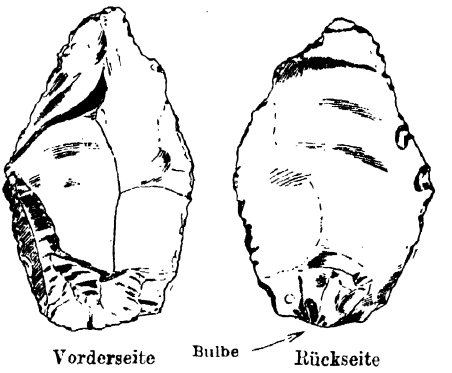
Ib.



Der obere, etwa 2 *m* starke Teil der Schotterbank führt keine Manufakte; dieselben liegen in der Hauptsache in der Mitte der Schicht, ein Teil aber auch verstreut in der unteren Hälfte. Die in Tafel Ia mit Nr. 1 und Nr. 2 bezeichneten Stücke (blattförmige Spitze und prismatisches Messer) lagen z. B. in der Mitte der Schotterschicht, daneben fanden sich einige Knochenfragmente, die aber ihrer rudimentären Beschaffenheit wegen

noch nicht haben bestimmt werden können. In Grube II und III liegen die (in Grube III sehr spärlichen) Manufakte in der ganzen Schotterschicht verteilt.

Die Manufakte lassen sich einteilen in solche mit a) Eolithen-, b) Paläolithen-Charakter, oder aber in solche, die ad 1) Schrammungen, ad 2) keine Schrammungen durch Gletscher zeigen. Hierbei entspricht jedoch a) nicht ad 1) und b) nicht ad 2), es befinden sich vielmehr sowohl unter den Eolithen, wie den Paläolithen geschrammte, wie nichtgeschrammte Exemplare. Die Zahl der Silex, die zweifellose Schrammungen durch Gletscher zeigen, ist zwar nur gering, doch ist ihre Bedeutung nicht zu unterschätzen. Die geschrammten Silex liegen tief in der Schotterschicht — wie schon erwähnt, liegen die höchstgelegenen Stücke in Grube I etwa 2 *m* unter den Moränenresten, und zwar in ungestörter, durch den Gletscher nicht aufgewühlter Schicht —, die Schrammungen können daher nicht durch die Gletscher der letzten Eiszeit hervorgebracht sein. Zeigt nun ein Stück (wie Tafel Ib Nr. 13) auf der Rückseite eine Schlagmarke und über diese hinweggehende Schrammung, so ist letztere von den Gletschern der vorletzten Vereisung bewirkt, und ist damit das Stück bereits im vorletzten Interglazial in Menschenhand gewesen. Es ist dann mit den Kiesen, in denen es liegt, von den Gewässern an seine Stelle geführt. Die übrigen (nicht geschrammten) Stücke zeigen durchweg so scharfe Ränder und Kanten, dass sie unmöglich vom Wasser weitergeschwemmt sein können. Ich nehme vielmehr an, dass der dem letzten Interglazial angehörende Teil der Manufakte von einer Bevölkerung stammt, welche die Ufer der zu Diluvialzeiten sehr wasserreichen, heute nur unbedeutenden Beber bewohnte.



Blattförmige Lamelle Ia Nr. 1.

Die hauptsächlichsten Typen der Manufakte in den drei Gruben sind folgende[1]):

a) Eolithische Typen.

1. Schläger aus ganzen, natürlichen Kieselknollen.

Solche finden sich unter den zahlreichen, in allen drei Gruben vorkommenden Kieselknollen in verschiedenen Gestalten: kugelig zylindrisch, von unregelmässiger Gestalt, mit durch Gebrauch entstandenen Abspleissungen, sowie mit künstlichen Schärfungen. Zwei Stücke, eins von unregelmässiger Gestalt, mit Absplitterungen an den Enden, und eins in der Form eines Hakens sind in Tafel III abgebildet. Sie entstammen der

1) In den Abbildungen sind die ausgesplitterten (retouchierten) Kanten durch Punkte, die Lage der Schlagmarke durch starke Kreuze bezeichnet.

Grube III. Interessant ist der hakenförmige Knollen, dessen kürzerer Arm künstlich durch Absplitterungen zugeschärft ist und Gebrauchsspuren erkennen lässt. Das andere, starke Ende zeigt an den Rändern Abspleissungen, die nicht nur auf den Gebrauch als Klopfer zurückzuführen sind, sondern auch künstliche Schärfung darstellen. Von diesem starken Ende aus betrachtet, zeigt das Stück eine Form, die auf gleiche Verwendung wie die sogenannten Hobelkratzer, grattoir-rabot, schliessen lassen. Die am Knollen befindlichen Fortsätze, die beim Anfassen hinderlich waren, sind abgeschlagen bezw. glattgehämmert, und bietet das Stück ein sehr brauchbares Werkzeug. Stücke derselben Typen finden sich überall in den drei Gruben verstreut, nicht nur in den Schotterbänken; auch im Schotter der Grube I habe ich neuerdings Manufakte dieser Typen gefunden.

2. Aus zufälligen, bezw. natürlichen Absplissen hergestellte Werkstücke sind in den Schottern aller drei Gruben vertreten. Die Form ist meistens die des Schabers, sowohl des einfachen, mit einer geraden oder gebogenen Schärfe, als auch die des Hohlschabers und die des Schabers mit mehreren scharfen Kanten. Dahin gehören Tafel Ia Nr. 11, ein mit einem natürlichen Griff und ringsherumlaufenden, teils auf Splitterung durch den Gebrauch, teils auf künstliche Schärfung zurückzuführenden Abspleissungen versehener Schaber, ferner Ib Nr. 14, 15, sowie II Nr. 8 und 10. In diese Gruppe einzureihen sind auch die Hohlschaber Ib 19 und 27, II Nr. 5 (Doppelhohlschaber) und 10. Dann gehören hierher die bohrerförmigen Spitzen mit Aussplitterungen an der Kante zur Herstellung einer Spitze (II Nr. 9).

Alle diese Stücke zeigen auf einer Seite die Oberfläche des rohen Kieselknollens, auf der anderen die gesprungene Fläche, und an den Kanten Absplitterungen, teils durch den Gebrauch, teils durch Gebrauch und künstliche Schärfung hervorgebracht.

3. Aus beabsichtigten Sprengstücken hergestellte Werkstücke, ohne bestimmte Formgebung, sind sowohl in Grube I, wie in II häufig, sie stellen die Hauptmasse der Fundstücke dar. Teilweise ist die Schlagmarke stark ausgeprägt, teilweise weniger deutlich kenntlich. Die eine Seite der Kiesel zeigt die Oberfläche des rohen Knollens, die andere die glatte Sprengfläche mit der Schlagmarke; einige lassen erkennen, dass von einem Knollen mehrere Lamellen nacheinander abgesprengt sind, um sie zu verwenden. Die Formen sind wieder im wesentlichen Schaber, einfache und Doppelschaber, Hohl- und Doppel-Hohlschaber, sowie spitzenförmige Werkzeuge.

Besonders hervorzuheben ist als Schaber Ia Nr. 6. Er besteht aus einem dreiseitigen Abspliss, dessen eine Seite die rohe Oberfläche des natürlichen Knollens zeigt, während die beiden anderen durch glatte Sprengflächen, die untere mit stark ausgeprägter Schlagmarke, gebildet werden. Die eine Kante ist als Hohlschaber bogenförmig ausgesplittert, die übrigen Kanten zeigen ebenfalls Absplitterungen zur Schärfung. Die Farbe ist tiefschwarz.

Hierher gehört ferner der Hohlschaber Ia Nr. 8, sowie der an allen vier Kanten mit bogenförmigen Aussplitterungen versehene Vier-Hohlschaber II Nr. 11. Eine Mittelform zwischen Schaber und Spitze bildet Ib Nr. 18, Spitzen sind Ib Nr. 16 und 17, sowie Ia Nr. 10. Alle diese zeigen Schlagmarken, sowie künstliche Absplitterungen zur Herstellung von Schärfen.

Besonders zahlreich sind in dieser Typengruppe die kleinen Schaber aus geschlagenen Sprengstücken, mit Gebrauchs- und Schärfungsabspleissungen, die bald nur auf einer Seite, bald auf mehreren Seiten angebracht, bald einzelne Kanten, bald das ganze Stück ringsherum umziehen (Ib Nr. 21 bis 26).

4. Die Typen dieser Gruppe bilden mit dem Beginne beabsichtigter Formengebung den Übergang zu den paläolithischen Typenreihen. Die Hauptformen sind auch hier wieder der Schaber und die (Schaber- oder Bohrer-)Spitze. Hierunter befinden sich bereits einzelne Stücke, die von allen Seiten so bearbeitet sind, dass von der Rinde des natürlichen Knollens nichts mehr zu sehen ist. Ein solches Stück, mit Schlagmarke auf der Rückseite, von allen Seiten behauen und ringsherum mit Schärfungen versehen, ist Tafel II Nr. 12. Hierher gehören auch ebenda Nr. 1 und 2, zwei sehr handliche, sowohl zum Schneiden, als auch zum Schaben geeignete Werkzeuge, an denen die Schneiden sehr geschickt behauen sind und die starke Abnutzung zeigen. Beide zeigen auch unverkennbare Spuren einer Schrammung durch Gletscher.

Als bohrerförmige Spitzen sind hervorzuheben Ia Nr. 7 und Ib Nr. 13, Ersteres besteht aus einer dünnen Platte mit sauber abgesetzter Spitze, letzteres ist mehr als Spitzenschaber zu bezeichnen, aus einem derben Sprengstück hergestellt. Die Rückseite zeigt die Schlagmarke mit darüber hinweggehenden Schrammungen.

b) Paläolithische Typen.

Dieses sind Stücke, welche als wirkliche Artefakte bezeichnet werden können: absichtlich, in einer bestimmten, absichtlich hergestellten Form gearbeitete Werkzeuge. Solche sind prismatische Messer mit den dazu gehörigen Steinkernen (nuclei), blattförmige Spitzen und verschiedene Formen von Schabern.

1. Die prismatischen Messersplitter (Ia Nr. 2, 4, 5 und II Nr. 7) zeigen die bekannte, dreieckige Form, am Ende die Schlagmarke. Die abgebildeten Splitter sind nur klein (das grösste, Ia Nr. 2, ist nur 7 *cm* lang), lassen aber die Spuren der Abnutzung erkennen. Sie sind von einem Feuersteinknollen mittels kurzen, scharfen Schlages abgetrennt; vom Knollen sind die bekannten prismatischen Steinkerne (nuclei) übriggeblieben, die bei der Kleinheit der verwendeten Knollen ebenfalls nur klein sind (II Nr. 3 und 4).

2. Blattförmige Spitzen (Ia Nr. 1 und II Nr. 13 und 14).

Diese Spitzen sind aus einer grösseren, flachen Lamelle durch Behauen von allen Kanten (Drücken?) hergestellt, und zeigen auf der Rückseite die Schlagmarke. Die Rückseite ist flach, die Vorseite zeigt mehrere Abspaltungen,

und fast keine Spur der rohen Knolle mehr. Die blattförmige Spitze Ia Nr. 1 und das prismatische Messer Ia Nr. 2 sind übrigens in Grube I nebeneinander mit einigen, wegen ihres zu sehr fragmentierten Charakters leider nicht bestimmbaren Knochenresten gefunden. Sie bestehen aus demselben schmutzig-honigfarbenen Feuerstein.

3. Schaber.

Die Form des Schabers Ia Nr. 3 ist nur einmal vertreten. Der Schaber hat eine gerade, sehr sorgfältig durch viele kleine Absplitterungen hergestellte, steile Schneide, und ist aus einem dicken, viereckigen, prismatischen Stück hergestellt. Er ist eine Art Mittelform zwischen prismatischem Messer und eigentlichem Schaber.

Häufig ist dagegen die Form Ia Nr. 9 und 12, die durch kreisrunde, mit herumlaufender, durch Absplitterungen hergestellter Schneide versehene Scheiben, die nach allen Richtungen hin behauen sind, gebildet wird. Nur etwa $^1/_8$ der Peripherie des Kreises ist nicht zugeschärft, um das Instrument bequem fassen zu können.

Dies sind die wesentlichsten Typen, welche in den drei Gruben vorkommen; zum Schluss noch eine kurze Zusammenfassung der Lagerung der Manufakte.

Eolithe der Type a. 1 finden sich, mit Ausnahme der Schotterbank in Grube I, überall in allen drei Gruben.

Alle übrigen Formen erscheinen nur in den beschriebenen Schotterbänken; sie finden sich in Grube III nur sehr selten, häufig dagegen in I und II. In Grube II sind die Silexmanufakte durch den ganzen Schuttkegel zerstreut; in Grube I dagegen reichen sie von unten herauf bis etwa zur Mitte, und finden sich meistens zu mehreren dicht nebeneinander. Höher als die in Tafel Ia Nr. 1 und 2 (mit den Knochenfragmenten gefundenen) verzeichneten Stücke haben sich keine Manufakte gefunden, nicht weit davon in gleicher Höhe etwa lagen auf derselben Tafel Nr. 3, 5, 9 und 12. Das Verschwinden der Manufakte in den oberen Teilen der Schotterschicht ist aus dem Herannahen des Eises, das ein Bewohnen der Gegend unmöglich machte, zu erklären. Dies stimmt auch dazu, dass die Schotterbank der Grube I als interglaziale Süsswasserablagerung aus dem Ende des letzten Interglazial bestimmt ist und die Moräne unmittelbar darüber liegt. Die aus dieser Bank stammenden Manufakte müssen deshalb notwendig interglazial sein; die geschrammten Stücke gehören dem vorletzten Interglazial an.

Diskussion.

Hr. M. Blanckenhorn: Es sind nun schon wiederholt hier in der Gesellschaft norddeutsche Eolithenfunde von verschiedenen glazialen Fundorten vorgelegt worden, so dass es wohl angebracht erscheint, einmal vom geologisch-stratigraphischen Standpunkt aus einige kritische Bemerkungen über das eigentliche Alter dieser höchst interessanten Reste anzuknüpfen, sie gerade in Bezug auf das Alter mit den bekannten Stufen des Paläolithikums und Eolithikums in den klassischen Ländern der steinzeitlichen Forschung, Frankreich und Belgien, zu vergleichen und dabei namentlich

die Frage aufzuwerfen, ob diese deutschen Funde denn wirklich, wie vielfach, speziell von dem bedeutendsten Eolithenforscher Rutot in Brüssel behauptet wurde, zeitlich dem sogenannten Eolithikum entsprechen.

Unter den seinerzeit aus der Magdeburger Gegend vorgelegten Eolithen hat Hr. Hahne nach eingehenden Studien bereits mehrere, nämlich vier verschiedene Typen unterscheiden können, die immer wiederkehren und angeblich zu Dutzenden gesammelt werden können (vgl. Zeitschr. f. Ethnologie 36, Jahrg. 1904, S. 306—7). Wir haben es also nach Hahne im Interglazial der Magdeburger Gegend bereits nicht mehr mit den allerprimitivsten Eolithen zu tun, die nur durch Abnutzung von Naturkieseln in der Hand des Menschen ohne weitere Intention entstanden sind, sondern mit einer zweiten höheren Gruppe von Eolithen, die wenigstens auf einer Seite, Ecke oder Hälfte schon absichtlich zurechtgeschlagen sind und so eine bestimmte Form annehmen, während die bekannten typischen Paläolithe des Paläolithikums ringsum auf beiden Hälften und allen Seiten einer bestimmten, gewollten Form entsprechen. Es ist selbstverständlich, dass beide Gruppen von Eolithen auch bei entwickelteren Feuersteinindustrien neben den vollendeten Instrumenten gleichzeitig auftreten. Man hat immer nur zu untersuchen, welche relativ meist vollendeten Formen in einem Lager vorkommen.

Nach dem Zustand der Artefakte würde das Magdeburger und wohl auch das Neuhaldenslebener Lager in Rutots System etwa dem Mesvinien entsprechen. Rutot selbst hat nach Aussage Hahnes (a. a. O. S. 304) die Funde von Magdeburg als Mischung von Reutelo-Mesvinien und Mesvinien pure bezeichnet. Diejenigen von Taubach teilt Rutot[1]) nach ihrer Form und auch — wie ich hier ganz besonders hervorhebe — nach der geologischen Lagerung seinem Reutelo-Mesvinien oder Mafflien zu.

Stimmt dieses Resultat nun mit der durch geologisch-stratigraphische Beobachtung gewonnenen Gliederung des Diluviums, die doch in allererster Linie massgebend sein muss? Nach Rutots Schema[2]) allerdings würde das Mesvinien etwa in das Interglaziale zwischen der Grossen oder Haupteiszeit und seiner quartären zweiten Eiszeit fallen. Aber Rutot hat in seinem so sorgfältig ausgearbeiteten Schema leider nur die belgischen, französischen und englischen Verhältnisse berücksichtigt. Er hält sich dabei viel zu ängstlich an Geikies Gliederung der Eiszeit und hat von dem wiederholten, einstimmigen Protest der norddeutschen Geologen, insbesondere Keilhacks[3]), gegen letztere gar keine Notiz genommen, auch die heute vorliegenden Ergebnisse der Forschungen

1) Rutot, Le Préhistorique dans l'Europe centrale. Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux Industries de la Pierre en 1903. Namur 1904, p. 96.

2) Vgl. unter anderem besonders die Übersichtstabelle bei Rutot: Esquisse d'une comparaison des couches pliocènes et quaternaires de la Belgique avec celles du Sud-Est de l'Angleterre. Bull. Soc. Belge de Géologie, Bruxelles, Mai 1903, p. 100; ferner Essai d'évaluation de la durée des temps quaternaires, ibidem Juin 1904.

3) Die Geikiesche Gliederung der nordeuropäischen Glazialablagerungen, Jahrb. der kgl. preuss. geol. Landesanst., Berlin 1896, S. 111; siehe auch Petermanns Mitt. 1896, S. 70.

der oberrheinischen und alpinen Geologen, insbesondere A. Pencks, nicht in Rechnung gezogen. Von Rutots fünf Eiszeiten, die den fünf ersten Geikies genau entsprechen, fällt eine noch ins Pliocän, die wir hier zunächst ganz unberücksichtigt lassen wollen, und vier ins Diluvium. Die erste quartäre Rutots, seine Moséenstufe, Geikies Saxonian, ist nach Rutot identisch mit der Grossen oder Haupteiszeit, der vorletzten oder zweiten Eiszeit des Unteren Geschiebemergels der norddeutschen Geologen, sein zweites Glaciaire, d. h. seine Stufen des Campinien und Hesbayen, Geikies Polandian, mit der letzten Eiszeit des Oberen Geschiebemergels in Norddeutschland, sein drittes Glaciaire oder sein Brabantien, Geikies Mecklenburgian soll dem Stadium der Baltischen Endmoräne entsprechen, seine vierte sogenannte Schottische Eiszeit, die mit seinem Flandrien zusammenfallen soll, könnte allenfalls einem der späteren Rückzugsstadien der alpinen Gletscher, dem Daun- oder Gschnitzstadium bei Penck-Brückner parallelgestellt werden. Man ersieht schon daraus, dass Rutots vier quartäre Eiszeiten nicht mit den vier quartären Eiszeiten Pencks und der Schweizer Geologen übereinstimmen, ebensowenig wie sie mit den drei bisher in Norddeutschland erkannten Vergletscherungen in enger Beziehung stehen. Es fehlt eben in Rutots Schema ebenso wie bei Geikie eine ältere, altdiluviale Vergletscherung, während die beiden letzten Eiszeiten Rutots eigentlich nur halbe Eiszeiten, d. h. Unterbrechungen oder oscillatorische Phasen des Rückzugs der letzten sind.

Sehen wir nun zu, wie diese Eiszeiten und Zwischeneiszeiten mit den menschlichen Industrien oder Arbeitsweisen zusammenfallen sollen. In seine erste quartäre Glazialzeit verlegt Rutot das Reutélien, in seine erste quartäre Interglazialzeit, also zwischen den Absatz der beiden Hauptgeschiebemergel Norddeutschlands, sein Reutélo-Mesvinien oder Mafflien und sein Mesvinien, in die zweite Eiszeit das Strépyien, Chelléen und Acheuléen, in seine zweite Interglazialzeit, d. h. in die Abschmelzperiode unserer letzten Eiszeit, das Moustérien, in die dritte Baltische Eiszeit das Eburnéen oder erweiterte Solutréen und in die vierte erst das Tarandien oder Magdalénien. Es würde zu weit führen, auf alle die Einzelheiten dieses Schemas näher einzugehen. Ich muss mir das für eine spätere, ausführliche Darstellung vorbehalten, in welcher ich die Diluvial- und Pliocänbildungen aller wichtigen Länder Europas, Nordafrikas und Vorderasiens vergleichend zu behandeln gedenke. Für heute will ich nur einige Punkte herausgreifen, die für uns namentlich zur Beleuchtung der deutschen Vorkommnisse von Wichtigkeit sind.

Das Rutotsche System an sich ist von den namhaftesten Geologen wie auch Anthropologen anerkannt; für Belgien ist es geradezu mustergültig und bis in seine Einzelheiten genau und zuverlässig. Bloss bei der Übertragung dieses Schemas auf die Bildungen der deutschen und österreichischen Nachbarländer ist Rutot unter den Folgen des Geikieschen Systems in Irrtümer verfallen. Das hat folgende Gründe:

Zunächst gegenüber der Bevorzugung Geikies die zu geringe Benutzung der deutschsprachigen geologischen Literatur und damit die Nicht-

verwertung der stratigraphischen Ergebnisse der geologischen Forschung in den wirklich vergletscherten Gebieten Zentraleuropas.

Zweitens die zu übertriebene, scharfe Trennung der nach den beiden Leitfossilien *Elephas antiquus* und *primigenius* benannten Hauptstufen. Die so oft wiederholte Tatsache, dass das Mammut auch schon im älteren Diluvium neben dem Urelefanten existierte, dass es zu wiederholten Malen in den kalten Zeiten der Vergletscherungen durch das vorrückende Eis nach Süden gedrängt wurde und auch im Altdiluvium am Rande des Eises zeitweise besser sein Fortkommen finden konnte als der Urelefant, der jedesmal mehr die warmen Interglazialzeiten, insbesondere deren erste Hälften, die „Waldphasen" Pencks, beherrschte, das übersieht Rutot. Die altpaläolithische Stufe des Chelléen im engeren Sinne fällt nach Rutots Auffassung in eine kalte Gletscher- oder Eiszeit, in der vermutlich oder sicher die damals noch existierenden, aber an warmes Klima gewöhnten Urelefanten und *Rhinoceros Mercki* sich nur vorübergehend aus Belgien und Nordfrankreich gegen Süden zurückzogen und dem Mammut so das Feld überliessen. Die Tatsache des Zusammenvorkommens von Mammutknochen mit echten Chellesfäusteln in Belgien genügt nun für Rutot, um die ganze Chellesstufe überhaupt in seine Mammutstufe, speziell seine zweite quartäre Eiszeit d. i. die letzte norddeutsche zu verlegen. In vollem Gegensatz dazu finden wir bei A. Penck das Chelléen in eine frühere Zeit, noch weit vor dem Aussterben des *Elephas antiquus*, in die Waldphase des vorletzten, mittelsten oder Mindel-Riss-Interglazials d. h. vor die Haupteiszeit verlegt.

Der dritte Fehler Rutots besteht in seiner allzustarken Betonung der Industrien oder Arbeitsweisen, die für ihn neben den genannten Elefanten das Alter absolut entscheiden, selbst wo es sich um weit voneinander entfernte Länder und verschiedene geologische Verhältnisse handelt. So erklärt Rutot[1]) z. B. das berühmte Lager von Krapina in Kroatien, welches die Skelette des Neandertalmenschen zusammen mit Knochen von *Rhinoceros Mercki*, Höhlenbär, Biber und primitiven Steinwerkzeugen, etwa vom Typus Moustier oder Acheul, lieferte, für Eburnéen inférieur auf grund der von ihm gesehenen Artefakte. Dass nach Schlossers Untersuchung die Fauna, besonders genannte Nashornart auf ein wärmeres Klima deuten, welches sonst für die Zeit des Eburnéen nicht angenommen wird, dass *Rhinoceros Mercki* sicher niemals über die erste Hälfte des letzten Interglazials im Sinne der deutschen Geologen hinausreicht, gilt Rutot nebensächlich gegenüber dem für ihn bedeutenden Umstand, dass sich kein Coup-de-poing chelléen oder acheuléen vorfindet, welche fast alle Chelléen- und auch meist noch die Moustérienlager Frankreichs und Belgiens charakterisieren, dagegen einige Schaber (racloirs), Scherben (éclats), Kerne (nuclei) und Disken usw., wie sie angeblich die unteren Niveaus der Höhlen Belgiens, namentlich der von Spy charakterisieren, welche zusammen mit dieser Eburnéenindustrie auch die zwei bekannten Skelette der Neandertal-

1) Sur les gisements paléolithiques de Loess Éolien de l'Autriche Hongrie. Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles 1904.

rasse lieferten. Auch die sonstigen Vorkommen des Neandertalmenschen sollen nach Rutot alle der Eburnéenzeit angehören. Dazu ist zu bemerken, dass nach anderen Forschern, so auch Klaatsch[1]), die Spyskelette gar nicht in der Höhle gefunden wurden, sondern in der Terrasse vor dieser Höhle in einer tiefen Knochenschicht, welche neben den Skeletten primitive Silexmesser vom Acheul- oder Moustiertypus enthielt. Es wird trotz Rutot eher wahrscheinlich, dass sowohl der Spymensch als der von La Naulette wie auch die Krapinaleute dem älteren Paläolithikum zufallen. Nur der eigentliche Neandertalmensch des Neandertals scheint, soweit bei diesem Vorkommen überhaupt eine Altersbestimmung[2]) noch möglich ist, jünger zu sein und eher der letzten Eiszeit anzugehören, bezw. dem mittleren Paläolithikum oder Solutréen.

In ähnlicher Weise bestreitet Rutot auch für die Schipkahöhle und die Čertova díra in Mähren die Annahme von M. Hörnes[3]), dass die dortige unterste Kulturschicht mit ihren primitiven Artefakten dem Chelléo-Moustérien zufiele, weil von dort kein Coup-de-poing chelléen gemeldet wurde und in Belgien die ältesten Höhlenfunde immer einer späteren Zeit angehörten. So würde Rutot wohl auch die beinahe typischen Moustérienfunde der neuen Baumannshöhle bei Rübeland aus den gleichen Gründen dem Eburnéen anreihen.

Andererseits erklärt Rutot auf grund von Klaatschs Untersuchungen das berühmte Vorkommen von Taubach für echt eolithisch speziell Reutelo-Mesvinien; denn dort lebte ja der Mensch mit dem *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Mercki*, *Castor fiber* zusammen und Chellesfäustel gibt es da auch nicht, die für älteres Paläolithikum sprechen könnten.

Wie Taubach verfällt denn auch das Lager von Magdeburg, welches in seinem Bestand an Werkzeugen eine gewisse Ähnlichkeit mit Taubach aufweist, bei Rutot der Verweisung ins eolithische Mesvinien oder Reutélo-Mesvinien und ebenso würde es vermutlich dem heute besprochenen Lager von Neuhaldensleben ergehen.

Kurzum die Industriestufen des Chelléen, Acheuléen und Moustérien werden anscheinend von Rutot für Deutschland und Österreich ganz geleugnet, und was von anderen Autoren dafür gehalten wurde, wird entweder als eolithisches Reutélien-, Mesvinien oder als mittelpaläolithisches Eburnéen bezeichnet. Wir ständen da also einer merkwürdigen, grossen Lücke gegenüber. Ein negatives Resultat geht allerdings aus allen vorliegenden Beobachtungen hervor: Die Coup-de-poing scheinen auf Deutschlands und Österreichs Boden nicht hergestellt worden zu sein. Ist dieser eine Umstand aber ein genügender Grund, die Existenz des Menschen in der Zeit des älteren Paläolithikums in Deutschland zu leugnen? Ich meine: in Bezug auf die Artefakte steht es ähnlich wie mit der Fauna, speziell den Leitfossilien.

1) Weltall und Menschheit II, S. 296.

2) H. Rauff, Über die Altersbestimmung des Neandertalmenschen und die geologischen Grundlagen dafür. Eine literarkritische Studie (Verhandl. des naturh. Vereins d. pr. Rheinl. u. Westf. 1903). Ebenda: Über die Neandertalfrage, 1904.

3) Der Diluvial-Mensch in Europa, 1903.

Sie haben nur für ein bestimmtes Gebiet die Bedeutung als Leitformen eines Zeitabschnitts und werden in anderen eben durch andere Formen ersetzt. Wir hatten eben in Deutschland zur Zeit des Chelléo-Moustérien eine andere Artefaktenfacies als in Belgien-Frankreich während der gleichen Periode. In unserem Lande näher dem Rande des Eises bezw. auf ehemaligem Gletscherboden lebte auch in der Interglazialzeit eine numerisch viel geringere Bevölkerung als in dem klimatisch begünstigten Frankreich, und diese Bevölkerung stand besonders in den nördlicheren Gegenden auch auf geringerer Kulturstufe, nämlich anfänglich nur auf derjenigen des Mafflien und Mesvinien, welche die damaligen gleichzeitigen Bewohner Frankreichs und Südbelgiens schon längst hinter sich hatten. M. Hörnes gibt noch eine besondere Erklärung für das auffällige Fehlen der Chellesfäustel. Er meint, dass sich hier keine geeigneten grossen Feuersteinblöcke zur Herstellung solcher Fäustel vorfänden und der Mensch gezwungen war, sich mit anderen kleineren Werkzeugen zu begnügen. Das mag wohl auch für einzelne Vorkommnisse seine Geltung haben, aber kaum für alle und man muss nach allgemeineren Gründen suchen, die ich eben in der geringeren Kulturstufe erblicke, bedingt teils durch das Klima und die Bodenbeschaffenheit, teils durch die niedrige Bevölkerungsziffer. Ich möchte da zum Vergleich einfach auf die heutigen Verhältnisse hinweisen: den grossen Gegensatz zwischen den Kulturvölkern Europas und den Lappländern und Eskimos in der polaren Zone am Rande des Inlandeises, die ja teilweise noch in der Steinzeit zurückgeblieben sind. Es wird freilich von namhaften Anthropologen die Ansicht vertreten, dass der Mensch erst im nördlichen Europa gerade infolge der hereinbrechenden grossen Vereisungen, bei dem durch ungünstige Lebensbedingungen erschwerten Kampf ums Dasein und der intensiven natürlichen Auslese unter erhöhter Sterblichkeit vom Menschenaffen sich zum Menschen emporgeschwungen habe oder auch, dass die Hauptkulturrasse der Arier im hohen Norden nicht sehr weit vom Gletschereise entstanden und von da ihren wiederholten Siegeszug kulturbringend nach Süden angetreten habe. Ich für mein Teil habe dieser Auffassung nie Geschmack abgewinnen können und sehe auch in den berührten Verhältnissen einen weiteren Gegenbeweis. Viel eher neige ich mich der Ansicht zu, dass in der älteren Steinzeit die Kultur, wenn sie überhaupt gewandert ist, von Süd nach Nord oder besser von Südost nach Nordwest sich verbreitet habe, nämlich von Ägypten und Somaliland über Gibraltar nach Westeuropa. Schweinfurths und meine sich gegenseitig ergänzenden, allerdings noch lange nicht abgeschlossenen Studien im Diluvium und Pliocän des Niltals liefern vielleicht weitere Grundlagen für den Aufbau dieser Hypothese.

Bei der Altersbestimmung einzelner Kulturschichten müssen alle in Betracht kommenden Momente richtig gegenseitig abgewertet werden. Unter ihnen aber spielen die stratigraphisch-geologischen die unbedingt ausschlaggebende Rolle. Gerade in der Diluvialzeit haben wir ja in dem wiederholten Klimawechsel, der nach unserer heutigen Kenntnis gleichmässig über die ganze Erde sich vollzog und in einigen Gebieten periodische Vergletscherungen, in anderen gleichzeitig wenigstens periodische Pluvial-

zeiten mit Anschwellungen aller Flussläufe hervorrief, das vorzüglichste Mittel zur Gliederung. Aber diese komplizierte, schwierige Gliederung in die verschiedenen Eiszeiten kann kaum von Ländern ihren Ausgang nehmen, die überhaupt nicht vergletschert waren, wie Frankreich und Belgien, sondern kann wenigstens in Europa nur von den Gebieten des nordischen oder alpinen Inlandeises ausgehen. In das hier unter Übereinstimmung der massgebenden Geologen aufgestellte System von Eiszeiten und Interglazialzeiten sind dann die einzelnen Vorkommnisse menschlicher Kulturstufen der Reihe nach vorsichtig einzureihen. Auf diesem einzig wahren Wege sehen wir namentlich in den Alpen die unermüdlichen Glazialforscher Penck und Brückner, sowie Richter und andere vorgehen, in dem westdeutschen und norddeutschen Eisgebiet sind zahlreiche Geologen an der Arbeit. Ist dieser Weg der systematischen von Ort zu Ort fortschreitenden Landesaufnahme auch langsam, so führt er doch am sichersten zum Ziele, zu einer richtigen Erkenntnis des Diluviums in allen Ländern und auf der so gewonnenen Grundlage auch zum richtigen Verständnis der Urgeschichte des Menschens, die für die verschiedenen Länder sicher verschieden ausfällt.

Es wird freilich noch einige Zeit vergehen, bis alle paläolithischen und eolithischen Vorkommnisse in jedem Lande völlig sicher ihre richtige Stellung im Profil des Diluviums gefunden haben. Immerhin haben wir schon jetzt manchen zuverlässigen Anhalt.

Um von einer ganz sicheren Basis auszugehen, müssen wir uns nach genau untersuchten Kulturschichten umsehen, deren stratigraphische Stellung einigermassen geklärt ist und die zugleich in ihrer Fauna, Flora und ihren Artefakten genügenden Anhalt zum Vergleich bieten. Solche Fälle liegen in Deutschland-Österreich besonders vier vor, das Lager im Kalktuff von Taubach-Weimar, dass im Löss von Krems an der Donau und die zwei Magdalenienstationen am Schweizersbild und bei Schussenried. Die beiden ersten Lager gehören, nach dem übereinstimmenden Urteil der Geologen, die sie untersucht haben, der letzten, wirklichen Interglazialperiode im Sinne der deutschen, schweizerischen und österreichischen Geologen an, die gelbe Kulturschicht der Magdalenienstufe am Schweizersbild und bei Schussenried aber fällt nach O. Fraas, Nüesch und Penck in den Anfang der langen Rückzugsperiode der letzten oder Würmzeit, etwa in deren erstes Stillstandsstadium, das sogenannte Bühlstadium. Wir wollen uns im folgenden nur mit den beiden ersten interglazialen Vorkommnissen näher befassen.

Die letzte grosse Interglazialzeit, welche auf die Grosse oder Haupteiszeit folgte, umfasst allem Anschein nach zwei klimatisch ganz verschiedene Perioden: zunächst eine Zeit mit warmem, feuchtem Waldklima, in welcher *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Mercki* zum letzten Male in Deutschland erscheinen, während das Mammut sich offenbar nach Norden zurückgezogen hat. Diese feuchtwarme Abschmelzperiode ist die Zeit des oberen fluviatilen oder Sandlöss in Westdeutschland und des Travertins von Taubach, Schwanebeck und Sudenburg.

Die zweite Hälfte des letzten Interglazials wird charakterisiert durch ein kontinentales, trockenes, speziell winterdürres und zugleich kühles Klima. Es ist die Steppenzeit des jüngeren äolischen Löss mit der Steppenfauna des Mammut, Wildpferd, Saigaantilope, Wollnashorn und Steppenziesel. Der grössere Teil des äolischen Löss, speziell des österreichischen und rheinischen fällt ihr zu, wogegen z. B. der nicht äolische norddeutsche Bördelöss einer noch späteren Zeit angehört. In diesem interglazialen Löss liegt als eins der reichhaltigsten, paläolithischen Lager das von Krems an der Donau, welches in seiner Steinindustrie nach übereinstimmender Auffassung aller Prähistoriker dem mittleren Paläolithikum, dem Solutréen inférieur oder Moustéro-Solutréen entspricht. Auch Rutot stellt es zu seinem Eburnéen inférieur und Montaiglien. Hier herrscht also einmal vollkommene Einstimmigkeit der Auffassung und wir gewinnen somit einen vortrefflichen sicheren Ausgangspunkt, von dem aus wir besonders auch wieder nach rückwärts blicken können. Es folgt nämlich zunächst mit zwingender Notwendigkeit, dass die nach dem oben Gesagten, wie auch nach direkten Beobachtungen an den Profilen bei Taubach-Weimar in Thüringen, dem äolischen Löss unmittelbar vorhergehende Stufe der Kalktuffe von Taubach und des geschichteten Löss, d. h. die Waldperiode desselben Interglazials mit *Elephas antiquus* (das Hesbayen mit dem limon stratifié in Belgien), nur der dem Solutréen nach allgemeiner, übereinstimmender Auffassung direkt vorangehenden Industrieperiode, nämlich dem Moustérien oder, wie Penck meint, wenigstens dem Ende des Moustérien von Frankreich zeitlich entsprechen kann. Die Steppenzeit des jüngeren äolischen Löss fällt auch sonst überall mit der Solutréen- oder Eburnéenindustrie zusammen. In Österreich gehören hierher noch die Lager von Aggsbach und Willendorf, in Deutschland die von Munzingen bei Freiburg i. B., von Achenheim im Elsass und möglicherweise auch diejenigen von Tiede und Westeregeln. Diese kühle, noch interglaziale Steppenperiode, mit der die Vorherrschaft des Mammut beginnt, leitete nun die letzte Glazialzeit ein oder ging ihr unmittelbar vorher.

Nach Rutots System, in welchem diese letzte norddeutsche Eiszeit, der Beginn der Mammutfauna im engeren Sinne als „zweite quartäre Eiszeit" erscheint, müssten wir uns bei deren Herannahen noch in seiner Campinienstufe befinden, welche die Kulturstufen des Strépyien, Chelléen und Acheuléen umfasst. Tatsächlich aber entspricht dem jüngeren äolischen Löss und seiner zugehörigen menschlichen Industrie seine Stufe des Brabantien (mit dem Eburnéen), welche aber Rutot in seine dritte, sogenannte Baltische Eiszeit versetzt, die bei uns nur ein Rückzugsstadium des letzten Inlandeises darstellt. So findet man sich in diesem Durcheinander schwer zurecht und vermag feststehende, wichtige Tatsachen, wie das Zusammenfallen des Solutréen mit der Steppenperiode des letzten grossen Interglazials schlechterdings in Rutots Schema nicht einzuordnen. Letzteres ist einer Revision bedürftig, wenn auch nur einer geringfügigen, mehr äusserlichen. Diese Revision bezieht sich nicht im geringsten auf die belgischen Verhältnisse, sondern wesentlich nur auf die Benennung der

Eiszeiten und die Beziehungen zu den deutschen und alpinen Verhältnissen. Ohne das aber bleibt Rutots System für die deutschen Geologen unverständlich und unannehmbar. Es ist einfach Rutots erste quartäre Eiszeit, die er die Grosse Eiszeit nennt, der ältesten norddeutschen oder Penck-Brückners Mindeleiszeit gleichzustellen, Rutots zweite Eiszeit der Haupteiszeit oder Penck-Brückners Risseiszeit, Rutots dritte („baltische") Eiszeit der letzten Eiszeit der norddeutschen Geologen oder der Würmeiszeit in den Alpen, während Rutots vierte („schottische") Eiszeit etwa dem Bühlstadium der alpinen Gletscher bezw. der baltisch-mecklenburgischen Endmoräne entsprechen mag. Ferner sind die beiden letzten Glazialzeiten je in eine Waldperiode mit *Elephas antiquus* und eine kühle Steppenperiode des Löss mit *Elephas primigenius* einzuteilen, so dass der Urelefant und das Mercksche Nashorn auch noch bis in die erste Hälfte des letzten Interglazials, das mit dem Moustérien gleichzeitig ist, hinaufreicht.

Wenn man unter diesen veränderten Gesichtspunkten Rutots Schema betrachtet, findet man auf einmal, dass alle von Rutot und den übrigen belgischen Geologen mit so hervorragender Gründlichkeit beobachteten Verhältnisse des Diluviums in Belgien mit denjenigen in Deutschland und den Alpen, speziell mit dem neuesten uns von A. Penck[1]) gebotenen Schema ausgezeichnet übereinstimmen und sich gegenseitig einigermassen decken.

Ich komme nun auf den Ausgangspunkt dieser Erörterung, die Funde von Magdeburg und Neuhaldensleben, zurück, denen sich vermutlich auch die meisten sonstigen neuen Eolithenfunde in der Mark Brandenburg, wie Neustadt-Eberswalde, Rüdersdorf, Umgegend von Berlin und in der Provinz Posen usw. anreihen. Stratigraphisch gehören sie einem Interglaziale an und zwar wohl alle (mit Ausnahme vielleicht von Freienstein und einigen anderen geologisch noch zweifelhaften Vorkommnissen von besonders altertümlichem Habitus) dem gleichen Interglaziale wie die Lager von Taubach und Krems. Wir haben da also nur die Wahl, ob wir sie der ersten, warmen, feuchten oder der zweiten, kühlen, trockenen Hälfte dieses Interglazials zurechnen sollen. Die Kiese und Sande können sowohl den Gewässern der Abschmelzperiode der vorangegangenen Haupteiszeit als denjenigen der vorrückenden Eismasse des letzten Inlandeises ihre Entstehung verdanken. Der Gedanke, dass die Existenz des Menschen eine von Schmelzgewässern überhaupt freie, möglichst weithin trockne Bodenoberfläche voraussetzt, führt uns zu dem Schlusse, dass es sich bei der Eolithenschicht am ersten noch um die Mitte der Interglazialzeit oder den Anfang der zweiten Hälfte des Interglazials handeln muss, als die Abschmelzgewässer der Haupteiszeit versiegt, aber die des neuheranrückenden Eises noch weit entfernt waren. Hier können nur sonstige Fossilien weiteren Anhalt geben. Etwaige Funde von *Elephas antiquus* würden wie bei Taubach mehr für die erste warme, solche von *Elephas primigenius*, wie

1) Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch (Archiv für Anthrop. Neue Folge I, 2. Braunschweig 1903).

sie Hr. Favreau erwähnt hat, dagegen für die zweite kühle Hälfte dieses Interglazials sprechen. Stellt sich die Bestimmung des *Elephas primigenius* als richtig heraus, so fielen die heute erwähnten Funde der Periode des Löss von Krems, dem Übergang vom Moustérien zum Solutréen, zu trotz des hier viel primitiveren Aussehens der Artefakte, der, wie oben angedeutet wurde, lokale Ursachen haben und auf geringere Kulturstufe der ehemaligen menschlichen Bewohner Norddeutschlands zurückgeführt werden kann. In Belgien entspricht dieser Periode das Brabantien mit seinem limon éolien non stratifié.

Die betrachteten zwei Stufen des letzten Interglazials sind die ältesten Perioden, aus denen uns in Deutschland und Österreich menschliche Spuren mit voller Sicherheit vorliegen. Auch die ältesten Höhlenfunde in Kroatien und Mähren, dem Harz usw. scheinen mir nicht älter zu sein, sondern etwa dem Ausgang des Paläolithikums, dem Moustérien, zeitlich zu entsprechen.

Wir könnten aus alledem vielleicht den — vorläufig allerdings noch verfrühten — Schluss ziehen, dass der Mensch in Deutschland und Österreich während des Beginnes der Chelléo-Moustérienepoche oder des älteren Paläolithikums überhaupt noch nicht gelebt hat. Es wäre das gerade von dem Gesichtspunkte aus verständlich, dass damals während der Haupteiszeit das Inlandeis in den Alpen in Süddeutschland und im Norden gerade am allerweitesten sich ausdehnte und dem Menschen kaum eine Existenzmöglichkeit liess. In dieser Zeit waren nur die klimatisch begünstigten Teile der Erde, Südengland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Afrika usw. vom Menschen bevölkert. Das Gleiche gilt wohl auch für die zwei noch älteren Eiszeiten, die altdiluviale und die oberpliocäne, welche schon der sogenannten eolithischen Periode angehören. Ob der Mensch während einer älteren Interglazialzeit in Deutschland vorübergehend einwanderte, d. h. ob ein Teil der Eolithe der Mark, z. B. die von Freienstein wirklich der ersten quartären Interglazialzeit der norddeutschen Geologen angehören, bleibt freilich immer noch eine offene Frage. Im allgemeinen aber kann man wohl sagen: die meisten der sogenannten Eolithe Norddeutschlands, so besonders die der Magdeburger Gegend, fallen einer jüngeren Periode zu als der eolithischen Periode Frankreichs und Belgiens, nämlich dem älteren und mittleren Paläolithikum, speziell dem Moustérien und dem Moustéro-Solutréen Hörnes oder Montaiglien Rutots.

Hr. Wiegers: Gestatten Sie mir, im Anschluss an den Vortrag des Hrn. Dr. Favreau einige Worte, welche die geologische Stellung der erwähnten Fundschichten näher begründen und zugleich das mehrfach gebrauchte Wort „Interglazial" kritisch beleuchten mögen. Ich darf vorausschicken, dass die norddeutschen Geologen von einem — unanfechtbaren — Interglazial nicht nur Beweise einer voraufgegangenen und einer nachgefolgten Eiszeit, sondern auch eines gemässigten oder gar wärmeren Klimas, als das heutige ist, verlangen. Wir wollen sehen, wie weit die Hundisburger Schotter diesen Anforderungen genügen. Das Profil, das sich mir in der Kiesgrube am Schlosspark zu Hundisburg (I. der Favreauschen Skizze) und das der ganzen Betrachtung zu grunde gelegt werden kann, im vergangenen Sommer bot, war folgendes:

1. Oberer Geschiebemergel . . . . . 0,5—2,5 *m*
2. Mergelsande und Sande mit dünnen Kiesbänken . 0,2—0,5 „
3. Grobe Schotter mit Einlagerungen von Sanden und Mergelsanden mit Land- und Süsswasserschnecken, Wirbeltierknochen und Feuersteinwerkzeugen . . 1,5 „
4. Sande mit Kiesbänken und Schnecken . . . . . 1—1,5 „
5. Gelber Mergelsand . . . . . 0,10 „
6. Lehm (unterer Geschiebelehm?) . . . . . 0,6—1,0 „
7. Schwarzer, feinsandiger Ton.

Von dem Alter der untersten Schicht, dem Ton (7.), können wir hier absehen; der Lehm (6.) ist ein Gemenge von Ton, Grünsand und nordischen, nussgrossen Geröllen; seine Entstehung ist nicht ganz sicher; er kann lokaler Natur, also z. B. Gehängelehm oder Flusslehm, er kann aber auch Geschiebelehm sein und für letztere Annahme spricht ein grosser erratischer Block von etwa 1 *cbm* Inhalt, der oberhalb des Lehmes im feinen, tonigen Sand liegt. Auf jeden Fall ist die Anwesenheit nordischer Glazialsedimente im Liegenden der Schotter erwiesen. Die Sande (4.) zeigen discordante Parallelstruktur, führen dünne Kiesbänkchen, enthalten Schneckenschalen und bestehen zum grössten Teil aus nordischem, zum geringeren aus einheimischem Material. Dahingegen rekrutieren sich die nun folgenden Schotter (3.) fast ausschliesslich aus den eckigen, meist scharfkantigen Culmgrauwacken, Porfyriten, Tuffen und Sandsteinen des Rotliegenden, welche alle oberhalb Hundisburg im Oberlauf der Bever die steilen Talränder bilden. Zwischen den Schottern, denen nur ein ganz geringer Prozentsatz nordischer Gerölle beigemengt ist, liegen Säugetierknochen, die freilich in der Regel zerbrochen sind; nur zwei Stücke sind verhältnismässig gut erhalten geblieben, ein halbes Becken von Elephas (primigenius?), jetzt im Museum der geologischen Landesanstalt, und ein $1^1/_2$ *m* langer Stosszahn von Elephas, der inzwischen in einem Stall des Schlosses Hundisburg dem Verfall preisgegeben worden ist. Zwischen den Schottern, die horizontal geschichtet und festgepackt sind, liegen $1—1^1/_2$ *m* lange, $^1/_2—5$ *cm* breite Schmitzen feinen Mergelsandes, in denen grosse Mengen von zerbrochenen und unzerbrochenen Schalen von Konchylien liegen, von denen Hr. Dr. Wüst in Halle etwa 18 Arten, 8 Land- und 10 Süsswasserschnecken bestimmte (Arten von Helix, Cochlicopa, Pupa, Succinea, Buliminus, Limnaea, Planorbis, Bythinia, Pisidium und Unio oder Anodonta). Das obere Drittel der Schotter war die Hauptfundstätte der Manufakte.

Nach oben gehen die Schotter, ohne verlehmte, verwitterte oder humifizierte Rinde konkordant in feinere Sande und Mergelsande (2.) über, in denen das heimische Gesteinsmaterial wieder zurücktritt zugunsten des nordischen. Den oberen Abschluss bildet der Geschiebemergel (1.). Wichtig für die Beurteilung ist der konkordante Übergang der Schotter zu den obersten Sanden, welche, fossilleer, als Abschmelzsande, als Vorläufer des letzten Inlandeises angesehen werden müssen. Es kann also das Eis während der Bildung der Schotter schon nicht allzuweit — wenn auch keineswegs in der nächsten Nähe — im Norden gelegen haben, und damit stimmt

auch der paläontologische Befund. Unter den Schnecken fehlen solche, welche arktisches und solche, welches warmes Klima verlangen; die meisten sind tiergeographisch indifferent, weil sehr anpassungsfähig und nur drei (Buliminus, Unio oder Anodonta und Planorbis umbilicatus Müll.) lieben wärmeres Klima; d. h. während die Schnecken lebten, war das wärmere Klima der Interglazialzeit sensu stricto bereits im Schwinden, die typischen Tiergattungen dieser Zeit sind nicht mehr verhanden, es herrscht eine Misch- oder Übergangsfauna, welche uns das bereits heranrückende, wenn auch seinen direkten Einfluss durch Schmelzwässer bis hierher noch nicht geltend machende Eis anzeigt. Es fällt also die Ablagerungszeit der Schotter in das Ausgehende des zweiten Interglazials. Dass wir aus dieser Zeit nur so unvollkommene Manufakte gefunden haben, lässt vielleicht den Schluss zu, dass ein weniger entwickeltes Volk in die Nähe des Eisrandes gedrängt worden war, um da ein mühseliges Dasein zu führen. —

Was nun die beiden anderen Fundorte betrifft, so ist die Kiesgrube bei Satuelle (III.) die Fortsetzung der Ablagerungen des diluvialen Beverlaufes, wie sich aus der mit Hundisburg übereinstimmenden petrographischen Zusammensetzung der Schotter ergibt.

Die Grube an der Süplinger Chaussee bei Neuhaldensleben (II.) aber ist geologisch ganz anderswertig; die leitende Schicht dieser Gegend ist, wenn ich so sagen darf, der obere Geschiebemergel. Die Schotter von Hundisburg und Satuelle liegen unterhalb, die von der dritten Grube oberhalb desselben; letztere sind aller Wahrscheinlichkeit nach Blockpackung aus einer endmoränenartigen Aufschüttung der letzten Eiszeit. Die Fundschicht ist geologisch also weit jünger als die beiden anderen, die Manufakte können natürlich das gleiche Alter haben, wie bei der ersteren, da sie leicht von den Schmelzgewässern des Eises umgelagert sein können, es steht aber auch nichts der Annahme entgegen, dass sie der Glazialzeit selbst entstammen; sicheres wird sich darüber nicht entscheiden lassen.

4. Die Gottheiten der Indier.[1])

Von

Gustav Oppert.

Erstes Kapitel.

Einleitende Betrachtungen zur Beurteilung der Bevölkerung Indiens.

Das von der Sage als Besitzerin unermesslicher Schätze und als Stätte menschlicher Glückseligkeit gepriesene Indien bildet innerhalb seiner natürlichen Grenzen ein abgeschlossenes Ganze. Im Norden trennen es die höchsten Gebirgszüge der Erde von Zentralasien; ansehnliche, aber minder hohe Bergketten erheben sich im Nordwesten, im Nordosten ist seine Grenze ebenfalls schwer passierbar, und im Süden umspielt der Ozean die Küsten seiner dreieckigen Halbinsel; so bildet Indien gewissermassen einen von der Aussenwelt abgeschnittenen, besonderen Kontinent. Sein ausgedehntes Gebiet nimmt Teil an dem Klima aller Zonen, seine mächtigen Flüsse entströmen den höchsten Gletscherbergen, befruchten unabsehbare Ebenen, bevor sie sich ins Meer ergiessen. Eine reichhaltige, eigenartige Fauna und Flora beleben und zieren seine Wälder und Auen, und nützliches und kostbares Mineral und Gestein bergen seine Felsen und sein Erdboden.

Der Einfall der Arier in die nordwestlichen Grenzlande des heutigen Indiens ist epochemachend für die Geschichte des Landes, denn durch ihn gelangte eine den Urbewohnern fremdartige und feindliche Rasse zur Herrschaft, welche durch ihre höhere Körper- und Geistesbildung seine Entwicklung umgestaltete und derselben ihren eigentümlichen Charakter verlieh.

So tief eingreifende Folgen indessen die arische Einwanderung für Indien hatte, so wenig Genaues wissen wir über das Land, woher die Fremdlinge kamen, ob sie dem nördlichen Europa oder den Steppen Südrusslands, ob sie Armenien oder dem Hochlande um Pamir entstammten. Auch sind uns die Ursachen unbekannt, welche die Wanderung veranlassten, der Zeitpunkt, wann sie stattfand, und die Ereignisse, die sie begleiteten. Ebensowenig sind wir unterrichtet über den damaligen sozialen und politischen Zustand Indiens, über seine einheimische Bevölkerung, ihre Sitten und Gebräuche, Verfassung und Verwaltung, über ihr Stadt- und Landwesen, über die Art und Weise, wie sie den Eindringlingen entgegentrat, welchen Widerstand sie leistete, ob einen längeren oder

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 25. März 1905.

kürzeren, ob sie gezwungen oder freiwillig ihren Scharen zum Teil sich anschloss oder vereinzelt in ihre unzugänglichen Bergfesten floh. Ihrer Abkunft nach gehörte sie im ganzen und grossen jener Menschenrasse an, welche an den beiden Abhängen des westlichen und nördlichen Gebirgszuges sesshaft, sich über das Innere des indischen Festlandes ausbreitete. Möglicherweise hielten schon damals Angehörige eines anderen, nicht arischen Volksstammes Teile der nordöstlichen Grenzgebiete Indiens, seiner östlichen Hochebenen und des zentralen Küstenlandes besetzt. Erstere Rasse bildete die überwiegende Mehrzahl, die sich später in zwei als Gaudier und Dravidier abgesonderte Hauptzweige teilte; letztere, die sogenannte kolarische[1]) hat wegen ihrer geringen Anzahl und ihrer niedrigen Bildung auf die politische und geistige Entwicklung Indiens keinen verspürbaren Einfluss ausgeübt und kann bei einem allgemeinen Überblick über die Kulturgeschichte Indiens ausser acht gelassen werden. Um die wirklichen Beziehungen dieser beiden nicht arischen Volksschichten zueinander festzustellen, fehlt es noch an dem dazu erforderlichen sachlichen Material. Es ist nicht einmal ganz ausgeschlossen, dass, obgleich schwerwiegende, besonders linguistische Gründe einen gemeinsamen Ursprung beider zweifelhaft erscheinen lassen, trotzdem verwandtschaftliche Verhältnisse zwischen ihnen bestanden haben mögen, da Angehörige der beiden Stämme manchmal Ehebündnisse miteinander eingehen, ein Umstand, welcher in Indien, wo strenge Heiratsvorschriften seit uralter Zeit bestehen und beobachtet werden, von grosser Bedeutung ist.

Obwohl der Mangel an genügendem und zuverlässigem Material die Erforschung der Urgeschichte eines jeden Volkes wesentlich beeinträchtigt, so erschweren die in Indien seit den ältesten Zeiten bestehenden eigentümlichen sozialen und religiösen Verhältnisse nicht nur dieselbe, sondern verhindern sie beinahe. Der indische Geist ist zudem nicht historisch veranlagt, ihn beherrscht das religiöse oder vielmehr konfessionelle Interesse, das in seinem Privatleben die Hauptrolle spielt. Seine Teilnahme konzentriert sich demnach auf seine Familie, seine Angehörigen und seine Genossenschaft, was ausserhalb derselben liegt, berührt ihn nicht, so lange es ihn nicht persönlich betrifft oder seine Kaste in Frage kommt, alles übrige ist ihm gleichgültig, und er steht deshalb den Mitgliedern anderer Klassen der Bevölkerung, seinen eigenen Landsleuten, teilnahmlos gegenüber; denn ihr Schicksal kümmert ihn nicht; sie existieren eben nicht für ihn. Wozu soll er auch das Leben seiner Landsleute, die Entwicklung und Geschichte seines Geburtslandes oder selbst die Lebensverhältnisse seiner fernerstehenden Verwandten beachten, wenn sie seiner Meinung nach auf seine Existenz in dieser und jener Welt keinen Einfluss ausüben, denn diese hängt von anderen Dingen ab: von seinen eigenen Handlungen und, gemäss seinem Glauben an die Seelenwanderung, von denen der früheren Vertreter seiner Persönlichkeit, nicht im geringsten aber anderer-

1) Siehe meine Besprechung über den Ursprung des Ausdrucks kolarisch, der auf einen Druckfehler in der Ausgabe Plutarchs (Paris 1624) zurückzuführen ist: On the original inhabitants of Bharatavarṣa or India, p. 126—129.

seits von seiner Ahnenkunde, wie ja doch der Brahmane zur Erlangung seiner endlichen Seligkeit vor allem die Namen seiner drei unmittelbaren Vorfahren, d. h. seines Vaters, Grossvaters und Urgrossvaters kennen und deren Andenken deshalb hegen und ehren muss; ein Ahnenkultus, welcher allerdings dem Glauben an die Seelenwanderung widerspricht, die demnach ursprünglich den Brahmanen nicht eigentümlich gewesen zu sein scheint. Ähnlich verhält es sich bei den übrigen Volksschichten der Hindus. Aus diesem Beweggrunde schenken sie der Entwicklung ihrer Nation keine Teilnahme, und deshalb geht ihnen auch ein Patriotismus, wie er sich bei anderen Völkern vorfindet, vollkommen ab. Hieraus erklärt sich manches in der Geschichte Indiens, was sonst unbegreiflich erscheint; dass es einer Handvoll fremder, tatkräftiger Männer so häufig gelingen konnte, nicht allein erfolgreiche Einfälle in Indien zu machen, sondern auch ganze Provinzen zu erobern und ihre Herrschaft gegen eine überwältigende Menge der Landesbevölkerung so lange zu behaupten, bis sie ihrerseits wieder beim Niedergange ihrer Dynastie ähnlichen Gegnern Platz machen mussten. Das öffentliche politische Leben hat kein besonderes Interesse für die Mehrzahl des Volkes, das sich gern Grübeleien über abstrakte philosophische Probleme hingibt, und sich um so mehr diesem Hang überlassen kann, weil es, von Natur in seinen Ansprüchen sehr genügsam, seine mässigen Bedürfnisse leicht befriedigt, und das im ganzen milde und gesunde Klima sein Leben erleichtert.

Die von der englischen Regierung in Indien unternommenen archäologischen Forschungen und Nachgrabungen haben wertvolle Funde zutage gefördert und über wichtige Ereignisse und bedeutsame Zustände Kenntnis und Aufklärung gebracht. Allerdings sind die bisher erlangten Resultate nicht so epochemachend und staunenswert, wie man vielleicht sich versprochen hatte, sie gehen nicht in weitentlegene Zeiten zurück und können in dieser Beziehung keinen Vergleich mit den Ergebnissen der ägyptischen und assyrischen Entzifferungen aushalten. Indessen darf man diese Enttäuschung nicht dem Mangel in der Leitung der Inspektion oder der Unfähigkeit der mit den Untersuchungen betrauten Personen zur Last legen; die Verhältnisse in Indien sind nämlich ganz eigentümlich, und die Ursache davon, dass diese mit vieler Mühe unternommenen Forschungen nicht die erwarteten Ergebnisse gezeitigt haben, liegt anderswo. Von den berühmten Residenzen, Palästen, Tempeln, Festungen und anderen Denkmälern der Vorzeit ist nur sehr wenig oder vielmehr so gut wie nichts auf uns gekommen. Denn einerseits hat die grosse Hitze mit ihren periodischen Regengüssen und Unwettern auf die meistens noch aus Holz errichteten Bauten und Kunstdenkmäler einen vernichtenden Einfluss ausgeübt und unter ihnen grosse Verwüstung angerichtet, andererseits und zwar noch mehr, haben Menschenhände, sei es bei feindlichen Einfällen, Aufruhr und Krieg oder im religiösen Fanatismus unsägliches Unheil verbreitet und prächtige Bauwerke und ehrwürdige Heiligtümer zerstört und entweiht. Die innere Geschichte Indiens mit ihren unzähligen Reichen und Dynastien, deren Ursprung, Aufblühen und Verschwinden bietet der nichtindischen Aussenwelt nur wenig Interesse und hat für sie geringe

oder gar keine Bedeutung, ebenso wie die wichtigsten Ereignisse des Auslandes für Indien meistens belanglos sind und deshalb nicht beachtet werden. Hieraus ergibt sich, dass nur solche Ereignisse beide Teile interessieren können, welche beide betreffen, und welche sie in nähere Berührung miteinander brachten, wie z. B. im Altertum das Eingreifen der Griechen in die politische und wissenschaftliche Entwicklung Indiens, und in der Neuzeit das Einmischen der Araber und Mongolen, und der europäischen Völker in die Geschicke der transhimalayischen Halbinsel, welche augenblicklich ganz und gar unter der segensreichen Verwaltung der Engländer steht.

Die Urgeschichte eines jeden Volkes verliert sich in undurchdringliche Finsternis. Wenn beim Verschwinden historischer Dunkelheit der Nebel von den Ebenen und Bergen eines Landes zu fallen beginnt, kommen seine Bewohner sowie deren Sitze und Behausungen allmählich zum Vorschein. Ob diese so angetroffenen Ansiedler nun wirklich die ältesten Bewohner des Landes sind, bleibt eine offene, schwer zu beantwortende Frage. So lange man indessen von einer früheren Bevölkerung nichts weiss und keine Beweise für die Existenz einer solchen vorhanden sind, darf man die zuerst bekannt gewordenen Einwohner für die Urbewohner des Landes ansehen. So weit sich nun die geschichtlichen Spuren im Labyrinthe des indischen Altertums verfolgen lassen, scheint eine und dieselbe Volksrasse, von der im Ganzen und Grossen die heutige Bevölkerung abstammt, schon frühzeitig den Boden Indiens bestellt und seine Minen bearbeitet zu haben. Dies waren die vorhin erwähnten Gaudo-Dravidier, als deren gemeinsamen Namen ich den der Bharater vorschlagen möchte, worauf ich später ausführlich zurückkommen werde. Letzterer, schon frühzeitig mit dem der oben genannten arischen Stämme verknüpft, gehörte ursprünglich einer zahlreichen urindischen, daher nicht arischen Volksgenossenschaft an.

So verschiedenartig und scheinbar von einander abweichend sich die Urrasse in ihren einzelnen Völkerschaften der äusseren Gestalt, Physiognomie und Farbe nach gruppiert, so lässt sich zur Genüge doch feststellen, dass sich diese Unterschiede zumeist aus den physischen Eigenschaften der Ortschaften, welche sie bewohnten, aus den Beschäftigungen, denen sie oblagen und aus den politischen und sozialen Zuständen, welche ihre häuslichen Verhältnisse regelten, erklären lassen. Denn es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, dass Wohnungsveränderung, Berufs- und Stellungswechsel merkbare Umwandlungen in der körperlichen und geistigen Beschaffenheit einzelner Individuen, sowie grosser Massen hervorrufen.

Die jedem Volke ureigentümliche Sprache ist, so lange sie sich nicht nur in ihren Wortlauten, sondern vielmehr in ihrer geistigen Ausbildung und Konstruktion (der Syntax) erhalten hat und nicht durch eine andere fremdartige Mundart ersetzt worden ist, ein untrügliches Merkmal für die verwandtschaftliche Zugehörigkeit einzelner Volksstämme, ein Kennzeichen, das nie seine Zuverlässigkeit verliert und noch in spätesten

Zeiten seine Zeugniskraft behält.[1]) Neben der Sprache muss man auch die geistige Auffassungsweise, wie sie sich in philosophischen oder vielmehr religiösen Anschauungen offenbart, beachten. Denn um die Stellung zu ermitteln, welche ein Volksstamm oder eine Nation in der Menschheit ihrem Denkvermögen gemäss einnimmt, müssen wir die geistige Begabung beobachten, wie sie in der Gestaltung der Gedanken, in sprachlicher und philosophischer Beziehung, in der Bildung von Worten und Sätzen und in der Äusserung von Ideen hervortritt. An diese geistigen Eigenschaften müssen die physischen Eigenheiten, welche die Anthropologie und Ethnologie bieten, gereiht werden. Die drei Wissenschaften: die Sprachkunde (Philologie), Denkkunde (Philosophie) und Volkskunde (Ethnologie) werden, wenn erforscht, in ihren Ergebnissen übereinstimmen; es ist demnach von grosser Wichtigkeit zu konstatieren, dass diese drei Wissenschaften in dem Urteil übereinstimmen, dass ihrer physischen und psychischen Beanlagung gemäss die Urbewohner Indiens der überwiegenden Mehrzahl nach einer und derselben Rasse angehören.

Als die Arier an der nordwestlichen Grenze erschienen, fanden sie die Ureinwohner in ihren Weilern und Burgen sesshaft vor. Immer neue und grössere Zuzüge überfluteten das Land; den Horden der Eindringlinge hatten sich auch Scharen von Fremdlingen und einheimische Abenteurer zugesellt. Die meisten Festen der Urbewohner im Nordwesten wurden eingenommen, und die Masse der Bevölkerung unterwarf sich dem Sieger. Nur wenige leisteten erfolgreichen Widerstand und behaupteten sich in ihren Sitzen, während viele aus ihrem Heim im Norden verdrängt, im Süden Zuflucht suchten und auch fanden. So kam Nordindien allmählich unter arische oder vielmehr brahmanische Herrschaft, aber man kann nicht behaupten, dass es jemals ganz von den Ariern erobert wurde. Noch viel weniger war dies der Fall im Süden, wo der brahmanische Einfluss einen mehr priesterlichen und privaten Charakter annahm, der jedoch deshalb in seiner Art nicht minder dauernd und durchgreifend einwirkte. Selbst die arianisierten Sprachen Nordindiens, so sehr sie auch die geistige Überlegenheit der Sieger durch die Annahme der arischen Denkweise, z. B. in der Einführung des grammatikalischen Geschlechts, bekundeten, zeigen in ihren Wörterbüchern und in vielen Redeweisen, dass die Unterworfenen die Sprache ihrer Herren nicht unmodifiziert annahmen. Vielmehr amalgamierten sich die Sprachen der Sieger und Besiegten, und es entstanden neue Dialekte, hervorgegangen aus dem abstrakten und synthetischen Sanskrit und dem konkreten und agglutinierenden Urindischen. Im Süden eigneten sich hingegen die Arier ihrerseits die verschiedenen daselbst vorherrschenden Landesidiome an.

Die Sprache liefert uns den frühesten Beleg für die Anwesenheit der Bharater in Indien. Schon das alte Testament enthält drei unzweifelhaft indische Wörter, welche höchstwahrscheinlich den gaudodravidischen Idiomen angehören; dies sind die im I. Könige X, 22 und II. Chronik

1) Vergleiche hierüber meine Schrift: On the Classification of Languages, Madras, 1879.

XI, 21 enthaltenen Ausdrücke shenhabbim, kophim und thukkijjim, welche bezw. Elfenbein (Elefantenzahn), Affen und Pfauen bedeuten. In I. Könige X, 22 heisst es nämlich: „Denn eine Tharshishflotte hatte der König auf dem Meere mit der Flotte Chiram's; einmal in drei Jahren kam die Tharshishflotte und brachte Gold und Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen."

Über diese Bibelstelle habe ich in meiner Schrift „Tharshish und Ophir" ausführlich berichtet; sie bezieht sich unstreitig auf Indien, das aber nicht mit Ophir identisch ist, denn letzteres ist, was die salomonischen Expeditionen anbelangt, das an der Ostküste Afrikas sich bis nach Süden hin erstreckende Goldgebiet.[1])

Shenhabbim oder Elefantenzahn ist aus dem semitischen Wort shen, Zahn, und habbim, der aspiriert ausgesprochenen hebraisierten Pluralform des indischen Ausdrucks ibha (Elefant) zusammengesetzt. Letzteres Wort kam wahrscheinlich aus dem Urindischen ins Sanskrit, denn die arischen Indier lernten den Elefanten erst in Indien kennen. Das hebräische kophim, Affen, erinnert ebenfalls an das indische kapi. Auch im Ägyptischen findet sich das Wort kafu für Affe; dies ist aber nach Prof. Dümichen dem Indischen entlehnt. Thukkijjim (Thukijjim), die biblische Bezeichnung für Pfauen, entstammt dem dravidischen tōka (tōkai, togai) in der Bedeutung von Pfau und Pfauenschwanz.

Der Umstand, dass die Seeleute, welche Chiram und Salomo nach Indien entsandten, die dravidische Bezeichnung für Pfau und andere urindische Wörter heimbrachten, kann wohl für einen hinlänglichen Beleg gelten, dass sie mit der dravidisch sprechenden Bevölkerung verkehrten und von dieser die einheimischen Namen annahmen.

So z. B. entstammt das Wort Reis ebenfalls der urindischen Sprache und hat sich später in den europäischen Sprachen eingebürgert. Die griechischen Kaufleute, welche dieses Korn nach Europa brachten, nannten es oryza. Es wurde ohne Hülsen von Indien exportiert, und dieser hülsenlose Reis heisst noch heute in Südindien ariśi, ein Beweis dafür, dass das griechische Wort dravidischen Ursprungs ist. Die Bedeutung dieser sprachlichen Belege liegt in der Tatsache, dass sich der Aufenthalt und Handelsverkehr der gaudodravidischen Bevölkerung in Indien schon frühzeitig nachweisen lässt, während für die Anwesenheit anderer einheimischen Rassen solche Beweise nicht existieren.

Die arischen Eroberer zeigten keine Sympathie für die Urbevölkerung, welche sie an der Grenze und im Innern Indiens vorfanden. Die äussere Erscheinung der Dāsa oder Dasyu (Sklave) oder Anārya, Nichtarier, deshalb Unedele, denn mit diesem Namen beehrten die Fremden ihre Gegner, machte keinen günstigen Eindruck; man verspottete sie wegen ihrer schwarzen Hautfarbe und platten Nasen, welche so klein aussahen, als ob sie überhaupt nicht vorhanden wären, weshalb man die Eingeborenen auch Nasenlose[2]) nannte.

---

1) Siehe meine Schrift: Tharshish und Ophir, S. 56—64.

2) anāsa, Rigv. V, 29, 10.

Die Bildungsstufe, auf der sich beide Rassen bei ihrer ersten Begegnung befanden, mag wohl nicht sehr verschieden gewesen sein. In ihrer Bildungsfähigkeit wichen sie allerdings von einander ab und hierin offenbarten sich besonders die charakteristischen Eigentümlichkeiten beider. Wenn auch Einzelne durch grössere Fähigkeiten, höhere Geistesbildung und körperliche Vorzüge sich auszeichneten und zu Macht und Ansehen als Krieger oder Sänger sich emporschwangen, so war die Masse auf beiden Seiten, und die der Eingeborenen noch in höherem Grade, roh und barbarisch. Die beutegierigen Eroberer spornten die vielgepriesene Fruchtbarkeit und die sagenhaften Reichtümer Indiens zu weiterem Vordringen an, während viele einheimische Häuptlinge sich ihrer tapfer in den Bergfesten erwehrten, und die Arier können selbst der Tapferkeit der Dāsa ihre Anerkennung nicht versagen, wie denn auch Indra gelegentlich die Dāsa beschützt, oder der arische Priester ihre Opfer annimmt, und die göttlichen Aśvin Teil an ihren Nahrungsspenden nehmen. Sobald die Arier indessen das Land erobert und ihre Herrschaft einigermassen gesichert hatten, gerieten sie unter sich in Zerwürfnisse und heftigen Hader, ja offener Kampf brach zwischen den bisher verbündeten Stämmen aus.

In den Gesängen des Rigveda werden die in diesen Brüderkriegen verrichteten Heldentaten gelegentlich verherrlicht. Diese Kämpfe vermehrten sich, je geringer der Widerstand der Ureinwohner wurde, und somit die Furcht vor denselben abnahm. Die zeitweilige Überlegenheit und der dadurch entstandene Übermut eines Stammes erregten die Besorgnisse und Eifersucht anderer und gaben oft den ersehnten Anlass und Vorwand zum Beistand gegen die verhassten Rivalen, um der gemeinsamen Gefahr auf diese Weise zu begegnen. Eins der bekanntesten und bedeutsamsten Bündnisse dieser Art schlossen mit einander die fünf Geschlechter der Turvaśa, Yadu, Anu, Druhyu und Pūru. Von diesen Alliancen waren indessen fremde Stämme keineswegs ausgeschlossen. So kamen in den vielfachen Kriegen, welche der berühmte König der Tritsu, Sudās, zu führen hatte, häufig Bündnisse zustande, infolge welcher Arier und Nichtarier auf beiden Seiten kämpften. Was übrigens die Nationalität der einzelnen Stämme anbelangt, so ist es zuweilen sehr schwierig, ja oft unmöglich festzustellen, ob sie arischen oder nichtarischen Ursprungs sind, denn über diesen Punkt sind wir im allgemeinen nur mangelhaft unterrichtet. Ein eklatantes Beispiel bietet uns in dieser Beziehung das Bündnis jener fünf vorhin erwähnten Stämme, über deren Rassenangehörigkeit mancher Zweifel besteht, wie denn die Anu von vielen Gelehrten für Arier, von anderen dagegen für Nichtarier angesehen werden.[1]) In den Reihen der Arier fochten die nichtarischen Paktha, Bhalāna, Alina, Śiva und Viṣanin gegen Arier und Nichtarier; derartige Verbindungen haben wahrscheinlich schon frühzeitig stattgefunden, vielleicht sogar vor dem Einfall der Arier in Indien. Denn unzweifelhaft hatten sich, wie schon erwähnt, freiwillig oder gezwungen, fremde Völkerschaften in kleinerer und grösserer Anzahl und urindische Krieger den Reihen der nach Indien

1) Siehe: On the original inhabitants of Bharatavarṣa or India, p. 577—79.

ziehenden arischen Krieger angeschlossen, wie dies bei Völkerwanderungen der Fall zu sein pflegt, wenn schwächere Stämme aus ihren Wohnsitzen vertrieben, dem Zuge des Siegers folgen müssen. Sobald indessen dergleichen siegreich vordringende Horden sich in einem Lande festgesetzt und ein staatliches Gemeinwesen begründet haben, verschmelzen sich auch die heterogenen Bestandteile zu einem nationalen Ganzen und treten als solches anderen Staaten gegenüber auf, selbst dann, wenn die Spuren ihres Ursprungs noch nicht völlig verwischt sind, und ihre staatliche Entwicklung der Mitwelt noch erinnerlich ist. Hat sich aber ein derartig entstandenes Staatswesen erst endgiltig konstituiert und ist zu Macht und Ansehen gelangt, dann ändert es bald seine Politik den Fremden gegenüber. Nicht mehr wie früher wird ihre Zulassung erleichtert, sondern Schwierigkeiten werden ihrer Einwanderung und Ansiedelung entgegengesetzt, die Erwerbung des Bürgerrechts wird ihnen erschwert, eventuell sogar verweigert. Eine solche Staatenbildung vollzog sich in neuester Zeit bei der Gründung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am Scheidepunkte der alten und neuen Zeit bargen sich ängstliche Flüchtlinge in den nördlichen Lagunen des Adriameeres, gründeten dort mit den sich ihnen anschliessenden Abenteurern und anderen zweifelhaften Individuen die spätere Dogenstadt Venedig und wurden im Laufe der Jahre die Ahnherrn einer der stolzesten und exklusivsten Aristokratien, welche ihren Hochmut später durch die Schliessung des goldenen Buches, in dem die zur Regierung befähigten Familien der Adligen eingetragen wurden, vor aller Welt offen bekundete.

Der Mensch lebt inmitten der Natur auf der Erde unter freiem Himmel. Über ihm scheint am Tage die Sonne, und Mond und Sterne erleuchten die Nacht. Wind und Regen, Donner und Blitz fallen und schallen über und auf ihn. Täler und Berge, Flüsse und Seen durchziehen und bewässern das Land; Tiere und Pflanzen mannigfacher Art bewegen und erheben sich um ihn. Kein Wunder daher, dass der Urmensch den ihn umgebenden, sein Leben fördernden oder schädigenden Mächten und Existenzen sein Augenmerk zuwendet, sie zu erfassen, sich nutzbar zu machen und für sich zu gewinnen sucht. Deshalb halten die Naturvölker alle auffallenden Naturerscheinungen und Naturkörper animistisch für belebte Wesen und Geister und verehren sie als solche. Hieraus erklärt sich der über den ganzen Erdkreis verbreitete Kultus der von den Sinnen wahrgenommenen wunderbaren Phänomene, die Vergötterung der Himmelskörper, wie der Sonne, des Mondes und der Gestirne, der Berge, Ströme und Wälder, vieler Tiere, Pflanzen und Gesteine. Die diesen innewohnenden Geister verkörpern sich zu bestimmten Göttern, welche die Gebilde der Natur repräsentieren und beherrschen. Die Auffassung indessen, mit welcher die einzelnen Völker und Individuen die Wesenheit und den Einfluss, das Entstehen und Vergehen der irdischen und überirdischen Erscheinungen, die Körper und die Geisterwelt beurteilen, ist das charakteristische Merkmal ihrer Veranlagung. Die animistischen Anschauungen bilden die Grundlage der später sich entwickelnden religiösen Systeme.

In der geistigen Beanlagung, welche sich zumeist in der religiösen oder vielmehr philosophischen Anschauungsweise zeigt, offenbart sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den arischen Eindringlingen und den Urbewohnern. Beiden erscheint die Natur in ihrer Ganzheit und ihren Einzelheiten als göttliches, der Verehrung wertes Gebilde, erstere neigen sich indessen mehr einer spirituellen, letztere einer materiellen Auffassung zu, erstere verehren zumeist die in der Natur werdenden und wirkenden Kräfte, letztere die gewordenen und verkörperten Existenzen der Natur. Erstere Vorstellung gipfelt in der Annahme des Vorhandenseins eines abstrakten Prinzips, letztere in dem Urdasein der belebten Materie, welche sich als weibliche Energie offenbart. Beide von entgegengesetzten Grundsätzen ausgehende Systeme traten schon frühzeitig einander näher, eine Tatsache, die sich aus manchen vedischen Gesängen, deren Dichter unarischer Herkunft sind, ergibt. In späterer Zeit ging aus ihrer Vereinigung das philosophische System des Kapila hervor, welches die schöpferische Natur (prakṛti) mit der abstrakten Seele (puruṣa) vereinigt. Eine noch engere Verbindung beider Anschauungsweisen bietet die Entwicklung des brahmanischen Hinduismus.

Anfänglich lebten wohl beide Volksschichten gesondert von einander. Die ersten arischen Einwanderer führten ein einfaches Familienleben. Der jeweilige Hausherr war zugleich der Herr und Priester in seinem Heim, später änderten sich die Verhältnisse. Das Priesteramt kam in die Hände einer bevorzugten Klasse, andere Beschäftigungen folgten diesem Beispiel und so spaltete sich die Bevölkerung in zahlreiche Berufsklassen und Abteilungen. Ein freier Umgang der verschiedenen Schichten der Bevölkerung ward unmöglich. Absonderung und Abgeschlossenheit traten an seine Stelle, nicht nur fremden, sondern auch eigenen Stammesgenossen gegenüber, sofern sie einem andern Wirkungskreise angehörten. Das Ansehen und die Macht der Priester nahm immer mehr zu, alle Klassen wurden ihnen unterwürfig und durch pfäffischen Einfluss entwickelte sich allmählich das schroffste und verderblichste Kastensystem, welches die Welt je gekannt hat.

Nirgends ist wie in Indien der religiöse Trieb so tief in der Bevölkerung eingewurzelt und so eng mit dem menschlichen Leben verknüpft. Alle Handlungen von morgens früh bis abends spät, vom Erwachen bis zum Niederlegen zum Schlafe, erfordern bestimmte, vorgeschriebene und gewissenhaft zu erfüllende Beobachtungen und Gebete. Diesen religiösen Pflichten mannigfachster Art kann der fromme Hindu umso leichter nachkommen, als ihm genügend freie Zeit zur Verfügung steht, denn es fällt selbst den ärmsten Schichten des Volkes nicht schwer, ihrer Beschäftigung die dazu nötige Frist abzugewinnen, zumal die Gewinnung des Lebensunterhalts in der Tat gewöhnlich nur verhältnismässig wenig Zeit in Anspruch nimmt. So kann er sich denn mit Musse einer beschaulichen Lebensweise hingeben und über die verschiedenartigsten philosophischen Systeme nachdenken und grübeln. In Indien entstanden, bestanden und bestehen nebeneinander die widersprechendsten Extreme im religiösen und politischen Leben. Neben dem erhabensten Idealismus schwelgt der sinn-

lichste Materialismus. Indien war und ist daher das Heim und der Wirkungskreis der edelsten und freisinnigsten Denker und Herrscher, wie die Brutstätte der verworfensten und sinnlichsten Priester und Tyrannen. Kein Land hat auf dem Gebiet philosophischer Probleme und religiöser Dogmen so Hervorragendes geleistet, wie Indien. Dieser Hang zum Philosophieren und Disputieren hat übrigens auf das Geschick der Inder in vieler Beziehung verhängnisvoll eingewirkt, indem sie über dem Grübeln nach dem Überirdischen die berechtigte Existenz des Irdischen nicht genügend beachteten.

Das tiefe Geheimnis des Entstehens, Werdens und Vergehens, das nach unwandelbaren Gesetzen sich in der Existenz des Einzelnen und der Gesamtheit, in der Verschiedenheit und Veranlagung des Geschlechts kund tut, erfüllt das Gemüt des Menschen mit Schauern. Es erregt in ihm die Begierde, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, wie der Himmel und die Erde, die Sonne, der Mond und die Sterne entstanden sind und bestehen, ob der Tag der Nacht oder die Nacht dem Tage folgt, und ähnliche Probleme zu lösen. Die Dunkelheit der Nacht, der das Firmament spaltende, die Atmosphäre im Zickzack durchzuckende und auf den Erdboden niederfahrende Blitz, das dumpfe Rollen des Donners, das Toben der entfesselten Elemente flösst ihm Furcht ein. Denn er lebt und bewegt sich in einer Welt von Gegensätzen, wo die Tageshelle mit dem Dunkel der Nacht wechselt, wo dem Lebenden das Leblose, dem Unorganischen das Organische, dem Unbeweglichen das Bewegliche, der festen Materie die flüchtige Luft, dem grausen Sturm der heitere Himmel, dem Sprösslinge das Abgestorbene, dem Endlichen das Unendliche gegenübersteht. In allen diesen Kontrasten offenbaren sich ihm die ewigen, unabänderlichen Gesetzen unterworfenen Mächte der Natur, oder vielmehr die letztere vertretenden Gottheiten. Diese repräsentieren deshalb in ihrer Gesamtheit alle und nicht nur eine einzige besonders einflussreiche Naturkraft, wie das Licht oder die Sonne in ihren verschiedenen Phasen. Er erkennt seine Abhängigkeit von den ausserhalb seines Bereichs und Verständnisses befindlichen höheren Mächte. Er sinnt über ihren Ursprung nach, wie er sie für sich gewinnen, oder sie sich dienstbar machen kann, denn da sie in sein Leben gewaltig eingreifen und es gestalten, ist es für ihn ein wesentliches Interesse, sie zu kennen. Sie gestalten sich in seiner Einbildung zu luftigen Geistererscheinungen, welche überall Zutritt haben, im Himmel wohnen, in der Luft sich bewegen und in der Erde sich bergen können und deren Höchste als Götter verehrt werden.

Da sich der Gesichtskreis des Menschen von der Erde durch die Luft zum Himmelsgewölbe erhebt und in diesen drei Sphären alle Naturerscheinungen sich ereignen, gehören auch letztere und die sie repräsentierenden Gottheiten zu den Sphären, in denen sie stattfinden, und nach ihrem Auftreten und Wirken entweder zu einer, zu zweien oder zu allen dreien, wie z. B. das Feuer. Solange die Welt besteht, haben auch in der Vorstellung der Menschen diese drei Sphären existiert. Indessen erscheinen nur zwei dieser Sphären dem menschlichen Auge in materieller Gestalt, das Himmelsgewölbe mit seinen Gestirnen und der Erdkörper;

die dritte, die Atmosphäre, weil durchsichtig, ist formlos. Im Himmel weilen die mysteriösen Gewalten, deren Handlungen das Staunen und Grausen der Menschheit erregen, an ihm prangen die Sonne, der Mond und die Sterne, die hier oben ihren Kreislauf vollführen und durch ihn das Schicksal der irdischen Wesen beeinflussen, welche im Bereich des Erdballs als Menschen, Tiere und Pflanzen existieren, während in der zwischen Himmel und Erde befindlichen Luftschicht grelle Blitze zucken, schwarze Wolken dahinziehen und furchtbare Stürme wüten, von der aber auch fruchtbringende Regenwolken ihre Wasser auf die durstige Erde ergiessen. Für den Menschen sind der Himmel und die Erde die substantiellsten und wichtigsten Sphären, zumal wenn er die Atmosphäre und das Himmelsgewölbe als ein Ganzes betrachtet. In ersterem erkennt und verehrt er den Alles leitenden und schirmenden Vater, in letzterer die Alles ernährende und erhaltende Mutter.

In diesen drei Sphären weilen die Götter und hausen die Geister. Der Glaube an das Dasein solcher Wesen, an gute, welche den Menschen wohlwollend beschützen, und an böse, welche sein Verderben erstreben, findet sich bei allen Völkern. Im Verlauf der Zeiten gestaltet sich diese Anschauung zu einer festen unerschütterlichen Überzeugung, die anfänglich von schwankenden Betrachtungen und Begriffen ausgehend und auf ihnen beruhend, später die Grundlage für religiöse Glaubensartikel wird und die Form einer dogmatischen Religion annimmt. An diese Erwägungen reihen sich die Theorien über die Schöpfung des Weltalls. Die verschiedenen Kosmogonien verdanken den hierüber vorherrschenden Ansichten ihre Gestaltung und nach derartigen individuellen Vorstellungen wird die Schöpfung des Kosmos bald einem geistigen Wesen, bald der Urmaterie, bald dem vereinten Wirken beider zugeschrieben.

In dem Entwicklungsgange der arischen Bevölkerung Indiens lassen sich vier Perioden von einander unterscheiden. In der ersten urarischen Zeit lebten noch alle Angehörigen der Rasse im engsten Verkehr bei einander. Sie stimmten überein in ihren Anschauungen von der Allmacht der Naturkräfte und der Ohnmacht der Menschen diesen gegenüber, in der Überzeugung, dass der Mensch im Gegensatz zu dem Tiere vornehmlich ein denkendes Wesen, Mann, Manuṣya, Mensch (von der Wurzel man, denken) sei, und bedienten sich Alle derselben sprachlichen Ausdrucksweise.

In der zweiten Periode trennten sich die verwandten Volksschichten, und nur die beiden östlichsten Stämme, nicht unbeeinflusst von der höheren Zivilisation Babyloniens, blieben in Iran und in dem Indien benachbarten Gebiet in engerer Beziehung zu einander.

In der dritten Periode verliessen die an der Grenze Indiens wohnenden Arier ihre früheren Wohnsitze, zogen nach Indien und liessen sich dort nieder. Der Verkehr zwischen den iranischen und indischen Ariern hörte allmählich auf, zumal letztere ihre Energie der Erwerbung, Behauptung und Benutzung der eroberten Lande zuwenden mussten, an die Stelle der Freundschaft trat Entfremdung. Ausserdem blieben die veränderten klimatischen Verhältnisse der neuen Heimat nicht ohne Einfluss

auf die Lebensweise und die religiösen Anschauungen der Einwanderer. Die uralten, einer anderen Zone angepassten Gottheiten traten in den Hintergrund, andere den veränderten Ansichten mehr zusagende Vorstellungen von den göttlichen Mächten schufen neue Götter, so entstand z. B. auf dem Boden Indiens die Verehrung des Regen- und Gewittergottes Indra. Die mehr oder weniger nahe Berührung mit der Urbevölkerung modifizierten ebenfalls die religiösen Ideen der arischen Ansiedler.

In der vierten Periode hatte dieser fremde Einfluss schon festen Fuss gefasst und in Sitten, Gebräuchen und religiösen Anschauungen, z. B. in der Personifikation der Allmutter Aditi, sich eingebürgert. Der Brahmanismus wurde umgestaltet und die Grundlage zum modernen Hinduismus gelegt.

Über den ersten Zeitabschnitt existieren keine eigentlichen historischen Data, doch vermögen wohl einige im Sprachschatz der stammverwandten Völker sich findende Ausdrücke auf die geistigen Regungen und die materiellen Zustände der Urarier ein charakteristisches, wenn auch nur mattes Licht zu werfen. Solange nämlich alle Stammesgenossen noch beisammen waren, wird sich auch ihre Sprache für die Bezeichnung derselben Dinge derselben Wörter bedient haben; nachdem aber Einzelne fortgezogen und eine Trennung stattgefunden hatte, entstanden neue nicht mehr Allen gemeinsame Bezeichnungen. Ein allen arischen Völkern gemeinsames Wort entstammt höchstwahrscheinlich einer Zeit, da sie alle noch beisammen wohnten, während ein bei nur einzelnen Stämmen sich vorfindender Ausdruck einer späteren Epoche nach ihrer Trennung angehört. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die auffallende Übereinstimmung in den Verwandtschaftswörtern, die Gleichheit vieler auf die religiöse Anschauung, das Hauswesen, die Tier- und Pflanzenwelt bezüglichen Benennungen, die Identität der Fürwörter und Zahlwörter, die Ähnlichkeit in der Deklination und Konjugation, vor allem aber in der Syntax von hoher Bedeutung, ebenso wie im entgegengesetzten Falle Abweichungen von der üblichen Ausdrucks- und Denkweise beachtet werden müssen. So könnte z. B. ein bei allen arischen Stämmen sich vorfindender Tier- oder Pflanzenname zu dem Schluss berechtigen, dass dieses Tier oder diese Pflanze allen bekannt gewesen, solange dasselbe Tier oder dieselbe Pflanze damit gemeint war, während sich dies nicht annehmen liesse, wenn er nur bei einzelnen Völkerschaften vorkäme. Daher kann man die nicht allgemein verbreitete Erwähnung des Meeres für die Behauptung anführen, dass den Ariern in ihren Ursitzen das Meer unbekannt gewesen ist.

Für das engere Verhältnis, das zwischen den beiden im fernen Osten, in Persien und in den Grenzländern Indiens sesshaften arischen Stämmen weiter fortbestand, gewähren uns die Hymnen des Veda und der Text des iranischen Zend-Avesta einen belehrenden Einblick. Bei beiden Völkerschaften verwandelten sich allmählich die geheimnisvollen, Ehrfurcht erregenden Naturkräfte in bestimmte vermenschlichte Göttergestalten, unter denen der vedische Himmelsgott Varuṇa und der iranische Ahura

Mazda die leitende Stellung über ihre sechs Genossen einnahmen. Yama, der Sohn des Sonnengottes Vivasvat und der Zwillingsbruder der Yamī, ist im Veda der erste Sterbliche und wird der König der Toten, während Yima im Zend Avesta als der König der Menschen erscheint. Gemeinsam ist auch dem Veda und Avesta die Verehrung des Feuers beim Opferdienst und der berauschenden Soma- (im Zend-Avesta Haoma-) pflanze. Ebenfalls der Beachtung wert ist die Erscheinung, dass dasselbe Wort im Iranischen und im Sanskrit zuweilen eine geradezu entgegengesetzte Bedeutung haben kann, wenn z. B. der indische Ausdruck für Gott (deva) im Iranischen zum Teufel (dāeva, dem Persischen div) wird; dass der Name des guten Geistes der Iranier, des Ahura, dem des späteren indischen Unholdes Asura entspricht, kann hier nicht als Beispiel dienen, weil das Wort Asura[1]) im Sanskrit die Bedeutung wechselte und aus dem ursprünglich lebendigen guten ein vernichtender böser Geist wurde. Dagegen wurde der altindische Lieblings- und Volksgott Indra in Persien zum Dämon. An Indra, den Vṛtratödter, knüpft sich die beiden Völkern gemeinsame Sage von Tritu (Traitana), dem Sohne des Wassergebieters (Apām napāt), der dem zendischen Thrita oder Thraetona, dem Sohne des Athwya entspricht, aus dem in der iranischen Volkssage der Zohāktödter Feridun wurde, wie sich aus Yima (Yama) später der Held Jemshīd und aus Kereśāśpa hernach Gershasp entwickelte.

Über die Ursachen, welche die Trennung der Iranier und der arischen Indier veranlassten, sind wir nicht unterrichtet, wahrscheinlich lagen sie vorwiegend auf sozialpolitischem Gebiet und sind nicht lediglich religiösen Ursprungs. Die Iranier hatten eine Vorliebe für monarchische Institutionen, während die Indier, das unabhängige Hirtenleben und den freien Grundbesitz vorziehend, in kleineren Gemeinden zusammenlebten und sich erst in späterer Zeit zu grösseren Staatenbildungen, die sich zu Königreichen gestalteten, bequemten.

Für die Anschauungsweise der damaligen Arier Indiens geben uns die Hymnen des Rigveda und die Zaubersprüche des Atharvaveda den besten, wenn auch einen beschränkten Aufschluss. Die ersten verworrenen Vorstellungen von dem Wesen und Walten der gewaltigen Naturmächte haben allmählich tieferen Betrachtungen über das Problem der Schöpfung Platz gemacht.

Dagegen besitzen wir keine aus dieser Urzeit stammenden Angaben, welche uns über die Ansichten der Ureinwohner Indiens in ähnlicher Weise wie über die der arischen Bevölkerung berichten. Nur wenige inhaltreiche Legenden und bedeutsame Gebräuche haben sich erhalten, die

1) Das Wort asura wird verschiedentlich erklärt, es stammt ursprünglich von asu Leben, von der Wurzel as sein; wird aber auch später abgeleitet von as, werfen (asyati dēvan, er wirft die Götter), in der Bedeutung von Dämon, oder auch erklärt als Nichtgott (na sura) im Gegensatz zu sura, Gott. Nach dem Rāmāyaṇa (Bālakāṇḍa XLV, 36—38) nahmen die Götter die beim Quirlen des Ozeans erschienene Vāruṇī (die Tochter des Varuṇa) oder Surā, die Göttin des berauschenden Getränkes, an und hiessen deshalb Surāḥ, während die Söhne der Diti sie nicht annahmen und deshalb Asurāḥ genannt wurden.

uns über den Ursprung mancher merkwürdigen Anschauungen und Sitten Aufklärung geben können, so dass es vielleicht noch möglich ist, aus ihnen eine ungefähre Vorstellung über ihre Denkweise und ihr Urteilsvermögen sich zu bilden.

Zweites Kapitel.

Über die vedische Theogonie der arischen Indier.

Der Veda und insbesondere der Rigveda enthält in seinen Gesängen im Ganzen die älteste und deshalb wichtigste Schilderung des häuslichen und öffentlichen Lebens, aus der sich die sozialen, politischen und religiösen Zustände der indischen Arier annähernd entnehmen lassen. Wegen des heiligen Charakters, den man den Hymnen des Rigveda beilegt, hat man ihnen, wie andere Völker dasselbe für ihre religiösen Schriften getan, einen übernatürlichen Ursprung beigelegt, welchen die Gesänge selbst für sich nicht beanspruchen, wie sie auch ihr Alter nicht in mysteriöser Weise zu verschleiern oder zu erhöhen suchen. Viele Hymnen sind übrigens, wie die an die Morgenröte (Uṣas) gerichteten, von hochpoetischem Geist durchdrungen und bekunden eine hervorragende dichterische Begabung ihrer Verfasser. Indessen dürfen diese begeisterten Ergüsse enthusiastischer Poeten, die im Laufe der Zeit für unanfechtbare göttliche Offenbarungen angesehen wurden, als Muster poetischen Genius und religiöser Einsicht weder unterschätzt, noch auch als Kundgebungen geistiger Eingebung überschätzt werden. Die Mehrzahl der Dichtungen steht aber in poetischer Hinsicht nicht sehr hoch; sie offenbart vielmehr eine überwiegend prosaische Richtung, wie denn auch ihre Sprache und ihr Styl häufig einen manirierten Eindruck macht.

Übrigens wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, sich alle Sänger der vedischen Hymnen, die heiligen Riṣis, als einfache, kindlichgesinnte und gutherzige Wesen vorzustellen, der Mehrzahl nach zeigen sie sich vielmehr als schroffe Zeloten, die jede ihnen nicht zusagende Ansicht für verwerflich und gottlos verdammen. Nach ihrer Ansicht ist nur wahr, was sie sagen; ihre Gegner sind vermaledeite Kreaturen, und die von denselben verehrten Götter Dämonen und Teufel. So offenbart sich hier schon frühzeitig der harte, herrschsüchtige Sinn verfolgungssüchtiger Priester.

Der Rigveda ist eine aus vielen einzelnen Hymnen und Gedichtsammlungen zusammengestellte Auswahl alter Gesänge, die zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken verfasst worden sind. Ebenso verschieden waren die Dichter, welche sich häufig feindlich gegenüberstanden und nicht immer von arischer Herkunft waren. Die Dichtungen derselben Seher und derselben Familie stehen nach den verschiedenen Gottheiten geordnet zusammen in zehn Büchern oder Abschnitten (maṇḍala). Bitten für Gesundheit, langes Leben, Nachkommenschaft, Reichtum, gute Ernten und Vieh, Sieg über Feinde und Schutz gegen Dämonen bilden den Hauptgegenstand der meisten Gesänge. Zu diesem Zweck werden die Götter angerufen, vor allen Agni und Indra, der Himmel und die Erde, die Sonne, die Lichtgottheiten (Ādityas) und die Zwillinge (Aśvinau); neben den vergötterten Naturmächten und Elementen, denen sich die

Vergötterung abstrakter Vorstellungen und Handlungen anreiht, werden auch niedrige Wesen, Haustiere und Pflanzen, selbst leblose Gesteine verehrt; denn alles Existierende gilt für anbetungswert und somit für göttlich. Daher kann auch Indien mit Recht für ein Land angesehen werden, in welchem neben dem Polytheismus zugleich der Pantheismus vorherrscht, da beide Vieles miteinander gemeinsam haben und sich nicht gegenseitig ausschliessen. Obwohl nun zuweilen einzelne Hymnen ausschliesslich einer Gottheit geweiht sind, darf man hieraus nicht auf die Verehrung eines einzigen Gottes oder auf das Vorhandensein des Monotheismus schliessen. Bei den Griechen erklärte schon mehr als 500 Jahre v. Chr. Xenophanes, dass ein Gott unter den Göttern und Menschen der höchste und weder der Gestalt noch dem Sinne nach den Sterblichen gleich sei, und in frommer und reiner Weise verehrt werden müsse. Der Glaube an einen höchsten Gott setzt die Existenz anderer niederen Gottheiten voraus. Der wahre Monotheismus, der Glaube an einen einzigen Gott, ist dagegen unvereinbar mit der gleichzeitigen Existenz anderer Götter, und ebenso unverträglich mit dem phantastischen vedischen und anderen ähnlichen Göttersystemen, bei denen bald die eine, bald die andere Gottheit präsidiert.[1]) Was übermenschlich ist, vermag der menschliche Geist überhaupt nicht zu fassen, noch viel weniger zu erklären. Es liegt ausserhalb seiner Sphäre und entzieht sich seinem Urteil. Für den monotheistischen Denker existieren keine dämonischen Gestalten und Gewalten, auch wagt er nicht Fragen über das jenseitliche Leben oder über die Unsterblichkeit der Seele aufzustellen und zu entscheiden. Nicht so der poetisch angehauchte Phantast, der allen Dingen eine eigene Existenz zuerkennt und sich eine unbegrenzte Götter-, Geister- und Dämonenwelt schafft, wie dies z. B. die Indier, Griechen und Römer getan haben.

Übrigens verhindert nichts den vedischen Sänger in einem Hymnus einem Gott und in einem andern einer anderen Gottheit zu huldigen, wie dies in der Tat die gefeierten Seher Vasiṣṭha und Viśvāmitra tun. In dem Moment, wo eine Gottheit angerufen wird, verschwinden alle übrigen aus dem Sinn des Andächtigen, aber er erinnert sich ihrer zu einer andern Zeit.

Zum Unterschied vom Monotheismus wird dieser Kultus Henotheismus oder Kathenotheismus genannt.[2]) Auch nehmen die Götter nicht immer dieselbe Stellung ein; derselbe Gott mag in einem Gesange als höchster Gebieter erscheinen, während er in einem andern einen untergeordneten Rang einnimmt. So wird bald Varuṇa, bald Agni, bald Indra oder Sūrya, ja selbst Soma als höchster Gott gefeiert. Obschon Agni, der Herr des Weltalls, der Gebieter und Vater der Menschen heisst (Rigv. II, 1), ist Indra an einer andern Stelle der grösste und stärkste aller Götter (Rigv.

1) Der monotheistische Glaube an eine abstrakte Gottheit hat im Altertum nie bei den Ariern existiert; deshalb ist weder der vedische Himmelsgott Varuṇa, noch der persische Ahura Mazda, der griechische Zeus, der römische Jupiter, der germanische Ziu und der slawische Bog als solche aufzufassen.

2) Siehe Max Müller, Chips of a German Workshop, London, 1868, Vol. I, pp. 352, 353.

X, 86), während Varuṇa gebietend und allmächtig als Herr des Himmels und der Erde thront, der Herr der Götter Asuras, sowohl wie der Menschen (Rigv. II, 27, 10; 28), wird Soma ebenfalls König der Welt, Schöpfer des Himmels und der Erde, des Agni, Sūrya, Indra und Viṣṇu genannt (Rigv. IX, 96, 5, 10). In Wirklichkeit besteht zwischen den Göttern kein Rangunterschied; allerdings werden junge und alte, kleine und grosse Götter voneinander unterschieden (Rigv. I, 27, 13), trotzdem gibt es keine kleinen und jungen Götter, denn alle sind in Wirklichkeit gleich gross (Rigv. VIII, 30, 1), deshalb können auch einzelne mit anderen identifiziert werden, so z. B. Agni mit Varuṇa, Mitra, Indra, Viṣṇu, Aditi, Bhāratī usw., übrigens scheinen die Götter sich auch nicht immer vertragen zu haben (Rigv. IV, 30, 3, 5; A. V. III, 15, 5). Als Darstellungen von Naturerscheinungen sind manche Göttersagen symbolisch aufzufassen, vorzüglich solche, welche einen zweideutigen und schlüpfrigen Charakter haben. Obgleich die alten Dichter solche Mythen nicht verschweigen, die z. B. von Varuṇa, Indra und seiner Gemahlin Indrāṇī erzählt werden[1]), oder das Gespräch zwischen Yama und seiner Schwester Yamī und der Verkehr zwischen Göttern und Göttinnen bisweilen darbieten, so vermieden sie doch so viel wie möglich, auf solche Themata näher einzugehen. Im Gegensatz hierzu schwelgen die griechischen Dichter in der Beschreibung der Untaten der Götter, so dass Xenophanes z. B. Homer und Hesiod beschuldigte, die Götter, als deren Vorbilder sich die Menschen ansahen, der gemeinsten Verbrechen, wie des Stehlens, Ehebrechens und des Betruges angeklagt zu haben.

Die vedischen Gesänge liegen in vier verschiedenen Sammlungen (Saṁhitā) vor. Diese vier Veden sind der Rigveda, der Sāmaveda, der Yajurveda und der Atharvaveda. Die drei ersten als die ursprünglichen und heiligsten heissen die Trayīvidyā, die dreifache Wissenschaft, als Lied, Gesang und Opferspruch. Nach einer späteren brahmanischen Auffassung gehört der Rigveda den Göttern, der Sāmaveda den Seligen (pitṛ) und der Yajurveda den Menschen.

Der Rigveda ist der nach Dichterfamilien klassifizierte Veda der Verse oder Sprüche. Seine ältesten Gesänge entstammen noch einer Zeit, da die Arier in die Grenzen des eigentlichen Indiens noch nicht eingedrungen waren. Die Hotṛpriester rezitieren mit lauter Stimme diesen Veda.

Der Sāmaveda, der Veda des Gesanges, verwendet die einzelnen aus ihrem Zusammenhange gerissenen Verse des Rigveda zum Gesange beim Somaopfer. Durch dieses eigentümliche Verfahren haben die Verse ihren ursprünglichen Sinn allerdings verloren, aber das Opferzeremoniell verleiht ihnen eine neue Bedeutung. Die Gesänge (Sāmāni) des Sāmaveda werden von den Udgātṛpriestern beim Somaopfer gesungen. Die das ganze Opferzeremoniell umfassenden Gebetformeln (yajûṁsi) des Yajurveda werden von den Adhvaryupriestern mit eigentümlicher Be-

1) Vgl. auch Rigv. X, 86 bezüglich der Indrāṇī und des Vṛṣākapi; X, 10 Gespräch zwischen Yama und Yamī usw.

tonung beim Opfer gemurmelt. Von diesem Yajurveda gibt es zwei Hauptabteilungen mit je verschiedenen Rezensionen, den schwarzen oder ungeordneten Kṛṣṇa-yajurveda und den weissen oder geordneten Śukla-yajurveda. Im ersteren folgen die dogmatischen Erklärungen und die Beschreibung des Zeremoniells gewöhnlich unmittelbar auf die Opferformeln, im zweiten sind beide voneinander getrennt.

Die einzelnen Verse, die Ṛcas, Sāmāni und Yajūṁsi dieser drei Veden heissen Mantra (Spruch).

Der vierte Veda ist der Atharva- oder Brahmaveda und enthält ausser Mantra auch Tantra oder volkstümliche Beschwörungen, von denen einige ins hohe Altertum zurückgehen und ebenfalls dem arischen Legendenschatz angehören. Er wird den Atharvans und Aṅgiras zugeschrieben.

Während die Hymnen des Rigveda und des Atharvaveda ausser ihrem dichterischen Wert auch als historische Dokumente von Bedeutung sind, überwiegt beim Sāmaveda und beim Yajurveda das liturgische Interesse. Dieser letztere wurde indessen in späteren Zeiten so volkstümlich, denn die Mehrzahl der Brahmanen folgt der Liturgie dieses Veda und ist Yajurvedakundig (Yajurvedin), dass die Taittirīyopaniṣad die vier Veden mit einem Vogel vergleicht, dessen Kopf der Yajurveda, dessen rechter und linker Flügel bezw. der Rig- und Sāmaveda und dessen Schweif der Atharvaveda bildet.

Der vollständige Text jedes dieser vier Veden war in besonderen Rezensionen enthalten, von denen noch einzelne existieren. Ausführliche vedische Kommentare (Brāhmaṇa) geben erklärenden Aufschluss über das Zeremoniell und enthalten wertvolle historische Andeutungen — so weisen die Lehren des Vaṁśabrāhmaṇa des Sāmaveda Professor Albrecht Weber zufolge nach Iran —, Legenden, theologische Betrachtungen und andern schätzbaren Inhalt. Die Texte der vier Veden zusammen mit ihren Kommentaren (den Brāhmaṇa) und den diesen zugehörigen mystischen Schriften, den sogenannten Upaniṣad, bilden die dem Gehör offenbarte Revelation, die Śruti. Im Gegensatz zu der Revelation steht die dem Gedächtnis anvertraute weltliche Literatur, die Tradition, die Smṛti.

Während viele Gesänge des Rigveda, sowie einige Teile des Yajurveda und des Atharvaveda sicherlich einer sehr alten Zeit angehören und vor dem Einfall der Arier in Indien datieren können, reichen die jüngsten Lieder des Rigveda wohl in eine jüngere Zeit. Die Abfassung der Brāhmaṇa geht wahrscheinlich bis ins fünfte Jahrhundert n. Chr., während manche Upaniṣad erst in neuerer Zeit abgefasst sind.

Wie aus den Gesängen und Sagen der indischen Arier erhellt, waren, was schon hervorgehoben, ihre allmählich sich entwickelnden und erweiternden religiösen Anschauungen aus der Betrachtung, Bewunderung und Verehrung der gewaltigen, alles Irdische beherrschenden Naturmächte hervorgegangen.

Die drei Sphären, die irdische, luftige und himmlische, welche dem Menschen vor Augen liegen, bieten seinem Denken eine materielle Grundlage.

Nach der vedischen Vorstellung weilen und wirken im Himmel, im Luftraum und auf der Erde (Rigv. X, 49, 2; 63, 2; 65, 9; Athar. V. X, 9, 12) dreierlei, der Zeit nach ewige, dem Raum nach zum Teil beschränkte Gottheiten. In jeder der drei Regionen thront eine, allerdings nicht immer dieselbe Gottheit. So heisst es einmal: Möge Sūrya uns vom Himmel, Vāyu von der Atmosphäre und Agni von den irdischen Gebieten aus beschützen (Rigv. X, 158, 1, vergleiche I, 164, 23, 44).[1]) Nach einer anderswo (Śatapatha Brāhmaṇa IV, 5, 4, 1) berichteten Legende waren die Götter ursprünglich alle gleich und rein, aber drei von ihnen, Agni, Indra und Sūrya suchten sich hervorzutun und erreichten auch ihren Wunsch durch anstrengende Andachtsübungen und Opferdarbringungen. Elf Gottheiten residieren in jeder Schicht, im Himmel, in den himmlischen Wassern und auf der Erde (Rigv. I, 139, 11; Taitt. Saṁh. I, 4, 10, 1). Diesen 33 Manifestationen hatte die oberste Dreiheit zugrunde gelegen (Nirukta VII, 5), aus welcher sich hernach in modifizierter Form die aus Brahma, Viṣṇu und Śiva bestehende Trimūrti entwickelte.

Die meisten Gottheiten sind lediglich ein Gebilde der erregten Phantasie, andere müssen als ideale Vertreter gewaltiger Naturerscheinungen, oder leuchtender, das menschliche Leben beeinflussender Himmelskörper angesehen werden, manche auch als vergötterte Elemente und Materien. Schon Epicharmus, ein Schüler des Pythagoras, behauptete, dass die Götter eigentlich nur Wind, Wasser, Erde, Feuer und Gestirne seien.

Ehe die einzelnen Gottheiten besonders besprochen werden, scheint es ratsam, über ihr Wesen, ihren Ursprung und ihre Stellung einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken. Wie es sich von selbst versteht, kann über ein unsubstantielles religiöses Thema bei den schwankenden Auffassungen verschiedener Zeiten kein endgültiges Urteil abgegeben werden, vielleicht aber lässt sich in der Hauptsache feststellen, welche Ansicht die Indier ursprünglich von den Asuras und Devas, ihren vornehmsten Gottheiten, gehabt, und wie sie dieselbe allmählich modifiziert haben. Ihrem Namen nach zu urteilen, repräsentieren die Asuras die lebendig existiereden, die Devas die leuchtend himmlischen Gottheiten.

Soviel steht fest, dass die höchsten vedischen Gottheiten (Rigv. I, 91, 4; V, 10, 2; VII, 6, 1; 26, 2; 63, 2; VIII, 25, 4; 27, 20), wie Dyaus (Rigv. I, 131, 1), Varuṇa (Mitra-Varuṇa, Rigv. I, 24, 14; 151, 4; II, 27, 10; VII, 36, 2; 65, 2; VIII, 25, 4; 42, 1; X, 132, 4; A. V. I, 10, 1), Aryaman (Rigv. V, 42, 1), Pūṣan (Rigv. V, 51, 11), Indra (Rigv. I, 174, 1; VIII, 86, 1), Agni (Rigv. IV, 2, 5; V, 12, 1; 15, 1; VII, 6, 1; X, 11, 6), Savitṛ (Rigv. I, 35, 7, 10; 110, 3; IV, 53, 1), Soma (Rigv. IX, 74, 7), Rudra (Rigv. V, 42, 11), Marut (Rigv. I, 64, 2), die Ādityas (Rigv. VIII, 27, 20) u. a. Asuras genannt werden. Man verehrte in ihnen die Urgötter, die

1) Siehe Yāska, Nirukta VII, 5, wo dasselbe angegeben wird. Nach einer Klasse von Erklärern des Veda, den Nairuktas, existieren drei Gottheiten, d. h. Agni, der sich auf der Erde befindet, Vāyu oder Indra, der sich in der Atmosphäre, und Sūrya, der sich im Himmel aufhält. Die irdischen, atmosphärischen und himmlischen Gottheiten werden bezw. Nirukta VII, 14—IX, 43; X, 1—XI, 50 und XII, 1—46 aufgezählt.

lebendigen Urgeister, gewissermassen Personifikationen übernatürlicher, die Menschheit besonders beeinflussender Mächte, während die Devas, wie bei den meisten stammverwandten Völkern, mehr allgemein als Gottheiten aufgefasst wurden, was aus dem Ausdruck Viśve Devās, worunter sowohl alle Götter, als auch eine besondere Götterklasse zu verstehen sind, hervorgeht. Im Lauf der Zeit schwand in Indien, worauf schon hingewiesen, die Macht und das Ansehen der gewaltigen Asuras dahin, Unfriede brach unter ihnen aus, Indra verdrängte Varuṇa, an die Stelle der Asuras traten die Devas, und die Asuras werden als gottlos (adevās) (Rigv. VIII, 85 [96], 9) geschildert. Die Asuras verloren indessen nicht nur ihren Einfluss, sondern auch ihre Respektabilität. So kam der Ausdruck Asura als Unhold[1]) in Verruf, während er sich bei den Iraniern als höchster Geist Ahura Mazda in seiner Bedeutung erhielt. Da nun beiden arischen Völkern dasselbe Wort ursprünglich zur Bezeichnung der höchsten Wesen diente, und die Indier dasselbe in seiner Bedeutung ändernd, statt seiner sich später ausschliesslich des Ausdrucks Deva für Gott bedienten, so kann die religiöse Spaltung zwischen Iraniern und Indiern nur entstanden sein, nachdem bei letzteren die Namensänderung sich vollzogen hatte. Dieser Wechsel in der Stellung der Asuras lässt sich in der indischen Literatur ziemlich klar verfolgen. Zu bemerken ist hierbei noch, dass die Iranier hinfort das Wort div in böser Bedeutung als Teufel gebrauchten, dagegen bei ihren entfernteren Stammesgenossen, wie z. B. bei den Griechen und Römern die Ausdrücke θεός und deus sich dem Sinne nach mit dem sanskritischen Deva decken. Das den alten Iraniern und vedischen Indiern in guter Bedeutung ursprünglich gemeinsame Wort Asura kann wohl als Beweis gelten, dass zwischen beiden Völkern in religiöser Beziehung Übereinstimmung herrschte, während die Herabsetzung der Asuras und die Hervorhebung der Devas bei den Indiern das Aufhören der früheren Intimität anzeigte.

In den Brāhmaṇas wird das Verhältnis der Asuras zu den Devas häufig eingehender besprochen. Prajāpati, der Herr der Schöpfung galt als Vater der Asuras wie der Devas. Erstere erschuf er mit seinem Hauche (asunā), weshalb sie Asuras genannt wurden (Taitt. Brāhmaṇa II, 3, 8, 2); dieser Hauch wurde dann zum untern Hauch, durch den auch die Menschen entstanden, und der dem Hinterteil (jaghanāt) entfuhr (Taitt. Br. II, 2, 9, 5; Śatapatha Br. X, 1, 3, 1; Vāyupurāṇa IX, 4, 23). Die Götter hingegen kamen vom obern Hauch, aus dem Munde (Śatap. Br. X, 1, 3, 1; Vāyupurāṇa IX, 8). Nach der Geburt der Asuras setzte Finsternis ein, mit der Dämmerung erschienen die Manen (Pitaraḥ), und der Tag brach an, als die Götter erschienen (Taitt. Br. II, 2, 9, 5, 8, 9; Śat. Br. X, 1, 6, 8; Vāyup. X, 11—15). Eine andere Legende lässt noch die Asuras, Rākṣasas und Piśācas aus den Wassertropfen entstehen, welche von dem bei der Erschaffung der Götter, Menschen, Manen, Gandharven und Apsaras verwandten Wasser abwärts tröpfelte (Taitt. Araṇyak. I, 23, 7). Auf diese Weise wurden die Asuras, trotzdem sie ursprünglich die älteren

1) So wird Svarbhānu ein Asura genannt (Rigv. V, 40, 5, 9).

und vornehmeren Götter gewesen waren, wie denn das Mahābhārata die älteren und die Devas die jüngeren Brüder nennt (Mahābhārata, Śāntiparva XXXIII, 25)[1]) immer mehr erniedrigt, bis sie zuletzt mit den bösen Rākṣasas und Piśācas auf gleiche Stufe gesetzt wurden. Merkwürdigerweise scheint eine allerdings unklare Stelle im Rigveda (VI, 59, 1) die Väter der beiden Hauptgötter des Veda, Agni und Indra als Feinde der Götter, nach dem Kommentator Sāyaṇa als Asuras zu bezeichnen, die von den Devas niedergeschlagen wurden.

Zur Entkräftung und Erniedrigung der Asuras werden auch andere Gründe angeführt. So gehörte ursprünglich den Asuras die Erde und die Götter besassen nur soviel davon, wie einer von seinem Sitz überschauen kann. Die Götter erbaten sich nun eine grössere Fläche von den Asuras und auf der Devas Begehr versprachen ihnen die Asuras so viel, wie eine Schakalin in drei Schritten beschreiten kann. Darauf nahm Indra die Gestalt einer Schakalin an und umging die Erde in drei Schritten. So erlangten die Götter die Erde (Taitt. Saṁhitā VI, 2, 4).[2])

Den sittlichen Verfall der Asuras bekunden andere Vorfälle. Der Vater der Asuras und Devas, Prajāpati, hatte beiden die Rede, die wahre wie die unwahre, verliehen, und beide bedienten sich auch anfänglich in gleicher Weise der wahren und unwahren Sprache. Im Lauf der Zeit nahmen indessen die Devas die wahre Sprache ganz an, und wurden allerdings immer schwächer, während die Asuras der Lüge sich hingebend, wie Salzerde wuchsen. Schliesslich siegte jedoch die Wahrheit über die Lüge und die Asuras unterlagen (Śat. Br. IX, 5, 1, 12ff.). Aber auch ihr Hochmut wurde ihnen verhängnisvoll. Denn die Asuras steckten die Opfergabe, welche sie keinem andern gönnten, sich selbst in den Mund; die Devas boten hingegen die ihrige sich gegenseitig an, worauf Prajāpati den Devas das Opfer zur Nahrung gab (Śat. Br. V, 11, 1—2; XI, 1, 8, 1—2), wodurch die Devas ebenfalls das Übergewicht erlangten.

Die Stellung der Devas ist übrigens im Veda eine recht eigentümliche. Die Verschiedenheit und die Widersprüche in den betreffenden Angaben finden allerdings ihre Erklärung darin, dass den Ansichten der Verfasser der voneinander abweichenden Hymnen kein einheitlicher Gedanke und Glaube zugrunde lag. So werden die Götter gewöhnlich als unsterblich geschildert, obwohl die Devas nach der Entstehung des Universums (Rigv. X, 129, 6), oder von den luftigen Wassern, von Aditi und der Erde (Rigv. LXIII, 2), oder aber drei Yugas nach den Heilkräutern (Rigv. IX, 97, 1) geboren sein sollen. Andererseits verlieh ihnen der Genuss des Somasaftes Unsterblichkeit (Rigv. IX, 106, 8; 109, 2, 3; X, 53, 10), denn Soma wird wie Brahmaṇaspati (Rigv. II, 26, 3) und Agni (Rigv. IV, 23, 6; VI, 7, 4; Ath. V. IV, 23, 6) als Vater der Götter gefeiert, und noch besonders (Rigv. IX, 96, 5) Vater der Pṛthivī (Erde), des Dyaus

1) Idam tu śrūyate Pārtha yuddhe devāsure purā
Asurā bhrātaro jyeṣṭhā devāscāpi yavīyasaḥ.

2) Im Taitt. Br. III, 2, 9, 6 wird derselbe Vorgang mit der Variante erzählt, dass statt Indra die Götter die Erde umfassten.

(Himmels), Agni, Sūrya, Indra und Viṣṇu genannt. Auch Savitṛ verleiht den Göttern Unsterblichkeit (Rigv. IV, 54, 2); Uṣas, die Morgenröte heisst Mutter der Götter (Rigv. I, 113, 19) und die Götter wurden nach der ehrwürdigen Aditi, der Mutter der Ādityas (Rigv. II, 27, 7; X, 63, 2) geboren (Rig. X, 72, 5). Wiederholt und selbst verschiedentlich werden die Eltern einzelner Götter erwähnt, wie z. B. von Indra, dessen Vater bald Dyaus bald ein Dämon ist, und dessen Mutter bald als Aditi bald als Niṣṭigrī erscheint (Rig. IV, 17, 4, 12; 18, 5, 12; VIII, 45, 4; 66, 1; X, 101, 12; 134, 1). Was die Unsterblichkeit der Götter anbetrifft, so überwanden einige Devas den Tod durch Enthaltsamkeit und Bussübungen (Ath. XI, 5, 19), oder erwarben sich Unsterblichkeit durch Kasteiungen (Rigv. X, 53, 10; Mahābhārata, Aśvamedha LI, 21[1]), wie denn Indra sich ebenfalls dadurch den Himmel eroberte (Rigv. X, 167, 1; Atharvv. XI, 5, 19). Überhaupt sind Busse und Opfer hierzu unfehlbare Mittel; denn die Götter verrichteten ebenfalls Opfer. Dies waren die ersten Gebräuche; diese grossen Mächte erstrebten den Himmel, wo die Sādhyas, die früheren Götter, weilen (Rigv. I, 164, 50; X, 90, 16). Es ist unnötig, hier näher darauf einzugehen, was man ursprünglich unter Sādhyas verstand, aber soviel scheint festzustehen, dass man sich schon früh zwei verschiedene Göttergruppen dachte, deren eine von ihrer Geburt an (ājānadevāḥ) Götter waren, die andere, welche demnach einen niederen Rang einnahm, sich ihre Gottheit durch Handlungen erst erwarb (Mahīdhara zu Vāj. S. 31, 17; Muir [Original Sanskrit Texts] V, 17, 18). Nach der Ansicht der späteren Kosmogonien oder Purāṇas waren die Götter überhaupt nur während einer bestimmten Periode, während eines Kalpa, unsterblich, am Ende desselben verschwanden sie und traten erst beim Anfang des neuen ins Dasein zurück.

Nach diesen Bemerkungen über die Asuras und Devas folge nun die Besprechung der wesentlichsten Gottheiten, zuerst derjenigen, welchen eine materielle Existenz zugrunde liegt, und dann solcher, die lediglich Gebilde der Phantasie sind. Den Anfang mache:

Dyaus und Pṛthivī (Himmel und Erde).

Der unter dem Himmelsgewölbe und auf der Erdoberfläche wandelnde Mensch beobachtet zuerst Himmel und Erde. Ersterem entströmt Licht, Wärme und Regen, letztere gewährt Nahrung, Bekleidung und Behausung. Es ist deshalb sehr begreiflich, dass alle Naturvölker der Erde den Himmel und die Erde zum vornehmsten Gegenstand ihrer Verehrung machten. Wie die Indier den scheinenden, glänzenden Himmel (Dyaus [dyu] von div, scheinen) Vater und die breite Erde (Pṛthivī) Mutter und beide Eltern (Dyāvā pṛthivī) Himmel und Erde (Väter), oder Mātarā (Mütter), oder Janitrī (Erzeuger) nennen, so tun dies auch die Griechen und Römer, wie Hesiod, Äschylus, Sophokles, Euripides, Virgil, Lucretius und andere in ihren Werken bezeugen. Beiden Gott-

1) Tapaḥ parāyaṇā nityam sidhyanti tapasā sadā
tathaiva tapasā devā mahāmāyā divam gatāḥ.

heiten sind im Veda spezielle Hymnen gewidmet (Rigv. I, 159, 160, 185; IV, 56; VI, 70; VII, 53; Atharv. IV, 26), ausserdem auch einer besonders der Erde (Rigv. V, 84). Indessen sind der Himmel und die Erde nicht allein die Eltern der Menschen, sondern auch die der Götter (Devaputre, Rigv. I, 106, 3; 159, 1; 185, 4; IV, 56, 2 usw.), in der Tat aller Wesen, welche sie erhalten. Während hingegen Zeus und Jupiter (Diespiter) bei den Griechen und Römern die höchste Gottheit bleibt, und ihre Oberherrschaft über Götter und Menschen unwandelbar fortbesteht, sinkt Dyaus allmählich von seinem Thron, und Indra usurpiert seine Stellung. Ursprünglich hat dieser wohl auch als Sohn des Dyaus und der Pṛthivī gegolten, aber er wird auch häufig ihr Schöpfer genannt (Rigv. VIII, 36, 4; X, 54, 3, usw.), wie denn Soma und Pūṣan (Rigv. II, 40, 1), Dhātṛ (Rigv. X, 190, 3), Hiraṇyagarbha (Rigv. X, 121, 9), Tvaṣṭṛ (Rigv. X, 110, 9) und Viśvakarman (Rigveda X, 81, 2—4) ebenfalls so heissen. Nach Rigv. VII, 34, 2 wissen die Wasser den Ursprung des Himmels und der Erde, anderswo wird gefragt, aus welchem Baum und Holz sie entstanden seien (Rigv. X, 31, 7; 84, 4), oder welcher von beiden zuerst dagewesen sei (Rigv. I, 185, 1); Fragen, welche auf die Kosmogonie hinführen.

Merkwürdigerweise gilt Dyaus nicht immer als Gatte der Pṛthivī, sondern als solcher wird auch Parjanya erwähnt (Atharv. XII, 1, 12 und 42). In den homerischen Gesängen ist Gaia, die Erde, wie schon erwähnt, die Mutter der Götter, und die Gattin des Uranos, des Grossvaters des Zeus. Ursprünglich waren, so berichtet das Aitareya Brāhmaṇa (IV, 27) Himmel und Erde mit einander verbunden, sie trennten sich aber von einander, was viel Unheil anstiftete. Deshalb brachten die Götter zwischen ihnen eine Aussöhnung zustande und verursachten ihre Heirat. Eine ähnliche Sage schreibt dem Dionysius von Halikarnass zufolge Euripides dem berühmten Anaxagoras zu.

Agni.

Agni, das Feuer, das für den Menschen so notwendige und unentbehrliche Element, das Licht und Wärme verbreitet und das Kochen ermöglicht, weilt als der erste und gefeiertste Gott im Veda in allen drei Sphären, als Sonne im Himmel (Rigv. VI, 8, 2; X, 88, 6, 11 usw.), als Blitz in den Wassern des Firmaments, d. h. in der Atmosphäre, weshalb er Apāṇnapāt, Sohn der Wasser, heisst (Rigv. I, 22, 6; II, 35, 1, 11 usw.), und als Feuer auf der Erde, wo er residiert. Er gilt für den ältesten Gott, trotzdem ihn der Himmel und die Erde, die Wasser und Tvaṣṭṛ schufen (Rigv. X, 2, 7). Er wird mit vielen Göttern und Göttinnen identifiziert, mit Indra und Viṣṇu, mit Brahmaṇaspati, mit Varuṇa, Mitra, Aryaman, Aṁśa und Bhaga, mit Tvaṣṭṛ, Rudra und dem Sonnengott Savitṛ, mit den Göttinnen Aditi, Hotrā, Bhāratī, Īlā und Sarasvatī (Rigv. II, 1, 3—11). Seine Verehrung ist weitverbreitet, namentlich wird von den benachbarten Iraniern das Feuer heilig gehalten, sie nennen es aber nicht Agni, welchem das lateinische ignis wie das slawische ogńi entspricht, sondern ātar, dessen Priester Ātarvan an den vedischen Feuerpriester Atharvan erinnert. Überhaupt liegt die Bedeutung Agnis in seinem Zusammenhang mit dem Opfer und dem üblichen Opferzeremoniell. In sich

vereinigt er alle für das Ritual erforderlichen Verrichtungen. Er ist der gewissenhafte Priester im Hause von früh morgens bis zum Abend, der Freund der Menschen und Götter, der Vater und Leiter des Opfers. Dem entsprechend repräsentieren auch die drei Opferfeuer — das östliche, viereckig geformte, die Sonne vertretende und den Göttern zukommende Āhavanīya; das südliche, halbmondförmige, den Mond repräsentierende und den Manen geweihte Dakṣiṇa[1]); und das kreisförmige, fortwährend vom Hausherrn zu unterhaltende, für die Menschen auf der Erde eingesetzte Gārhapatya — bezw. den Himmel, den Luftraum und die Erde. Wegen der mannigfachen Gestalt Agnis ist ebenfalls sein Ursprung und sein Wesen schwer zu erfassen, und die Form, unter der er zu verehren ist, nicht leicht zu bestimmen. Vom Himmel brachte ihn der heilige Bote Mātariśvan dem Bhṛgu (Rigv. I, 31, 3; 60, 1; III, 5, 10)[2]) für die Sterblichen, nicht durch List entführt, wie Prometheus[3]) es einst getan, und er blieb als Gast bei den Menschen. Wenn Agni als Blitz durch die Wasserwolke fährt, wird er, wie schon angeführt, als Sohn des Wassers gefeiert. Er wird in nicht von Menschenhänden erbauten Tempeln, sondern unter freiem Himmel verehrt. Durch das Reiben (Rigv. VIII, 48, 6) eines Aśvattha- (Ficus religiosa) Reises (araṇi) an einem Stück Śamiholz (Acacia suma) (Rigv. I, 31, 2; 68, 2; III, 29, 1—6; X, 5, 1; 79, 4) wird er jeden Tag nach der Väter Weise (Rigv. I, 31, 7; 45, 3; VIII, 43, 13) von Alters her wie in der Jetztzeit auf dem Altar erzeugt; ein Verfahren, das König Purūravas zuerst einführte. Agni bringt Leben in die Welt, er verleiht Menschen, Tieren und Pflanzen das Leben, bleibt aber selbst ewig jung, weil er immer wieder erneuert wird. Er ist zugleich Erzeuger, Herr und Priester des Opfers, welches er als begeisterter Seher (Ṛṣi) den Göttern darbietet. Er reinigt die Menschen, gewährt ihnen Reichtum, und macht den Leib der Frauen fruchtbar. Er beschützt die Menschen vor ihren Feinden, besonders vor den dämonischen Rakṣās, die er verbrennt, und deren Schlösser er vernichtet. Deshalb ist er auch bei den Menschen so beliebt. Agni und Indra sind die Hauptgottheiten des Rigveda, sie galten für Zwillingsbrüder von demselben Vater (Rigv. VI, 59, 2). Die meisten Lieder dieses Hymnenbuches sind an Agni gerichtet, sie stehen zumeist am Anfang der einzelnen zehn Abschnitte (Maṇḍala). Die Verehrung des Feuers ist im Veda an die drei Priestergeschlechter des Aṅgiras, Bhṛgu und Atharvan geknüpft, erstere leiteten ihre Abkunft auf Agni, letztere beide auf Varuṇa zurück.

Was nun die Stellung Agnis betrifft, so bleibt er trotz aller spirituellen Umhüllung das materielle Feuer, dessen züngelnde Flammen und

---

1) Siehe S. 321.

2) Manu, Bhṛgu, Aṅgiras (Rigv. VIII, 43, 13), Atharvan, Dadhyañc (Rigv. VI, 16, 13, 14) und andere sollen zuerst das Feuer angezündet haben.

3) Die Sanskritwurzel math (manth) bedeutet Feuer (agnim) erzeugen durch Reiben zweier Hölzer aneinander; pramantha heisst ein solcher zum Feuererzeugen benutzter Reibstock; ein Wort, das, wie Kuhn bemerkt hat, stark an den Namen Prometheus erinnert; die 3. P. Pl. des reduplizierten Perfekts Par. und Ātm. sind bezw. im Veda methus und methire.

schwarzer Rauch (Rigv. I, 58) in der Vorstellung der Frommen die verschiedenartigsten sinnlichsten Vergleiche aufkommen liessen, weil sich, wie oben bemerkt, das leuchtende und brennende Feuer auf der Erde in vielerlei Körpern birgt, und bald freundlich, bald feindlich, bald Ehrfurcht, bald Schauder erregend erscheint.

Soma (als Pflanze und Getränk [Pflanzensaft]).

Wie der heilige Mātariśvan das Feuer vom Himmel herabbrachte, so trug ein Adler oder Falke den Soma, den König der Kräuter, vom himmlischen Berg Meru (Rigv. I, 93, 6; IV, 18, 13; 26, 6, 7; 27), denn der Soma der Indier wie der Haoma der Iranier entstammt dem Himmel. Sein Saft ist des Himmels Milch, welche die Götter stärkt und berauscht, ebenso wie die Menschen. Sowohl über die Pflanze wie über die Art des Getränks ist man noch unsicher. Bald hält man sie für eine Sarcostemma, bald für eine Asclepias. Soviel steht fest, dass man schon frühzeitig zur Bereitung des Somasafts, mag er nun dem Wein oder Bier ähnlich gewesen sein, die verschiedenartigsten Pflanzen verwendete, da es mehr auf das Getränk, als auf das den Saft liefernde Gewächs ankam. Prof. Max Müller hat die älteste Beschreibung des Soma zuerst veröffentlicht.[1]) Nach dieser dem Āyurveda entlehnten Angabe ist „die Schlingpflanze, welche den Namen Soma hat, dunkelfarbig, sauer, blattlos, milchig und fleischig auf der Oberfläche. Sie zerstört Schleim, verursacht Brechen, und wird von Ziegen gefressen." Allerdings darf dieser Bericht nur auf die damals benutzte Pflanze bezogen werden, was jedoch nicht ausschliesst, dass er auch auf die ursprüngliche passt. Nach dem Rigveda und dem Zend-Avesta wächst der Soma auf hohen Bergen, d. h. im Hochgebirge. In Persien findet man den Hom in den Bergen von Schirvan, Ghilan und Mazenderan, desgleichen wächst der Soma in den anstossenden Gebirgen Nordindiens, es gelten aber jetzt in verschiedenen Gegenden Indiens verschiedene Pflanzen für den Soma. Im Rigveda (X, 34. 1) wird als seine Heimat der Berg Mūjavat angegeben, über seine Lage ist jedoch nichts näheres bekannt; anderswo (Rigv. IX, 65, 22, 23) wird das Gebiet des Śaryaṇāvatsees, sowie das der Ārjikas und Kṛtvans mit dem Somasaft in Beziehung gebracht.[2]) Der Soma ist eine sogenannte Mondpflanze und wird auf den Bergen bei Mondschein gesammelt. Um den für die Opfer notwendigen Bedarf zu verschaffen, wurde mit der Somapflanze ein ausgedehnter Handel getrieben, und bei ihrem Einkauf eigentümliche Gebräuche beobachtet. Als Somahändler werden die Paṇis speziell angeführt (Rigv. IV, 25, 7; VIII, 86 (97), 2 usw.), und als habgierige, geizige und reiche Repräsentanten eines den Ariern abgeneigten feindlichen Volksstammes geschildert. Dr. H. Brunn-

1) Vgl. seinen Aufsatz „Über die Totenbestattung bei den Brahmanen". Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. IX, S. LIV: „Śyāmālāmlā ca niṣpattrā kṣīriṇī tvaci māṁsalā, śleṣmalā vāmanī vallī somākhyā chāgabhojanam."

2) Die Parsis in Indien beziehen noch heute aus Persien die Ephedra distachya, die vielleicht als die ursprüngliche iranische Somapflanze gelten kann. — Über die Erklärung der vedischen Stellen (Rigv. IX, 65, 22, 23) siehe die gelehrten Bemerkungen Prof. Pischels in „Vedische Studien", II, S. 209—211 und 217—222 unter paruśṇī ūrṇā und pastyā.

hofer hat nachgewiesen (siehe Iran und Turan, S. 112—116), dass unter den Paṇis die Parner zu verstehen sind, welche mit den ihnen stammverwandten Pārāvatas (Rigv. VI, 6, 1, 2) erwähnt werden. Diese Völkerschaften sind indessen nicht iranischen Ursprungs, sondern gehören der Urbevölkerung Indiens an, und zwar derselben Rasse, zu welcher auch die Pariahs, wie wir später zeigen werden, zu zählen sind.

Über die himmlische Herkunft des Soma berichten viele Sagen. Indra bemächtigte sich des im Hause des Tvaṣṭr befindlichen Somatranks, worauf Tvaṣṭr entsetzt entfloh (Rigv. I, 80, 14; III, 48, 4; IV, 18, 3). Die Tochter des Sūrya filtriert den Soma (Rigv. IX, 1, 6; 113, 3), den die Mägde des Trita auf einem Stein auspressen (Rigv. IX, 32, 2; 38, 2), wozu auch Mörser verwendet werden. Pūṣan hat den die Götter stärkenden, in einer Höhle verborgenen Soma gefunden (Rigv. I, 23, 13—14). Übrigens ist der Ruhm des Soma weitverbreitet im Himmel, auf der Erde, in den Wassern, auf den Bergen und unter den Pflanzen (Rigv. I, 91, 4). So werden ihm, als göttlichem Asura (Rigv. IX, 73, 1), wunderbare Kräfte beigemessen. Er hat das Firmament ausgebreitet (Rigv. I, 91, 22), den Himmel und die Erde, Agni, Sūrya, Indra und Viṣṇu geschaffen (Rigv. VI, 47, 34; IX, 96, 5); er heisst deshalb auch Vater und Erzeuger der Götter (Rigv. IX, 86, 10; 87, 2), sowie der Brahmane der Götter (Bṛhaspati), das Oberhaupt der Dichter, der Weise der Weisen, Bulle der Tiere und Falke der Geier (Rigv. IX, 96, 6). An einer anderen Stelle (Rigv. I, 93, 5) steht, Agni und Soma hätten die leuchtenden Himmelskörper an den Himmel gesetzt. Die Götter verdanken dem Somatrank ihre Unsterblichkeit und ihre Stellung, zumal Indra, welcher demselben sehr zugetan ist, und durch seine Hilfe die Dämonen, insbesondere den Vṛtra, besiegt. Auch den ihn trinkenden Sterblichen verleiht er Unsterblichkeit (Rigv. VIII, 48, 3) vornehmlich denjenigen, welche ihn in der Behausung Yamas unter den Seligen trinken (Rigv. VIII, 48, 7; IX, 113, 7—11). Ausserdem verleiht er Nachkommenschaft (Rigv. IX, 74, 5), verlängert das Leben (Rigv. VIII, 48, 7; 68, 6), heilt Krankheiten (Rigv. VIII, 48, 11; I, 91, 12), spendet Reichtümer (Rgv. I, 91, 1, 1. 19) und macht siegreich (Rigv. I, 91, 21). Es würde in der Tat zu weit führen, den dem Soma zugeschriebenen segensreichen Einfluss einzeln ausführlich berichten zu wollen.

Viele der indischen Legenden über Soma als Gott und Getränk finden sich auch bei den Iraniern über den Haoma, so dass man sie als zu dem gemeinsamen Sagenschatz beider Völker gehörig ansehen kann.

Die Farbe der Somasprossen wird bald als dunkelrot (aruṇa, babhru), bald als goldgelb (hari) angegeben, und diese Farbe dürfte auch das aus dem Soma gewonnene Getränk gehabt haben. Die Stengel der Pflanze, wie auch ihr Saft, waren hellfarbig.

Soma (als Mond).

Der Soma als Mondpflanze teilt alle Eigentümlichkeiten mit dem Mond, so bedeutet auch im Rigveda das Wort Soma sowohl die Pflanze, als auch das aus ihr bereitete Getränk und ebenfalls den Mond. Deshalb wird auch das Somagewächs ein vom Himmel auf die Erde gebrachter,

heller Mondstrahl genannt. Die dem Soma zugeschriebenen Kräfte sind eigentlich dem Monde entlehnt, wie dies auch Prof. Hillebrandt zuerst in seiner Vedischen Mythologie über den Mondkultus nachgewiesen hat.[1]) Im Monde befindet sich die Götterspeise, der Nektar (das Amṛta), welches die Götter unsterblich macht, und das, sich in einem halben Monat ansammelnd, von den Göttern genossen wird. Den von diesem übriggelassenen sechzehnten Teil (Kalā) trinken die Manen.

Die Somapflanze ist gewissermassen der irdische Repräsentant des Mondes, wie aus den dem Soma Pavamāna geweihten Liedern des neunten Maṇḍala hervorgeht. Weil der Mond am Himmel dem goldgelben Tropfen des Somasaftes gleicht, heisst er Indu, Tropfen (Rigv. VI, 44, 21), und noch andere Bezeichnungen wie Ūrmi (Welle), Utsa (Brunnen), Samudra (Meer) beziehen sich auf das himmlische Nass, das Amṛta.[2])

Das den Manen geweihte südliche Opferfeuer (Dakṣiṇa) repräsentiert den Mond[3]), denn der Mond steht in inniger Beziehung zu der Totenwelt, wie auch der Mond das Reich des Yama ist. Geisterhaft wie der Wind bewegen sich die Manen im Lichtraum, der Mond ist ihr Auge, wie die Sonne das Auge der Götter ist. Das Manenfeuer ist demnach Agni Candramas oder Mondfeuer.

Sūrya (die Sonne).

Das grösste, einflussreichste und wichtigste Gestirn für den Menschen ist unstreitig die Sonne. Ihr wird unter verschiedenen Namen und Formen Verehrung erwiesen, besonders als Sūrya und Savitṛ, sowie als Vivasvat (eigentlich die Morgensonne), der schon der indo-iranischen Vorzeit angehört und im Avesta Vivaṅhvat heisst. Im Rigveda (VIII, 57, 26) erscheint er auch als ein Āditya und als Vater des Yama und der Yamī, und der beiden Aśvins (Rigv. X, 17, 1, 2). Er gilt später als der Urahn der Menschen, doch wird er den Lichtgöttern zugezählt und gilt als Gott der Morgensonne, obschon er im Rigveda eigentlich nicht als lebende Gottheit figuriert. Meistens erscheint Vivasvat in mythischer Verhüllung als Opferer und sein Name erhält eventuell diese Bedeutung.[4])

Nach einigen soll im Rigveda Savitṛ von Sūrya derart unterschieden werden, dass ersterer die Sonne von ihrem Untergang bis zum Aufgang, letzterer umgekehrt von diesem zu jenem bezeichne[5]), aber diese Ansicht ist nicht allgemein anerkannt.[6]) Sūrya nimmt im Himmel die herrschende Stellung ein, bald wird er als ein Āditya, oder als Sohn der Aditi verehrt (Rigv. I, 50, 13; X, 88, 11), bald von ihnen unterschieden (Rigv. VIII,

1) Siehe Vedische Mythologie von Alfred Hillebrandt, Breslau 1891, Band 1. Der späteren Legende zufolge machte Brahmā den Soma (Mond) zum Beherrscher der Sterne und Planeten, Brahmanen und Pflanzen, Opfer und Bussen (Viṣṇupurāṇa I, 22, 1—2 IV, 6, 6).

2) Siehe Vedische Mythologie I, S. 319—330.

3) Siehe oben S. 318.

4) Siehe Vedische Mythologie I, S. 474—488 über Vivasvant.

5) Siehe Sāyaṇas Kommentar zu Rigv. I, 123, 3.

6) Siehe Yāskas Nirukta XII, 12.

35, 13), bald wird er ein Sohn des Himmels (Rigv. X, 37, 1), bald der Dämmerung (Rigv. VII, 78, 3) genannt, während letztere anderswo als seine Gemahlin erscheint (Rigv. VII, 75, 5), neben welcher er allerdings noch andere Gattinnen, wie Sūryā und Saṅjñā besitzt (Rigv. X, 85, 6—17). Letztere gilt auch für seine Tochter, auch für die Schwester und Geliebte des Pūṣan, ebenfalls für die Gattin der Aśvins, sowie für die des Soma.

In einem von sieben rotgelben Rossen gezogenen Wagen durchfährt Sūrya den Himmel (Rigv. I, 50, 8, 9; 115, 5), auf einem ihm von Varuṇa, Mitra und Aryaman vorbereiteten Pfade. Sein Wagenlenker ist nach späterer Sage der beinlose Aruṇa. Auf seiner Fahrt bemerkt er alles, besonders die guten und schlechten Handlungen der Sterblichen, die er dem Varuṇa und Mitra berichtet (Rigv. VII, 62, 2), weshalb er das Auge des Varuṇa und Mitra, und zuweilen auch das des Agni heisst (Rigv. I, 115, 1; X, 37, 1). Er belebt am Morgen alles, was Leben hat, und sendet es am Abend zur Ruhe (Rigv. X, 37, 9); er erhält und beseelt alle Wesen.

Savitṛ repräsentiert, wie schon sein Name besagt, die schaffende Kraft der Sonne (Rigv. II, 38 usw.). Er beobachtet feste Gesetze (Rigv. IV, 38, 3, 4). Er besitzt alles, was wünschenswert ist und versendet seinen Segen vom Himmel, von der Atmosphäre und von der Erde (Rigv. I, 24, 3); denn er ist der Herr aller Geschöpfe und der Erhalter des Himmels und der Welt (Rigv. IV, 53, 2). Er verdrängt Varuṇa schliesslich als Beherrscher des Himmels, und Savitṛ wird wie Varuṇa, als ursprünglicher, existierender Gott, als Asura (Rigv. I, 35, 7, 10) anerkannt. Mit Vāyu (Indra) und Agni bildet Sūrya später die vedische Drei-Götter-Gestalt (Trimūrti).

Viele Hymnen sind dem Sūrya wie dem Savitṛ ausschliesslich gewidmet.[1]) Im Atharvaveda wird ebenfalls der Sonnengott besungen (XIII, 2), sowie im Mahābhārata (Vanaparva 2, 3) und im Rāmāyaṇa (Yuddhakāṇḍa 106).

Jeden Morgen ertönt aus dem Munde von Millionen frommer Brahmanen und Inder die dem Savitṛ vom heiligen Seher Viśvāmitra (Rigv. III, 62, 10) geweihte Strophe, die berühmte Gāyatrī oder Savitrī: „Mögen wir den vorzüglichen Glanz des Gottes Savitṛ erlangen, möge er unsern Geist erwecken.“[2])

Uṣas (die Morgenröte).

Wenn der Mensch am frühen Morgen aus seinem Schlafe zu neuer Tätigkeit erwacht, begrüsst ihn die Morgenröte, die der grausen Nacht ein Ende bereitet. Kein Wunder, dass alle sie preisen, so auch der fromme vedische Sänger.

Uṣas, die Morgenröte, die Tochter des Himmels (Rigv. I, 30, 22; 46, 1; 48, 9; 49, 2; IV, 52, 1; V, 80, 5, 6; VI, 64, 45; 65, 6; VII, 77, 6; 78, 41; 79, 3; VIII, 47, 14, 15), die Mutter der Götter (Rigv. I, 113, 19), die Schwester der Ādityas (Rigv. I, 123, 5) und der Nacht (Rigv. I, 92, 11; 124, 8), die ältere Schwester (Rigv. X, 172, 4), Geliebte und Gattin der Sonne (Rigv. I, 92, 11; VII, 75, 5; 76, 3), die Freundin (Rigv. IV, 52, 2, 3) und Schwester (Rigv. I,

1) 6 dem Sūrya und 7 dem Savitṛ.

2) Tat Savitur vareṇyam Bhargo devasya dhīmahi, dhiyo yo naḥ pracodayāt.

180, 2) der Aśvins, die Schwester und Geliebte des Pūṣan (Rigv. VI, 55, 4) wird allgemein innig verehrt und in mehr als zwanzig herrlichen Oden ausschliesslich gepriesen. Sie erscheint zuerst jeden Morgen, und eröffnet somit auch das neue Jahr. Sie erweist dem Menschen nur gutes; sie treibt die bösen Träume fort (Rigv. VIII, 47, 18), erweckt ihn und alle Geschöpfe am Morgen zum Leben (Rigv. I, 92, 9; 113, 15; 124, 4; IV, 61, 5; VI, 65, 1), sendet sie ihrem Beruf zu (Rigv. I, 48, 6), gewährt ihnen Hilfe, Reichtum und Glück (Rigv. I, 30, 22; 48, 1, 9, 13, 15, 16; V, 79, 4; 80, 3; 81, 1; VII, 75, 8; VIII, 47, 17) und verlängert ihre Tage (Rigv. I, 113, 16). Ihr Gespann wird bald von roten oder mannigfarbigen Rossen (Rigv. I, 49, 1; V, 79, 1; VII, 75, 6) oder von dunkelroten Rindern (Rigv. I, 124, 11; V, 80, 3; VI, 64, 3) gezogen; der Mond geht ihrem Gefährt als Herold voraus (Rigv. X, 85, 19), bis es Indra schliesslich mit seinem Blitz zerschmettert (Rigv. II, 15, 6; IV, 30, 8—10; X, 138, 5) und in die Bias (Vipāś) stürzt (Rigv. IV, 30, 11), der Morgenröte Glanz durch die Strahlen der Sonne ersetzend.

In Wirklichkeit wird die Uṣas oder Morgenröte als Sinnbild einer glückbringenden Naturerscheinung mehr gefeiert, denn als Gottheit verehrt Sie veranschaulicht in ihrer regelmässigen Erscheinung den Fortbestand der göttlichen Institutionen (Rigv. I, 113, 12). Dem Wortlaut nach entspricht die sanskritische Uṣas der griechischen Ἠώς oder Αὐώς und der lateinischen Aurora.

Die Aśvins.

Die Aśvins, die Zwillingssöhne des Sonnengottes Vivasvat und der Sturmwolke Saraṇyū (Rigv. X, 17, 2), auch die Söhne des Himmels (Rigv. I, 182, 1; 184, 1; X, 61, 4) und die Nachkommenschaft des Ozeans (Rigv. I, 46, 2) genannt, die Brüder der Morgenröte (Rigv. I, 180, 2), die göttlichen Wagenlenker erglänzen in ewiger Jugend und strotzen von Kraft und Stärke. Als Beinamen führen sie die Bezeichnungen wahrhaftig (Nāsatya, nicht unwahr) und wundertätig (Dasra, Rigv. I, 34, 7, 9, 11; 46, 5 usw.). Auf einem goldnen, dreirädrigen (Rigv. I, 34, 5; 183, 1), dreisitzigen (Rigv. I, 183, 1; VIII, 22, 5), von Rossen oder Eseln (Rigv. I, 38, 9; 116, 2) gezogenen, von Savitṛ vor der Dämmerung entsandten Wagen (Rigv. I, 34, 12) fahren sie in Begleitung ihrer Gattin, der Sonnentochter Sūryā (Rigv. I, 34, 5; 117, 13; 118, 5; 119, 2, 5; 184, 3; IV, 43, 2, 6 usw.) auf rotem Pfade (Rigv. VIII, 22, 1) durch den Himmel und über der Erde hinter dem des Mondes (Rigv. I, 34, 2) her. Da sie so das Himmelsgewölbe Tag und Nacht bewachend (Rigv. I, 34, 8) mit ihrem Gefährt dreimal bei Nacht und dreimal bei Tage (Rigv. I, 34, 2) durch den Himmelsozean sich wie ein Schiff auf dem Meer bewegen (Rigv. I, 46, 7, 8; V, 73, 8), nennt man sie die Söhne der See (Rigv. I, 46, 2). Sie erweisen sich häufig als Wohltäter der Menschen, und helfen Weisen, Helden und Königen aus Bedrängnis und Gefahr (Rigv. I, 112, 5, 25; 116, 6—25; 117, 3—24; 118—120; VIII, 9, 12—21; 122, 7—12; X, 39, 4—10; 40, 7—9), besonders werden sie gepriesen wegen des Beistandes, den sie dem schiffbrüchigen Bhujyu leisten (Rigv. I, 112, 6; 117, 4; 182, 5; VI, 62, 6; VII, 69, 7; X, 39, 4). Sie sind bei dem drei-

täglichen Opfer zugegen (Rigv. I, 34, 1) und erquicken sich an Meth und Somasaft (Rigv. I, 46, 15; 47, 1—6). Sie sind grossmütig, helfen dem Mangel ab und gewähren Nahrung, Reichtum, Glück und Ruhm (Rigv. I, 34, 1, 3—5; 46, 2 usw.), langes Leben und Nachkommenschaft (Rigv. I, 34, 12), früh morgens und spät am Abend greifen sie schnell hilfreich ein (Rigv. V, 76, 2), vernichten die Feinde (Rigv. I, 34, 11) und helfen in der Schlacht (Rigv. IV, 87, 2). Sie heilen Kranke, denn sie sind Gesundheit bringende Ärzte (Rigv. X, 39, 5), und allen Leidenden, Blinden, Schwindsüchtigen und Krüppeln (Rigv. X, 39, 3) und Aussätzigen (Rigv. I, 117, 7, 8) gewähren sie Heilmittel, welche sie dem Himmel, der Erde und dem Wasser entlehnen (Rigv. I, 34, 6). Aber nicht nur körperliche, sondern auch geistige Gebrechen unterliegen ihrer Pflege, denn sie tilgen auch Vergehen und Sünden (Rigv. I, 34, 11). Die den Menschen von den Aśvins erwiesenen Wohltaten sind zu zahlreich, um alle erwähnt werden zu können.[1])

Besonders ist bei ihnen die Zahl drei beliebt. Da das Gestirn der Aśvins in Wirklichkeit existiert, hat man astronomische Beobachtungen angestellt, um aus der vedischen Beschreibung des Zwillingsgestirns historische Feststellungen über die von den Urariern damals innegehabten Wohnsitze zu erlangen. Die Berechnung scheint nach Armenien und den Uferländern des kaspischen Meeres zu weisen.

Die griechischen Dioskuren werden mit den Aśvins identifiziert.

Schon dem vedischen Erklärer (Yaska) ist es schwierig, das Wesen und Wirken der Aśvins festzustellen.[2]) Sie repräsentieren wohl den Übergang von der Finsternis zum Licht.

Allen diesen bis jetzt erwähnten vedischen Gottheiten war ein gewisses materielles Substrat, auf welchem ihre Existenz beruhte, leicht nachzuweisen, nunmehr aber wenden wir uns den bei weitem zahlreicheren, die drei Sphären des Weltalls erfüllenden Göttergestalten zu, deren Ursprung der den höheren Aussenmächten gegenüber befangenen menschlichen Phantasie beizumessen ist, nämlich den Adityas, Rudras und Vasus.

Die Ādityas.

Die Ādityas sind die unbeschränkten, unverletzbaren, ewigen in der himmlischen Sphäre (Nir. XII, 35) residierenden Licht- oder Sonnengottheiten. Ihr Oberhaupt ist der ehrwürdige Urgott Varuṇa, der lebendig tätige Asura. Man zählte ursprünglich ihrer sieben (Rigv. IX, 114, 3), aber nur sechs, Mitra, Aryaman, Bhaga, Varuṇa, Dakṣa und Aṁśa werden im Rigveda namentlich aufgeführt (Rigv. II, 27, 1). Bei Erklärung des

1) In späterer Zeit werden die beiden Aśvins zu den Halbgöttern, speziell zu den Guhyakas, gezählt (Mahābhārata, Ādiparva, LXVI, 41; Aśvinau guhyakān viddhi sarvauṣadhyas tathā paśūn).

2) Siehe Nirukta XII, 1: „Sie werden die zwei Aśvīns genannt, weil sie alles durchdringen, der Eine durch Feuchtigkeit, der Andere durch Licht.“ Aurṇavābha behauptet, die Aśvins hiessen nach den Rossen (aśvaih). Wer sind denn diese Aśvins? Einige sagen Himmel und Erde: andere Sonne und Mond; Legendenerzähler halten sie für zwei heilige Handlungen verrichtende Könige. Ihre Zeit fällt nach Mitternacht, wenn das Lichtwerden allmählich Platz greift, denn der mittlere nimmt Teil an der Finsternis, Aditya am Licht.

Textes nennt Yāska den Dhātṛ als siebenten.[1]) Anderswo werden der Aditi, der sagenhaften Mutter der Ādityas, acht Söhne zugeschrieben, aber nur mit sieben, welche ihrem Leibe entsprungen waren, trat sie vor die Götter, den achten, den Mārtāṇḍa, hatte sie bei Seite geworfen (Rigv. X, 72, 8, 9).[2]) Mārtāṇḍa ist ein Name für die Sonne.[3]) Sāyaṇa, der Erklärer des Rigveda, entlehnt zu dieser Stelle aus dem Taittirīya die Namen des Mitra, Varuṇa, Dhātṛ, Aryaman, Aṁśu (Aṁśa), Bhaga, Indra und Vivasvat als die der acht Ādityas. Nach dem Taittirīya Brahmāṇa (I, 1, 9, 1) kochte Aditi, welche sich Söhne wünschte, Reis (Brahmaudana) für die Götter (Sādhyas). Diese gaben ihr die Überbleibsel zu essen, und infolge dessen gebar sie hintereinander je zwei Söhne: Dhātṛ und Aryaman, Mitra und Varuṇa, Aṁśa und Bhaga und zuletzt Indra und Vivasvat. Die Ādityas variieren sowohl der Zahl als auch den Namen nach. Im Rigveda heissen Sūrya (I, 50, 13; 191, 9; VIII, 90, 11; X, 88, 11) wie Savitṛ (Rigv. VIII, 18, 3 und Atharv. V. XII, 2, 9) Ādityas und als solcher wird auch Vivasvat im Atharvaveda (XI, 6, 2) erwähnt. Daselbst zählt neben der Sonne auch der Mond zu diesen Lichtgottheiten (VIII, 2, 15), Indra erscheint im Rigveda ebenfalls als ihr Genosse (VII, 85, 4). Im Atharvaveda (XI, 6, 2) werden ausser Dhātṛ, Mitra, Varuṇa, Aṁśa, Bhaga und Vivasvat noch Viṣṇu, Savitṛ, Pūṣan und Tvaṣṭṛ als die zehn Ādityas aufgeführt, mit diesen beiden beläuft sich ihre Zahl auf 12, eine Anzahl, welche ihnen später gewöhnlich zugeschrieben wird. So spricht das Śatapatha Brāhmaṇa von 12 Ādityas, an einer Stelle (VI, 1, 2, 8) entstanden sie aus 12 Tropfen, die von dem mit der Sprache (Vāc) vermählten Prajāpati herrührten, an der andern gelten sie für Repräsentanten der 12 Monde des Jahres (XI, 6, 3, 8). Das Mahābhārata der Harivaṁśa und die Purāṇas behielten die Zwölfzahl der Ādityas bei, stimmen aber in ihrer Benennung nicht überein; denn ausser den oben Erwähnten werden Śakra (für Indra), Jayanta, Bhāskara, Ravi, Parjanya, Manu und Purandara den Ādityas zugezählt.[5])

1) Śṛṇotu Mitro Aryamā Bhago nas tuvijāto Varuṇo Dakṣo Aṁśaḥ. Yāska erklärt (Nirukta XII, 36) nas tuvijāto Varuṇo Dakṣo Aṁśaḥ durch bahujātaśca Dhātā Dakṣo Varuṇo' ṁśaśca, d. h. tuvijāto mit bahujātaśca und sieht in ihm Dhātā.

2) Siehe Atharv. VIII, 9, 21, wo Aditi erwähnt wird als aṣṭayonir Aditi aṣṭaputrā.

3) Mārtāṇḍa von Mṛtāṇḍa lebloses Ei. Zu Rigv. X, 72, 9 bemerkt der Kommentator des Taittirīya Araṇyaka I, 13, 2, 3, dass Mārtāṇḍa einen bedeutet, durch dessen Geburt das Ei abgestorben ist. Vergleiche über Mārtāṇḍa auch Śatapatha Brāhmaṇa III, 1, 3. Über die Ādityas konsultiere besonders Dr. John Muirs Sanskrit Texts. Vol. IV, p. 14 f. und V, p. 18 f.; 48 f.; 54 f. Siehe auch Dr. Emil Sieg, Sagenstoffe des Rigveda, S. 80, wo Vivasvat das mṛtam āṇḍam wird.

4) Vergleiche Taittirīya-Saṁhitā, VI, 5, 6, 1 usw.

5) Im Mahābhārata, Ādiparva v. 2522, Kap. LXV, 15 u. 16 werden 12 Ādityas aufgezählt, nämlich: Dhātṛ, Mitra, Aryaman, Śakra, Varuṇa, Aṁśa, Bhaga, Vivasvat, Pūṣan, Savitṛ, Tvaṣṭṛ und Viṣṇu. Śakra und Indra sind identisch. Anderswo, ebendaselbst Ādip. 2600 (Kap. LXVI, 37) wird Śakra der älteste und Viṣṇu der jüngste Āditya genannt. Im Anuśāsanap. 7095 (Kap. CL, 14 u. 15) stehen Jayanta und Bhāskara für Vivasvat und Savitṛ.

Im Harivaṁśa IX, 46—49 und CCXXXI, 11—12 (bei Langlois I, p. 50 und II, p. 407) sind Indra und Parjanya für Śakra und Savitṛ, und ebendaselbst Kap. CXCVII, 57—58

Was nun die Bedeutung und Ableitung des Wortes Āditya anbetrifft, so sind die einheimischen Erklärer hierüber verschiedener Ansicht. Man sollte meinen, dass die Derivation von dem Namen ihrer Mutter Aditi so nahe gelegen und als selbstverständlich angenommen wäre: aber dies ist keineswegs der Fall. Denn obwohl Āditya im Nirukta für den Sohn der Aditi erklärt wird, so wurde doch im Altertum die Ableitung von der Wurzel dā mit der Präposition ā, in der Bedeutung von nehmen, bevorzugt, ja sogar das Zeitwort dīp mit ā, leuchten, als Stammwort vorgeschlagen.[1]) Vielleicht dürfte man aus dieser Tatsache den Schluss ziehen, dass man ursprünglich die Ādityas nicht mit der Aditi in Beziehung gebracht habe, und dass letztere Gottheit erst ihre Entstehung und Verehrung einer spätern Anschauung verdankt, wie ja auch Aditi nicht immer für die Mutter der Ādityas gilt; doch wird über diese Gottheit hernach noch ausführlich gesprochen werden.

Varuṇa und Mitra.

Die höchste und heiligste Sphäre ist der Himmel. In ihm thront in unwandelbarer Majestät Varuṇa über allen Göttern (Rigv. 1, 25). Er ist der höchste Gebieter, das Haupt der alten Götter, der Asuras, und als solcher identisch mit dem Ahura Mazda des Zend-Avesta. Er hat die unerschütterliche Grundlage des Himmels und der Erde gelegt, er umgibt das Firmament und entspricht dem Uranos der Griechen. Er herrscht unumschränkt über den Himmel, seine Gewalt erstreckt sich über den

(Langl. II, p. 197) Indra, Ravi, Manu und Parjanya für Śakra, Dhātṛ, Vivasvat und Savitṛ aufgeführt. Im Kap. CCXIX, 30—31 (Langl. II, p. 375) fehlt Viṣṇu am Ende als zwölfter Āditya und Purandara und Parjanya stehen für Śakra und Vivasvat. Nach den beiden letzterwähnten Stellen des Harivaṁśa sind die Ādityas Söhne des Kaśyapa und der Aditi, während sie nach den ersteren aus der blutroten Gesichtsfarbe des Sonnengottes Mārtāṇḍa entstanden, also nicht Söhne der Aditi sind, wie sie dies auch in der obenerwähnten Sage des Prajāpati nicht sind. Zudem sind Mārtāṇḍa und Vivasvat als Gestalten des Sonnengottes eigentlich identisch und Tvaṣṭṛ ist der Schwiegervater des Vivasvat. Nach dem Harivaṁśa III, 59—62 und dem Viṣṇupurāṇa I, 50, 90ff. wurden die 12 Tuṣitas (oder Pārāvatas) des zweiten Cākṣuṣa Manvantara auf ihr Veranstalten im sechsten oder Vaivasvata Manvantara als die zwölf Söhne des Kaśyapa und der Aditi, und zwar als die Ādityas: Viṣṇu, Śakra, Aryaman, Dhātṛ, Tvaṣṭṛ, Pūṣan, Vivasvat, Savitṛ, Mitra, Varuṇa, Aṁśa und Bhaga wiedergeboren.

1) Nach dem Śatapatha Brāhmaṇa XI, 6, 3, 8 (Bṛhad Araṇy. Upan. III, 9, 5) repräsentieren die 12 Ādityas die 12 Monate des Jahres und sie werden Ādityas genannt, weil sie alles dies nehmen (te yad idam sarvam ādadānā yanti).

Nach dem Taittirīya Brāhmaṇa III, 9, 21, 1 wurde Prajāpati ein Āditya genannt, weil er die Welten den Asuras nahm (yad asurānām lokān ādatta tasmād Āditya nāma). Nach dem Taittirīya Araṇyaka I, 14, 1 nimmt der Āditya, d. h. die auf- und untergehende Sonne den Odem aller Geschöpfe (sa sarveṣām bhūtānām prāṇān ādāya udeti ... mā mama prāṇān ādāya astam gāḥ).

Im Nirukta II, 13 finden sich die drei oben erwähnten Ableitungen von ā-dā, nehmen, ā-dīp, leuchten und Aditi für Ādityas. Sūrya, die Sonne, nimmt die Feuchtigkeit sowie das Licht der Gestirne auf (ādatte rasān, ādatte bhāsam jyotiṣām), oder er ist durch Licht erleuchtet, (ādīpto bhāsā iti vā), oder er ist ein Sohn der Aditi, (Aditeḥ putraḥ iti vā). Jedoch findet sich im Rigveda dieser Beiname der Sonne Sūrya Āditya nur selten vor (alpaprayogam tu asya etad ārchābhyāmnāye sūktabhāk „sūryam Ādityam" Aditeḥ putram)."

Himmelozean, woraus sich wohl seine Machtstellung über das Wasser und über das Meer entwickelte, denn nach seinen Anordnungen fliessen auch die Ströme (Rigv. 2, 28, 4). Er hat die Sterne oben am Firmament befestigt und der Sonne ihren Lauf zugeschrieben (Rigv. I, 24, 8; VII, 87, 1); im Firmament stehend misst er die Erde mit der Sonne als Massstab (Rigv. V, 85, 5). Der Mond bewegt sich nach seinen Gesetzen, die Morgenröte gehorcht seinen Anweisungen, und auf sein Geheiss folgen die langen Nächte den Tagen (Rigv. I, 24, 10). Von seinem goldnen Thron beobachtet er die Vollstreckung seiner Befehle. Die Sonne ist sein Auge, der Himmel sein Gewand, der Orkan sein Hauch (Rigv. VII, 87, 2); er verfolgt den Flug der Vögel in der Luft und die Fahrt der Schiffe auf dem Meere (Rigv. I, 25, 7). Er ist allgegenwärtig, nichts bleibt ihm verborgen und entgeht seiner Kenntnis, denn seine Späher berichten ihm Alles (Rigv. I, 25, 13; VII, 87, 3). Daher wird Varuṇa der König aller Wesen genannt, der Götter sowohl wie der Menschen. Er richtet gerecht und straft hart die Vergehen der Schuldigen, die er in Schlingen fängt; den Reumütigen gegenüber aber erweist er sich milde.[1])

Als Āditya frei und unbegrenzt und erster der sieben Söhne der Aditi, ist er auch mit der bei vielen Völkern des Altertums, zumeist bei den Semiten so heiligen Zahl sieben verknüpft. Dem iranischen Ahura Mazda stehen ebenfalls sechs Gehilfen zur Seite.

Am innigsten ist Varuṇa mit Mitra verbunden, gewöhnlich werden beide zusammen angerufen, Varuṇa häufig allerdings ohne Mitra, letzterer aber nur einmal allein.[2])

Mitra präsidiert über den Tag und Varuṇa über die Nacht.[3]) Obschon Mitra im Zend-Avesta als Sohn des Wassers (Apām napāt) eine bevorzugte Stellung einnimmt, so gehört er doch nicht zu den Gefährten des Ahura Mazda; aber das iranische Volk verehrt ihn als Sonnengott, wie denn die Ādityas in Indien als Licht- und Sonnengottheiten, Sūrya mit eingeschlossen, gelten. Varuṇa erscheint übrigens schon im Veda in Beziehung zu den Gewässern des Himmels wie der Erde (Rigv. II, 38, 8; Atharv. IV, 16, 3), während er später besonders als der Gebieter des Meeres geschildert wird.

Dem Varuṇa und Mitra werden dieselben Beinamen und dieselben Gewalten zuerkannt (Rigv. VII, 65, 2; VIII, 25, 4), ihren Anordnungen und Befehlen fügt sich die ganze Welt mitsamt den Göttern (Rigv. V, 63, 7; 69, 4), wenn sie gemeinsam thronen in ihrer auf 1000 Säulen ruhenden Halle (Rigv. V, 62, 5, 6). Die Bösen entgehen ihnen nicht (Rigv. VII, 64, 3), und diejenigen, welche sie nicht verehren, werden von Schwindsucht befallen (Rigv. I, 122, 9).

---

1) Varuṇa straft auch zuweilen mit Wassersucht (Varuṇapāśa).

2) In 20 Gesängen werden Mitra und Varuṇa gemeinsam, in 15 mit anderen Göttern angerufen, während 7 Hymnen dem Varuṇa allein und nur eine (Rigv. III, 59) dem Mitra ausschliesslich gewidmet ist.

3) Siehe Sāyaṇas Kommentar zu Rigv. I, 89, 3; 141, 9; Rigv. II, 38, 8 und Kommentar zu Taittirīya-Saṁhitā I, 8, 16, 1.

Mit Indra teilt Varuṇa die Herrschaft über den Himmel in der Folgezeit, da beide gemeinsam alle Geschöpfe der Welt erschufen. Indra sind in der Tat mehr Hymnen gewidmet als dem Varuṇa, die an letzteren gerichteten Gesänge atmen dagegen die tiefste Inbrunst. In einem späteren Hymnus (Rigv. X, 124) kündigt der Feuergott Agni, nicht, wie man früher gemeint, dem Varuṇa die Freundschaft, sondern dem Vṛtra, ja Varuṇa selbst tritt zu Indra über.[1]) Wie übrigens der Himmel Varuṇas nicht immer heiter, sondern auch trübe und stürmisch sich gestaltet, so ist auch seine Stimmung zuweilen ungnädig, was seinem Ruf schadet. In der vedischen Nighaṇṭu (XII, 21) steht Varuṇa seinem Range entsprechend unter den himmlischen Göttern, aber an einer andern Stelle (X, 3) wird er nach der Atmosphäre versetzt. In der späteren Sage verliert Varuṇa seine gebietende Stellung und sinkt zu einem der acht Himmelswächter herab, als welcher er im Westen residiert.

Aryaman.

Aryaman, der Gefährte und Freund, wird mit Mitra und Varuṇa besonders zusammen erwähnt (Rigv. I, 26, 4; 41, 4; 90, 1; 136, 2; 186, 2; II, 27, 6, 8; V, 67, 1, 3; VII, 38, 4; 51, 2; 61, 4, 5; 63, 6; 66, 11, 12; VIII, 19, 21, 35; 25, 13; 26, 12; IX, 64, 24; X, 61, 17; 89, 9; 92, 6; 126, 4, 6; 185, 1). Sie sind die drei Könige (Rigv. I, 41, 3), die drei Götter (X, 185, 1), die in ihrem prächtigen Heim im Himmel residieren, von dem aus sich ihre von Menschen gepriesene Lebenskraft verbreitet (Rigv. I, 136, 2). Sie eröffnen der Sonne den Pfad (Rigv. VII, 60, 4), sie, die sonnenäugigen Gebieter, halten die Gerechtigkeit aufrecht, verfechten das Recht, hassen alle Falschheit und gewähren Sicherheit (Rigv. VII, 66, 10—13).

Aryaman, welcher über das Zwielicht präsidiert (vgl. Sāyaṇa zu Rigv. I, 89, 3; 90, 1; 141, 9), vermittelt die Trennung zwischen Mitra und Varuṇa, die den Tag und die Nacht bezw. vertreten. Aryaman zeigt sich gern als helfender Freund, besonders in Liebesangelegenheiten (Rigv. V, 3, 2; X, 40, 12), auch gewährt er Reichtum (Rigv. X, 151, 2); seinen Weg können indessen die Bösen nicht überschreiten (Rigv. I, 105, 6).

Bhaga.

Im Verein mit den drei vorigen und auch mit den anderen Ādityas häufig angerufen, erscheint schon in der Morgendämmerung, denn Uṣas ist seine Schwester (Rigv. I, 123, 5), der gnädige, den ganzen Tag hindurch Glück und Reichtum spendende Bhaga (Rigv. II, 1, 7; VII, 42, 3—5; VIII, 38, 1; 41, 5). Wie Aryaman, vermittelt er ebenfalls Liebe und Ehe (Rigv. II, 17, 7), denn sein Pfad ist glückverheissend (Rig. III, 54, 14). Im höchsten Himmel thront Bhaga sogar als oberste Gottheit (Rigv. I, 62, 7), auch im Avesta kommt Bhaga als Gott vor, und das slawische Wort Bog, Gott, ist aus seinem Namen entstanden.

---

1) Siehe Vedische Studien II, pp. 292—300 die Abhandlung Prof. Geldners über RV. 10, 124.

Die spätere vedische Sage lässt Bhaga, dessen Strahlen im Veda das Auge erleuchten (Rigv. I, 136, 2), sein Augenlicht verlieren, sei es, dass ihm die Augen beim Opfer ausgeschlagen oder ausgebrannt wurden. Hieraus entwickelte sich die im Mahābhārata und in mehreren Purāṇas sich vorfindende Legende, in welcher der über den Tod seiner Gattin Satī ergrimmte Śiva in der Verkörperung als Vīrabhadra dem Bhaga die Augen ausschlägt.

Dakṣa.

Als fünfter Āditya wird der einsichtige, tüchtige Dakṣa (Rigv. II, 27, 1) aufgeführt. Ebenso heisst der mit dem Weltenschöpfer identische Prajāpati als kosmogonische Kraft in Gemeinschaft mit der Göttin Aditi (Rigv. X, 72, 4). So erscheint denn Dakṣa in den vedischen Liedern bald als Āditya, bald als Urwesen, bald wiederum zusammen mit den Ādityas, der Göttin Aditi und anderen Gottheiten (Rigv. I, 89, 3). Die Beziehungen Dakṣas zur Aditi erfordern eine besondere Besprechung. Der vielfachen, dem Dakṣa beigemessenen Stellung liegt unzweifelhaft die verschiedene Bedeutung des Wortes dakṣa zu grunde.

In der nachvedischen Sage spielt Dakṣa eine hervorragende Rolle. Als dem Geiste Brahmās, oder seinem rechten Daumen entstammender Sohn ist er ein bedeutsamer Faktor in der Schöpfungsgeschichte. Er wird nicht nur als Prajāpati, sondern als das Haupt derselben betrachtet, anderswo erscheint er als der Sohn der zehn Pracetasas und der Nymphe Mārīṣa. Bald wird ihm die unmittelbare Schöpfung der Götter und übrigen Geschöpfe zugeschrieben, bald wird den Nachkommen seiner 24, 50 oder 60 Töchter die Bevölkerung der verschiedenen Welten beigemessen. Die vielfach einander widersprechenden Berichte über Dakṣa sucht man durch die Behauptung zu erklären, dass sie sich auf die verschiedenen Zeitalter beziehen, in denen Dakṣa gelebt hat.

Die Töchter Dakṣas wurden die Gattinnen des Mondgottes, des Dharma, des Kaśyapa und anderer Patriarchen. Als Dakṣa zu einem grossen, von ihm veranstalteten Opfer seinen Schwiegersohn Rudra (Śiva), den Gatten der Satī nicht eingeladen, und diese, die Schmach nicht ertragend, sich das Leben genommen hatte, unterbrach der hierüber aufgebrachte Gott das Opfer und der von ihm entsandte Unhold Vīrabhadra schlug dem Dakṣa das Haupt ab. Indessen wird dieser Vorfall verschiedenartig erzählt. Nach einigen Purāṇas wurde der Kopf Dakṣas ins Feuer geworfen und verbrannte, sodass als Śiva seinen Schwiegervater wieder ins Leben zurückrief, er auf den Rumpf einen Ziegen- oder einen Widderkopf setzte.

Aṁśa.

Höchst selten wird des sechsten Āditya, des freigebigen Aṁśa (Aṁśu) gedacht, welcher an den Geschicken der Menschen einen freundlichen Anteil (aṁśa) nimmt (Rigv. II, 1, 24; 27, 1).

Dhātṛ.

Im Nirukta (XII, 36) wird zu Rigveda II, 27, 1, wie schon erwähnt[1]), Dhātṛ als siebenter Āditya genannt, von dem es heisst: „Dhātṛ erschuf

1) Seite 325.

wie vormals die Sonne und den Mond, den Himmel und die Erde, die Atmosphäre und dann das Licht." Dhātṛ wird in der Folgezeit als Schöpfer mit Brahmā identifiziert und letzterer wird auch so genannt.

Pūṣan.

Zu den ursprünglich sieben oder acht als Ādityas geltenden Gottheiten gehört vor allen der bärtige, behäbige Pūṣan (Rigv. X, 26, 7), der Ernährer. Er reitet auf einer Ziege und seinen Wagen ziehen Ziegen (Rigv. I, 138, 4; VI, 55, 4, 6; 57, 3; 58 2; IX, 67, 10; X, 26, 8). Als Beschützer der Herden zeigt er den Hirten ihre Lagerstätten, und treibt als Hirt das Vieh mit einem Ochsenstachel (Rigv. VI, 53, 9; 58, 2). Seiner Obhut unterliegen die von Menschen betretenen Pfade (Rigv. I, 42, 2, 4; VI, 53, 1, 4), wie er überhaupt ganz besonders ein Begleiter der Reisenden ist, und so auch die Seele der Verstorbenen in die andere Welt geleitet. Hienieden verleiht er Nahrung und Wohlstand. In seinem Benehmen und seiner Lebensweise gilt er nicht für fein und sittsam. Seine Lieblingsspeise ist Grütze und Brei (Rig. VI, 56, 1; 57, 2), da er keine Zähne hat (deshalb karambhād genannt), sei es, dass er dieselben beim Essen einst ausbrach, oder dass sie ihm Rudra (Vīrabhadra) der späteren Sage gemäss mit den Füssen ausstiess. Er ist verrufen als Liebhaber seiner Schwester Sūryā (Rigv. VI, 45, 4, 5), ja ihm wird sogar sträflicher Umgang mit seiner Mutter vorgeworfen (Rigv. VI, 55, 5).

Als Sonnengottheit ist ihm nichts verborgen; er sieht alles; er bewirkt den Wechsel von Tag zu Nacht, zusammen mit dem Mond (Soma) bescheint er die Welt (Rigv. II, 40, 2), mit Savitṛ und den Aśvins assistiert er mit seinen Händen bei jedem Opfer (Rigv. X, 26, 5), und keins kann ohne sein Mitwirken von statten gehen. Er wird mit anderen Göttern häufig zugleich angerufen, besonders mit Indra, der sein Bruder heisst (Rigv. VI, 55, 5), und Bhaga (Rigv. I, 62, 2; IV, 30, 24 usw.). In acht Gesängen wird Pūṣan im Rigveda ausschliesslich besungen (Rigv. I, 42; 138; VI, 53—6, 58; X, 26).

Viṣṇu.

Unter den späteren Ādityas, der im Veda als Sohn des Agni (Rigv. IX, 96, 6), hernach aber als Sohn Kaśyapas und der Aditi erscheint, nimmt Viṣṇu noch keine hervorragende Stellung ein, obwohl er häufig mit Varuṇa, Indra, Vāyu, den Aśvins, Rudras, Vasus und Maruts gemeinsam angerufen wird (Rigv. I, 155, 2; 156, 4, 5; VIII, 35, 1). Erst in der Folgezeit erwirbt er sich eine dominierende Stellung im indischen Pantheon, worüber später zu berichten sein wird. Mit Indra, dessen Freund und jüngerer Bruder er genannt wird (Rigv. I, 22, 19; IV, 18, 11; VIII, 89, 12), da Agni ihr gemeinsamer Vater ist (Rigv. IX, 96, 5), ist er eng liirt. Er kämpft gemeinsam mit ihm gegen Vṛtra (Rigv. IV, 18, 11; VIII, 89, 12), zerstört die 99 Schlösser des Śambara (Rigv. VII, 99, 5) und trinkt mit ihm den Somasaft.

Er durchmisst die sieben Regionen der Erde (Rigv. I, 22, 16), wie ein weitausschreitender Bulle geht er mit seinem Fusse in drei Schritten über die drei Sphären (Rigv. I, 22, 16—18; 154; VIII, 29, 7). Dieser That verdankt er seinen Beinamen Trivikrama, einer der drei Schritte macht. Sie

werden verschiedentlich erklärt, bald enthalten sie eine Anspielung auf die dreifache Existenz der Sonne, auf der Erde, in der Atmosphäre und im Himmel, bald auf den Hügel, wo die Sonne aufgeht, auf den Mittagsmeridian und auf den Hügel, auf dem sie untergeht.[1]) Es werden mit den drei Schritten auch die drei Manifestationen des Lichts in Verbindung gebracht, d. h. das Feuer auf der Erde, der Blitz in der Atmosphäre und die Sonne im Himmel. Aus den Schritten des Sonnengottes Viṣṇu entstand in der späteren Legende die Verkörperung Viṣṇus als Zwerg (Vāmana Avatāra), der den mächtigen König Bali in die Unterwelt stiess. Viṣṇu erhält die Erde, den Himmel und alle lebenden Wesen (Rigv. 154, 4); kein Sterblicher kann seine Grösse erfassen, man vermag vielleicht seine zwei Schritte auf der Erde und in der Luft zu verfolgen, aber nicht den dritten im Himmel (Rigv. I, 155, 5; VII, 99, 2).

Tvaṣṭr.

Tvaṣṭr der göttliche Handwerker (Rigv. X, 53, 9) ist unstreitig eine der interessantesten und mysteriösesten Gestalten des indischen Pantheons. Er schuf die beiden Welten, den Himmel und die Erde, sowie alle Geschöpfe (Rigv. I, 99, 5; III, 7, 4; 55, 19; IV, 42, 3; X, 110, 9), er belebt und formt alle menschlichen und tierischen Wesen, schon im Mutterleibe entwickelt er den keimenden Samen und bestimmt den Mann für das Weib. Seine Gebote sind unverletzbar (Rigv. I, 188, 9; X, 10, 5; 184, 1). Er, der Erstgeborne, kann nach Belieben alle Gestalten annehmen (Rigv. I, 13, 10). Er kennt alle magischen Künste, verfertigt mit seinem Beil die scharfe, eiserne Axt für Brahmaṇaspati (Rigv. X, 53, 9), sowie den Donnerkeil Indras, mit dem dieser den Vṛtra erschlug (Rigv. I, 32, 2; 52, 7; 61, 6; 85, 9; 121, 9; V, 31, 1, 4; VI, 17, 10; X, 48, 3). Er schirrt die falben Rosse an den Wagen Indras (Rigv. VI, 47, 19), fabriziert für die Götter die Somabowlen (Rigv. X, 53, 9), und kennt überdies jeden heiligen Gesang (Rigv. II, 23, 17). Die Ṛbhus sind seine Lehrlinge, die auf der Götter Geheiss aus dem von ihm verfertigten Opferlöffel deren vier machten (Rigv. I, 20, 6), weshalb er sich beschämt hinter den Gattinnen der Götter verbarg (Rigv. I, 161, 4), und die Ṛbhus im Unmut zuerst erschlagen will (Rigv. I, 161, 5), später aber über ihre Geschicklichkeit erfreut ist und sie belobt (Rigv. IV, 33, 6). Er befindet sich häufig in der Umgebung der göttlichen Frauen, der Gnās und Janayas (Rigv. VII, 34, 21, 22), weshalb er auch eine nicht sehr geachtete Stellung einnimmt. Tvaṣṭr ist gütig und wohltätig, er verleiht seinen Verehrern männliche Kraft und Nachkommenschaft (Rigv. I, 142, 10; III, 4, 9; VII, 2, 9), auch verlängert er ihr Leben (Rigv. X, 18, 6).

In der späteren Sage wird er zu den Ādityas gerechnet und mit Viśvakarman und Prajāpati zuweilen identifiziert, und ist als Werkmeister mit dem griechischen Hephaistos und dem römischen Vulcan zu vergleichen.

Mit Indra, dessen Geburt schon dem Tvaṣṭr ungelegen war, lebt Tvaṣṭr

1) Siehe Nirukta XII, 19; Śākapūni war der ersteren, Aurṇavābha der letzteren Ansicht.

verfeindet.[1]) So hat Indra den Trita Āptya zum Kampfe gegen Tvaṣṭṛs siebenstrahligen und dreiköpfigen Sohn Triśiras oder Viśvarūpa aufgereizt (Rigv. II, 11, 19; X, 8, 8) und letzterem seine drei Köpfe abgehauen (Rigv. X, 8, 89) und seine Kühe geraubt. Tvaṣṭṛ bemächtigt sich deshalb aus Rache des Soma, aber Indra dringt in seine Behausung und trinkt aus vollen Bechern den Saft (Rigv. III, 48, 4; IV, 18, 3).

Im ganzen nimmt Tvaṣṭṛ wegen seiner gewissermassen dienstlichen Stellung unter den göttlichen Wesen keinen hohen Rang ein, und so findet sich auch im Veda kein ihm ausschliesslich gewidmeter Hymnus.

Tvaṣṭṛs Tochter Saraṇyū wurde die Gattin des Sonnengottes Vivasvat, und die Mutter des Yama und der Yamī, sowie der beiden Aśvins (Rigv. X, 17, 1, 2). Auch Vāyu wird der Schwiegersohn des Tvaṣṭṛ genannt (Rigv. VIII, 26, 21), ein Familienverhältnis, das sich schwer erklären lässt. Man hat die vielfachen verwandtschaftlichen Beziehungen Tvaṣṭṛs als Versinnlichungen von Naturerscheinungen, wie Sturm, Gewölk und Blitz, erklärt.

Die Ṛbhus.

Als geschickte, sterbliche Gehilfen stehen die Ṛbhus, die Söhne des Sudhanvan, eines Nachkommen des Aṅgiras, dem Tvaṣṭṛ zur Seite. Es werden ihrer gewöhnlich drei erwähnt, Ṛbhu (Ṛbhukṣaṇ), Vibhvan und Vaja, und nach dem ältesten benannt. Mit ihren Gesellen bauten sie den Wagen der Aśvins (Rigv. IV, 33, 8) und fabrizierten die falben Rosse Indras (Rigv. I, 111, 1). Aus dem Fell einer toten Kuh formten sie eine neue und führten sie dem durstigen Kalbe zu (Rigv. I, 110, 8; 111, 1; 161, 3, 7; IV, 33). Ihre altersschwachen Eltern verjüngten sie; aus dem einen Opferlöffel Tvaṣṭṛs machten sie, wie schon oben erwähnt, deren vier (Rigv. IV, 33, 3, 4). Die Götter, über diese ihnen von den Ṛbhus geleisteten Dienste erfreut, verliehen ihnen auch den Antrieb des Sonnengottes Savitṛ, Unsterblichkeit und Zutritt zu der Versammlung der Götter (Rigv. I, 110, 2, 4; 161, 1—5; IV, 35, 3, 8).

Die Gottheiten der zweiten Sphäre.

Vayu.

Der Wind, Vayu, auch Vāta genannt, ist der ursprüngliche Repräsentant dieser Region (Rigv. X, 158, 1), die er wehend durchzieht (Rigv. V, 41, 42). Er fährt auf einem von roten Rossen (Rigv. I, 134, 3) gezogenen, glänzenden und mit goldenen Sitzen versehenen Wagen (Rigv. IV, 46, 4, 5; 48, 2). Er gilt als Besitzer des göttlichen Amṛta (Rigv. VI, 37, 3) und erquickt sich am göttlichen Somatrunk (Rigv. I, 2; 134; 135). Er gilt für den Schwiegersohn des Tvaṣṭṛ (Rigv. VIII, 26, 21, 22) und wird mit dem altdeutschen Gott Wotan (Wodan) oder Odin identifiziert. Vor allen ist sein Genosse Indra, mit dem er häufig zusammen genannt wird (Indra-vāyū, Rigv. I, 2; 135; IV, 46, 47 usw.). Als Himmelswächter figuriert Vāyu im Nordwesten.

1) Vergleiche über die Beziehungen Tvaṣṭṛs zu Indra das höchst belehrende Buch Dr. Emil Siegs „Die Sagenstoffe des Rigveda“ pp. 81—86. Nach Sieg ist Tvaṣṭṛ als Grossvater Indras anzusehen (p. 81).

Indra.

Indra, der das göttliche Nass tröpfelnde[1]) Regengott ist der eigentliche Schutzgott der arischen Indier und wird mit der Zeit zur Hauptgottheit, zum indischen Zeus, zum Beherrscher des Himmels und der Atmosphäre. Während der altarische Himmelsgott als Zeus (*Ζεῦ πατέρ*) bei den Griechen und Jupiter (Diespiter, entsprechend dem sanskritischen Dyaus pitar) bei den Lateinern die herrschende Gottheit blieb, wurde, nachdem die Arier das heisse Indien betreten hatten, statt des ehrwürdigen Himmelsbeherrschers Dyaus, der klimatisch wichtigere, Regen spendende Gewittergott die Nationalgottheit der indischen Arier, zumal als auch der zeitweilig in den Vordergrund tretende Himmelsgebieter Varuṇa, der himmlische Uranos der Griechen, von Indra ebenfalls bei Seite geschoben worden war (Rigv. IV, 42; 124, 4). In seiner ursprünglichen Region, in der Atmosphäre, hatte er sich bald vor Vāyu den Vorrang erworben, woselbst ihm später mit Vāyu gemeinsam die zweite Stelle in der vedischen Trias gehört (Nir. VII, 5).

Die Mutter Indras trug sich mit ihm 1000 Monate und viele Herbste (Rigv. IV, 18, 6). Die Geburt Indras bedrohte die Stellung der Götter, weil Indra die Oberherrschaft an sich zu reissen bestimmt war. Deshalb suchten sie seine Geburt zu verhindern. So schlugen Bhaga und Aṁśa schon im Mutterleibe auf Indra und seinen Zwillingsbruder Vivasvat los, zwar kam Indra mit dem Leben davon, aber Vivasvat kam als totes Ei (mṛtam aṇḍam) zur Welt. Nach einer anderen Legende hatte Aditi ihren Fötus mit eisernen Banden gefesselt und so auch zur Welt gebracht. Auch Tvaṣṭṛ suchte die Geburt seines künftigen Widersachers Indra zu erschweren. Um sich einen Ausweg aus dem Leibe seiner Mutter zu verschaffen, beschloss Indra aus der Seite desselben herauszugehen.[2])

Aus Furcht und Schamgefühl verheimlichte Aditi die Geburt Indras, ihn seinem Schicksal überlassend (Rigv. IV, 18, 5, 10), deshalb macht sich dieser auch nichts aus seinem Vater und seiner Mutter (Rig. IV, 17, 12).

Über seine Abstammung variieren die Angaben. Bald gilt der himmlische Dyaus, welcher sich wegen der Heldenkraft seines Sohnes selbst für einen Helden hält (Rigv. IV, 17, 4; V, 59, 2), bald der Unhold Vyaṁsa, der Indra zu töten trachtete, dem jedoch Indra zuvorkam, ihn erschlug und seine Mutter zur Witwe machte (Rigv. IV, 18, 9, 12), als sein Vater. Anderswo heisst Indra ein Sohn des Soma (Rig. IX, 96, 5). Agni heisst sein Bruder (Rigv. VI, 59, 2), denn beide kamen zu gleicher Zeit aus Puruṣas Mund (Rig. X, 90, 13). Nach Sāyaṇa (zu Rigv. VII, 20, 5) war Kaśyapa der Vater Indras, und das Mahābhārata (Ādiparva LXXV, 10, 11) bestätigt die Annahme, und führt Dākṣāyaṇī oder Aditi, eine Tochter Dakṣas, als Mutter Indras auf.

1) Der Name Indra ist demnach herzuleiten aus dem Worte indu, Tropfen, oder vielmehr von der Wurzel des letztern. Vergleiche hierüber Prof. Theodor Benfey im Orient und Occident, I, p. 48 (1862), Prof. Michel Bréal in seinem Aufsatz „Hercule et Cacus", p. 101 und Prof. Max Müllers Lectures on Language. Vol. II, p. 430.

2) Siehe Rigv. IV, 18; sowie Siegs Sagenstoffe des Rigveda, p. 80ff.

Als Sohn der Aditi ist Indra ein Āditya und (Rigv. VII, 85, 4) wird er mit Varuṇa zusammen ein Āditya genannt. Anderswo (Rigv. X, 101, 12) wird Niṣṭigrī Mutter des Indra genannt. Sie gilt für identisch mit Aditi; im Atharvaveda (III, 10, 12) heisst Ekāṣṭakā die Mutter Indras.

Gleich nach seiner Geburt rafft sich Indra auf und erfüllt den Himmel und die Erde mit seinen Wasserfluten, welche der Atmosphäre, dem eigentlichen Sitze Indras entströmen, sodass der Himmel vor ihm erzittert und die Erde ihm zu missfallen fürchtet (Rigv. IV, 17, 2; 18, 5).

Indras Lieblingsgetränk ist der Somasaft (Rigv. X, 119), er verleiht ihm Kraft im Kampf. Der Neugeborne sog schon in seines Vaters Behausung den Somasaft aus seiner Mutter Brust (Rigv. III, 48, 2; VII, 93, 2), ihm verdankt er seine Siege über die Feinde, zumal über Vṛtra, deshalb heisst Indra wohl Somas Sohn. Aus dem Hause Tvaṣṭṛs, mit dem Indra von seiner Geburt ab in Streit liegt (Rig. III, 48, 4), entnahm er den Soma und trank ihn aus zwei Bechern (Rigv. IV, 18, 3).

Die Gattin Indras ist die schöne, üppige, nach ihm genannte Indrāṇī, welche mit Agnāyī und Varuṇānī, den Frauen Agnis und Varuṇas, zuweilen zusammen erwähnt wird (Rigv. I, 22, 12; V, 46, 8). Im Aitareya Brāhmaṇa (III, 22) wird Prāsahā als zweite Gattin Indras erwähnt.

Im Himmel weilt Indra in der Wohnung des Vivasvat (Rigv. I, 53, 1). Hier drängt er Varuṇa und die Asuras bei Seite, erlangt allmählich die Oberherrschaft und erscheint an der Spitze der Götter (Rigv. I, 131, 12; III, 46, 2; X, 124, 4—6). Einer Überlieferung zufolge erzwang er sich durch Kasteiungen den Zutritt zum Himmel (Rigv. X, 167, 1). Wie Zeus und Jupiter schleudert Indra den Donnerkeil. Niemand, weder ein Gott noch ein Mensch, kann ihm im Kampf widerstehen, denn er ist der Gebieter aller Wesen (Rigv. I, 33, 15, III, 46, 1) und kann nach Belieben jede Gestalt annehmen (Rigv. III, 53, 8; VI, 47, 18). Seine Grösse überragt den Himmel, die Atmosphäre und die Erde (Rigv. I, 10, 8; 52, 14; 61, 9; II, 15, 2; III, 32, 7; IV, 16, 5; X, 89, 4). Er ist der Gott des glänzenden Himmels, er setzt die Erde fest und stützt das Firmament. Die Dämonen bekämpft er im Himmel und in der Luft, ebenso wie auf der Erde. Er beschützt das Menschengeschlecht, insbesondere seine geliebten hellen Arier; allen Geschöpfen, Menschen, Tieren und Pflanzen gewährt er erfrischenden Regen. Er vernichtet die Dämonen (Rigv. IV, 28, 2), wie Vṛtra und Ahi, welche die göttlichen Wasser hemmen (Rigv. I, 33, 13; 57, 5; 61, 12; 80, 2—13; II, 11, 8, 18; III, 48, 5; IV, 17, 1, 3, 8; X, 48, 2 usw.), und den Unhold Vala, welcher die milchgebenden Kühen gleichen Regenwolken in seiner Höhle einschliesst (Rigv. I, 11, 15; 13, 1, 12; II, 12, 3 usw.), sowie den dürren Suṣṇa (Rigv. I, 33, 12; 55, 5; X, 49, 3). Er zertrümmert die Schlösser des gewaltigen Śambara (Rigv. I, 51, 6; 55, 4; II, 12, 11; IV, 26, 3; VI, 47, 21), des Ilibiṣa (Rigv. I, 33 12), und vieler Anderen. Gegen die schwarzen Urbewohner richtet sich seine besondere Wut, und er tötet sie in Menge.[1]) Im Kampfe stets siegreich,

1) Von Indra bekämpft wurden überdies noch: Arbuda (Rigv. I, 51, 6), Aurṇavābha (Rigv. II, 11, 18), Karañja und Parṇaya (Rigv. I, 48, 8; 53, 8), Smadibha, Tugra, Vetāsu (Rigv. VI, 26, 4; X, 49, 4), Mṛgaya, Veṣa. Padgṛbhi (Rigv. X, 49, 5) u. a. m.

erfasst ihn doch Furcht nach seinem Siege über Vṛtra, und er flüchtet über 99 Flüsse (Rigv. I, 32, 14). Die Wasser nehmen indessen, wie seine Mutter Aditi versichert, die Schmach auf sich (Rigv. IV, 18, 7). Nach der späteren Sage wäre Vṛtra ein Brahmane gewesen, und Indra hätte sich durch die Tödtung Vṛtras des Brahmanenmordes schuldig gemacht. Gewöhnlich kämpft Indra allein, aber zuweilen stehen ihm Agni und andere Götter, besonders Viṣṇu, hilfreich zur Seite.

Wegen seiner Huld und Unterstützung ist Indra der Lieblingsgott der arischen Indier und wird deshalb von ihnen am häufigsten angerufen (Rigv. X, 103). Dagegen erscheint Indra als Andra im Zend-Avesta als böser Dämon. Wenn nun der Kultus des regenspendenden Indra nach der Trennung der arischen Völkergruppe wahrscheinlich erst auf dem Boden Indiens entstanden ist, wie man auch seinen Namen, der sich weder im Griechischen noch Lateinischen und Deutschen vorfindet, mit dem Wort indu, Tropfen[1]), in Zusammenhang gebracht hat, so würden manche schwer verständliche Angaben aus der Geschichte Indras sich vielleicht leichter erklären lassen. Denn wenn Indra, obgleich ein anerkannter Sohn der Aditi, als ein Eindringling in die Reihe der Ādityas, als ein Beseitiger der Oberherrschaft der alten Götter und als Usurpator ursprünglich angesehen werden konnte, so mag er dies seiner seltsamen Geburt, welche allerdings bald vergessen wurde, nachdem er sich zur volkstümlichen Gottheit aufgeschwungen hatte, zu verdanken haben. Beachtenswert ist seine dunkle Herkunft als Sohn eines Dämons (Vyaṁsa),[2]) auffallend seine Fesselung im Mutterleibe, befremdend, dass sein Vater ihn tödten will und Indra ihn tödtet, und dass er im Rigveda (VII, 85, 4) wohl als Āditya genannt wird, aber nicht als solcher besonders figuriert, mit ihnen auch eigentlich nicht assoziiert. Wenn nun seine Mutter Aditi, wie ich zu zeigen versuchen werde, ursprünglich nicht arischen Ursprungs ist, so mag auch die Regengottheit Indras in Indien, wo schon aus klimatischen Gründen das himmlische Nass von der höchsten Bedeutung ist, nach der Einwanderung der Arier bei diesen Wurzel gefasst haben. Vielleicht steht auch der Kultus Indras mit dem Antagonismus zwischen Iraniern und arischen Indiern in Zusammenhang. In späterer Zeit nach seiner Absetzung als Herrscher der Götter erscheint dann Indra als Himmelswächter im Osten.

Rudra.

Indras und Vāyus vornehmste Gehilfen sind Rudra und seine Söhne, die Rudras oder Maruts (Rigv. I, 43; 114; II, 33; VII, 46). Der Gott der Stürme wird bisweilen mit Vāyu verwechselt und mit Agni, dem Gott des Feuers identifiziert. In seinem Ungestüm gleicht er einem wilden Eber (Rigv. I, 114, 4), denn er ist seiner Natur nach heftig und zornig. Sein Groll muss besänftigt werden; die Bösen aber straft er, und er be-

1) Im Śatapatha Brāhm. VI, 1, 1, 2 wird der Name Indra als Indha, der Anzünder, aufgefasst.

2) Siehe Rigv. IV, 18, 9, 12 Sāyaṇa nennt Vyaṁsa in seinem Kommentar zu v. 9 einen Dāsa.

kämpft die Dämonen. Er führt den Bogen und schiesst scharfe Pfeile (Rigv. VII, 46, 1). Wie sein Name besagt, brüllt und tobt er.[1]) Er hat ein braungelbes Äussere, starke Backen (Rigv. II, 33, 5, 8) und geflochtenes Haar, deshalb heisst er Kapardin (Rigv. I, 114, 1, 4). Seine Verehrer schützt er und hilft ihnen im Kampf. Er ist wohltätig und wohlwollend, schirmt Menschen und Vieh, verleiht Gesundheit (Rigv. I, 43, 2, 6) und heilt jede Krankheit (Rigv. VII, 46, 2), denn er ist ein vorzüglicher Arzt (Rigv. II, 33, 4), auch kennt er alle Heilkräuter (Rigv. I, 144, 5; II, 33, 2, 13) und reinigt durch den Wind die Luft von Miasmen. Später wird er mit Śiva identifiziert, doch noch nicht im Rigveda, wohl aber im weissen Yajurveda.[2])

Ausser Pṛśni, welche bald als gefleckte Kuh, bald als Sturmwolke, bald als Erde aufgefasst wird, erscheint Rodasī zuweilen als die Gemahlin Rudras.[3])

Die Rudras.

Die Rudras oder Maruts, die lärmenden, wie Löwen brüllenden (Rigv. I, 64, 8), unwiderstehlichen (Rigv. I, 64, 3), die Erde erschütternden (Rigv. II, 59, 1), Alles durchbebenden (Rigv. I, 64, 3) und deshalb allgefürchteten (Rigv. I, 85, 8; 166, 4) Söhne des Rudra (Rigv. I, 43, 1, 4; 64, 2, 12; 85, 1; II, 33, 1; 37, 7; VI, 66, 3; VII, 86, 2 usw.) und der Pṛśni (Rigv. I, 37, 4; 85, 2; 168, 9; II, 34, 2; 57, 2, 3; 58, 5; 59, 6; VI, 66, 1, 3; VII, 56, 4; VIII, 7, 17; 20, 3 usw) haben ihren Wohnsitz im Himmel (Rigv. I, 85, 2). Ihr Wagen, an dessen Radfelgen sich scharfe Klingen befinden (Rigv. I, 166, 10), wird von Antilopen gezogen. Sie stürmen, unaufhaltsam und schnell wie Rennpferde (Rigv. II, 34, 1; VII, 56, 16) dahin, durchbrechen die Wolken (Rigv. I, 85, 10) und zerstossen Alles mit ihren Lanzen, den Blitzen (Rigv. I, 64, 4). Mit dem Wasser, das ihrer Mutter, der Regenwolke Pṛśni entströmt, überschwemmen sie die Erde und verdunkeln den Tag (Rigv. I, 38, 9; 39, 5). Selber frei und makellos, reinigen sie Alles (Rigv. I, 64, 2). Mit ihren goldnen Waffen, mit Blitz und Donnerschlag, vernichten und zertrümmern sie, was ihnen entgegentritt, indessen sind sie auch gütig und wohltätig. Ihre Gaben erstrecken sich über das Reich der Aditi (Rigv. I, 166, 12); ihre wertvollste Gabe ist der fruchtbare Regen, welcher gute Ernten, Wohl-

1) Das Wort Rudra wird von der Wurzel ru, brüllen, abgeleitet. Den Purāṇas zufolge kommt es von der Wurzel rud, weinen und von dru, rennen (Rodanād dravanāccaiva Rudraḥ), weil Rudra weinte und herumlief. Nach den puranischen Legenden fragt Brahmā seinen weinenden Sohn Rudra, warum weinst du? und da er sich einen Namen wünschte, nannte ihn Brahmā Rudra, mā rodīḥ, weine nicht. Nach einer andern Sage sprach dies Indra zu dem von ihm in Stücke geteilten Sprössling der Dīti und des Kaśyapa, den 49 Maruts (Viṣṇupurāṇa I, VIII und XXI).

2) Siehe Vājasaneyī Saṁhitā XVI und XXXIX. Das Viṣṇupurāṇa berichtet, dass Brahmā, als sein Sohn Rudra trotz seinem beschwichtigenden Zureden noch sieben Mal weinte, diesem noch sieben andere Namen gab, welche den sieben Manifestationen Rudras oder Śivas entsprechen sollten: nämlich: Bhava, Śarva, Īśāna, Paśupati, Bhīma, Ugra und Mahādeva. Den acht Rudras wurden auch Gemahlinnen, Kinder und Gebiete zugewiesen (Viṣṇupurāṇa I, VIII).

3) Als Dual bedeutet Rodasī Himmel und Erde.

stand und Gesundheit bereitet (Rigv. I, 64, 14; V, 53; VIII, 20, 17; X, 63, 14, 15). Wegen der von ihnen dem Indra im Kampfe gegen Vṛtra geleisteten Hilfe erlangten sie Unsterblichkeit (Rigv. I, 57, 5). Als werte Begleiter das Gefolge Indras bildend, sind sie meistens mit diesem Gott zusammen (Rigv. I, 166, 10) und singen sein Loblied (Rigv. III, 32, 3; V, 29, 6).

Ihre Zahl wird verschiedenartig angegeben, bald 7×7, bald 7×9; Rigv. VIII, 85, 8 stehen 63 Maruts dem Indra bei, gewöhnlich wird aber die Zahl der Rudras auf elf beschränkt.[1]) Manu konstituiert mit den Maruts, welche mit den Rudras des Veda identisch sind, eine besondere vierte Gruppe. Indra, als Viṣṇu wird dann der Führer der Maruts.[2])

Parjanya.

Als donnernder Sturmgott figuriert Parjanya neben den Maruts. Ursprünglich ein Asura, ein Sohn des Dyaus (Rigv. VII, 102, 1), wird er selbst mit letzterem, dem Himmel, identifiziert und der Gemahl der Erde (Atharv. XII, 1, 12, 42), er wird aber auch den Ādityas zugezählt. Übrigens bedeutet das Wort parjanya schlechtweg im Veda auch Wolke und Regen. Als verkörpertes Unwetter erzeugt Parjanya (Rigv. V, 83; VII, 101, 102) den Regenguss; vor ihm erzittert die ganze Schöpfung (Rigv. V, 83, 2), er herrscht über die Wasser und über alle lebenden Wesen (Rigv. VII, 101, 2). Wie ein brüllender Stier zerstampft er die Bäume und erschlägt die Dämonen; er entsendet aber auch erfrischenden Regen und macht Menschen, Tiere und Bäume fruchtbar (Rigv. V, 83, 1; VI, 52, 16; VII, 101, 1, 2). Er ist identisch mit dem lithauischen Donnergott Perkunas.[3])

Die Gottheiten der dritten Sphäre.

Die Vasus.

Den 12 Ādityas und 11 Rudras stehen 8 strahlende Vasus zur Seite. Letztere gehören der dritten Sphäre an und waren ursprünglich unter der Leitung des auf der Erde residierenden Feuergottes Agni[4]), später kamen sie unter die Aufsicht des eigentlich der zweiten Region angehörigen Indra in seiner Eigenschaft als Vāsava. Die Vasus, deren Charakter und Wirkungskreis schwer definierbar sind, dürfen ebenfalls als Vertreter von Naturerscheinungen gelten. Ihre Namen variieren. Im Mahābhārata

1) Taittirīya-Saṁhitā II, 2, 5, 7; 11, 1; Taittir. Brāhm. II, 7, 2, 2 usw. werden 7×7 erwähnt. Über ihre Namen siehe Taittir. Saṁh. IV, 6, 5, 5; Vājaneyisaṁhitā XVII, 80 bis 84 usw. Viṣṇupurāṇa I, 15 enthält die Namen der 11 Rudras, andere abweichende Namen geben das Vāyu-, Matsya- und Bhāgavata-Purāṇa.

2) Siehe Viṣṇupurāṇa I, XXII.

3) Im Lettischen ist perkuns, Donner oder der Donnergott, ihm entspricht das altpreussische percunos, Donner, altslawisch perun, polnisch pierun und böhmisch peraun.

4) Nach Viṣṇupurāṇa I, XXII ist Pāvaka, der Feuergott, auch ein Name für Agni, das Haupt der Vasus.

(Ādiparva 66, 18, 19) heissen die acht Vasavas: Dhara, Dhruva, Soma, Ahas, Anila, Anala, Pratyūṣa und Prabhāsa.[1])

Abstrakte Göttergebilde.

Die älteren und ursprünglichen Götter waren, wie schon bemerkt, meistens verkörperte Elemente und Naturerscheinungen, ihre Stellung und Ansehen waren zudem beständigen Wandlungen unterworfen. Die ältesten und vornehmsten Gottheiten, die Asuras, traten mehr und mehr in den Hintergrund; ihr anfängliches Oberhaupt, der ehrwürdige Varuṇa, musste seinem jüngeren Kollegen Indra weichen (Rigv. VIII, 21, 7); aber dieser hatte später wiederum anderen mächtigeren Nebenbuhlern Platz zu machen.

Im Laufe der Zeit vollzog sich überdies ein anderer Wechsel. Dichterische Begeisterung wich grüblerischem Nachdenken; Lobgesänge, Danklieder und Bittlieder ersetzten Schöpfungstheorien, Gebete und Liturgien. Aus diesen Betrachtungen entwickelten sich abstrakte Göttergebilde, die als Herrscher (pati) auf bestimmten Gebieten erschienen. So entstanden der Herr des Gebets (Bṛhaspati oder Brahmaṇaspati) auch der Herr der Rede (Vācaspati) genannt, der Herr der Geschöpfe oder der Schöpfung (Prajāpati), der Herr des Feldes (Kṣetrapati, Rigv. IV, 57), der Hort des Hauses (Vāstoṣpati, Rigv. VII, 54, 55), auch als Beiname für Indra gebraucht, der Herr der Bäume (Vanaspati, Rigv. VIII, 23, 25), für dessen Sohn Agni gilt und andere mehr.[2]) Unter diesen Gottheiten genossen Bṛhaspati und Prajāpati das grösste Ansehen und die allgemeinste Verehrung.

Bṛhaspati.

Bṛhaspati, als Herr des Gebets Brahmaṇaspati genannt (Rigv. II, 23, 2; VII, 97, 3), denn Brahman bedeutet in diesem Fall die den Göttern zukommende Andacht. In seiner Stellung als Oberpriester (Purohita) der Götter tritt er bei ihnen als Fürsprecher für die Menschen ein (Rigv. X, 98, 1), und ist als göttlicher Beter und Opferer das besondere Vorbild der Priester (Rigv. I, 18; 40; 190; II, 23–26; IV (49); 50; VI, 73; VII, 97, 98; X, 71; 98; 182 usw.) und ihr Lieblingsgott, denn durch ihn erlangen sie Ansehen und sichern sich ihre Berufstätigkeit, da Bṛhaspati die Opfer einsetzte und diejenigen schirmt, welche solche verrichten (Rigv. II, 24, 1). Die Konzeption des Gottes Bṛhaspati entstand übrigens erst auf dem indischen Boden. Wer Bṛhaspatis Himmel und Erde bindende Gebets-

---

1) Die Namen der 8 Vasus lauten verschieden; im Mahābhārata, Ādiparva, 66, 18, 19:
18. Tasyāṣṭau Vasavaḥ putrās teṣām vakṣyāmi vistaram
Dharo Dhruvaśca Somaśca Ahaścaivānilo' nalaḥ
19. Pratyūṣaśca Prabhāvaśca Vasavo' ṣṭāviti smṛtāḥ.
Vergleiche auch Viṣṇupurāṇa I, XV:
Āpo Dhruvaśca Somaśca Dharaścaivānilo' nalaḥ
Pratyūṣaśca Prabhāsaśca Vasavo' ṣṭau prakīrttitāḥ.

2) Z. B. Rathaspati, der über Wagen präsidierende Genius (Rigv. V, 50, 5; X, 64, 10), Iḍaspati, der Herr der Libationen, eine Bezeichnung für Pūṣan (Rigv. VI, 58, 4), Bṛhaspati und Parjanya (Rigv. V, 42, 14).

formeln ausspricht, wird selbst zum Brahmaṇaspati. Als Herr des heiligen Worts wie der zauberkräftigen Rede (Vāc) ist Bṛhaspati auch Vācaspati. Er ist der Herr und Führer der himmlischen Heerscharen; verweilt im Himmel, im Äther und auf der Erde (Rigv. IV, 50, 1; VII, 97, 8). Wie Agni erhebt er sich vom Altar (Rigv. II, 23, 3) zu den Göttern, und er gewährt den Frommen Anteil an dem Göttermahl (Rigv. II, 23, 7). Brahmaṇaspati erschuf wie ein Schmied durch Anblasen und Schmelzen die Götter (Rigv. X, 72, 2). Bṛhaspati ist mit Agni und Indra eng verbunden, bekämpft mit letzterm die Unholde (Rigv. IV, 50, 1), verdrängt aber späterhin Indra aus seiner Stellung und übernimmt die Führung der Götter. In der Folgezeit wird er mit dem Planeten Jupiter identifiziert.

Prajāpati.

Prajāpati, der Herr der Geschöpfe, erscheint, wie aus seinem Namen hervorgeht, in zweifacher Bedeutung schon im Rigveda, sowohl als besondere, aber nicht hervorragende Gottheit, wie auch als eine verschiedenen Göttern gemeinsame Schöpfungskraft, aus der sich dann allmählig durch Abstraktion der monotheistische, mit Brahmā identische Gottesgedanke entwickelte. In drei Stellen (Rigv. X, 85, 43; 169, 4; 184, 1) wird zu Prajāpati um Nachkommenschaft und Vieherzeugung gefleht, während der Name Prajāpati sonst auch dem Savitṛ (Rigv. IV, 53, 2), Hiraṇyagarbha (Rigv. X, 121, 10) und Soma (Rigv. IX, 5, 9) beigelegt wird. Diese abstrahierende Hinneigung manifestiert sich zumeist in der dem Prajāpati als Ka (Wer?) geweihten Hymne (Rigv. X, 121), wie auch in den beiden an Viśvakarman, den Alles tuenden, gerichteten Liedern (Rigv. X, 81, 82). Selbst Indra wird als der Schöpfer, als Viśvakarman aller Dinge (Rigv. VIII, 87 [98] 2) bezeichnet. Diese Unentschiedenheit über die Stellung des Prajāpati zeigt sich noch im weissen Yajurveda (Vājasan. S. XXXI, 19; XXXII, 5) und in Atharvaveda (X, 7, 7, 17, 40, 41; 8, 13; XI, 3, 52; 4, 12 usw.); in beiden nimmt er noch nicht die erste Stellung ein. In einigen Abschnitten des Śatapatha Brāhmaṇa wird Prajāpati als untergeordneter Mitwirker bei der Schöpfung, in anderen aber als die Quelle der Schöpfung angesehen und sogar mit dem Universum identifiziert (Śat. Br. II, 2, 4, 1; VII, 5, 2, 6; XI, 5, 8, 1). Anderswo (Kāṭhaka XII, 5; XXVII, 1; Pañcaviṁśa Br. XX, 14, 2) wird Vāc, die Rede, mit Prajāpati, der bald als ihr Vater, bald als ihr Sohn (Rigv. IX, 84) erscheint, bei der Schöpfung assoziiert. In Manus Rechtskodex (XII, 121) vertritt Prajāpati den Genius der Erzeugung. Die Bedeutung Prajāpatis liegt demnach in dem Umstande, dass die einem gewissen abstrakten Monotheismus sich zuwendende Sinnesrichtung der Inder in der Aufstellung des Weltschöpfers Prajāpati zum Durchbruch kam. Ausser den oben erwähnten Bezeichnungen wurde das höchste Wesen auch Svayambhu (Selbstseiend, Atharva V. X, 8, 44; XIX, 53, 10), Parameṣṭhin (der Oberste, Atharv. IX, 3, 1), Tat (das Das) usw. genannt.

Viśvadevāḥ.

Alle diese und noch viele andere vedischen Gottheiten werden im Veda unter dem Gesamtnamen Viśvadevāḥ oder Viśvedevāḥ, d. h. alle Götter verehrt und sind ihnen unter dieser Bezeichnung fünfzig Gesänge

im Rigveda gewidmet. Wie das Wort als Adjektiv auf einzelne Gottheiten, wie Indra, Savitṛ, Bṛhaspati, Vāyu und Soma angewendet wird (Rigv. VIII, 87, 2; V, 82, 7; IV, 50, 6; I, 142, 12; IX, 92, 3; 103, 4), so diente es auch schon in früher Zeit zur Bezeichnung einer besonderen Göttergruppe[1]), welche späterhin, zumal bei der Verehrung der Vorfahren, zu grösserer Geltung kamen. Dem Viṣṇupurāṇa gemäss waren die Viśvadevāh die Söhne des Dharma und der Viśvā, einer der 60 Töchter des Dakṣa und der Asikni.[2]) Die den Viśvadevāḥ geweihte Zeremonie, das Vaiśvadeva, gilt der Verehrung der Götter, Manen und Geister. Sie bildet einen beträchtlichen Teil der Śrāddhas oder des Ahnenkultus, und nimmt durch die erforderlichen täglichen Opfer den Familienvater sehr in Anspruch. Die Zahl der die Viśvadeva-Gruppe bildenden Gottheiten variiert gewöhnlich zwischen 10 und 11.[3])

Yama.

Eine wohlbekannte, vielgefürchtete und scheu verehrte Gottheit, Yama, gehört allerdings keiner der drei Sphären an, steht indessen mit der später als Viśvadeva gehuldigten Göttergruppe in gewisser Beziehung durch den Ahnenkultus. Yama ist der Sohn des als Gandharva bezeichneten Sonnengottes Vivasvat und der Wasserfrau Saraṇyū (Rigv. X, 10, 4), entstammt demnach den beiden höheren Sphären, und thront später in der im fernen Westen gelegenen Region, im Reiche der Seligen.[4]) Seine Zwillingsschwester ist Yamī, welche ihren Bruder in dem bekannten Dialog (Rig. X, 10) ersucht, ihr Gatte zu werden, was dieser ihr indessen als ungehörig abschlägt (Rigv. X, 7, 10, 12). Beide Geschwister stellen bezw. Tag und Nacht dar. Ein anderes Zwillingspaar, die beiden Aśvins, sind ebenfalls die Kinder des Vivasvat und der Saraṇyū, wie schon oben erwähnt worden ist. Saraṇyū, deren Name mit der griechischen Erinys identisch ist, heisst Yamasūḥ (Rig. III, 39, 3) eine Mutter von Zwillingen (yamau). Nach der Geburt Yamas und Yamīs verschwand Saraṇyu, und liess ihre Kinder in der Obhut einer von ihr nach ihrem Ebenbilde geformten Frau zurück. Diese, die sogenannte Savarṇī, hielt Vivasvat fälschlich für seine Gattin, und erzeugte mit ihr den Ahnherrn aller Kasten (varṇa), den Manu Vaivasvata. Sobald indessen Vivasvat den wahren Sachverhalt erfahren hatte, eilte er in Pferdegestalt[5]) der Saraṇyū nach, die dann die Mutter der (rosselenkenden) Zwillinge Nāsatya und Dasra, der beiden Aśvins, wurde. In der griechischen Sage verwandelt sich in

1) Vgl. u. a. Rigv. I, 3, 7—9; 23, 10; II, 41, 13.

2) Siehe Viṣṇupurāṇa I, 5; III, 14, 15.

3) Siehe H. T. Colebrookes Miscellaneous Essays (London 1873), Vol. I, p. 196ff., Viṣṇupurāṇa edited by H. H. Wilson. London 1866, Vol. III, p. 178, 179, 189—192.

4) König Yama, Sohn des Vivasvat, wird erwähnt Rigv. X, 14, 1; 113, 3; seine Untertanen ebendaselbst 16, 9. Vgl. auch Mahābhārata, Ādiparva LXV, 11, 12, wo Yama als Vivasvat und Manu als sein jüngerer Bruder angeführt wird, als Sohn des Mārtāṇḍa oder Vivasvat.

5) Mahābhārata, Ādiparva I, 66, 36:

Tvāṣṭrī tu savitur bhāryā vaḍavārūpadhāriṇī
asūyata mahābhāgā sāntarikṣe' śvināvubhau.

ähnlicher Weise Poseidon in einen Hengst und folgt der in der Gestalt einer Stute entfliehenden Demeter, mit der er eine Tochter und das Ross Arion erzeugte.

Wie Yama zum Gott des Todes wurde, ist nicht ganz klar. Sein Vater, der Sonnengott Vivasvat, verbindet sich zweimal mit seiner als Morgen- und Abenddämmerung erscheinenden Gattin Saraṇyū; wenn nun der morgens im Osten beginnende Tag abends im Westen verschwindet, mag der hinsterbende Tag vielleicht als Sinnbild des Todes aufgefasst worden sein. Übrigens entsendet nicht nur Yama, der aber selbst als Lebensbeschützer angerufen wird (Rigv. X, 14, 14), sondern auch sein Vater Vivasvat den Todespfeil (Rigv. X, 57 [68], 2). Die Herolde und Boten Yamas sind die beiden dunkelfarbig gestreiften, vieräugigen, gefrässigen Hunde (Rigv. X, 14, 12—14), die Söhne der Śarama, welche den Pfad zu Yama bewachen und den Frommen ungefährdet nach dem Haine Yamas durchlassen. Yama ging diesen Weg zuerst (Atharvaveda XVIII, 3, 13) und zeigte ihn den Menschen (Rigv. 14, 1, 2). Unter einem gutbelaubten Baum im Jenseits trinkt Yama in seiner Behausung mit den Göttern und den liebevoll von ihm empfangenen Abgeschiedenen beim Flötenspiel (Rigv. X, 14, 1, 7). Denn zu Yama und Varuṇa eilen auf den alten Pfaden die Söhne des Aṅgiras, die Navagnas, Atharvans und Bhṛgus (Rigx. X, 14, 1, 3—7), und die von Agni entsandten und von Pūṣan geleiteten Pitṛs geniessen die heilige Kost mit Yama und weilen in herrlicher Form in einem lichthellen, von Wasserstrahlen glänzenden Hain (Rig. X, 14, 9). Auf der Erde werden die seligen Pitṛs wie Götter verehrt, wo die hervorragendsten unter ihnen, Atharvan, Aṅgiras usw. die ersten Opfer als Priester dargebracht und die heiligen Gesänge verfasst hatten. In einzelnen späteren Schöpfungsberichten (Taittirīya Brāhmaṇa II, 3, 8, 2, 3, Vāyu Purāṇa IX, 12—15) entstehen die Pitṛs in der Morgendämmerung zwischen Nacht und Tag nach den Aṣuras und vor den Devas.

Die Zahl der Devas.

Die Zahl der Devas wird gewöhnlich auf 33 angegeben, entweder als 3 über 30 (wie Rigv. I, 45, 2; III, 6, 9; VIII, 28, 1; 30, 2), oder als 3×11 (Rigv. I, 34, 11; 139, 11; VIII, 35, 3; IX, 92, 4); indessen steht dieselbe meistens im Widerspruch mit dem Text, denn die im Verse angeredete Gottheit, oder andere ausser den 33 erwähnte Götter und Göttinnen sind nicht mitgezählt.[1]) Wenn von 3×11 Göttern gesprochen wird, so nimmt man an, dass diese bezw. in den drei Sphären, Himmel, Atmosphäre und Erde wohnen[2]) und eigentlich nur verschiedene Manifestationen der im Veda (Rigv. X, 158, 1) genannten drei Gottheiten, des Sūrya, Vāta und des Agni, sind, wie dies schon Yāska (Nirukta VII, 5) angegeben hat. Hieraus ergibt sich, dass die Behauptung, wonach die

1) So sind z. B. Rigv. I, 34, 11 die beiden Aśvins nicht mitgezählt; III, 6, 9 Agni und die Gattinnen der 33 Götter; VIII, 35, 3 die Aśvins, die Wasser, Maruts, Bhṛgus, Uṣas und Sūrya usw.

2) Vgl. Atharvaveda X, 9, 12.

33 Gottheiten[1]), die 8 Vasus, 11 Rudras, 12 Ādityas, Dyaus und Pṛthivī (mit Prajāpati als 34.) seien (Śatap. Brāhmaṇa IV, 5, 7, 2), oder, dass für Dyaus, Pṛthivī und Prajāpati, Indra und Prajāpati zu den 31 anderen Gottheiten gezählt werden müssen (Śatap. Brāh. XI, 6, 5, 3), unvereinbar ist mit den vedischen Angaben, wo von 3×11, voraussetzlich je 11 gleichartigen, Göttern die Rede ist. Da Indra in späterer Zeit zu den 12 Ādityas gehört, ist seine besondere Erwähnung auffallend. Wahrscheinlich sollte der Ausdruck 33 nicht die Anzahl der Götter feststellen, sondern nur als allgemeine Bezeichnung dienen; denn im Rigveda (III, 9, 9; X, 52, 6) kommen noch viel grössere Zahlen vor, wenn von 3000, 300, 30 und 9 Göttern gesprochen wird, die Agni verehren.[2]) Beiläufig mag hier auch das sanskritische Wort Tridaśāḥ besprochen werden. Es bedeutet sowohl Götter als auch Drei Zustände. Die Zahl Dreissig (3×10) repräsentiert die Götter, die drei Zustände (daśā) sind die mit dem Leben verknüpften Phasen (Geburt, Stillstand und Fortschritt [Verfall, Tod]).[3]) Der Ausdruck Tridaśa ist deshalb nicht notwendig mit der Zahl 30 verknüpft.[4])

Dämonen.

Den göttlichen Vertretern der gewaltigen, vornehmlich aber wohltätig wirkenden Naturkräfte stehen die dämonischen Gestalten der Verderben bringenden Umsturzmächte gegenüber: während erstere die Weltordnung erhalten und die Wohlfahrt der Menschen anstreben, suchen letztere Vernichtung und Unheil zu verbreiten. Im Zend-Avesta ist diese Anschauung in den Personifikationen des guten und bösen Prinzips, des Ahura Mazda und des Ahriman zur konsequenten Entwicklung gelangt. Der Kampf zwischen den Göttern und den Dämonen, besonders zwischen Indra und Vṛtra und den Vṛtras, dreht sich gewöhnlich um die Gewitterwolken, nach deren befruchtendem und erquickendem Nass der Erdboden und die Menschen lechzen, dessen Entladung aber die feindlichen Unholde zu verhindern suchen, bis Indra sie durch seinen Blitzstrahl zerschmettert. Da indessen diese Kämpfe periodisch wiederkehren, denn Hitze und Windstille er-

1) Siehe Aitareya Brahmanam edited by Martin Haug, Ph. D., Vol. II, p. 212, Bombay 1863. Im Atharvaveda XI, 5, 2 werden 6333 Gandharven erwähnt. — Die Zahl der Devas wurde im Laufe der Zeit immer vergrössert, so schätzen die heutigen Hindus dieselbe auf 330 Millionen.

2) Mahābhārata, Ādiparva 113, 21.

3) Siehe Mallinātha's Kommentar zu Śiśupālavadha I, 46: tridaśer diśe (tisro daśā bālyakaumārayauvanāni jaumasattāvṛddhayo vā yeṣām tais tridaśair devaiḥ) und Liṅgābhaṭṭa's Kommentar zu Amarakośa I, 7: tridaśāḥ (utpattisthitivināśātmikās tisro daśāvayovasthā yeṣām te tridaśāḥ; tad atiriktavayovasthā nāstītyarthaḥ; amarās sadā pañcaviṁśati vārṣikā ityasti pramāṇam).

4) Später bedeutet tridaśa allerdings Gott, siehe: Mahābhārata III, 85, 19 Nyavasat paramaprīto Brahmā ca tridaśaiḥ saha; und ebendaselbst steht es für 30: Mahābhārata, Ādip. 113, 21: tataḥ sa Kauravo rājā vibṛtya tridaśā niśāḥ. Tridaśa kommt im Rigveda nicht vor, tṛṁśat bedeutet 30, tridaśa könnte eigentlich nach Analogie von tricatvāriṁśat 43 usw. bis 93 auch 13 bedeuten, für das allerdings nur trayodaśa gebraucht wird. Mallinātha erklärt zu Kumārasambhava III, 1 den Namen der Götter (Tridaśā) als von der Zahl 30 (3×10) herrührend (trir āvṛttā daśa parimāṇam eṣām iti tridaśān devān).

heischen stets neue Gewitter zur Labung und Belebung der Pflanzen und Tiere, so müssen auch, weil die früheren Unholde den Waffen der Götter erlegen sind, andere ihre Stelle ausfüllen. Hieraus ergibt sich, weil der siegreiche Gott den Kampf weiterführt, seine Gegner aber wechseln, dass jener als unsterblich, diese als sterblich gelten müssen. Ausser den luftigen Dämonen widersetzten sich auch feindliche Urvölker den arischen Göttern und deren Verehrern, so dass es manchmal zweifelhaft erscheint, ob die Gegner in der Luft oder auf der Erde zu suchen sind. Im Rigveda treten die Unholde zumeist als Dānavas, oder Söhne der Danu, und Raksas auf. Der Führer der Dānavas ist Vṛtra, auch Vṛtra Ahi genannt, ein Sohn der Danu, die mit ihm zugleich von Indra erschlagen wird (Rigv. I, 32, 9), übrigens werden sieben Dānus erwähnt (Rigv. X, 120, 6). Vṛtra, der erstgeborene der Dämonen (prathamajā ahīnām) peinigt das erschreckte Menschengeschlecht, und die Götter, welchen er offen Trotz bietet, fürchten ihn. Er stiehlt und verhindert die himmlischen Wässer, als ersehnten Regen auf die Erde zu fallen und die Atmosphäre zu reinigen, bis ihn Indra zuletzt wegen seiner Untaten durch den Blitzstrahl tödtet (Rigv. I, 32, 5, 7, 9; II, 11, 18; 15, 1; 52, 2; X, 120 usw.), weshalb er aber, wie oben erwähnt (S. 335), flüchten musste (Rigv. I, 32, 14). Der Dämon Vala schliesst die Kühe, d. h. Regenwolken, in seine Höhle und wird deshalb erschlagen (Rigv. I, 11, 5; 52, 5; 62, 4; II, 12, 3; 14, 3; 15, 8; 24, 3), häufig werden die mit Indra kämpfenden und von ihm besiegten Unholde Arbuda, Vyaṁsa, Suṣṇa, Namuci, Pipru, Śambara, Cumuri, Dhuni usw. erwähnt (Rigv. I, 51, 5; 101, 2; 103, 2, 8; II, 11, 20; 14, 4—6; 24, 2 usw.). Mitunter, wie z. B. bei Śambara, ist es unentschieden, ob Dämonen oder irdische Gegner gemeint sind. Die Anzahl der Unholde ist recht beträchtlich; als solche figurieren ausserdem der Dānava Aurṇavābha (Rigv. II, 11, 18), der handlose Hausgenosse der Danu, Kuṇāru (Rigv. III, 30, 8); der schlechte Ernten herbeiführende Kuyava (Rigv. I, 103, 8; 104, 4), dessen zwei junge Weiber sich in Milch baden und ertränkt werden sollen; der blasphemierende Kuyavāk, der von Agni getödtete Jarūtha, der den Himmel ersteigende und von Indra in Stücke gerissene Rauhiṇa (Rigv. I, 103, 2), der gefrässige Aśna, Bṛsaya, Anarśani, Sṛbinda, der von Manu besiegte Viśiśipra (Rigv. V, 45, 6) u. a. m., auch darf hier nicht unerwähnt bleiben der Drache der Tiefe Ahir Budhnya (Rigv. I, 186, 5; IV, 55, 6; VI, 49, 14; 50, 14).

Der Atharvaveda enthält vollere Berichte über die Dämonen und ihr Gebahren und Anweisungen, auf welche Weise den teuflischen Anschlägen durch wirksame Zaubersprüche Einhalt geboten werden kann. Dämonen suchen auf hinterlistige Weise Leid (druh) oder Schaden (rakṣas) zu tun. Der beschädigende Dämon, Druh, wandelt im Finstern, erfasst den Elenden, hasst Indra und wird schliesslich von dem wahrheitsliebenden und opferfreudigen Bṛhaspati erschlagen (Rigv. I, 133, 1; II, 30, 9; III, 31, 19; IV, 23, 7 usw.). Rakṣas ist mit allem Bösen und Widerlichen verknüpft, er ist unrein, schändlich und verderblich (Rigv. I, 12, 5; 35, 10; 76, 3; 79, 6—12; 133, 5; III, 30, 17; IV, 3, 14; V, 2, 9; VI, 16, 29, 48; X, 87, 1, 23, 25). Beide verursachen viel Unheil, und Götter wie Menschen

müssen gegen Druh und Rakṣas einen Vernichtungskampf führen. Die Natur der Unholde ist indessen nicht immer erkennbar, und ist hierin zwischen ihnen und menschlichen Wesen kein Unterschied. Ebenso wie Menschen ihrem Charakter gemäss variieren, so tun dies auch die Dämonen, denn wie es ihnen gefällt, sind sie bald feindlich oder freundlich, bösartig oder gutmütig. Zwischen Göttern und Menschen nehmen sie eine Mittelstufe ein, und ihre Körper besitzen sowohl ätherisch göttliche wie irdisch menschliche Bestandteile. Gleich Göttern und Menschen besitzen sie die drei Grundeigenschaften, absolut gutes Wesen, Verblendung und Unwissenheit (sattva, rajas und tamas), und unterliegen wie Menschen nach der späteren Anschauung dem Gesetze der Seelenwanderung.

Zauberer, Hexen, Genien usw.

Neben diesen Unholden figurieren im Veda noch böse Zauberer und Hexenmeister (Yātus, Yātudhānas, Yātudhānīs, Kimīdins männlichen und weiblichen Geschlechts (Rigv. I, 35, 10; VII, 104, 15; X, 87, 4, 5, 10, 12, 24, 25; VII, 104, 2, 23; X, 87, 24). Besonders wird eine Hexe Arāyī in abschreckender Weise geschildert, sie ist scheusslich hässlich, einäugig und lahm, sie kreischt, hasst Indra aufs heftigste und tötet den Fötus im Mutterleib (Rigv. X, 155); eine andere Dämonin Kuṣavā verschlang sogar Indra bei seiner Geburt (Rigv. IV, 18, 8). Da neben Göttern und Dämonen männlichen Geschlechts auch Göttinnen und Dämoninnen im Veda figurieren, so ist es angebracht, auf die Stellung derselben etwas näher einzugehen. Ausser den wirklich weiblichen Wesen werden zumeist abstrakte Begriffe als weibliche Genien aufgefasst, so erscheint z. B. Anumati als der Genius der Gunst (Rigv. X, 59, 6; 107, 3), Arāmati, als der der Andacht (Rigv. II, 38, 4; VII, 34, 21; 37, 8; X, 64, 15), Asunīti, als der des Geisterlebens (Rigv. X, 59, 5, 6), Rākā (Rigv. II, 32, 4, 5, 8; V, 42, 12), Sinīvalī (Rigv. II, 32, 6, 8) und Guṅgu (Rigv. II, 32, 8) werden mit dem Vollmondstage assoziiert und fördern die Geburt von Kindern. Vor allem aber wird die Rede (Vāc), welche den geistigen Verkehr zwischen den Göttern und Menschen vermittelt und die Stimmung der Natur durch den Ton des Windes, des Donners, beim Tag- und Nachtwechsel zum Ausdruck bringt, als Göttin, als Tochter und Gattin Prajāpatis, als Königin der Götter hochgepriesen und verehrt (Rigv. III, 53, 15, 16[1]); V, 48, 1; VII, 87, 4; VIII, 100, 10, 11; X, 71, 1; 114, 8, 9; 125). Sie wird unter den verschiedensten Namen gefeiert als Hotra (Anrufung), Bhāratī (Gebet), Varūtrī (Schützerin), Dhiṣaṇā (Heil- und Reichtumbringerin), Iḍā (Gebetslabung), Mahī und Sarasvatī (Andachtsergiessung). Mit letzterer und Iḍā wird auch Bṛhaddivā (die im Himmel weilende) genannt. Als Göttin des Waldes erscheint Araṇyānī, und allgemein gefürchtet wird Nirṛti, die Göttin des Verderbens, die Genie des Todes (Rigv. I, 24, 9; VII, 37, 7; 107, 9; X, 10, 11). Noch viele andere weibliche Göttergestalten[2]) könnten angeführt werden, denn häufig wird der

1) Hier erscheint sie als Jasarparī zum Trost der Jamadagnis; Rigv. X, 125 ist Vāc die Tochter des Ṛṣi Ambhṛṇa.

2) Unter anderen die Apsaras, die Nymphen des Firmaments, unter denen Urvaśī sich besonders auszeichnete (Rigv. IX, 78, 3; X, 95; 123, 5; 136, 6).

Götterfrauen, der Gnās, gedacht, in deren Gesellschaft sich der deshalb missachtete Tvaṣṭṛ stets befindet. Vielfach erwähnt werden die Gattinnen des Indra, Varuṇa und Agni; Indrāṇī (Rigv. I, 22, 12; II, 32, 8; III, 53, 6; V, 46, 8; X, 86 und 159 als Saci Paulomī), Varuṇānī (Rigv. I, 22, 12; II, 32, 8; V, 46, 8; VII, 34, 22) und Agnāyī (Rigv. I, 22, 12; V, 46, 8), als Gattin des Rudra wird Rodasī genannt (Rigv. I, 167, 5; V, 46, 8). Allerdings nehmen die Gemahlinnen der Götter sowie alle Göttinnen im indischen Pantheon eine bevorzugte Stellung ein, aber an Macht und Ansehen stehen sie den Göttern im allgemeinen und ihren Gatten im besonderen bedeutend nach. Die einzige Ausnahme in dieser Beziehung macht die ehrwürdige Göttin Aditi.

Aditi.

Die von der Göttin Aditi im vedischen Pantheon eingenommene Stellung ist recht eigentümlich; man hat es nämlich nicht mit einer urprünglich arischen, sondern mit einer Gottheit zu tun, welche einer unarischen Auffassung entstammt.

Aditi ist im Rigveda eigentlich die Göttin, sie ist unwiderstehlich und leuchtend. Sie ist die Mutter der himmlischen Ādityas, man huldigt ihr als der Mutter von Königen, von guten, starken und Heldensöhnen. Sie ist ebenfalls die Mutter der Götter; allerdings wird Uṣas, die Morgenröte, auch Mutter der Götter genannt, indessen ist sie wohl so aufzufassen als Manifestation der Aditi wegen der am Morgen den Göttern geweihten Andacht. Aditi kann als Repräsentantin des Weltalls angesehen werden, denn es heisst (Rigv. I, 89, 10 und Atharv. VII, 6 1): „Aditi ist der Himmel, Aditi ist der Luftraum, Aditi ist die Mutter und der Vater, Aditi ist alle Götter, Aditi ist die fünfklassige Menschheit, Aditi ist alles, was geboren ist und geboren wird.“ Und weiter heisst es (Atharv. VII, 6, 2, 3): „Lasst uns zu Hilfe rufen die grosse Mutter der Frommen, die Herrin der Weltordnung, die mächtig herrschende, nicht alternde, vielumfassende, beschützende, trefflich leitende Aditi, die gutschirmende, die Erde, den sündlosen Himmel, die Zuflucht gewährende, trefflich leitende Aditi; usw.“ In dieser Weise begreift Aditi alles in sich; das Weltall, das Reich der Natur, den gesamten Kosmos, den Himmel, die Atmosphäre und die Erde, sowohl einzeln, wie in eins zusammengefasst. Sie ist die Freundin aller Menschen, und der begeisterte Seher betet zu ihr früh am Morgen, am Mittag, und wenn die Sonne untergeht, denn Aditi ist die Göttin des Haushaltes (Pastyā, Rigv. IV, 55, 3). Wegen der eigenartigen Abfassung des Rigveda, in dessen Liedersammlungen die abweichendsten Anschauungen und Gedanken verschiedener Dichter sich vorfinden, kann es nicht auffallen, dass die in ihm enthaltenen Angaben über die Aditi nicht übereinstimmen. Manchmal überragt und beherrscht ihre Macht alles, bald sinkt sie herab zu dem Niveau anderer Gottheiten, wie Agni, Mitra, Varuṇa, dem Wasser, dem Himmel und der Erde, und wird mit diesen zusammen und nicht immer als erste angerufen.

Was nun ihr Name, das Wort Aditi, betrifft, so leitet man es von der Wurzel dā, binden, und der negativen Partikel a gewöhnlich ab, und

gibt ihm die Bedeutung des dem Raum und der Zeit nach ungebundenen, des unendlichen. Diese Erklärung bezeichnet etwas negatives als Grundeigenschaft, während volkstümliche Gottheiten einen ihrem positiven Charakter entsprechenden oder auf ihren Ursprung bezüglichen Namen zu tragen pflegen. Wollte man aber das Wort Aditi von den Ādityas, ihren sogenannten Kindern, ableiten, so würde dies einesteils seine Bedeutung nicht ändern, anderenteils aber die ersichtliche Unwahrscheinlichkeit, die Mutter nach den Kindern zu benennen, nicht beseitigen, zudem die Entstehung des Namens einer spätern Zeit zuweisen. So mag es nicht unberechtigt erscheinen, die negative Benennungsweise als fremdartig, auf einen fremden Ursprung hinweisend, aufzufassen.

Der Begriff des Ewigen, Unbegrenzten, Unendlichen und Absoluten setzt eine reifere Überlegung voraus, als ein Volk in seiner Kindheit besitzt. In Betreff der indischen Aditi erscheint es ausserdem auffallend, dass sich bei keinem arischen Stamm, selbst nicht bei den Iraniern, eine ihr entsprechende Gottheit vorfindet. In dem Wörterbuch zum Nirukta wird das Wort Aditi als Name für die Erde (pṛthivī), Stimme (vāc), Kuh (go), Himmel und Erde (dyāvapṛthivī) und auch als Mutter der Götter erklärt. Sie erscheint also hier schon in den hauptsächlichsten, ihr zugeschriebenen Gestalten, zweimal in Verbindung mit der Erde, nirgends aber als abstraktes Wesen. Übrigens bezieht sich im Veda das Aditi nicht immer auf die Göttin, sondern es bezeichnet manchmal als Eigenschaftswort einzelne Gottheiten, wie Agni, Soma oder Aryaman und andere höhere Wesen.

Als Mutter der himmlischen Ādityas wäre eigentlich der Himmel das Gebiet der Aditi, hiermit stimmt Rigv. X, 63, 2: „Ihr Götter, die ihr geboren seid von den Wassern (der Atmosphäre), von Aditi und der Erde", überein, denn in diesem Verse repräsentiert Aditi den Himmel. Der ursprüngliche Ausdruck für Himmel ist Dyaus, von div, leuchten, ein urarisches Wort, welches sich in den meisten verwandten Sprachen vorfindet. Auch im nächsten, dem dritten Verse desselben Hymnus erscheint Dyaus als Himmel, doch ist es hier zweifelhaft, ob Dyauraditir als endloser Himmel oder als Dyaus und Aditi aufzufassen ist. Im Vedatext ist Dyaus meistens männlich und nur selten weiblich. Aditi könnte als weibliches Wesen hingegen nur einen weiblichen Himmel repräsentieren; da nun der eigentliche arische Ausdruck für Himmel Dyaus ist, müsste Aditi in dieser Bedeutung wohl einer spätern Zeit angehören, welcher auch die Sonne (Savitṛ) als Vertreter des männlichen Himmels und Viṣṇu als Sonnengott und Gatte der Aditi erscheinen. Wenn Agni (die Sonne) angerufen wird, die im höchsten Himmel Butter, d. h. Regen gebende Kuh Aditi nicht zu vernichten, vertritt die als Kuh (go) aufgefasste Aditi wahrscheinlich den weiblichen Himmel. Im Atharvaveda (IV, 39, 2—6) werden sogar die drei Weltregionen, Erde, Atmosphäre und Himmel, mit der Kuh identifiziert, wenn es heisst: „die Erde ist die Kuh, ihr Kalb ist Agni; die Atmosphäre ist die Kuh, ihr Kalb ist Vāyu, der Himmel ist die Kuh, ihr Kalb ist Āditya." Aditi als Mutter des Āditya steht hier für den Himmel und die Vertreter der drei Regionen sind die drei Götter Sūrya (Āditya),

Vāyu und Agni. Merkwürdig ist es auch, dass die Mutter Viṣṇus, die Aditi, als Gattin ihres Sohnes erscheint; eine Auffassung, welche die sonderbare Vorstellung von dem Wesen der Aditi bekundet. Man könnte vielleicht versucht sein, das Vorhandensein zweier Himmel, eines männlichen und eines weiblichen, mit der Existenz zweier nebeneinanderwirkenden himmlischen Gewalten verschiedenen Geschlechts in Beziehung zu bringen.

Aditi repräsentiert, wie ebenfalls schon hervorgehoben, auch den Luftraum. Nirukta XI, 22 bezeichnet Aditi als die erste Göttin des Luftraumes.

Recht häufig und zutreffend wird Aditi mit der Erde identifiziert, denn die Erde ist ebenfalls unerschöpflich und unbegrenzt, zumal für den an der Scholle gebundenen, die weite Erdoberfläche betrachtenden Landmann. Als Erde figuriert auch die Aditi Rigv. I, 72, 9: „Die Erde, die Mutter Aditi, hat sich zur Unterstützung des Vogels (der Sonne) mit ihren Söhnen in Macht ausgebreitet"; und das Aitareya Brāhmaṇa I, 9 erklärt die Erde für identisch mit Aditi, obwohl man die in den Zitaten vorkommende Aditi für den Luftraum halten könnte, da die Erde und der Himmel schon besonders erwähnt sind. Der Kommentator des Rigveda, Sāyaṇa, fasst auch an verschiedenen Stellen Aditi als Erde (pṛthivī) auf. Im Yajurveda, der in manchen Stellen älter ist als einzelne Hymnen des Rigveda, wird Aditi häufig mit der Erde identifiziert, worin auch die Brāhmaṇas übereinstimmen. Aditi wird sogar mit verschiedenen, auf der Erde liegenden oder aus Erde verfertigten Gegenständen in Verbindung gebracht. So gilt das auf die Erde gestreute Darbhagras für einen Schmuck der Aditi oder der Erde, ebenso dient das auf der Erde zur Umhüllung oder zum Sitz für Aditi bestimmte Fell der Aditi als der Erde. Desgleichen fasst man auch die Erde für die Aditi auf, wenn sie den für das Gārhapatyafeuer auf der Opferstätte ausgegrabenen Altar darstellt, wobei der Adhvaryu-Priester das Gebet ausspricht: „Möge die göttliche, den Viśvadevās angehörigen Aditi Dich (o Vedi) nach der Weise der Aṅgiras in den Raum der Erde graben." Das Śatapatha Brāhmaṇa erklärt unbedenklich Aditi als Erde, denn in demselben heisst es z. B.: „Aditi ist diese Erde, sie ist diese Stütze", oder Aditi ist diese Erde, sie ist die Gattin der Götter.

Der Göttermutter Aditi steht die Dämonenmutter Diti gegenüber. Die im Rigveda V, 62, 8 erwähnten Aditi und Diti hält Sāyaṇa für die Erde und die auf derselben lebenden Geschöpfe.

Unter den leuchtenden Ādityas, den sogenannten Söhnen der Aditi befindet sich auch Dakṣa. Andererseits führte der Vater der Aditi ebenfalls den Namen Dakṣa, denn Rigv. X, 72, 4, 5 heisst es: „Von Aditi wurde Dakṣa geboren und von Dakṣa Aditi. Denn Aditi wurde erzeugt, sie, die, o Dakṣa, deine Tochter ist." Der in diesen Versen enthaltene Widerspruch fiel schon den alten vedischen Scholasten auf, da eine und dieselbe Person zugleich zum Vater und zum Sohn desselben Wesens gemacht wurde. Yāska äusserte sich deshalb verwundert im Nirukta (XI, 12): „Dakṣa ist, wie man sagt, ein Āditya, und wird unter den Ādityas ge-

priesen. Und andererseits ist Aditi eine Tochter des Dakṣa, denn es heisst: Dakṣa wurde von der Aditi und Aditi vom Dakṣa geboren. Wie kann dies möglich sein? Beide mögen vielleicht denselben Ursprung haben, oder ihre Geburt mag nach der Götter Weise wechselseitig voneinander abstammen, oder ihre Natur mag eine gegenseitige sein. An zwei anderen Stellen im Rigveda (X, 5, 7; 64, 5) werden ebenfalls Dakṣa und Aditi zusammen erwähnt. Einer (X, 5, 7) zufolge: „Existieren Nichtsein und Sein im höchsten Himmel, in der Geburtsstätte des Dakṣa und im Schosse der Aditi. Agni, der Erstgeborne unserer Weltordnung war in einem früheren Zeitalter zugleich Stier und Milchkuh"; und die andere (Rigv. X, 64, 5) behauptet: „Du, o Aditi, pflegst die beiden Könige Mitra und Varuṇa nach der Geburtsstätte und dem Gebot des Dakṣa." Für die Beurteilung des Ausdrucks Dakṣa kommen die Stellen in Betracht, wo Götter und andere Wesen als Söhne des Dakṣa (eigentlich als solche, welche Dakṣa zum Vater haben) bezeichnet werden, wie z. B.: „O mächtiger Sūrya, lade zur Sündlosigkeit die glänzenden Götter, welche Dakṣa zum Vater haben, die zweigeborenen, heiligen, wahrhaften, himmlischen, verehrungswerten, die Agni als Zunge haben" (Rigv. VI, 50, 2); oder: „Sie, die zwei sehr tüchtigen (Mitra und Varuṇa), welche Dakṣa zum Vater haben, die grossmächtigen, welche die Götter zur göttlichen Herrschaft bestimmten" (Rigv. 62, 2). In der Taittirīya Saṃhitā (I, 2, 3, 1) heissen auch die Götter Söhne des Dakṣa: „Mögen die geistentsprossenen, geistanwendenden, verständigen Götter, welche Dakṣa zum Vater haben, uns beschützen."

Es ist ganz klar, dass der in diesen Zitaten erwähnte Dakṣa nicht mit dem Āditya Dakṣa, dem Bruder des Varuṇa und Mitra identisch sein kann, als deren Vater er hier erscheint. Es muss demnach in allen diesen Stellen das Wort Dakṣa eine andere Bedeutung haben und nicht als Name einer Person aufgefasst werden. Schon die alten vedischen Kommentatoren hat dieser Punkt beschäftigt. So sieht Sāyaṇa in den Dakṣapitarā die Beschützer der Herren der Nacht. Demgemäss nimmt man an, dass Dakṣa in diesem Zusammenhange keine göttliche Persönlichkeit, sondern ein gewisses Prinzip, die männliche, geistige Schöpfungskraft zu verstehen sei, während Aditi in den entsprechenden Stellen die weibliche, materielle Entwicklungskraft ausdrückt. Professor Roth behauptet ähnlich: „Dakṣa, die geistige Kraft, ist die männliche Potenz, welche in der Einheit die Götter zeugt," er sieht aber die Aditi ebenfalls als Ewigkeit, und den Ausdruck Dakṣapitṛ als Fähigkeiten bewahrend, besitzend, verleihend. Prof. Max Müller pflichtet der Ansicht Roths bei; Prof. Ludwig vergleicht Aditi mit dem griechischen *δύναμις* und Dakṣa mit *ἐνέργεια* (siehe Rigveda IV, p. 400). Im Puruṣasūkta (Rig. X, 90, 5) erinnerte die Angabe: „Von ihm (dem Puruṣa) wurde Virāj geboren und von Virāj Puruṣa," lebhaft an Rigv. X, 72, 4, wo, wie schon bemerkt, ähnliches von Dakṣa und Aditi berichtet ist.

Nach diesen Bemerkungen über den Charakter der Aditi und der mit ihr verbundenen Dakṣa darf man wohl die Frage aufwerfen, worauf die diese beiden betreffenden Sagen beruhen und ob sich ihr Ursprung er-

klären oder noch nachweisen lässt. Es ist befremdend, dass, wie oben erwähnt, Aditi in Zend-Avesta nicht vorkommt, während ihre Söhne, die Ādityas, Mitra, Bhaga, Aryaman usw. in ihm erscheinen. Deshalb hat man auch vermutet, dass die Söhne der Aditi, die Ādityas, vielleicht vor ihrer angeblichen Mutter existiert hätten, und dass die Verehrung der Göttin Aditi bei den arischen Indiern erst in einer späteren Zeit entstanden sei. Die negative Form ihres Namens sowie ihr abstrakter Charakter scheinen immerhin die Ansicht zu begünstigen, dass Aditi eine jüngere arische Gottheit sei, die bei den arischen Indiern nach ihrer Trennung von den Stammgenossen Aufnahme gefunden habe. Denn es ist doch recht sonderbar, dass, trotzdem Aditi im Veda so häufig erwähnt wird, von den 1017 Hymnen des Rigveda nur eine (Rigv. X, 185) der Aditi zugeeignet ist, obwohl auch dieser Gesang mehr ihre Söhne Mitra, Varuṇa und Aryaman betrifft. Allerdings kann man auf die alten vedischen Etymologien von Namen ebensowenig Wert legen, wie auf die biblischen, immerhin aber beweisen die Ableitungen, welche den Namen der Ādityas mit der Präposition ā in Verbindung bringen, dass bei ihrer Aufstellung nicht an die Aditi gedacht worden ist.

Während der Yajurveda Aditi vornehmlich als Göttin der Erde schildert, erscheint sie im Rigveda als ewige, unendliche, das All repräsentierende Urgottheit, als Himmelsgöttin und Mutter der Ādityas. In diesen Hymnen vergeistigen die Dichter das Stoffliche und verwandeln das Materielle in Abstraktes. Der Yajurveda verfolgt andere, mehr praktische Zwecke. Seine Gebete und Opfer sollen dem Gläubigen Glück und Seligkeit in diesem und dem kommenden Leben verleihen, und grosse Aufmerksamkeit ist notwendig, um zu verhindern, dass bei den Zeremonien nichts vorfällt, was seine Wünsche vereiteln könnte. Denn die Götter oder vielmehr die Priester sind in diesem Punkte sehr empfindlich und anspruchsvoll, und das geringste Versehen ist genug, um alle Mühen zunichte zu machen. Obgleich sich im Rigveda schon fremde Einflüsse in der arischen Denkweise nachweisen lassen (befinden sich doch unter seinen Dichtern sogar nichtarische Śūdras), so sind sie im ganzen genommen immerhin unerheblich, wenn man sie mit den im Yajurveda sich bemerkbar machenden vergleicht, dessen mehr auf das praktisch Religiöse gerichteter Charakter die Einwirkung der indischen Ureinwohner eher zuliess, als der trotz seines auf irdisches Glück und Gedeihen hinzielenden Strebens mehr dem Himmlischen und Abstrakten zugeneigte Rigveda.

Wie die meisten turanischen Völker verehren auch die zu ihnen gehörigen Ureinwohner Indiens einen unsichtbaren, unsubstantiellen Geist und eine diesem zur Seite stehende sichtbare materielle Gewalt; beide sind für sie geschlechtslos, wie auch die turanischen Sprachen kein grammatisches Geschlecht kennen, denn dieses ist, wenn es sich anscheinbar vorfindet, nachweislich aus fremden Sprachen eingeführt. In Indien hat sich durch arischen Einfluss oder anderweitige Beweggründe in einigen urindischen Sprachen eine gewisse geschlechtliche Auffassung bei der Unterscheidung von göttlichen und menschlichen Wesen geltend gemacht, aber diese Einwirkung hat die ursprüngliche Denkweise nicht

gänzlich beseitigen können, denn wenn auch z. B. im heutigen Tamil Mutter und Frau weibliche Suffixe erheischen, so wird doch sonst in grammatischer Beziehung zwischen Stier und Kuh, Hund und Hündin, Hahn und Henne kein Unterschied gemacht, und im Telugu rangieren noch in der heutigen Sprache Mutter und Frau im Singular mit Stier und und Kuh, Hund und Hündin, Hahn und Henne in der niederen Klasse, während der Mann der höheren angehört[1]). So ist auch der höchste Geist, den die Gonds und die Todas verehren, weder männlich, noch die die Materie oder die Natur vertretende Ortsgottheit weiblich, sondern beide gehören als göttliche Wesen der höheren Klasse an, welche ohne Berücksichtigung des Geschlechts sowohl männliche wie weibliche Wesen, ebenso wie die niedere Klasse, in sich schliesst.[2]) Während der höchste Geist in unsichtbarer Höhe thront und deshalb dem Auge und dem Sinn des Menschen entrückt ist, steht die göttliche als Naturkraft aufgefasste Materie in einer dem Sinn und der Hand greifbaren Gestalt vor ihm. Diese Naturkraft, die sanskritische Prakṛti oder Śakti, verehrt er wie eine Mutter Amma (Ambā[3]) und in seinem Heimatsorte ist sie seine Grāmadevatā. Im Sanskrit, wie in jeder anderen arischen und in jeder semitischen Sprache wäre sie als Göttin weiblichen und der höchste Geist männlichen Geschlechts, weil jedes Wesen, jede Sache und jeder Begriff ein grammatisches Geschlecht haben muss. In der urindischen Sprache,

---

1) Siehe meine Classification of Languages, Madras, 1879, p. 72: „A language marks the varieties of gender when the words, more especially the nouns, contain in themselves the distinction of sex, without expressing it by peculiar terminations, additions or modifications of sound: e. g. in English „man" and „bull" are masculine and „woman" and „cow" are feminine; but the external form does not betray their respective gender. Of course every language can express the difference of sex, as sex is a natural fact, and a language is nothing if not descriptive; but if a dialect must have recourse to the expedient of adding such terms as „male" and „female", or others which convey the same meaning, in order to specify the sex of the particular subject in question, it is clear that such a language has not, what has been defined as gender. Though man is a male and woman a female by sex, grammatically they may be neither masculine nor feminine. We need not go far to convince ourselves of this fact, for according to Telugu grammar neither magaḍu „man" and eddu „ox" are masculine, nor ālu „wife" and āvu „cow" feminine.

2) Siehe Classification of Languages, p. 81: The Hungarian and Dravidian, as well as the Turkish, Ugrian and other kindred languages appear to have possessed originally this classification, though some did not retain it, and others replaced it by a similar arrangement. All these languages ignore sex, but they substitute in their classification rational and irrational beings for animate and inaminate creatures. The Brahmanized, or rather the Brahman grammarians of the Tamil and Telugu languages, called „rationals" and „irrationals" high caste (uyar tinai) and casteless (aḥ riṇai), or majors (mahat or mahadvācakamulu) and minors (amahat or amahadvācakamulu) respectively. There exists a slight difference in the application of the main principle. Telugu and Gond have preserved the original system in its purer form, while Tamil, Canarese and Malayālam have somewhat modified it. Gods, devils and men are supposed to be endowed with reason. Among men are only understood the lords of the creation. All besides are deficient in reason; etc., etc.

3) Aus dem urindischen Amma ist das sanskritische Pārvatī bezeichnende Wort Umā entstanden, siehe meine Original Inhabitants of India, S. 421.

welche geschlechtslos ist, hat nichts ein grammatisches Geschlecht, so dass z. B. die Ortsgottheit sowohl ein Gott als eine Göttin sein kann. Da indessen trotz des Mangels in der grammatikalischen Bezeichnung des Geschlechts letzteres in Wirklichkeit existiert, so muss uns wegen ihrer physischen Beschaffenheit die die Naturkraft vertretende Gottheit als weibliches Wesen gelten. Die Personifikation der Natur ist die Erdgottheit, und ihre lokale Vertreterin ist die Ortsgottheit, die Grāmadevatā. Es gibt in der Tat in Indien kein Dorf, keine Stadt oder Landschaft, die nicht unter dem Schutz der verschiedenartig benannten und gestalteten Amma oder Śakti steht und welcher nicht alle Einwohner von dem niedrigsten Paria bis zum höchsten Brahmanen ihre Verehrung erweisen, so dass der Kultus der als Grāmadevatā oder Kṣetradevatā verehrten Amma der weitverbreitetste und volkstümlichste in Indien ist. Diese gaudo-dravidische Amma ist das Prototyp der vedischen Aditi, die im Yajurveda in ihrer materiellen Form als Erde, und im Rigveda vergeistigt als die ewige, unendliche Himmelsgottheit erscheint. Es braucht hier nicht besonders bemerkt zu werden, dass, wenn ein Volk von einem anderen religiöse oder philosopische Ideen entlehnt, diese infolge der besonderen nationalen Anschauungen des Adoptierers bedeutende Modifikationen erfahren, welche es in diesem Falle ermöglichten, dass aus der konkreten urindischen materiellen Gestalt der Amma die abstrakte, arische vergeistigte Vorstellung von der Aditi hervorging, welche in der älteren Auffassung des Yajurveda noch nicht zum Durchbruch gelangt war.

Was nun das Verhältnis der Aditi zum Dakṣa und des letzteren zu ersterer betrifft, wenn es heisst: „Von Aditi wurde Dakṣa geboren und von Dakṣa die Aditi," so bildet Rigv. X, 90, 5 hierzu ein Analogon in dem Ausspruch: „Von ihr (Puruṣa) wurde Virāj geboren und von Virāj Puruṣa." In der ersten Stelle ist die zuerst als Mutter erwähnte Aditi die Hauptperson, in dem zweiten, dem Puruṣasūkta entlehnten Zitate, ist Puruṣa, welcher das Universum, alles was gewesen ist und sein wird, sowie die Unsterblichkeit repräsentiert, der Vater. Ähnlich ist Aditi zugleich Mutter, Vater und Sohn, alles was geboren ist und geboren wird. Der von Puruṣa gezeugte Virāj ist im Vedaverse allerdings männlichen Geschlechts, und desgleichen ist der vom androgynen Brahmā durch seine männliche in der weiblichen Hälfte erzeugte Virāj ein männliches Wesen; aber ursprünglich betrachtete man Virāj als Weib, wie dies auch aus vielen Stellen des Atharvaveda hervorgeht. So heisst es daselbst (Atharv. VIII, 10, 1): „Virāj war früher das ganze Universum, als sie geboren ward, fürchtete sich Alles vor ihr. Die Bṛhadaraṇyaka Upaniṣad nennt Virāj das Weib des Puruṣa. Vielleicht ist der bald männliche, bald weibliche Charakter der Virāj im Veda schon beeinflusst von der Geschlechtslosigkeit der Urprinzipien. So stehen denn Aditi und Virāj als weibliche Gottheiten dem Dakṣa und Puruṣa in der vedischen Anschauung beziehungsweise gegenüber. Hoch bedeutsam für diesen Gesichtspunkt ist, dass in dem vielleicht ältesten philosophischen System der Inder, in der Sāṅkhya-Philosophie des Kapila, der individuellen Seele oder dem Puruṣa die Naturkraft der Prakṛti

gegenübersteht. Kapila stand höchstwahrscheinlich, wie ich schon früher in meinem Werke über die Ureinwohner Indiens (S. 403) andeutete, seiner Herkunft nach, wie dies auch sein Name vermuten lässt, zu der Urbevölkerung Indiens in gewisser, wenngleich entfernter Beziehung und entlehnte der dort vorherrschenden Anschauung von dem unsichtbaren höchsten Geist und der sichtbaren Materie seinen Puruṣa und seine Prakṛti; zumal Puruṣa im Sanskrit sowohl die individuelle, als die Weltseele oder den höchsten Geist bedeutet. Die Prakṛti entspricht dagegen der als Grāmadevatā verkörperten Amma, der Mutter Natur, der Erdgottheit der Urindier, die im Yajurveda als Aditi erscheint. Kapila übertrug die im Urindischen geschlechtslosen Prinzipien, den höchsten Geist und die materielle Naturkraft in die arisch-indische Auffassung, und, da in dieser kein geschlechtsloses Wesen existiert, verwandelte er sie in den männlichen Puruṣa und die weibliche Prakṛti. Letztere stimmt mit der im Yajurveda als konkrete Erde aufgefassten Aditi überein, und aus dieser wurde dann im Rigveda die den Kosmus und die unendliche Ewigkeit darstellende Aditi abstrahiert.

Bei der Charakterisierung der Aditi kann indessen der schon oben angeführte Ausspruch: „Aditi ist die Mutter, der Vater und der Sohn“ nicht übergangen werden. Ein ähnliches trinitarisches Dogma findet sich sonst wohl nirgend im Rigveda und verdient deshalb Beachtung. Ausser den lokalen und regionalen Triaden kennt die ägyptische und babylonische Götterlehre auch solche von Vater, Mutter und Sohn, wie z. B. die von Osiris, seiner Schwester Isis und ihrem gemeinsamen Sohn Horos in Ägypten oder die babylonische von Ea, dem Gott der Wasser, von der Erdgöttin Davki und dem Sonnengott Merodach oder Tammuz, dem Sohne beider. Der Unterschied zwischen diesen Trinitäten und der in Aditis Person vereinigten Dreiheit liegt aber darin, dass erstere drei verschiedene Personen zu einer Triade verbindet, letztere dagegen eine Person in drei verschiedenen Gestalten erscheinen lässt. Ein sprechendes Vorbild der Aditi überliefert uns die 6000 Jahre alte sumerische Inschrift auf dem Zylinder von Gudea, welchen mein Bruder Julius herausgegeben und übersetzt hat, in der Urgottheit Baū, der Göttin der weiten Leere, vergleichbar dem biblischen Bohu. Baū, die Repräsentantin des unermesslichen Raumes, charakterisiert ihr Wesen in folgenden Worten: „Ich habe keine Mutter, meine Mutter bin ich, die Tochter; ich habe keinen Vater, mein Vater bin ich die Tochter; mein Ausfluss ist der Geist, dessen Ausdruck das Wort ist, das (gesprochen) in Nichts zurücksinkt.“

Es wäre gewagt, sich wegen dieser auffallenden Ähnlichkeit zwischen der Baū und der Aditi auf weitere Schlüsse einzulassen, obgleich nicht zu vergessen ist, dass die sumerische Bevölkerung Mesopotamiens und die Urbevölkerung Indiens wahrscheinlich stammverwandt waren. Zwischen Mesopotamien und Indien fand schon frühzeitig ein reger Land- und Seeverkehr statt. Die Mündungen des Euphrat und Tigris lagen nicht fern von der Küste Indiens, und die überlegene Kultur Babyloniens hatte verständnisvolle Aufnahme in Indien gefunden, wie unter anderen der

Babylonien entstammende indische Tierkreis beweist. Die Flutsage, welche mit dem babylonischen Gott Ea, dem Ōēs des Helladios und dem Aos des Damaskios, sowie dem chaldäischen Oannēs des Berossos zusammenhängt, entspricht der indischen Legende von Manu und dem ihn rettenden Fisch. Als Kuriosum kann noch angeführt werden, dass ähnlich wie der Gott Ea, der Schöpfer der schwarzen Scheitelrasse heisst, sich die heutigen Dravidier Südindiens noch schwarze Menschen nennen.

So scheinen schon in sehr frühen, vorgeschichtlichen Zeiten nichtarische Vorstellungen die Denkart der arischen Indier beeinflusst zu haben, und für diese Einwirkung bietet die Figur der Göttin Aditi einen bedeutsamen Beleg.

(Fortsetzung in Heft IV.)

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 18. Februar 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Die Gesellschaft hat wiederum ein korrespondierendes Mitglied, Hrn. Hjalmar Stolpe, den Direktor der ethnographischen Abteilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm, durch den Tod verloren. Derselbe hatte zuerst sich durch die Ausgrabungen der alten Stadt Birka auf der Insel Björkö im Mälarsee um die Vorgeschichte verdient gemacht, wendete sich aber später, als er 1883—1885 im Auftrage der Regierung eine Reise um die Erde gemacht hatte, um ethnographische Sammlungen für das Reichsmuseum zu erwerben, ganz der Ethnographie zu und wurde später Professor der Ethnographie und Vorsteher dieser Sammlungen.

Auch den Tod zweier langjährigen ordentlichen Mitglieder, des Hrn. Oberbürgermeister Dr. Gustav Brecht in Quedlinburg und des Hrn. Oberstleutnant v. Brand auf Wutzig bei Woldenberg, Neumark, beklagen wir schmerzlich. Allen drei Männern werden wir ein treues Andenken bewahren. —

(2) Hr. Geheimrat Möbius hat seinen 80. und Hr. Geheimrat Baer, der verdiente Hygieniker, seinen 70. Geburtstag in bewundernswerter Frische und Rüstigkeit gefeiert. Wir sprechen beiden verehrten Mitgliedern auch an dieser Stelle im Namen der Gesellschaft unsere herzlichen Glückwünsche aus. —

(3) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Clotten in Frankfurt a. M.
2. Das städtische Museum in Halberstadt.

(4) Der Vorstand hat in Übereinstimmung mit dem Ausschuss in seiner Sitzung vom 10. d. M. beschlossen:

> Wenn der Vorsitzende und seine Stellvertreter verhindert sind, in der Sitzung zu erscheinen, so soll der Vorsitzende des Ausschusses und wenn auch dieser verhindert ist, einer der drei Schriftführer den Vorsitz übernehmen.

(5) Von dem Organisations-Komitee des Internationalen archäologischen Kongresses in Athen ist das genauere Programm über die geplanten Ausflüge eingetroffen, ebenso die Einladung zum XV. Deutschen Geographentag, welcher dieses Jahr vom 13.—15. Juni in Danzig stattfinden wird. —

(6) Hr. Werner-Stolp übersendet eine Mitteilung über

primitives Handwerkszeug.

In den Jahrgängen 1884, 1889 und 1894 der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ist verschiedentlich berichtet worden über Vorlagen von primitivem Handwerkszeug und Hausgerät, welches bei uns teils noch heutigen Tages benutzt wird, teils noch bis vor kurzem im Gebrauch war und gewissermassen als ein Überrest längst vergangener Kulturperioden angesehen werden muss. Ich möchte mir nun erlauben, im folgenden noch einige Ergänzungen hierzu zu geben.

1. Die auf beigegebener Fig. 1 in der oberen Reihe dargestellten Knochen. Dieselben sind die Vorder- bezw. Hintermittelfussknochen vom Hirsch, Kalb, Pferd, Schaf, Rind und Reh. Diese im Volksmunde als „Schienbeine" bezeichneten Röhrenknochen benutzen die Fleischer noch heute vielfach beim Abhäuten der Schlachttiere. Sie umfassen den Knochen unterhalb der oberen Epiphyse und durchstossen nun mit den Gelenkrollen der unteren Epiphyse das Unterhautbindegewebe. An dem einen Schienbeine (vom Pferde) ist diese Stelle dicht und fest mit einer Schnur umwickelt, um den Knochen auf diese Weise sicherer fassen zu können. Sämtliche Knochen sind am oberen Ende durchbohrt und mit einer Schleife versehen, mittels welcher der Fleischer dies Werkzeug an seiner Messerscheide anhängt. Wie schon gesagt, werden diese Knochen heute noch vielfach benutzt, da beim Lostrennen der Haut vom Tierkörper mittels des Messers vielfach Gefahr vorhanden ist, dass das Leder durch Schnitte verletzt und dadurch wertloser gemacht wird. In einzelnen Schlachthöfen wird allerdings dieser Knochen, der nach Entfernung der ihm anhaftenden Weichteile sofort benutzt wird, durch einen mit stumpfen Rändern versehenen beilartigen Hammer verdrängt.

2. Der Knochen der unteren Reihe der Fig. 1 ist der grosse Ast vom Zungenbein des Rindes. Auch er gehört, allerdings jetzt ziemlich selten, zur Ausrüstung des Fleischers. Er benutzt denselben zum „Schleimen" der Därme. Sind die Rinder- und Schweinsdärme vom Mesenterium und dem ihm sonst anhaftenden Fett befreit, so werden sie „gekehrt", d. h. die Innenseite des Darmrohres wird nach aussen gebracht, um so den Darm von seinem Inhalte zu befreien. Darauf wird der Darm „geschleimt". Zu diesem Zwecke fasst der Fleischer den umgestülpten Darm mit der linken Hand und entfernt nun die Schleimhaut, indem er auf derselben mit dem verhältnismässig scharfen Rand des Zungenbeinastes hin- und herfährt. Meist allerdings schneidet sich der Schlächter heute zu dieser Arbeit ein „Schleimholz".

3. Der „Schlichtspahn", s. Fig. 2a. Dieses Werkzeug wird von den Sattlern zum Schlichten, d. h. Aufeinanderlegen zweier Lederscheiben benutzt, auch findet es Verwendung beim Anbringen von Rillen in dem Leder. Der abgebildete Schlichtspahn ist ein der Länge nach gespaltener und an seinem einen Ende mit einer Rundung, an beiden Seiten mit verhältnismässig scharfen Rändern versehener Röhrenknochen vom Rinde. Der einstige Verfertiger und Besitzer dieses Instrumentes hat es bis zu seinem Tode in seiner Sattlerwerkstatt ständig benutzt. Die breiten Flächen erscheinen daher wie poliert.

Fig. 1.

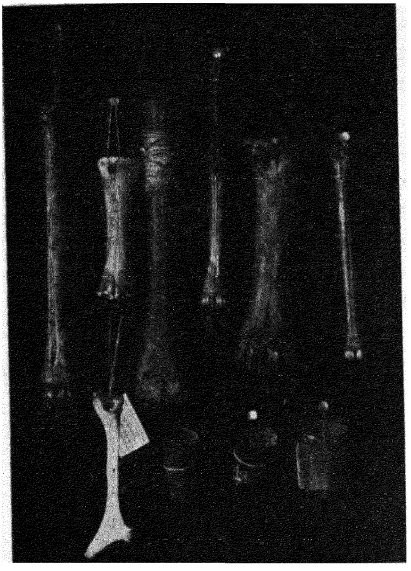


Fig. 2a, b, c.

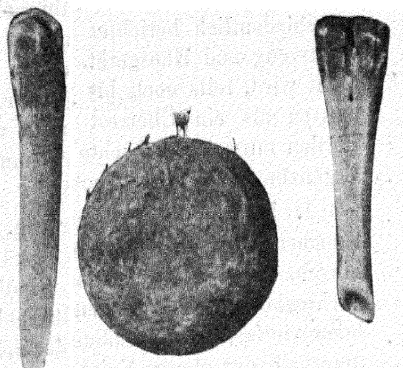
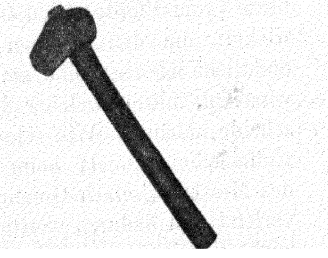


Fig. 3.



4. „Scheuerknochen", Fig. 2b. Dieser, ein in der Mitte der Diaphyse quer durchgeschlagener Röhrenknochen, diente den Handwebern zum Glätten ihres Gewebes, indem sie, den Knochen unterhalb der Gelenkrollen umfassend, mit demselben auf der rauhen Oberfläche ihres Gewebes hin- und herglitten. Durch den vielfachen Gebrauch zeigt die betreffende Fläche des Scheuerknochens gleichfalls eine schön ausgearbeitete Politur.

5. Fig. 2c. Ein Haarballen, wie man ihn verhältnismässig häufig in den Pansen von Kälbern und Jungrindern vorfindet. Derselbe entsteht auf folgende Weise: Die Kälber besitzen die Angewohnheit, die Muttertiere, wie auch sich selbst oder gegenseitig zu belecken. Der vordere Zungenteil des Rindes ist nun mit zahlreichen verhornten und mit ihren scharfen Spitzen nach der Maulhöhle zu gerichteten Papillen besetzt, so dass man beim Bestreichen der Zunge in der Richtung nach der Spitze

zu das Gefühl hat, als führe man über eine scharfe Bürste. An diesen Papillen bleiben eine Menge Haare haften, welche mit der flüssigen Nahrung in den Pansen hinuntergespült werden. Durch die ständige Bewegung dieses Organs werden nun die fest aneinander klebenden Haare zu derartigen Ballen geformt. — Ein alter Tischler in Lübeck verwendete dieselben zum Polieren des Holzes.

6. Endlich möchte ich noch das auf Fig. 3 dargestellte kleine Steinbeil erwähnen. Dasselbe wurde vor längerer Zeit von einem Bauern beim Pflügen seines Ackers im Kreise Salzwedel gefunden. Dieser versah das Beil mit einem Stiel und verwendete es dann noch mehrere Jahre in seinem Haushalte, bis es ihm durch Hrn. Apotheker Zechlin in Salzwedel, den Konservator der Sammlungen des Altmärkischen Geschichtsvereins, der mir auch freundlichst gestattete, dasselbe zu photographieren, abgenommen und den Vereinssammlungen einverleibt wurde.

(7) Hr. Freiherr v. Miske in Köszeg in Ungarn übersendet eine Abhandlung über

die linear-geometrische Keramik Süd-Ungarns.

Dieselbe wird später erscheinen. —

(8) Hr. Otto Schoetensack in Heidelberg berichtet über

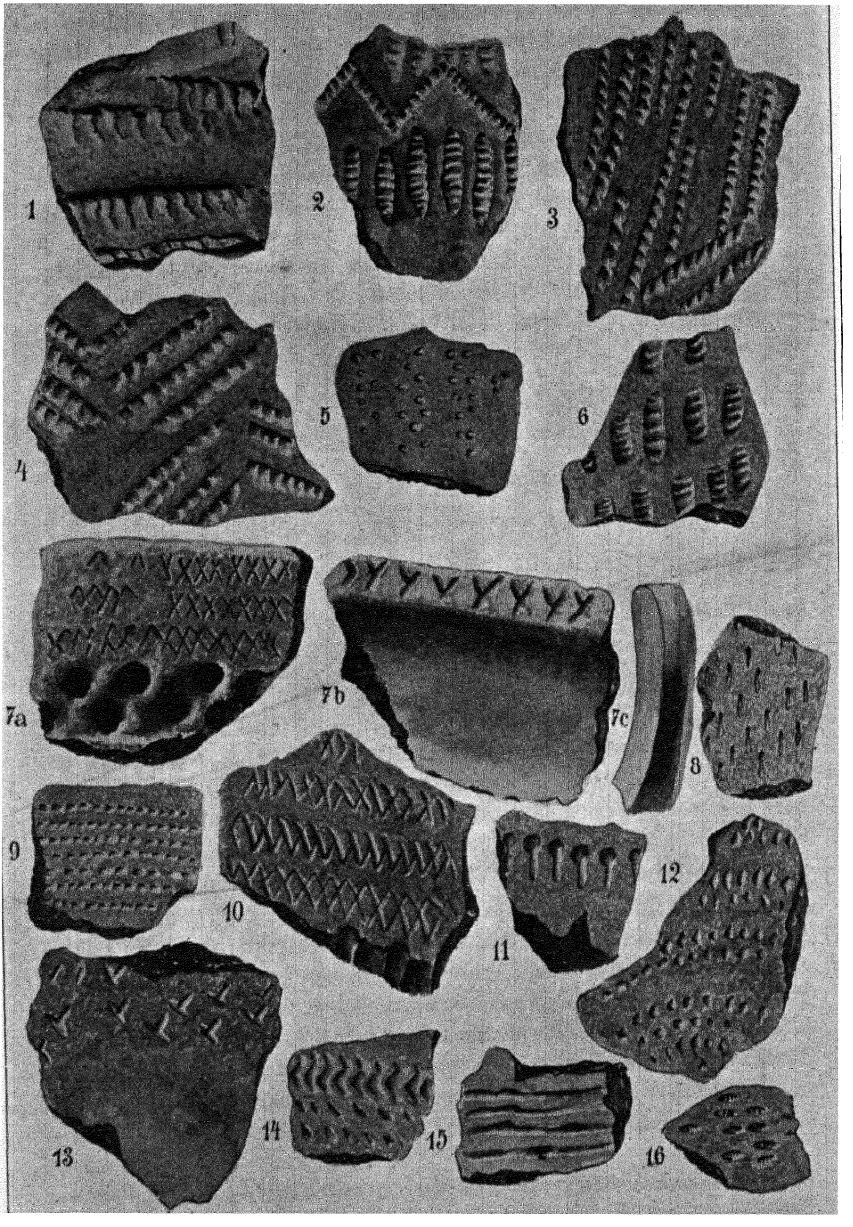
neolithische Tongefässscherben des Perm-livländischen Typus und über Kieselartefakte von Palkino (russ. Gouvernement Perm).

Genannte Gegenstände wurden in der Nähe von Palkino, einem Dörfchen am Isset-Flusse (dort wo ein für industrielle Zwecke angelegter Damm ihn in einen See verwandelt) bei Jekaterinburg am Ostabhange des mittleren Ural ausgegraben und daselbst von Hrn. Prof. G. Boehm in Freiburg i. B. gelegentlich einer Exkursion des VII. internationalen geologischen Kongresses, der 1897 in St. Petersburg tagte, erworben. Dieser Herr hatte die Freundlichkeit, mir dieselben zur Untersuchung zu übergeben.

Was zunächst die Tongefässscherben anbelangt (Taf. I), die sich der Technik und Ornamentik nach als neolithische charakterisieren, so zeigen dieselben eine überraschende Ähnlichkeit mit den in dieser Zeitschr. 1877, Taf. XVIII, abgebildeten, aus einem Muschelhügel, dem sogenannten Rinnehügel (Rinnekaln) am Burtnecksee in Livland[1]), der vom Grafen Karl Sievers erforscht, von Rudolf Virchow besichtigt und in dieser Zeitschrift 1877, Verhandl. S. 396ff. (man vergleiche auch den vorhergehenden Bericht des Grafen Karl Sievers 1875, Verhandl. S. 217) eingehend be-

1) In demselben fanden sich auch Muschelschalen (hauptsächlich von Unionen), Tierknochen und daraus gefertigte Geräte (Harpunen, Pfeilspitzen, Schmuckgegenstände), sowie neolithische Tongefässscherben, ganz vereinzelt auch Pfeilspitzen aus Feuerstein und schliesslich die Reste von vier menschlichen Skeletten (in der neolithischen Schicht) nebst Nachbestattungen aus späterer Zeit in den oberen Schichten. Die Funde sind, soweit sich dies aus den Berichten entnehmen lässt, in öffentlichen Sammlungen von Dorpat aufgehoben; ein Teil davon scheint nach Berlin gekommen zu sein. Vergl. Zeitschr. f. Ethnol., Verhandl. 1874 S. 182, 1875 S. 85 und 217, sowie 1877 S. 255 und 396.

Taf. I.



Nat. Gr.

Neolithische Tongefässscherben des Perm-livländischen Typus von Palkino (russ. Gouv. Perm) nach O. Schoetensack.

schrieben wurde. Nicht nur die Verzierungen der Tongefässe beider Fundorte zeigen eine ausserordentliche Übereinstimmung, auch die Technik stimmt derartig überein, dass die Virchowsche Beschreibung der livländischen Scherben fast Wort für Wort für diejenigen von Palkino zutrifft. Diese Identität erstreckt sich sogar auf die Zusammensetzung des Rohmaterials, das in beiden Fällen blätterige und häufig perlmutterglänzende Schalenstückchen von Muscheln (nach Virchow wahrscheinlich Unionen) beigemischt enthält.

Derartige Parallelen zwischen prähistorischen Tongefässen von Fundstätten, die über 2000 *km* auseinanderliegen, sind höchst bemerkenswert. Da an einen Transport durch Tauschverkehr der sehr schwach gebrannten Gefässe auf eine solch grosse Distanz nicht gedacht werden kann, so muss man schon annehmen, dass Träger der gleichen Kultur, wahrscheinlich Angehörige des gleichen Stammes, in neolithischer Zeit zwischen Ural und Ostsee ausgedehnte Wanderungen unternahmen. Es wäre nun wichtig festzustellen, inwieweit sich zwischen diesen Punkten und weiter nach Süden ähnliche Funde zeigen; auch ob sich, da Palkino jenseits des Ural gelegen ist, derartige Funde noch weiter nach dem Osten erstrecken. Bedenkt man, dass in einem Gebiete wie das am Mittelrhein und Neckar erst in den letzten Jahren infolge systematischer Forschung zahlreiche neolithische Funde zutage gefördert sind, so darf man sich der Hoffnung hingeben, dass bei gleichem Vorgehen auch in dem grossen Gebiete zwischen Ural und Ostsee sich noch an vielen Punkten Reste aus der jüngeren Steinzeit auffinden lassen werden, die uns über diesen leider noch sehr dunklen Abschnitt der Vorgeschichte Licht bringen.

Ausser dem bereits erwähnten Muscheldetritus sind dem nur schwach gebrannten Ton der Gefässe von Palkino auch kleine Mineralteilchen beigemengt. Die Farbe des Tones ist ein helles Graugelb. Die Form der Gefässe lässt sich aus dem vorhandenen Material nicht rekonstruieren. Der Rundung und der 6 bis 10 *mm* betragenden Stärke der Scherben nach zu urteilen, dürften es mittelgrosse Gefässe mit einem Durchmesser nicht unter 15 *cm* gewesen sein. Das einzige vorhandene Randstück (Fig. 7a), das übrigens auch am inneren Rande verziert ist (Fig. 7b), zeigt das in Fig. 7c wiedergegebene Profil; der Rand ist also nicht scharf abgesetzt, sondern hat nur eine schwache Ausladung nach aussen. Die Ornamente sind tief eingedrückt mit Hilfe eines Modellierstäbchens. Sie scheinen nicht mit einer weissen Masse ausgefüllt gewesen zu sein, weil sonst wohl noch Spuren davon vorhanden wären. Unter den Verzierungen ist das nachgeahmte Schnurornament (Fig. 3, 4 u. 9) zu nennen, das teils in gerader, teils in gebrochener Linie erscheint. Einige Scherben (Fig. 2 u. 4) zeigen ein quergeripptes Zickzackband. Ferner sind auch schrägliegende Kreuze, in Reihen nebeneinander gestellt, als Ornament verwendet (Fig. 7 u. 10), die ebenfalls auf einem von Virchow in dem Muschelhaufen am Burtneck-See aufgefundenen griffartigen Knochenstücke vorhanden sind (Zeitschr. f. Ethnol. 1877, Verhandl. S. 401). Mit dem Kreuzornament verwandt ist das T-Ornament (Fig. 13), das als ein unvollständiges Kreuz aufgefasst werden kann. Unter den Reihen schrägliegender Kreuze finden sich an

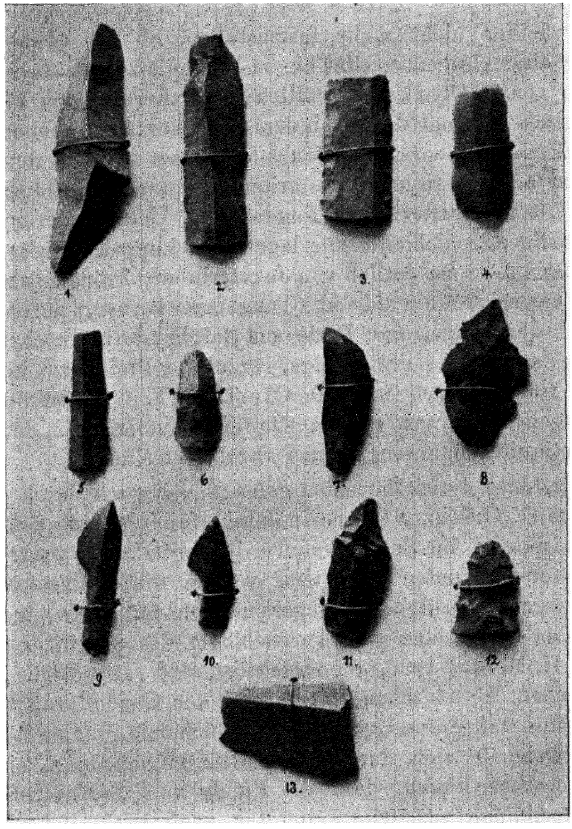
einigen Scherben tief eingedrückte Löcher, wie sie auch bei den Livländer Scherben (Zeitschr. f. Ethnol. 1877, Taf. XVIII, Fig. 3b u. 5b) erscheinen. Bei dem Scherben Fig. 11 von Palkino haben diese Vertiefungen noch einen Schweif; ähnliches zeigt Fig. 8. Einfache Schnittverzierung, bei der in gerader Richtung ein Stäbchen in dem weichen Ton fortgezogen ist, liegt in Fig. 15 vor. Bei Fig. 14 ist diese in Zickzack ausgeführt. Bei dem in Fig. 12 dargestellten Scherben sind dreieckige Vertiefungen zu Bändern angeordnet. Ähnliche Aufreihungen kleiner vertiefter Dreiecke finden sich auch bei Fig. 1 und 5a der livländischen Scherben (Zeitschr. f. Ethnol. 1877, Taf. XVIII). Eine eigenartige Verzierung liegt vor in Fig. 2 unserer Taf. I. Längliche ovale, brotförmige Eindrücke mit Querrippen sind hier vertikal nebeneinander gestellt; Fig. 6 zeigt das gleiche Ornament, nur sind hier die spitz zulaufenden Enden weggelassen. Auch dieses Ornament findet sich auf einem livländischen Scherben (Zeitschr. f. Ethnol. 1877, Taf. XVIII, Fig. 2); es ist zwar nachlässiger hergestellt, aber doch deutlich erkennbar.

Was Virchow über die livländischen Tongefässscherben bemerkte (a. a. O. S. 403), dass nämlich, wenngleich gewisse Annäherungen an deren Verzierungen auch bei uns vorkommen, doch der ganze Stil unverkennbar eigenartig ist, können wir auch auf die Funde von Palkino anwenden. Auch bei diesen liegen mannichfache Anklänge an die schnurverzierte Keramik Thüringens vor (vergl. F. Klopfleisch, Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, Halle 1884 Fig. 31, 45, 63 u. 80; ferner A. Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flussgebiet der Saale, Jena 1891), sowie an die Megalithgräber-Keramik des nordwestlichen Deutschlands (z. B. Provinzialmuseum Hannover Nr. 8824 u. 8828 von Ueffeln, Nr. 8826 von Haselünne, Nr. 8836 u. 8840 von Dryhusen). Das Gesamtbild ist aber doch ein solch eigenartiges, dass man berechtigt ist, von einem besonderen Perm-livländischen Typus zu sprechen.

Hinsichtlich der bei Palkino zusammen mit den Tongefässscherben aufgefundenen, durch Schlag hergestellten Kieselartefakte (Taf. II) lässt sich ein Vergleich mit livländischen Funden nicht direkt ziehen, da hier fast ausschliesslich Knochen zu Pfeilspitzen und anderen Geräten verarbeitet wurden; indessen lassen die Formen dieser, wie ich zeigen werde, Anklänge an die Hornstein-Pfeilspitzen am Ural erkennen. Messerartige Geräte aus Kieselgestein, die unter den livländischen Funden ganz fehlen, liegen in mehreren Exemplaren von Palkino vor. Diese haben teils einen dreieckigen, teils einen trapezoiden Querschnitt. Fig. 1 läuft beiderseitig spitz zu, Fig. 2 zeigt eine abgebrochene Spitze und die übrigen sind an beiden Enden stumpf gelassen. Fig. 6 u. 7 stellen Formen dar, die sich Pfeilspitzen nähern. Von Fig. 8 ist es nicht recht ersichtlich, ob hier mehr eine zufällige Absplitterung vorliegt, oder ob das Stück zu einer Pfeilspitze hergerichtet werden sollte. Dahingegen liegen in Fig. 9—12 typische Pfeilspitzen vor, denen mit grossem Geschick die gewünschte Gestalt gegeben wurde. Fig. 9—11 sind dreikantig im Querschnitt. Die erstere Spitze stellt eine hervorragende Leistung der Silexbearbeitung dar; sie

könnte in Metall kaum vollendeter hergestellt werden können. Fig. 9 und 10 sind einseitig gekerbt. Nach de Mortillet, Le Préhistorique 1883, ist diese Form im europäischen Neolithicum verhältnismässig selten; dagegen ist sie im ägyptischen Neolithicum ebenso wie im französischen Paläolithicum (Solutréen) häufig (Pointe à cran). — Bemerkenswert ist es, worauf ich bereits oben hingewiesen habe, dass unter den knöchernen Pfeilspitzen aus dem Rinnehügel vom Burtneck-See sich eine sehr ähnliche

Taf. II.



Gr. $^2/_3$.

Neolithische Steinartefakte von Palkino (russ. Gouv. Perm) nach O. Schoetensack.

Form vorfindet (Zeitschr. f. Ethnol. 1875, Taf. XIV, Fig. 33). Die Pfeilspitze Fig. 11 von Palkino hat auf der einen Seite einen kleinen Einschnitt, sodass sie sich den beiden vorhergehenden anschliesst. Fig. 12 zeigt auf beiden Seiten eine erhabene Mittellinie, von der nach beiden Seiten die Flächen sich nach den Kanten hin abschrägen, sodass der Querschnitt rhomboidal ist. Die Pfeilspitze ist gezähnelt, um grössere Wunden zu verursachen. Nach Mortillet kommen derartige Pointes de flèche créné-

lées ou dentées sowohl gestielt als mit konkaver Basis vor. Unsere Pfeilspitze ist hier abgebrochen, sodass sich über den Abschluss nach unten nichts aussagen lässt. — Einige Stücke aus einem grünlichen Diabastuff, wovon eines in Fig. 13 abgebildet ist, zeigen deutlich sauber geschliffene Flächen.

Das zu den durch Schlag hergestellten Steingeräten verwendete Rohmaterial ist teils ein graugelblicher, mattfarbiger Hornstein (Fig. 1—3 und 6), teils ein dunkler, mehr oder weniger glänzender Hornstein (Fig. 5, 7—12); das Messerchen Fig. 4 besteht aus ziemlich durchsichtigem, hellem Feuerstein.

Es war leider nicht mehr festzustellen, ob die obenbeschriebenen Gegenstände einer Grabstätte oder einem Wohnplatze entstammen. Wir entnehmen dem von O. Clerk gelegentlich der Exkursion des VII. internationalen geologischen Kongresses nach dem Ural herausgegebenen Schriftchen „La ville d'Ekathérinebourg et quelques-uns de ses environs remarquables au point de vue archéologique préhistorique", dass diese Gegend reich an bemerkenswerten prähistorischen Funden ist. Unter anderen wurden am Fusse eigenartiger, schichtenförmig lagernder, kuppelförmiger Granitfelsen, die einen Hügel 2—3 *km* östlich von Jekaterinburg krönen (nach de Baye) neolithische Gegenstände entdeckt (Tongefässscherben, durch Schlag hergestellte Steinwerkzeuge, eine Perle aus Bergkrystall, Knochenfragmente); später wurde auch eine dreikantige, bronzene Pfeilspitze hier gefunden. Bei Palkino wurden auch nach O. Clerk, z. T. unter ähnlichen Granitblöcken, Gegenstände aus reinem Kupfer gefunden, die durch Aspelin in seinen Antiquités finno-ougriennes abgebildet sind.

Nach Abschluss dieses Berichtes gelangte ich noch durch die Güte des Hrn. Staatsrat G. Onesimus Clerc in Jekaterinburg sowie des Hrn. Grafen Alexis Bobrinskoy in St. Petersburg in Besitz der wertvollen Publikationen des erstgenannten Forschers, welche die prähistorischen Funde aus der Umgegend von Palkino eingehend behandeln. In einer derselben, welche in den „Matériaux pour l'archéologie des provinces orientales de Russie", Bd. II, Moskau 1896, abgedruckt ist, sind vortreffliche Abbildungen der neolithischen keramischen Funde aus der Gegend von Palkino enthalten, die eine wahre Fundgrube für vergleichende Studien bilden dürften. Vielleicht entschliesst sich, durch diese Mitteilung angeregt, ein in Livland ansässiger Forscher hierzu, dem die Funde vom Burtneck-See und die ganze diesbezügliche russische Litteratur zugänglich sind. Ich bin gern bereit, das in meinen Händen befindliche, hierauf Bezug habende Material zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen und ein solches Unternehmen mit Rat und Tat zu unterstützen.

(Hr. Otto Schoetensack in Heidelberg berichtet ferner über

Tasmanische Steininstrumente.

Von Hrn. Prof. G. Boehm in Freiburg i. B. wurden die in Fig. 1 bis 6 abgebildeten Steininstrumente von Tasmanien mitgebracht und mir zur Untersuchung übergeben. Sie wurden von ihm selbst „dicht bei

Hobart[1]) in einem Acker unmittelbar über der Meeresküste in Begleitung von Mr. Robert M. Johnston, Registrar general of the Colony of Tasmania, gesammelt."

Was zunächst das Material anbelangt, so erweist es sich makroskopisch als ein sehr dichtes Gestein, das äusserlich eine graue, ins Bräunliche übergehende Farbe zeigt, während es im frischen Bruch einheitlich dunkelgrau erscheint. Nach der von Hrn. Prof. W. Salomon freundlichst vorgenommenen mikroskopischen Untersuchung ist es einklastisches Gestein, und zwar entweder dichter, kompakter, keine deutliche Schieferung besitzender Grauwackentonschiefer oder sehr dichter, vielleicht verkieselter Porphyrtuff.

Auf unseren Abbildungen ist nur die obere, durch zahlreiche Facetten sich mehr oder weniger konisch aufbauende Seite zu sehen, die untere, hier nicht abgebildete zeigt eine nahezu ebene, mehr oder weniger muschelförmige Fläche, wie sie beim Absprengen von gewissen Gesteinsarten durch einen Schlag sich ergibt. Die einzelnen Stücke messen in der Höhe (höchster Punkt der facettierten Seite über der Conchoidfläche) Fig. 1 : 22 *mm*, Fig. 2 : 26 *mm*, Fig. 3 : 22 *mm*, Fig. 4 : 13 *mm*, Fig. 5 : 15 *mm* und Fig. 6 : 12 *mm*.

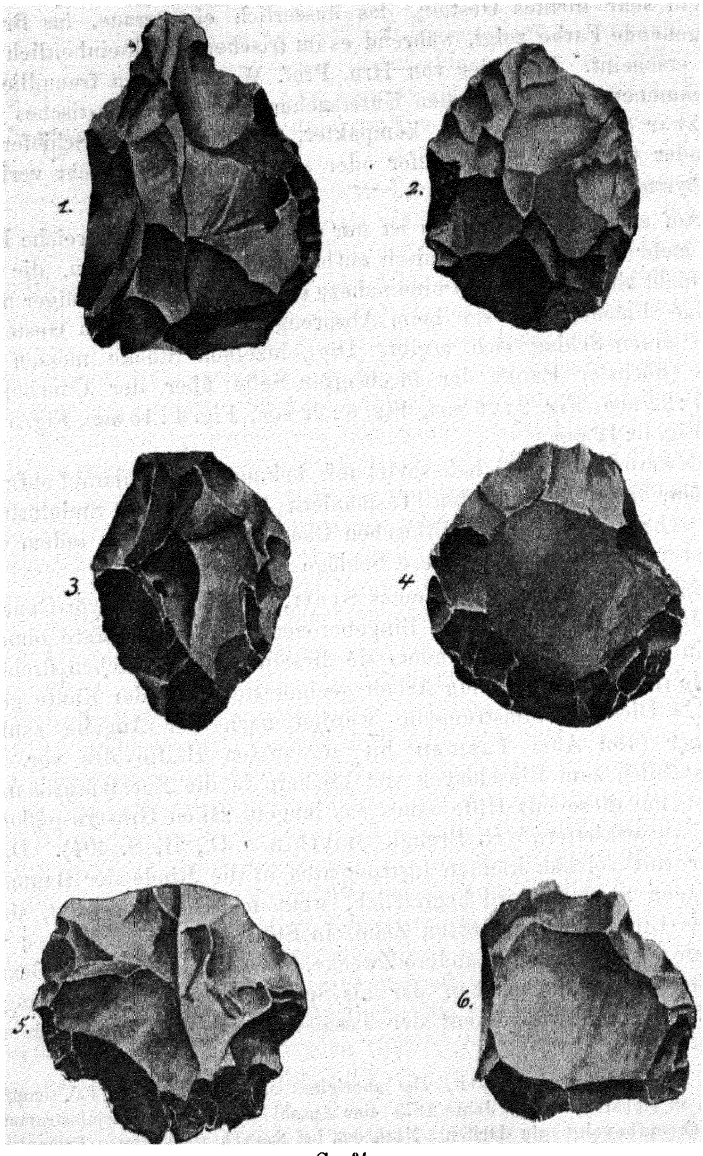
Edward B. Tylor[2]) hat, soviel mir bekannt, zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass die von den Tasmaniern hinterlassenen Steininstrumente einen sehr primitiven paläolithischen Charakter aufweisen, indem die Absplitterungen nur durch gröbere Schläge hergestellt sind.

Nach der Angabe von Thomas Scott, Assistant Surveyor-General aus dem Jahre 1820 führten die Eingeborenen diese Steingeräte ohne Holzstiel in der blossen Hand, indem sie dieselben nach Belieben drehten, bis sie die für die betreffende Arbeit geeignetste Stelle der Kante gefunden hatten. Diese Steininstrumente wurden nach der Angabe zahlreicher Forscher (von Abel Tasman bis zur ersten Hälfte des vor. Jahrh.) hauptsächlich zum Einschlagen von Löchern in die Eucalyptusbäume verwendet, um diese mit Hilfe eines aus langen, zähen Gräsern geflochtenen Seiles zu erklettern (R. Brough Smyth a. a. O., II, S. 404). Dass die Löcher mit solchen kleinen Instrumenten in die Rinde der Baumstämme geschlagen wurden, wird begreiflich, wenn man berücksichtigt, dass nur für das Einsetzen der grossen Zehe ein Stützpunkt geschaffen zu werden brauchte. Aber auch für andere Zwecke, wie das Abhäuten und Bearbeiten von Tierfellen, Glattschaben der als Speer verwendeten Holzstange usw. war das Universalinstrument der Tasmanier, das man wohl am zweck-

1) Nach R. Brough Smyth, The aborigines of Victoria, II, S. 405, empfing das Museum in Hobart Town im Jahre 1873 eine Anzahl tasmanischer Steininstrumente, die dort noch aufbewahrt sein dürften. Nach den bei Smyth abgebildeten Exemplaren, die in der Nähe von Mount Morriston, acht englische Meilen südlich von Ross, am Ufer des Macquarie-Flusses on lot 78, Parish of Peel, County of Somerset, in grösserer Anzahl (218) gefunden wurden, sind die Geräte noch primitiver als die von Prof. Boehm mitgebrachten. Es sind bis zu 8 *cm* lange und etwa 2 *cm* dicke, scharfkantige, unregelmässig gestaltete Bruchstücke, die an einem oder auch beiden Enden spitz zulaufen.

2) Journ. of the Anthropological Institute XXIII (1894) S. 141 u. XXX (1900) S. 257.

mässigsten als „Rundmesser“ bezeichnet, gut verwendbar. Die scharfen Kanten der Peripherie desselben entsprechen einer sehr langen, geraden Schneide. Dabei war das rundliche Instrument sehr bequem zu hand-



Gr. $^2/_3$.

haben und mitzuführen. Deshalb sehen wir es auch durch die meisten Epochen des Paläolithikum von den ältesten Zeiten an verwendet. Professor Schweinfurth fand ähnlich gestaltete Rundschaber bezw. -messer in den diluvialen Schotterterrassen und auf den Plateauhöhen bei Theben (Zeitschr.

f. Ethnol., 1902, Verhandl. Taf. X, Fig. 4—9) und Rutot hat derartige „Disques" im Reutelien-Horizonte des belgischen Diluviums zahlreich angetroffen (L'Anthropologie 1900, S. 720, Fig. 4); sie sind aber auch noch in späteren Abschnitten des Paläolithikum, z. B. im Solutréen, als sich die Steininstrumente schon recht spezialisiert hatten, in Gebrauch.

Eine Eigenschaft, die den tasmanischen Messern zukommt, ist die bereits von E. B. Tylor beobachtete, dass sie sich bei ihrer Verwendung vorzüglich der Hand anpassen. H. Balfour bemerkte hierzu, dass er glaube, dass sich die menschliche Hand eben in hohem Grade jedem Instrumente anzupassen verstehe" (Journ. of the Anthrop. Institute XXX, 1900, S. 260). Mir will es nun scheinen, dass diese Eigenschaft zum guten Teil erst durch die Manipulation mit den zunächst ausschliesslich in der Hand geführten Kieselspänen erworben wurde. Hätte der Mensch gleich von Anfang an gestielte Axthämmer und andere vollkommene Instrumente gekannt, seine Hand hätte vielleicht nie die wunderbare Geschicklichkeit erhalten. Man nehme nur einmal solch einen paläolithischen oder tasmanischen Rundschaber in die Hand und beobachte, wie bei dem Gebrauch desselben die reiche Muskulatur der Hand und des Vorderarmes in Tätigkeit tritt, um das Instrument zunächst festzufassen, es sodann jeden Augenblick zu drehen und zu wenden, sowie einen stärkeren oder schwächeren Druck damit auszuüben. Man stelle sich nun vor, dass diese Manipulation durch ungemessene Zeiträume geübt wurde. Eine bessere methodische Ausbildung der Hand lässt sich kaum denken. Vielleicht ist auch die Weichheit der Vola und die Verschiebbarkeit ihrer polsterartigen Vorsprünge damit in Beziehung zu bringen. — So wurde die von vornherein schon mannigfach veranlagte Hand des Menschen für alle die technischen und künstlerischen Leistungen trefflich vorgebildet, die wir bei den Paläolithikern der glyptischen Periode und bei den vielen sonst auf primitiver Stufe verharrenden Naturvölkern bewundern.

(10) Hr. Finn überreicht eine Mitteilung über einen grossen antiken

Goldfund in Schweden.

Bei dem Ausschachten einer Kiesgrube bei der Stadt Sköfde in Schweden wurde kürzlich von zwei Arbeitern an einem Tage eine schwere, aus mehreren rohgehämmerten Ringen bestehende goldene Kette, die etwa $^1/_2$ *m* lang war und 2,7 *kg* wog, gefunden; am anderen Tage fanden die beiden Arbeiter an demselben Platze noch eine schwere goldene Kette und zwei Goldbarren, zusammen im Gewicht von über 4 *kg*. Der Metallwert dieser alten Goldsachen betrug zusammen etwa 19 000 Mk. Der Fund wurde dem Gesetze gemäss dem Stadtfiskal in Sköfde übergeben, der sogleich den Reichsantiquar von dem Funde benachrichtigte. Letzterer sandte einen Assistenten zu dem Goldfundplatze und nun werden unter dessen Aufsicht weitere Ausgrabungen in der Kiesgrube vorgenommen. Bemerkenswert ist, dass schon seit alter Zeit her in der dortigen Gegend die Sage ging, dass in der Kiesgrube ein Schatz vergraben liege.

Der aus dem 10. oder 11. Jahrhundert n. Chr. stammende Schatz ist nunmehr im Reichsmuseum zu Stockholm ausgestellt. Mehrere Merkmale an den Ketten und Barren zeigen deutlich, dass das Gold aus der Wikingerzeit stammt und als Bezahlungsgeld benutzt wurde.

(11) Hr. Lissauer legte

drei slavische Schläfenringe

vor, welche Hr. Geheimrat Bauer in Magdeburg aus seiner Sammlung eingeschickt hatte.

Skizze des Ringes, Seitenansicht und aufgerollte Verzierung.

Der eine derselben zeichnet sich dadurch aus, dass er aus dünnem und kantigem Bronzedraht gefertigt ist, seine Provenienz ist unbestimmt. Die beiden anderen sind hohl und bestehen aus Silberblech, welches durch getriebene Figuren verziert ist. Sie sind einander sehr ähnlich und stammen von dem bekannten Gräberfelde bei Kaldus in Westpreussen her. Die hohlen Schläfenringe haben ein sehr beschränktes Fundgebiet, wie dies bereits in den Verhandlungen der Gesellschaft 1892 S. 475 genauer ausgeführt ist. Innerhalb dieser Grenzen sind aber die mit stilisierten Tierfiguren verzierten sehr selten; ein solcher aus Horst, Kr. Pyritz, ist bereits an derselben Stelle abgebildet worden (Taf. IX Fig. 4). —

(12) Hr. F. W. K. Müller legt

eine chinesische Weltkarte

vor, welche das Königl. Museum für Völkerkunde Hrn. Oberleutnant Schröder als Geschenk zu verdanken hat. Er fand im Jahre 1900 diese vier Kartenblätter in halbverfallenen Baulichkeiten, die zu dem berühmten Observatorium in Peking gehörten, vor. Oben auf der Stadtmauer in Peking standen bekanntlich die vielgenannten astronomischen Instrumente, die unter Aufsicht der Jesuiten entstanden waren. Unten, neben der Stadtmauer, befanden sich die alten, ausrangierten Instrumente, die aus der Mongolenzeit stammen, und die Arbeitsräume für die Astronomen. Die genau datierte Karte (K'ang-hi kia-yin = 1674 n. Chr.), welche sich dort vorfand, stammt aus einer Zeit, in welcher die Jesuiten am chinesischen Hofe die hochgeachtete Stellung der Astronomen einnahmen.

Die Karte ist leider nicht vollständig, aber für die Geschichte der Kartographie sehr bemerkenswert.

Bei weiterem Nachsuchen in europäischen Atlanten und illustrierten Werken der genannten Periode werden sich die Originale zu den Karten und den Darstellungen fabelhafter Tiere wohl leicht feststellen lassen.

(13) Hr. Grosse berichtet über einen

Grabfund von Sonnewalde im Kreise Luckau.

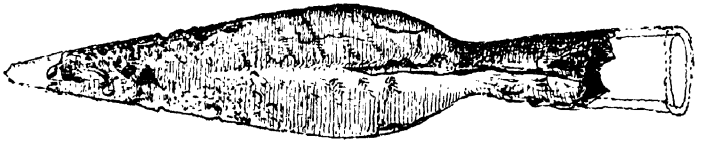
Der Fund enthält als vornehmstes Stück eine eiserne Lanzenspitze, die trotz ihrer schlichten Form und starken Rostschäden doch eine gewisse Beachtung verdienen dürfte wegen ihrer eigenartigen Ornamentierung (Fig. 1), zu welchem ein Seitenstück im Königl. Museum für Völkerkunde nicht ausliegt.[1])

Die Fundstelle befindet sich an einem dem Städtchen zugewendeten Abhange eines Hügels, 1 *km* südlich von S. Der Hr. Gutsbesitzer H. Slabe traf beim Pflügen 0,10 *m* tief auf eine Steinsetzung und Randscherben eines Gefässes; er hat das anerkennenswerte Verdienst, den Inhalt des Grabes aufgenommen und aufbewahrt zu haben.

Innerhalb der Steinsetzung stand nur ein Gefäss und zwar mit Leichenbrand; auf letzterem lagen die Lanzenspitze, ein Spinnwirtel und ein „Schwalbenstein".

Das Ossuarium (Fig. 2) ist rohe Handarbeit, die Masse mit Quarzkörnern durchknetet, die Oberfläche wenig geglättet und mit einem nur schwachen bräunlichen Tonüberfang versehen. Der Boden, Rand, Henkel und jegliches Ornament fehlen.

Fig. 1. $^1/_2$ nat. Gr.



Die Lanzenspitze misst noch 16 *cm* Länge und 3,7 *cm* grösste Breite im ersten Drittel des lanzettförmigen Lanzenblattes. An Schafttülle und Spitze sind starke Rostschäden; von ersterer brach darum ein Stück von „$^3/_4$ Zoll" Länge ab und auch die Spitze muss in der Richtung der konvergierenden Kanten etwa 2 *cm* verlängert gedacht werden, so dass auf die Tülle 6, auf das Lanzenblatt 14 *cm* kommen.

Die Tülle ist rund, eine Seitenöffnung nicht konstatierbar. Das Schaftloch reicht bis zur Basis des Blattes (ein Hals also nicht vorhanden) und hat einen Durchmesser von 1,7—2 *cm*, der nach zahlreichen Seitenstücken zur Befestigung des Schaftes ausreichte. Das lanzettförmige Lanzenblatt setzt sich von der Tülle in scharfem Bogen ab und konvergiert nach der Spitze in einem Winkel von 26°. Die Tülle setzt sich als flache, gerundete und zur Blattfläche sich ausebnende Rippe bis über deren Mitte fort.

Der wohlerhaltene Teil der Oberfläche hat körnige Textur und einen bläulich-schwarzen Anflug. Auf der einen Seite befindet sich beiderseits der Rippe, rechts mit blossem Auge erkennbar, das erwähnte Ornament, beiderseits bestehend aus von links unten nach rechts oben ge-

1) Siehe weiter unten.

richteten Schrägreihen kurzer paralleler Meisselschläge.[1]) Mit der Lupe lassen sich rechts sechs Reihen deutlich erkennen, dazwischen undeutliche, mehr vereinzelte Schläge, links nicht in direkter Fortsetzung, auch nicht genau alternierend sind nur einige undeutlichere Ansätze erkennbar, darunter auch solche, deren Elemente zu denen der ersteren Schrägreihen im Winkel gerichtet sind, und dann, wo solche aneinander treffen, eine Art nicht beabsichtigtes Fischgräten- oder Kiefernadelmuster bilden.

Eine Umschau nach Seitenstücken zu diesem Ornamente im Königl. Museum für Völkerkunde hatte das Ergebnis, dass ein solches aus der Mark dort nicht ausliegt. Hinsichtlich der Grösse und Form würden sich ungefähr acht anführen lassen[2]), mit Hinzuziehung der Mittelrippe nur zwei[3]) und mit Hinzunahme des Ornamentes würden auch diese auszuschliessen sein, und als verzierte Lanzenspitzen von etwas ab-

Fig. 2. 1/6 nat. Gr.

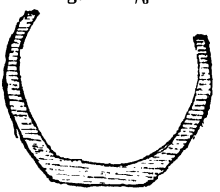


Fig. 3. Nat. Gr.

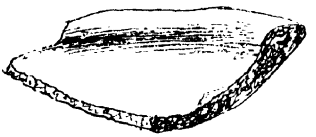


Fig. 4. 1/2 nat. Gr.

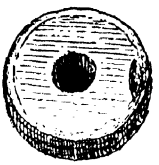
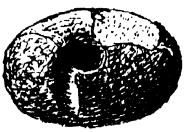


Fig. 5. 1/2 nat. Gr.



weichender Form blieben nur noch zwei übrig, die, wenngleich die Technik des Ornamentes ähnlich ist, doch in dem Muster desselben nicht Seitenstücke sind.[4])

Dagegen ist in Sadersdorf, Kr. Guben, ein näherstehendes Exemplar gefunden worden.[5]) Bei fast denselben Massen hat es allerdings eine

1) „Eingeschlagene Strichelung" s. Jentsch, Berliner Verhandl. 1893, S. 566 und Niederlaus. Mitt. IV, S. 42 über die betr. Technik.

2) a, 3458 aus Rudow (breiter im Blatt), b, 2277 aus Mariendorf bei Berlin (länger), „röm. Kaiserzeit", c, 7483 aus Wachow (Westhavelland), Blatt schwächer abgesetzt, d, 4224 (auch 4223/25) aus Hoppenrade, Kr. Osthavelland, e, 5313 aus Reichersdorf (breiteres Blatt), f, 10076 aus Luckau, g aus Straupitz, Kr. Lübben (Tülle kürzer und 12kantig, Rippe schneidig, Blatt etwas eingeschnürt), röm. Kaiserzeit, h, 449 aus Hohen-Wutzow, Kr. Königsberg i. N.

3) a und e.

4) g und h. Von h Abbildung bei Dr. Götze, Die Neumark, Fig. 86, „mit kleinen Vertiefungen verziert, die in schräg sich kreuzenden Linien angeordnet sind"; es ist der sogen. Körnerschlag der heutigen Technik. Von g Abbildungen in Niederlaus. Mitt. IV, S. 338/39 Fig. 4 u. 5.

5) Siehe Berl. Verhandl. 1893 S. 566 und Niederlaus. Mitt. IV S. 42 und Abbildung Taf. 3 Fig. 1.

kantige Rippe, und das Ornament ist darin verschieden, dass die Schrägreihen beiderseits der Rippe nach aussen oben divergieren.

Der „Spinnwirtel“ (die Masse sind aus Fig. 4 erkennbar) und der „Schwalbenstein“ (Fig. 5) dürften mit der Lanzenspitze, da sie beide auch im Feuer gewesen zu sein scheinen, zur Charakteristik des Beigesetzten geeignet sein.

Dieses Grab befand sich in einem Gräberfelde der Hallstätter Zeit, nach zahlreich vorhandenen Scherben (Fig. 3) aus der Blütezeit der Niederlausitzer prähistorischen Keramik. Es gehört aber dieser Zeit nicht an; man hat es nur mit einer Nachbestattung zu tun in einem schon zerstörten Gräberfelde. Für eine solche spricht auch der Gesamteindruck des Befundes und ebenso die Berücksichtigung der örtlichen Boden- und Wasserverhältnisse.

Für andere Nachbestattungen sprechen Mitteilungen des Hrn. Müller Hecht in Sonnewalde, welcher in demselben Streichen eine „Steinplatte mit unleserlicher Schrift, darunter mehrere Töpfe mit Pfeilspitzen“ gefunden haben will. Diese Funde sind in keiner Weise sichergestellt.

Schliesslich möchte ich Hrn. Herm. Slabe auch hier noch danken dafür, dass er mir den Befund zueignete, das Königl. Museum aber bitten, denselben als ein Geschenk des genannten Herrn ansehen zu wollen.

Hr. Kossinna:

über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen.

Wenn Hr. Grosse es soeben ausgesprochen hat, dass im hiesigen Museum für Völkerkunde Vergleichsstücke zu der von ihm glücklich geretteten verzierten Eisenlanzenspitze fehlten und so eine genauere zeitliche Festlegung ihm nicht möglich war, so bemerke ich, dass dieses Museum Seitenstücke zu der vorliegenden Lanzenspitze allerdings doch besitzt und zwar ein solches aus der Neumark, von Hohenwutzen, Kr. Königsberg, und eines aus der Niederlausitz, von Straupitz, Kr. Lübben; dieses letzte also von einem Fundorte, der gar nicht weit entfernt ist von Sonnewalde.

Verzierte eiserne Lanzenspitzen hat es — wenn wir von der hier nicht in Frage kommenden Tauschierung der späten Merowinger (7. Jahrhundert) und der Wikinger Zeit absehen — in Deutschland und in Mitteleuropa zu zwei Zeiten gegeben: einmal am Schlusse der Latène-Periode, also in den letzten hundert bis hundertfünfzig Jahren vor Christus, und dann in der Kaiserzeit.

Nun schliesst sich ja die Kaiserzeit unmittelbar an das Ende der Latènezeit an. Es ist daher zu entschuldigen, wenn man das Auftreten der verzierten Eisenlanzenspitzen bisher stets als eine in sich einheitliche Kulturerscheinung aufgefasst hat. Sieht man jedoch genauer zu, so stellt es sich bald heraus, dass die fraglichen Stücke der Kaiserzeit sämtlich der sogen. spätrömischen Periode, d. h. der Zeit vom Ende des 2. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. angehören. Es besteht also zwischen der Periode der verzierten Lanzenspitzen der Latènezeit und jener der Kaiserzeit eine Lücke von 200 Jahren, innerhalb deren jene Lanzenspitzen

durchaus fehlen. Wir haben es also hier mit zwei zeitlich streng gesonderten Kulturerscheinungen zu tun.

Und nicht blos zeitlich bestehen hier Unterschiede, sondern auch stilistisch, d. h. in der Gestaltung der Verzierungsmuster und in der Art ihrer Herstellung, also technisch.

Verzierte Lanzenspitzen der Latènezeit kommen innerhalb Deutschlands nur auf einem beschränkten Gebiete Nordostdeutschlands vor und zwar

in Hinterpommern: zu Koppenow, Kr. Lauenburg, 2 Exemplare, die begleitet sind von zwei eisernen Schwertscheiden mit einer Plattierung aus dünnem Bronzeblech, die auf der Oberfläche ein erhaben aufgelegtes Randmuster von Bogenstellungen und ein mäanderähnliches Innenmuster trägt. Diese Muster der Plattierung können wegen der völlig ebenen Rückseite des Bronzebleches nicht getrieben, sondern nach Schumann nur durch Dünnguss hergestellt sein, was eine sehr hohe Stufe der Technik voraussetze. Eine ähnliche eiserne Schwertscheide mit einem Muster von erhaben aufgelegten, rechteckigen Gitterwerk, das hier gleichfalls aus Eisen besteht, von Bansekow, Kr. Stolp, hat vor einigen Jahren das Museum für Völkerkunde zu Berlin erworben (Amtlicher Bericht 1902, LXXXVII): dieses Muster ist weder getrieben, noch gepunzt, noch geätzt, noch aufgeschweisst, natürlich auch nicht gegossen, sondern einfach in der Form („im Gesenk") geschmiedet, gerade so wie der scharfe Mittelgrat der Lanzenspitzen;

in Westpreussen: zu Rondsen, Kr. Graudenz, 10 Exemplare nebst 4 gemusterten zweigliedrigen Charnier-Gürtelhaken;

in Ostpreussen: aus Taubendorf, Kr. Neidenburg, ein Exemplar;

in Schlesien: aus Kaulwitz, Kr. Namslau, 2 Exemplare nebst einem auf der Klinge verzierten Schwerte.[1])

Die Verzierungsmuster dieser Latènelanzen verbreiten sich über das ganze Lanzenblatt und zeigen entweder eine netzartige Bedeckung mit runden oder vieleckigen Maschen (Koppenow, Rondsen, Taubendorf, Kaulwitz) oder mit quadratisch gestaltetem Gitterwerk (Rondsen), oder sie zeigen querlaufende parallele Zickzacklinien (Rondsen) oder längslaufende parallele Zickzackbänder (Koppenow, Rondsen) oder Reihen von Ovalen (Koppenow) oder einzeilige Reihen von Triskelen (Koppenow) oder dichte, unregelmässige Bedeckung mit vierzackigen oder noch reicher gestalteten Sterngebilden (Rondsen).

Ausser den Germanen Nordostdeutschlands haben auch die Helvetier der Schweiz in der Latènezeit mannigfache Verzierung der Eisenwaffen,

---

1) Koppenow: Balt. Studien 38 (H. Schumann, Urnenfriedhöfe in Pommern 79 f., 82, 84, Taf. XIV, 1, 2, 4). — Rondsen: S. Anger, Das Gräberfeld zu Rondsen im Kreise Graudenz, Taf. 4, 4, 5, 9; Taf. 5, 1, 2, 3, 4, 5, 6; Taf. 6, 4; Taf. 21; Zeitschr. f. Ethnol. XVI, 1885. Taf. I, 6, 13, 16, 27; Taf. II, 57. — Taubendorf: Sitzungsberichte der Altertumsges. Prussia Heft 21, 56; Taf. IV, 1. — Kaulwitz: Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild VI, 424, 429, Abb. 425, 12; 427, 17.

unter denen besonders die Schwertscheiden hiermit reich bedacht sind, und zwar nur auf der nach aussen gekehrten Seite und meist nur am Oberteil, selten über die ganze Fläche hin. Lanzen finden sich hier seltener in der Weise der Schwertscheiden gemustert. Jedenfalls weichen diese helvetischen Muster dadurch sehr bedeutend von den ostdeutschen ab, dass sie Zeichnungen in dem eigentümlichen keltischen Stile, z. B. Voluten, Rankenwerk und phantastische Tierbilder zeigen[1]), und darum kann keine Rede davon sein, dass die ostdeutschen Stücke aus keltischem Gebiete her eingeführt wären.[2]) Man muss sich eben daran gewöhnen, anzuerkennen, dass auch die germanische Eisentechnik schon in der Latènezeit eine bewundernswerte Höhe erreicht hatte. In dem Hauptgebiete keltischen Lebens und keltischer Industrie, in Böhmen, finden sich diese Zeichnungen äusserst selten und nur auf Schwertscheiden.[3])

Dagegen treten ähnliche Verzierungen der Lanzenspitzen wie bei den Helvetiern auch bei den pannonischen Kelten (Aravisken u. a.) auf, wie einige im Ungarischen Nationalmuseum und in ungarischen Komitatmuseen befindliche Exemplare beweisen, die ebenso wie die schweizerischen und böhmischen der frühen und mittleren, nicht wie die ostdeutschen der späten Latènezeit angehören. Seit Tischler erbt sich bei der Besprechung der verzierten Latènesachen die unbestimmte Erwähnung einer in Budapest befindlichen Lanzenspitze fort. Ich will darum die bereits veröffentlichten geätzten und gepunzten Latènewaffen kurz erwähnen:

1. verzierte Lanzenspitze und Schwert der Früh-Latènezeit aus Oedenburg (Arch. Ert. 1886, VI, 104).
2. verzierte Schwertscheide aus Csáb-Rendek, Kom. Zala (Arch. Ert. 1890, X, 168).
3. 3 verzierte Lanzenspitzen ebendaher (ebenda X, 243).
4. verzierte Schwertscheide aus Perkata, Kom. Stuhlweissenburg (ebenda X, 265) und 2 verzierte Schwerter ebendaher (ebenda X, 266).
5. verzierte Schwertscheide aus Hatvan, Kom. Heves (A. E. 1895. XV, 23).

---

1) Am nächsten den ostdeutschen Mustern kommt eine Lanzenspitze aus Latène, die zu beiden Seiten des Grates eine „Damascierung“ in einer dreifachen Lage ausserordentlich eng stehender, sich kreuzender gerader Linien aufweist (abgebildet bei E. Vouga, les Helvètes à la Tène. Neuchâtel 1885 Taf. VII, 2), aber auch dieses Stück weicht von den ostdeutschen immer noch erheblich ab.

2) Solche Einfuhr nimmt, ohne allen Beweis, für alle verzierten Lanzenspitzen Ostdeutschlands aus der Latènezeit wie der Kaiserzeit F. Weineck an in seiner sonst fleissigen Arbeit über einen Straupitzer Grabfund, die freilich mehr verwirrend als aufklärend wirkt, da der Verf. inbezug auf die Lanzenspitzen Latènezeit und Kaizerzeit in der oben gerügten Weise als einheitliche Epoche behandelt: Niederlausitzer Mitteilungen IV, 346f. — Noch weniger ist es freilich zu billigen, wenn Weineck, in veralteter Anschauung befangen, sogar die einfacheren Geräte Norddeutschlands zum grössten Teile als „südliche“ Einfuhrwaren ansieht.

3) Pič, Starožitnosti země české II, 1, S. 13—14, Abb. 6, Fig. 4c: Schwertscheide aus einem Grabe der mittleren Latènezeit von Sobtschitz.

6. verzierte Schwertscheide aus Simunovec, Kom. Szerem (A. E. 1902. XXII, 428).
7. verzierte Schwertscheide (Budapest regisegei III).

Dazu kommen noch eine Anzahl unveröffentlichter Stücke. Nr. 1, 2, 3, 6 habe ich als Fig. 1—4 wiedergegeben. Für die freundliche Überlassung der Clichés habe ich Hrn. Prof. Hampel besonders zu danken.

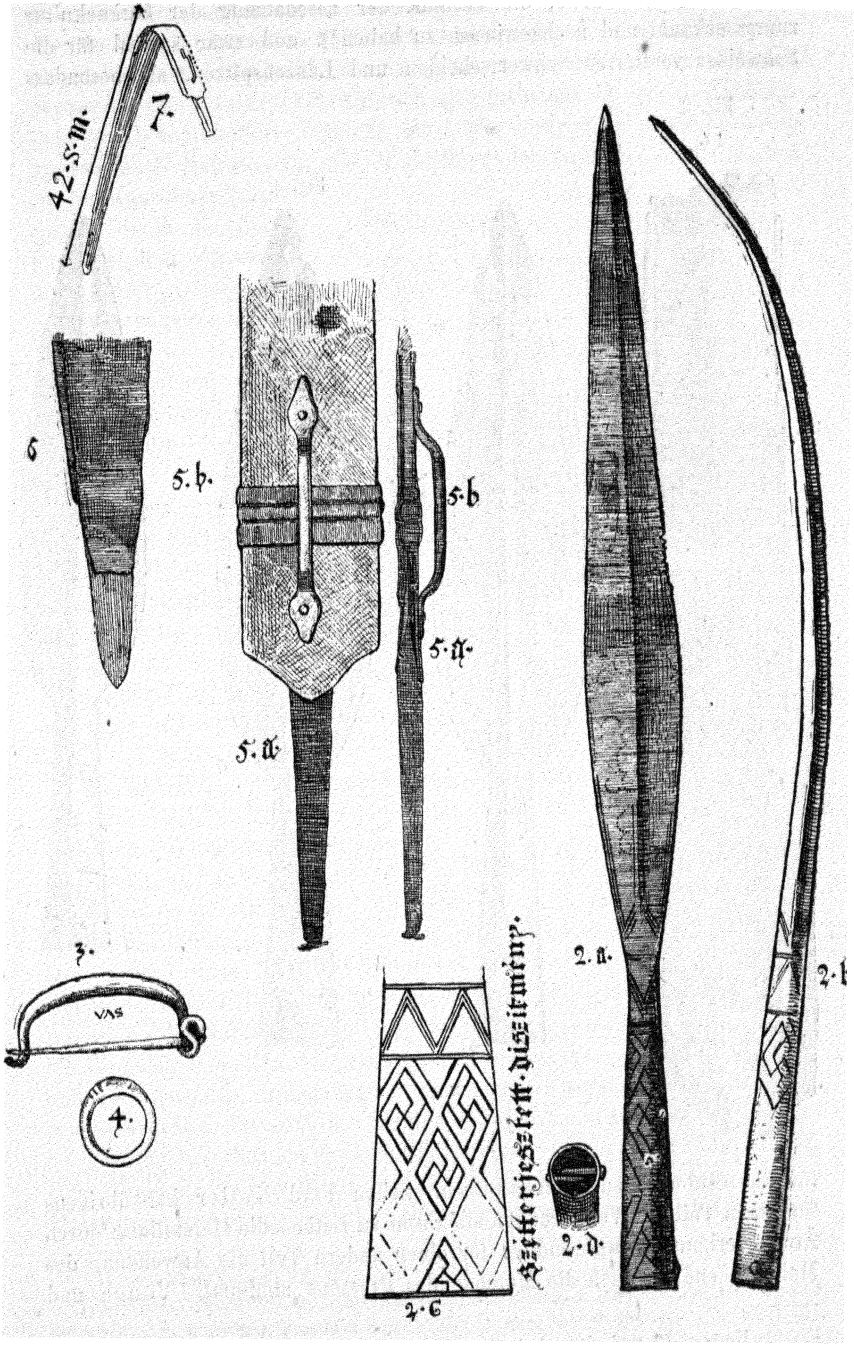
Ganz anders als die Muster der Latènezeit sind nun diejenigen der verzierten Lanzenspitzen der Kaiserzeit, die innerhalb Deutschlands gleichfalls nur in Nordostdeutschland auftreten und zwar in Ostpreussen, Posen, Schlesien, Ostbrandenburg. Hier handelt es sich fast stets nur um einfache Reihen von kurzen entweder seicht wie bei der Sonnewalder Lanze oder gewöhnlicher ziemlich tief eingeschlagenen Strichelchen. Diese kurzen Striche sind überwiegend pararallel zum Mittelgrat des Blattes, seltener schräge zu ihm gerichtet oder abwechselnd schräge im Tannenzweigmuster, wie bei unserem Stück von Sonnewalde und weiteren von Straupitz, Kr. Lübben (s. oben S. 371 Anm. 2 Fig. 5, 5a)[1]), Nydam (Engelhardt Taf. 10, 8), Vimose (Engelhardt Taf. 14, 1, 4, 9); ganz selten kommen als Unterbrechung der Muster Striche vor, die senkrecht zum Grat gerichtet sind, wie bei den Lanzen von Straupitz, Nydam (Taf. 10, 9), Vimose (Taf. 14, 2). Die aus diesen kleinen Strichen gebildeten Reihen verlaufen gleichfalls entweder parallel (Georgendorf in Schlesien; Oberjersdal in Schleswig; Nydam Taf. 10, 8; Vimose Taf. 14, 3) oder quer zum Mittelgrat (Straupitz; Lerchenberg und Kl. Grauden in Schlesien; Vimose Taf. 14, 1, 2, 4, 9; Nydam Taf. 10, 1, 4, 8, 9) oder sie bilden mit der Gratrichtung einen Winkel, wie bei der Sonnewalder Spitze, wo die Reihen links vom Grat zugleich parallel zu den rechts vom Grat befindlichen laufen, was in dieser Weise nicht wieder vorkommt. Denn ein nach der sehr kleinen Abbildung Götzes anscheinend gleichverziertes Stück, die eingangs bereits erwähnte Lanzenspitze von Hohenwutzen, Kr. Königsberg i. N.[2]), ist tatsächlich mit tiefen Grübchen so dicht bedeckt, dass ich eine bestimmte Reihenanordnung nicht zu erkennen vermag. Diese schrägstehenden Reihen stossen andernfalls am Grat in einem Winkel zusammen, wie bei den Stücken von Sadersdorf, Kr. Guben, Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim und Czeszewo, Kr. Wreschen.

Diese Verzierungen bedecken durchaus nicht immer die ganze Oberfläche des Lanzenspitzenblattes, sondern sind häufig, sogar überwiegend auf ein im unteren Teile des Blattes dafür ausgespartes spitzovales Feld beschränkt. Ähnlichkeiten der kaiserzeitlichen mit den Latènemustern bestehen trotz Weinecks gegenteiligen Ausführungen somit nicht, mit Ausnahme einer Lanzenspitze von Vimose (Taf. 14, 9), wo anscheinend ein Muster von quadratischen Maschen mit erhöhten Rändern vorliegt. Aber die Ähnlichkeit ist nur eine oberflächliche, da das Muster in Vimose gepunzt, bei den Spitzen der Latènezeit aber durch Ätzung hergestellt ist.

1) Diese Abbildung verdanke ich der Freundlichkeit des Hrn. Prof. Jentsch in Guben.

2) Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark S. 61 Fig. 86.

Fig. 1.



Und damit kommen wir auf den bedeutsamen Unterschied der Technik dieser beiden Perioden. Es ist bekanntlich eines der vielen Verdienste unseres Otto Tischler, die Technik der Eisenätzung der Latènekultur zuerst erkannt und nachgewiesen zu haben[1]), und zwar sowohl für die Schweizer verzierten Schwertscheiden und Lanzenspitzen, als besonders

Fig. 2.

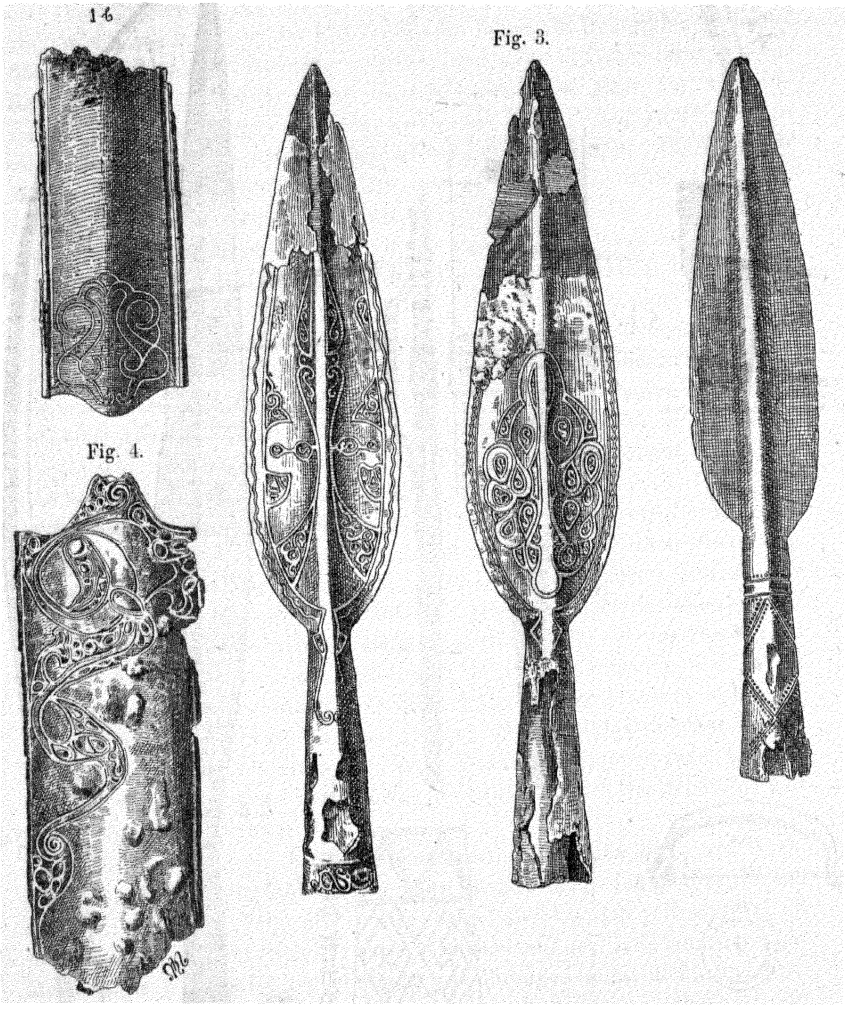


Fig. 3.

Fig. 4.

für die ostdeutschen Lanzenspitzen. Schon Ferd. Keller hat übrigens für einen Teil der Verzierungen auf Eisen zu Latène die Herstellung durch Ätzung erkannt[2]), während er für einen andern Teil die Anwendung des Meissels, endlich auch die Methode des Pressens annimmt. Vouga und

1) Korresp.-Blatt d. deutsch. anthr. Ges. 1885, 160f.
2) Pfahlbauten, 2. Bericht S. 152; 6. Bericht S. 296.

Gross, die kurz vor der Veröffentlichung des Tischlerschen Vortrages ihre Werke herausgegeben haben, sprechen nicht von der Ätzungsmethode, aber in einer nachträglichen Anmerkung konnte Tischler noch mitteilen, dass er Vouga in gemeinschaftlicher Untersuchung der Originale von der Anwendung der Ätztechnik bei einem grossen Teil der Funde von Latène überzeugt habe. Seger[1]) durfte sich also nicht auf die gegenteilige Ansicht von Gross berufen. Wenn er selbst, wie übrigens für die Koppenower Spitzen auch Schumann, die Herstellung der Grübchen und Maschen an den Kaulwitzer Lanzenspitzen durch Punzierung nur mit dem Zusatz annimmt, dass „verschiedene" Stempel angewendet sein müssen, so widerlegt sich damit, meine ich, die Annahme der Punzierung in diesem Falle durch sich selbst.

Fig. 5.

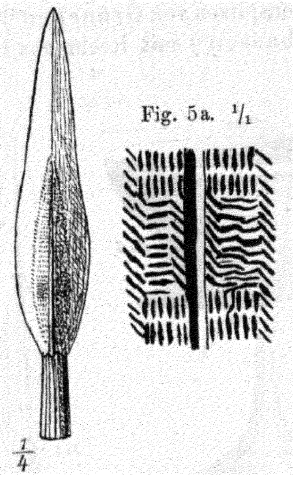
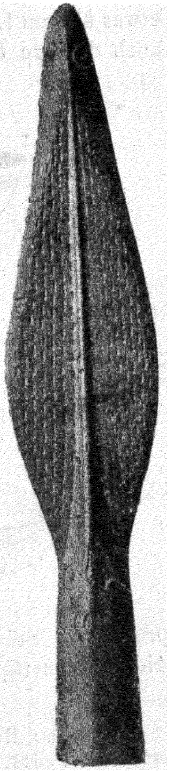


Fig. 6.



Man darf eben von der Technik der Verzierung der kaiserzeitlichen Lanzenspitzen, die allerdings durchweg gepunzt sind, nicht auf die Technik der Latènezeit Rückschlüsse machen, wie es Seger und ihm folgend Weineck getan haben.

Verschiedene dieser gepunzten Lanzenspitzen der spätrömischen Zeit haben neben den nur gepunzten Verzierungen noch solche mit Silber- oder Goldeinlage, so die bekannte von Georgendorf, Kr. Steinau, die zu beiden Seiten des Grates am Tüllenansatz, wie an der Spitze des Blattes je ein eingeschlagenes, sphärisches Dreieck und einen Kreis mit Mittelpunkt, alles in Gold eingelegt, zeigt (Fig. 6).[2]) Eine in der einschlägigen Literatur völlig vergessene Lanzenspitze von Czeszewo, Kr. Wreschen[3]), soll in der schon oben beschriebenen Art innerhalb eines unteren spitzovalen, eingepunzten Strichmusters selbst eine Silbereinlage aufgewiesen haben, die nach der Reinigung auf der einen Seite des Stückes noch deutlich zu erkennen gewesen wäre (Fig. 7). Leider scheint der in Besitz eines Freiherrn v. Hardenberg gelangte Fund jetzt verschollen zu sein. Desgleichen sind einige der zahlreichen gepunzten Lanzenspitzen der grossen

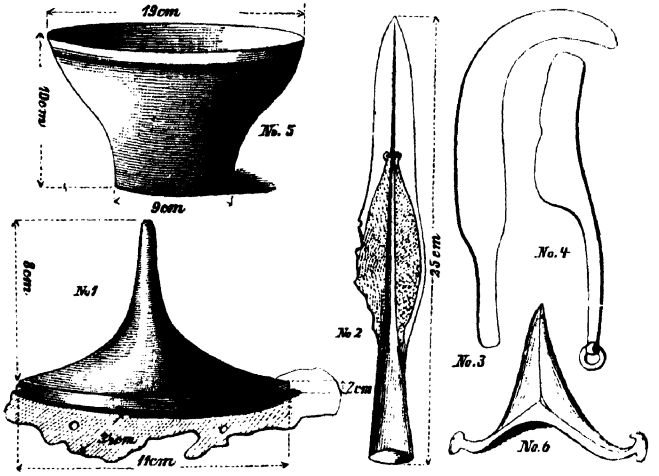
1) Schlesiens Vorzeit VI, 424.

2) Schles. Vorzeit VI, 52; Lindenschmit, Altertümer u. h. V. IV, 49, Fig. 2. Das Entgegenkommen meines Freundes Seger hat es mir ermöglicht, die Abbildung hier zu wiederholen.

3) Verhandl. d. Berl. anthropol. Ges. 1884, 231, Fig. 2.

Moorfunde von Nydam und Vimoor, sowie je zwei Exemplare der kleineren Funde von Vingsted in Jütland und aus dem Illemoor auf Fünen, endlich eines aus dem Balsmyr-Moor auf Bornholm teils mit Punzierung nebst Gold- und Silbereinlagen, teils nur mit solchen Einlagen verziert.[1]) Die Verzierungen bestehen meist in konzentrischen Kreisen mit Mittelpunkt, wobei der äusserste Kreis oft durch Umstrichelung das Aussehen eines Zahnrades bekommt. Diese Art von punzierten Lanzen mit Einlage zeigt, dass auch die Lanzenspitzen mit Verzierungen in der Art der ältesten Runendenkmäler, wie die berühmten Stücke von Kowel in Polen und Müncheberg, Kr. Lebus, in Brandenburg (Fig. 8), ebenso die vielleicht noch etwas älteren Lanzenspitzen von Grünchen[2]) bei Lissa in Posen, schliesslich auch die von Olshausen[3]) mit Recht ans Licht gezogenen, den eben be-

Fig. 7.



sprochenen Stücken aus Grünchen in der Zeichnung nächstverwandten beiden Lanzenspitzen, die der unzuverlässige Dr. Wilhelm Adler an er-

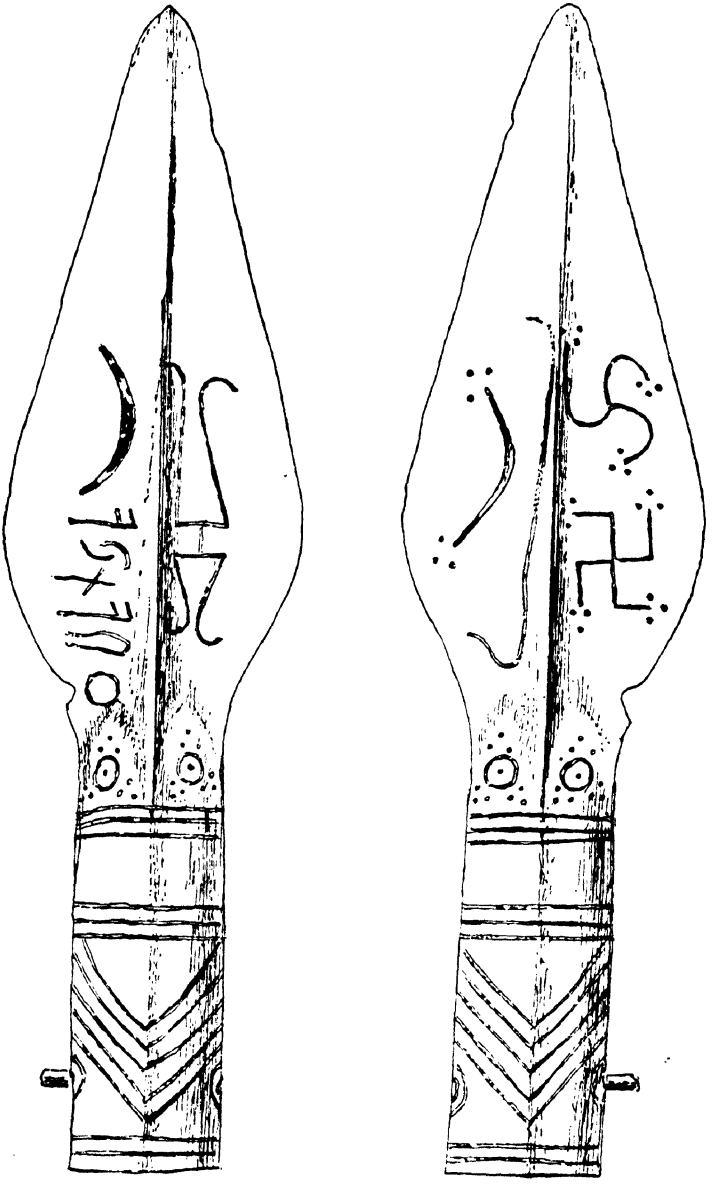
1) Nydam: Engelhardt Taf. 11, 40. — Vimoor: Engelhardt Taf. 14, 5. 15. — Bornholm: Vedel, Bornholms Oldtidsminder. Kopenh. 1887. S. 33f., 148. — Illemoor: Aarböger f. nord. Oldk. 1901, 32 Fig. 4.

2) Der Fundort wird meist nach der polnischen Veröffentlichung (Posener archäolog. Mitteilungen I, 40ff. Taf. 17, 1. 2) in polonisierter Form Grunowko genannt. Das dritte Grab dieses Fundes gehört nach der beigegebenen Fibel (wie Almgren, Fibelformen Fig. 148/149) und der Mäanderurne ins 2. Jahrh. nach Chr. und in dieselbe Zeit fallen die beiden anderen, in dem Grabhügel gefundenen Fibeln (wie Almgren Fig. 100 und 132). Grab 1 mit den beiden Lanzenspitzen wird darum — wie auch die Form des beigegebenen Schildbuckels, Typus IIIa (Fig. 11) zeigt — in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts gehören, nicht ins 4. Jahrh., wie Virchow und Olshausen (Pos. arch. Mitt. I. 41f. u. 46, sowie Verh. d. Berl. anthr. Ges. 1887, 184) und ihnen folgend neuerdings Weineck (a. a. O.) gemeint haben. Der Fund befindet sich übrigens nicht im Poln. Museum zu Posen, wie Almgren, Fibelformen S. 168, angibt, sondern in der Sammlung des Grafen Węsierski-Kwilecki auf Wroblewo bei Wronke, Kr. Samter, wo ich ihn 1899 gesehen habe.

3) Pos. arch. Mitt. I, 43 und besonders Berl. anthr. Ges. 1887. 183f.

dichteten Fundorten des thüringischen Voigtlandes gefunden haben will.[1]) Ich halte die beiden verloren gegangenen Stücke mit Olshausen für

Fig. 8.



unzweifelhaft echt und gegen Olshausen sogar für spätrömisch, wie die Runenlanzen. Nur stammten sie möglicherweise aus einem ostdeutschen

1) Variscia Lfg. 1 Greiz 1829, S. 130, Taf. II, 6; III, 1.

Funde. Diese Annahme könnte vielleicht durch merkwürdige Seitenstücke in der Sammlung zu Gera gestützt werden, wo ich aus der Schenkung von Korn durchbohrte Ohren mit darinhängenden Bronzeohrringen einer ostgermanischen Gesichtsurne, sowie eine nordische Bronzepinzette der jüngsten Bronzezeit mit einer erdichteten thüringischen Fundangabe liegen sah; sie ist aber insofern nicht einmal unbedingt nötig, als sich während des dritten Jahrh. nach Chr. im Saalegebiet merkwürdige Einflüsse und Einfuhrstücke ostgermanischer Herkunft mehrfach nachweisen lassen, sowohl in kostbaren Fibeln, als in kostbaren Halsringen, auf die ich noch zurückkomme, endlich auch in kostbaren Armringen, wie dem goldenen Tierkopfarmband von Flurstedt bei Apolda, von skandinavischer Form, fast wie Montelius, Svenska fornsaker II, 346, nur dass es sich durch den Verlust der Tierkopfbildung als zum jüngsten Typus dieser Form gehörig erweist (Mus. f. Völkerk. Berlin).[1])

Fig. 9.

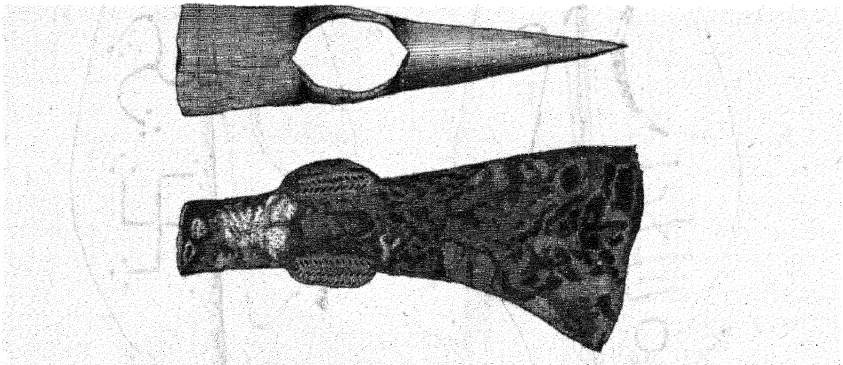
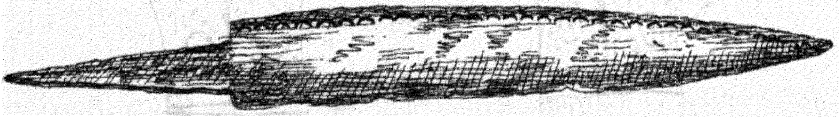


Fig. 10.



Die Beleuchtung der ostdeutschen Verzierungsweise der Lanzenspitzen wäre nicht allseitig genug, wenn wir nicht noch andere Eisengegenstände nach diesen oder ähnlichen Mustern untersucht hätten. Solche finden sich bei Äxten, Messern, Scheeren, wohl auch Schildfesseln und Schlüsseln.

Von Äxten kann ich nur eine anführen, mit eingepunzten Reihen abwechselnder Schrägstriche auf dem Helmteil, aus einem Grabfunde des späten 3. Jahrhunderts nach Chr. von Strega, Kr. Guben[2]) (Fig. 9).

Öfters dagegen weisen die graden, mit Griffdorn versehenen Eisenmesser, die in den Brandgräbern der Kaiserzeit selten fehlen, im 3. und 4. Jahrh. eine gepunzte Verzierung auf, entweder auf dem Rückgrat selbst, wie in Nydam oft, auch in Wilhelmsau (Sammlung Herrmann in Pankow) und Ostpreussen, oder längs des Rückens auf dem obersten Klingenteile.

1) Montelius, Svenska fornminnes fören. tidskrift 1896, IX, 257.

2) Verh. d. Berl. anthr. Ges. 1881, 256, Fig. 3; Mus. zu Kottbus 846—849.

Meist sind es Reihen von eingeschlagenen, kleinen hängenden oder stehenden Bogen (Fig. 10)[1]), oder Kreisen mit Mittelpunkt[2]), oder S-Figuren[3]), oder Zickzackfiguren mit Punktunterbrechung[4]), oder blosse Punkte.[5]) Häufig sind diese Messer auch mit tiefen Furchen längs der Rückenkanten versehen, z. B. in Wilhelmsau[6]), und verwandt hiermit ist der tiefe Winkelschnitt mitten auf der Klinge eines Messers von Grünchen, das die erwähnten Lanzenspitzen begleitete, womit weiter ein Messer von Dahlhausen, Kr. Ostpriegnitz, also ausnahmsweise ein westgermanisches, zu vergleichen ist.[7]) Selten sind die breiteren Griffzungen dieser Messer mit liegenden Kreuzen und Zickzacklinien verziert.[8])

Punkt- und Halbkreisverzierung zeigen auch Eisenscheeren von Schimischow, Kr. Gr. Strehlitz (Mus. Breslau) und Sadersdorf, Kr. Guben.[9]) Nicht hierher gehören jedoch die überall und auch bei den Westgermanen stets verzierten Bronzescheeren der Kaiserzeit und Merowingerzeit, die Jentsch mit Unrecht hier in Vergleich zieht.[10])

Schliesslich erwähne ich noch, dass die Schildfesseln des 3. und 4. Jahrhunderts im Osten häufig drei Paar Querfurchen aufweisen, so zu Köben, Kr. Steinau in Schlesien, Sadersdorf, Kr. Guben, Müncheberg, Kr. Lebus[11]) und dass auch der Rücken der Eisenschlüssel mit einem durch Querfurchen begrenzten liegenden Kreuz verziert wird (Wilhelmsau u. ö.).

Ich gebe nun eine Übersicht aller mir bekannten, gepunzten Lanzenspitzen der Kaiserzeit, die zugleich die chronologische Frage erledigen soll. Wir sind für die Kaiserzeit, ähnlich wie schon für die Latènezeit, durch eine Reihe von charakteristisch geformten und in rascher Umbildung begriffenen Schmuckstücken und Waffen in Stand gesetzt, jedes Jahrhundert ziemlich genau zu bestimmen, wofern nur ein Fund solch ein

1) Ostpreussen: Grebieten, Kr. Fischhausen (Prussia XIII, 240, Taf. VIII, Fig. d); Friedrichstal, Kr. Wehlau (Prussia XVI, 1890, Taf. IV); Kr. Sensburg: Kossewen (Nachrichten üb. deutsche Altertumsf. 1890, 20, Fig. 1), Dietrichswalde (Tischler, Gräberfelder S. 260, Taf. VII, 13), Moythienen (Hollack und Peiser, d. Gräberfeld von M., Königsberg 1904, Taf. II, 9b; IV, 38f.; IX, 53, 66c, 75b; X, 71b.)

2) Reichersdorf, Kr. Guben (Niederlaus. Mitt. III, 19, Taf. I, 7).

3) Rosenau bei Königsberg i. Pr. (Berent, Zwei Gräberfelder in Natangen. Königsberg 1873. Taf. VIII, 26).

4) Dietrichswalde (a. a. O. Taf. VII, 7).

5) Rondsen, Kr. Graudenz (Anger a. a. O. Taf. 18, 11 und Taf. 21); Nydam (Engelhardt Taf. XIV, 8).

6) Grab 8 des Märk. Pr. Museums (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1888, 3 Fig. 2).

7) Weigel, Archiv f. Anthropologie XXII, 236, Fig. 74 (= 4. Jahrh.).

8) Hohenselchow bei Gartz a. Oder, Kr. Randow in Pommern: Balt. Stud. 46, Taf. 4, 23; N. F. V. 1901, 13 Taf. III, 10. — Oberjersdal, Kr. Hadersleben: Mestorf, Urnenfriedhöfe S. 86 Taf. VII, 1.

9) Niederl. Mitt. IV, 43 Fig. 14c aus demselben Grabe Nr. 36, das die genannte, verzierte Lanzenspitze enthielt und wegen der Form der beigegebenen Sporen ins 4. Jahrh. fällt, während das Grab von Schimischow wohl noch dem 3. Jahrh. angehört.

10) Niederlaus. Mitt. IV, 86, Anm. 1.

11) Schles. Vorzeit VI, 181, 183, Taf. 9, 4. 5. — Niederlaus. Mitt. IV, 39. 42, Taf. III, 3. — Photogr. Album der Berlin. Ausstellung 1880, IV, Taf. 12.

charakteristisches Stück enthält. Dazu gehören ausser den Fibeln, die stets der beste Führer sind, und in zweiter Linie den getriebenen Bronzegefässen, für die ersten beiden Jahrhunderte in Ostdeutschland je zwei Arten von profilierten Riemenzungen, Schnallen, Trinkhornbeschlägen, einschneidigen Schwertern, Sporen, auch Tongefässen, für das 3. und 4. Jahrh. besondere Glas- und Bernsteinperlen, eimerförmige Anhänger, Halsringe, Feuerstahle, zweischneidige Schwerter, Sporen u. a. Sehr wichtig sind die Schildbuckel und Schildfesseln, von denen ich eine Zusammenstellung der wichtigsten Typen der ersten vier Jahrhunderte nach Chr. gebe (Fig. 11).

Zu den Schildbuckeln des 1. (Fig. Ia, Ib), wie des 2. Jahrhunderts (Fig. II) gehören die schmalen, profilierten Schildfesseln (Fig. Ic), zu den Buckeln des 3. (Fig. IIIa—c) und 4. bis 5. Jahrhunderts (Fig. IV) die gleichmässig breiten Fesseln (Fig. IIId).

Danach ist die älteste Lanze dieser Art die von Hohenwutzen, Kreis Königsberg i. N., die noch in das 2. Jahrhundert gehört; alle anderen gehören in das 3. und 4. Jahrhundert. Unter diesen fällt noch in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts wegen der beiden mitgefundenen Mäanderurnen und einer Fibel wie Almgren Fig. 81 eine gepunzte Spitze von Lerchenberg, Kr. Glogau[1]), mit punktierten Linien in einem Spitzoval, sowie eine genau übereinstimmende von Kl. Grauden, Kr. Kosel (beide im Mus. Breslau). Weiter gehören ins 3. Jahrhundert die Spitzen von Georgendorf, Kr. Steinau (s. oben Fig. 6) und die übereinstimmende von Oberjersdal, Kr. Hadersleben[2]); diejenigen von Sadersdorf, Kreis Guben, und Straupitz, Kr. Lübben (s. oben Fig. 5), ferner eine auf dem Blatt „mit Punkten schön chiffrierte" der Sammlung Jazdzewski, die mit dieser Sammlung wohl ins Posener Polnische Museum gelangt ist, aus Sulmierschütz, Kr. Adelnau[3]), diejenigen von Czeszewo, Kr. Wreschen (s. oben Fig. 7), von Kowel in Wolhynien und von Müncheberg, Kr. Lebus (s. oben Fig. 8), letztere wegen des rundgewölbten Schildbuckels der Form IIIb, von Grünchen bei Lissa, wie ihre Verwandten aus dem Voigtlande (?), endlich auch diejenigen aus dem Illemoor (gefunden neben Schildbuckeln der Form IIIa) und dem Vimoor, dessen Inhalt neuerdings freilich von Salin[4]) teilweise auch der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts zugeschrieben wird. Dem 3. Jahrhundert gehört auch das der Spitze von Lerchenberg ähnelnde, einzige mir bekannte Stück aus Norwegen an, das im Verein mit zwei Schildbuckeln, wie unsere Fig. IIIa und IIIc, einem zweischneidigen Schwerte und einem Speere mit Widerhaken zu Rudlang, Nordre Aurdal, Christians Amt, gefunden worden ist.[5])

1) Schles. Vorz. V, 103; Abbildung bei O. Mertins, die hauptsächlichsten prähistorischen Denkmäler Schlesiens. Breslau 1891. Taf. V, 4.

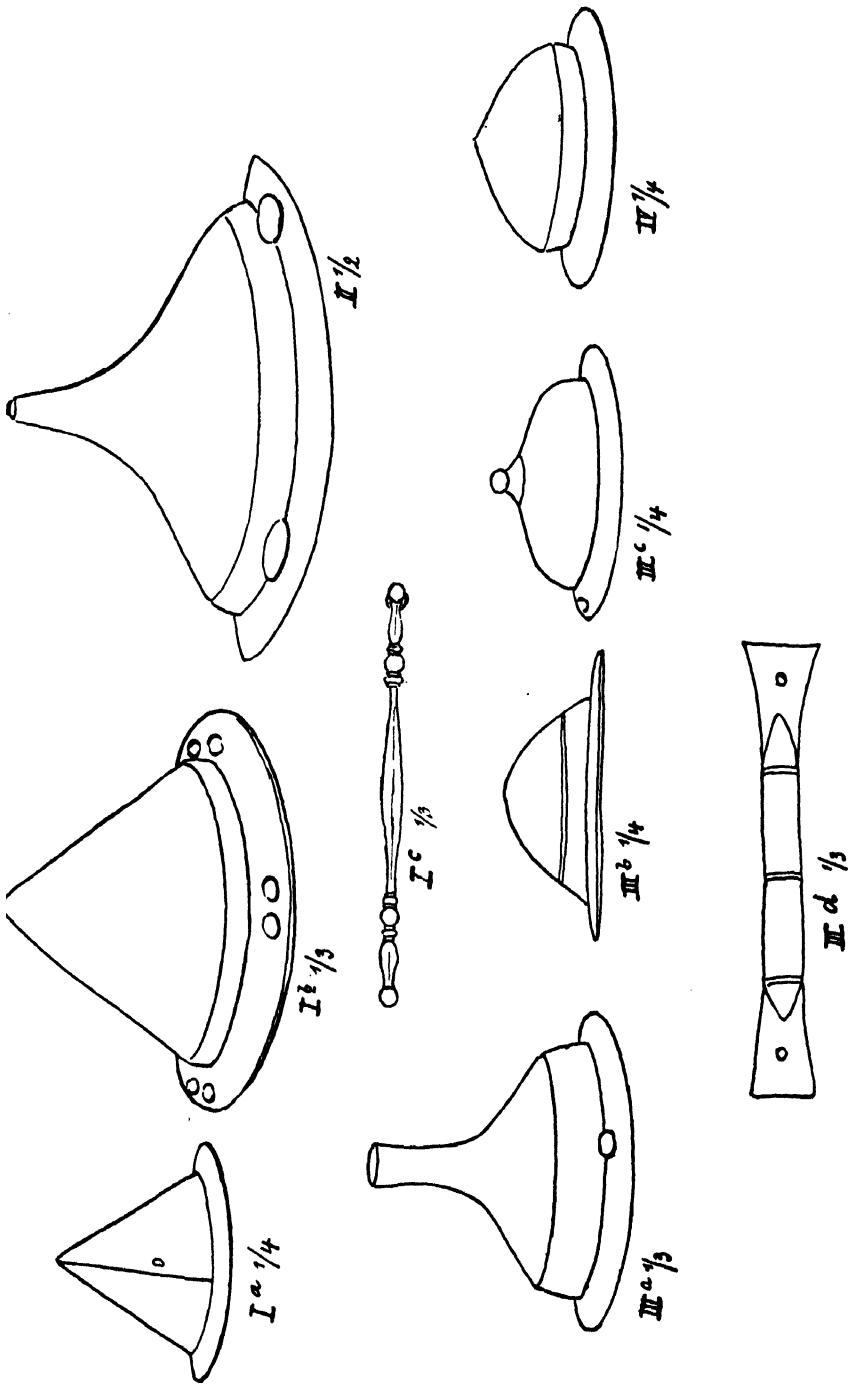
2) Mestorf, Vorgesch. Altertümer von Schleswig-Holstein, Fig. 537; Urnenfriedhöfe VII, 4.

3) W. Schwartz, Materialien z. prähistor. Kartographie. II. Nachtrag. 1880, 10. Merkwürdig ist allerdings, dass Jazdzewski selbst in der Beschreibung seines Fundes von 1880, der offenbar identisch ist mit dem von Schwartz erwähnten, über diese Verzierung der Lanzenspitze gar nichts meldet (Pos. archäol. Mitteil. I, 23, Taf. VII, 12, 13, 17).

4) Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904. S. 192.

5) Rygh, Norske Oldsager 208.

Fig. 11.



Ins 4. Jahrhundert müssen dagegen die Stücke aus Nydam fallen, zu denen Schildbuckel der Form IV gehören, wahrscheinlich auch eine in dem ostgermanischen Brandgrubengräberfelde von Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, gefundene Lanzenspitze (Fig. 12) aus einem reichen Reitergrabe, Nr. 16, der Sammlung des Hrn. Ingenieur Herrmann in Pankow, dem ich hier auch für die Abbildung dieser Spitze meinen Dank ausspreche.[1]) Ob eine andere Lanzenspitze dieses Gräberfeldes, mit zwei tiefen Längseinschnitten zu beiden Seiten des Grates, dem 3. oder 4. Jahrhundert angehört, kann ich erst sagen, wenn ich die sonstigen Beigaben dieses von Herm. Busse gehobenen Grabes werde kennen gelernt haben. Ebenso bleibt das genauere Alter der Spitze von Sonnewalde, ob 3. oder 4. Jahrhundert, wegen der Geringfügigkeit der aufbewahrten Beigaben dieses Urnengrabes zweifelhaft. Mit einigem Zweifel füge ich hier auch die „damaszierten" Lanzenspitzen aus Ostpreussen bei, die Bujack[2]) aus Gräberfeldern des „älteren Eisenalters" im Kreise Fischhausen aufzählt. Leider gelang es mir nicht, von der Verwaltung des Prussiamuseums genaueres über diese Stücke zu erfahren.

Befremdend hat auf mich gewirkt, dass Schweden, ein Land, das seit der Übersiedelung der Ostgermanen ins Weichselgebiet, namentlich aber seit dem Erscheinen der Burgunden und dann der Goten, d. h. seit etwa Chr. Geburt, durch ethnologische wie kulturelle Beziehungen an Ost-

---

1) Dieses Grab verdient nähere Beschreibung; es enthielt ausser der verzierten Lanzenspitze:

1. eine kleinere unverzierte Lanzenspitze;
2. ein zweischneidiges Schwert von 68 *cm* Klingenlänge (also nicht „römisch") und 11 *cm* Griffzungenlänge (also auch nicht „römisch-germanisch", sondern rein „germanisch" nach der Einteilung Salins, Tierornamentik S. 96ff);
3. ein Schwertscheidenmundstück;
4. ein grosses, sichelförmig geschweiftes, an der Spitze aufgebogenes Dolchmesser;
5. ein grades Messer mit grader Griffangel;
6. einen kleinen Schildbuckel mit oben breiter Stangenspitze vom Typus IIIa (Fig. 11);
7. eine auffallend kleine Schildfessel vom Typus IIId (Fig. 11), die beiden letzten Stücke offenbar von einem kleinen runden Reiterschild;
8. drei Knopfsporen vom Vimoortypus mit sehr langen Bügeln;
9. eine ganz zusammengerostete Trense;
10. eine sehr breite, rechteckige, dreiteilige Schnalle mit zweiarmigem Dorne, wie aus Sadersdorf: Niederlaus. Mitt. IV, Taf. 4, 3;
11. eine Riemenzunge des 4. Jahrhunderts, letztgenannte beide Stücke wie bei dem auch im Lederteile erhaltenen bornholmischen Leibgürtel, dessen Metallteile jedoch von Bronze sind (Soph. Müller, Ordning, Jernalderen Fig. 390);
12. eine breithalbkreisförmige Schnalle, wie Soph. Müller a. a. O. Fig. 393;
13. den Fuss einer Bronzefibel mit Nadelscheide;
14. eine im Leichenbrande ganz verschmorte, kleine halbkugelige Trinkschale;
15. einen grossen Pokal mit hohem, von innen hohlem Fusse, auf dem oberen Schalenteile über der Kerbenreihe mit einem eingeritzten Zickzackbande verziert, sonst ganz wie der Pokal aus der Sammlung Busse (unsere Fig. 22).

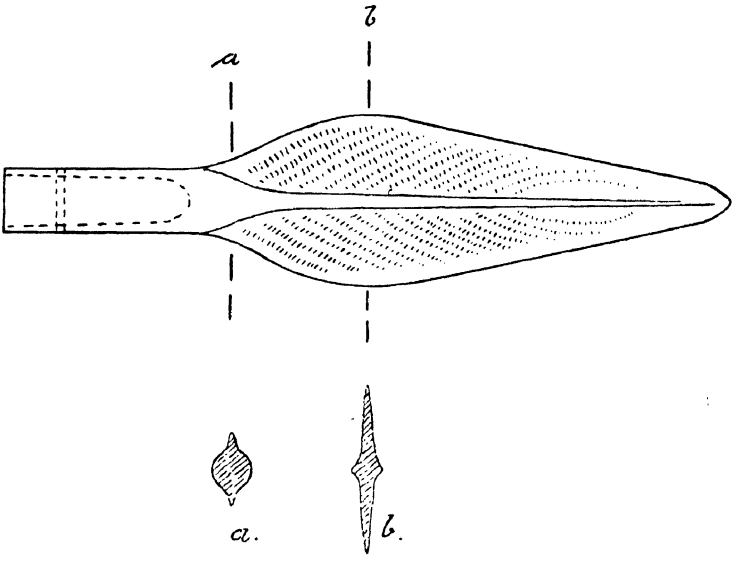
Nr. 14 und 15 sind aus Ton, 1–12 aus Eisen.

2) Katalog der Berliner Ausstellung 1880 S. 444 Nr. 1071—73, 1075—77. Vgl. auch Sitz.-Ber. d. Alt. Prussia XVI, 1890, S. 11f.

deutschland geknüpft erscheint, die ostgermanische Eigentümlichkeit der verzierten Lanzenspitzen nicht übernommen haben sollte. Es bedurfte aber nur einer Anfrage bei Oscar Almgren, um auch diesen Zweifel sogleich gehoben zu sehen. Almgren hat mir freundlichst Skizzen von drei Eisenlanzen aus gotländischen Gräbern des 3. Jahrhunderts gesandt. Zwei von diesen Stücken weisen Punzierung eines Spitzovals auf (Fig. 13b, c), das dritte hat Silbereinlagen von Kreisen, Halbmond und geraden Linien, reiht sich also den Spitzen von Kowel, Georgendorf, Grünchen, Czeszewo und Müncheberg an (Fig. 13a).

Infolge des Markomannenkrieges, worin die beteiligten ostgermanischen Gegner Roms im Gegensatz zu den westgermanischen Quaden und Markomannen schliesslich auf die Seite des Kaisers übertraten, siedelten die

Fig. 12. 1/2



wandalischen Hasdingen (Astingi) sich dauernd in Nordungarn an, ohne die Verbindung mit Schlesien zu verlieren. Man wird daher auch in Nordungarn ostgermanische, verzierte Lanzenspitzen erwarten müssen. Und auch diese Erwartung täuscht nicht. Schon vor 30 Jahren hat Hampel einen Fund des Museums zu Kaschau, von Gibart, Kom. Abauj, erwähnt, worin sich neben sechs Messern ein Speer, zwei Sporen, eine „silbertauschierte“ Lanze befinden soll[1]). Durch Anweisungen von Seiten Prof. Hampels und durch die gefällige Auskunft von Hrn. Museumsdirektor Mihalik in Kaschau, — beiden Herren sage ich auch hier meinen besten Dank — gelang es mir festzustellen, dass der Fund ausser

1. einer Lanzenspitze,
2. einer Pfeilspitze,

beide mit durchbrochener Silberplattierung (Fig. 14, 15) noch

1) Catalogue de l'exposition préhistorique 1876. Budapest 1876. S. 25.

3. einen Lanzenschuh enthielt,
4. ein Schwert, das zusammengebogen in einer Urne lag,
5. sieben Messer (davon drei verschollen),
6. zwei Schnallen,
7. eine Schildfessel, } (jetzt verschollen).

Durch freundliche Mitteilung des Hrn. Komitatsphysikus Dr. von Jósa in Nyiregyhaza weiss ich ferner von einer reichverzierten — leider verschollenen — Lanzenspitze, die nebst noch vorhandenen, eisernen Sporen vom sog. Vimoortypus, wieder aus dem 3. Jahrhundert, zu Kanyar an der Theiss, Kom. Szabolcz, gefunden worden ist.

Fig. 13.

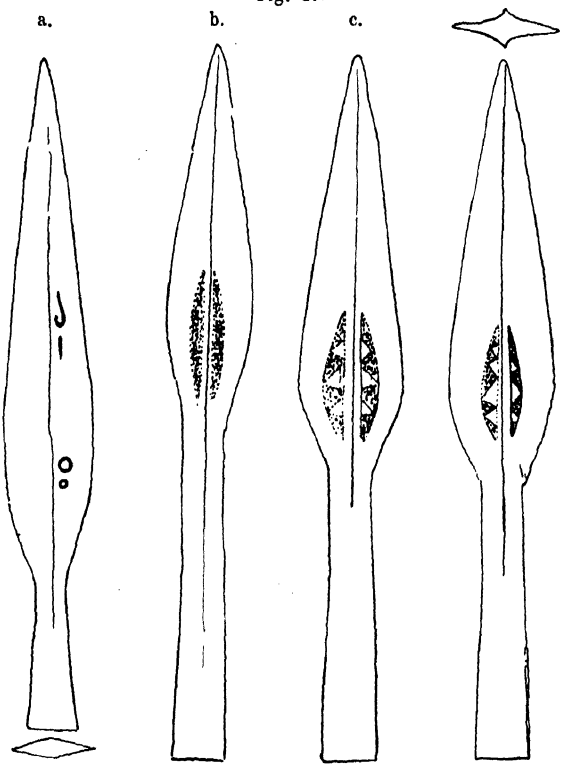


Fig. 15. 1/2

Fig. 14. etwa 1/3

Nichts liegt nun näher als die Vermutung, dass der Brauch der Verzierung der Lanzenspitzen, namentlich durch Gold- und Silbereinlage — eine Technik, die in Deutschland freilich schon in der frühesten Eisenzeit (Hallstattzeit) und Latènezeit auftritt: ich erinnere an die eiserne Axt von Kazmierz, Kr. Samter, mit Goldplattierung und Goldeinlagen[1]), aus einem Grabe, das noch ein Bronzeschwert der fünften (letzten) Bronzezeitperiode enthielt, an das eiserne Hallstattschwert mit goldbelegtem Griff von Gomadingen, O.-A. Münsingen (Mus. Stuttgart: Föhr, Hügelgräber auf

1) W. Schwartz, Materialien usw. II. Nachtrag. Posen 1880. Taf. I, 1, 5, 7. — Lindenschmit, Altertümer, Bd. IV, Taf. 49, Fig. 8.

der Schwäbischen Alb. 1902. S. 38; Alt. uns. heidn. Vorzeit. Bd. IV, Taf. 31), an den Eisendolch mit Goldplattierung von Griff und Scheide aus Hallstatt (v. Sacken Taf. VI, 6), an die beiden eisernen Hallstattdolche mit Silbereinlagen auf dem Griffe, von Salem[1]), A. Ueberlingen in Baden und Waldhausen in Württemberg (Mus. Tübingen)[2]), an die eisernen Nadeln mit Goldknopf von Dergenthin, Kr. Westprignitz, und von Lembach, Kr. Homberg in Kurhessen[3]), ferner an die gepressten goldenen Zierplatten auf den grossen vertikalen Kopfscheiben der Eisennadeln aus Joachimsfeld, Kr. Posen West, aus Lednagora, Kr. Gnesen (Sammlung Jazdzewski)[4]) und neuerdings aus dem berühmten Schlossberge bei Burg, Kr. Kottbus (Mus. f. Völk. Berlin), an die silberbelegte eiserne Plattenfibel aus Neuenfelde, Kr. Wirsitz[5]), an das Früh-Latèneschwert von Allach in Oberbayern mit Goldeinlagen[6]), endlich an die auf dem Bügel mit einem Goldplättchen belegte eiserne Mittel-Latènefibel von Hohenwutzen, Kr. Königsberg i. N. (Museum f. Völkerk. Berlin If. 446) — dass diese Verzierungsweise, sage ich, wie die vielen anderen Neuerungen der Zeit um 200 nach Chr. herum mit der Auswanderung der Goten nach dem Schwarzen Meer zusammenhinge und aus Südrussland nach Ostdeutschland durch jenen ersten, nordwestlich gerichteten, gotischen Kulturstrom gebracht worden sei, den Salins schönes Werk in so helles Licht gesetzt hat. Zumal ja, wie nun durch Salin und v. Friesen feststeht, auch die gotischen Runen, jene hauptsächlich aus griechischen, daneben auch aus lateinischen Einwirkungen um 200 nach Chr. entsprossene Schriftart[6]), mit dem früheren Kulturstrom aus Südrussland über Ostdeutschland nach dem Norden gelangten und die verzierten Lanzenspitzen gerade unsere frühesten Runeninschriften aufweisen. Allein eine solche Vermutung lässt sich vorläufig durch Fundtatsachen nicht erhärten, da, wie mir Bezzenberger schreibt, aus Südrussland ihm keinerlei derartige Lanzenspitzen bekannt geworden sind.

In Deutschland treffen wir unsere Lanzenspitzen also in Schlesien, Südposen, in der Niederlausitz und Neumark an, möglicherweise auch in Ostpreussen. Da sie weiter in Bornholm, Gotland, sowie in den ostgermanisch stark beeinflussten Moorfunden Fünens und Schleswigs vorkommen, kann es auffallen, dass sie in Nordposen, Westpreussen und Hinterpommern fehlen. Lanzenspitzen fehlen nun aber überhaupt in den

---

1) E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, S. 8, Taf. VI, 17; Olshausen brauchte daher aus der Silberplattierung der eisernen Plattenfibel von Neuenfelde (polnisch Tlukom), Kr. Wirsitz, für ihre Datierung in die Zeit der Gesichtsurnen keine Bedenken zu entnehmen (Verh. d. Berl. anthr. Ges. 1899, 143).

2) Lindenschmit, Altertümer Bd. III, H. IV, 1, 1.

3) Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1890, 366 Abb. 1 (Märk. Mus.); Pinder: Suppl. zur Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landesk. VI. 1878. Taf. I, 52 (Mus. Kassel).

4) Joachimsfeld: Posener Album I, 12; Lednagora: Posener arch. Mitteil. I, 59 und Korresp.-Blatt des Gesamtvereins der Gesch.-Vereine 1888, 138.

5) Lindenschmit, Altertümer, Bd. IV, Taf. 49, Fig. I.

6) Eine Parallele hierzu ist, dass die Goten gleichfalls um 200 herum für die ihnen benachbarten Griechen die lateinische Benennung „Graecus" annahmen, wie ich bereits vor zehn Jahren zeigen konnte (Weinhold-Festschrift Strassburg 1896 S. 35ff.)

Kaiserzeitgräbern dieser Küstengebiete. Lissauer[1]) konnte aus den vier bis fünf Jahrhunderten für Nordposen und Westpreussen 1887 überhaupt nur zwei Lanzenspitzen namhaft machen. Das von Aug. Schmidt sorgfältig bearbeitete Gräberfeld von Warmhof bei Mewe[2]), Kr. Marienwerder, das hauptsächlich den ersten drei Jahrhunderten nach Chr. angehört, enthält in 177 genau festgestellten Gräbern mit 5002 Fundsachen zwar 238 Fibeln, aber weder ein Schwert noch eine Lanzenspitze noch Schildreste. Ähnlich ist es in Pommern, woselbst aus Gräbern der Kaiserzeit Lanzenspitzen nicht gehoben wurden, mit Ausnahme einiger Stücke, die neuerdings dem Gräberfelde von Hohenselchow, Kr. Randow, wie es scheint aus Brandgruben zum Vorschein gekommen sind.[3]) Jene verzierten Lanzenspitzen können also ganz gut auch in diesen Gebieten der Ostgermanen hergestellt und gebraucht worden sein.

Es bleibt uns noch eine wichtige Frage übrig, die uns an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurückführt, zur Lanzenspitze von Sonnewalde in der südwestlichsten, an die Provinz Sachsen stossenden Ecke des westlichsten Kreises der Niederlausitz. Sind nämlich diese Lanzenspitzen in Deutschland ein untrügliches Kennzeichen ostgermanischer Kultur, wie steht dann dieser verhältnismässig weit nach Westen gelegene Fundort zu dem durch anderweitige Merkmale als ostgermanisch fest umschriebenen Kulturgebiet? Denn ebenso wie die von mir als „karpodakisch" bezeichnete ostdeutsche, so hält sich auch die ostgermanische Kultur, die beide noch eine kurze Zeit lang nebeneinander hergingen, innerhalb ganz bestimmter Grenzen, die freilich im Laufe der Jahrhunderte ihre Ausdehnung nicht unerheblich änderten.

Der Begriff des „Ostgermanischen", ursprünglich ein rein sprachlicher, wurde bekanntlich von Müllenhoff vor einer Reihe von Jahrzehnten durch Kombination mit den Nachrichten der antiken Geschichtsquellen in einen ethnographischen umgewandelt. Über Herkunft und Anfänge der Ostgermanen herrschten trotzdem ganz willkürliche Meinungen, bis ich vor zehn Jahren auf Grundlage der Archäologie zeigen konnte, dass mit dem Beginn der Kultur der sogen. pomerellischen Gesichtsurnen eine erste tiefe Kluft innerhalb der wirklich germanischen Kultur Norddeutschlands sich auftut, die nun in eine westgermanische und ostgermanische zerfällt, letztere zuerst vertreten eben durch jene Gesichtsurnen.[4]) Es war ursprünglich meine Absicht, die Archäologie der Ostgermanen hier ausführlicher zu behandeln und bei dieser Gelegenheit

1) Prähistor. Denkmäler der Prov. Westpreussen, S. 136; die aus diesem blossen Grabritus entnommene Bestätigung der Meldung des Tacitus über den im Verhältnis zu dem römischen Reichtum geringen Besitz der Germanen an Eisenwaffen ist somit ein Trugschluss Lissauers und mancher anderen Archäologen.

2) Zeitschr. f. Ethnol. 1902, 97ff., Taf. VI—IX.

3) Dieses entschieden ostgermanische Gräberfeld, dem das oben (S. 379 Anm. 8) erwähnte verzierte Eisenmesser entstammt, gehört dem 3. Jahrhundert n. Chr. an, nicht dem 2., wie Schumann will (Balt. St. 1901, N. F. V, 14): Messer, Fibel, Schildformen (Typus IIIa und IIIb nebst IIId unserer Fig. 11), Sporen beweisen dies.

4) Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde. Berlin 1896. VI, 1ff. — Indogermanische Forschungen VII, 276ff.

meinen vor 5 Jahren gehaltenen Vortrag über die Gesichtsurnen in Druck zu bringen.[1]) Allein es stellte sich bald heraus, dass ich mit dieser wichtigen und weitausgreifenden Erweiterung unseres Themas den Rahmen dieser kürzeren Mitteilung völlig sprengen würde. Ich stelle also die Frage der Ostgermanen für eine Sonderschrift beiseite und gebe jetzt nur einige Andeutungen[2]), die zeigen sollen, dass die Sonnewalder Lanzenspitze tatsächlich auf ostgermanischem Gebiete gefunden worden ist, somit auch nicht den westgermanischen Semnonen angehört haben kann, wie Weineck es von der verzierten Lanze aus Straupitz gemeint hat, obwohl diese Fundstelle sogar noch östlich der als Volksgrenze bedeutsamen Spreeniederungen liegt.

Die Ostgermanen entstanden etwa um 700 oder 750 v. Chr., wie ich glaube durch Übersiedelung von skandinavischen Scharen, die sich als herrschender Stamm über eine westgermanische Grundbevölkerung lagerten. Denn schon während der ganzen jüngeren norddeutschen Bronzezeit, die um 750 oder 700 schliesst, war Hinterpommern, der Nordsaum der Neumark und der westlichste Teil von Westpreussen bis zu einer Linie von Czarnikau über Schneidemühl, Pr. Friedland, Pr. Stargard nach Danzig von Westgermanen besiedelt worden. Ich habe schon früher bemerkt, dass die Weichselmündung, nachdem sie einmal in germanische Hände gekommen war, nunmehr zum Emporium im Verkehr mit den Skandinaviern sich aufschwang und auch den ostpreussischen Bernstein dem Weltverkehr zuführte.[3]) Die nordischen Handelsleute setzten sich nun dort fest und machten sich nach und nach das Weichseltal und das Gebiet westlich der Weichsel untertan, in Hinterpommern bis an die Rega, in Posen südlich bis zur Netze und späterhin weiter südwärts bis zu einer westlichen Grenzlinie von Dt. Krone nach Czarnikau a. d. Netze, Neubrück a. d. Warthe, Neutomischl, Grätz, Fraustadt, sowie endlich in einem schmäleren Strich des angrenzenden Mittel- und Niederschlesiens, in Niederschlesien sogar noch südlich der Oder. Im Norden dieses Gebietes verschmolzen sie mit ihren westgermanischen Vorgängern zu einem neuen Volke, das wir gemäss der Nachricht des Plinius als Wandilier (Vandili) zu bezeichnen pflegen. Dieser Grundstock der Ostgermanen sind die Leute der pomerellischen Steinkistengräber mit Gesichtsurnen oder später mit einfacheren Urnen.[4])

Von dem Namen der Wandilier gibt es verschiedene, gleichmässig unbefriedigende Erklärungen. „Wandilier" hiessen sie, wie ich vermute,

---

1) Verhandl. d. Berliner anthropol. Ges. 1900, S. 376.

2) Über die Archäologie der Ostgermanen habe ich mich schon bei einem Breslauer Vortrage im Januar 1902 eingehender geäussert: das sehr lückenhafte Referat im „Globus" (Bd. 81, 93f.) bietet hierüber jedoch so gut wie nichts.

3) Zeitschrift für Ethnologie 34. 1902, 216.

4) Die von Olshausen (Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1899, 160) gar zu gewissenhaft aus einem wohltätigen Dunkel ans Licht gezogenen Gesichtsurnen von angeblich pomerellischen Charakter aus dem Lande Sternberg in der Mark Brandenburg östlich der Oder kann ich als solche nicht anerkennen: wir müssen sie wohl verdientermassen wieder in Nacht und Nebel zurücksinken lassen.

als nordische Handelsfahrer, die Handel und „Wandel“ betrieben, denn noch im Mittelalter bedeutete wandil nicht nur „Verkehr“, sondern „Tausch“ und „Handel“ und wird durch „mutatio“, wie wandilunga geradezu durch „commercium“ glossiert. Nach alledem hat die Kulturgruppe der Gesichtsurnen nicht das mindeste mit den Goten zu tun, wie E. Krause wiederholt gemeint hat[1]), obwohl ich bereits in meinem archäologischen Reisebericht von 1899 dagegen Stellung genommen habe.[2]) Denselben Fehler machen übrigens auch unsere Historiker, wie die neueste Darstellung der deutschen Stammesgeschichte von Ludwig Schmidt zeigt.[3])

Noch während der Anfänge der Wandilier sassen die Karpodaken in geschlossener Siedlung nördlich bis an die Sümpfe der westwärts gewendeten mittleren und unteren Netze und reichten in der Gegend der nordwärts fliessenden oberen Netze noch weiter nordöstlich durch die Kreise Hohensalza und Bromberg bis an und über die Weichsel in die Kreise Thorn und Kulm hinein. Hier finden sich rechts der Weichsel noch zwei früheisenzeitliche Gräberfelder vom schlesisch-posenschen Charakter (Steinort und Rosenau) und auch die gleichzeitigen ganz eigenartigen Bronzedepotfunde dieser Gegend treffen wir in nächstverwandter Form nur südwärts in Posen, Schlesien und in dem niederlausitzischen Kreise Sorau an.

Aus diesem ganzen Gebiete verschwinden die Karpodaken im Laufe des 7. und 6. Jahrhunderts, hinausgedrängt durch die Ostgermanen von Norden her, in andern Gliedern ihres Volksstammes innerhalb Ungarns und Galiziens gleichzeitig von Südosten her bedrängt durch die Skythen, deren Ansturm ja über Schlesien bis in die nun schon menschenleere östliche Niederlausitz ausläuft (Vettersfelde). Und endlich quellen im 5. Jahrhundert v. Chr. auch keltische Stämme Böhmens und Mährens über den Rand der Gebirge nach Mittel- und Oberschlesien, wo nun die linke Oderseite echt keltische Skelettbestattungen aufweist. Von diesen Kelten empfangen die unmittelbar angrenzenden Ostgermanen Schlesiens die frühesten Einflüsse der Latènekultur, nämlich bereits im 4. Jahrhundert, geben sie aber nicht nach Norden weiter. Denn alle übrigen Teile der Wandilier verhalten sich noch mindestens 150 Jahre lang durchaus spröde und ablehnend gegen diese Einflüsse, bilden vielmehr die angestammte Kultur mit ihren Steinkistengräbern weiter, doch so, dass sie sichtlichem Verfalle entgegengeht, denn die Gesichtsurnen degenerieren immer mehr, um schliesslich ganz unverzierten Urnen Platz zu machen. Erst im Laufe der sogen. mittleren Latènezeit, wohl erst am Ende des 3. Jahrhunderts vor Chr., tritt hier, für unser Auge ziemlich unvermittelt, eine Kultur von sichtlichem Latène-Charakter auf, natürlich in germanischer Umgestaltung.

---

1) Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1897, 260; E. Krause, Die Werktätigkeit der Vorzeit. Berlin 1904, S. 84.

2) Deutsche Geschichtsblätter II, 24.

3) Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von W. Sieglin. Heft 7. Berlin 1904, S. 52.

Das Fehlen aller früheren Erscheinungen der gallischen Latènekultur ausserhalb Schlesiens teilt das ostgermanische Gebiet übrigens mit dem nördlichsten Streifen des westgermanischen Gebietes, das an der Ostseeküste d. h. in Mecklenburg und Schleswig-Holstein solche Erscheinungen auch nur ausnahmsweise bietet, sie aber durch ganz anders geartete Formen ersetzt, als es das ostgermanische Gebiet tut. Als charakteristisch für die westgermanische Früh-Latènekultur erwähne ich, um nur eins aus vielen Beispielen herauszugreifen, die feinen, aus dünnstem Bronzeblech gearbeiteten, oft mit einer Perle besteckten, sogen. Segelohrringe, die an der seinerzeit von mir als damalige Südgrenze der Germanen gegen die Kelten nachgewiesenen Linie von Gotha nach Gera[1]) beginnend nordwärts längs der Saale und Elbe sich verbreiten und auch das überwiegend westgermanische Brandenburg erfüllen, übrigens auch noch zur mittleren Latènezeit herrschen. Sie gehen hier ostwärts im Süden nur bis in die niederlausitzischen Kreise Luckau und Kalau (Ragow) und bezeichnen damit die Ostgrenze der Westgermanen in der Lausitz während der Latènezeit überhaupt; denn schon in der mittleren Latènezeit verödet die Westhälfte der Lausitz mehr und mehr, in der frühen Kaiserzeit aber völlig, um erst in der späten Kaiserzeit (3. Jahrhundert n. Chr.) wiederum, aber nun von Ostgermanen besiedelt zu werden. Weiter nördlich liegt in der frühen Latènezeit die Ostgrenze der Westgermanen im Kreise Teltow etwa bei Mittenwalde (Ragow und Rudow), dann in der Neumark bereits am rechten Oderufer, wo z. B. Neuenhagen, Kr. Königsberg, westgermanisch ist; im benachbarten Hohenwutzen erscheint noch in der mittleren Latènezeit eine entschieden westgermanische Bronzefibelform, die in der Altmark und Hannover öfter wiederkehrt.[2]) Segelohrringe finden sich hier noch in der Uckermark (Storkow) und auch noch im benachbarten pommerschen Kreise Randow in einem Grabe von Wamlitz, dessen Inhalt von H. Schumann wiederholentlich und danach auch von E. Walter und Stubenrauch unrichtig beurteilt worden ist auf Grund der beigegebenen, sehr roh gestalteten, eisernen Armbrustfibel, bei der, wie öfter bei gleichzeitigen nordostdeutschen Versuchsstücken, die Spirale, die Nadel und der hier bandförmige Bügel aus besonderen Stücken geschmiedet sind. Denn diese Fibel gehört nicht der beginnenden Merowinger Zeit an — sie wird in Stettin stets als späteste germanische Fibel Pommerns gezeigt — sondern fällt, wie manche andere Eisenfibel mit bandförmigem Bügel, z. B. aus Paserin, Kr. Luckau (Mus. f. Völk. Berlin), aus Schermen und Leitzkau, Kr. Jerichow I[3]), aus Tinsdahl a. Elbe bei Altona, Kr.

1) In Gotha und Gera befinden sich die nördlichsten Skelettgräber der Früh- und Mittel-Latènezeit; danach habe ich die 1895 angegebene Grenze (Unstrut-Finne) 1900 berichtigt (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 26, 282 f.). — Sanitätsrat Zschiesche besitzt einen germanischen Segelohrring aus Herdgruben der Latènezeit in Erfurt vor dem Andreastor. Ob bei einem angeblich aus Ranis, Kr. Ziegenrück, stammenden *Segelohrring der Sammlung der „Deutschen Gesellschaft" zu Leipzig* die Fundangabe zuverlässig ist, wage ich nicht zu entscheiden.

2) Abgebildet von Götze: Schriften des Vereins f. d. Geschichte der Neumark V, 59 Fig. 81.

3) Nachrichten ü. d. Alt. 1895, 79 Fig. 17; 1896, 83 Fig. b.

Pinneberg[1]), in die Früh-Latènezeit oder das 4. Jahrhundert v. Chr. Und dazu stimmt auch, dass sie wie die angezogene Leitzkauer Fibel und eine gleichalterige Bronzefibel aus Ripdorf, Kr. Uelzen[2]), auf dem Bügel Reste von Nietstacheln besitzt, mit denen, sei es Korallen sei es Emailperlen, befestigt gewesen sein werden. Und dazu allein stimmt endlich auch der sonstige Inhalt des Grabes (die eiserne Gürtelkette, der eiserne Gürtelhaken, die Bronzeblechohrringe, die Leichenbrandurne).

Westgermanisch ist ausserdem die in sich ganz vereinsamte starke Besiedelung der Elbufer im Königreich Sachsen von Riesa bis Pirna während der Früh-Latènezeit, die aber schon im Anfang der Mittel-Latènezeit bis auf geringfügige Reste verschwindet. Sachsen bleibt dann bis zur späten Kaiserzeit so gut wie leer, die Hermunduren haben hier im letzten Jahrhundert v. Chr. oder um Christi Geburt nimmermehr gesessen. Nur im östlichen Sachsen, von Dresden bis Bautzen, zeigt sich vorübergehend im 3.—4. Jahrhundert eine neue, nun ostgermanische Besiedelung.

Fig. 16. 1/3

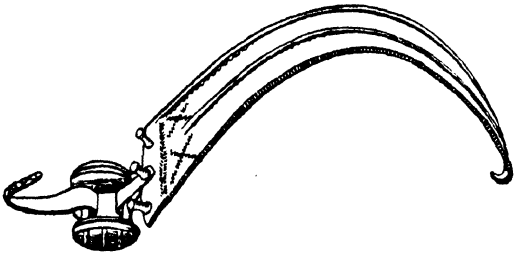


Fig. 18. 1/3

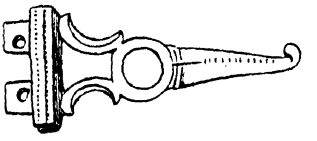


Fig. 17. 1/3

Östlich der Oder und der oben gezogenen Grenze kenne ich in der Latènezeit keine als westgermanisch gekennzeichneten Funde. Wohl aber reichen die entschieden ostgermanischen Funde teilweise der mittleren, besonders aber der späten Latènezeit in Pommern und in der Neumark schon bis dicht an die Oder heran, sodass gegenüber der Zeit der Steinkistengräber die Grenze sich erheblich weiter nach Westen verschoben hat. Charakteristisch sind hier besonders verschiedene Formen des Gürtelhakens und zwar dreiteilige aus Bronze (Fig. 16) und Eisen sowie zweiteilige Charniergürtelhaken (Fig. 17) für die Ostgermanen, ein anderer Bronzegürtelhaken (Fig. 18) für die Westgermanen der späten Latènezeit. Für solche ostgermanischen Stücke wie Fig. 16 liegen die

1) 39. Bericht des Schlesw.-Holst. Museums zu Kiel 1890, 6; 40. Bericht 1894, 10 Fig. 7. — Vgl. auch Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein S. 25 f.: Fibel von Segrahn bei Ratzeburg in Lauenburg.

2) v. Estorff, Heidnische Altertümer der Gegend von Uelzen. Hannover 1846. Taf. IX, 2.

westlichsten Punkte in Dobberphul Kr. Greifenhagen i. Pomm., in Hohenwutzen Kr. Königsberg i. N. und vielleicht noch in Haaso Kr. Guben; ausserdem besitzt das Museum für Völkerkunde zu Berlin ein Stück aus der Mark Brandenburg ohne nähere Fundangabe (wohl aus der Neumark oder Kr. Guben); der südlichste Punkt im Osten liegt in Breslau. Für Charniergürtelhaken (Fig. 17) sind die westlichsten Punkte Babbin Kr. Pyritz, Rampitz Kr. Westernberg und der Kreis Guben (Guben, Koschen, Sadersdorf, Wirchenblatt), der südlichste Punkt des Ostens liegt im posenschen Kreise Kosten (Bonikowo).[1]) Wir sehen hierdurch schon, dass in der jüngeren Latènezeit die Wandilier die Oder nicht nur in Hinterpommern und der Neumark erreicht hatten, sondern von dort aufwärts bis an die Neissemündung gegangen waren, um hier die Oder zu überschreiten und den Kreis Guben zu besetzen, während weiter westlich die Niederlausitz leer blieb.

Wir kommen nun zur Kaiserzeit und damit zu dem springendem Punkte. Zunächst ist noch nachzuholen, dass im Beginn der jüngsten Latèneperiode, also um 150—100 vor Chr. neue Zuwanderungen über die Ostsee, bei denen die burgundische Bevölkerung aus Bornholm Führung und Herrschaft gewann, demgemäss auch dieser zweiten ostgermanischen Gruppe den Namen gab, nach Hinterpommern und Westpreussen gelangten und sich in die altwandilische Völkergruppe teils hineinschoben, teils sie wohl verdrängten oder mit ihr verschmolzen. Kennzeichen hierfür sind die Begräbnisse in Form der sog. reinen Brandgruben (brandpletter) ohne alle Urnenbehälter, ein Grabritus, der aus dem Alpengebiet über Nordwestdeutschland (westlich der Oder) schliesslich nach Bornholm gelangt war, dort so wie nirgends sonst zum herrschenden wurde und von hier auf Nordostdeutschland übertragen wurde (Sinzlow Kr. Greifenhagen; Persanzig-Ost Kr. Neustettin; Gumbin Kr. Stolp; Koppenow Kr. Lauenburg i. P.; Oliva bei Danzig; Rondsen Kr. Graudenz; Kulm; Mylin Kr. Birnbaum). Wenn Sophus Müller den Gang der Vermittlung dieses Grabritus zwischen Bornholm und Nordostdeutschland umgekehrt auffasst, so muss ich dem auf das entschiedenste widerstreiten. Teils durch Ausdehnung, teils durch Übertragung auf die nächstverwandten Nachbarn breitet sich diese Begräbnisform der Brandgruben in Nordostdeutschland weiter nach Südwesten aus, aber nur innerhalb der nördlichen Ostgermanen, sodass sie in spätrömischer Zeit in der Neumark (Marienwalde Kr. Arnswalde) und selbst noch im Kreise Niederbarnim (Wilhelmsau), ferner in der westlichen Niederlausitz (Riedebeck Kr. Luckau und Straupitz Kr. Lübben) erscheint, in der östlichen Niederlausitz zu Horno, Reichersdorf, Sadersdorf Kr. Guben sogar herrschend wird.

Eine dritte Gruppe der Ostgermanen wird durch die kurz vor Chr. Geburt eröffnete Übersiedlung der Goten aus Gotland nach der Weichselmündung begründet. Auf Gotland und anscheinend in ganz Schweden über-

1) Im Museum zu Breslau liegt die Vorderhälfte eines Charniergürtelhakens, leider unbekannten Fundortes (O. Mertins, Die hauptsächlichsten prähistor. Denkmäler Schlesiens Taf. 4, 11).

haupt herrscht um diese Zeit die Skelettbestattung durchaus vor, auf Gotland in grossen Steinkisten: eine ganz eigenartige Erscheinung. Dieser Grabritus wird einerseits teilweise nach Seeland, Falster, Laaland (Skelette ohne jeden Steinschutz neben Brandgräbern) und voll nach Nordjütland übertragen. In Nordjütland wird er während des 1. Jahrhunderts n. Chr. mit den mannslangen gotländischen Steinkisten und gleichzeitig mit der aus Ostdeutschland kommenden ostgermanischen Form der Mäanderurnen herrschend, ein bedeutsames Zusammentreffen.[1]) Anderseits wird die gotländische Skelettbestattung durch die Goten nach Nordostdeutschland gebracht, woselbst sie sich ebenso wie die ursprünglich rein burgundischen Brandgruben auf die nächstverwandten Nachbarn überträgt, aber wieder nur bei den nördlichen Ostgermanen in Ost- und Westpreussen, Hinterpommern einschliesslich der Inseln Wollin, Usedom und Rügen. Bedeutsam und charakteristisch für die Ostgermanen, in seltenen westlichen Fällen (Mecklenburg, Uckermark, Prov. Sachsen, Böhmen) vielleicht nur für ostgermanische Beeinflussung, ist das starke Hervortreten der Skelettbestattung aber nur innerhalb der ersten beiden Jahrhunderte der Kaiserzeit, bis etwa 250, weil von da ab der römische Ritus gleichfalls zum Bestatten übergeht und nun auch von den südlichen Ostgermanen und den Westgermanen stark übernommen wird. In Schlesien und Posen schon fehlt diese Skelettbestattung der frühen Kaiserzeit, und in der Neumark kenne ich nur ein derartiges Grab von Augustwalde Kr. Landsberg a. W. und westlich der Oder eines von Seelow Kr. Lebus, beide erst aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.

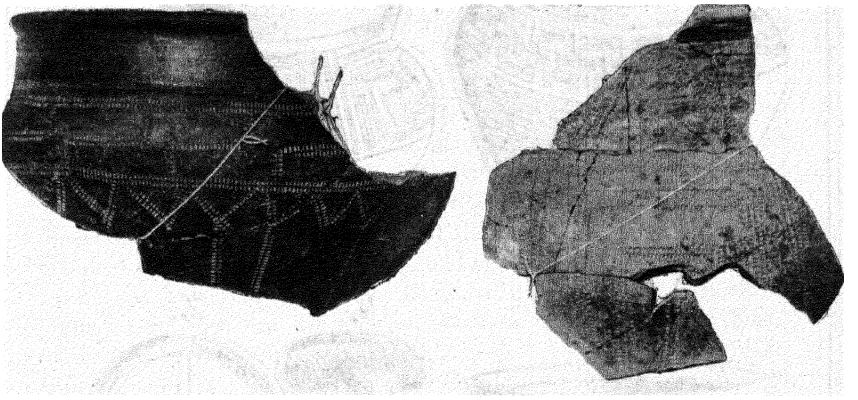
In dem 1. Jahrhundert n. Chr. zeigt die Besiedlung der Neumark überhaupt grosse Lücken, die der Niederlausitz bezeugt ausschliesslich eine zweifelhafte Fibel des Kreises Sorau, deren genauer Fundort unbekannt ist, etwa aus der Zeit um 100 n. Chr. Götze und Jensch irren daher gleichermassen, wenn sie die Latènefunde, ersterer die von Rampitz, letzterer die von Sadersdorf, mit den römischen Funden dieser Orte, die erst im 2. Jahrhundert n. Chr. beginnen, in fortlaufende Verbindung bringen. Bei Äusserungen über Besiedlungskontinuität muss immer wieder genaueste Kenntnis und Beobachtung der Chronologie verlangt werden. Offenbar ist am Ende der Latènezeit wiederum ein Abrücken der Ostgermanen aus der Neumark und Niederlausitz erfolgt. Für die Neumark können wir das auch positiv erweisen durch eine weitgehende Ausdehnung westgermanischer Siedelungen, bezeugt durch Brandgräber mit westgermanischen Mäanderurnen.

Diese am Ende der Latènezeit aufkommende, nach Form und Verzierung schöne Urnenart reicht nach meinen Untersuchungen bis in den Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. und ihre Verzierung, der Mäander, wird bei Ost- und Westgermanen in Muster und Technik ganz verschieden gestaltet. Wir sind daher überall, wo nicht wie in Ost- und Westpreussen,

1) Ausserhalb Nordjütlands ist der Mäander in Skandinavien nur noch durch je eine Urne ostgermanischer Form aus Seeland und Südnorwegen (Gui, Tanumssogn, bei Laurvik) vertreten, sowie durch eine solche westgermanischer Form im südlichen Laaland (Aarböger f. n. o. 1900, 162 ff.), letztere offenbar ein Zeugnis für mecklenburgisch-ostholsteinischen Einfluss.

im nördlichsten Posen, in Hinterpommern, der Neumark und Niederlausitz, die Urnengräber sei es durch Skelettbestattungen sei es durch Brandgrubengräber ohne Urnen auf stärkste zurückgedrängt werden, in der Lage, allein nach der Art der Mäanderausführung die Zugehörigkeit des Grabes zu Ost- oder Westgermanen zu bestimmen. Der westgermanische Mäander wird nämlich durch ein mit Randkerben versehenes Rädchen hergestellt, erscheint daher als ein aus Reihen von Punkten oder kürzesten Strichen hergestelltes Stichmuster (Fig. 19, 20)[1]), der ostgermanische Mäander dagegen besteht stets aus scharfgeschnittenen langen Linien, die entweder zu zweien paralell ihn begrenzen, so zu Czettritz Kr. Landsberg a. W., oder in mehreren Parallelen verlaufen, so zu Geiglitz Kr. Regenwalde (Fig. 21)[2]). Die Zwischenräume können auch durch dicht-

Fig. 19. Fig. 20.



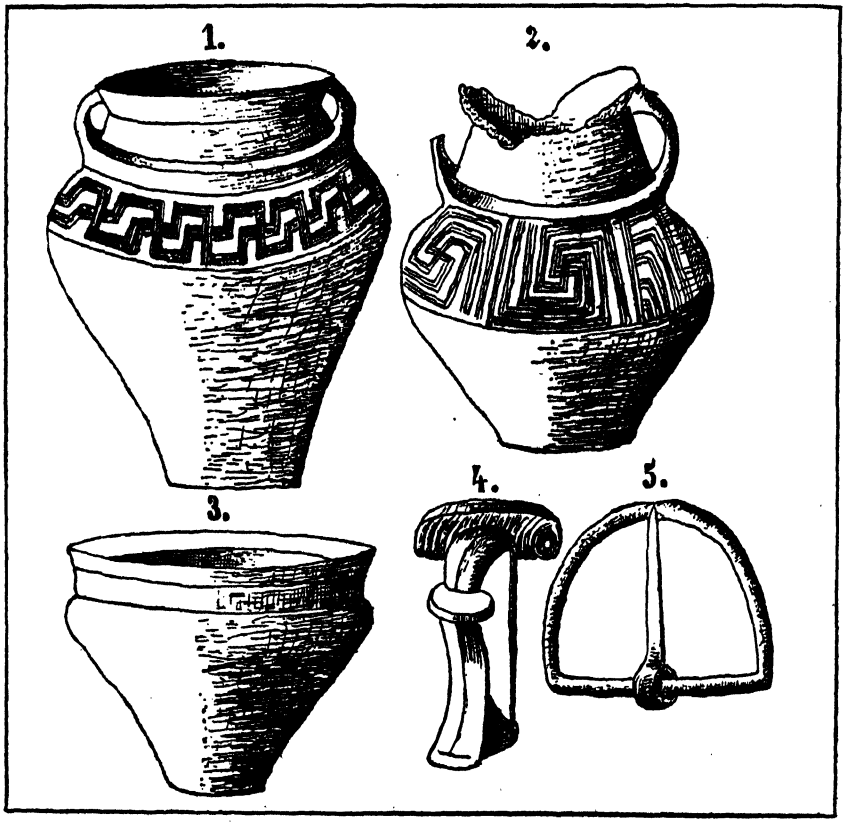
gestellte Schrägstriche (Stargard in Pommern) oder durch Tannenzweigmuster gefüllt sein, wie in Posen und Schlesien öfter, oder durch starke Punktstiche (Grünchen bei Lissa in Posen) oder Doppelstiche (Stargard in Pommern). Als die ältesten von diesen Formen erweisen sich die einfachen Doppellinien, die Doppellinien mit schräger Strichelung oder Punktierung des Zwischenraumes und ausserdem die einfache Linie mit je einer punktierten Begleitlinie zu beiden Seiten. Letztere sehr frühe Form und namentlich diejenige mit Punktstichen im Zwischenraume von Doppellinien kommt ganz vereinzelt auch auf westgermanischem Gebiete vor, so in Mecklenburg, Westhavelland, im Saalegebiet, mehrfach in Böhmen, wo ja eine ostgermanische Beimischung zu Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. geschichtlich bezeugt ist (Catualda). In der Hauptsache jedoch sind west- und ostgermanische Mäanderurnen ganz vortreffliche, untrügliche ethnologische Kennzeichen, denn wo sie von Fibelbeigaben begleitet sind, zeigen diese hervorragendsten Kennstücke ethnologischer Scheidung jedes-

1) Reste von Urnen aus Lochenitz in Böhmen (Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1898, 207 Fig. 5, 14).

2) Nachrichten üb. d. Altertumsfunde 1900, 47.

mal nach derselben Richtung: ostgermanische Fibeln[1]) begleiten den ostgermanischen Mäander, wie westgermanische den westgermanischen. Gibt es eine hellere Beleuchtung des Übergewichts der archäologischen Untersuchung über die trüben, zum mindesten stets unbestimmten Nachrichten, die uns die antiken Quellen über die Wohnsitze der germanischen Völker bieten können? Mit des Ptolemäus Oderlinie als Grenze der Ost- und Westgermanen konnte man sich begnügen, so lange es keine mit

Fig. 21.



ethnologischem Blick begabte Archäologie gab. Jetzt aber, — das muss ich gegen die sachunkundigen Anzweiflungen der Historiker immer wieder hervorheben, — hat diese das entscheidende Wort[2]).

1) Sowohl in der Gruppe der „Augenfibeln" wie der „profilierten" Fibeln und ihrer zahlreichen Abkömmlinge gibt es ganze Reihen von Formen, die nur ostgermanisch sind; ebenso sind die Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe, sofern sie eine Sehnenhülse aufweisen, ostgermanisch.

2) Ich schliesse hieran die Bitte, mich nicht für die Verschmelzungen der mannigfachen Linien der ostgermanisch-westgermanischen Berührungen in eine feste Linie verantwortlich zu machen, die v. Erckert in seinem Atlas der germanischen Siedlungen nach meinen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen in seiner Weise vollzogen hat.

Gestalten wir nun das Ergebnis der Betrachtung nach diesen drei wichtigsten Gesichtspunkten: Grabritus (Skelettbestattung, Brandgrubengräber, Urnengräber), Fibelformen, Mäandergestalt der Urnen[1]) zu einem festen Bilde, so sehen wir, dass im 1. Jahrhundert nach Chr. die Ostgermanen an der pommerschen Küste bis nach der Insel Wollin reichen (Skelettgräber von Zitzlaff auf Wollin und Bünnewitz auf der Insel Gristow), dass weiter landeinwärts aber noch rechts der Oder bei Stargard und bei Wildenbruch Kr. Greifenhagen je ein westgermanischer Mäander, in Stargard allerdings neben zwei, vielleicht etwas späteren, ostgermanischen Mäandern[2]) erscheint. Und in Zarzig östlich nahe bei Stargard befindet sich wieder ein ostgermanisches Skelettgrab, ebenso noch südlicher im Kreise Pyritz.

Im 2. Jahrhundert gewinnen dann die Ostgermanen ganz Rügen und Vorpommern (viele Fibeln von Rügen, von Kl. Ladebo bei Greifswald, Neuenkirchen bei Stettin und von Stettin selbst; Skelettgräber von Voddow bei Wolgast, Unrow und Marlow auf Rügen, diese letzten beiden zugleich mit ostgermanischen Fibeln). Es ist ein Irrtum, vielleicht auch nur ein Schreibfehler, wenn Beltz[3]) äussert, dass die „frührömische Periode im westlichen Pommern schwach, im östlichen fast gar nicht vertreten" sei. Tatsächlich ist sie in Hinterpommern recht gut, in Westpommern aber nur auf Rügen einigermassen vertreten, in Vorpommern ausserordentlich schwach. Und in der späten Kaiserzeit tritt eine noch stärkere Entleerung von Westpommern ein, an der nun auch Rügen teilnimmt, während Hinterpommern weiter viele und schöne Funde liefert. In Rügen ist für das 3. Jahrhundert nur das Grab von Bisdamitz auf Jasmund, in Vorpommern nur das schon charakterisierte Gräberfeld von Hohenselchow nahe der Oder zu nennen (s. oben S. 386). Beltz hat daher nicht so unrecht, wenn er, da auch Mecklenburg östlich der Warnow verhältnismässig schwach besiedelt ist, an diesem Flusse eine Völkerscheide annimmt. Nur darf er diese nicht für das 1. Jahrhundert n. Chr. behaupten, denn in Mecklenburg liegt die Sache genau so wie in Vorpommern und Rügen: die vereinzelten Urnenfelder oder Gräber östlich der Linie Rostock-Bützow-Parchim zeigen in Fibelformen, Mäandergestalt, Grabritus westgermanischen Charakter genau wie die Westhälfte Mecklenburgs. Die einzige, mir bekannt gewordene mecklenburgische Urne mit ostgermanischem Mäander — Doppellinie mit Grübchen auf dem Zwischenraume — von Alt-Bartelsdorf bei Rostock, die ich in dem kleinen Museum des Vereins für Rostocker Altertümer entdeckte, erklärt

1) Auf das von Tacitus (Germ. 43) hervorgehobene, überwiegend ostgermanische einschneidige Kurzschwert der ersten beiden Jahrhunderte habe ich schon 1896 hingewiesen (Indog. Forschungen VII, 280); es fehlt aber auch bei den Westgermanen nicht ganz.

2) Pomm. Monatsbl. 1889, 108 f., Taf. IV, 1; 1902, 159 Nr. 2. — Schumann, Urnenfriedhöfe in Pommern, Taf. IV, 15, 16. — Die von Walter und Götze verzeichneten Mäanderscherben aus Dolgen, Kr. Dramburg, sind, wie mir Hr. Konservator Stubenrauch vor Jahren schrieb, mehr als fraglich und daher aus der Literatur zu beseitigen. Dagegen besitzt das Stettiner Museum noch Scherben einer ostgermanischen Mäanderurne in vierfachem Linienornament aus Bublitz (Pomm. Monatsbl. 1896, 82).

3) Die Vorgeschichte von Mecklenburg, S. 131.

sich leicht durch ostgermanische Zuwanderung von der See her. Alle östlichen Funde Mecklenburgs aus der Kaiserzeit gehören aber wie in Westpommern dem ersten Jahrhundert nach Chr. an, nur der von Schwinkendorf zwischen Malchin und Waren reicht noch gerade ins 2. Jahrhundert hinein. Sonst ist Ostmecklenburg im 2. Jahrhundert leer und es fällt somit zu dieser und der folgenden Zeit die Warnowgrenze mit der Odergrenze ideal zusammen.

In der Neumark erweist sich der ganze östliche Uferstrich längs der Oder vom Kreise Königsberg bis nach dem Kreis Krossen hin durch die Formen der Fibeln und die Verzierungsweise der Mäanderurnen als westgermanisch und nicht bloss für das 1. Jahrhundert (Küstrin, Wilkersdorf Kr. Königsberg, Warnick Kr. Landsberg a. W., Göritz Kr. Weststernberg), sondern teilweise auch noch für das 2. Jahrhundert (Clossow und Voigtsdorf bei Zellin a. O., Kr. Königsberg)[1]); dagegen sind jetzt Funde von Kl. Mantel, Kr. Königsberg, Landsberg a. W., Augustwalde und Kladow, Kr. Landsberg, ostgermanisch, während mehr nordwestlich die Funde von Hohenwutzen, Kr. Königsberg, aus der ersten und zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts einen für die nahe Berührung von Ost- und Westgermanen bezeichnenden Doppelcharakter an sich tragen: neben einer in westgermanischer Rädchentechnik (wenn auch nicht mit Mäandermuster) verzierten Vase und einer indifferenten Fibelform aus dem Anfang des 2. Jahrhunderts erscheint hier die ostgermanische, verzierte Lanzenspitze vom Ende des 2. Jahrhunderts. Ja spätestens an das Ende des 2. Jahrhunderts ist schon ein westlich der Oder befindliches, ostgermanisches Skelettgrab, von Seelow, Kr. Lebus, zu setzen, in einer Gegend, wo bis dahin noch der westgermanische Mäander stark verbreitet war (Seelow, Werbig, Wollup: alle Kr. Lebus.) Im 3. und 4. Jahrhundert herrschen in der ganzen Neumark durchaus ostgermanische Fibel- und Tongefässformen, wozu in Marienwalde, Kr. Arnswalde, noch echte Brandgrubengräber hinzutreten, und nicht anders ist es im ganzen Kreise Lebus, wie Funde von Alt-Tucheband, Seelow, Karzig, Markendorf, Müncheberg (Runenlanze), Münchehofe, Görlsdorf-Wohrin zeigen, und sogar noch weiter westlich im Kreise Niederbarnim. Hier treffen wir die Brandgruben von Wilhelmsau a. d. Spree, aus dem 3. und 4. Jahrhundert, mit den verzierten Lanzenspitzen (s. oben S. 382) und jenem grossen Tonbecher mit zylindrischem, hohem, mit der Schale in Verbindung stehendem, hohlen Fuss (Fig. 22)[2]), wie er zu Wilhelmsau aus drei Gräbern, ausserdem je einmal aus Alt-Tucheband, Kr. Lebus, und aus Damme, Kr. Prenzlau[3]), sowie in Westpreussen

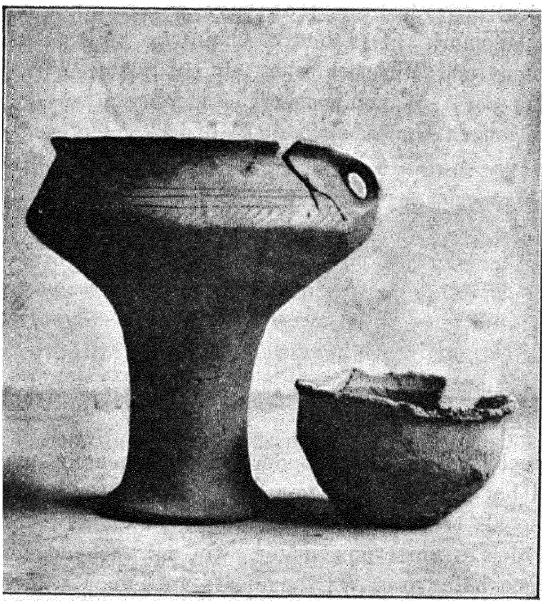
1) Wie es um die Existenz einer von Friedel (Verhandl. d. Berl. anthr. Ges. 1879, 165) erwähnten angeblichen Mäanderurne aus Soldin steht, die sich in keiner bekannten Sammlung befindet, war nicht zu ermitteln, was mit Rücksicht auf unsere Untersuchung bedauerlich ist.

2) Nachrichten üb. d. Altertumsfunde 1901, 15 Abb.

3) Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau 1902, I, 51, Fig. 5. — Dieses verhältnismässig kleine Gefäss ist nicht vollständig erhalten und daher seine Verwandtschaft mit den Pokalen aus Wilhelmsau nicht ganz sicher; andernfalls müsste es mit dem gleichfalls ostgermanischen kleinen Pokale aus Sadersdorf, Kr. Guben, übereinstimmen (Niederlaus. Mitteil. IV, 64 Fig. 22).

aus einem ausserordentlich reich ausgestatteten Skelettgrab des 3. Jahrhunderts von Mischischewitz, Kr. Karthaus, mir bekannt geworden ist.[1]) Nahe verwandt sind dänische Becher der Form Soph. Müller, Ordning, Jernalderen, Fig. 170, besonders zahlreich im Thorsberger Moorfunde. Endlich haben wir aus Rüdersdorf, nördlich nicht weit von Wilhelmsau (Mus. Landsberg a. W.), sowie aus dem eben genannten schönen Grabe von Damme[2]) je eine Silberfibel vom Typus Almgren, Fig. 219, die sonst nur noch in Hinterpommern, Bornholm, Ungarn, wiederkehrt. Die Rüdersdorfer Fibel ist übrigens noch besonders interessant als eine Zweirollenfibel.

Fig. 22.



Auch der Kreis Weststernberg, der abgesehen von der starken westgermanischen Ufersiedelung bei Göritz bisher leer war, erhält am Ende des 2. Jahrhunderts wiederum seine nunmehr ostgermanische Bevölkerung (Lässig und Rampitz), wozu sich im 3. und 4. Jahrhundert noch Ziebingen und Balkow, sowie Pleiske und Tammendorf im Kreise Krossen und Mückenberg im Kreise Züllichau gesellen.

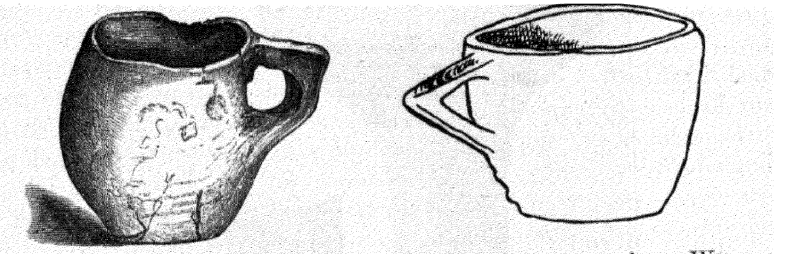
Mäanderurnen haben in diesen Spätzeiten bereits aufgehört und bei den Fibelformen, — ich nenne die kurzen und breiten „gewölbten" Fibeln, die Dreisprossenfibeln, die zahllosen Fibeln mit umgeschlagenem Fuss und die langen Reihen der östlichen Abkömmlinge dieser entwicklungsreichsten Fibel als spezifisch ostgermanische Typen — spielen ja, wie in der ganzen Kultur der Germanen dieser Zeit überhaupt, die „gotischen"

1) Amtl. Bericht des Westpreuss. Prov.-Mus. für 1901, Fig. 25.
2) Mitt. des Uckerm. Museumsver. I, 56, Fig. 10.

Einflüsse die massgebende Rolle. Allein es kommen doch auch indifferente, d. h. sowohl bei Ost- als Westgermanen übliche Formen vor und schliesslich enthalten ja längst nicht alle Funde Fibelbeigaben. Sehen wir uns daher für das 3. und 4. Jahrhundert zur Ergänzung noch nach anderen Unterscheidungsmerkmalen um. Sie sind in den bisher genannten Funden enthalten und ich kann hier nicht ausführlich darauf eingehen, sondern sie nur kurz aufzählen.

Ostgermanische Eigentümlichkeiten der späten Kaiserzeit sind ausser den Brandgrubengräbern, soweit sie noch erscheinen, mannigfache Arten von Trinkgefässen aus Ton, die nun an Stelle der früher üblichen Trinkhörner treten. Drei Typen hebe ich hervor. Ich nannte schon den schalenförmigen Pokal mit hohem Hohlfuss aus Nordbrandenburg, Westpreussen und Dänemark. Daneben erscheint in der Niederlausitz, Weststernberg, Nieder- und Mittelschlesien ein in Schlesien früher als „Igelgefäss" bezeichneter „Warzenbecher", so genannt wegen der eigentümlichen, den ganzen Gefässbauch dicht bedeckenden, entweder aus der

Fig. 23. Fig. 24. 1/3



Wand ausgestochenen oder besonders aufgetragenen starken Warzen. Schon Weigel hat an einer von mir bereits 1896[1]) angeführten Stelle auf diese Beigefässe als ostgermanische Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht. Götze hat Weigels Äusserung später, wie mir scheint, missverstanden, wenn er dagegen hält, dass Warzengefässe auch in Westdeutschland vorkämen. Gefässe mit dieser Warzenverzierung kommen nicht nur „auch", sondern ganz überwiegend im Westen vor: in Böhmen, Thüringen, Altmark, Hannover, Hessen bis an den Limes (Giessen) sind sie stark verbreitet, aber, soviel ich sehe, nur in Gestalt von grossen Schalen in der Art der Terrasigillata-Schalen (zuweilen mit etwas höherem Fusse) und als Leichenbrandurnen benutzt, nicht aber als Beigefässe in der Form der Warzenbecher von der mittleren Oder. Eine dritte Art von Trinkgefässen, die bei allen Ostgermanen üblich ist, sind kleinere, ziemlich roh geformte Tassen mit sehr weit ausgezogenem, meist spitzwinklig geknicktem Henkel, wie ich sie von Schlesien aus fünf, von Kreis Krossen (Pleiske) und Guben (Reichersdorf (Fig. 23), Sadersdorf (Fig. 24), Horno) aus vier[2]), von Hinterpommern aus einem, von West- und Ostpreussen aus je zwei Grabfunden, von Bornholm vielfach aus drei Gräberfeldern kenne.

1 Indogermanische Forschungen VII, 278.

2) Jentsch führt irrtümlicherweise aus dem Grabfunde von Ziebingen, Kr. Weststernberg eine Parallele an, die nicht existiert (Niederlaus. Mitt. IV, 44).

Aus Männergräbern sind dann am wichtigsten die oben behandelten, verzierten Eisenwaffen, besonders die Lanzenspitzen, dann die einfacher verzierten Äxte, Messer, Scheeren, Schildfesseln und die zur weiblichen Ausstattung gehörigen Schlüssel. Auch die im Osten so überaus zahlreichen Eisengeräte, die man als „Feuerstahl" zu bezeichnen pflegt, sind sicher eine ostgermanische Mode, die aber in den westgermanischen Grenzgebieten stark übernommen wurde, gerade wie der eimerförmige weibliche Hängehalsschmuck dieser Zeit. Eine seltenere ostgermanische und besonders nordische Form sind die hohen, meist bronzenen Stangenschildbuckel, deren Spitze sich zu einer breiten Fläche erweitert, eine Form, wie sie aus Gräbern von Gotland, Seeland und Fünen, sowie aus den Moorfunden Fünens (Illemoor und Vimoor) und Schleswigs (Thorsberg) vorliegt. Aus Ostdeutschland gehören wohl die eisernen Schildbuckel von Siegda, Kr. Wohlau (?), und Köben, Kr. Steinau, hierher.[1]) Herrliche Beispiele dieses Typus bieten ferner der berühmte nordungarische Schildbuckel von Herpaly[2]), zweifellos germanischer Arbeit, dessen vergoldete Silberblechbekleidung mit gestanzten Tierfiguren geschmückt ist, sowie der durch Salins Werk uns zugänglich gemachte goldene Schildbuckel von Mousljoumowa, südöstlich von Jekaterinburg, Gouv. Perm.[3])

Von weiblichen Schmucksachen sind die grossen, spätförmigen Silberarmbänder mit den breiten, schlangenkopfähnlichen Endschildern, die bei den Goten Ost- und Westpreussens so zahlreich erscheinen, häufiger nur noch in Hinterpommern, während ich sie aus Schweden, Posen (Exin), Polen (Rentfing), Schlesien (Karlsburg, Kr. Oels) nur je einmal kenne.

Ebenfalls vorwiegend gotisch sind die birnförmigen, durchbrochenen Beutel, die aus gebuckelten, kreuzweise übereinander gelegten Bronzebändern hergestellt wurden und eine, zuweilen noch erhaltene, südliche Muschel (Kauri oder eine andere Cypraea) als Amulet oder Hängeschmuck umschlossen. Aus Westpreussen kenne ich sieben solche Schmuckstücke dieser Zeit; ausserdem nur noch eines aus Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim[4]) und ein zweites aus Sadersdorf, Kr. Guben.[5])

Zum Schlusse erwähne ich den weiblichen Halsschmuck aus Silber oder Gold, der in mehreren verwandten Formen von Jekaterinburg, Gouv. Perm und Kertsch auf der Krim, über Rumänien, Ungarn, Galizien, Ostdeutschland bis nach Skandinavien zahlreichst vertreten ist und im Verein mit den von den südrussischen Goten ausgegangenen Fibelformen und der späteren Kunst der Zellenfassung der Edelsteine die beste Grundlage bietet

1) Schlesiens Vorzeit VI, Taf. 9, Fig. 1, 2.

2) Hampel, der Goldfund von Nagy St. Miklos, Fig. 159.

3) Salin, Die altgermanische Tierornamentik, Fig. 224.

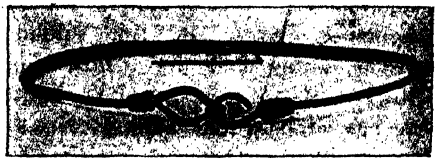
4) In der Sammlung des Hrn. Ingenieur Herrmann in Pankow aus dem einzigen (weiblichen) Urnengrabe (Nr. 11) des Gräberfeldes, zusammen mit den Beschlagresten, Schlossfeder und Schlüssel eines Kästchens, Eisenschnalle, Knochenkammrest, Silberschmelzstück, Eisenmesser, zwei Beigefässen aus Ton in einer Urne gefunden.

5) Niederlaus. Mitt. IV, 29, Fig. 8.

zur Umschreibung jenes gewaltigen Gebiets, das die Ostgermanen seit dem Markomannenkriege sich unterwarfen.

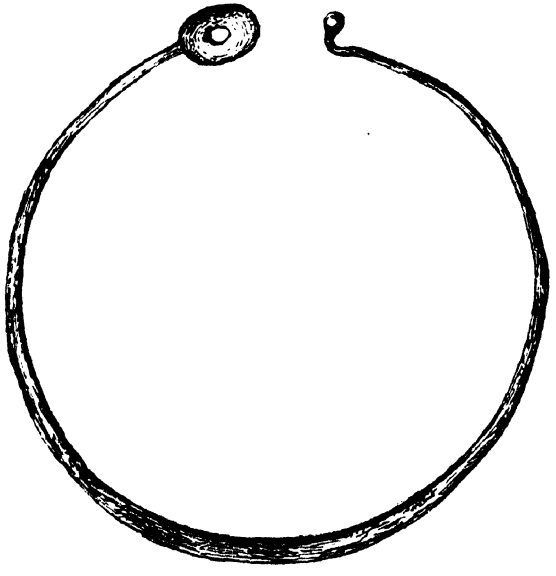
Die ursprünglichste Form ist wohl der meist recht dünne, glatte Halsring (Ia), dessen Enden zu Schlinge und Haken gebogen und dann um den Ringstab zurückgewickelt wurden. Das berühmteste Stück dieses Typus ist der dicke, goldene Bukarester Runenring von Pietroassa[1]), ein sehr einfaches dagegen der schlesische Silberring aus Goldberg des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin (Fig. 25). Eine jüngere Vereinfachung dieses Typus (Ib) gibt die Rückwicklung auf und bildet die Öse als durchlochte Scheibe.[2])

Fig. 25. 1/2



Ein zweiter Typus (II) ist der entweder glatte oder gedrehte Ring mit achter- oder birnenförmiger Öse und Knopf. Während die gedrehte

Fig. 26. 1/2



Form sich streng innerhalb der ostgermanischen Grenzen hält (Schlesien, Kr. Krossen a. Oder, Hinterpommern, Westpreussen, Bornholm, Laaland, Gotland, Södermannland), schickt die glatte Form, die ausser in Ost-

1) Die einzige richtige Wiederherstellung dieses Ringes bietet P. Telge, Prähistorische Goldfunde in gesetzlich geschützten Nachbildungen, Fig. 12.

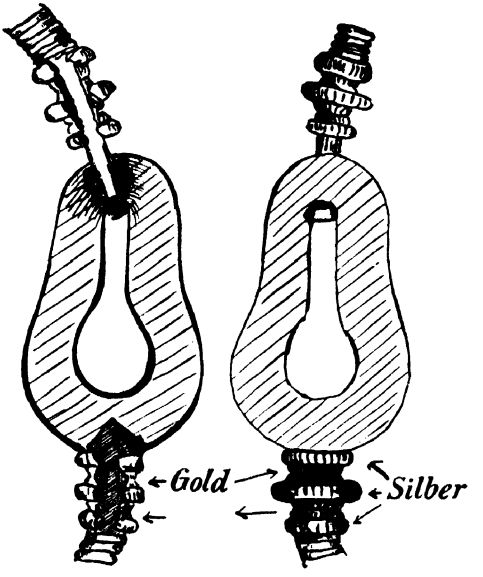
2) So z. B. der Silberring von Lagiewnik, Kr. Kosten (Fig. 26), der Sammlung Köhler jetzt im Prov.-Museum zu Posen (Verhandl. d. Berl. anthr. Ges. 1885, 178); ein gleicher von Mousljouma, Gouv. Perm; ein goldener aus dem ungarischen Komitat Szilágy; zahlreichst in Ostpreussen, teilweise schon mit quergestellter Scheibe (4. Jahrhundert).

deutschland, Öland, Gotland auch im Vimoorfunde vorkommt, Ausläufer nach der Altmark (Westheeren, Kr. Stendal), Thüringen (Voigtstedt, Kr. Sangerhausen) und sogar bis nach Westfalen (Körbecke, Kr. Warburg).

Ein letzter Typus (III) ist eine Mischform zwischen Ia und II, insofern die birnenförmige Öse bestehen bleibt, aber auch die Rückdrehung vorgetäuscht wird durch Umwicklung beider Enden mit besonderen Drähten, die durch Querwülste mehrfach unterbrochen werden. Das ist die reichstverzierte, offenbar späteste und wesentlich westgermanische Abart silberner Halsringe aus Mecklenburg (Häven), Anhalt (Schackstedt), Thüringen (Dienstedt Fig. 27, 28)[1]), deren Zeichnung ich der Gefälligkeit des Hrn. Dr. Eichhorn in Jena verdanke, die auf ostgermanischem Gebiet nur einmal begegnet in einem mit vielem Silberschmuck ausge-

Fig. 27.

Fig. 28. 1/1



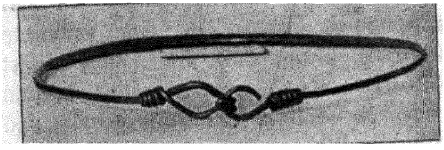
statteten Grabe aus Görlsdorf-Wohrin, Kr. Lebus (4. Jahrhundert). Derselbe Typus mit etwas abweichendem Verschluss findet sich häufiger in Ostpreussen, allerdings vielfach in Bronze ausgeführt, und in Gold einmal auf Öland (Näseby). Der jüngste Sprössling dieser Familie weist noch Rudimente der Rückwicklung nebst Querwulsten auf, ebenso auch eine durchlochte Endscheibe, die aber nun nicht mehr in der Ebene des Ringes liegt, wie bei Fig. 26, sondern senkrecht zu ihr: das ist der prächtige Goldring von Ransern, Kr. Breslau, dessen Fabrikation wegen der auf der Endrosette in dichter Zellenfassung angebrachten flachen Granatplättchen (sogen. verroterie cloisonnée), einer Weiterentwicklung der Einlage ein-

1) Aus Fig. 28 ersieht man, dass jeder der sechs Querwülste innerhalb der Endumwickelungen aus drei Einzelringen von Silber besteht, die ein gleichsam als Folie untergelegtes Goldplättchen umspannen, ohne mit den Enden auf der Rückseite aneinander zu stossen.

zur Umschreibung jenes gewaltigen Gebiets, das die Ostgermanen seit dem Markomannenkriege sich unterwarfen.

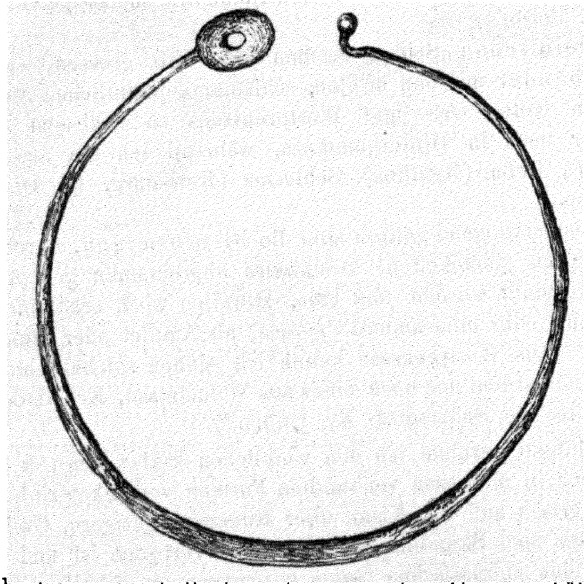
Die ursprünglichste Form ist wohl der meist recht dünne, glatte Halsring (Ia), dessen Enden zu Schlinge und Haken gebogen und dann um den Ringstab zurückgewickelt wurden. Das berühmteste Stück dieses Typus ist der dicke, goldene Bukarester Runenring von Pietroassa[1]), ein sehr einfaches dagegen der schlesische Silberring aus Goldberg des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin (Fig. 25). Eine jüngere Vereinfachung dieses Typus (Ib) gibt die Rückwicklung auf und bildet die Öse als durchlochte Scheibe.[2])

Fig. 25. 1/2



Ein zweiter Typus (II) ist der entweder glatte oder gedrehte Ring mit achter- oder birnenförmiger Öse und Knopf. Während die gedrehte

Fig. 26. 1/2



Form sich streng innerhalb der ostgermanischen Grenzen hält (Schlesien, Kr. Krossen a. Oder, Hinterpommern, Westpreussen, Bornholm, Laaland, Gotland, Södermannland), schickt die glatte Form, die ausser in Ost-

1) Die einzige richtige Wiederherstellung dieses Ringes bietet P. Telge, Prähistorische Goldfunde in gesetzlich geschützten Nachbildungen, Fig. 12.

2) So z. B. der Silberring von Lagiewnik, Kr. Kosten (Fig. 26), der Sammlung Köhler jetzt im Prov.-Museum zu Posen (Verhandl. d. Berl. anthr. Ges. 1885, 178); ein gleicher von Mousljouma, Gouv. Perm; ein goldener aus dem ungarischen Komitat Szilágy; zahlreichst in Ostpreussen, teilweise schon mit quergestellter Scheibe (4. Jahrhundert).

zelner grösserer, gewölbt geschliffener Steine („en cabochon"), wie sie die später (S. 404) noch zu erwähnenden ostgermanischen Fibeln des 4. Jahrhunderts auf Bügelmitte und Fuss bieten, nicht vor das Jahr 450 nach Chr. gesetzt werden darf.[1])

Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, können wir nun zuversichtlich an die Bestimmung des ethnologischen Charakters der Niederlausitz herantreten. Bekanntlich ist Weigel der einzige gewesen, der eine archäologisch gesicherte Grenze für die Ost- und Westgermanen der Kaiserzeit zu erkennen suchte und sie wenigstens innerhalb der Niederlausitz und zwar in den Spreeniederungen gefunden zu haben glaubte.[2]) Er ging dabei von der falschen Grundanschauung aus, als wäre diese Grenze keine ethnologische, sondern eine rein kulturelle, und zwar wäre Ostdeutschland durch Carnuntum und die römischen Donauprovinzen, Westdeutschland aber durch die römischen Rheinprovinzen beeinflusst worden und daher erst der Kulturgegensatz der Ost- und Westgermanen oder der „swebischen und vandalischen Stämme", wie er sagt, entstanden. Diese Anschauung war schon darum ganz verfehlt, weil nicht nur Teile des nordostdeutschen Odergebietes, sondern sogar die germanischen Gebiete am nördlichen Donauufer, nämlich die der Quaden in Oberungarn und Mähren und der Markomannen in Böhmen[3]) für den Sprachforscher wie den Archäologen zweifellos westgermanisch sind, also nach Weigel rheinisch beeinflusst worden wären. Aber auch darum, weil die Grundlage der römischen Einflüsse und die Verschiedenheit dieser Einflüsse an Rhein und Donau selbst, auf der sich die beiden ungleichen germanischen Kulturen aufgebaut haben sollen, gänzlich in der Luft schwebt und auch nicht einmal versuchsweise von Weigel angedeutet werden konnte.

Mit der Spreegrenze, die Weigel dem Inhalt der Gräberfelder von Reichersdorf entnimmt, würde er das Ende des 2. Jahrhunderts, das 3. und noch die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts im Sinne gehabt haben. Für diese Zeit trifft aber die Spreegrenze, die in der Latènezeit von den Westgermanen in der Niederlausitz nach Osten hin nicht überschritten wurde, nicht mehr zu, wie wir gleich sehen werden. Sie trifft aber auch für die Zeit von Christus bis zum Markomannenkriege nicht zu, denn für diese Zeit besassen wir bisher eben als einzigen Fund eine Fibel aus dem Kreise Sorau und diese ist westgermanisch (s. oben S. 392). Wir werden an diesen einen Fund kein zu schweres Gewicht von Schlüssen hängen

1) Schles. Vorzeit N. F. I, 59f. mit Abb., wo Grempler übrigens von „Carneolfüllung der Cloisons" spricht, also die Untersuchung und Feststellung O. Tischlers, wonach hier nur Granaten vorliegen können (Schriften der Physik. ökonom. Gesellsch. zu Königsberg 1890, 31, Sitzungsber. 21ff.), nicht zu kennen scheint.

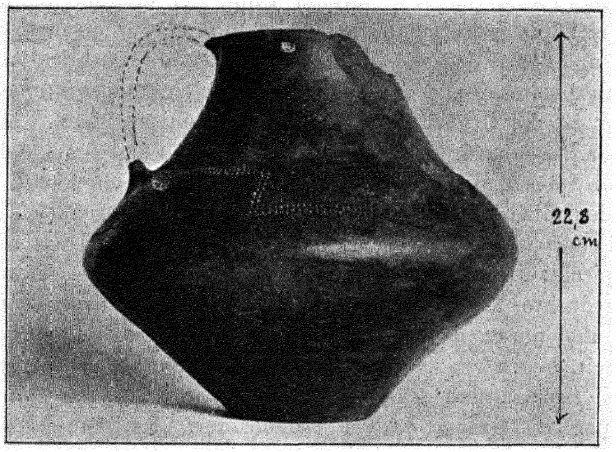
2) Niederlaus. Mitt. III, 26ff. — Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle ganz besonders den hohen Wert rühmend hervorzuheben, den Almgrens meisterhafte Statistik und Geschichte der germanischen Fibeln der ersten drei Jahrhunderte nach Chr. gerade für die Klärung der ethnologischen Fragen dieser Zeit besitzt.

3) In Böhmen ist nach Ausweis der Fibel- und Mäanderformen westgermanische Kultur durchaus herrschend, in Mähren sind Mäanderurnen wie überhaupt kaiserzeitliche Funde recht selten. Im Waagtale (Kom. Trentschin) ist nach gefälliger Mitteilung des Hrn A. Voss ein Scherben mit Rädchenverzierung von ihm festgestellt worden.

dürfen; immerhin spricht er nicht für ostgermanische Besiedlung des Gebietes zwischen Spree und Oder. Dazu kommt nun als zweiter Fund eine westgermanische Mäanderurne aus gelbem Ton mit glänzender Oberfläche in seltener Krugform aus Boblitz bei Lübbenau, Kr. Kalau (kgl. prähistorisches Museum zu Dresden). Wie die Abbildung, die ich Hrn. Hofrat Prof. Deichmüller verdanke, zeigt (Fig. 29), ist der Mäander in Rädchentechnik ausgeführt und nur zweireihig, also wahrscheinlich recht alt. Freilich liegt der Fundort dieser Graburne westlich des Spreewaldes, beweist demnach nichts für das in der frühen Kaiserzeit so gut wie leere Gebiet zwischen Spreewald und Oder.

Genaueres wissen wir über die spätere Zeit. Wir können hier sagen, dass die Gräberfelder des Kreises Guben, die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts beginnen, mit ihren Brandgrubengräbern, ihren

Fig. 29. 1/4



Kniefibeln ostgermanischer Abart, ebenso gearteten bandartig breiten, S förmig gewölbten Fibeln, den Fibeln mit Rollenkappe und Sehnenhülse, den Fibeln vom spezifisch norwegisch-bornholmischen Typus, Dreisprossenfibeln, eingliedrigen Fibeln mit umgeschlagenem Fusse, den verzierten Lanzenspitzen, Äxten, Messern, der gotischen Muschelbirne, den Tontassen mit langen Kniehenkel, den Warzenbechern entschieden ostgermanisch sind. Gehen wir weiter westlich, so treffen wir im Kreise Lübben dicht an der Spreeniederung das genugsam erörterte ostgermanische Brandgrubengrab von Straupitz mit seiner schönen Lanzenspitze. Überschreiten wir die Spree, so finden wir westlich dieser Sumpfgrenze schon im zweiten Jahrhundert keine westgermanische Spur mehr, wohl aber eine entschieden ostgermanische Rollenkappenfibel mit Sehnenhülse aus der Umgebung von Luckau[1]). Aus dem 3. und 4. Jahrhundert besitzen wir zunächst eine Reihe von Grabfunden der Kreise Kalau (Stradow) und Luckau (Buckowien, Luckau,

1) F. A. Wagner, Ägypten in Deutschland. Leipzig 1838. Tf. 3, Fig. 15.

Neuendorf, Niewitz), die trotz ihres Reichtums für die Frage, ob west- oder ostgermanisch, mir indifferent erscheinen. Auch die Grabfunde von Golssen und Krossen Kr. Luckau kann die ganz überwiegend ostgermanische, zweigliedrige Fibel mit umgeschlagenem Fuss noch nicht voll als ostgermanisch erhärten, da diese Form auch in das Saalegebiet und nach der unteren Elbe hinüberspielt. Dagegen geben die schönen Gräber von Ragow Kr. Kalau, westlich dicht am Spreewalde, und Riedebeck Kr. Luckau, zwischen Luckau und Sonnewalde, genügende Fingerzeige. In Ragow fand sich der Rest einer Silberfibel (Fig. 30)[1]), die wohl nur zu einem Typus wie Almgrens Fig. 219 ergänzt werden kann, den wir schon in Rüdersdorf als ostgermanisches Kennzeichen antrafen. Höchstens käme noch, aber erst in zweiter Linie, der ursprünglich und hauptsächlich gleichfalls ostgermanische Typus mit zwei Zierscheiben auf der Bügelmitte und dem Fibelfuss, wie Almgren 180, hier noch in Betracht, den wir aus Hinterpommern und der Neumark zahlreich belegen können. Und in Riedebeck ist der Grabritus der Brandgruben entscheidend. Dieser 1903 vom Berliner Museum für Völkerkunde erworbene Fund des 4. Jahrhunderts enthält zwei Sporen mit kreuzförmig angeordneten Nieten, eine Axt, eine Dolchscheidenspitze, zwei grade Messer, eine Pfeilspitze, einen Eimerbügel, eine Fibel mit umgeschlagenem Fusse, halbkreisförmigem Bügel und längerer Spirale: dies alles von Eisen, endlich eine grosse, schwarze, dreihenklige gedrehte Tonschale. Die Zahl der Henkel dieser Tonschale ist nicht ohne Bedeutung, da ähnliche, sowie andersartige dreihenklige Gefässe der Kaiserzeit, besonders zahlreich in den wandalischen Königsgräbern von Sackrau bei Breslau und schon früher unter den schlesischen Mäanderurnen[2]), auch im Gräberfeld von Reichersdorf, Kr. Guben, desgleichen auf Bornholm[3]) und einmal zu Oberjersdal, Kr. Hadersleben[4]), wie mir scheint, für den Osten charakteristisch sind, während sie auf westgermanischem Gebiete nur als seltenste Ausnahme einmal erscheinen.

Fig. 30. 1/2

1) Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1880, 100, Fig. 13.

2) Seger: Schles. Vorz. VII, 220.

3) Soph. Müller, Nord. Altertumsk. II, 117 Abb. 88: weibliches Skelettgrab mit grossem dreihenkligen Tonkrug und kleiner Tontasse mit weitabstehendem Kniehenkel (Aarböger f. n. o. 1885).

4) Bei dem in ihrem Gesamtcharakter durchaus westgermanischen Charakter der Kultur Jütlands und Schleswigs während der Kaiserzeit ist es von hohem Interesse, zu sehen, wie der dem 3. Jahrhundert zugehörige Teil des Oberjersdaler Gräberfeldes mit seiner verzierten Lanzenspitze, dem verzierten Eisenmesser (s. oben S. 379 Anm. 8), der dreihenkligen Urne und der Tasse mit weitausgezogenem Kniehenkel (Mestorf, Urnenfriedhöfe Taf. VII. 4, 1; VI, 1, 3) offenkundig ostgermanisch stark beeinflusst ist, genau wie die benachbarten Moorfunde von Nydam und Vimose. Sollte hier ein Gräberfeld jener ostgermanischen Scharen vorliegen, von deren feindlichen Einfällen die grossen Moorfunde so beredtes Zeugnis ablegen?

Auch das beginnende 5. Jahrhundert bringt uns noch einen schönen Fund, ein Skelettgrab, das einzige eisenzeitliche der Niederlausitz, aus Leuthen Kr. Kottbus, also wiederum westlich des Spreewaldes, und auch seine Beigaben weisen nicht nach Westdeutschland, sondern nach Skandinavien.

Somit dürfen wir sagen, dass die verzierte Lanzenspitze von Sonnewalde trotz ihrer so ungünstigen Fundumstände nicht nur durch sich selbst, sondern auch durch nächst benachbarte gleichzeitige und spätere Funde als ostgermanische Lanzenspitze des 3., höchstens des 4. Jahrhunderts n. Chr. sich erwiesen hat. Ja wir können wegen der Brandgrubengräber und des überwiegend nach Nordosten und nur in einem Punkte (Warzenbecher) nach Schlesien weisenden Charakters der Funde aus den Jahrhunderten n. Chr. innerhalb der Niederlausitz mit ziemlicher Sicherheit behaupten, es lebten hier keine Semnonen, aber auch keine Wandalen, sondern Angehörige jener grossen zwischen Goten im Norden und Wandalen im Süden gesessenen Gruppe der Ostgermanen, die wie als die burgundische bezeichneten, deren Kultur einerseits neben den Urnengräbern zwar keine frühzeitlichen gotischen Skelettgräber wohl aber burgundische Brandgrubengräber besitzt, anderseits in einigen wenigen Stücken der materiellen Kultur mit den Wandalen, in manchen andern wieder mehr, und namentlich in der späteren Kaiserzeit überwiegend, mit den Goten Hand in Hand geht.

Die Westgrenze der Ostgermanen der späten Kaiserzeit reichte also bis an die Westgrenze der Niederlausitz und ich bin auch durchaus entschlossen, die leise ostgermanisch gefärbten oder indifferenten Funde des Teltow gleichfalls den Ostgermanen zuzuschlagen, desgleichen mit Notwendigkeit den Niederbarnim, der wie der Teltow während des 2. Jahrhunderts nach Chr. noch zweifellos westgermanisch ist. Weiter nordwärts bleibt die ganze Uckermark in dieser Zeit fast leer. Die beiden Funde des Märkischen Museums aus dem Kreise Angermünde (Lunow, Lüdersdorf) erscheinen indifferent, jedoch das prächtige Grab von Damme bei Prenzlau hat sich durch die nunmehr aus drei Funden von Brandenburg (neben zweien aus Hinterpommern) bekannte Silberfibel Almgren Nr. 219 und den Trinkbecher mit hohlem hohem Fuss als ostgermanisch erwiesen. Dagegen zeigt der nunmehr auch fast leere Kreis Ruppin wenigstens noch für das 3. Jahrhundert geringe Spuren entschieden westgermanischer Kultur (Rauschendorf). In der Hauptsache sind jetzt im Norden wie im Süden der Mark Brandenburg Ost- und Westgermanen durch einen allmählich immer breiter werdenden Gürtel von Ödland geschieden, denn erst bei Brandenburg a. H. und in der Ostprignitz (Dahlhausen) haben wir die grossen Gräberfelder der späten Kaiserzeit und die Ostgrenze der Westgermanen setzt sich hier genau in der mecklenburgischen Ostlinie Parchim-Rostock fort, die östlich bis an die Oder hin von einem noch viel breiteren Ödlandstrich flankiert wird.

Der von Almgren und besonders von Salin nachgewiesene, aus Südrussland kommende, erste „gotische“ Kulturstrom, der in nordwestlicher

Richtung bis nach Skandinavien verläuft, wozu ausser den oben von mir erwähnten Formen z. B. die frühen Zwei- und Dreirollenfibeln mit tiefliegender grösster Breite des Fussendes gehören, hält sich nun, was Salin nicht gesehen hat, obwohl er sonst ganz in meinem Sinne ethnologische Archäologie treibt und dabei ebenso feine als weittragende Beobachtungen macht, durchaus innerhalb der ostgermanischen Gruppe, und es ist ein Irrtum, wenn Salin meint, dieser erste sogen. nordgermanische Kulturstrom (200—350) sei über Mecklenburg nach Skandinavien gedrungen, statt über Hinterpommern und Preussen. Um 350 verlässt das Gros der Ostgermanen Norddeutschland, jedoch nicht die Gesamtheit, wie Montelius schon so oft behauptet hat, und nun auch Salin, denn es lassen sich auch für die Zeit bis 500 n. Chr. aus allen Teilen Norddeutschlands wenn auch nur spärliche archäologische Nachweise dünnster germanischer Bevölkerungsreste erbringen. Die Überbleibsel sassen aber nicht dicht genug, um Kulturübertragungen vermitteln zu können. Es ist daher gar nicht so erstaunlich, dass der zweite von Salin so schön nachgewiesene südrussische Kulturstrom (375—500) mehr nach Westen verlaufen musste, um dann längs der Elbe abwärts, also durch westgermanisches Gebiet, nach Skandinavien zu gelangen, sowie dass die skandinavische Rückströmung, die zwischen 450 und 500 die nunmehr nordisch gewordenen Runen, die Fibeln mit rechteckiger Kopfplatte und zuletzt die fertig ausgebildete nordische Tierornamentik des I. Stils nach Deutschland brachte, notwendig über das westgermanische Hannover ihren Weg nehmen musste.

Diese letzten Bemerkungen, die schon über unser Thema hinauszuführen scheinen, habe ich hinzugefügt mit Rücksicht auf die mir erst bei der letzten Korrektur bekannt gewordene Veröffentlichung eines Fundes aus Westdeutschland, die das soeben erschienene 4. Heft des V. Bandes der „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit“ enthält. Lindenschmit bringt dort auf Taf. 23 nebst Text S. 123ff. die Mitteilung einiger Gräberfunde aus der Stadt Mainz von durchaus germanischem Gepräge des beginnenden 5. Jahrhunderts, die durch einen schönen Knochenkamm mit dachförmigem Rücken nebst Scheide, durch eine Bronzeschnalle, deren Bügel in Tierköpfe endigt, einen Glasbecher des 4.—5. Jahrhunderts und eine in der Form noch nicht ganz scharf ausgeprägte Francisca des 5. bis 6. Jahrhunderts zeitlich genügend bestimmt werden. Grab II enthält unter anderem ein 21 *cm* langes, grades, eisernes, einschneidiges Dolchmesser mit 12,7 *cm* langem Knochengriff. Die Klinge dieses Messers weist geschmackvoll ausgeführte Verzierungen in Gold- und Silbereinlagen auf, die durchaus den besprochenen ostgermanischen Verzierungen des 3. und beginnenden 4. Jahrhunderts entsprechen. In der Mitte befindet sich ein achtzackiger, je zu beiden Seiten zuerst ein fünfzackiger, dann ein vierzackiger Stern in Goldeinlage. Der grosse mittlere Stern und die beiden kleineren äusseren sind mit einem silbernen Ring in Zahnradform umgeben, also wie bei den nur um wenige Jahrzehnte älteren Lanzenspitzen aus dem Nydammoor (Ende des 4. Jahrhunderts). Für das Sternmuster kenne ich eine Parallele nur in der technisch anders behandelten

Sternverzierung einer Latènelanze aus Rondsen, Kr. Graudenz (s. oben S. 370).

Wie so manches andere eigentümlich Ostgermanische der Zeit von 200—350 während des zweiten, des südgermanischen Kulturstromes (350 bis 480), natürlich in zeitgemässer Weiterbildung, den Westgermanen zugetragen wird, z. B. die spätere Form der Zweirollenfibeln und die Zellenfassung der Granaten und Glasflüsse, so ist es also auch mit der ostgermanischen Verzierung der Eisenwaffen und Eisengeräte der Fall. Und wir können uns eigentlich nur wundern, dass man Spätlinge der Eisenverzierung durch Punzen oder Gold- und Silbereinlagen, die man nicht mit der Tauschierarbeit des 7. Jahrhunderts vermengen darf, nicht auch sonst schon häufiger bei den Westgermanen angetroffen hat.

Dieser Umstand scheint eher dafür zu sprechen, dass man es bei den Mainzer Gräbern geradezu mit Ostgermanen zu tun hat, denn im Gegensatz zu Lindenschmit, der diese Gräber auf den Überfall der Stadt durch die Alamannen von 368 oder die gleichfalls ganz vorübergehende Eroberung durch die Wandalen und Sweben auf ihrem Marsche nach Spanien im Jahre 406 zurückführen will, kann ich mir jene Gräber nur als Hinterlassenschaft einer sesshaften Bevölkerung denken und als solche kennen wir gerade in und um Mainz seit 406 die Burgunden, von denen ein grösserer Teil damals bereits über hundert Jahre lang im Maingebiet ansässig gewesen war. Diese Mainburgunden hatten um 289 gemeinsam mit den Alamannen zum ersten Male einen Einfall ins römische Gebiet westlich des Rheines, wohl Rheinhessen, gemacht, und auf ihren Einfluss zurückführen lässt sich ein ostgermanisch durch eingeschlagene Randbögen verziertes Eisenmesser aus dem Rhein vom Dimeser Ort bei Mainz[1]) und ein kleineres Bronzearmband mit breiten Endschildern vom späten ost- und westpreussisch-pommerschen Typus (s. oben S. 399) aus Armsheim in Rheinhessen. Letzteres kann natürlich nicht zu dem prächtigen Frühlatène-Wagengrab des 5. Jahrhunderts vor Chr. gehören, als dessen Bestandteil es von Lindenschmit Vater seinerzeit veröffentlicht wurde, darf aber ebensowenig als provinzialrömisches Erzeugnis der frühen Kaiserzeit oder gar Vorbild der mit ihm völlig übereinstimmenden innerhalb eines engen Verbreitungsbezirkes ausgebildeten Lokalformen des Ostens aufgefasst werden, wie es P. Reinecke in einer archäologisch verfehlten Kombination vorgeschlagen hat.[2]) Den Fundort Armsheim selbst zu beanstanden, liegt m. E. kein triftiger Grund vor.

Diese Andeutungen zur Beleuchtung der Frage nach dem Verhältnis von Ost- und Westgermanen mögen vorläufig genügen, bis ich Musse finde, das von meiner ostdeutschen Museumsreise des Jahres 1899 eingebrachte Studienmaterial ausführlich vorzulegen.

---

1) Altertümer unserer heidn. Vorzeit II, IV, 4, 2.

2) Zeitschrift des Vereins f. Erf. d. Rhein. Gesch. u. Altertümer in Mainz. 1900. IV, 23, 350.

(14) Hr. v. d. Steinen legt eine Mitteilung des Hrn. Dieseldorff aus Coban vor über

Jadeit- und anderen Schmuck der Mayavölker.

Bei Ausgrabungen im Departement Alta Verapaz in der Republik Guatemala sind von mir in den meisten Grabstätten Jadeitperlen angetroffen worden.

Sie wurden folgendermassen gefunden:

A. Ungebrannte:

1. Mit Knochenresten, meist vereinzelt, aber schöne Stücke, welche dem Verstorbenen besonders wert gewesen sein mögen (Chajcar, Copán in Honduras, Höhle Senahú, Santa Cruz usw.).

2. In den Töpfen und Schalen der Grabhügel und zwar einzeln oder in grösserer Anzahl, jedoch keine hervorragend schönen Stücke. Wenn sie aus Jadeit bestehen, sind sie klein, doch sind sie überwiegend aus jadeitähnlichen Gesteinen gefertigt (Chajcar, Primavera).

3. In Höhlen, wo man sie versteckt hatte (Arenal, Jalpemech).

4. Rings um den Fuss eines Steinmonolithen (Copán in Honduras).

5. Zufällige Funde.

B. Gebrannte:

6. Als Brandopfer auf Grabhügeln (Ulpan, Chamá) oder in Höhlen (Canaseć bei Chamelco) oft mit Räucherharz (Kopal) und mit Kautschuk (Saft von Castilloa elastica) zusammen verbrannt. Bemerkenswert ist der Umstand, dass die Gräber in den Tälern der grossen Flüsse reichlich Jadeitstücke enthalten (Chamá, Copán), dagegen in denen des Hochlandes wenig Jadeit gefunden wurde. Er muss also in der Nähe der Flusstäler leichter zu bekommen gewesen sein. Entweder hat der Fluss als Handelsstrasse für Jadeit gedient, oder dieses wurde als Geröll am Flussufer gefunden. Meine darauf gerichteten Nachforschungen an solchen Stätten verblieben freilich bislang erfolglos, ich habe leider keine Gerölle von Jadeit in Flussbetten angetroffen, immerhin waren meine Recherchen nicht ausgedehnt genug, um daran irgend welche Schlüsse zu knüpfen. — Der bekannte Jadeitkenner Hr. Prof. Dr. Max Bauer in Marburg i. Hessen ist der Ansicht, dass der Jadeit als linsenförmige Einlagerungen in kristallinischen Schiefern (Gneiss usw.) vorkommt, ein Fingerzeig, den man beim Abgehen derartiger Gesteine oder unterhalb ihres Vorkommens am Flussufer beachten sollte.

Da ich mit der Zeit eine Anzahl Jadeitstücke gesammelt hatte, hegte ich den Wunsch, sie nutzbringend für die Wissenschaft zu verwerten.

Es hatten nämlich bewährte Mineralogen, wie der verstorbene Prof. H. Fischer in Freiburg i. B. erklärt, dass der amerikanische Jadeit, aus Grabfunden stammend, mit asiatischem Jadeit identisch sei; hierdurch glaubten einige Amerikanisten annehmen zu dürfen, dass eine prähistorische Völkerwanderung aus Asien nach Amerika stattgefunden hätte, eine Anschauung, der sich nur wenige Forscher angeschlossen haben, und für die tatsächlich noch kein Grund besteht.

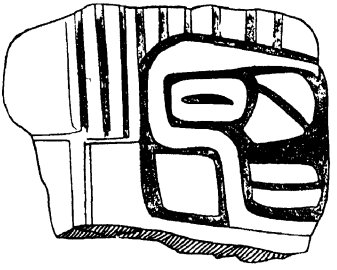
Ich glaubte, dass sich hierüber noch wichtige Aufschlüsse ergeben könnten und begrüsste es mit grosser Freude, als Prof. Max Bauer sich freundlicher Weise bereit erklärte, meine Sammlung einer Untersuchung zu unterziehen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle Dank weiss.

Das Ergebnis dieser Arbeit hat Max Bauer vor kurzem veröffentlicht und zwar im Zentralblatt für Mineralogie, Stuttgart 1904 (Jadeit und Chloromelanit in Form prähistorischer Artefakte aus Guatemala).

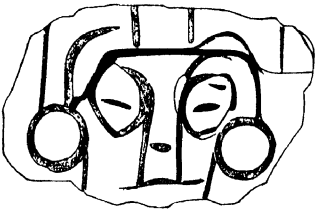
Seine Untersuchung ergab, dass zwei von den acht Jadeitstücken aus Guatemala als Beimengung Zirkon enthielten, ein Mineral, das als Gemengteil anderer amerikanischer Jadeitteile bekannt ist.

1. Jadeitplatte aus Chamá (Alta Vera Paz).

6. Bruchstück einer Jadeitplatte aus Chamá. (Geschenk d. Hrn. Lechevin.)



4. Jadeitplatte aus Chamá.



7. Jadeitplatte von Ulpán (Alta Vera Paz).

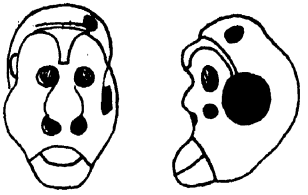
Ein anderes Jadeitstück enthält als Beimengung Glimmer. Da weder Zirkon noch Glimmer in den bislang bekannten asiatischen Jadeiten auftritt, schliesst Max Bauer, die amerikanischen Jadeitobjekte seien aus einheimischem und nicht aus fremdem, von Asien eingeführtem Material gefertigt. Ausser diesen beiden Unterschieden ist der amerikanische Jadeit auch bedeutend grobkörniger als der asiatische. Die Prismen des ersteren kommen bis zu 2 und 3 *mm* Länge vor, beim letzteren betragen sie höchstens 1 *mm* Länge.

Einige der Jadeitstücke, welche Hr. Prof. Dr. Bauer untersuchte, lege ich hiermit zur Anschauung vor, und zwar unter Benutzung der nämlichen Numerierung:

1. Platte aus Chamá, Alta Verapaz, Brandopfer, sehr grobkörniges Gestein, Prismen bis 2 *mm* lang, die Sonne darstellend.

2. Scheibenförmige flache Perle aus Santa Cruz bei Cobán, Totenbeigabe mit mikroskopischen Zirkonkristallen.
4. Platte von Chamá, Brandopfer, den Gott mit dem ornamentalen Gesicht, als Gott „C" bekannt, in dem man den Gott des Nordsterns vermutet, darstellend.

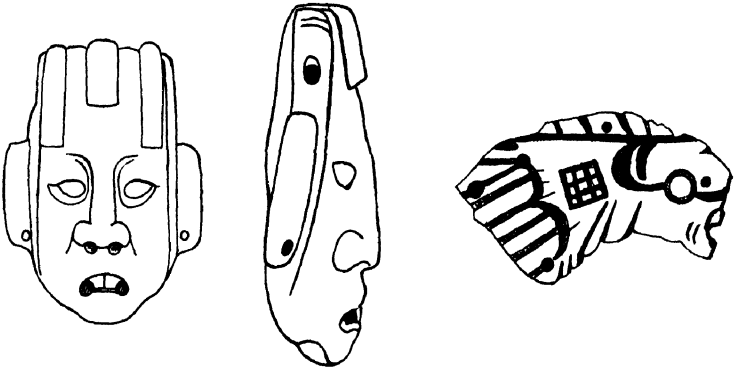
8. Jadeitplatte aus Copan (Honduras).



8a. Vorder- und Seitenansicht einer kleinen Jadeitplatte aus Copan (Honduras).

8d. Jadeitplatte aus Chamá.

Jadeitstücke aus der Höhle Canasée (Alta Vera Paz).



Jadeitstücke aus einer Höhle bei Arenal (Alta Vera Paz).

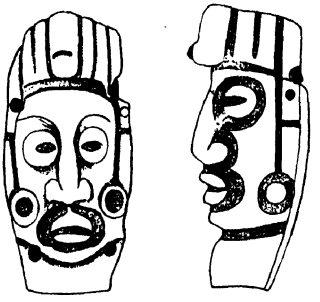
6. Bruchstück einer Platte aus Chamá, Geschenk des Hrn. Lechevin, Brandopfer, die Sonne darstellend.
7. Kleine, elliptische Platte von Ulpán, Alta Verapaz, Brandopfer, die Sonne darstellend.

8. Längliche Platte aus Copán-Honduras. Sie stellt eine menschliche Figur dar, welche einem kleinen Steinidol, dessen Kopie sich im Museum für Völkerkunde zu Berlin befindet, sehr ähnlich ist, so dass der Gedanke naheliegt, dass beide Stücke ein und dieselbe Figur wiedergeben. Bemerkenswert ist der eigentümliche Gegenstand, welcher auf dem Unterarm ruht und worunter wohl ein Kind oder ein neuer Zeitabschnitt zu verstehen ist, wie man es in ähnlicher Weise so oft auf den Säulen des Palastes von Palenque in Mexiko abgebildet findet (Totenbeigabe).

8. a) ein kleines dunkelgrünes Stück, wahrscheinlich ein Gesicht mit herausgestreckter Zunge wiedergebend, Totenbeigabe.

8. b) eine durch ihre schöne Farbe auffallende Perle ohne Ziselierung aus Copán-Honduras, Totenbeigabe.

8. d) Platte aus Chamá, Totenbeigabe, vielleicht einen Vogel darstellend.



Aus Muschelschale geschnittenes Stück aus Arenal (Alta Vera Paz).

Aus gelblich-roter Muschelschale geschnittenes Stück von Zacápa (Dpt. gl. N. Guatemala).

Ferner lege ich noch zwei Jadeitstücke aus der Höhle Canaseć, Alta Verapaz vor, Affe und Sonne darstellend. An der letzteren haftet noch Kopal, mit dem das Stück zusammen verbrannt wurde; wegen des ebenfalls mit verbrannten Kienholzes nahmen die Stücke eine tiefdunkle Farbe an.

Aus Arenal, Alta Verapaz (Höhlenverstecke) stammen der schön gearbeitete Sonnengott und der Fisch, und ausserdem ein Gesicht aus einer Seemuschel gearbeitet, das wahrscheinlich den Maisgott „E“, dessen geschlitzte Augen hier besonders stark ausgeprägt sind, darstellt.

Die Bearbeitung dieser Muscheln war gegenüber dem harten Jadeit äusserst leicht und daher sehr beliebt. Sie kommen, genau so wie Jadeit, nur in Flusstälern häufig vor. Das Material wurde möglichst auf der äusseren roten Schale geschnitzt. Es wurde sogar zu Aufzeichnungen benutzt, wie ein kleines Viereck aus einem Grab bei Zacápa (Guatemala) beweist, auf dem eine öfters vorkommende Mayahieroglyphe eingeschnitzt ist.

(15) Hr. Lissauer berichtet über die Ausstellung der von der

Turfan-Expedition

mitgebrachten Sammlung, welche Hr. Professor Grünwedel mit freundlichem Entgegenkommen schon des Vormittags den Mitgliedern der Gesellschaft demonstriert hatte. Da der ausführliche Bericht über die Expedition in den Veröffentlichungen der Bayerischen Akademie erscheinen wird, so beschränken wir uns hier auf die revidierte Wiedergabe eines Referates aus der Vossischen Zeitung vom 21. Februar d. J., welches von unserem geschätzten Mitglied Hrn. Cordel verfasst worden ist:

„Die Sammlungen der vom Prof. Grünwedel und Dr. Huth unternommenen Turfan-Expedition sind jetzt soweit geordnet und zurechtgemacht, dass sie gestern Mittag der hierzu eingeladenen Anthropologischen Gesellschaft gezeigt werden konnten. Prof. Grünwedel übernahm selbst die Führung und Erläuterung. Bei den schwierigen räumlichen Verhältnissen des Museums für Völkerkunde ist es keine Kleinigkeit gewesen, die meist in kaum mehr kenntlichem Zustande hier angekommenen Gegenstände wieder zu entwirren und in eine Verfassung zu bringen, die es erlaubt, sie einerseits vorzuführen, andererseits mit Nutzen wissenschaftlich zu bearbeiten. Die Sammlung stammt aus den Ruinenstätten, welche sich am Südabhange des Tianschan vorfinden, und zwar vielfach ausgeplündert, aber noch wenig wirklich durchforscht sind. Schon seit längerer Zeit waren wiederholt Nachrichten nach Europa gekommen über die Schätze alter Kultur, die auf dem betreffenden Gebiete, längs der alten Karawanenstrasse Kaschgar—Hami, der Verbindung zwischen Innerchina und Westasien, anzutreffen seien. Auch sind neuerdings wissenschaftliche Expeditionen von Russland dorthin entsandt worden. Indes war alles das wenig genügend zur Aufhellung der einschlägigen archäologischen Verhältnisse, und die Eigenart des Gebietes, in dem altgriechische und buddhistische Kultur sich berührt haben, liess ein gründliches Studium wünschenswert erscheinen. Die Situation ist nun die, dass in den aus dem Tianschan nach Süden hervorbrechenden Flüssen, die sämtlich in der Wüste enden, allenthalben Ruinen alter Städte liegen, oft mehrere an einem Flusse. Am Oberlaufe dieser Flüsse aber finden sich Höhlentempel, in den Tertiärton gebohrte Gewölbe, Räume, deren Wände und Decken reich und prächtig bemalt sind. Von den Ruinen findet man am besten erhalten diejenigen, die möglichst mitten in der Wüste liegen; die anderen sind von den Um- und Anwohnern schon sehr stark ausgebeutet und zerstört worden. Überwältigend ist der ganz plötzlich sich auftuende Blick in das Tal von Turfan, wenn man von Norden, über die Pässe des Tianschan, hart vorüber an dem gewaltigen Bergmassiv des Bogdo ola dorthin vordringt. Ein ungeheurer, sozusagen senkrechter Absturz von 4—5000 Fuss Höhe liegt hart vor dem Reisenden und lässt das Auge über die schier endlose Wüste schweifen, durch die sich vom Gebirge her enge, tief eingeschnittene Flussläufe ziehen. Die schmalen Uferstreifen dieser Flüsse sind die einzigen Stätten, an denen Menschen wohnen

können. Zierliche, langgestreckte Dörfer besetzen sie und hohe Pappeln ragen aus ihnen auf. Die grösste Stadt der Gegend ist Turfan; es besteht aus einer Türken- und einer Chinesenstadt, die eine halbe Stunde auseinander liegen. Ruinen gibt es dort ringsum, im Norden auch noch ganz unerforschte Höhlentempel; aber in den Ruinen haben sich Dunganen angesiedelt, und das sind unangenehme Burschen, von denen man sich bei Ausgrabungen nichts Gutes zu versehen hätte. Eine Tagereise weiter östlich nun liegen die Ruinen von Itikutschari, die von den Reisenden zum eigentlichen Forschungsfeld erkoren wurden. Die Ruinenstadt wird auch als Stadt des Königs Dakianus bezeichnet, wie alle Ruinen von Städten in Chinesisch-Turkistan. Sie besteht aus einer kaum übersehbaren Zahl von Tempelruinen, die von einer kolossalen Mauer umgeben sind. Profanbauten fehlen ganz. Die eigentliche Verkehrsstadt muss also ausserhalb der Mauer gelegen haben, das Innere war lediglich Heiligtum. Die ganz aus Luftziegeln errichtete, 19—20 *m* hohe und sehr dicke Mauer verläuft vielfach so unregelmässig, dass man annehmen muss, sie sei erst später um die vorhandenen Heiligtümer herumgezogen, wobei man sich nach den einzelnen Bauten richten musste. Im Innern der Anlage stösst man dann noch auf ein zweites Befestigungssystem, das aber noch mehr durchbrochen und lückenhaft erscheint als die Aussenmauer. In diese Innenmauer ist ein Tempel eingebaut, der besonders reiche Ausbeute gab. Durch die Tempelstadt ziehen sich Felder mit Bewässerungsgräben, die schon sehr grosse Zerstörungen unter den alten Bauten angerichtet haben. In alter Zeit bestand am Abhange des Gebirges überhaupt ein sehr ausgedehntes Bewässerungssystem mit noch vorhandenen unterirdischen Kanälen und brunnenartigen Vertiefungen, die sehr leicht Unfälle veranlassen können. Eine andere Art Erdlöcher dient den Leuten als Sommerwohnung, in die sie sich bei der riesigen Sonnenhitze zurückziehen. Man kann meist von oben in diese Höhlenwohnungen hineinsehen und die Einrichtung der Wohlhabenderen erkennen. Die Tempel selbst bestehen meist aus einer länglich rechteckigen Plattform, die mit hoher Mauer umgeben ist und in deren Innern ein quadratischer turmartiger Bau steht. Einer der Tempel bildet einen Gruppenbau von 80 solcher Türmchen. Andere haben um den Pfeiler herum nur einen schmalen Gang, der früher bedeckt war. Die Dächer sind nun aber eingestürzt und ihre Trümmer versperren den Gang. Gerade unter dem Schutze dieser Trümmer sind die alten, sehr schönen Wandmalereien noch am besten erhalten geblieben, ebenso Freskofussböden und sonstiges von der früheren prächtigen Ausstattung. Eine Anzahl besonders schöner Fresken und Mosaiken, ferner Gemälde auf Seidenstoff, Büsten, ganze Figuren, sowie zahlreiche Inschriften sind geborgen und hergebracht worden. Es machte viele Mühe, alles wieder richtig zusammenzubringen; man hofft jedoch den Rest der Arbeit auch noch bewältigen zu können. Bezeichnend ist, dass die Malereien sehr verschiedene Stilarten zeigen. Gerade wie in christlichen Kirchen der alte Schmuck nach ganz bestimmten Regeln angeordnet ist, so steht es auch dort. Man kann also Malereien aus verschiedenen Tempeln ganz zuverlässig miteinander kombinieren. Nach Zeichnung und Farbe sind

diese Malereien höchst kunstvoll und wirksam, sowohl die figürlichen wie die bloss ornamentalen, und die Wirkung in dem Dämmerlicht der Gänge bezw. beim Einfallen des Lichtes in bestimmten Winkeln ist oft geradezu zauberisch."

Hr. Lissauer wies auf die grosse Bedeutung der Sammlung für die Geschichte der bisher fast unbekannten zentralasiatischen Kultur hin, welche durch die archäologischen Untersuchungen des Hrn. Grünwedel erst gewürdigt worden ist und dankte in warmen Worten dem verdienten Forscher für die Opfer an Zeit und Mühe, welche er bei der heutigen Führung der Gesellschaft gebracht hatte. —

(16) Hr. F. W. K. Müller spricht

über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung eines Teiles der Turfan-Handschriften.

Der Vortragende gab zunächst einen geographisch-geschichtlichen Überblick über Chinesisch-Turkistan, insbesondere über Turfan. Im Anschluss daran wurden ausgewählte Proben der Handschriftenreste, welche die Expedition der Herren Prof. Grünwedel und Dr. Huth in Turfan teils ausgrub, teils erwarb, vorgelegt und eingehend besprochen. Im Einzelnen macht der Vortragende Bemerkungen

1. zu den chinesischen Texten = buddhistische Sûtras, noch in altertümlicher Art, nämlich in Rollenform, beschrieben. Dem Schriftduktus nach wohl aus der T'angzeit (6.—9. Jahrhundert n. Chr.) zu datieren.

2. zu der merkwürdigen Schrift der Si-Hia oder Tanguten, welche äusserlich betrachtet der chinesischen Schrift nachgebildet erscheint. Diese zu Anfang des 11. Jahrhunderts erfundene Schrift des Tangutenreiches am Oberlauf des Hoang-ho ist trotz der neueren Forschungen der Sinologen Devéria und Morrisse ihrer Struktur nach noch immer rätselhaft. Einige kleine Entdeckungen in dieser Beziehung hofft der Vortragende nächstens der wissenschaftlichen Welt vorlegen zu können.

3. zu den köktürkischen Fragmenten. Diese »runen«-artige Schrift ist seinerzeit glänzend durch Prof. Thomsen in Kopenhagen entziffert worden. Die in dieser Schrift enthaltenen Steininschriften sind durch ihn und die Arbeiten des russischen Akademikers Radloff jetzt allgemein zugänglich gemacht worden. — Neu an den vorgelegten Fragmenten ist, dass wir hier Handschriften vor uns haben.

4. zu den Resten in P'ags-pa-Schrift, einer wohlbekannten Abart der tibetischen Schrift aus dem Zeitalter der Mongolenherrschaft.

5. zu der gleichfalls wohlbekannten uigurischen Schrift. Bei der Untersuchung dieser Fragmente stellte sich als neues Resultat für den Vortragenden heraus, dass nicht alle uigurischen Manuskripte auch Texte in uigurischer Sprache enthielten, sondern dass eine Anzahl derselben Texte in einer iranischen Sprache (jetzt von Prof. Andreas »Sogdisch benannt) umfassten.

6. zu der aus der uigurischen abgeleiteten bekannten mongolischen Schrift.

7. zu Fragmenten in gewöhnlicher tibetischer Schrift; 6. u. 7. Zeugen des Einflusses des tibetisch-mongolischen Buddhismus.

8. zu Bruchstücken in syrisch-nestorianischer Schrift, welche für die Existenz christlicher Kolonien im Türkenlande beweisend sind.

9. zu Bruchstücken in einer Modifikation der syrischen Estrangelo-Schrift. Die Entzifferung dieser Schrift, welche durch Umwertung einiger Buchstaben, sowie durch Erfindung einiger neuer Zeichen zu einer neuen Schrift geworden ist, ist seinerzeit dem Vortragenden gelungen, der sie als die Schrift der in Turkistân eingewanderten persischen Kolonie der Anhänger des Religionsstifters Mânî nachwies.[1]) Die Entzifferung wurde dadurch erschwert, dass mit diesem erst festzustellenden Alphabete Texte in drei verschiedenen Sprachen (Pehlevî, »Sogdisch« und Alttürkisch) in Turfan geschrieben wurden. — Proben dieser drei Textarten wurden vorgelegt. — Aus der Festlegung dieser Schrift als manichäisch ergab sich als weiterer Schluss der manichäische Charakter der merkwürdigen Miniaturen-Manuskripte, welche bis dahin wegen ihres sowohl „byzantinischen“ wie „indischen“ Einfluss zeigenden Charakters nicht genauer bezeichnet werden konnten. Sie sowohl wie ein Fresko konnten nunmehr sicher als manichäisch — also iranischen Einfluss zeigend — bezeichnet werden. Auch für die Archäologie von Turfan ergaben sich dadurch neue Schlüsse und Festlegungen.

(17) Hr. Stönner spricht

über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung der Brāhmītexte in den Turfan-Handschriften.

Meine Herren! Im Anschluss an das soeben Gehörte möchte ich Ihnen noch einige kurze Mitteilungen über die in Brāhmīschrift geschriebenen bezw. gedruckten Fragmente der Turfanexpedition machen.

Unter Brāhmīschrift versteht man eine Reihe von Alphabeten, welche in Nordindien etwa von 350 v. Chr. bis 350 n. Chr. nur für Sanskritinschriften, sei es in Stein, sei es in Münzen usw. Verwendung fanden. Es sind dies die Vorläufer der sogen. nördlichen Alphabete, auf welche wieder die später für das Sanskrit gebräuchlichste Schrift, die Nāgarīschrift zurückgeht. Zu diesen Alphabeten, die schon seit langer Zeit bekannt waren, trat in den neunziger Jahren eine von ihnen bedeutend abweichende Variation hinzu, welche von R. Hoernle, jetzt in Oxford, dem die Ehre der ersten Entzifferung gebührt, nach ihrem Fundort „Zentralasiatische Nāgarī“ genannt wurde. Diese Abart der Brāhmīschrift ist es, die wir auch in unseren Fragmenten wiederfinden. Heute hat sich

1) Vgl. Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften (philos.-histor. Klasse) vom 11. Februar 1904, und: Anhang zu den Abhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1904.

für sie der Name „Zentralasiatische Brāhmī“ eingebürgert. Bei der Besprechung dieser Handschriften wollen wir zunächst die nehmen, die als Sprache nur Sanskrit enthalten.

Über den Inhalt dieser Fragmente lässt sich, soweit sie bisher genau untersucht sind, folgendes mitteilen. Während die in Estrangelo geschriebenen Fragmente sämtlich manichäischen Ursprungs zu sein scheinen, haben sich in den Handschriften und Blockdrucken in Brāhmīschrift bis jetzt nur Werke gefunden, die sich auf die buddhistiche Religion beziehen, die auch in Zentralasien, wie in so vielen anderen Ländern, sich als Kulturträgerin ein hohes Verdienst erworben hat.

Der wichtigste Fund, der in dieser Beziehung gemacht worden ist, ist die Entdeckung des Kanons der Buddhisten in Sanskrit. Diese Fragmente sind von Hrn. Geheimrat Prof. Pischel herausgegeben.[1])

Nach Buddhas Tode wurden seine Lehren, damit das Wort des Erhabenen nicht zugrunde gehe, ähnlich wie Christi Worte aufgezeichnet, und zwar wahrscheinlich in Māgadhī, dem Heimatsdialekt Buddhas. Der uns bis jetzt bekannte Kanon ist in Pāli, der heiligen Sprache der südlichen Buddhisten, abgefasst. Es galt aber längst als feststehend, dass der Kanon der heiligen Schriften auch in Sanskrit existiert habe, auf den die tibetische und die chinesische Übersetzung zurückgehen mussten. Doch konnte der strikte Beweis bisher nicht geliefert werden. Unter den Grünwedelschen Fragmenten aber haben sich jetzt zum ersten Mal verschiedene grössere und kleinere Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten gefunden. Dieser Fund ist, um mich der Worte Pischels zu bedienen, „von weittragender Bedeutung. Es war längst klar, dass die nördliche Überlieferung in Sanskrit, Gāthādialekt, in chinesischen und tibetanischen Übersetzungen, verglichen mit der südlichen Überlieferung in Pāli, auf eine einheitliche Tradition der Lehre des Buddha hinwies. Wie gross die Übereinstimmung in den Grundlehren ist, kann erst jetzt völlig erkannt werden. Dass die nordbuddhistische Literatur den Pālikanon voraussetzt, wird jetzt nicht mehr behauptet werden können.“

Das umfangreichste dieser Bruchstücke besteht aus einem Blockdrucke von 34 Blättern in indischem Format, also nach Art der Palmblatthandschriften in Querformat. Jedes Blatt, nur einseitig bedruckt, war nach Pischel 40 *cm* lang und $15^1/_2$ *cm* breit mit je 5 Zeilen. Links am Rande steht auf der Aversseite in chinesischen Lettern der Titel: Samyuktāgama und die Seitenzahl, auf der Reversseite (je zwei Blätter, deren Rückseite unbedruckt ist, bilden ein Buchblatt, wobei die Blätter in ununterbrochenem Zusammenhang harmonikaartig, wie wir es von chinesischen Büchern kennen, aufeinander liegen), buddhabhāshita = das von Buddha Gesprochene und die Seitenzahl, beides in Brāhmīschrift. Die Schrift ist gross und scheint deutlich zu sein, bietet aber manchmal in den Konsonantenverbindungen erhebliche Schwierigkeiten. Weitere Bruch-

1) Pischel, Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten in Idykutšari, Chinesisch-Turkestan. Sitzungsber. d. Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. 1904, S. 807 und Neue Bruchstücke usw. Ebenda 1904, S. 1138.

stücke sind ein beiderseitig bedruckter Blockdruck, ebenfalls in indischem Format, ferner zwei Fragmente und zwei ganze Blätter einer beiderseitig beschriebenen Handschrift in quadratischem Format, deren Buchstaben durch ihre Grösse, sie sind grösser als die der Fresko-Inschriften auf Papier, auffallen. Ein weiteres Konglomerat, aus neun nicht untereinander verbindbaren Stücken einer beiderseitig beschriebenen Handschrift bestehend, ist erst kürzlich von mir als zueinander gehörig aus den noch nicht untergebrachten Resten herausgefunden worden. Seinem Inhalt nach scheint es ebenfalls zu den heiligen Texten zu gehören.

Weitere Spuren des Buddhismus zeigen uns die folgenden Fragmente, deren erstes ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, ein Sūtra oder Leitfaden. Der Titel des kleinen Werkchens, der wie üblich am Schluss genannt wird, lautet: Dharmaśarīrasūtra, d. i. der Leitfaden, der die Grundlage der Religion enthält.[1]) Den Inhalt bildet eine gedrängte buddhistische Terminologie, wie wir sie ausführlicher im Dharmasaṃgraha und in der Mahāvyutpatti haben. Die zierlich geschriebene Handschrift ist 32 *cm* lang und 7 *cm* breit mit 32 Zeilen. Die Rückseite ist unbeschrieben. Diese Handschrift war der Länge nach aufgerollt, wie die Dhāraṇīs oder Zauberformeln, mit denen man das Innere bronzener Buddhabilder gefüllt findet. Einem gleichen Zweck hat wohl auch dieses kleine Sūtra gedient.

Ein weiteres Stück ist ein Blockdruckfragment[2]) von drei Blättern, nur einseitig bedruckt. Die Blätter haben wieder in der Art chinesischer Bücher harmonikaartig aufeinander gelegen. Es enthält ein Stück aus dem Suvarṇaprabhāsottamasūtra vorkommend in dem Śikṣāsamuccaya des Śāntideva bei der Behandlung der Selbstbezichtigung der Mönche.

Eine hervorragende Rolle spielt im nördlichen Buddhismus der Zauber, vor allem das Bannen von Gottheiten. Die dazu gebrauchten Bücher heissen Tantras. Ein Stück eines solchen Tantras mit einer Dhāraṇī, d. i. einem Bannspruch der Sitātapattrā, liegt uns in einer 20 Seiten grossen Handschrift vor, die von mir aus 5 Fragmenten zusammengefunden wurde. Nur eins dieser Fragmente gehört nicht in den Zusammenhang. Hier möchte ich gleich einen Blockdruck herbeiziehen, der ebenfalls eine Dhāraṇī der Sitātapattrā, der Göttin mit dem weissen Sonnenschirm, enthält. Er ist in uigurischer Schrift und Sprache gedruckt. Stellenweise kommen grössere und kleinere Partien, in denen der Text neben dem Uigurischen auch in Brāhmīschrift gedruckt ist. Diese Stellen enthalten Bannformeln (Dhāraṇīs) und sind ausschliesslich in beiden parallelen Schriften in Sanskrit abgefasst und zwar so, dass, während die uigurische Schrift von oben nach unten läuft, der Brāhmītext von links nach rechts gelesen werden muss. Auch hier sind die Blätter nur einseitig bedruckt und klappen wie in chinesischen Büchern aufeinander. Der Text in Brāhmischrift ist manchmal infolge des äusserst schlecht geschnittenen

1) Herausgegeben von Stönner, Zentralasiatische Sanskrittexte in Brāhmīschrift aus Idikutšari, Chinesisch-Turkistān I. Sitzungsber. d. Preuss. Akad. d. Wiss. 1904, S. 1282.

2) Stönner, Zentralasiatische Sanskrittexte II. Sitzungsber. d. Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. 1904, S. 1310.

Blockes überhaupt nicht zu lesen, zumal da auch die Buchstaben einen ganz anderen Charakter haben, als die bisher vorgeführten Handschriften und Blockdrucke.

Einen höchst interessanten Fund bilden für unsere kulturgeschichtliche Untersuchung vier Fragmente, ein grosses und drei kleine. Sie entstammen einer auf beiden Seiten beschriebenen Handschrift in indischem, also Querformat. Den Inhalt dieser leider so geringen Bruchstücke bilden Tierfabeln in der Art, wie sie das Pañcatantra enthält. Von welchem Wert ein etwas vollständigeres Exemplar uns für die Erforschung der Wanderung der Märchen gewesen wäre, brauche ich nicht zu sagen. Weiteres möchte ich über die letztgenannten Handschriften noch nicht mitteilen, da ich der von mir beabsichtigten Publikation dieser Texte nicht vorgreifen will.

Die Entzifferung dieser Fragmente bot grosse Schwierigkeiten, einmal weil jede Handschrift bezw. jeder Blockdruck seine besonderen Eigentümlichkeiten im Duktus und namentlich in den Ligaturen aufweist, dann weil mehrere Buchstaben zusammenfallen bezw. sehr ähnlich sind, namentlich beim raschen Schreiben; ferner weil das darüber bisher erschienene exegetische Material sehr gering ist und endlich, weil bis dahin unbekannte Sprachen vorlagen. Auf letztere komme ich am Schluss zu sprechen. Die bisher vorgelegten Fragmente in Brāhmī, deren Sprache Sanskrit ist, nähern sich, was die Schrift betrifft, am meisten dem sogen. Central-Asian-Nāgarī der Webermanuskripte.[1])

Trotz der Ähnlichkeit mit der Schrift dieser Manuskripte finden sich nicht nur häufige und grosse Varianten, sondern auch manchmal ganz verschiedene neuartige Zeichen. Dazu kommen Schwierigkeiten anderer Art für die Entzifferung, z. B. die verschiedene Art, das lange ā auszudrücken, das infolge davon leicht mit i und e verwechselt werden kann, und anderes mehr.

Die Sprache der bisher erwähnten Fragmente in Brāhmī ist, wie schon erwähnt, das Sanskrit, das den Wegen des Buddhismus nach Zentralasien folgte, wie das Latein der römischen Kirche. Und eine Art Mönchslatein ist auch dieses prakṛitisierende Sanskrit. Die Grammatik wird lau gehandhabt, der Sandhi fehlt fast immer, nur in formelhaften Wendungen erhält er sich, Stellen, die sich dadurch sofort als solche kennzeichnen. Die Sprache schliesst sich am nächsten an die Sprache bekannter nordbuddhistischer Texte an, wie z. B. das Mahāvastu. Auf Einzelheiten sprachwissenschaftlicher Natur einzugehen, ist hier nicht am Platze, es genügt für uns die Feststellung, dass die Kenntnis des Sanskrit bei den Türken auf rückläufigem Wege war.

Das Hauptergebnis aus den Turfan-Handschriften in Brāhmischrift aber ist die Feststellung einer bis dahin als unbekannt geltenden Sprache als Alttürkisch. Über diese Entzifferung habe ich in dem ersten, der Gesellschaft bereits überreichten Heft über „Zentralasiatische Sanskrit-

1) cf. Hoernle, J. As. S. B. 1893: The Weber Manuscripts. An other collection of ancient Manuscripts from Central Asia.

texte in Brāhmīschrift aus Idikutšari, Chinesisch-Turkistān I" im Anhang gesprochen. Schon in nächster Zeit soll das ganze Fragment, das 40 Zeilen zählt, von Hrn. Dr. F. W. K. Müller und mir herausgegeben werden. Bereits früher waren Handschriften zum Vorschein gekommen, die teils ganz, teils untermischt mit Sanskritwörtern eine unbekannte Sprache enthielten. Dergleichen Fragmente sind von Hoernle veröffentlicht im Journ. of the R. A. S. of Bengal. So weit ich sehe, gehört die Sprache dieser Fragmente nicht dem Alttürkischen an, sondern ist vorläufig noch unbekannt. Jedenfalls ist aber jetzt eine dieser unbekannten Sprachen Zentralasiens als Alttürkisch festgelegt, was für unsere nähere Kenntnis dieses Landes von der grössten Wichtigkeit sein wird. Wir sehen daraus, mit welchem Eifer die Türken jener Zeit sich noch dem Studium des Sanskrit hingaben. Welche Blüte die Kunst zu gleicher Zeit erreicht hatte, ersehen wir aus den herrlichen Fresken der Turfanexpedition. Dies dauerte so lange der Buddhismus herrschte. Dann versank die ganze Herrlichkeit. Was in späterer Zeit zerstört worden ist, lässt sich nicht einmal ahnen.

Das uns vorliegende Fragment enthält einen buddhistischen Text, dessen Sanskrit Wort für Wort mit Glossen in Alttürkisch erklärt wird. Da es sich um einen religiösen Text handelt, erhalten wir hier einen reichen Schatz seltener alttürkischer Worte, die in den heutigen türkischen Dialekten durch persische oder arabische Lehnwörter ersetzt sind. Auch das Alttürkische unseres Textes kennt bereits Lehnwörter, welche natürlich aus dem Sanskrit entnommen sind, z. B. wird das Wort vipra = Brahmane durch bramiṇ erklärt. Von grösster Bedeutung ist ferner die Veränderung des Alphabets. Einerseits war dasselbe zu umfangreich, z. B. die ganze Cerebsalreihe fiel weg, andererseits gestattete es aber nicht, Laute auszudrücken, welche dem Alttürkischen eigen waren. Man griff also zu dem Auskunftsmittel, teils vorhandene Zeichen diakritisch zu ändern, teils neue Zeichen zu schaffen. Es sind dies in der uns vorliegenden Handschrift sieben Zeichen, von denen vier bereits im Anhang meiner ersten Arbeit veröffentlicht sind.

Es sind dies folgende Zeichen:

qa

ġa

aus vorhandenen Zeichen durch einen diakritischen Strich gebildet

ła

ṙa

Bisher noch nicht veröffentlichte Zeichen sind:

a) die Konsonanten

b) der anlautende Vokal

c) zwei Ligaturen mit langem anlautenden ɪ

Zu bemerken ist ferner, dass Sanskrit-ṣa (scha) in zwei Formen, einer mehr quadratischen und einer rechteckigen auftritt. Dies ist aber augenscheinlich nur eine graphische Verschiedenheit.

Merkwürdig ist, dass der Buchstabe q (hartes k) sich mehrmals auch in reinen Sanskrithandschriften findet. Dies hat aber seinen guten Grund. Es handelt sich nämlich um die Wiedergabe der Ligatur kka[1]) z. B. in vākkarma, das der Schreiber vāqarma schrieb in der richtigen Überlegung, dass doppeltes k sich wie ein hartes k = q anhöre. Interessant ist auch die Darstellung der weichen Vokale ä, ö, ü. Diese werden durch eine Ligatur mit dem palatalen ya gebildet, z. B. kä wird geschrieben kya. Auch im Anlaut werden sie mit ya gebildet, ä aber nicht in Verbindung mit a, wie zu erwarten wäre, sondern mit anlautendem e usw. Dieses Gesetz ist von Hrn. Dr. F. W. K. Müller festgestellt worden.

Auch Zahlen finden sich verschiedentlich entweder als Paginierung oder im Text selbst. Doch sind leider die meisten Handschriften nicht paginiert. Welche Menge von Handschriften und Blockdrucken dort verloren und vernichtet ist, zeigt uns ein kleines Fragment einer Sanskrithandschrift in indischem Format, das als Blattzahl die Zahl 204 trägt!

Damit hätten wir einen kurzen Überblick über die Manuskripte und Blockdrucke in Brāhmīschrift gewonnen, soweit dieselben genauer untersucht sind. Weiteres Material hoffe ich später vorlegen zu können.

---

1) cf. Pischel, Neue Bruchstücke. Sitzungsber. der Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. 1904, S. 1140, Z. 19ff.

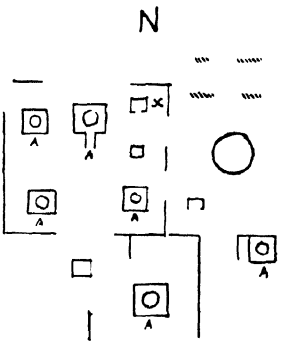
(18) Hr. Lissauer demonstriert

die Schädel aus Turfan.

Die menschlichen Knochen, welche Hr. Grünwedel aus Idikutšari mitgebracht hat, stammen aus zwei verschiedenen Grabstätten. Der eine Schädel, Nr. I, stammt von der Stûpengruppe östlich der grossen Ruine von Idikutšari, über seine Fundgeschichte gab mir Hr. Grünwedel folgende Auskunft:

„Ostwärts von der grossen Ruine von Idikutšari, der „Stadt des Dakianus", 30 Werst östlich von der heutigen Stadt Turfan und unmittelbar südlich von dem heutigen Dorfe Karakhodscha liegt eine Gruppe von Stûpa's inmitten von Gräbern. Eine Skizze der am nächsten an der Stadtmauer von Idikutšari liegenden Stûpa's ist hier beigefügt (Fig. 1): es ist dieselbe Gruppe, welche Hr. Otto Donner (Resa i Central-Asien 1898 S. 128) abbildet. Diese Abbildung zeigt die Gebäude etwa von der Nordostseite her, die Konturen der Gebäude haben durch Retouchen sehr gelitten. Vgl. auch den Bericht von Klementz, Nachrichten über die von der kais. Akad. d. Wissenschaften zu St. Petersburg ausgesandte Expedition nach Turfan.

Fig. 1.



Die skizzierte Gruppe (Fig. 1) besteht in der Hauptsache aus einem grösseren und kleineren, mit einer (jetzt mit Breschen durchbrochenen) Mauer umgebenen viereckigen Hof, bei A stehen die Stûpen, welche Donner und Klementz abbilden und über welche ich noch manches zu sagen haben werde; um diese herum liegen Gräber.

Am 24. Dezember 1902 begab ich mich aus der Ruine der Stadt nach der Stûpengruppe, um die Stûpa's zu untersuchen. Dabei scheuchte ich einen Trupp türkischer Bauern bei x auf, welche die Gräber neben der erwähnten Stûpengruppe aufgegraben hatten. Sie liefen fort, einige von ihnen gingen aber auf mich zu und brachten mir den Schädel, für den sie Geld verlangten. Die verlangte Summe war zu hoch, ich lehnte daher ab und sie warfen dann den Schädel weg. Abends holte ich dann den Schädel in Begleitung von Dr. Huth.

Der Schädel ist durch Feldhauenhiebe verletzt. Die Bevölkerung von Karakhodscha und Astana beliebt nämlich im Winter die alten Gräber aus der Uigurenzeit zu plündern. Ich habe gehört, dass sie dabei oft Gold, Schmucksachen und Edelsteine finden. Der Vorgang selbst aber beweist, dass dort irgend einmal Jemand Schädel gesammelt hat oder sammeln wollte."

Wir haben hier jedenfalls den Schädel eines vornehmen Uiguren aus dem Ende des vorigen Jahrtausends vor uns, der in einem dieser Staatsgräber bestattet worden ist.

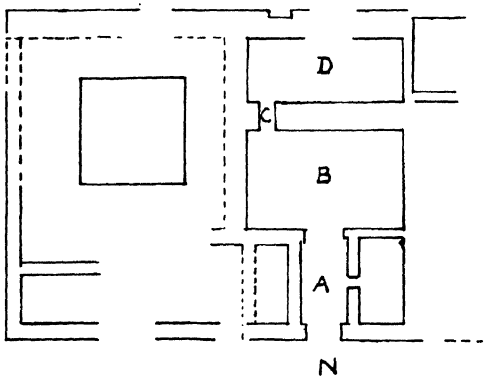
Leider ist der Schädel nicht mehr ganz erhalten[1]), doch hat er sich soweit herstellen lassen, dass die wichtigsten Charaktere daran festgestellt werden konnten. Er gehörte offenbar einem Manne in den besten Jahren an und ist ausgezeichnet durch seinen Breiten- (91,6) und Höhenindex (80,7). Er ist im Ganzen schön gewölbt, was besonders in der norma facialis, verticalis und occipitalis (vgl. Fig. 3a—d) zum Ausdruck kommt. Die Scheitel- und Stirnhöcker treten zwar hervor, sind aber schön abgerundet. Durch die verhältnismässig starke Verschmälerung nach vorn erscheint der Schädel in der norma verticalis auch breit keilförmig, weshalb Sergi diese Form Sphenoides rotundus (Specie eurasica) nennt. Das Gesicht konnte leider nicht mehr genau festgestellt werden, da die processus frontales des Oberkiefers ganz fehlen. Doch ist soviel ersichtlich, dass die Stirn hoch und breit, die Glabella und die Arcus superciliares wenig entwickelt sind.

Die Nasenwurzel ist wenig vertieft, die Nase trat kräftig hervor, soweit das erhaltene Fragment der Nasenbeine dies erkennen lässt. Die Stellung des Oberkiefers liess sich nicht genau feststellen, da er von dem Schädel ganz getrennt ist und sich nicht mehr mit demselben zusammenfügen lässt. Dagegen zeigt der Unterkiefer einen ebenmässigen Bau von mittlerer Grösse und ein gut entwickeltes Kinn.

Ausser diesem Schädel hat Hr. Grünwedel noch zwei andere Schädel, mehrere Schädelfragmente und einige Rumpf- und Extremitätenknochen mitgebracht, über deren Fundgeschichte er folgendes mitteilt:

„Die zwei anderen Schädel und Knochenreste kamen während archäologischer Arbeiten am 16. Januar in einem zerstörten Tempel von Idikutšari selbst zutage. Der Tempel T′ liegt etwas nördlicher als in der Mitte der Ostecke der „Stadt des Dakianus“. Die westlichen Teile des merkwürdigen Baues sind völlig zerstört, auch die östlichen haben sehr gelitten, doch sieht man noch (Fig. 2) eine lange Eingangshalle (von Norden her) und dahinter einen grossen von Mauern umgebenen Hof, in dessen Mitte ein mächtiger viereckiger Sockel steht. Der Mittelbau ist durch einen Torweg (A) von Norden her zugänglich, neben dem Torweg liegen rechts und links zwei lange Zimmer. Der Torweg selbst führt in einen grossen viereckigen Hof B, der mit

Fig. 2.



1) Die genauere Beschreibung und Abbildung folgt weiter unten S. 425.

einer Kuppel überbaut war, die jetzt eingestürzt ist und mit ihren Trümmern den Hof in der Südseite ganz gefüllt hatte.

Als dieser Schutt weggeräumt wurde, fanden sich dahinter prächtige Fresken, aber auch bei C ein mit Schutt gefüllter, gewölbter, ziemlich enger Gang, der in das lange Gewölbe D, südlich hinter B, führte. In dem Schutt dieses Ganges C fanden sich die beiliegenden Reste: die Schädel ohne Kinnladen und ausser diesen Knochenresten eine Menge zerschlagener Stöcke und gelbliche mit Blut — wie es schien — zusammengeklebte Gewandfetzen. Leider sind diese letzteren verloren gegangen. An der Südseite war C durch den Schuttberg des Daches von D völlig verschlossen."

Diese in dem Tempel selbst gefundenen Knochen bestehen in zwei Schädeln, Nr. II und III, einem Schädelfragment Nr. IV, zehn Wirbeln, vier Rippen, einem Oberschenkel und einem Schienbein.

Alle diese Reste stammen wahrscheinlich von Mönchen und deren Angehörigen her, die dort erschlagen sind, wie aus den vielen neben ihnen gefundenen Stöcken und den vielen Verletzungen hervorgeht. Auch diese dürften dem Ende des vorigen Jahrtausends angehören.

Der Schädel II[1]) gehört wohl einem Kinde von 7—10 Jahren an, da erst der erste Molaris durchgebrochen ist und die Milchprämolaren noch nicht sämtlich ausgefallen sind. Die rechte Hälfte ist ihm eingeschlagen, auch fehlt ihm der Unterkiefer; dennoch liessen sich die wichtigsten kraniologischen Verhältnisse an ihm feststellen.

Er ist ebenfalls durch eine grosse Breite in der Parieto-occipitalgegend ausgezeichnet, wie Schädel I —, er ist ebenfalls hyperbrachycephal bei einem Breitenindex von 90,1 —, unterscheidet sich aber von diesem durch die geringere Höhe — er ist nur orthocephal bei einem Höhenindex von 71,0 —, ferner durch die platte Gestalt der Nase und des ganzen Gesichts. Dagegen bildet die norma verticalis eine ähnliche Figur wie Schädel I, so dass er nach Sergi ebenfalls als Sphenoides rotundus bezeichnet werden muss.

Zu diesem kindlichen Schädel gehören offenbar auch die oben erwähnten Wirbel, Rippen, Ober- und Unterschenkelknochen.

Der Schädel III[2]) ist etwas besser erhalten, wenngleich er auch den Unterkiefer und das rechte Jochbein verloren hat. Er gehörte nach Beschaffenheit der Zähne und Nähte einem Manne von 25—40 Jahren und unterscheidet sich von den beiden anderen Schädeln durch grössere Länge und geringere Breite, so dass sein Breitenindex nur 80,1 beträgt. Dagegen übertrifft er in der grössten Höhe bei einem Höhenindex von 81,3 noch etwas den Schädel I, wenngleich er in der geraden Höhe Virchow etwas hinter jenem zurückbleibt, weil die senkrechte Höhe über dem vorderen Rande des foramen magnum nur die sutura coronaria und nicht die in der sagittalis gelegene grösste Höhe trifft (siehe weiter unten die Beschreibung der Schädel). Auch der Ohrhöhenindex bleibt aus demselben

1) Die genauere Beschreibung folgt unten S. 428. — 2) Die genauere Beschreibung und Abbildung folgt unten S. 429.

Grunde hinter dem des Schädels I zurück (Fig. 4a—e). Die Verschiedenheit der Schädelform tritt besonders in der Hinterhauptsansicht deutlich hervor, da der Schädel sich von den Scheitelhöckern an sowohl nach vorn zu den Stirnhöckern als nach unten zu den Warzenfortsätzen hin viel mehr verschmälert. Der Eindruck der breiten Keilform ist aber auch hier in der Norma verticalis erhalten, er ist nach Sergis Nomenklatur aber ein Sphenoides latus. Dabei sind die Arcus superciliares, die Glabella und die Nasenwurzel flach, die Nasenbeine aber gut entwickelt und unten umgebogen, das Profil des ganzen Gesichts orthognath.

Vom Schädel IV sind nur Fragmente erhalten, welche sich nur zu einer unbestimmbaren Calva zusammensetzen liessen.

Überblicken wir zunächst die gemeinsamen Charaktere dieser drei Schädel, so ergibt sich folgendes Bild:

Die Schädel sind gut gebaut, im Ganzen schön gewölbt, sie sind brachy- bis hyperbrachycephal, ortho- bis hypsicephal; das Gesicht ist breit, die Stirn hoch und gewölbt, die Arcus superciliares, die Glabella und Nasenwurzel sind flach, das Profil ist orthognath. Bei allen dreien sind Reste der Stirnnaht und der queren Hinterhauptsnaht erhalten.

Sehen wir uns in unserer Sammlung nach anderen Schädel derselben Provenienz um, so besitzen wir ein Exemplar aus der chinesischen Dschungarei, welches Finsch von seiner westsibirischen Expedition mitgebracht hat. Der Schädel hat, wie Sie sehen, in vielen Punkten eine ausserordentliche Ähnlichkeit mit unserem Schädel II und ist bereits von R. Virchow in der Sitzung vom 21. Juli 1877 hier vorgelegt und in den Verhandlungen der Gesellschaft[1]) beschrieben worden. Er ist ebenfalls hyperbrachycephal (Breitenindex 86,7), orthocephal (Höhenindex 71), orthognath, platyrrhin (55,1), hat eine vollständig erhaltene Stirnnaht und gewährt, wie Virchow sagt, ein gutes Bild des türkischen Typus.

Um uns nun die Bedeutung dieser Schädel für das Studium der Anthropologie klar zu machen, müssen wir uns die Stellung dieser eingeborenen Stämme zu den übrigen Mongolen vergegenwärtigen.

Die Uiguren, denen der erste Schädel sicher, die beiden anderen wahrscheinlich angehören, werden zu der Gruppe der nördlichen Mongolen gerechnet, welche in Zentralasien zwischen dem Altai und dem Kuenlun sitzen im Gegensatz zu den südlichen Mongolen, welche hauptsächlich in Tibet und China wohnen und den Seemongolen, welche auch als Malayen bekannt sind und besonders in Indochina und dem malayischen Archipel ihren Sitz haben. — Die nördlichen Mongolen selbst sind auch unter dem Namen Ural-Altaier oder Mongol-Tataren oder Mongol-Turkvölker bekannt. Alle unvermischten Stämme dieser Gruppen sind brachy- bis hyperbrachycephal.

---

1) Verhandl. der Berliner anthrop. G. 1877 (IX) S. 342.

Unter den nördlichen Mongolen unterscheidet man wieder eine östliche Abteilung, zu denen die Tungusen, Mandschu, Golden, Orotschen, Lamuthen, Jakuten, ein grosser Teil der Japaner und Koreaner und viele andere Stämme gezählt werden, und eine westliche Abteilung, die Finno-Turkstämme oder Ugro-Finnen, welche besonders in Ost-Turkestan wohnen, der wahren Mitte von ganz Asien. Dieses Gebiet ist dadurch ausgezeichnet, dass es im Süden vom Kuenluen, im Westen von Tienschan eingeschlossen und sich wie die nördlich angrenzende Dschungarei[1]) nur nach Osten nach der Mongolei und Mandschurei zu öffnet, während nach Westen hin die leichter zu ersteigenden Passhöhen des Tienschangebirges zu dem Quellgebiet des Irtisch, des Tschu und Syr-Darja, zu dem berühmten Völkertor, führen und dort die Möglichkeit zu einem Durchbruch darbieten. So oft daher die östlichen Mongolen die uigurischen Völker bedrängten, brachen diese durch das westliche Tor aus und schwärmten nach NW., W. und SW. aus, wo wir sie zum Teil noch heute finden. So zogen wahrscheinlich schon in vorhistorischer Zeit die Sumero-Akkader von hier nach SW., wo sie den Semiten die erste Kultur brachten; so zogen einst die Lappen und Finnen von hier nach NW. wahrscheinlich den Irtisch entlang; so zogen später die Skythen, die Parther, die Hunnen, die Bulgaren, die Avaren, die Magyaren, die Seldschucken und zuletzt die Osmanen immer wieder aus diesem Völkertor und versetzten oft die europäischen Staaten in Angst und Schrecken. Wo sie sich rein erhielten, bewahrten sie auch ihre breite Schädelform; oft aber vermischten sie sich mit der eingeborenen Bevölkerung der von ihnen besetzten Provinzen, so dass sie auch ihren somatischen Charakter mehr oder weniger einbüssten.

Die hier vorliegenden Schädel beanspruchen daher ein grosses Interesse, weil sie uns den echten uigurischen Typus in seiner Urheimat veranschaulichen.

Beschreibung und Abbildung der Schädel.

Idikutšari I (Fig. 3a—d).

Erhaltungszustand: Cranium, — doch ist der Oberkiefer abgebrochen und lässt sich wegen vollständigen Defekts der Processus frontales nicht mehr zusammensetzen. Es fehlt ferner das linke Jochbein, das Siebbein und der Vomer. Die Farbe ist im allgemeinen schmutzig weissgelblich, nur an vereinzelten Stellen etwas bräunlich. Von den Zähnen sind im Oberkiefer rechts die drei Molaren, links der 2. Prämolaris und 1. Molaris erhalten, im Unterkiefer fehlen nur die vier Incisivi. Die Alveolen sind leer.

Geschlecht: Die arcus superciliares, die Glabella und die lineae semicirculares temporales sind schwach, dagegen die Protuberantia occipitalis und die ganze facies muscularis des Hinterhauptbeines sehr kräftig ent-

1) Die Dschungarei grenzt südlich an Ost-Turkestan und wird im Norden vom Altai, im Süden vom Tienschangebirge eingeschlossen.

wickelt. Die Medianlinie verläuft stark bogenförmig über die Stirn; der obere Augenhöhlenrand ziemlich dick. Wahrscheinlich ♂.

Alter: Die Symphysis spheno-basilaris ist verknöchert, die Weisheitszähne vollständig durchgebrochen; die Schmelzsubstanz zeigt an einzelnen Stellen schon geringe Abschleifung; die Nähte sind vollständig erhalten, — nur die Sagittalis beginnt in der Gegend des Obelion zu obliterieren. Adultus von 25—40 Jahren.

Norma facialis (Fig. 3a): Die Stirn ist hoch, breit und stark gewölbt, so dass sie in der Horizontalstellung des Schädels den Messungspunkt der Glabella nach vorn um 1 *mm* überragt; Reste der Sutura frontalis erhalten, die tubera frontalia treten hervor. Die Glabella und

Fig. 3a.

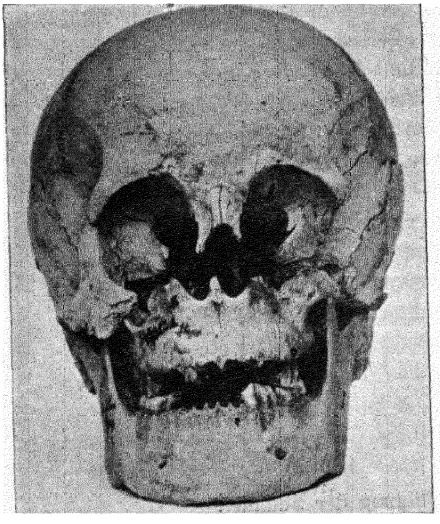


Fig. 3b.

die arcus superciliares schwach gewölbt, die Orbitalränder dick und wenig hervortretend, cribra orbitalia sehr vereinzelt. — Die Nasenwurzel wenig vertieft, die Nasenbeine, soweit sie erhalten sind, symmetrisch und schmal, die Mittelnaht erhalten, der Nasenrücken schwach konkav, im Querschnitt bogenförmig, die spina anterior spitz, der untere Rand der Nasenöffnung ist wulstig und geht in kurze, flache Praenasalgruben über. — Das rechte Jochbein zeigt eine glatte vordere Fläche, der Jochbogen ist schlank und fast gradlinig. — Der Oberkiefer zeigt einen mittelhohen, mesognathen (!) Alveolarfortsatz mit schwachen juga alveolaria, die fossa canina ist flach, der Gaumen ist kurz, tief und mässig breit, die Höckerchen sind zu kleinen processus spinosi entwickelt. — Der Unterkiefer ist in jeder Beziehung proportioniert, die Muskelansätze sind ziemlich kräftig, die Incisura semilunaris ist flach und breit, der Ast schräg aufsteigend, der untere Rand des Körpers schwach geschweift, das

Kinn bildet eine schmale, dreieckige Protuberanz, die Spina mentalis interna ist spitz und stark entwickelt.

Norma occipitalis (Fig. 3b): oben und an den Seiten bogenförmig, unten fast gerade abgeschnitten, die tubera parietalia treten kaum hervor. In der Lambdanaht sehr viele und im hinteren Teil der Sagittalis ein grösserer Schaltknochen. Von der sutura transversa occipitalis sind beiderseits Zacken erhalten. Die Oberschuppe des Hinterhauptes wölbt sich ziemlich stark hervor.

Norma verticalis (Fig. 3c): breit und kurz eiförmig, hinten mehr abgerundet, vorn breit abgestutzt, Sphenoides rotundus, Specie eurasica Sergi. Die grösste Breite ist in der Gegend der Scheitelhöcker, die vier tubera treten deutlich hervor.

Fig. 3c.

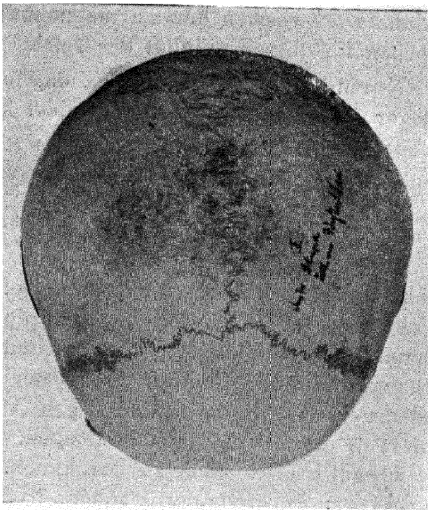
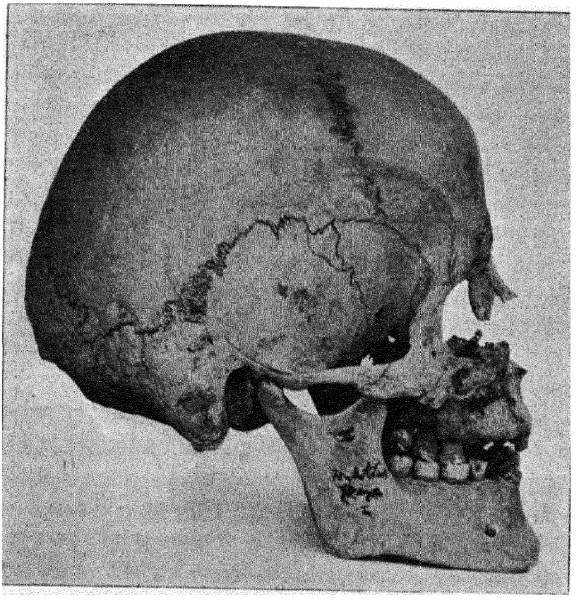


Fig. 3d.



Norma mediana: Die Mittellinie steigt in starkem Bogen bis zur Höhe der tubera frontalia, dann flacher bis zum bregma, von dort wieder

stärker gekrümmt bis zum Obelion an, um sich dann etwas flacher bis zum Inion zu senken. Von dort verläuft sie in schräger Richtung ziemlich gestreckt nach vorn, Trapezoides Sergi.

Norma lateralis (Fig. 3d): Die Schläfenschuppe ist stark gewölbt, die Schläfengrube breit, die lineae semicirculares erreichen nicht die tubera parietalia. Zwischen der ala magna und der Schläfenschuppe ein Schaltknochen im oberen Winkel der Naht.

Norma basalis: elliptisch, das foramen magnum mehr nach hinten gelegen, oval; die processus mastoidei klein.

Diagnose nach den unten folgenden Massen: Hyperbrachycephal, hypsicephal, orthognath(!), mesostaphylin.

Idikutšari II.

Erhaltungszustand: Calvarium, doch fehlt das rechte Schläfenbein ganz, das rechte Scheitelbein teilweise, der rechte obere Teil des Stirnbeins stark defekt, ebenso der linke Jochbogen. Die Farbe ist wie bei I schmutzig weissgelblich, an vereinzelten Stellen etwas bräunlich. Von den Zähnen sind nur erhalten: rechts der erste Prämolaris des Milchgebisses und der erste Molaris. Die übrigen Alveolen sind leer oder zeigen die zum Teil durchbrechenden bleibenden Zähne.

Geschlecht: nicht zu bestimmen.

Alter: Die Symphysis spheno-basilaris noch ganz offen, die zweiten Molaren und die Eckzähne noch nicht durchgebrochen, die Nähte alle offen. Infans II von 7—10 Jahren.

Norma facialis: Die Stirn ist verhältnismässig breit, niedrig und gut gewölbt, die tubera frontalia treten deutlich hervor, die Glabella etwas gewölbt, die arcus superciliares kaum angedeutet. Reste der sutura frontalis erhalten. — Die orbita ist rundlich, cribra orbitalia klein und gering an Zahl. — Die Nasenwurzel flach und breit, die Nasenbeine flach und symmetrisch, der Nasenrücken fast glatt, im Querschnitt mit niedriger Mittelkante, die Spina anterior klein, der untere Rand der Nasenöffnung stumpf. — Die Jochbeine sind glatt mit geringer Wölbung auf der vorderen Fläche und mit starkem tuber malare inferius am unteren Ende der sutura maxillo-zygomatica. — Der Oberkiefer hat einen mittelhohen, mesognathen processus alveolaris; die fossa canina ist deutlich; der Gaumen kurz, breit und ziemlich tief, die sutura incisiva ist ganz erhalten, eine crista marginalis deutlich vorhanden.

Norma occipitalis: breit elliptisch mit abgerundeten Scheitelhöckern, von der sutura transversa occipitalis sind geringe Reste erhalten; die Oberschuppe stark gewölbt.

Norma verticalis: Breit und kurz eiförmig, hinten breit abgestutzt, vorn etwas schmäler. Die vier tubera treten stark hervor. Sphenoides rotundus Sergi.

Norma mediana: Die Mittellinie steigt in starkem Bogen auf, verläuft dann mehr gestreckt bis zum Lambda, von dort wieder in stärkerem Bogen bis zum foramen magnum hin.

Norma lateralis: Die Schläfengrube ist tief und schmal, die Schuppe ist stark gewölbt, die linea semicircularis ist nur am Stirnbein deutlich, auf den Scheitelbeinen ist sie kaum angedeutet und bleibt tief unter den Scheitelhöckern.

Norma basalis: Das foramen magnum elliptisch, liegt ziemlich in der Mitte, in der Horizontalstellung des Schädels liegt der hintere Rand desselben 6 *mm* tiefer als der vordere; die processus mastoidei sind klein.

Diagnose nach den unten folgenden genaueren Massen: Hyperbrachycephal, orthocephal, orthognath, chamäprosop, mesokonch, hyperplatyrrhin, brachystaphylin.

Idikutšari III (Fig. 4a—e).

Erhaltungszustand: Calvarium — es fehlt ausser dem Unterkiefer nur das rechte Jochbein; Farbe weiss, wie gebleicht, — nur auf der

Fig. 4a.

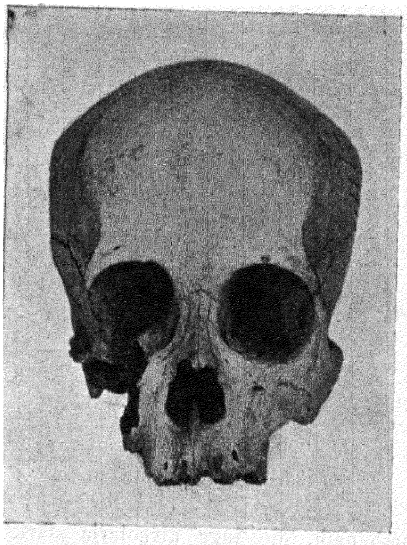
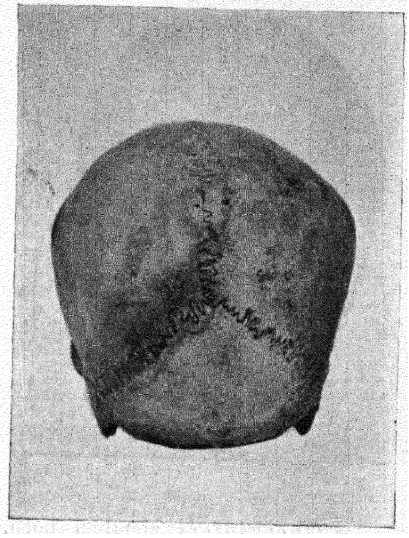


Fig. 4b.



rechten Seite, auf welcher der Schädel auflag, mit Erde beschmutzt. Von den Zähnen ist nur der 2. molaris links erhalten, die Alveolen sind leer.

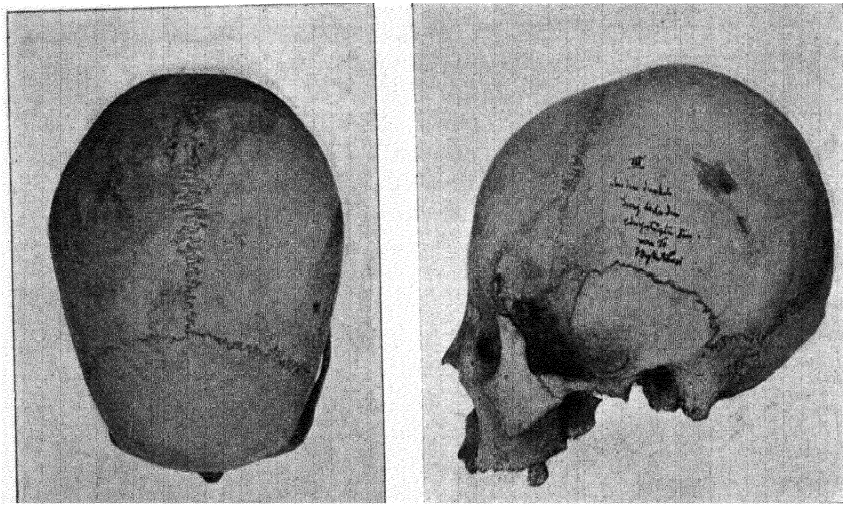
Geschlecht: Die arcus superciliares und lineae semicirculares mässig entwickelt, die protuberantia occipitalis dagegen kräftig. Die Medianlinie verläuft bogenförmig auf der Stirn; die Glabella ist flach, der obere Augenhöhlenrand dünn. Wahrscheinlich ♂.

Alter: Die coronaria inferior und die sagittalis zwischen der Gegend des obelion verlaufen zackenlos, sonst sind alle Nähte offen. Die Symphysis spheno-basilaris geschlossen, die Weisheitszähne durchgebrochen, der eine erhaltene molaris wenig abgeschliffen. Adultus von 25 bis 40 Jahren.

Norma facialis (Fig. 4a): Das Gesicht ist gross, eckig, mit Überwiegen des Stirnteils. Die Stirn ist hoch, mit vortretenden Stirnhöckern,

gut gewölbt; die glabella flach; die Stirnnaht ist bis auf einen kleinen unteren Rest zwar ganz obliteriert, lässt sich aber noch im Verlauf der Zacken verfolgen. Die arcus superciliares kaum entwickelt. Die Orbita hoch, rundlich, die Queraxe wenig nach aussen abfallend, die Ränder treten nicht hervor, cribra orbitalia unbedeutend. — Die Nasenwurzel ist flach, die Nasenbeine lang, ziemlich breit, unten umgebogen, die Mittelnaht ganz erhalten; der Nasenrücken von oben nach unten schwach konkav, im Querschnitt dachförmig, symmetrisch; die spina anterior stumpf; die Nasenöffnung niedrig und mässig breit, der untere Rand stumpfkantig. — Das Wangenbein ist kräftig, vordere Fläche glatt, processus marginalis klein und spitz, Jochbogen zierlich, geschweift. — Der Alveolarfortsatz

Fig. 4c. Fig. 4d.



des Oberkiefers ziemlich hoch, mesognath, die juga alveolaria stark ausgeprägt, fossa canina ziemlich tief. Gaumen kurz, mässig breit, flach gewölbt mit kleiner crista marginalis.

Norma occipitalis (Fig. 4b): viereckig, oben bogenförmig, an den Seiten konvergierend mit vortretenden Parietalhöckern; die protuberantia occipitalis gut entwickelt, ebenso die facies muscularis.

Norma verticalis (Fig. 4c): breit eiförmig, hinten und vorn breit abgestutzt, die grösste Breite in der Gegend der mässig hervortretenden tubera parietalia, Sphenoides latus Sergi.

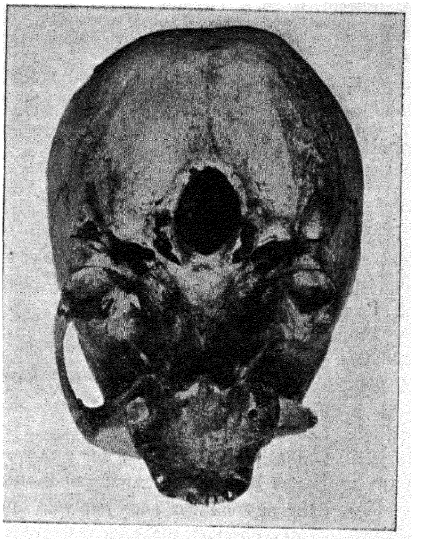
Norma mediana: Die Mittellinie steigt in sanftem Bogen nach hinten und oben bis zum Bregma, senkt sich dort ein wenig, erhebt sich dann alsbald, um in flachem Bogen nach hinten und unten bis zum Inion zu verlaufen, von wo ab sie schräg nach vorn bis zum foramen magnum sich erstreckt. Hinter dem Bregma ist eine deutliche Einsenkung be-

merkbar, welche sich zu beiden Seiten als seichte Furche bis zur ala magna des Keilbeins verfolgen lässt.

Norma lateralis (Fig. 4d): Die lineae temporales erheben sich bis zum Scheitelhöcker; die Schläfengegend ist ziemlich gewölbt, die Schläfengrube ziemlich breit.

Norma basalis (Fig. 4e): Das Hinterhauptsloch ist ziemlich in der Mitte, elliptisch; der vordere Rand liegt bei der Horizontalstellung des Schädels senkrecht unter der coronaria und höher als der hintere Rand, so dass nur die gerade Höhe vom hinteren Rande aus gemessen den höchsten Punkt des Scheitels trifft und daher viel grösser ist, als die vom vorderen Rande aus gemessene. Die processus pterygoidei sind ziemlich hoch, das äussere Blatt sehr breit. Die processus mastoidei sind klein.

Fig. 4e.



Diagnose nach den unten folgenden genaueren Massen: Brachyhypsicephal, orthognath, hypsikonch, leptorrhin, mesostaphylin.

Übersicht der Masse.[1])

	I	II	III
1. Kapazität	1410 c.c.	—	1305 c.c.
2. Grösste Horizontallänge Virchow	166	162	171
3. „ Länge	165[2])	162	171
4. Intertuberallänge	171[2])	160	169
5. Grösste Breite Virchow	152	146	137
6. Gerade Höhe Virchow	134	115	130
6a. „ „ vom hinteren Rande des foramen magnum	131	121[2])	139[2])
7. Ohrhöhe Virchow	125	110	111[2])
8. Horizontale Länge des Hinterhauptes Virchow	40	53	67
9. Entfernung der Nasenwurzel vom Hinterhauptsloch Virchow	92	80	96
10. „ „ „ „ Gehörgang Virchow	106	95	99
11. Breite der Schädelbasis	105	—	91
12. Länge der Pars basilaris	23	15	26
13. „ des Foramen magnum	37	35	34
14. Breite „ „ „	30	28	28
15. Horizontalumfang Virchow	502	—	485

1) Die von Virchow in den Crania ethnica americana gebrauchten Masse und Indices sind hier durch Zusatz seines Namens bezeichnet. — 2) Die Erklärung dafür ist bereits oben bei der genaueren Beschreibung gegeben.

		I	II	III
16.	Sagittalumfang des Stirnbeins Virchow	115	113	120
17.	„ der Parietalia Virchow	116(?)	110	125
18.	„ „ Squama occipitis Virchow	100	107	109
19.	„ des ganzen Sagittalbogens Virchow	331	330	354
20.	Vertikaler Querumfang	324	—	305
21.	Minimale Stirnbreite Virchow	83	91	82
22.	Gesicht, Höhe A Virchow	—	—	—
23.	„ „ B Virchow	—	53	68
24.	„ Breite a Virchow	—	—	—
25.	„ „ b Virchow	—	86	—
26.	„ „ c Virchow	85	—	—
27.	Orbita, Höhe Virchow	—	29	38
28.	„ Breite Virchow	39	36	37
29.	Nase, Höhe Virchow	—	37	52
30.	„ Breite Virchow	—	22	23
31.	Gaumen, Länge Virchow	51	41	46
32.	„ Mittelbreite Virchow	43	39	37
33.	„ Endbreite	41	45	36
34.	Profillänge des Gesichts, Kollmann	—	84	94
35.	Profilwinkel	.	88,5°	83°

Berechnete Indices Virchow.

	I	II	III
Längenbreitenindex	91,6	90,1	80,1
Längenhöhenindex nach der vom vorderen Rande des Foramen magnum gemessenen Höhe	80,7	71,0	76,0
Längenhöhenindex nach der vom hinteren Rande des Foramen magnum gemessenen Höhe	78,9	74,7	81,3
Ohrhöhenindex	75,3	67,9	64,9
Hinterhauptsindex	24,3	33,1	39,1
Gesichtsindex	—	—	—
Mittelgesichtsindex, Breite b, Höhe B Virchow	—	61,6	—
Orbitalindex	—	80,6	97,3
Nasenindex	—	59,4	44,2
Gaumenindex	84,3	95,1	80,0

(19) Hr. Diergart berichtet

über die Bedeutung gewisser Tontechniken der Naturvölker für die technische Beurteilung des antiken roten Terra sigillata-Glanzes

(Ostasien, Vorderindien, Südrussland, Rumänien, Türkei, Ägypten, insonderheit die alten griechisch-römischen Kulturgebiete, ferner Zentral- und Südamerika).

Der Halbglanz der roten gebrannten Terra sigillata-Töpferware, dessen Dauerhaftigkeit sich trotz fossiler und atmosphärischer Einflüsse fast zwei Jahrtausende bewährt hat, ist technisch heute ein Rätsel, und alle Versuche, die namentlich in den letzten Jahrzehnten zur Wiederfindung dieser antiken Glanztechnik unternommen worden sind, haben trotz des neuerlichen Zusammengehens der vielen in Frage stehenden Wissenszweige nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt. Der Hauptgrund hierfür ist der gänzliche Mangel an geeigneten Vorarbeiten. Die übrigen Tontechniken der Antike sind zu wenig bearbeitet, als dass sie Rückschlüsse und

Folgerungen für synthetische Terra sigillata-Versuche zuliessen. Manche rotglänzenden Tonwaren heutiger orientalischer Technik, wie sie im Thema erwähnt sind, lassen eine gewisse Verwandtschaft mit der antiken roten Terra sigillata-Technik erkennen. Das Studium dieser modernen Techniken ist indes durch den Mangel an erreichbarer technisch genügender Literatur sehr erschwert. Es ist deshalb der eigentliche Zweck des Vortrages, archäologische und ethnologische Kreise auf Grund von Beobachtungen, die an antiken Stücken sowohl wie auf Reisen gemacht wurden, zu diesbezüglichen Anregungen an den Vortragenden[1]) zu veranlassen, die dann nach Möglichkeit praktisch durchgeprobt werden und die bisher auch seitens des Vortragenden gemachten zahlreichen Versuche ergänzen sollen. Insonderheit ist die Ermittelung der heutigen keramischen Rotglanztechniken der oben benannten Gegenden erstrebenswert.

Da der Vortragende auf seine Ausführungen in einem späteren grösseren Beitrag zur technischen Terra sigillata-Frage in extenso zurückzukommen hat, so sei nur erwähnt, dass ausser den im Thema namhaft gemachten Gegenden selbst die untersten Schichten Hissarliks sowie Proben der ältesten griechischen und ägyptischen Keramik in den näheren Kreis der Betrachtung gezogen wurden, an Hand des im Königl. Mus. für Völkerkunde in Berlin vorhandenen Materials.

Für die Terra sigillata-Veröffentlichungen technischer Art sind die Jahrgänge 1904 ff. der bei L. Voss in Hamburg verlegten „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften" das berichtende Organ[2]) für Interessenten, vgl. auch den Vortrag des Vortragenden in der 76. Vers. d. Naturf. u. Ärzte in Breslau 1904 „Zur Technik der Terra sigillata", über den in den Verhandlungen jener Gesellschaft berichtet wurde.

---

1) Berlin W. 35, Potsdamer Strasse 35.

2) D. i. Zeitschr. d. „Deutsch. Ges. f. Geschichte d. Med. u. d. Naturw."

Sitzung vom 25. März 1905.

Vorsitzender: Hr. **Karl von den Steinen.**

(1) Der Vorsitzende, Hr. Lissauer, hat sich zur Teilnahme an dem Internationalen Archäologen-Kongress nach Athen begeben. —

(2) Im Verein mit der Gesellschaft für Erdkunde hat die Anthropologische Gesellschaft am 11. März eine Gedächtnisfeier für Adolf Bastian veranstaltet. Es erübrigt, die Form zu erfüllen, und in dieser ersten ordentlichen Sitzung, wo es den Umständen nach möglich ist, den am 3. Februar in Port of Spain erfolgten Tod unseres Ehrenpräsidenten mitzuteilen. Die Anwesenden erheben sich zu Ehren des Dahingeschiedenen von ihren Sitzen. Der Bericht über die Gedächtnisfeier wird den Mitgliedern Anfang April in einem Sonderabdruck zugehen. Zur Verteilung gelangt eine von Erich Metze im Jahre 1902 hergestellte Porträtskizze Adolf Bastians. Die letzte ethnologische Sendung Bastians, die auf der kleinen Antille Grenada im Dezember 1904 erworben wurde, und einige prächtige Stein- und Muschelbeile aufweist, ist ausgestellt.

Die Gesellschaft beklagt den Tod zweier auswärtiger Mitglieder, des Hrn. Fabrikbesitzer und Stadtrat Alexander Flaeschendraeger in Kassel (Mitglied seit 1890) und des Hrn. Professor Dr. Hermann Hartmann in Landsberg a. d. Warthe (Mitglied seit 1884). —

(3) Als neue Mitglieder wurden gemeldet:

Hr. Dr. phil. Oskar Nachod, Berlin,
„ Bankdirektor Otto Messing, Berlin,
„ Michael Martin Lienau, Frankfurt a. O.,
„ Pastor Schröder, Hainichen bei Dornburg,
„ James Simon, Berlin,
Se. Excellenz Generalstabsarzt Dr. von Leuthold, Berlin,
Hr. Erich Brandenburg, Marburg,
„ Sanitätsrat Dr. F. von Chlapowski, Posen.

(4) Der Vorsitzende gedenkt des 70jährigen Geburtstages von Richard Andree, den der Jubilar in voller Frische und Rüstigkeit am 26. Februar dieses Jahres beging, nachdem er kurz vorher sein ausgezeichnetes Werk über die „Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutsch-

land" veröffentlicht hat. Der Vorstand hat folgendes Telegramm abgesandt: „Ihrem verehrten Mitglied und hochverdienten Mitarbeiter sendet die Berliner Anthropologische Gesellschaft zum 70. Geburtstage die herzlichsten Glückwünsche. Sie blickt am heutigen Tage mit Ihnen auf Ihr an wissenschaftlichen Erfolgen so reiches Leben zurück und wünscht Ihnen noch viele Jahre gleicher Schaffensfreude." Hierauf ist die folgende Antwort eingegangen: „Hochgeehrt fühle ich mich durch das Telegramm, mit welchem die Berliner Anthropologische Gesellschaft mir Glückwünsche zu meinem 70. Geburtstage dargebracht hat. Von allen wissenschaftlichen Gesellschaften, denen ich angehöre, ist mir die Zugehörigkeit zu Ihnen stets die wertvollste gewesen, um so inniger ist daher auch der Dank, den ich hierdurch für den Glückwunsch abstatte." —

(5) Als Gäste wurden begrüsst: Hr. Privatdozent Dr. F. Birkner, München, Hr. Privatdozent Dr. Fink, Hr. Rudolf Fuchs, Hr. Referendar Ernst Ruben, Berlin. —

(6) Hr. F. W. K. Müller wird im April als Delegierter des Kultusministeriums an dem XIV. Internationalen Orientalisten-Kongress in Algier teilnehmen. —

(7) Hr. Karl von den Steinen ist zum Ehrenmitglied der „New York Academy of Sciences" sowie der „Anthropological Society of Washington" ernannt worden. —

(8) Hr. Baessler hat unterm 15. Februar einen Gruss aus Neu-Seeland gesandt. Er gedenkt über Tahiti und San Francisco heim zu reisen. —

(9) Hr. Lissauer hat Hrn. Traeger aus Triest unterm 20. Februar geschrieben: „Meine Reise ist bisher ganz programmmässig verlaufen. Das Wetter war, bis auf einen Tag in Wien, ganz herrlich und diesen Tag widmete ich ganz dem Museum. Heger war leider krank, sodass ich nur Hoernes und Szombathy dort antraf; beide sprachen sich über unsere prähistorischen Typenkarten sehr anerkennend aus und wollen nun nach Kräften unser Werk unterstützen. Szombathy zeigte mir noch besonders eine Reihe neuer Funde, welche ich noch nicht gesehen hatte, unter andern schön bemalte Gefässe von Hallstattform, welche ausschliesslich mit neolithischen Beigaben ausgestattet waren. Dieselben stammen aus der Bukowina und sind noch nicht publiziert. Auch die paläolithischen Manufakte von Willendorf, welche ich bisher nur aus dem Buch von Hoernes kannte, interessierten mich ausserordentlich, da sie doch mancherlei Charaktere zeigen, welche bei uns nicht zu beobachten sind. Es sind Rollsteine, welche im Wasser glatt gerollt sind, aber die menschliche Benutzung durch Schlagmarken und rauhe abgeriebene Flächen aufweisen, welche im Löss, wo sie gefunden werden, nicht erzeugt sein können.

Auch hier in Triest habe ich viele neue Funde gesehen, welche der unermüdliche Forscher Hr. Marchesetti mit grosser Liebenswürdigkeit

demonstrierte. In St. Lucia, der alten grossen Nekropole der Hallstattzeit hat er eine neue kleine Bronze-Situla gefunden, deren Deckel mit figuralen Tierdarstellungen ausserordentlich realistisch verziert ist. Die Tiere sind deutlich zu erkennen: ein Widder, ein Schaf mit kurzem fetten Schwanz, den ein Wolf im Maule hat, und ein Hund, der den Wolf verfolgt — kurz eine ganze Szene aus dem damaligen Hirtenleben, wenn auch der Hirt selbst fehlt. — Eine kolossale Menge von Höhlenbären hat die Höhle von Pociala bei Nabresina geliefert, obwohl sie nur zum kleinsten Teil ausgebeutet ist. Darunter befindet sich ein Schädel, der eine scharfe Hiebwunde zeigt, welche fast den ganzen Knochen durchdringt; auf dieser Wunde lag nun ein Feuersteingerät, dessen schärfster Rand zwar abgebrochen ist, welches aber noch genau in die Wunde hineinpasst.

Am wichtigsten sind die grossartigen Funde in der Höhle von St. Canzian, ebenfalls im Karst bei Divača. Hier konnte Marchesetti fünf Kulturschichten von der paläolithischen bis in die römische Zeit hinein nachweisen, welche sämtlich durch 0,5—1 *m* dicke Lehmschichten von einander getrennt sind. Ganz in der Nähe liegt eine grosse Nekropole aus der ersten Eisenzeit, mit eigentümlichen Dolchen, die eine geschweifte Querstange, wie eine Parierstange zeigen — aber nicht an dem eigentlichen Dolch, sondern an der Scheide. Ferner liegt in der Nähe ein grosses Gräberfeld aus der Latènezeit, welches bereits schöne charakteristische Funde ergeben hat. — Dies ganze Höhlengebiet von St. Canzian, welches seine eigentümliche Bildung der Reka verdankt, ist erst neuerdings zugänglich gemacht worden und soll bei Gelegenheit der Exkursion, welche die Deutsche Anthropologische Gesellschaft von Salzburg aus nach Bosnien unternehmen will, von den Teilnehmern unter Führung von Marchesetti besucht werden. Dasselbe ist auch landschaftlich ausserordentlich reizvoll und geologisch sehr interessant.“ —

(10) Von Hrn. Lehmann-Nitsche, La Plata, ist ein Manuskript eingegangen über einen

Nachtrag zur Erklärung der Bregmanarben an alten Schädeln von Tenerife.

Den Namen des alten Chronisten, welcher über die Chirurgie der Guanche von Gran-Canaria berichtet, wodurch die von Hrn. v. Luschan an alten Schädeln von Tenerife beobachteten Bregmanarben vorzüglich erklärt werden, wie ich früher bereits mitteilte (diese Zeitschr. 1903 S. 722—724), habe ich inzwischen ausfindig gemacht. Es ist Fray Juan Abreu Galindo, ein in Andalusien gebürtiger Franziskaner, dessen Manuskript vom Jahre 1632 vom schottischen Kapitän Glas in fast wörtlicher englischer Übersetzung 1764 in London zum ersten Male herausgegeben[1]) und erst 1848 in Santa Cruz de Tenerife im Original gedruckt wurde.[2])

1) George Glas: The history of the discovery and conquest of the Canary islands; London 1764.

2) Juan Abreu Galindo: Historia de la conquista de las siete islas de Gran-Canaria. M. S. año de 1632. Impreso en Sta. Cruz de Tenerife año de 1848.

Die hier in Betracht kommende Stelle gibt Berthelot folgendermassen wieder[1]):

„Pour la guérison de douleurs aiguës ils scorifiaient la partie affectée avec des pierres tranchantes, ou bien ils appliquaient le feu, et pansaient ensuite la plaie avec du beurre de chèvre."

Chil y Naranjo excerpiert sie 1876 folgendermassen[2]):

„Cuando sufrian dolores, practicaban escarificaciones sobre la piel, en el punto afectado, con sus cuchillos de pedernal, llamados *Tabonas*, y además empleabán la sangria cuando tenian sofocaciones, la que practicaban con lancetas de pedernal, apropiadas á este objeto. Curábanse las heridas con manteca de cabras hirviendo; mojaban en ella unos juncos majados, y despues los pasaban por encima, produciendo una cauterizacion."

Späterhin, 1878, drückt sich Chil in folgender Weise aus[3]), wie ich bereits in meiner ersten Mitteilung wiedergegeben habe:

„Lorsqu'ils avaient des douleurs, ils faisaient de larges scarifications sur la peau de la partie malade avec leurs couteaux de pierre, et cautérisaient ensuite la plaie avec des racines de joncs trempées dans de la graisse bouillante; ils prenaient de préférence pour cet usage de la graisse de chèvre."

Während sich der eben zitierte Passus des Galindo auf die Guanche von Gran-Canaria bezieht, berichtet Fray Alonso de Espinosa[4]) direkt von den Guanche von Tenerife ganz ähnliches, wie ich dem zweiten Band des grossen Werkes von Chil y Naranjo entnehme[5]):

„Para curarse del dolor de costado enfermedad que padecian vulgarmente segun Espinosa, se sangraban de los brazos, cabeza ó frente, con una tabona, como lo hacian en Gran-Canaria."

Das Geheimnis der Bregmanarben der alten Schädel von Tenerife ist durch die letzte Stelle wohl endgiltig aufgeklärt. —

(11) Das „Korrespondenzblatt des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde", von dem die Mitglieder die erste Nummer erhalten haben, wird ihnen von jetzt ab regelmässig zugehen, nachdem die Gesellschaft dem Verband beigetreten ist. —

---

1) Sabin Berthelot: Mémoire sur les Guanches. Mémoires de la Société Ethnologique, Tome I, 1841, p. 159. — S. a. p. 151.

2) Gregorio Chil y Naranjo: Estudios históricos, climatológicos y patológicos de las Islas Canarias. Tomo I. Las Palmas de Gran-Canaria 1876, p. 618.

3) Derselbe: Memoire sur l'origine des Guanches ou habitants primitifs des îles Canaries. Congrès international des Sciences anthropologiques, tenu à Paris du 16 au 21 août 1878, p. 178.

4) Alonso de Espinosa: Del origen y milagros de Ntra. Sra. de Candelaria que apareció en la isla de Tenerife, con la descripcion de esta isla, Sevilla 1594. Reimpreso en Sta. Cruz de Tenerife año de 1848.

5) Gregorio Chil y Naranjo: Estudios históricos, climatológicos y patológicos de las Islas Canarias. Tomo II. Las Palmas de Gran-Canaria 1880, p. 85. — S. a. p. 14 Anm. 5 und 7.

(12) Hr. Hubert Schmidt legt eine kleine

silberne Schale

in Form einer Kugelkalotte von 5 *cm* Höhe und 12,3 *cm* Durchmesser vor, die er während seines Aufenthaltes in Zentralasien im Jahre 1904 bei einem Juden in Buchara erworben hat. Kulturhistorisch interessant und, wie es scheint, auch wichtig ist sie wegen der figürlichen Darstellungen, die in getriebenen Reliefs ihre Aussenseite schmücken. Das zierliche Ornament eines „laufenden Hundes", dessen Negativ nielliert ist, läuft um den oberen Rand. Die Darstellungen sind dem Vorstellungskreise der griechisch-römischen Mythologie entlehnt. Das Zentrum wird von einem Medaillon mit einem weiblichen Kopf im Profil eingenommen. Der breite Raum zwischen diesem und dem Randornament ist durch Weinrankenwerk, an dem Blätter und Trauben hängen, gegliedert; in jedem der so gebildeten fünf Felder sind nacheinander dargestellt: eine lebhaft bewegte Mänade mit nacktem Oberkörper, das Tympanon in der Hand haltend, Leda mit dem Schwan, Ganymed mit dem Adler, und eine männliche Figur, en face in etwas steifer Haltung im Gegensatz zu den bewegten Darstellungen der übrigen Figuren, mit einem Speer in der Rechten, vielleicht Meleager. Auf dem Grunde der Fläche sind noch reichliche Spuren der ursprünglichen Vergoldung vorhanden. Die Schale muss lange Zeit im Gebrauch gewesen sein, da die Reliefs stark abgerieben sind; nur noch geringe Reste der feinen Ziselierungen, durch die das Detail der Figuren angegeben war, sind zu erkennen. Vermutlich wird man die Arbeit der frührömischen Kaiserzeit zuweisen dürfen. Es liegt auch kein Grund vor, zu zweifeln, dass die Schale schon im Altertum in jene entfernten Gegenden gelangt ist; denn der moderne Kunsthandel bewegt sich von da nach Westen und nicht in umgekehrter Richtung.

Der Vortragende begnügt sich mit diesen Bemerkungen, da die Schale von anderer Seite im Zusammenhange mit Metallschalen aus jüngeren Epochen publiziert werden soll. —

(13) Hr. F. W. K. Müller legte vor:

1. **Abklatsche der Inschriften aus der Synagoge von K'ai-fong-fu,**

welche von Hrn. Dr. Pferdekämper in Tsi-nan-fu der ostasiatischen Abteilung des Kgl. Museums für Völkerkunde nebst anderen interessanten Abklatschen als Geschenk überwiesen worden sind. Der Vortragende verwies inbetreff der Einzelheiten auf die Arbeit des P. Tobar, S. J., inscriptions juives de K'ai-fong-fou, Schanghai 1900 (= Variétés sinologiques no. 17, imprimerie de la mission catholique, orphelinat de T'ou-sè-wè) und auf einen Artikel des Dr. B. Laufer, Zur Geschichte der chinesischen Juden, im „Globus" vom 13. April 1905. —

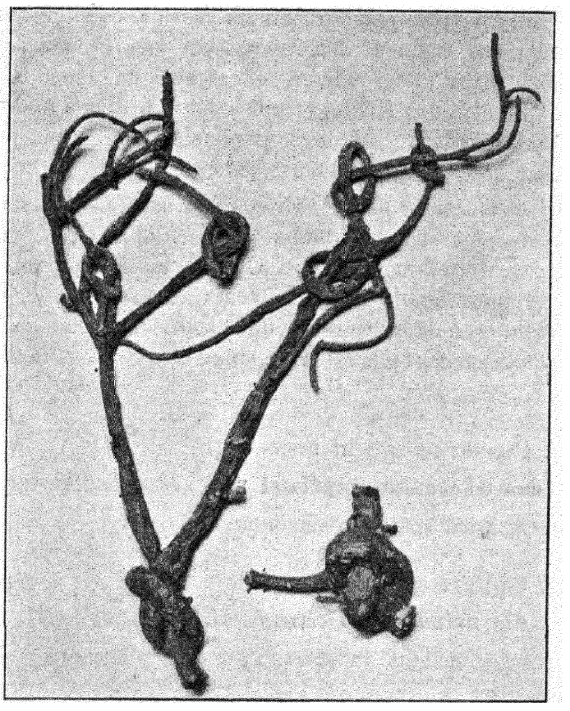
2. eine Mitteilung des Hrn. Dr. Haenisch, datiert aus Tschangscha vom 2. Februar 1905, über seinen vorläufig noch vergeblichen Versuch, zu den Aboriginern (Miao-tzĕ) der Provinz Kwéi-tschou vorzudringen. —

(14) Hr. Karl von den Steinen legt ein

peruanisches Zweigorakel

vor, knotenförmig verschlungene Zweige einer Euphorbia, die von Hrn. Privatdozenten Dr. A. Weberbauer gesammelt worden sind und die die Amerikanische Abteilung der Vermittelung des Botanischen Museums verdankt. Hr. Dr. Weberbauer hat die folgenden erklärenden Bemerkungen eingesandt:

Die Euphorbia, 2 *m* hoch, ist ein an Milchsaft reicher Strauch und heisst in der Quichua-Sprache „nunumsha", vgl. „nunu, auch „ñuñu, weib-



liche Brust, Euter." Der Fundort war bei Huariamasga im Tal des Puccha, eines linken Zuflusses des Marañon, im Deparatamento Ancash, Provinz Huari, wo die Pflanze an steilen Abhängen auf einer Höhe von 2500 bis 2900 *m* innerhalb einer lockeren, mit Sträuchern und Kräutern gemischten Vegetation vorkam.

„Der Indianer, welcher bei weiteren Reisen an diesem Orte vorbeikommt, pflegt auf dem Hinwege einen jungen Zweig des nunumsha-Strauches in einen Knoten zu knüpfen. Findet er bei der Rückkehr den Knoten vertrocknet, so ist die Gattin während seiner Abwesenheit untreu gewesen, hat sich der Knoten aber frisch und lebend erhalten, so ist die eheliche Treue bewahrt worden.

Die jungen Zweige des nunumsha-Strauches sind so ausserordentlich biegsam, dass sie bei Anbringung des Knotens niemals brechen, ja sogar ihr Wachstum ohne Stockung fortsetzen; in vorliegender Probe finden sich starke Zweigknoten, welche schon viele Jahre alt sein müssen.

Als ich den Abhang zwischen 2500 und 2900 *m* hinaufritt, traf ich zu meiner Überraschung kaum ein Exemplar dieses überaus häufigen Strauches, welches nicht mit besagten Knoten übersät war. Auch der Maultiertreiber, welcher mich begleitete, befragte dieses Pflanzenorakel, als er sich unbeobachtet glaubte.

Diese Gewohnheit scheint übrigens nicht sehr verbreitet. Ich habe sie auf meinen Reisen sonst nirgends beobachtet."

Hr. von den Steinen bemerkt hierzu, dass die eventuell vertrocknende „Milch" offenbar das Element der Assoziation von Frau und Pflanze darstelle und möchte vor allem wissen, ob es sich um einen altindianischen Gebrauch im Lande der Knotenschrift oder um den Import aus einem andern Weltteil handelt. Analoge Beobachtungen gleicher Gebräuche würden dankbar entgegengenommen werden.

Frl. Schlemm zeigte dem Vortragenden am Tage nach der Sitzung die Photographie der schlingförmigen Verflechtung eines Stückes Liane, das (nach einer Mitteilung von Dr. Christ in Basel 1893) aus Benito, einer Presbyterianermission nördlich von Gabun in Westafrika, stammt. Es war im Wald gefunden worden und sollte nach Aussage der Neger, die es dringend zurückverlangten, „einen sehr grossen Zauberfetisch" darstellen.

(15) Hr. Passarge spricht über

das Okavangosumpfland und seine Bewohner.

Der Vortrag wird später erscheinen. —

(16) Hr. Oppert spricht über

die urindische Grāmadevatā (Ortsgottheit).

Der Vortrag erscheint in erweiterter Form unter den Abhandlungen dieses Bandes. —

Sitzung vom 15. April 1905.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Die Gesellschaft beklagt den Tod ihres ordentlichen Mitgliedes, des Hrn. Generalarztes a. D. Dr. Fritsche in Friedenau-Berlin.

Ferner ist Hr. Professor Dr. Emil Cohen in Greifswald gestorben, der zwar nicht unser Mitglied war, aber vielen von uns als Führer des Ausfluges bei der Versammlung des vorigen Jahres nach Bornholm und Skandinavien bekannt geworden ist. Alle, die ihn kennen lernten, werden sich des Eifers und der Umsicht entsinnen, mit der er unter sehr schwierigen Bedingungen, hauptsächlich in Bornholm, die Durchführung der Exkursion überhaupt ermöglicht hat, und mit welcher stets gleichmässigen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit er alles ordnete. Dass der Kongress diese Fahrt so gut zu Ende hat bringen können, verdanken wir in erster Linie ihm und seinem Kollegen Deecke. Er ist in Greifswald plötzlich, im 64. Jahre, am Herzschlag gestorben. Wir werden ihm alle ein ehrendes Andenken bewahren. —

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Privatdozent Dr. F. N. Finck, Charlottenburg.
2. „ Rudolf Fuchs, Charlottenburg.
3. „ Dr. Hans Menzel, Geologe, Berlin.
4. „ Justizrat Georg Kaempf, Rechtsanwalt und Notar, Berlin.
5. „ Carl Gotthelf, Berlin.

(3) Hr. Lissauer sendet der Gesellschaft herzliche Grüsse vom Archäologen-Kongress, der sehr glänzend begonnen hat. Über den Verlauf hofft er in der Maisitzung berichten zu können. —

(4) Als Gäste werden begrüsst: Hr. Dr. Bruno Schröder und Hr. Dr. August Mertens, Magdeburg. —

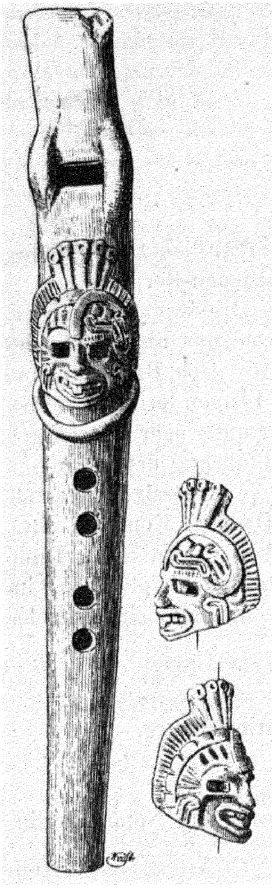
(5) Hr. Seler legt

drei Gegenstände aus Mexiko

vor: Ich möchte Ihnen, nur ganz kurz, drei Gegenstände aus der Sammlung vorlegen, die wir, meine Frau und ich, von unserer letzten Reise heimgebracht haben. Das erste ist eine tönerne Flöte (Fig. 1), auf der in Relief ein eigenartig verzierter Kopf angebracht ist. Das Stück ist in der Gegend

von Chalco, in der Südostecke des Hochtals von México, erworben worden. Es ist dies einer der Fälle, die uns lehren, dass die Herkunft eines Stückes ganz beglaubigt sein kann, und doch das Stück nicht zu dem Charakter der Gegend stimmt, in der es erworben worden ist. Das Gesicht, das auf der Flöte angebracht ist, passt seinem Charakter nach sehr wenig zu den Typen der Altertümer des Hochtals von México. Die wie eine Tatuierung aussehende, aber in starkem Relief ausgeführte Verzierung der einen Stirnseite und insbesondere die Art der Ausfeilung der Schneidezähne, die genau die Zahntracht des Sonnengottes der Altertümer der Alta Vera Paz und von Copan wiedergibt, legen vielmehr die Vermutung nahe, dass das Stück in der Küstengegend, vermutlich sogar im Mayagebiete, angefertigt worden ist. Das kann nun, meiner Ansicht nach, in der Tat sehr leicht der Fall sein. Wir erfahren aus dem aztekischen Manuskripte des Paters Sahagun z. B., dass bei dem Feste, das die Mexikaner im Vorfrühling, vor Beginn der Aussaat, dem Gotte der Erde und der Vegetation, *Xipe Totec*, feierten, als Musikanten eine Gesellschaft auftrat, die als Cozcateca, d. h. als Leute aus der Landschaft Cozcatlan, bezeichnet wurden. Es ist sehr wahrscheinlich, dass hierunter das in der Nähe von Tehuacan und von Teotitlan del camino gelegene Cozcatlan zu verstehen ist — eine Gegend, in der in der Tat, wie wir wissen, der Kultus bestimmter Götter, auch *Xipe*'s, sowie die Wissenschaft, besonders die Astronomie, und die Kunst besondere Pflege fanden, und deren Bewohner auch in regem Verkehr mit den Stämmen der Küste standen. Wir können uns wohl vorstellen, dass in alter Zeit, vielleicht im Gefolge eines Gottes oder seinem Kultus zu Ehren, ganze Artistenbanden von einem Ort zum andern verpflanzt wurden, und dass diese mit ihrer Kunst auch ihre Instrumente mit sich brachten.

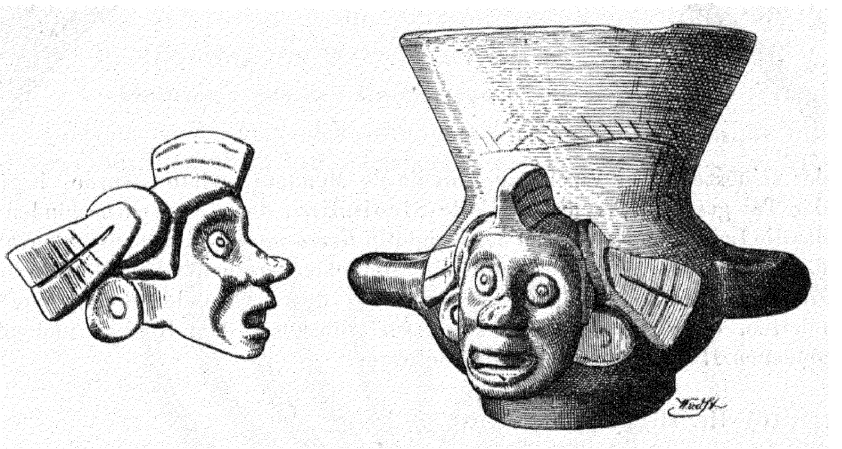
Fig. 1.



Das andere Stück unserer Sammlung, das ich Ihnen hier vorlege (Fig. 2), legt ebenfalls eine Mutmassung über eine andere Herkunft nahe. Es ist ein unten glasiertes tönernes Gefäss, auf dem an der Vorderseite, frei herausgearbeitet, der Kopf des Gottes *Macuilxochitl* angebracht ist. Die charakteristische Gesichtsbemalung dieses Gottes ist in Spuren noch zu erkennen, und die Besonderheiten seines Schmucks sind durch den Federkamm auf dem Scheitel und die Scheiben an den Seiten des Kopfes, und zum Teil auch noch durch die Bemalung, deutlich hervorgehoben.

Das ist derselbe Gott, von dem wir hier, in der Sammlung des Museums, ein schönes buntbemaltes Tonbild haben, das wir auf unserer ersten mexikanischen Reise in dem Orte Teotitlan del camino erwerben konnten. Ich habe seinerzeit — in meiner ersten, dem Berliner Amerikanisten-Kongresse vorgelegten Erläuterung des Tonalamatl's der Aubinschen Sammlung — den Nachweis geführt, dass der in diesem Bilde dargestellte Gott als der Gott der Musik und des Tanzes zu bezeichnen ist. Und dass dies in der Tat der Fall ist, hat neuerdings seine Bestätigung dadurch gefunden, dass man bei den Ausgrabungen in der Calle de las Escalerillas, d. h. an dem Orte des grossen Tempels in México, ein rotbemaltes Steinbild dieses Gottes gefunden hat, zusammen mit einer Menge teils in vulkanischem Stein, teils und hauptsächlich in Ton ausgeführten Miniaturnachbildungen der verschiedensten Klassen von Musik-

Fig. 2.

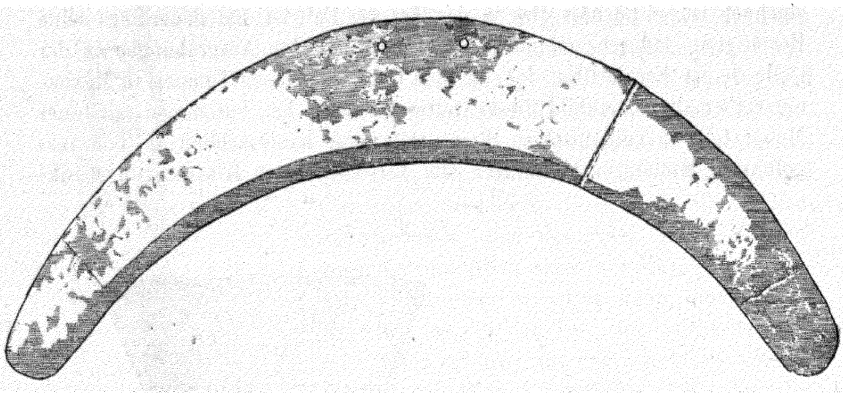


instrumenten. An derselben Stelle mit dem Steinbilde *Macuilxochitl*'s und mit den Miniaturnachbildungen der Musikinstrumente, sind auch eine Anzahl (ebenfalls rotbemalter) Tongefässe gefunden worden, die, unten glasiert, an der Vorderseite frei herausgearbeitet, den Kopf des Gottes *Macuilxochitl* zeigen, und in der Tat dem Stücke, das ich Ihnen heute vorlege — ich möchte fast sagen, wie ein Ei dem andern — gleichen, wovon Sie sich überzeugen können, wenn Sie das in dem zweiten Bande meiner gesammelten Abhandlungen auf Seite 889 abgebildete Gefäss von der Calle de las Escalerillas sich ansehen. Es scheint mir zweifellos, dass das Gefäss, das ich Ihnen hier vorzeige, und das von Dr. Bauer in Tlaltengo Xico erworben wurde, von einem der bei den Kanalarbeiten in der Calle de las Escalerillas beschäftigten indianischen Arbeiter entwendet und an Dr. Bauer in Tlaltengo als von dorther stammend verkauft worden ist.

Das dritte Stück (Fig. 3) ist eine 39 *cm* im Durchmesser lange, 6 *cm* an der breitesten Stelle messende halbmondförmige Platte aus dünnem vergoldeten

Kupferblech, die in Tangancícuaro, einem Orte im Distrikte Zamora des Staates Mechoacan, gefunden worden ist. Das Stück ist vermutlich als Schmuck auf der Brust und, wie die Durchbohrungen zeigen, mit dem konkaven Ausschnitt nach unten getragen worden. In einem sehr wertvollen Berichte über die alten Verhältnisse der Landschaft Mechoacan,

Fig. 3.



der seinerzeit dem Vizekönig Antonio de Mendoza erstattet wurde, ist in der Tat gesagt, dass an dem Feste Sicuindiro, dem „Menschenschinden", das die Leute von Mechoacan der Erdgöttin *Kuera-ua-hpe-ri*, der „Schöpferin", d. h. der die Vegetation und die Menschen erschaffenden Göttin von Zinapécuaro (eig. Thzina-p-é-cuaro, dem „Orte der Steinmesser") feierten, die Tänzer mit Scheiben aus Silber auf dem Rücken und mit goldenen Halbmonden am Halse auftraten.

(6) Hr. H. Virchow zeigt

eine Anzahl japanischer Ansichtskarten.

Ich lege Ihnen einige Bilder vor, die vielleicht ein gewisses völkerpsychologisches Interesse darbieten. Es sind auf ihnen die japanischen Heerführer als die sieben Glücksgötter der Japaner dargestellt. Sehr interessant in stilistischer Hinsicht ist es, wie sich der Zeichner mit der Aufgabe abgefunden hat, die modernen Kostüme und die modernen Porträts in eine gewisse Kombination mit den traditionellen Figuren zu bringen. Besonders bemerkenswert ist es, dass die einzige weibliche Figur, die hier dargestellt ist, eine Vertreterin des Roten Kreuzes, ein absolut stilisiertes Gesicht zeigt, während bei den Männern eine weitgehende Porträtähnlichkeit geboten wird. Dies stimmt überein mit der Erfahrung, die wir jetzt in der Ausstellung farbiger Drucke im Kunstgewerbemuseum machen können, wo die Gesichter der weiblichen Figuren aufs strengste stilisiert, geradezu maskenhaft sind, während die Körper der gleichen Personen viel feine Beobachtung zeigen, und in anderen Gestalten, namentlich denen von Tieren, ein weitgehender Realismus hervortritt.

Hr. Hans Virchow ladet ferner die Mitglieder der Gesellschaft zu einer Besichtigung der gegenwärtig hier weilenden

Chinesentruppe

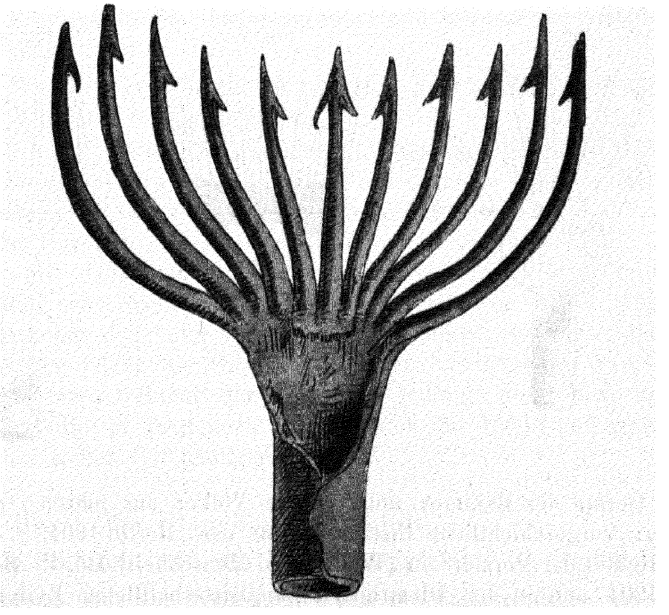
ein. Die Truppe, die sich durch besondere Leistungsfähigkeit auszeichnet, wird sich den Mitgliedern unserer Gesellschaft am Montag, den 17. April, um 3 Uhr im Foyer des Zirkus Schumann vorstellen. Es ist zu hoffen, dass man sich dort von der Kleinheit und Umformung der Chinesinnenfüsse wird überzeugen dürfen. Allerdings können wir nicht versprechen, ob die Chinesinnen ihre Füsse auch unverhüllt zeigen werden; denn bekanntlich sind die chinesischen Frauen inbezug auf ihre Füsse besonders diffizil.

(7) Hr. Waldeyer: Hr. Frobenius hat an Hrn. Hans Virchow einen Brief gesandt, in dem er Andeutungen über seine Pläne für die nächste Zeit macht. —

(8) Hr. Oberlehrer Dr. Mertens aus Magdeburg legt einen

Fischspeer aus der Gegend von Fürstenberg i. M.

vor: Auf einem Ausfluge, den ich vorgestern und gestern in die Umgebung von Fürstenberg i. Mecklenburg gemacht habe, gelang es mir,



1/4 nat. Gr. Breite 28 *cm*.

Fischspeer von Ravensbrück bei Fürstenberg i. M. unter Torf über Wiesenkalk gefunden (1905). Eigentum des Museums für Natur- und Heimatkunde in Magdeburg.

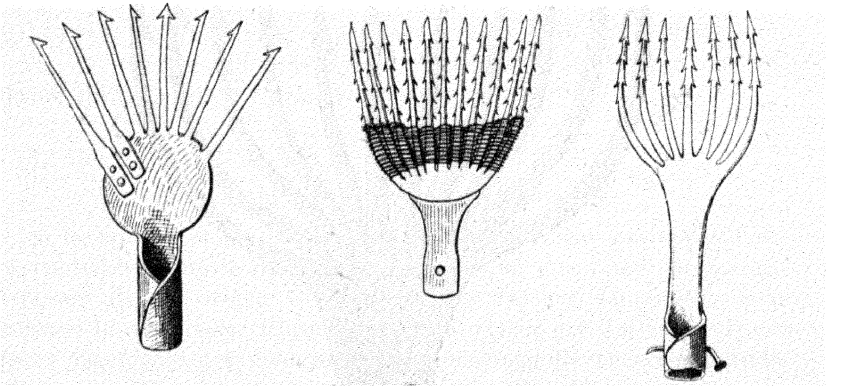
diesen Fischspeer von einem Arbeiter, der ihn beim Kalkstechen gefunden hatte, zu erwerben. Da dieses Stück durch seine Grösse auffällt — Hr.

Konservator Krause bemerkte, es wäre der grösste Fischspeer, der ihm bis jetzt vorgekommen sei —, so möchte ich nicht unterlassen, ihn auf der Durchreise hier vorzulegen. Der Speer ist 28 *cm* breit und zeigt 11 lange mit Widerhaken versehene Spitzen; er ist unter einer etwa 1 *m* mächtigen Torfschicht gefunden worden über einem Wiesenkalk, der dort gestochen wird. Es ist ein glücklicher Zufall, dass die Baggermaschine gerade den Block, in dem der Speer eingebettet war, so herausgehoben hat, dass dieser garnicht beschädigt worden ist. Der Speer ist schon etwas abgerieben worden, was in gewisser Hinsicht zu bedauern ist. Auf die Lagerung im Torf deuten einige blaue Flecken, die jedenfalls von Vivianit herrühren, die also der Humusgehalt des Bodens erzeugt haben wird.

Nach der Lagerung und der Bearbeitung zu urteilen, stammt das Stück aus dem Mittelalter. Der mittlere Teil ist wohl angeschweisst. Genau ist der Speer noch nicht untersucht worden.

Hr. Krause: Im Anschluss hieran lege ich einige moderne Fischgabeln vor, die im Laufe der letzten Jahre der Fischereiaufseher Lietzmann in Brandenburg Raubfischern der dortigen Gegend abgenommen hat. Die Fischgabel bildet nächst dem Fischspeer mit nur einer Spitze eins der ältesten Fischereigeräte, denn es sind schon in den paläolithischen Funden aus französischen Höhlen gekrümmte Knochenspitzen vertreten, die nichts anderes gewesen sein können, als Seitenspitzen zu Fischspeeren,

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.



1/6 nat. Gr.

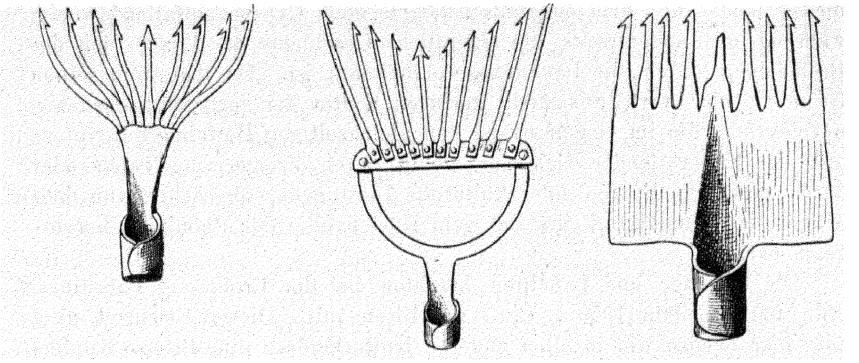
wie die Geräte der Eskimos und anderer Völker uns lehren (vgl. meine Arbeiten: Vorgeschichtliche Fischereigeräte usw. Berlin 1904, S. 43; „Die Werktätigkeit der Vorzeit“ in „Weltall und Menschheit“ Bd. V. Bong & Co. Berlin 1904 und in der Illustrierten Landwirtschaftlichen Zeitung 1905). Unter den hier vorgelegten sechs Stücken sind ganz merkwürdige Dinge.

Hier sehen Sie z. B. ein Stück Blech, an dem verschiedene Spitzen angenietet sind (Fig. 1)[1]; an zwei andern Stücken sind die Kanten der

1) Die Klischees verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen der Illustrierten Landwirtschaftlichen Zeitung.

einzelnen Spitzen oder Zinken gezackt, ganz als wäre es Südseearbeit (Fig. 2 u. 3); dann ist hier ein Stück, ähnlich wie es Hr. Mertens eben gezeigt hat (Fig. 4); an diesem Stück sind die einzelnen Zinken angenietet (Fig. 5), und schliesslich ist ein Stück aus einem alten Mauerspaten ge-

Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.



1/6 nat. Gr.

fertigt (Fig. 6). Der Mann hat sich bei diesem Stück riesige Mühe gegeben, um es sich dann konfiszieren zu lassen.

Die Fischgabeln sind heute verboten und werden nur noch von Raubfischern benutzt.

Hr. Waldeyer: Ich glaube, es gibt kein grösseres Stück als das, was Hr. Mertens eben gezeigt hat.

Hr. Krause: Das nächstgrösste mir bekannte Stück ist 23 *cm* breit, von Spitze zu Spitze gemessen. Für Hechte in den heute vorkommenden Körpermassen ist eine Gabel wie die von Fürstenberg wohl zu gross, ebenso für Karpfen. Fürstenberg liegt nun aber an der Havel, die, wie fast alle mit dem Meere in Verbindung stehenden Flüsse Norddeutschlands früher sehr reich an Lachsen war. Der Lachs war so gemein, dass die Dienstboten sich beim Vermieten ausbedangen, nicht öfter als zweimal in der Woche Lachs als Hauptmahlzeit zu bekommen! Wahrscheinlich hat also die grosse Gabel zum Lachsfang gedient, aber auch zum Fang von Stören, die ja jetzt noch ab und zu in der Havel gefangen werden, früher aber sicher viel häufiger waren.

(9) Hr. D. Max Blanckenhorn spricht

Über die Steinzeit und die Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina.

Während über die Urgeschichte und die Steinartefakte Ägyptens und auch des anschliessenden Sinai in dieser Gesellschaft schon wiederholt von autoritativer Seite mehr oder weniger erschöpfende Mitteilungen geboten worden sind, haben Sie von der Steinzeit des nordöstlich benachbarten Landes, Palästina-Syrien, wenn ich von einigen kürzeren sich darauf beziehenden Angaben des Hrn. Professor Bracht absehe, wohl

noch wenig gehört. Im hiesigen Museum für Völkerkunde, das jetzt so reiche steinzeitliche Objekte aus Ägypten birgt, habe ich mich vergeblich nach solchen aus Palästina-Syrien umgesehen. Tatsächlich wissen wir, merkwürdigerweise über die ältere Menschheitsgeschichte dieses Landes, obwohl es die natürliche Brücke zwischen den beiden ältesten Kultursitzen der Menschheit, Mesopotamien und Ägypten, bildet, im Vergleich zu diesen beiden und dem ebenfalls nahegelegenen Cypern auffallend wenig, während uns andererseits die eigentliche Geschichte des Landes seit der Besiedelung durch die Israeliten wohlbekannt ist. Das hat wohl seinen Grund in der verhältnismässig geringen Kultur der vorisraelitischen Urbevölkerung, die im Gegensatz zu den gleichzeitigen Bewohnern Ägyptens und der Euphratländer sich nur wenig durch kriegerische Taten oder durch gewaltige Bauten oder kulturelle Leistungen, abgesehen von denjenigen des Handelsverkehrs bei dem Küstenvolke der Phönizier, hervorgetan hat.

Die Philister und Israeliten brachten bei der Eroberung Palästinas, etwa um das Jahr 1250 v. Chr., das Eisen mit. Dieser Eisenzeit ging aber hier ebenso wie in allen anderen Kulturländern eine Bronze-Kupferzeit voran, über welche uns die geschichtliche Überlieferung, speziell das Alte Testament, nur äusserst wenig Aufschluss gibt. Erst die neuerdings auch hier beginnenden prähistorischen Studien, die vereinzelten Oberflächenfunde und namentlich die systematische Ausgrabung von Höhlen, alten Werkstätten der Steinzeit und alten Kultursitzen fangen an, das Dunkel aufzuhellen. Auch in Palästina-Syrien wird man zur Unterscheidung einer neolithischen und paläolithischen und vermutlich auch einer eolithischen Steinzeit kommen.

Auf Grund der bisherigen Erforschung des Landes möchte ich den vorläufig allerdings noch unvollständigen und sehr ergänzungsbedürftigen Versuch machen, einen kurzen Überblick zu geben über das uns zu Gebote stehende Beobachtungsmaterial und auf Grund dessen über die dadurch uns näher gerückten verschiedenen älteren Kulturperioden der libanesisch-palästinensischen Bevölkerung mit besonderer Berücksichtigung der Feuersteinartefakte.

Leider liegen uns über die steinzeitlichen Verhältnisse Nordsyriens, d. h. des nördlichen Drittteils von Syrien überhaupt noch gar keine Nachrichten irgendwelcher Art vor. Es ist aber zu erwarten, dass jetzt die neuen Eisenbahnen, welche dieses so wenig bekannte Gebiet von Süden und demnächst auch von Norden her erschliessen, bald auch prähistorische Forschungsexpeditionen in dasselbe hineinführen. Auf meinen geologischen Streifzügen, die ich im Jahre 1888, also vor nunmehr 17 Jahren in Nordsyrien ausführte, habe ich diesen Fragen noch nicht meine Aufmerksamkeit geschenkt. Nur ein Ergebnis meiner damaligen geologischen Aufnahmen ist hier von Interesse, dass echter guter Feuerstein in den nordsyrischen Kreide-Ablagerungen nicht so verbreitet ist wie in Libanon und Palästina und sich wesentlich auf die höheren Teile des Nosairiergebirges und die Gegend im äussersten Nordosten bei Biredschik am Euphrat beschränkt, an letzterer Stelle auch nur in Form von Knollen, nicht durch-

gehenden Bänken wie im Süden. Dagegen finden sich harte Sandsteine, Kieselkalke, Hornsteine, Tonquarzite und Jaspise von verschiedensten Farben vielfach in den sehr verbreiteten Eocän-Ablagerungen vor, so dass im ganzen also auch dem nordsyrischen Boden geeignetes Material für Artefakte nicht fehlt.

Was Mittelsyrien oder das Libanongebiet betrifft, so stützen sich unsere Kenntnisse der menschlichen Urzeit dieses Landes auf folgende Forscher: Botta, Lewis, de Luynes, Lartet, Tristram, O. Fraas, Dawson, Lortet, Hedenborg, Zumoffen und von Fritsch. Die prähistorischen Fundorte beschränken sich hier bis jetzt allein auf das westliche oder Küstengebirge, den Libanon, und bestehen teils in Höhlen und Flusstälern im Innern des Gebirges, teils in Werkstätten oder alten Siedelungen auf dem Küstenstreifen.

Etwas grösser als bei Mittelsyrien ist die Zahl der Forscher, die zur Aufhellung Palästinas oder Süd-Syriens beigetragen haben. Es sind: Morétain, de Saulcy, de Vogué, Arcelin, Cazalis de Fondouze, de Luynes, Lartet, Richard, Flinders Petrie, Bliss, Macalister, Bracht, Benzinger, Sellin, Schumacher und Germer-Durand. Zu den bereits über das ganze Land verteilten Beobachtungen genannter Forscher kommen endlich noch die im folgenden mit verwerteten Ergebnisse meiner eigenen Aufsammlungen auf meiner zweiten Palästinareise im Jahre 1904.

In bezug auf die Art des Vorkommens der bisher aufgefundenen Artefakte können wir in Syrien fünf verschiedene Hauptgruppen von Fundstellen unterscheiden:

I. Solche auf der Oberfläche von Plateaus oder Berggehängen, die von Natur mehr oder weniger mit Feuersteintrümmern bedeckt sind. Diese Vorkommnisse gehören vorzugsweise der älteren paläolithischen Zeit an, teilweise mögen sie auch noch älter, d. h. echt eolithisch sein.

II. In der Küstenebene; zur Hälfte neolithisch zur Hälfte paläolithisch.

III. In Tälern; meist spät paläolithisch oder noch jünger.

IV. Höhlen oder Grotten; paläolithisch und neolithisch.

V. Im Untergrund von ausgegrabenen Tells oder noch heute bestehenden Ortschaften, also an Stellen fester Ansiedelungen; neolithisch bis Eisenzeit.

Dazu könnten als sechste Kategorie noch die Ausgrabungen einzelner Gräber[1]) kommen, die aber auffälligerweise in Syrien bis jetzt noch relativ wenig verwertbare sichere Resultate speziell in bezug auf Steinartefakte geliefert haben. Sie beginnen etwa mit der Bronzezeit.

In Ägypten haben wir ausserdem noch drei weitere wichtige Arten von Artefaktenvorkommnissen, die leider bisher in Syrien unbekannt blieben, das Auftreten in den diluvialen, fluviatilen Kiesbänken oder

1) So des angeblichen Grabes Josuas in Chirbet Tibne (Themnath Serach) in Samaria.

Konglomeraten von relativ bestimmtem geologischem Alter, das Auftreten in ehemaligen Steinbrüchen in anstehenden Feuersteinbänken (z. B. im Wadi esch-Scheich auf der rechten Nilseite), endlich das Vorkommen an Bergwerken.

Wir wollen nun die verschiedenen in Syrien vorkommenden Typen der Reihe nach durchgehen, wobei wir die einzelnen Lokalitäten in der Richtung von Süden nach Norden verfolgen:

I. Oberfläche von Plateaus oder Bergabhängen

mit natürlich auftretenden Feuersteintrümmern.

A. Westjordanland.

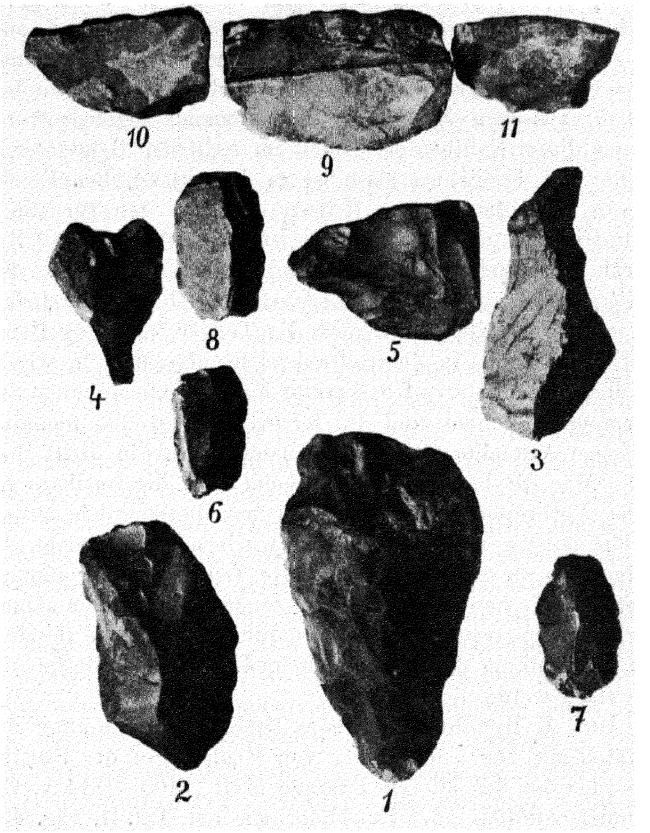
Bēt Sāhūr. Die Plateaustufe von Bēt Sāhūr, dem sog. Dorf der Hirten, und Keniset er-Rawāt im Osten unterhalb Bethlehem ist ganz übersät mit Feuersteinblöcken, die teils lose aus der Ackererde aufgelesen und zu Grenzmauern und Wällen aufgeschichtet werden, teils in dem dortigen Oberflächengestein, der Nāri genannten Kalkkruste, fest eingebacken sind, teils auch in ganzen, mächtigen, durchgehenden Bänken anstehen. Hier brachte zuerst der Kuriositätensammler Abbé Morétain mit Hilfe von Fellahen eine Anzahl Steinartefakte, z. B. Messer, dann eine durchbohrte Nadel und eine Pfeilspitze aus Knochen, sowie Tonscherben zusammen, was teils von den Feldern aufgelesen war, teils angeblich aus künstlichen Felsgrotten stammen sollte. De Saulcy brachte einiges davon ins Louvre-Museum. Arcelin[1]) beschrieb die Vorkommnisse als durchaus neolithisch, während de Luynes und Lartet[2]) gewisse Feuersteinartefakte, z. B. einen Diskus für echt paläolithisch, den Grotteninhalt aber als ein nicht normales Lager einer einzigen Periode, sondern als wüstes Gemenge aus verschiedenen Perioden erklärten.

Sūr Bāher. In der Umgegend dieses Dorfs, das 6 *km* südlich Jerusalem liegt, sammelte der Assumptionistenpater Germer-Durand zu Jerusalem eine Anzahl Werkzeuge, die er auf Taf. II seiner Schrift: „L'âge de pierre en Palestine“ unter der Bezeichnung „Silex taillés du type de Solutré“ abbildet, Drei von diesen 12 durchaus roh bearbeiteten Werkzeugen haben einen langgestreckt dreieckig keilförmigen Umriss. Nach der Abbildung könnte man diese allenfalls für ein neolithisches Beil halten, wenn nicht die breite untere Partie knollig dick wie bei Chelles-Fäusteln (vergl. meine Fig. 1) anstatt dünn und zugeschärft wäre. Die übrigen neun Werkzeuge sind länglich elliptisch, vorn und hinten ziemlich gleich, an keinem Ende zugespitzt, dabei nur mit rohen Absplitterungen, dick, von im ganzen rhombischem Querschnitt und nichts weniger als flach blattförmig. Es ist ein Typus, wie er meines Wissens nicht dem Solutréen eigen ist, sondern dem älteren Paläolithikum oder Chelléen, worin er sich z. B. bei Symphorien in Belgien häufig findet. Es sind Chellesfäustel von länglicher, mehr symmetrischer Gestalt (vergl. auch Fig. 2).

1) Matériaux pour l'histoire de l'homme. 2. serie, t. V, 1874. L'âge de pierre polie a Beth Saour, p. 19, pl. I.

2) Lartet: Exploration géologique de la Mer. Morte 1877, p. 224.

Die Ebene Rephaim, auch el-Bukeia genannt, an der Bethlehemerstrasse zwischen Der Mär Elias und Jerusalem liefert namentlich an einem Wasserriss nordöstlich von den Seba Rudschum:



$^1/_2$ nat. Grösse.

Fig. 1—5 Feuersteinartefakte von der Rephaim-Ebene bei Jerusalem, 1. eiförmiger, 2. länglich-elliptischer Fäusiel, 3. prismatischer dreikantiger vogelartiger Bohrer, 4. Bohrer oder Spitzschaber, 5. rechtwinkliger Dreieckschaber.

Fig. 6 kleiner Halbkreisschaber mit flachem Rücken für Fingerauflage von Ammân.

Fig. 7 länglich-elliptischer Schaber vom Plateauabfall westlich es-Salt.

Fig. 8—11 aus der Umgebung der Menhirs und Dolmen im Wadi Waleh, 8. zweischneidiger Schaber aus künstlichem Abspliss, 9—11 Helbkreisschaber (bezw. 10 Dreieckschaber), 8 und 9 unmittelbbr neben einem Menhir gefunden.

Typus 23 bis 24 Schweinfurths[1]) eiförmige, einerseits ebene, andererseits gewölbte Schaber aus Natursprengstücken mit hufeisenförmiger gedengelter Schneide.

Variation vom Typus 28 Schweinfurths = „grattoir à dos plat" Rutots, „Halbkreisschaber aus flachen Natursprengstücken

1 Steinzeitl. Forschungen in Oberägypten. Zeitschr. f. Ethnologie usw. 1904, S. 793.

mit gradliniger natürlicher Absprengung auf der einen Seite und rohen Schärfungen am konvexen Rande." Die vorliegende, in Fig. 5 abgebildete palästinensische, übrigens auch bei Theben von mir aufgesammelte Variation dieses wichtigen Typus ist weniger halbkreisförmig als rechtwinklig dreieckig, indem sie zwei zu einander rechtwinklig stehende grade Seiten bietet, nämlich ausser der längeren Oberseite zum Auflegen des ersten Zeigefingergliedes noch eine kurze grade Hinterseite, welche rückwärts an den Handballen, zwischen Zeigefinger und Daumen angelegt wurde. Der Typus dieser Eolithenform spielt im südlichen Belgien eine grosse Rolle und bezeichnet daselbst an dem klassischen Fundorte von Mesvin nach den Worten Rutots eins von den für die Mesvin-Industrie am meisten charakteristischen Werkzeuge. Schweinfurth akzeptiert diese Auffassung auch für Ägypten. Klaatsch hat genau denselben „Halbkreisschaber" bezw. „Dreieckschaber" in mehreren Exemplaren auch im Tertiär von Puy Boudieu bei Aurillac (Cantal) in Zentralfrankreich aufgesammelt, wie ich mich an der von ihm Herrn Konservator Krause übergebenen Sammlung überzeugen konnte und E. Krause selbst las neuerdings die gleichen Artefakte an einem Kanaleinschnitt in Britz bei Berlin auf. Wie die horizontale, so scheint auch die vertikale oder zeitliche Verbreitung dieses Typus ganz beträchtlich zu sein. In Palästina, wo mir diese Form wiederholt begegnete, kann sie keinesfalls als zeitlich beschränkte Leitform einer einzigen noch dazu eolithischen Periode gelten, sondern stellt einen „Dauertypus" dar, der sich vielleicht von der eolithischen Epoche mindestens bis ins Neolithikum erhielt, wie ich im Laufe dieser Betrachtung noch beweisen werde.

Auch E. Bracht[1]) traf etwas ähnliche Formen unter den Silexgeräten aus den Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel, die während der älteren Pharaonenzeit (3100—1314 v. Chr.) dort benutzt wurden, an. Er bildet sie auf Taf. II, Fig. 4, 9 u. 13 als „Messer mit rundbearbeitetem Rücken als Fingerauflage" ab. Zum Unterschiede vom palästinensischen Typus sind aber diese sinaitischen Formen etwas länger und nicht dreieckig oder halbkreisförmig, sondern länglich blattförmig, sie haben einen gebogenen, nicht gradlinigen Rücken und am oberen Ende eine Spitze. Während bei den meist kleineren palästinensischen Dreieckschabern wie auch dem ägyptischen Typus 27—28 Schweinfurths vom Zeigefinger eines Erwachsenen gewöhnlich nur das erste Glied auf dem glatten Rücken Platz findet, die Spitze dieses Fingers aber der rechtsgelegenen Fläche sich anschmiegen muss, während der Daumen auf der linken Fläche ruht, so kann bei der sinaitischen der ganze Zeigefinger in seiner natürlichen Krümmung dem gerundeten Rücken aufliegen.

1) Datierbare Silexgeräte aus den Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel. Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 176.

Typus 29 Schweinfurths, Schaber aus unregelmässigen flachen und scharfkantigen Naturscherben.

Typus 31 Schweinfurths, viereckige Schaber.

Typus 50 Schw. Doppelschaber mit zwei parallelen gedengelten Kanten.

Grosse flache Stücke von noch unregelmässiger Gestalt, mit groben Absplissen, in Entstehung begriffene Faustschläger, erinnernd an Schweinfurths Typus 52, aber noch nicht oval geformt.

Typische Chellesfäustel von eiförmig-mandelförmiger Gestalt (abgebildet als „haches en silex du type de Chelles, gisement de la Bekaa près de Jerusalem“ bei Germer-Durand, l. c. Taf. I) (siehe Fig. 1).

Länglich elliptische Chellesbeile, roh zugehauen, beiderends gerundet, ganz wie bei Sūr Bāher (Fig. 2).

Bohrer oder Pfriemen, perçoirs „solutréens“ (Fig. 4).

Grosser Bohrer (?) oder Dolch, dreikantig, vogelartig (Fig. 3).

Will man annehmen, dass alle diese am gleichen Rinnsal von Germer-Durand und mir aufgesammelten Werkzeuge einer einzigen kürzeren Periode zufallen, so könnte das wohl nur das ältere Paläolithikum oder Chelléen bezw. das Chelléo-Moustérien sein, nicht aber das Mesvinien oder auch das Solutréen, denn die Chellestypen überwiegen unbedingt. Ich möchte mich aber eher der Ansicht zuneigen, dass dieses klimatisch noch heute begünstigte Hochplateau bei Jerusalem, welches den Menschen der Steinzeit so reiches und gutes Material für ihre Werkzeuge bot, doch während der ganzen Steinzeit bewohnt gewesen ist, wenigstens vom Strepyien oder Chelléen an. Die durch den mehrfachen Klimawechsel der Diluvialzeit an anderen Plätzen der Erde bedingten Hemmnisse der Besiedelung, wie Überschwemmungen, Gletscherbildung, fielen ja hier fort, ebenso wie auf den Hochplateaus bei Theben in Ägypten.

Mons Skopus und Ursprung des Kidrontales, dicht nördlich von Jerusalem. Hier traf Germer-Durand die nämlichen Chellestypen an, wie in der Rephaimebene.

Schafāt. Werkstätte mit Schlägern (percuteurs) und Kernen (nuclei).

Tell en-Nasbeh. An diesem von Ruinen bedeckten Hügel sammelte Germer-Durand die gleichen, teils länglich-elliptischen, teils schmal keilförmigen, teils auch mandelförmigen, durchweg roh zubehauenen (nach meiner Auffassung altpaläolithischen) Werkzeuge, wie bei Sūr Bāher. Sie finden sich auf Taf. III seiner Abhandlung wieder als „Solutrétypen“ abgebildet zusammen mit einem kreisrunden Diskusschaber und einem typischen Exemplar der oben beschriebenen rechtwinklig-dreieckigen Variation des Schweinfurthschen Halbkreisschabers Typus 28 oder grattoir à dos plat.

Zwischen el-Bīreh und Rāmallāh nach Abbé Richard: Chellesfäustel, Scherben (éclats), Späne (lamelles) und Messerklingen.

Aus dem nördlicheren Westjordanland sind als Fundplätze noch zu nennen: Samaria oder Sebastije, Carmelgebirge, Nazareth und Lûbije,

zwischen Nazareth und Tiberias, von wo einzelne (neolithische?) Artefakte in der Sammlung des grossen französischen Pilgerhospitals zu Jerusalem, die der Leitung von Germer-Durand untersteht, sich befinden.

B. Ostjordanland östlich vom Jordan, Toten Meer und Wadi el-'Araba.

Petra, Berg Hor, Schōbak und Kerak werden von Germer-Durand als Fundorte von Fäusteln, Beilen, Kratzern, Speer- oder Pfeilspitzen genannt, weiter nördlich machte er am Dschebel-Attarus Aufsammlungen.

Besonders günstige Gelegenheit zu letzteren bietet auch das Hochplateau zwischen Mādebā, Berg Nebo, Hesbān, es-Sinobarât, Ammān Mschatta und Kal'at Zīzā. Ich selbst habe in dieser Gegend, die mehr oder weniger mit Feuersteinstücken bestreut ist, namentlich den schon mehrfach erwähnten Dreieck- oder Halbkreisschaber des Mesvinien mit glattem Rücken (grattoir à dos plat), abgebildet Fig. 6, dann Typus 50 und 51 Schweinfurths aufgesammelt, so im Norden von el-'Âl, zwischen Kastal und Dschelūl und im Nordwesten von Ammân.

Vom Berge Nebo stammt ein in der genannten Jerusalemer Sammlung befindliches längliches Messer, das an einer Spitze etwas poliert ist. Polierte Schneiden sind sonst in Palästina selten, wie das schon Bracht bemerkte.

In der westlichen Umgebung von es-Salt fand ich beim Abstieg ins Jordantal auf dem Jerichowege auf den Abhängen: Typus 23 Schweinfurths, d. h. einen plankonvexen Schaber, eiförmigen natürlichen Absprengling einer Knolle mit Randdengelung.

Typus 28 oder Grattoir à dos plat, mehrere Stück.

Typus 29 und 30, viereckigen flachen Schaber mit zwei in verschiedenem Sinne gedengelten Kanten, dazwischen eine ausgesparte Spitze.

Typus 40, eiförmige, dünne, scharfkantige Schaberspitze aus einem Abspliss.

Dreieckigen dicken Spitzenschaber, dreiseitig pyramidenförmig (ähnlich dem racloirs chelléens bei Morgan: Recherches sur l'origine de l'Egypte I, Fig. 22 und 31).

Zweischneidigen Spitzenschaber, mit von beiden Seiten abwechselnde Dengelung.

Kleinen länglich elliptischen beiderends gerundeten Schaber von 5 *cm* Länge und 3 *cm* Breite, in der Längsrichtung beiderseits mit Mittelkante, von der dachförmiger Abfall nach den Seiten. Querschnitt rhombisch. Das Ganze entspricht ungefähr der Form eines rhombischen Kristalls aus vier Makrodomen- und vier Brachydomenflächen (vgl. Fig. 7).

Von Der'āt im Haurān liegen grosse Chellesfäustel in der Jerusalemer Sammlung.

II. Vorkommnisse an der syrischen Meeresküste, paläolithisch und neolithisch.

Jaffa, Hügel aus jungmarinem Sandstein und Dünen; neolithische Funde.

Wadi el-Akbīje[1]) beim Rās Sarafand: Altpaläolithische Werkstätte mit typischen Chellesspitzen, Moustierspitzen, Raspeln und ausserordentlich vielen Scherben, Spänen und sonstigem Abfall.

Nahr Zaharāni bei Saidā: Neolithische Werkstatt mit Hämmern (percuteurs), Kernen, Beilen, darunter einem geschliffenen, Meisseln, Spitzen, Raspeln, Diskusschabern, Scherben und Tonscherben.

Rās Beirūt im Südwesten von der Stadt Beirūt vom Vorgebirge bis zum Ende der Dünen bei Chān el-Chulda. Neolithische Werkstatt. Beile zum Teil mit geschliffener Schneide, Hämmer aus Feuerstein, Kerne, teils nur einseitig mit Absplеissungen versehen (Eselshufe), teils ringsum, Scherben, Messerchen, Meissel, Pfeilspitzen, Tonscherben.

Nahr Beirūt am Fusse des Dimitrihügels östlich Beirūt. Mittel(?)-paläolithische Ansiedlung (Station) unter freiem Himmel. Knochenbreccie mit Scherben, Kieselspänen, Spitzen und Nadeln.

Rās el-Kelb. Mehrere Lager von Knochenbreccie, etwa 8—32 *m* über dem Meere, teils frei an der Oberfläche, teils in Felsennischen, zum Teil durchschnitten von der Küstentrambahn. Mittelpaläolithische Ansiedelung. Mousterienschaber und Mousterienspitzen, Nadeln von Knochen. Reste von *Rhinoceros tichorhinus*, *Bison priscus*, *Bos primigenius(?)*, *Cervus dama*, *Capra*, *Sus*, *Equus*, *Ursus*.

Ras el-Kelb. Frühneolithische Station auf dem Gipfel des Vorgebirges. Geschliffene kleine Beile und Meissel aus Feuerstein und Sandstein, Hämmer, Kerne, Messer, Sägen, Pfeilspitzen, Dolch, Schaber, Raspeln, Scherben. *Bos primigenius* und *Rhinoceros tichorhinus*.

III. Oberflächen-Vorkommen in Tälern, vorzugsweise neolithisch und jünger.

A. Westjordanland.

Wadi Fara mitten in heutiger Wüste. Hier nach Bracht (diese Zeitschr. 1905 S. 188) eine Niederlassung, genannt Tareibeh[2]) mit terrassenförmig geebnetem Gartenland und Wohnungsresten. Offenbar Anlage für Ölbaum oder Weinkultur. Werkstatt mit langen schmalen Messern, breiten Blattformen, Kernen und Behauspänen.

Tell Milh, nach Bracht alte Wohnungen entlang einer trocknen Bachrinne. Steingeräte, besonders ein beilartiges, angeschliffenes, und Abfälle.

Bāb el-Wadi an der Strasse Jaffa—Jerusalem beim Eintritt ins Gebirge. Zwischen den Ruinen neben Nāri-Gesteinsblöcken: Feuerstein-Schaber primitiver Art aus Natursprengstücken.

1) Vergl. Zumoffen, La Phénicie avant les Phéniciens. L'âge de la pierre. Beirouth 1900.

2) Tareibeh kann wohl kaum, wie Bracht meint, Weinberge (arabisch kerm pl. kurūm) bedeuten, sondern Gräber (von turbe, pl. turab).

Igzim im Karmel, an einem Abhange im Westen des Dorfes: Ungedengelter Mousterien-Spitzenschaber.

Räs el-ʿAin bei Schefa-ʿAmr am Wadi el-Melek in Galiläa, Messerspäne nach Germer-Durand.

ʿAin el-Emir bei Nazareth, nach Cazalis de Fondouze, Feuersteinmesser.

B. Jordantal.

Gilgal, Feuersteinmesser nach Richard.

Tell el-Mataba bei er-Räme, nach Germer-Durand Messerspäne (lames) häufig. In der Nähe Dolmen.

?Ufer des Tiberiassees, näherer Fundort mir nicht bekannt. Coups de poing.

C. Ostjordanland und östlich vom Toten Meer.

Wadi Waleh auf dem Nordufer, 10—15 Minuten östlich vom Übergang der Karawanenstrasse Kerak-Madeba. Hier fällt auf dem linken Ufer in der Talebene mitten zwischen Weizenfeldern ein imposanter Menhir von 3 *m* Höhe auf. Gegenüber steht auf dem rechten Ufer eine bis zu 10 *m* mächtige Reihe von Feuersteinbänken der Oberen Kreide an. Die über der obersten ausgeprägte natürliche Terrassenstufe liegt im Osten 2 *m* über dem Bachniveau, steigt aber flussabwärts und an einem nördlichen Quertälchen langsam bis zu 10 *m* über dem Talniveau empor. Diese Feuersteinterrasse diente augenscheinlich eine Zeit lang sowohl als Werkstatt (an ihrem Talrand), wie als Wohn- und Begräbnisplatz (gegen den Berg zu). Man beobachtet hier sowohl mehrere typische Dolmen als auch zwei Menhirs, davon einen noch aufrechten von 2,37 *m* Höhe und einen umgestürzten in drei Stücke zerbrochenen von 3,60 *m* Längenausdehnung. Unmittelbar neben bezw. unter letzterem grub ich zwei primitive, aber doch zweifellose Artefakte aus: einen zweischneidigen Schaber aus einem zerbrochenen, künstlichen, länglichen, prismatischen Abspliss (Typus 50 Schweinfurths), bearbeitet an beiden Längsseiten (Fig. 8), und einen $7^1/_2$ *cm* grossen typischen Halbkreisschaber (Typus 28 Schw.) mit grader unbearbeiteter Rückenfläche zur Fingerauflage, dazu rechtwinkliger Hinterfläche und bogenförmiger gedengelter Unterkante (Fig. 9). Prof. Schweinfurth, dem ich dieses Stück vorlegte, erklärte ihn als typischen Mesvinschaber, wie er sie im Altdiluvium des Niltales fand. Der Fund dieses Artefaktes neben oder unter einem Menhir beweist, dass er hier erst in der neolithischen, wenn nicht Bronzeperiode benutzt wurde, da diese megalithischen Monumente doch sicher nicht für älter angesehen werden dürfen. Zum gleichen Ergebnis führt die Beurteilung des Vorkommens vom geologischen Standpunkt. Die hier aufgeschlossene Feuersteinbank, auf der jener Menhir in 2—3 *m* Höhe über dem Bachbett sich befindet, war erst dann dem Menschen zugänglich, als das Tal fast so tief erodiert war wie heute. Die Haupterosion der Täler der Umgebung des Toten Meeres fällt aber erst in das oberste Pliocän

und untere und mittlere Diluvium[1]), d. h. in die eolithische und ältere paläolithische Periode. Danach könnte also frühestens die Zeit des oberen Diluviums, die mit dem jüngeren Paläolithikum zusammenfällt, in Betracht gezogen werden.

Ausser den zwei beschriebenen Werkzeugen fand ich noch in der weiteren Umgebung der Dolmen und Menhirs über dieser Feuersteinbank:

mehrere andere kleinere Halbkreisschaber des Typus 28 Schweinfurths, auch solche von rechtwinklig-dreieckiger Form (Fig. 10 und 11), sowie einen mit künstlicher Ausbuchtung an der untern scharfen Seite und vorderer Spitze ähnlich der Form, welche Bracht a. a. O. auf Taf. II Fig. 4 vom Wadi Maghara im Sinai abbildet;

einige Schaber des Typus 30 bei Schw. aus flachen, unregelmässig gestalteten, aber nicht scharfkantigen Naturscherben mit Randschärfungen;

zahlreiche kleine dicke Schaber aus rundlichen oder quadratischen Natursprengstücken mit Randschärfung, Typus 31 Schw.;

Dengler oder retouchoirs aus kantigen Natursprenglingen plattenförmiger Knollen mit Aussplitterungen an einer Kante, Typus 32 Schw.;

Pfriemspitzen bezw. Bohrer aus spitzpyramidenförmigen oder prismatischen Natursprengstücken mit Aussplitterungen an den Kanten, Typus 33 Schw.

kleine Schaber aus geschlagenen Sprengstücken mit Schlagbuckel und Randschärfungen ringsum, Typus 51 Schw.;

endlich einen echten Mousterienschaber aus einem künstlichen Abspliss, breit blattförmig oval, ganz ähnlich Brachts Taf. I, Fig. 9.

Obwohl demnach, abgesehen von dem letztgenannten Werkzeug, die übrigen alle eolithischen Charakter aufweisen, muss ich das Vorkommen im ganzen aus den angeführten Gründen für neolithisch ansehen.

Die einzelnen Werkzeugtypen haben meiner Auffassung nach als Leitformen nur eine beschränkte Bedeutung, indem sie nur die jeweilige untere Grenze der vertikalen Verbreitung markieren, nicht aber die obere. Sogenannte Mesvinientypen können nach oben bis ins Neolithikum hinaufgehen. Damit wären sie dann also keine eigentlichen Eolithe im buchstäblichen und ursprünglichen Sinne dieses Wortes mehr, sondern teilweise eher als Paläolithe bezw. Neolithe zu bezeichnen. Bisher hat man aber diese beiden letzten Worte überhaupt noch kaum angewandt in der richtigen Erkenntnis, dass die grosse Mehrzahl der Paläolithe sicher auch ins Neolithikum übergeht und eine scharfe Grenze da nicht existiert. Dagegen kann man heute wohl eine eolithische, paläolithische und neolithische Periode von einander künstlich scharf trennen und zwar entweder nach allgemeinen geologisch stratigraphischen Grundsätzen für alle Länder einheitlich oder vom rein kulturellen Standpunkt aus für jedes Land verschieden. Mit den einzelnen Artefaktentypen aber geht es genau wie

1) Vergl. Blanckenhorn: Entstehung und Geschichte des Toten Meeres. Zeitschr. d. Deutsch. Palästina-Vereins XIX, 1896.

mit den Petrefakten oder Leitfossilien und den Sediment- und Eruptivgesteinen. Diese können sich unverändert und in gleicher Beschaffenheit vertikal auf mehr Perioden verbreiten, als man ursprünglich sich vorgestellt hat, und man hat deswegen noch kein Recht, ihnen sofort für jede Periode besondere Namen beizulegen. (So nimmt man beispielsweise heute im Gegensatz zu früher das Vorkommen von echtem Granit, Gabbro, Serpentin auch im Tertiär, das von Basalt auch in der Kreideperiode an.)

Es empfiehlt sich aus diesen Gründen künftig den Ausdruck Eolith, der doch in seiner Zusammensetzung einen ausdrücklichen Hinweis auf die Zeit enthält, als Substantiv überhaupt ganz fallen zu lassen, ebenso wie man die Worte Paläolith und Neolith nicht gebraucht, und diese Worte nur adjektivisch zur näheren Bezeichnung der Perioden anzuwenden, die einzelnen Artefaktentypen aber nach dem nachahmenswerten Vorgange Schweinfurths zu klassifizieren und einzeln zu benennen ohne Rücksicht auf ihr Vorkommen und Alter.

Trümmerstätte Mareighât am Âin ez-Zerka im Südwesten von Mâ'ain. Hier sammelte Herr Prediger Sarowy von Stolp in Pommern in der Nähe von Dolmen eine Anzahl Schaber (Hohl-, Spitz- und Bogenschaber) vom Typus 51 Sch. aus absichtlich ausgeschlagenen Sprengstücken, die teilweise auch als Lanzen- oder Pfeilspitzen gedient haben mögen.

IV. Natürliche Höhlen- und Felsgrotten nach Zumoffen.
La Phénicie avant les Phéniciens.

Adlûn, halbwegs zwischen Sûr und Saida, Höhle mit früh paläolithischer Ansiedlung. Breccie mit Fäusteln vom Acheultypus; dann Moustérienspitzen, -Schaber, -Raspeln und -Scherben, bei denen nur die gewölbte Oberseite bearbeitet ist, während die mit Schlagbuckel versehene Unterseite flach und glatt blieb. Zähne von Bison, Bos, Capra und Cervus.

Antelias. Die spätpaläolithische Magdalenienstation der Höhle im Eingang des Anteliastales nordöstlich Beirut, etwa 30 Minuten von der Küste ist die reichhaltigste und interessanteste von allen prähistorischen Stationen Phöniziens. Die Höhle ist etwa 55 *m* lang und besteht aus drei Hallen. Die Eingangshalle allein enthält das Lager von Knochen und Feuersteingeräten. Die Schwelle beim Höhlenaufang ist eine Knochenbank oder Breccie, welche Feuerstein, Knochentrümmer, See- und Landschneckenschalen, Spuren von Holz, Kohle und Asche enthält. Im Hintergrund der ersten Halle ist eine ähnliche kalkige Breccie mit Kalksinterrinden auf vielen Stücken. Das ganze Lager rührt von Küchen- und Gerätabfällen her. Es enthielt unter anderem: Hämmer aus Basalt, schöne, gut gezackte Feuersteinsägen, Messer, Kerne, Schaber, Doppelschaber, Spitzenschaber, Spitzen, Späne bearbeitete Knochenpfriemen, eine durchbohrte Knochenplatte mit meisselartiger Zuschärfung, ein Geweihende, das als Lanzenspitze gedient zu haben scheint, zum Teil abgeschliffen und poliert ist, mit deutlichen Einschnitten. Die meisten der Knochenzerbrechungen

erscheinen als Wirkungen von Druck, Pressung oder Quetschung, wogegen Schlagmarken durch Beile fehlen. Eine Anzahl Knochen zeigt an der Oberfläche Ritzen und Schrammen, die auf ein Abschaben geniessbarer Weichteile mit Feuersteinschabern bezogen werden dürfen. Es sind besonders Knochen von jugendlichen, leichter zu erjagenden Tieren vorhanden. Von den Tierknochen gehören $^9/_{10}$ Wiederkäuern an, unter diesen sind am zahlreichsten Cervidenreste. Der Edelhirsch ist nur schwach vertreten, häufiger ist *Cervus dama cf. mesopotamicus* Brook und *Capreolus pygargus*, das Reh. Weiter finden sich Reste von ziegenartigen Tieren. *Capra beden*, der Sinai-Steinbock, eine ausgestorbene Art *C. primigenia* Fraas und *C. cf. aegagrus*, die Wildziege, *Antilope cf. dorcas*, die Gazelle. Nur durch vereinzelte Reste sind vertreten: *Bison priscus* oder *europaeus*, der Wisent, *Sus scrofa ferus*, *Equus caballus*, das Wildpferd, *Lepus aegyptius*, *Spermophilus sp.*, *Spalax Fritschi* Nehr., eine Blindmaus, *Vulpes alopex*, *Mustela cf. martes*, *Ursus arctos var. Syriacus*, *Felis* (*Lynx*) *chaus*, der Sumpfluchs, *Felis* (*Leopardus*) *panthera*. Diese Tierwelt aus der Zeit der alten Jägerbevölkerung weicht von der heutigen jener Gegend doch beträchtlich ab. Die Hauptnahrung jener syrischen Urmenschen waren Hirsche. Sicherlich haben aber schon seit mehr als drei Jahrtausenden Hirscharten nicht mehr die Nahrung der Küstenbewohner am Fusse des Libanon bilden können. Edelhirsch, Dammhirsch, Reh, Wisent, Wildschwein, Bär und Fuchs sind Waldbewohner[1]) und wir müssen uns wohl denken, dass bis in die Nähe der Küsten zur Zeit der Jäger von Antelias dichte Waldungen vom höheren Gebirge her sich herab erstreckten[1]). Besondere Aufmerksamkeit verdient noch die Auffindung von Menschenresten in der Anteliashöhle. Der Erhaltungszustand der in Fülle vorhandenen und überall durch die Breccie zerstreuten Menschengebeine macht es wahrscheinlich, dass die kannibalische Sitte herrschte, im Feindesgebiet gefangene oder erschlagene Mitmenschen zu verzehren. An den menschlichen Knochen finden sich Spuren der Abkratzung des Fleisches mittels der Feuersteinschaber, die in dem Höhlenschutt so zahlreich vertreten sind.[2]) Die Knochenreste besitzen anatomische Eigentümlichkeiten, die besonders bei niedrigstehenden Menschenrassen vorkommen. Richtige Rassenmerkmale sind bis jetzt nicht wahrgenommen. Es fehlen vor allem grössere Schädelteile.

Dschaita oder Quelle des Nahr el-Kelb oder Lycus, etwa 7 *km* vom Mittelmeer bei 70 *m* Meereshöhe 10 *m* über dem Flussbett. Höhle mit neolithischer Station. Nuclei, Späne, längliche Hämmer von Basalt, glatt und poliert, Ambosssteine, Messer, sorgfältig gedengelt ähnlich

1) Im Gegensatz hierzu sind allerdings die „Blindmäuse (*Spalax*) charakteristische Bewohner von Steppen, bezw. waldlosen Flächen" und „trockenes Klima ist ihnen Bedürfnis". Nach Nehrings Ansicht (Sitz.-Ber. d. Ges. naturf. Freunde zu Berlin, 15. April 1902, S. 85) dürfte das Klima am Westfuss des Libanon während der Ablagerung der Reste von *Spalax*, Gazelle, Wildpferd, Wildziege, Beden-Steinbock nicht viel anders als heutzutage gewesen sein.

2) v. Fritsch: Zumoffens Höhlenfunde im Libanon, Abh. d. naturforsch. Ges. zu Halle XIX 1893, S. 32.

ägyptischen neolithischen Messern aus dem Fajum, einseitige Sägen, feine Sileznadeln, Schaber, ein angeschliffenes cylindrisches Beil, dreikantiger Meisel mit sorgfältig geschliffener Schneide, Scherben von mit der Hand geformten Tongefässen fast ohne Verzierung. Knochenbreccie von *Ursus syriacus*, *Sus scrofa ferus*, *Bison priscus*, *Capra beden* und *primigenia*, *Cervus cf. mesopotamicus* und *C. pygargus*.

Harajel halbwegs zwischen Meirūba und Faraja am Ufer des Nahr Salīb. Höhle mit Knochenlager: *Ursus Syriacus*, *Felis spelaea*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Sus scrofa*, *Equus caballus*, *Bison priscus*, *Capra primigenia* und *Cervus elaphus*, zerbrechliche Scherben von Tongefässen mit gekreuzten Linien; keine Feuersteingeräte.

Unterhalb der Höhle eine frühneolithische Werkstatt mit Feuersteinkernen, Spitzen, Schabern und Beil, das zum Schleifen bestimmt schien.

Nahr Ibrahim oder Adonis der Alten. In den Höhlen mittelpaläolithische Station. Werkzeuge ähnlich wie am Rās es-Kelb. Moustérientypen: Spitzen dreieckig, oval oder länglich, Pfeilspitzen ohne Dengelung, Schaber, Raspeln, Späne. Knochen von Bison, *Capra primigenia*, *Cervus cf. mesopotamicus* und *Sus*.

Nahr el-Dschoz im Osten von Batrūn an der Mühle Kafr Haï. Felsgrotte (abri), Knochenbreccie unter vorspringender Felsbank.

Dreieckige, ovale und schmallänglich emesserartige Spitzen, Schaber, Bohrer, Lamellen. Knochen von *Felis*, *Ursus*, *Bison*, *Capra*, *Antilope*, *Cervus*, *Capreolus*, *Sus*, *Emys*.

V. Untergrund ausgegrabener ehemaliger Dörfer und Städte.

Neolithische und Metallzeit.

Tell el Hasi, das ehemalige Lachis. Flinders Petrie[1]) unterscheidet eine ältere „amoritische“ Ansiedlung ca. 1600—1000 v. Chr. und eine jüdische von 1000 v. Chr. an bis zum Ende des jüdischen Reichs, bei der er noch drei Unterepochen trennt. In sämtlichen Kulturschichten fand er Feuersteinwerkzeuge und zwar ohne Unterschied der einzelnen Lager. Sie gleichen den ägyptischen vor der XVIII. Dynastie, die 1545 bis 1350 v. Chr. herrschte, also vor der ägyptischen Knechtschaft der Israeliten.

Besonders häufig sind Sichelsteine[2]), wie sie F. P. in den der XII. und XVII. Dynastie angehörigen Gräbern von Kāhūn antraf. Es sind das: 1. flache Scherben von viereckiger rhombischer, quadratischer oder ungleichseitiger Form, auf der Unterseite flach, nur mit dem Schlagbuckel und konzentrischen Ringen, auf der Oberseite bearbeitet mit Zuschärfung an drei Kanten, von denen eine, die Schneide besonders fein gezähnelt ist. Die beiden anderen gedengelten Kanten quer dazu erscheinen mehr

1) Flinders Petrie, Tell el-Hesy (Lachisch) London 1891. Taf. X.

2) J. de Morgan, Recherches sur les origines de l'Égypte. L'âge de la Pierre et les métaux. Paris 1896 p. 433, Fig. 247. — Rob. Munro, Prehistoric Problems. Edinburgh a. London 1897, p. 311—314. Fig. 105—107.

einfach gradlinig abgestutzt. Die vierte Hinterkante ist am wenigsten bearbeitet. Sie wurde in die Spalte des Holzes eingeklemmt. Von solchen vierkantigen Stücken wurden mehrere hintereinander gereiht.

2. Das Endstück dieser Reihe war rechtwinklig dreieckig, mit der Hypotenuse als feingezähnelter Schneide.

3. Eine zweite Art Sichel setzte sich aus schmaleren parallelseitigen einseitig gezähnten Messerklingen zusammen. Beachtenswert ist die Erscheinung, dass die Partie an den Schneiden bei allen Sichelstücken auffällig glänzt wie von einem Lacküberzug, während die ganze übrige Oberfläche, die durch das umgebende Holz geschützt war, matt blieb. Dieser Umstand hängt offenbar mit der Abnutzung und der besonderen Art des Gebrauchs zusammen und findet seine einfachste Erklärung in der Tatsache, dass Cerealien wie alle Gräser in den Epidermiswänden ihrer steifen, harten Halme und Blätter viel Kieselsäure führen, welche den Feuerstein im Laufe der Zeit glätten und polieren muss. Dieselbe Wirkung eines fettglanzartigen Oberflächenglanzes kann ja auch in der Natur wenigstens bei manchen Feuerstein- oder Hornsteinkieseln durch Sandgebläse oder windbewegten Sand hervorgerufen werden oder künstlich durch Anschleifen und Polieren mit hartem feinem Smirgel.

Ausser den Sichelsteinen sind noch zu nennen schmale, messerartige und breitere Schaber, die nach Flinders Petrie namentlich zum Abschaben und Glätten der Oberfläche der Säulen und Mauersteine dienten.

Abu Schüsche, das alte Gezer. Im Gegensatz zu Lachis' nimmt Macalister[1]) für Gezer noch eine voramoritische spätneolithische Besiedelung als älteste (ca. 3000—2000 v. Chr.) an, die der Troglodyten, welche künstliche Wohnungen in den Hügel eingruben und an Werkzeugen nur Feuerstein- und Knochengeräte besassen. Die auf dem Tell gefundenen Feuersteinobjekte gleichen denen von Tell el-Hasi.

So verdanke ich Hrn. Macalister einige Sichelsteine, die, wie ich nachträglich herausfand, sich zu einer Sichel aneinanderreihen liessen und möglicherweise auch zusammengehörten. Ich bilde sie als Fig. 12 ab.

Hr. Konservator E. Krause nahm in entgegenkommender Weise die Gelegenheit wahr, von diesen Stücken Gipsabgüsse für das Kgl. Museum für Völkerkunde und dann nach den von de Morgan[2]), Flinders Petrie und Munro[3]) gegebenen Abbildungen der alten ägyptischen Sicheln ein Holzmodell herstellen zu lassen, denen die entsprechend gefärbten Abgüsse eingefügt wurden (Fig. 16). Eine der schönen Ernteszenen auf den Wänden der Grabkammer der berühmten Mastaba des Ti in Sakkara[4]) gibt uns Aufschluss über die Art des Gebrauchs dieser

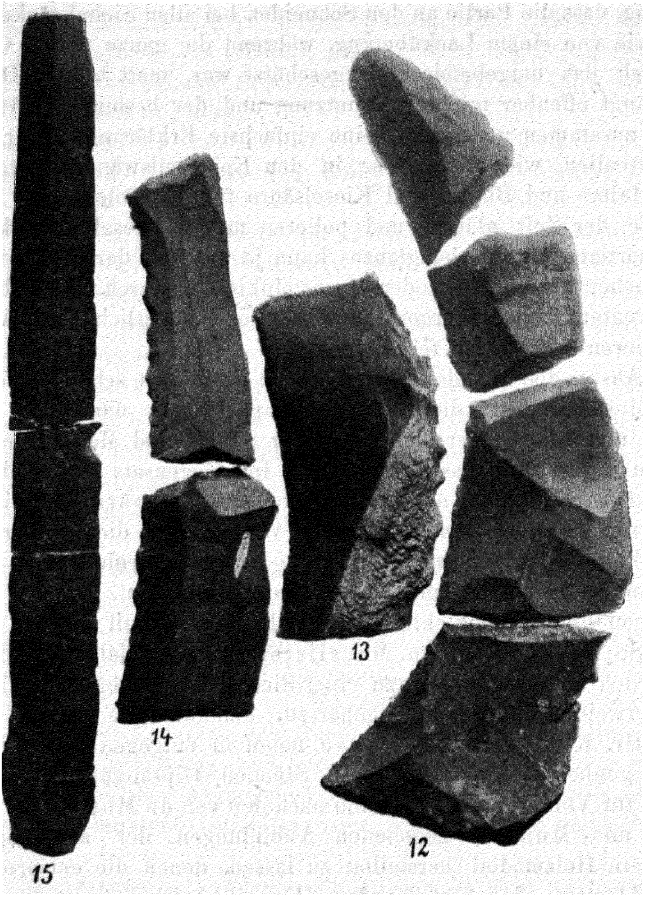
1) Stewart Macalister, First Quarterly report of the excavation of Gezer. Palestine Explor. Fund. Quarterly Stat. for 1902, p. 324 pl III und Second quart. report on the excav. Ibidem 1903, p. 8—13.

2) Morgan, J. de, Recherches sur les origines de l'Égypte. L'âge de la Pierre et les métaux. Paris 1896, p. 453, Fig. 247.

3) Munro, Rob., Prehistoric Problems, Edinbourgh a. London 1897, p. 311—314, Fig. 105—107.

4) Vergl. die Abbildung in Bädekers Ägypten. Handbuch f. Reisende. 5. Aufl. Leipzig. 1902, S. 145.

grossen Sicheln. Sie dienten keineswegs als Sensen, sondern es wurde mit der linken Hand ein Büschel Ähren erfasst und dann mit der rechten, welche die Sichel führte, abgeschnitten. Herr E. Krause ist geneigt anzunehmen, dass die Schneiden der Sichelsteine zuerst messerscharf und ungezähnt waren und erst als diese empfindliche dünne Schneide durch den Gebrauch starke ungleich tiefe Scharten erhalten hatte und ab-



etwa $^1/_2$ nat. Grösse.

Fig. 12 und 13 von Gezer, 14 und 15 von Tell Taannek, 12–14 Sichelsteine aus Feuerstein, links die Schneide, 15 langes prismatisches Messer.

gestumpft war, wurde der breiter gewordene Rand durch gleichmässige, feine, künstliche einseitige Absplitterungen wieder zugeschärft und so zugleich mehr oder weniger sägeartig.

Ein zweiter grösserer gebogener Sichelstein (Fig. 13) blieb bis jetzt ohne Analogie. Die Partie an der leicht konkaven gezähnten Schneide zeigt besonders auf der flachen glatten Unterseite den oben erwähnten, auf die Benutzung zum Getreideschneiden zurückzuführenden Lack-

glanz und zwar genau bis zur Mitte der Fläche bis zu einer graden Begrenzungslinie. Die konvexe Hinterseite ist für einen Holzspalt etwas dick und hoch. Man erkennt am Aussenrand einige künstliche grobe Zähne mit 8—10 *mm* gegenseitiger Entfernung. Die kurze untere Querseite ist einfach abgestutzt, die obere scharf messerartig. Vielleicht bildete sie das Ende der Sichel und es lag hier kein dreieckiges Endstück mehr an.

Macalister führt noch als Feuersteinobjekte von Gezer an: eine dreikantige Ahle, eine kleine kurze Pfeilspitze, Messerspäne, Schaber mit aufgezeichneter ganz roher Tierfigur, dann zahlreiche durchbohrte eiförmige Kugeln aus Quarzit und anderem Gestein, die als Stabköpfe oder Spindelwirteln dienten, endlich ein Beil aus Sandstein.

Tell Taannek[1]) in der Ebene Jesreel. Hier ist die älteste Kulturschicht wieder wie am Tell el-Hasi amoritisch-kanaanitisch (von 2000 v. Chr. an) und enthält bereits Bronze neben Feuerstein- und Knochengeräten. Die Silexgeräte beschränken sich auf Messer und Pfeilspitzen. Unter den zweischneidigen Messern zeichnen sich einige durch erstaunliche Länge und gute Erhaltung aus; alle Eigentümlichkeiten, die Schlagfläche, Schlagbuckel, Schlagkegel, Schlagnarbe und die konzentrischen Ringe sind vortrefflich zu erkennen, als wären die Klingen gar nicht benutzt. Die kunstgerechte Absplitterung dieser so regelmässigen idealen Klingen lässt auf eine in dieser Arbeit geschickte und geübte Hand schliessen. Das längste dieser Messer misst 21 *cm* Länge bei 23 *mm* Breite und 4—5 *mm* Dicke (Fig. 15).

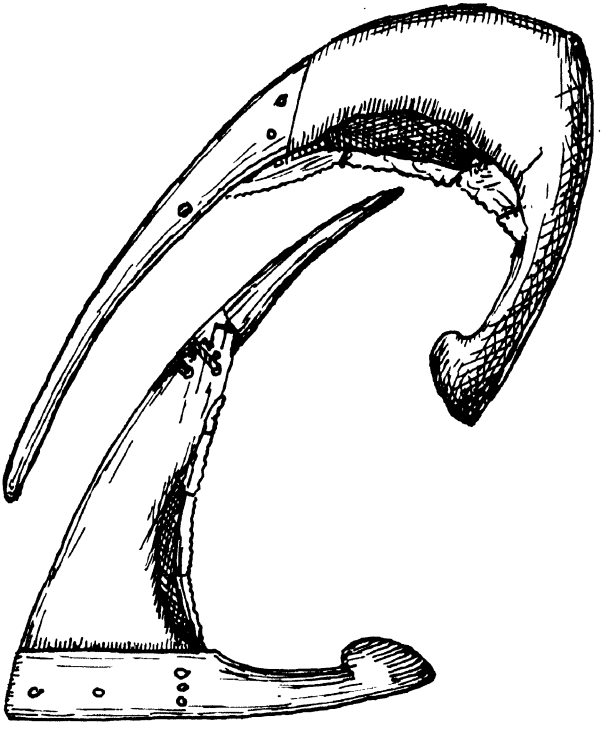
Zwei andere mir aus der Sammlung Sellins vorliegende kürzere Klingen (Fig. 14), die auf einer Seite mit Sägezähnen versehen waren, zeigen an dieser Schneide den nach obiger Ausführung für die Getreidesicheln charakteristischen Lackglanz. Auch zu diesen Sichelsteinen von Tell Taannek wurde von Hrn. E. Krause in sehr geschickter Weise ein passendes Holzmodell hergestellt und zwar nach dem Muster der Sicheln aus der XVII. Dynastie Ägyptens (s. Fig. 17).

Sonstige Steininstrumente fehlen auf Tell Taannek. Die Silexgeräte fanden sich am häufigsten geradezu massenhaft in den tiefsten Schichten, die der Bronzezeit von 2000—1300 angehören, in der folgenden sind sie schon vom Eisen überflüssig gemacht und nur spärlich vertreten. In der obersten arabischen Schicht fehlen sie so gut wie ganz. Einen Wechsel in der Form konnte Sellin nach den Schichten nicht feststellen, ein- und zweischneidige Messer fanden sich in allen gleichmässig. Höchstens könnte man sagen, dass gerade die tiefsten Schichten die zierlichsten Formen und die längsten Exemplare enthielten.

Tell el-Mutesellim, das ehemalige Megiddo. Diese vom Deutschen Palästina-Verein unter Leitung der Herren Ingenieur Schumacher und Dr. Benzinger ausgeführten Ausgrabungen sind noch nicht abgeschlossen, so dass es noch unsicher ist, ob hier wie bei Gezer unter den Kultur-

1) Sellin. Tell Ta'annek. Denkschr. d. phil. hist. Klasse der k. k. Akad. d. Wiss. Wien. L. Bd., IV. Abt., 1903.

schichten des frühen Bronzezeitalters noch eine wirkliche neolithische Schicht auftritt. Von Feuersteingeräten sind aufzuführen ganzrandige, parallelseitige Messer, zweischneidige zugespitzte Sägen ähnlich solchen aus Ägypten, Bohrer, Pfeile, Meisel, Kernsteine, Sichelsteine. Der Feuer-



16

17

$^1/_4$ nat. Grösse.

Fig. 16 und 17 ägyptische Sicheln von Kahun (Nachbildungen); Fig. 16: XII. Dynastie. E. Rob. Munro, Prehistoric Problems S. 312 Fig. 105 (nach einer Photographie von F. C. J. Spurrel Esqu., Notes on early Sickles. Archaeological Journal Bd. XLIX, p. 53). Fig. 17: XVII. Dynastie, nach Munro S. 314 Fig. 107.

stein liegt in vier Arten vor, einer schwarzen, grauen, blonden und violetten. Aus Basalt sind namentlich Handmühlen, Reibsteine und Gewichte hergestellt.

Nach der so gegebenen Übersicht über die wichtigsten bisherigen Einzelfunde bezüglich der Steinzeit und der Feuersteinartefakte in Syrien wird es uns möglich sein, mit einigem Vorbehalt schon 10 verschiedene Phasen in der älteren Menschheitsgeschichte Syriens bis zur Zeit Christi mehr oder weniger klar auseinanderzuhalten, von denen 6 der Steinzeit, 4 der Metallzeit angehören.

I. Eolithische Periode während des Oberpliocäns und Unterdiluviums, d. h. während der Hauptpluvialzeit, zu deren Beginn sich erst der Einsturz der syrischen Gräben des Ghôr, der Bekâ'a und des Ghâb vollzog. Im Ghôr oder Jordantal bildete sich dann alsbald ein grosser Binnensee, der sich in meridionaler Richtung über mehr als 2 Breitengrade ausdehnte. An der südpalästinensischen Küste stand das Meer ungewöhnlich hoch, im Süden in Idumäa bis zu 300 *m* über dem heutigen Stand, nach Norden hin nahm es bis zum Karmelvorsprung allmählich an Höhe ab. So bedeckte es damals sicher die heutigen Küstenebenen Schephela und Saron. Die Existenz des Urmenschen in dieser unruhigen, an Gebirgsbewegungen und Niederschlägen ungewöhnlich reichen Zeit in Syrien, einem Lande, das zur Besiedlung wenig geeignet gewesen sein mag, weniger jedenfalls, als die Wüsten Nordafrikas, insbesondere die Libysche Wüste und Innerarabien, ist noch mehr als zweifelhaft und durch keinen ganz sicheren Fund bewiesen. Es können eigentlich nur die Hochplateaus des Ostjordanlandes, so z. B. zwischen Ammān, Mschatta, Kerak, Mādebā und Hesbān und die syrische Wüste oder Steppe in Betracht kommen. Hier wäre weiter nach Eolithen vom Typus 1—51 Schweinfurths zu suchen, wie ich solche Funde ja oben bereits angeführt habe.

II. Älteres Paläolithikum oder Chelléen im weiteren Sinne. Erst in dieser Zeit rückte der Mensch nach Westen und zwar möglicherweise schon bis zur Küste vor. Ihr fällt wahrscheinlich die Werkstatt von Akbīje an der phönizischen Küste zu, vielleicht auch die Station in der Höhle bei Adlūn, sicher aber ein grosser Teil der Funde auf der Höhe des Westjordanlandes innerhalb Judäas bei Sūr Bāher, Ebene Rephaim, Mons Skopus, Tell en-Nasbeh, el-Bīreh, im Ostjordanland am Berge Hōr bei Petra, wohl einige Funde im Lande Moab und Ammon, endlich Der'at.

III. Mittelpaläolithische Periode oder Moustérien und unteres Solutréen oder Eburnéen, zeitlich dem letzten grossen Interglazial der deutschen Geologen entsprechend. In dieser klimatisch begünstigten Periode, in welcher wir auch bei uns im nordischen Deutschland die ersten ganz zweifellosen Spuren des Menschen beobachten, drang der Urbewohner Syriens in die Täler ein und breitete sich schon an der Meeresküste aus, die er vielleicht, d. h. wenn die beiden vorhin erwähnten Vorkommen von Akbīje und 'Adlūn nicht doch älter sind, überhaupt zum ersten Male betrat. Der grössere Teil der paläolithischen Stationen Phöniziens gehört sicher hierher, so die Ansiedlungen am Nahr Beirūt im Osten der heutigen Stadt Beirūt und am Rās el-Kelb, dann die Höhlenstationen am Nahr Ibrāhīm und Nahr el-Dschōz. Von hochgelegenen Orten könnte man dieser Periode etwa die Vorkommnisse von Scha'fāt, nördlich Jerusalem, und von es-Ṣalt zurechnen. Von Werkzeugen herrschen Moustérientypen, Nuclei und Späne vor, vereinzelt sind Solutrétypen, dazu kommen die ersten Knochengeräte, Nadeln usw. Die Säugetier-Fauna dieser Zeit besteht aus *Rhinoceros tichorhinus*, *Bison priscus*, *Bos*

primigenius (?), Cervus dama cf. mesopotamicus, Cervus elaphus, Capreolus pygargus, Capra primigenia, C. beden, Antilope cf. dorcas, Sus scrofa, Equus caballus, Ursus Syriacus, Felis sp.

IV. Spätpaläolithische Periode oder Magdalénien während des jüngeren Diluviums oder der letzten Eiszeit. Die einzige hierhergehörige Station ist die wichtige in der Höhle am Nahr Antelias, bei welcher wir bereits vermehrte Herstellung von Knochengeräten wahrnehmen. Hier erscheinen zum ersten Male auch Menschenknochen, die von Kannibalenmahlzeiten herrühren. Der Mensch war Jäger. Die Fauna war die gleiche Waldfauna wie in der vorhergegangenen Periode, doch ohne *Bos primigenius* und *Rhinoceros*, dafür einigen weiteren Raubtieren und dem ersten Büffel.

V. Frühneolithische Periode, etwa 10 000—5000 v. Chr.[1]) Erstes Auftreten der geschliffenen Steinwerkzeuge, speziell von Beilen und Meisseln, und der Töpferei als Handarbeit, ohne Benutzung der Drehscheibe und ohne Verzierungen. An der Küste Werkstätte an der Mündung des Nahr Zaharāni und auf dem Rās Beirūt; obere Station auf dem Rās el-Kelb. Im Libanon Höhlenbreccien bei Dscha'ita am Nahr el-Kelb und Harajel am Nahr Salib. Aus dem Bergland könnte man vielleicht als Fundort hierher rechnen den Berg Nebo im Ostjordanland und Chān Lubīje in Südgaliläa. Die Fauna ist merkwürdigerweise noch genau die gleiche wie in der paläolithischen Zeit: *Ursus syriacus, Sus scrofa, Bison priscus, Bos primigenius, Capra primigenia* und *beden, Cervus elaphus*, sogar *Rhinoceros tichorhinus (?)*.

VI. Spätneolithische Periode, etwa 4000 (?5000) bis 2000 (2500) v. Chr. Erster Ackerbau (Getreidebau) und Viehzucht. Erste Ansiedlungen an festen Plätzen in den Ebenen. Wohnungen: Gruben im Erdboden, künstliche Höhlen in weichem Gestein, natürliche Grotten erweitert mit Hilfe von Steinmeisseln; Übergang von Höhlenwohnungen in Steinbau, Errichtung von Erdwällen im Umkreis der Wohnungen. Geräte nur aus Stein (prismatische Messer, Sägen, Schaber, Sicheln, geschliffene Beile und Meissel) und Knochen. Haustiere: Schaf, Kuh, Schwein, Ziege und vielleicht Esel. Die Schweine dienen zu Opferzwecken. Sitte der Leichenverbrennung. Megalithische Denkmäler in Tälern und auf den Hochplateaus: einzelne Malsteine oder Menhirs (unbehauen), Dolmen, Kromlechs, Steinhaufen (Cairns), Pfannenlöcher auf Felsen.

Rasse: vorsemitisch vorkanaanäisch, hamitisch(?). Die sogen. Riesengeschlechter: Hōrīm (? = Höhlenmenschen, oder vielleicht identisch mit der ägyptischen Bezeichnung Charu, d. h. den vom Lande Char, Hōr) am Gebirge Seir (Berg Hōr) und in Idumäa bis zu der höhlenreichen Gegend von Bēt Dschibrin (= Haus der Starken). Gebalena (= Bergbewohner)

1) Dürfte zeitlich nicht der eigentlichen Neolithischen Periode in Deutschland entsprechen, sondern einer etwas früheren Zeit, nämlich der ganzen langen Übergangszeit vom Paläolithikum ins Neolithikum, der Ancylus- oder ersten postglazialen Wald- und Torfstufe und der Zeit der Kjökkenmöddinger oder Litorina-Eichen-Stufe oder zweiten postglazialen Wald- und Torfstufe.

(möglicherweise identisch mit den Mentu = Bergvolk der ägyptischen Texte) im Süden Palästinas, nach Eusebius nur ein anderer Name der Hōrīm, ?Avviter in der Nähe der Stadt Gaza, Enakim (= die Langhalsigen) in Judäa, Pheresiter (= Bewohner des platten Landes) in Samaria. Östlich vom Jordan die Emim (d. i. die Schrecklichen) im Lande Moab, Samsummim im Lande Ammon, Rephaim im Hauran. An der phönizischen Küste Gibliter (= Bergler) und babylonische Semiten (erste semitische Bevölkerungsschicht in Phönizien).

Erste Städtegründungen: Gebal (Byblos, heute Dschebail), Sidon und Tyrus an der phönizischen Küste, Megiddo, Gezer, Gaza, Hebron, die sagenhafte Pentapolis am Toten Meer, Kirjathaim, Astarot-Karnaim, Edre'ī (Derā'a), Salcha, Damaskus.

Dieser Periode fallen, abgesehen von der untersten Kulturschicht der Ausgrabungen von Gezer, namentlich die Vorkommnisse megalithischer Denkmäler ausserhalb der eigentlichen Städte zu. Zahlreich sind sie vertreten im Ostjordanland (Wadi Waleh, 'Ain Zerka, Manfumieh[1]), Berg Nebo, Hesbān usw. usw.), dann auch im unteren Jordantal, im Ḳōr es-Sēsabān und an der Einmündung des Jabbok. Weniger bekannt ist, dass sie vereinzelt auch im Westen des Toten Meeres und Jordans auftreten. So sah ich selbst zwei echte Menhirs am Wege von Jerusalem nach Engidi südöstlich von Thekoa.

Von einzelnen Feuersteinfunden könnten hierher gerechnet werden diejenigen von Tell Milh, Gilgal, Wadi Waleh, Mareghat, Manfumieh.

VII. Bronzeperiode 2000 (2500) bis 1250 v. Chr. Semitische, vorisraelitische Rasse der Amoriter, Phönizier (von 2500 an) und anderer Kanaaniter sowie der (alarodischen) Hethiter, letztere besonders von 1500 v. Chr. an. Ausserdem auch noch zwischen ihnen die Nachkommen der früheren Ureinwohner, der Riesengeschlechter Rephaim, Enakim, Emim[2]) usw., welche erst von den Israeliten endgiltig vertilgt wurden. Ägyptische, babylonische und ägäische Kultureinflüsse. Geräte aus Bronze, Kupfer, Knochen und Stein. Rote, rauhe, gekämmte Tonscherbe; Lappenschüsseln, schraffiert und bemalt. Krüge, überwiegend flach, rundbauchig. Steinsäulen oder Massēben (standing stones), behauen und in Reihen gerichtet als erste Tempelanlage. Menschenopfer. Kultur des Ölbaumes und Weins.

Älteste Kulturschichten von Tell el-Hasī und Tell Ta'annek. Ausserhalb der Städte auch in dieser Zeit noch Errichtung von Menhirs, Dolmen, Steinkreisen.

VIII. Beginn der Eisenzeit 1250—1050 v. Chr. Zweite semitische Völkerschicht Palästinas: Philister (? = Pelasger), Edomiter, Israeliten, Moabiter und Ammoniter. Beginn des Eisengebrauchs, Bronze herrschend, Feuerstein noch sehr gemein (die gleichen Werkzeuge wie in der Bronze-

1) Vgl. Lartet, La Mer Morte, p. 227.

2) Die Emim im Lande Moab wurden z. B. noch zu Abrahams Zeit, d. h. etwa um 1940 v. Chr. bei ihrer Hauptstadt Kirjathaim, jetzt Kurajat am Dschebel Attarus, von dem Elamiter Kedor Lahomer geschlagen.

zeit). Phönizische Kultureinflüsse. Weissgraue und olivfarbige Tonscherben mit dem Leitermotiv. Fusslose, spitz zulaufende Henkelkrüge. Bauchige Krüge mit langem schmalem Hals und mit Fussplatte, Tonlampe mit Schnauze.

Erste jüdische Kulturschicht der Ausgrabungen von Lachis, Gezer usw. Grab Josuas in Tibna(?).

IX. Zeit des Israelitischen Königtums. Beginn der historischen Zeit 1050—600 v. Chr. Eisen, Bronze noch gemein, Feuerstein noch häufig. Weissgraue, blaugraue und rote Scherben, schwarz und tiefrot bemalt mit Wellenlinien und geometrischen Linienornamenten. Lampen und Trinkschalen.

X. Zeit der Fremdherrschaften und der Makkabäer 600—0 v. Chr. Babylonische, Persische, Griechisch-Syrische Herrschaft und Makkabäer. Griechische Kultur. Eisen vorherrschend. Bronze nur für Ornamente, Gold für Schmuck, Feuerstein sehr selten. Tonscherben schwarz, glänzend gefirnisst. Sogenannte Tell Sandahannah pottery. Lampen und Trinkschalen verschwinden. Erster Gewölbebau.

Diskussion.

Hr. Ed. Krause: Die Abnutzung der von Hrn. Blanckenhorn vorgelegten sägenartigen Feuersteine zeigt, dass sie als Schaber für Tongefässe oder für Marmorsäulen nicht benutzt sein können, denn dann müssten sich vor allen Dingen erst die Zähne abgeschliffen haben, da das Material, das zu schaben oder zu schleifen ist, an die grosse Fläche garnicht herankommt, sondern in senkrechter Richtung zu dieser wirkt. Die von Hrn. Blanckenhorn vorgelegten Steine sind meiner Ansicht nach sicher Sichelsteine, ihre Abnutzungsspuren beweisen das augenfällig. Wir sehen zunächst die stärkste durch Abnutzung entstandene Politur nächst der Schneide auf der breitetsten Fläche der einzelnen Steine, also, wenn man die einzelnen Steine nach ihrer Entstehungsart als Bruchstücke von prismatischen Messern ansieht, auf der beim Abspleissen des prismatischen Messers zuletzt entstandenen, breitesten Spaltfläche. Fast gleich stark ist die Abnutzungspolitur an den Zähnen der schneidenden Kante, weniger stark auf der daran grenzenden nächsten Fläche, welche vor der Zähnelung mit der zuerst genannten breitesten Fläche des prismatischen Messerstücks die Schneide bildete. Auf dieser weniger abgenutzten Fläche zeigt ausserdem die Politur gewissermassen eine Art Schattierung; sie geht von der Schneide aus von ziemlich hohem Politurglanz allmählich in die matte Bruchfläche über und ist zugleich schmäler und in ihrem glänzendsten vorderen Teil doch nicht ganz so glänzend, als der polierte Teil der Hauptfläche. Das erklärt sich so: Beim Schneiden von Getreide reibt der ganze Querschnitt der stark kieselhaltigen Strohhalme zunächst an den Zähnen, welche den Halm durchschneiden, dann auf die nach unten sitzende Hauptfläche des Messers, während auf die Oberseite nur ein kleiner Teil des Querschnittes der abgeschnittenen Halme reibend wirkt, da die oberhalb des Sichelmessers befindlichen abgeschnittenen Halmteile von der wenn auch nur etwa 1—2 *mm* starken Zähnelung bei Seite ge-

drückt werden, so dass der kreisrunde Querschnitt jedes Halmes nur mit einer kleinen Stelle seines Umfanges auf die obere, schneidenbildende zweite Fläche reibt. Die Kittmasse des Sichelmessers drückt die oberen abgeschnittenen Halmteile, die vom Schnitter in der linken Hand gehalten werden, noch mehr zur Seite, so dass je mehr nach hinten die Reibung immer geringer wird und somit die „Schattierung" erzeugt. Ganz das gleiche, nur noch ausgeprägter, sehen wir an unsern modernen Sensen, wie jeder Schnitter weiss. Auch hier wird die untere Fläche der Klinge durch die Stoppeln ganz blank poliert, während die abgeschnittenen, sofort umfallenden Halme auf die Oberfläche einen bedeutend geringeren, meist gar keinen reibenden Einfluss ausüben, so dass sich dort sogar Teile von abgeschnittenen Grashalmen und Kräutern, mit etwas Erde vermischt, festsetzen.

Bei einer Säge, für welche man diese Steine auch wohl ansprechen könnte, müsste diese Abnutzungspolitur auf beiden Seiten gleich sein, da ja die durchschnittenen Fasern des Holzes, Horns oder Knochens auf beiden Seiten stehen bleiben und so auf beide Seiten gleich stark reibend einwirken.

Die eigentümliche Form der Holzkörper der Sicheln, namentlich die lange Spitze, erklären sich aus der aus alten ägyptischen Bildern hervorgehenden Handhabung der Sicheln. Der Schnitter steht am Getreide, er greift mit der Sichel in bogenförmiger Bewegung in dasselbe hinein und holt so mit der Sichel ein Bündel Halme zusammen, welches die linke Hand dicht unter den Ähren zusammenfasst, worauf durch Zurückziehen der Sichel die Halme unterhalb der Hand durch die Steinmesser abgeschnitten werden, in ganz gleicher Weise wie bei uns an Chausseeböschungen und auf anderem unebenen Terrain oft Gras oder auch Schilf usw. mit der Sichel geschnitten wird. Es ist möglich, dass diese Steine zunächst als einfache gespaltene prismatische Messer gebraucht worden sind. Nachher sind dann diese Schneiden gedengelt oder retouchiert worden; das sind solche Stücke, wie sie hier vorliegen, namentlich das eine lose. Die Retouche oder Dengelung, besser Nachschärfung, hat sich dann wiederholt, und schliesslich sind die Steine so stumpf geworden, dass man sie garnicht mehr zum Mähen gebrauchen konnte, und solche Stücke werden die sein, von denen Hr. Blanckenhorn eines hier vorgezeigt hat.

Nun möchte ich noch Einiges über die Eolithen sagen und zwar im Einverständnis mit Hrn. Hahne. Der Ausdruck Eolithe lässt sich scharf vorläufig nur lokal definieren für die Länder, welche nicht vereist waren (s. unten). Man hat jetzt oft, in Missdeutung besonders unserer ersten deutschen Veröffentlichungen über Dinge, die den belgischen Eolithen tatsächlich analog sind (ohne dass die Geologen, ebensowenig wie wir, uns Auskunft über die Parallelisierung der Schichten geben konnten) als Unterschied zwischen Eolith und Paläolith nämlich folgendes angegeben:

Eolith sei im allgemeinen ein Steingerät, das nur Spuren der Abnutzung zeigt oder höchstens noch, wenn die Abnutzung einer Kante zu weit vorgeschritten war, die von französisch sogenannten Retouchen,

deutsch Dengelung (schlechte Bezeichnung) oder Schartelung oder Nachschärfung (Rutot). Die Absicht der Formgebung für das Gerät sei nicht erkennbar. Ja das gilt aber wohl nicht allgemein, denn dann sind viele Tertiärstücke von Puy Courny und Puy Boudieu keine Eolithe mehr; denn es ist kaum daran zu zweifeln, dass Stücke wie die Doppelschaber mit Mittelspitze wenigstens zum Teil absichtlich in ihre Form gebracht sind. Der Umstand, dass ganze Reihen solcher Geräte von fast ganz gleicher Form und Grösse aufgefunden wurden, ist meiner Auffassung nach beweisend dafür. Ausserdem sind diese Fundstücke aus dem Cantal z. T. technisch von höherer Vollendung, als spätere belgische und norddeutsche Diluvialfunde. Rein nach der Form sind die Eolithe aber noch weniger zu unterscheiden von den Paläolithen und Neolithen, denn es können und müssen die eolithischen Formen in den späteren Abschnitten der Steinzeit immer wieder vorkommen, da, abgesehen davon, dass viele der späteren Geräte in den Vorstufen ihrer Zubereitung die eolithischen Formen und Arbeitsweisen durchlaufen müssen, auch in späteren Zeiten Arbeiten, wie die in eolithischer Zeit, verrichtet wurden, die naturgemäss darauf führten, sich derselben Geräte in derselben Form, Grösse und etwaigen Bearbeitung zu bedienen, wie in eolithischer Zeit.

Wir sehen also, dass weder inbezug auf Technik noch auf Form der Begriff Eolith im Sinne des Manufaktes aus eolithischer Zeit heute schon klar zu umgrenzen ist. Ebenso ist ja aber auch nicht jedes paläolithische Gerät von jedem neolithischen zu unterscheiden. Es bliebe also, als für unsere Gegenden event. massgebend, die Abgrenzung nach stratigraphischen Gesichtspunkten. Wie alt aber die meisten unserer Diluvialfunde, die ja in der grössten Mehrzahl nicht auf primärer Lagerstätte gefunden werden, wenn nicht etwa irgendwo in interglazialen Süsswasserkalkschichten oder der gleichen Epoche angehörenden Steppenstraten in primärer Lage befindliche Kieselmanufakte entdeckt werden, ist nicht zu sagen, da sie ebenso gut interglazial wie vorglazial, also tertiär sein können. Man ersieht hieraus, dass auch stratigraphisch die Endgrenze der eolithischen Periode zurzeit nur für nicht vereist gewesene Landstriche festzustellen ist.

Hier allein ist nun also die Bezeichnung Eolith gerechtfertigt und besagt dort für die Fundstücke einfach die Zugehörigkeit zu einer vorpaläolithischen Zeit im archäologischen wie geologischen Sinne (Tertiär und Altdiluvium). Für die vereist gewesenen Gegenden ist er nicht anwendbar; wir würden hier vorläufig besser nur von vorneolithischen im Gegensatz zu neolithischen Fundstücken reden, bis an der Hand der archäologischen Forschungen in „nicht vereisten“ Ländern der Begriff der eolithischen Kulturperiode schärfer definiert sein wird und für „vereiste“ und „nichtvereiste“ Länder die geologische Parallelisierung feststeht.

Die Funde von Taubach sind die geologisch ältesten in Deutschland in primärer Lage. Ihr Stratum ist überdeckt von Diluvialschichten, welche inbezug auf den Zeitpunkt ihrer Entstehung viel ältere Kieselmanufakte führen können, die irgendwo von ihrer ursprünglichen Lagerstätte aufgenommen und wahrscheinlich nicht bloss einmal, sondern mehrmals umgelagert sind. Wir würden also hier den Fall vor uns haben, dass ältere

Manufakte über jüngeren liegen. Wie soll das nun klar bezeichnet werden? Wir sind der Meinung, dass man bei uns vorneolithische Funde zunächst nur dadurch näher bezeichnen sollte, dass man hinzufügt, von welchem Fundort und aus welcher Schicht die Steine stammen. Wir müssen aber natürlich das Vorhandensein einer eolithischen Periode nach allem, was in letzter Zeit bekannt geworden ist, als feststehend betrachten, müssen aber Geduld haben, bis in stetiger Zusammenarbeit von archäologischer und geologischer Forschung Klarheit geschaffen wird über die Sonderung und Verteilung vorneolithischer Kulturstufen nach allen Richtungen hin. Stichworte wie Eolith, Paläolith, Neolith sollten ganz vermieden werden, da sie in ihrer Mehrdeutigkeit nur Verwirrung anrichten.

Hr. v. Luschan: Wenn ich recht verstanden habe, wird hier angenommen, diese „Sägen" seien ursprünglich Messer gewesen, die nur nachher „schartig" geworden sind?

Hr. Ed. Krause: Deren Schneide bei der Arbeit stumpf geworden und nachgeschärft ist.

Hr. v. Luschan: Das glaube ich nicht. Ich bin sicher, dass es von vornherein Sägen waren. Übrigens gibt es jetzt noch in ganz Nordafrika von Ägypten bis nach Tunis sägeförmig gezähnte Sicheln; das waren nicht etwa erst Messer, die dann beim Gebrauche schartig geworden sind, sondern es sind von Haus aus richtige Sägen.

Die Kieselgeräte, die hier vorgelegt wurden, sind viel zu sorgfältig und ebenmässig gearbeitet, als dass man ihre Zahnung für zufällig entstanden halten dürfte.

(10) Hr. Lehmann spricht über

die im Kindbett gestorbenen Frauen und die Götter der Lust in der mexikanischen Mythologie.

Der Vortrag wird später erscheinen. —

(11) Hr. Gustaf Kossinna überreicht die folgende Mitteilung

zum Goldfunde von Sköfde.

Die Mitteilung des Hrn. Finn über den grossen Goldfund von Sköfde in Westergötland (oben S. 365f.) bedarf einer Berichtigung. Dieser Fund von insgesamt 7,60 *kg* wurde, wie mir Hr. Almgren schon vor längerer Zeit geschrieben hat, Ende November 1904 gemacht. Die Ringe der beiden Ketten sind teilweise Spiralringe, also Geldmasse, und alle bis auf einen unverziert. Die Verzierungen dieses einen Ringes bestehen aus eingeschlagenen Halbmonden und S-förmigen Figuren, wie sie charakteristisch sind für die in Skandinavien so zahreichen und auch in Norddeutschland hie und da auftretenden grossen goldenen Halsringe des 5.—6. Jahrhunderts nach Chr., die entweder in einem Stück hergestellt oder häufiger zweiteilig sind.

Solche S-Figuren zeigt z. B. der einstückige Halsring vom Limfjord in Nordjütland (Vilh. Boye, Oplysende Fortegnelse usw. Kjøbenh. 1859

S. 64 Nr. 362 Abb. = Worsaae, Nord. Oldsager Fig. 432; S. Müller, Ordning, Jernalderen Fig. 562) und ein ähnlicher holsteinischer aus Schnellsen, Kr. Pinneberg (Mestorf, Vorg. Altertümer aus Schlesw.-Holstein Fig. 594).

Die halbmondförmigen Stempeleinschläge sind überaus häufig auf den goldenen Halsringen, z. B. bei einem zweiteiligen aus Hesselagergaard auf Fünen (Boye a. a. O. Nr. 364 Abb. = Worsaae N. O. 443; S. Müller a. a. O. 443) oder dem ähnlichen aus Tureholm in Södermannland (Montelius, Svenska fornsaker 471), kommen aber auch auf spiralig gewickelten goldenen Mundbändern von Schwertscheiden derselben Zeit vor in Bornholm (Boye a. a. O. Nr. 773 Abb. = Worsaae a. a. O. 430; S. Müller a. a. O. 572), und in Schweden (Montelius a. a. O. 470) sowie auf goldenen Armringen in Bornholm (Vedel, Efterskrift Fig. 83).

Aus Norddeutschland sind solche goldenen Halsringe mit Halbmondverzierung bekannt von Mulsum, Kr. Lehe in Hannover, zweiteilig und hohl gearbeitet (Lindenschmit, Handbuch d. dtsch. Altertumsk. Taf. XIII, Abb. k), von Neu-Mexico bei Stargard, Kr. Saatzig in Pommern, zweiteilig, massiv (Balt. Stud. 46, 185 Taf. V, 42) und von Radosiew, Kr. Czarnikau in Posen, aus einem Stück massiv (Mus. f. Völkerkunde Berlin II 3025).

Die Halbmondverzierung erscheint hauptsächlich bei den jüngeren, zweiteiligen Ringen, während die älteren, aus einem Stück gearbeiteten überwiegend einen andersgeformten Stempeleinschlag aufweisen, nämlich in Form eines gleichschenkligen Dreiecks mit ausgebogenen Seitenlinien. Und hierzu stimmt es, dass die Ringe mit Halbmondverzierung durch das Alter der sie öfters begleitenden oströmischen Goldsolidi in den Anfang des 6. Jahrhunderts gewiesen werden, während die Dreiecksverzierung mehr der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts angehört.

Der Fund von Sköfde stammt somit aus dem beginnenden 6. Jahrhundert und hat nichts zu tun mit der von Finn herangezogenen Wikingerzeit, am wenigsten mit dem späteren Abschnitt desselben, dem 10. bis 11. Jahrhundert, in den Finn unseren Goldfund setzt. War ja doch auch das 5. und 6. Jahrhundert die Zeit reichster Goldfunde, wie nie zuvor und nachher, während in der Wikingerzeit Gold selten auftritt, dagegen der Silberreichtum geradezu erstaunlich ist.

III. Literarische Besprechungen.

Nüesch, Dr. Jakob, Das Kesslerloch, eine Höhle aus paläolithischer Zeit. Neue Grabungen und Funde. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Th. Studer in Bern und Dr. Otto Schoetensack in Heidelberg. Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften. Bd. XXXIX, 2. Hälfte. Kommissionsverlag von Georg & Cie. in Basel, Genève u. Lyon. 1904. 4°.

Der unermüdliche und gründliche Erforscher der Steinzeitdokumente, Hr. Dr. J. Nüesch, gibt uns im vorliegenden Werke eine äusserst wertvolle Ergänzung zu den Ergebnissen seiner Erforschung der Schweizersbildreste. Auf den ersten 72 Seiten liefert er, unterstützt durch 30 Tafeln schön und klar ausgeführter Zeichnungen, zunächst eine Besprechung der Lage des Kesslerloches und des relativen Alters der dort vorhandenen Niederlassung der Paläolithiker. Es folgen die Darstellung der Schichtenfolge, der Tierwelt und der menschlichen Reste, dann die der aufgefundenen Artefakte: Skulpturen, Zeichnungen, Schnitzereien, Nadeln, Pfeile und Schmuckgegenstände, endlich der Feuerstein-Instrumente. Den Schluss bilden Erwägungen über das gegenseitige Alter der Niederlassungen vom Kesslerloch und vom Schweizersbild, sowie die Erklärung der Tafeln.

Nach den geologischen Befunden sind beide Plätze erst nach der letzten grossen Vergletscherung der Alpen, der Würm-Eiszeit (Penck), besiedelt worden. Penck unterscheidet nach dieser grossen Eiszeit noch vier weitere Vorstösse und Rückzüge von Gletschern aus vorhistorischer Zeit im Alpengebiete: die Zeit der Achsenschwankung die Bühlzeit, das Gschnitzstadium und das Dauerstadium. Die Periode der Schweizersbild-Niederlassung kann man in das Bühlstadium setzen; Mammut und Rhinozeros verschwanden in dieser Zeit in der Schweiz, das Volk der Kesslerloch-Siedelung fand aber, wie die Reste bezeugen, noch zahlreiche Mammute vor, was sich ohne weiteres aus den Resten ganz jugendlicher Tiere ergibt. Dies Volk ist deshalb älter als das des Schweizersbilds; es muss in die Zeit der „Achsenschwankung" gesetzt werden, schliesst aber an die Schussenriedperiode und an die Renntierzeit der Schweizersbildsiedelung an. „Magdalénien" oder „Turandien" in der von Nüesch mitgeteilten Zeitentabelle Pencks. Auf diese Perioden folgen zur neueren Zeit hin das „Tourassien" oder „Cervidien" (Hirschzeit des Schweizersbild, Pygmäen-Niederlassung bei Schaffhausen) und dann die neolithische Zeit, in der schon die Geologie der Gegenwart beginnt. Älter noch als die Kesslerloch-Siedelung erscheinen die hangenden Funde von Solutré (Solutréen oder Eburnéen).

Merkwürdig ist nun, dass die Artefakte (Manufakte) der jüngeren Schweizersbild-Bevölkerung weit primitiver sind als die der älteren Kesslerlochleute; diese retrograde Kunstentwicklung muss nach Nüesch wohl auf eine Verschlechterung des Klimas und damit der gesamten Lebenshaltung zurückgeführt werden. „Die Siedelung des Kesslerloches fällt in die Blütezeit der diluvialen Kunstentwicklung." Das Kesslerloch war nur

in der paläolithischen Zeit bewohnt, das Schweizersbild dagegen vom Ende der Renntierzeit bis zur Gegenwart. Nüesch schätzt die Dauer der Periode, über deren Verhältnisse uns die Schichtungen der Funde am Schweizersbild Aufschluss geben, auf mehr als 20000 Jahre; die Funde am Kesslerloch verlängern unsere Kenntnis der paläolithischen Zeit um viele Jahrtausende nach rückwärts, vom Ende der Renntierzeit bis zur Haupt-Mammutzeit. In dieser Zeit erfreute sich, wie bemerkt, der Mensch günstigerer Lebensbedingungen, und so kam er auch zu besseren Kunstleistungen als der „arme Troglodyte vom Schweizersbild!"

Man kann sagen, keine Grabungen haben uns so viele und verlässliche Auskunft über das Leben des Menschen in prähistorischer Zeit gegeben, als die von Nüesch am Schweizersbild und Kesslerloch.

Sehr dankenswert sind die genauen osteologischen, mit 2 Tafeln begleiteten Untersuchungen Studers, sowie die gleichfalls mit 2 Tafeln ausgestatteten Ausführungen Schötensacks über die „Thayngер" Kunstdenkmäler (das Kesslerloch ist bei Thayngen gelegen). Die ersten wichtigen Funde an dieser Stelle, wie das „weidende Renntier" sind bekanntlich von A. Heim (1874) und R. Merk (1877) veröffentlicht worden; Nüesch hat sie wesentlich ergänzt. Waldeyer.

Stratz, C. H., Naturgeschichte des Menschen. Grundriss der somatischen Anthropologie. Mit 342 teils farbigen Abbildungen und 5 farbigen Tafeln. Stuttgart: Verlag von Ferdinand Enke 1904. 8°.

Das vorliegende Werk bildet einen entschiedenen Wendepunkt in der Geschichte der Anthropologie. Da herrscht kein unsicheres Tasten und Suchen mehr nach Anknüpfungen an andere Zweige der Naturwissenschaften, kein ängstliches Vermeiden darwinistischer Erklärung der Menschwerdung, — ein frischer Geist durchweht das ganze Buch, der Mensch wird mit sicherer Hand den anderen Tieren angereiht, die Anthropologie ist wirklich ein Teil der Zoologie geworden und den erstarrenden Fesseln der Kraniologie entrissen. — Nicht als ob der Verf. diese Tat aus sich heraus vollbracht hätte. Auf die Arbeiten der Gegenbauerschen Schule, besonders von Klaatsch gestützt, mit den Untersuchungen über die Phylogenese und Ontogenese wohl vertraut, erkannte er zuerst den hohen Wert der von Fritsch schon 1881 aufgestellten echt naturwissenschaftlichen Rasseneinteilung, welche unter dem Wust einer dilettantenhaften kraniologischen Literatur vergraben lag und würdigte die Arbeiten desselben Forschers über den Kanon der menschlichen Gestalt in ihrer vollen Bedeutung für die Unterscheidung der menschlichen Rassen. So gelang es seinem durch eigene Beobachtung der Natur- und Kulturvölker geübten Scharfblick, ein System der Anthropologie aufzustellen, welches dem heutigen Stande der Wissenschaft am meisten entspricht.

Nicht als ob wir das neue System für unverbesserlich halten. — Im Gegenteil schon bald nach der Veröffentlichung ist ja durch die Ausbildung der biologischen Blutprobe von Friedenthal, Nuttall und Uhlenhuth eine so nahe Verwandtschaft des Menschen mit den Anthropoiden erwiesen worden, dass diesen eine wesentlich andere Stellung im System zukommt, als sie in dem phylogenetischen Stammbaum von Stratz S. 48 nach Klaatsch einnehmen. Indessen wird die Grundlage des Systems dadurch nicht erschüttert und das Verdienst des Verf. nicht geschmälert.

Das ganze Buch ist übersichtlich in 6 Abschnitte geteilt und jeder mit Angabe der Literatur versehen, ein grosser Vorzug für den Studierenden. Nach einer kurzen Übersicht über die bisherige anthropologische Forschung wird im zweiten Abschnitt die phylogenetische Entwicklung der Menschheit auf Grund der Paläontologie und Entwicklungsgeschichte einerseits, wie der Embryologie und vergleichenden Anatomie andrerseits behandelt. Von besonderem Interesse ist darin der Parallelismus zwischen der Ausbreitung des Menschen und der Ausbreitung der ihn umgebenden Säugetierwelt in der Urzeit und die Zusammenstellung der rudimentären Bildungen und der Rückschläge.

Im dritten Abschnitt wird die Bedeutung der Ontogenese für die Entwicklung des Individuums bis zur Geburt, während seines späteren Wachstums und der geschlechtlichen Reife nachgewiesen.

Der vierte Abschnitt beschreibt die körperlichen Merkmale des Menschen. Hier werden die kraniologischen Merkmale auf ihren wahren Wert zurückgeführt, dagegen die Untersuchung der anderen Skelettteile und besonders des lebenden Menschen gebührend hervorgehoben, die ausserordentlich grosse Variabilitätsbreite des menschlichen Geschlechts nachgewiesen und die Wichtigkeit der Proportionen des normalen menschlichen Körpers für die Rassenlehre ausführlich dargestellt.

Der fünfte Abschnitt sucht nun die Rassenentwicklung zu erklären. Die körperlichen Eigenschaften des Menschen werden phylogenetisch in primitive, rudimentäre und progressive eingeteilt, die letzteren wieder in allgemein progressive und einseitig progressive unterschieden. Aus der verschiedenen Kombination dieser Merkmale wird nun die Verschiedenheit der Rassen erklärt. Hiernach werden sämtliche Menschen von Stratz in drei grosse Gruppen eingeteilt: in protomorphe oder Naturvölker, in archimorphe oder Kulturvölker und in metamorphe oder Mischrassen. Eine gute Karte erläutert die Verbreitung dieser grossen Gruppen.

Im siebenten Abschnitt endlich werden nun die einzelnen Rassen, wie in der Zoologie, nach ihren Merkmalen beschrieben, zuerst die primitiven oder protomorphen, dann die allgemein progressiven und zuletzt die einseitig progressiven Charaktere angegeben und an zahlreichen vortrefflichen Abbildungen gesunder Menschen erläutert. Hiernach unterscheidet der Verf. vier protomorphe (Australier, Papua und Melanesier, Koikoin, Amerikaner und Indonesier) und drei archimorphe Rassen (die schwarze, gelbe und weisse Hauptrasse), im Ganzen also sieben Gruppen.

Die Australier stehen für sich allein da, — den Papua sind die Melanesier, — den Koikoin die Hottentotten als metamorphe Formen angeschlossen. Dagegen werden die Amerikaner und die verwandten Indonesier als gemeinsamer Stamm der gelben und weissen Rasse nach Abzweigung der schwarzen Hauptrasse von den Protomorphen angesehen und ihm die Malaien als metamorphe Form angeschlossen. — Die fünfte Gruppe wird von der melanodermen Hauptrasse gebildet mit deren protomorphen Vorläufern, den Akkas und anderen Zwergnegern. — Die sechste Gruppe umfasst die xanthoderme Hauptrasse mit den Eskimo als protomorphe, den Japanern und vielen Indochinesen als metamorphe Form. — Die siebente Gruppe endlich begreift die leukoderme Hauptrasse in sich mit den protomorphen Formen der Wedda und Aino und den vielen metamorphen Formen nach der gelben und schwarzen Seite hin, wie die Turanen und Birmanen einerseits und die Äthiopier im Sinne von Fritsch andrerseits.

Der Verf. fühlt selbst die Mängel dieses Versuchs einer systematischen Gruppierung der lebenden Menschen, welche durch den Mangel brauchbarer Beobachtungen und Abbildungen bedingt sind und gibt daher zum Schluss noch eine kurze, sehr empfehlenswerte Anleitung für Reisende, welche nicht für solche Aufgaben vorgebildet sind.

Wir möchten hier noch auf einige andere Mängel die Aufmerksamkeit des Verf. hinlenken. Die Vermischung der Rassen wird hier als einzige Quelle der Rassenänderung hingestellt und die Änderung durch den Einfluss des Milieu im weitesten Sinne ganz ausser Acht gelassen, obwohl das Experiment an Tieren, wie auch die Beobachtung am Menschen dies sicher erwiesen hat. (Vgl. Verhandl. der Berliner anthropol. Ges. 1901 S. 371—376).

Ich muss ferner der Ansicht widersprechen, dass die Erhaltung der queren Hinterhauptsnaht und die Existenz von Schaltknochen zu den primitiven Merkmalen gezählt werden (S. 179), sondern halte diese Zustände gerade für einen Beweis, dass das Gehirnwachstum in der entsprechenden Richtung länger angedauert hat, als bei Menschen ohne diese Eigenschaften, wie dies ja auch für die Sutura frontalis allgemein angenommen wird.

Endlich vermisse ich noch bei der Trennung der archimorphen Hauptrassen eine kurze Darstellung unserer Kenntnisse über den Ursprung der verschiedenen Haut- und Haarfarbe, welche doch das wichtigste Unterscheidungsmerkmal dieser Gruppen bilden. —

Alle diese Bedenken sind in einer zweiten Auflage leicht zu beseitigen und sollen den Werth des Buches durchaus nicht einschränken. Wir halten dasselbe vielmehr für

eine wahre Bereicherung der anthropologischen Literatur und wünschen demselben die weiteste Verbreitung. Die Darstellung des spröden Stoffes ist klar und übersichtlich, die zahlreichen Abbildungen sind musterhaft und die ganze Ausstattung verdient unsere besondere Anerkennung. Lissauer.

Fritsch, Gustav, Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. Nach anthropologischen Grundsätzen aufgenommene Aktstudien. Wiesbaden: Kreidels Verlag 1904.

Der Verfasser bedauert nicht nur mit Recht die Seltenheit exakter anthropologischer Rassenaufnahmen, sondern hat auch wie wenige dazu beigetragen, diesem Mangel abzuhelfen. Ein neuer Beweis dafür ist die vorliegende äusserst instruktive Publikation, die uns die so bunt gemischte Bevölkerung des Pharaonenlandes nach über 50 mustergiltigsten Aufnahmen ihrer hauptsächlichsten Typen vorführt und durch ausführliche Legenden erläutert. Von der Mitteilung von Körpermassen hat der Verf. mit Recht abgesehen. An Stelle der toten Zahl tritt hier eben die lebendige Form, die allein eine morphologische Einsicht gestattet. Erleichtert wird diese durch die beigegebene schematische Konstruktion der Gestalten nach dem Schmidtschen Proportionsschlüssel, dessen neue Einführung in die Wissenschaft ja in erster Linie dem Verf. zu danken ist. Seine praktische Bedeutung erhellt aus der Klarheit, mit der z. B. die Charaktere der eigentlichen Negerrasse der spezifisch ägyptischen gegenüber hervortreten. Angesichts der weitgehenden Mischungen der verschiedensten anthropologischen Elemente, wie sie die im Laufe der Jahrtausende über das Land hereinbrechenden Völkerwellen mit sich brachten, ist die Auswahl von Typen dieser Komponenten und ihrer Mischlinge natürlich äusserst schwierig und ohne eine gewisse Subjektivität nicht durchführbar. Dies macht sich namentlich bei den weiblichen Repräsentanten geltend, wo der Beschauer nicht immer die gleichen Kategorien herauserkennen dürfte, die der Verf. aufstellt.

Die Einleitung gibt einen Abriss der Völkergeschichte Ägyptens nach anthropologischen Gesichtspunkten. Doch vermisst man hierbei eine klare Darlegung des Rassenbegriffs im Sinne des Verfassers. Wenn mehrfach von weissem Blut im Gegensatz zum ägyptischen gesprochen wird, so könnte dies das Missverständnis erwecken, als bestände zwischen den Weissen, d. h. Europäern, und Ägyptern derselbe Gegensatz, wie zwischen diesen und den Negern (Nigritiern). Irgendwie wesentliche Unterschiede gibt es eben zwischen den grossen Hauptabteilungen der mittelländischen Rasse überhaupt nicht, was der Verfasser übrigens in den Bemerkungen zur Tafel XI selbst anzudeuten scheint. Er vergleicht das betreffende Individuum mit einem Pommern oder Märker.

Dass die ursprüngliche Kultur Ägyptens wirklich auf die Einwanderung eines asiatischen Kulturvolkes, das ein barbarisches einheimisches unterjochte, zurückzuführen sei, möchte Ref. nicht für so unzweifelhaft halten, wie der Verf. dies, freilich im Einklang mit anderen Autoritäten, tut. Eine zwingende Notwendigkeit für diese Ansicht liegt jedenfalls nicht vor. Asiatische Beeinflussung genügt vollkommen zur Erklärung gewisser Eigentümlichkeiten des sonst ausgeprägt autochthonen Charakters der ägyptischen Kultur.

Das sind aber Fragen, die nicht in dem Rahmen eines Referats zu erörtern sind Auch wer in solchen Dingen mit dem Verf. nicht übereinstimmt, wird den bleibenden Wert dieser Publikation anerkennen, die uns die erst sichere Unterlage für die somatische Kenntnis der ägyptischen Bevölkerung darbietet und gleichzeitig auch die praktische Wichtigkeit des Proportionsschemas ad oculos demonstriert, wodurch sie manchen zur Anstellung ähnlicher Untersuchungen veranlassen dürfte. P. Ehrenreich.

Baessler, A., Altperuanische Metallgeräte. Mit 570 Abbildungen auf 50 Tafeln. Berlin: Asher & Co. 1904.

—, Peruanische Mumien. Untersuchungen mit X-Strahlen. 15 Tafeln mit erläuterndem Text. Berlin: Asher & Co. 1904.

Beide Publikationen, die sich würdig dem früher besprochenen grossen Prachtwerke des Verfassers über Keramik und bildende Kunst der Peruaner anreihen, bieten wieder eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnis des alten Inkareiches.

Das erstgenannte Werk gibt auf 40 trefflich ausgeführten Tafeln eine Zusammenstellung der wichtigsten Typen altperuanischer Metallgeräte (hauptsächlich Kupfer- und Silberobjekte), an denen grade die Baesslersche Sammlung ungewöhnlich reich ist. Werkzeuge, kleine Instrumente (darunter auch medizinische), Schmuckgeräte, Musikinstrumente, Waffen und Masken sind in den mannigfaltigsten Formen vertreten. Als besonders interessante Unica seien hier hervorgehoben: die eigentümliche Axt mit Schaftloch (Fig. 9), ein grosses silbernes Ziermesser in Entenform (Fig. 70), ein Schabemesser mit Knochengriff, das nach einer steinernen Vorlage gearbeitet ist (Fig. 74) silberne Helme und Diademe (Fig. 344—346), der Beschlag eines silbernen Rundschildes (Fig. 510) sowie mehrere vergoldete silberne Mumienmasken (Taf. 39). Genaue Angaben über Fundort, Ausführung und Besonderheiten sind den einzelnen Stücken beigegeben.

Die Einleitung behandelt in fachmännischer Darstellung die peruanische Metallurgie auf Grund chemischer Analysen, wie sie bisher noch nicht vorlagen. Es wird dadurch endgiltig bewiesen, dass Bronze im gewöhnlichen Sinne den Peruanern unbekannt war die vorkommenden Metallmischungen (Kupfer mit Zinn, Arsen und Silikaten) entweder zufällige sind, wie sie in den natürlichen Erzen vorlagen oder ganz willkürliche Gemenge ohne bestimmtes Mischungsverhältnis darstellen.

Silber und Gold wurde als reines Metall da verwendet, wo es auf die Erzielung einer Klangwirkung ankam. Sonst sind ihre Legierungen ebenfalls willkürliche Mischungen. Das Auflegen von Blattgold und Blattsilber war bekannt. Manche Gegenstände, die versilbert erscheinen, sind in Wahrheit Kupfer- und Silbermischungen, bei denen das Kupfer an der Oberfläche oxydiert ist, so dass das Silber in dünner Schicht übrig blieb.

Die mit ziemlichen technischen Schwierigkeiten verknüpfte Durchleuchtung der Mumienballen, der Gegenstand der kleineren Publikation, hat gleichfalls mancherlei Neues über die Bestattungsweise der Peruaner ergeben. Manche Bündel umschliessen zwei bis drei Individuen. In einem Falle wurden die Reste von vier Skeletten, jedes durch einige Knochen vertreten, vorgefunden, was auf eine Neubestattung hindeutet.

Sehr häufig ist die Lage der Leiche aus Versehen eine umgekehrte (mit dem Kopf nach unten!). Ob die falschen Augapfel vieler Mumien wirklich eingesetzte Sepia-Augen sind, konnte aus Mangel an frischem Vergleichsmaterial nicht entschieden werden.

P. Ehrenreich

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Chantre, Ernest, L'industrie pré-chelléenne ou éolithique dans la vallée moyenne du Nil. Lyon o. J. 8°.
2. Schliz, Künstlich deformirte Schädel in germanischen Reihengräbern. o. O. 1904. 4°. (Aus: Correspondenz-Blatt der Deutschen anthrop. Gesellsch.)
3. Giuffrida-Ruggeri, V., Terzo contributo all' antropologia fisica dei Siculi eneolitici. Roma 1905. 8°. (Aus: Atti della Soc. di antropologia Vol. XI.)
4. Mehlis, C., Die neuen Ausgrabungen im neolithischen Dorfe Wallböhl bei Neustadt a. d. H. und ihre Bedeutung für die Kulturgeschichte. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus, Bd. LXXXVII.)
5. Alsberg, M., Krankheit und Deszendenz. o. O. 1904. 4°. (Aus: Correspondenz-Blatt der Deutschen anthrop. Gesellsch.)
6. Breysig, Kurt, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin: G. Bondi 1905. 8°.
7. Müller, F. W. K., Die Kuchenwette „Gutmann und Gutweib" in chinesischer Version. Leide: E. J. Brill 1904. 8°. (Aus: „T'oung-pao" Série II vol. V.)
8. Basedow, Herbert, Anthropological notes made on the South Australian Government north-west prospecting expedition 1903. o. O. 1904. 8°. (Aus: „Transactions of the Royal Society of South Australia" vol. XXVIII.)
9. Thomas, C. L., Die Ringwälle im Quellengebiet der Bieber im Spessart. o. O. u. J. 8°. (Aus: Annalen des Ver. f. Nassauische Altertumskunde u. Geschichtsforschung, Bd. XXXIV.)

   Nr. 1—9 Gesch. d. Verf.
10. Heiderich, F., Länderkunde von Europa. 2. verbesserte Auflage. Leipzig: G. J. Göschen 1904. 8°. (Aus: Göschen Sammlung, Bd. 62.) Vom Verleger.
11. Publications of the university of California. American archaeology and ethnology. Vol. I—II, Berkeley 1903/4. 4°. V. d. Universität v. Californien.
12. Andree, Karl, Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und anderen. Bd. I u. II. Leipzig: H. Costenoble 1861. 8°. Durch Tausch.
13. Deecke, W., Zur Eolithenfrage auf Rügen und Bornholm. Greifswald 1905. 8°. (Aus: Mitteil. des naturwissenschaftl. Vereins f. Neu-Vorpommern u. Rügen zu Greifswald, 36. Jahrg. [1904.]) Gesch. d. Hrn. Prof. Lissauer.
14. Rathgen, Karl, Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwickelung. Leipzig: B. G. Teubner 1905. 8° (16°). (Aus: Natur und Geisteswelt, Bd. 72.) Vom Verleger.
15. Sheppard, Thomas, Roman villa at Harpham. Hull 1905. 8°. (Aus: Transact. of the Hull Scientific and Field Naturalist's Club, vol. III.) Vom Municipal Museum Hull.

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

16. Lang, Andrew, The making of religion. Second Edition. London: Longmans, Green and Co. 1900. 8°. Angekauft.
17. Lang, Andrew, Magic and religion. London: Longmans, Green and Co. 1901. 8°. Angekauft.
18. Hallez, M. Théophile, Des juifs en France. De leur état moral et politique depuis les premiers temps de la monarchie jusqu'a nos jours. Paris: G. A. Dentu 1845. 8°. Gesch. d. Hrn. Krause.
19. Hahn, Ed., Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit. Ein Rückblick und ein Ausblick. Heidelberg: C. Winter 1905. 8°. Gesch. d. Verf.
20. Westerlund, F. W., Studier i Finlands Anthropologi IV. Helsingfors 1904. 8°. (Aus: Fennia 21, 5)
21. Chantre, Ernest, Recherches anthropologiques en Egypte. Lyon: A. Rey et Cie. 1904. 2°.
22. Hamy, E. T., Quelques observations sur les tumulus de la vallée de la Gambie, présentées a l'occasion d'une exploration récente de M. le capitaine Duchemin. Paris: A. Picard et fils 1904. 8°. (Aus: Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 1904.)
23. Mielke, Robert, Die Wandlungen des Landschaftsbildes in Deutschland mit besonderer Beziehung auf die Mark und Lausitz und ihr Einfluss auf die Bewohner. o. O. u. J. 8°. (Aus: Niederlausitzer Mitteil. Bd. VIII.)
24. Hamy, E. T., Sur une hache en limonite trouvée aux environs de Konakry. (Guinée française) o. O. 1904. 8°. (Aus: Bulletin du Muséum d'histoire naturelle.)
25. Hamy, E. T., L'allée couverte des carrières de Roylaie à Saint-Étienne (Oise) o. O. 1904. 8°. (Aus: Bulletin du Muséum d'histoire naturelle.)
26. Preuss, K. Th., Der Kampf der Sonne mit den Sternen in Mexiko. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus, Bd. 87.)
27. Montelius, Oskar, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des metaux. Part. II 1 u. 2 Italie centrale. Stockholm-Berlin: A. Asher et Co. 1904. 4°.
28. Ihering, H. v., Archeologia comparativa do Brazil. S. Paulo 1904. 8°. (Aus: Revista do Museu Paulista. Vol. VI.)
29. Ihering, H. v., A origem dos Sambaquis. S. Paulo 1904. 8°.
30. Puccioni, Nello, Delle deformazioni e mutilazioni artificiali etniche più in uso. Firenze 1905. 8°. (Aus: Arch. per l'Antrop. e l'Etnol. vol. XXXIV.)
31. Meisner, Hugo, Isocephalie und Degeneration. Berlin: Verlag d. Archiv-Gesellschaft 1905. 8°. (Aus: Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, Jahrg. 2.)
32. Schliz, A., Über den Stand der neolithischen Stilfrage in Südwestdeutschland. Wien: Selbstverlag d. Anthrop. Gesellsch. 1905. 4°. (Aus: Bd. XXXIV [der dritten Folge IV. Bd.] der „Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien".)
33. Pittier de Fábrega, H., Numeral systems of the Costa Rican indians. Lancaster, Pa., U. S. A. 1904. 8°. (Aus: American Anthropologist [N S.] vol. 6.)
34. Witte, Hans, Die Abstammung der Mecklenburger. o. O. 1905. 4°. (Aus: „Deutsche Erde".)
35. Waldeyer, W., Bemerkungen über das „Tibiale externum". Berlin 1904. 8°. (Aus: Sitzungsber. der Königl. Preuss. Akad. der Wissenschaften LII.)
36. Waldeyer, W., Bemerkungen über Gruben, Kanäle und einige andere Besonderheiten am Körper des Grundbeins (Os basilare). Leipzig: G. Thieme 1904. 8°. (Aus: Internat. Monatschr. f. Anatomie u. Physiologie, Bd. XXI.)
37. His, Wilhelm, Nekrolog von W. Waldeyer. Leipzig: G. Thieme 1904. 8°. (Aus: Deutsche Med. Wochenschr. 1904.)

Nr. 20–37 Gesch. d. Verf.

38. Rein, J. J., Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Königl. Preussischen Regierung. Bd. I Natur und Volk des Mikadoreiches. 2. Auflage. Leipzig: W. Engelmann 1905. 8°. Dazu 1 Karton Karten. Angekauft.
39. Katalog der Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Heft 1: A. Mathematik. — B. Astronomie. Danzig: Engelmann in Leipzig 1904. 8°. Von der Naturforschenden Gesellschaft.

40. Stephani, K. G., Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung, Bd. I u. II. Leipzig: Baumgärtner 1902/3. 8°. Angekauft.
41. Sarasin, Paul, Über religiöse Vorstellungen bei niedrigsten Menschenformen. Basel o. J. 8°. (Aus: Akten des II. Internat. Religionswissenschaftlichen Kongresses.) Gesch. d. Hrn. Prof. Lissauer.
42. Hollis, A. C, The Masai their language and folklore. With introduction by Sir Charles Eliot, Oxford 1905. 8°. Von Asher & Co.
43. Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden. Berlin-Halensee: Bureau für Statistik der Juden 1905. 4°. Jahrg. I, Heft 1—2. Austausch.
44. Archivio storico per la Sicilia orientale. Anno I Fasc. 1. Catania 1904. 8°. (V. d. Società di Storia Patria per la Sicilia orientale.) Austausch.
45. Jansen, Hubert, Verzeichnis der Fremdwörter im Deutschen, bei denen zurzeit verschiedene Schreibungen zulässig sind . . . Zweite vermehrte Ausgabe. Berlin 1905. 8°.
46. Wiegers, Fritz, Über diluviale Flussschotter aus der Gegend um Neuhaldensleben, z. T. als Fundstätten paläolithischer Werkzeuge. o. O. 1905. 8°. (Aus: Januar-Protokoll der Deutschen geolog. Gesellsch. Bd. 57.)
47. Wiegers, Fritz, Entgegnung auf Hrn. Blankenhorns Bemerkungen zu meinem Vortrage: Über diluviale Flussschotter aus der Gegend um Neuhaldensleben, als Fundstätten paläolithischer Werkzeuge. o. O. 1905. 8°. (Aus: Briefen der Monatsberichte der Deutschen geolog. Gesellsch.)
48. Wilser, Ludwig, Altgermanische Zeitrechnung. Karlsruhe 1905. 8°. (Aus: XVIII. Bd d. Verhandl. d Naturwissenschaftl. Vereins.)
49. Piette, Édouard, Consequences des mouvements sismiques des régions polaires. Angers 1902. 8°.
50. Piette, Édouard, Les causes des grandes extensions glaciaires aux temps pleistocènes. Paris 1902. 8°. (Aus: Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, tome III.)
51. Piette, Édouard, Études d'ethnographie préhistorique VI. Notions complémentaires sur l'Asylien. — VII. Classification des sédiments formés dans les cavernes pendant l'âge du Renne. Paris: Masson et Cie. 1904. 8°. (Aus: L'Anthropologie, tome XIV et XV.)
52. Piette, Édouard, Gravure du Mas d'Azil et statuettes de Menton. Paris 1902. 8°. (Aus: Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris.)
53. Piette, Édouard. Sur une gravure du Mas-d'Azil. Paris 1903. 4°.
54. Reinach, Salomon, La collection Piette au musée de Saint-Germain. Paris: E. Leroux 1902. 8°. (Aus: Revue Archéologique, tome XLI.)

Nr. 45—54 Gesch. d. Verf.

(Abgeschlossen den 15. April 1905.)

Druckfehler-Berichtigung.

In dem in Heft 2, 1904 gegebenen Reisebericht des Hrn. Dr. Theodor Koch muss es heissen:

Seite 294, Zeile 8 von oben: „Serra de Jacamý“ statt „Serra de Icamí“. „Jacamý, Icámí“ ist ein straussartiger Vogel, etwas grösser als ein Huhn, der sich in den Malokas der dortigen Indianer häufig zahm findet: Psophia crepitans. L.

Seite 295, Zeile 3 von oben: „Baníwa“ statt „Baríwa“.

Seite 295, Zeile 20 von oben: „Casiquiare“ statt „Cariquiare“.

Seite 295, Zeile 14 von unten: „Cobeus“ statt „Cobens“.

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. Eine Reise von Peking durch China und das tibetanische Grenzgebiet nach Birma.[1])

Von

Dr. Assmy-Oldenburg

Als im Hochsommer 1903 aus Deutschland bei der ostasiatischen Besatzungsbrigade die Nachricht eintraf, dass ein Teil der Offiziere abgelöst werden sollte, welche seit 1900 im fernen Osten Dienste getan hatten, fassten Leutnant Genschow, Dolmetschoffizier des 1. ostasiatischen Infanterieregiments und ich, damals Oberarzt beim 2. ostasiatischen Infanterieregiment den Plan, von S. M. dem deutschen Kaiser einen Reiseurlaub zu erbitten, um nach einem Aufenthalt von drei Jahren im Norden Chinas nun auch ein Stück des schönen Südens dieses interessanten Ländergebietes kennen zu lernen. Unsere Reisevorbereitungen konnten leider nur sehr unvollkommen sein. Das vorhandene Kartenmaterial war in kleinstem Massstabe, es gab wohl die ungefähre Lage der grossen Orte, nicht aber die Strassen an. Auch die Entfernungen erwiesen sich später so ungenau, dass unsere Zeitberechnung für die Reisedauer auch nicht entfernt richtig sich erwies. Da wir wissenschaftliche Zwecke nicht verfolgten, so nahmen wir nur Kompass, Barometer und Thermometer mit, zumal unsere Geldmittel für eine wissenschaftliche Expedition nicht annähernd ausreichten. Auch unsere persönliche Ausrüstung beschränkten wir möglichst, so dass wir alles auf drei Tragtieren mitführen zu können hofften. Als Diener begleiteten uns zwei Chinesen, beide aus Tientsin stammend. Unser Bargeld mussten wir in Silberbarren, den bekannten Silberschuhen mitführen, unsere Reisekasse wog 87 Pfund und bildete den unbequemsten Teil unseres Gepäckes. Bei jeder Zahlung musste das Silberstück abgewogen werden, das Wechselgeld bestand in Käsch, jenen in der Mitte mit einem viereckigen Loch versehenen Kupfermünzen des Chinesen, welche auf einer Schnur oder einem Draht aufgezogen werden. Da ein Tael, d. h. etwa 2,70 Mk. je nach der Gegend 1000—1200 Käsch gilt und diese Summe Kupfergeld $7^1/_2$ Pfund wiegt, ein Reisender in China

1) Vortrag gehalten in der Sitzung vom 16. Juli 1904.

aber stets grössere Beträge in Kupfer bei sich führen muss, um dem ewigen Wechseln und Betrogenwerden zu entgehen, so bildete die Fortschaffung unserer Kasse stets eine Hauptsorge.

An Proviant nahmen wir nur 30 Militärrationen (Büchsenfleisch und Erbsenkonserven) sowie einige Pfund Schokolade mit, da wir hoffen konnten, auf dem grössten Teile unseres Weges aus dem Lande leben zu können.

Am 22. September 1903 bestiegen wir in Peking die Pe-Han-Railway, die Bahn, welche Peking mit Hankau am Yangtsekiang verbinden und späterhin Anschluss an die Bahnstrecke Kanton-Hankau erhalten soll. Diese Bahn wird nicht nur eine ungeheure Revolte in wirtschaftlicher Beziehung in China hervorbringen, sie wird wohl auch die Nordchinesen und die Bewohner der Südprovinzen einander näher bringen, sie wird vielleicht den Gedanken der Volksgemeinschaft, der jetzt nur bei ganz wenigen, hellen Köpfen Wurzel geschlagen hat, wird das Rassengefühl wecken und so, wer kann es wissen, einmal ein Faktor werden für eine Einigung Chinas, die sich vielleicht verhängnisvoll für die europäischen Eindringlinge gestalten dürfte.

Wir fuhren am ersten Tage so weit, als die Bahnlinie fertig gestellt und dem Verkehr übergeben war, über Pautingfu, das alte Boxernest, hinaus, südlich bis Schun-te-fu, wo wir nach einer ziemlich raschen Fahrt von 350 *km* abends anlangten und von den Ingenieuren der Bahn, Belgiern und Franzosen, in liebenswürdigster Weise untergebracht wurden.

Am nächsten Tage begann der Marsch. Wir zogen auf der sogen. Kaiserstrasse hin, derselben, welche der nach Peking zurückkehrende Hof im Januar 1902 gezogen war. Eine Telegraphenlinie begleitet ihn, und alle 5 *km* stehen jetzt verfallene Wachthäuser und Türme, welche Entfernungsangabe tragen. Das ganze Land ist völlige Ebene, in chinesischer Manier nach Art eines Gartens sorgfältig bebaut und mühsam bewässert. Gebaut wird hauptsächlich Mais, ferner Kauliang, eine sehr hochhalmige Hirseart, etwas Gerste, viel Baumwolle und Indigo, weiter südlich fanden wir auch schon an wasserreichen Plätzen etwas Reisbau. Das ganze Land macht genau denselben Eindruck wie die Ebene um Peking herum, alles ist bebaut, nur in und um die zahlreichen Dörfer herum stehen einzelne Baumgruppen. Wir quartieren uns in dem, in jedem Dorf vorhandenen Gasthaus ein; meist sind es fabelhaft schmutzige, von Ungeziefer wimmelnde Buden, aber wir müssen hinein, denn wir haben aus Einschränkungsgründen keine Zelte mitgenommen. Nach einigen Tagen Marsch erreichen wir das Gebiet des Hoang-ho, des gelben Flusses. Öde, wüstenartige Sandflächen rufen in uns die Erinnerung an die häufigen grossen Überschwemmungen dieser Wasserader wach, welche von Zeit zu Zeit die Bevölkerung dieser Landstriche der Provinz Honau dezimieren und das Land meilenweit mit Sand und Lehmschlamm bedecken. Wir kamen zur Zeit des niedrigen Wasserstandes an den Fluss, aber die gewaltigen Vor- und Hauptdämme bewiesen uns, was aus dem jetzt etwa 1500 *m* breiten, schmutziggelben Fluss werden kann. Am gleichen Tage erreichen wir Kai-föng-fu, die Hauptstadt von Honan. Die Honanesen sind ein sehr

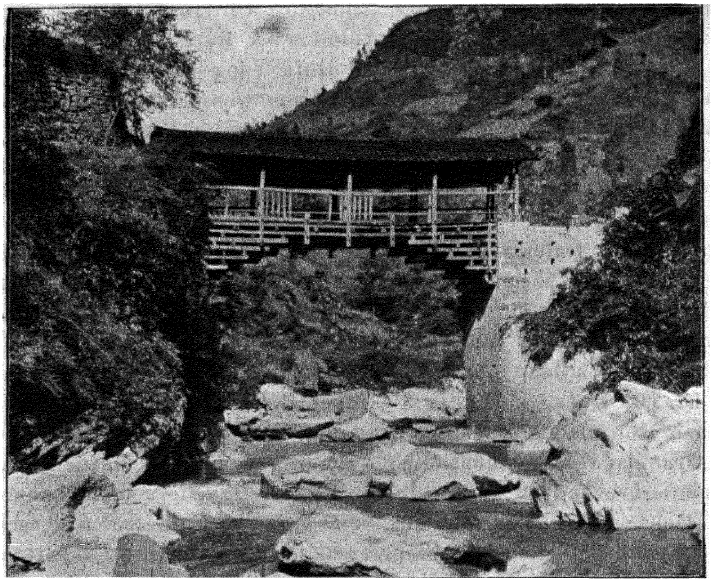
leicht aufgeregter, kriegerischer Volksstamm. Räubereien scheinen an der Tagesordnung zu sein, denn jede der zahlreichen Karawanen, denen wir begegneten, war von einer militärischen Eskorte begleitet, jeder einzelne Wanderer trug ein Schwert oder einen Spiess, den er gewöhnlich als Tragstange für sein Reisegepäck benutzte. Übrigens schienen sie, wohl durch die Bahningenieure, an den Anblick der Europäer gewöhnt zu sein, denn nur einmal vernahmen wir den Ruf: Yang-guetze, fremder Teufel.

Das Land und die Bevölkerung zeigten wenig Interessantes, so dass wir froh waren, in Si-ping am 5. Oktober den südlichen Abschnitt der Pehanbahn zu erreichen. Das Entgegenkommen der Bahningenieure ermöglichte es uns, von hier aus in drei Tagen Hankau am Yangtse-kiang zu erreichen.

In Hankau trafen wir mit Hauptmann Diez von der ostasiatischen Besatzungsbrigade zusammen, welcher den Hauptteil unserer Reise mit uns zusammen durchführte. Nach einem achttägigen Aufenthalt, den wir zu Vorbereitungen und Einziehung von Erkundigungen über unsere Reiserute sehr nötig hatten, fuhren wir den Yangtse-kiang aufwärts bis Itschang, wo Herr Dr. Betz, ein alter Pekinger Bekannter, die Geschäfte eines deutschen Konsuls wahrnahm. Hier mussten wir unsere Karawane auf neuer Grundlage zusammenstellen. Denn von nun an führte unser Weg fast ununterbrochen in Gebirgsland, das für Tragtiere nicht gangbar ist. Unser Gepäck verluden wir auf von je zwei Chinesen fortgeschafften Bambustragen, behielten jedoch entgegen den Einreden der Landeskundigen unsere drei Maultiere, mussten aber schon sehr bald einsehen, dass wir damit einen Fehler begangen hatten. Der von uns gewählte Weg führt durch das Gebirge südlich des Yangtse, er umgeht die gefürchteten Stromschnellen dieses Flusses oberhalb Itschang. Die Wegrichtung kreuzt die Richtung der Bergzüge meist rechtwinkelig, nur selten ist es möglich ein Flusstal eine grössere Wegstrecke lang zu verfolgen, meist klettert der grösstenteils aus Steintreppen bestehende Pfad einen Bergrücken hinan, verläuft oben mehr oder weniger weit auf dem Kamm, biegt vielleicht auf einen sich abzweigenden Bergriegel über, um oft in steilem Abfall, in Serpentinen oder auch geradeaus in das jenseitige Tal hinabzusteigen. Die Gegend ist sehr malerisch, tief eingeschnittene, geröllerfüllte Flussbetten trennen die einzelnen Gebirgszüge voneinander, oft sehr kunstvoll aus Holz oder Stein erbaute Brücken überspannen in hohem Bogen die zur Zeit unseres Vorbeimarsches wasserarmen Bachbetten. Unser Pfad, der sogen. „grosse Weg", d. h. die am meisten begangene Karawanenstrasse dieser Gegend, in Wirklichkeit meist ein schmaler, mit Steinplatten belegter Pfad von etwa 1,50 *m* Breite läuft im Tal zwischen den unter Wasser stehenden Reisfeldern dahin, die Bergrücken hinan verwandelt er sich in eine schier endlose Folge von Steinstufen, welche die beständig in Gestalt eines dichten Nebels oder feinen Regens sich niedersenkende Feuchtigkeit der Luft so unangenehm glatt macht, dass unsere armen Tiere eigentlich fortwährend im Gleiten sich befinden. Da ausserdem der Chinese grundsätzlich an Wegen nur dann Ausbesserungen vornimmt, wenn der Verkehr gänzlich unterbrochen ist, so befindet sich der grosse

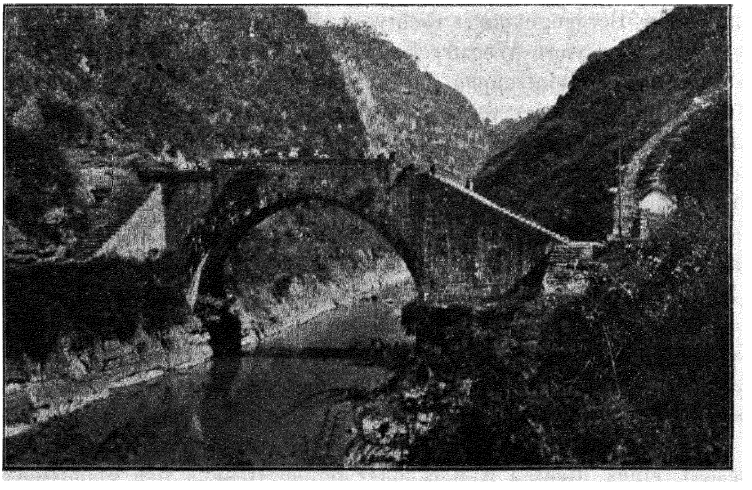
Weg stellenweise in einem trostlosen Zustande. Hier fehlen auf viele Meter hin die Steinplatten, sie sind im Moraste der Reisfelder versunken

Fig. 1.



Holzbrücke mit Dach, Hupeh.

Fig. 2.



Wan-li-chiau (10 000 Zinsen-Brücke), Hupeh.

und der unglückliche Reisende patscht durch den Sumpf, in steter Gefahr in einem angrenzenden Reisfeld zu versinken. An einer anderen Stelle, wo der Weg hart an einem 10—15 *m* hohen Steilabfall entlang führt, sind

einige Platten in die Tiefe gerutscht, aber jeder Reisende turnt mit Seelenruhe über die gefährliche Stelle fort, und die Einwohner oder der Mandarin der Gegend denken: warum Geld ausgeben für eine Ausbesserung, so lange es noch ohne dieselbe geht.

Dabei ist der Verkehr geradezu erstaunlich. Aber alle Waren, ja auch die Reisenden werden getragen. Wer hier reitet, ist Reisender zweiter Klasse und wer zu Fuss geht, der kann auf Berücksichtigung seitens der Herbergswirte und Reisenden überhaupt keinen Anspruch machen. Die Lasten werden meist an Tragstangen auf der Schulter befördert, aber auch hier schon sieht man die weiter im Innern beliebte Beförderung von Waren mittels Rückentragegerüstes. Opium, Baumwolle, Salz und Tabak bilden die Haupthandelsartikel.

Die Ortschaften sind meist kleine Gebirgsdörfer, oft ist nur eine Reihe von Häusern an die Berglehne angeklebt, häufig führt der Pfad sogar mitten durch ein Haus hindurch Abends schliessen dann die Leute die Tore und sperren so den Verkehr für die ganze Nacht. Trotz der Kleinheit der Ortschaften sind die Herbergen verhältnismässig gut. Wir trafen es insofern günstig, als ein hoher chinesischer Beamter im Jahre vorher auf seiner Versetzungsreise hier durchgezogen war und alle Herbergen für ihn in Stand gesetzt worden waren. Tische, Stühle und Brettergerüst für das Lager, belegt mit Strohmatten, waren fast immer vorhanden, wenn auch bisweilen in sehr verwahrlostem Zustande.

Die Beleuchtungsfrage ist hier nur sehr mangelhaft gelöst: der einzige Beleuchtungsapparat ist eine offene Ölschale, in welche einige Dochte aus Baumwollfasern oder aus Binsenmark eintauchen. Den Luxus von Lichten leisten sich nur reiche Leute, wir führten stets einen Vorrat an chinesischen Lichten mit. Dieselben bestehen aus einem Holz- oder Bambusstabe, welcher mit einem von einer Binsenart gewonnenen Docht umwickelt und mit Talg umgossen ist. Diese Lichte qualmen und duften übel, geben dafür aber um so weniger Licht. Der Chinese hält aber unentwegt an dieser Herstellungsweise fest, ja, diese Lichter sind ein Luxusgegenstand und fehlen selten unter den Geschenken, welche vornehmere Reisende von den Ortsmandarinen erhalten.

An Nahrungsmitteln liefert das Land herzlich wenig dem europäischen Gaumen zusagendes. Fleisch ist sehr selten zu erhalten, Hühner, Eier und Reis bilden unsere tägliche Kost, sind aber häufig auch sehr teuer. Die Einwohner und die Träger leben fast ausschliesslich von Reis und Bohnenmehlkuchen (do-fu). In den höher gelegenen Ortschaften war Reis überhaupt nicht erhältlich, an seine Stelle trat dann der Mais. Das Nationallaster ist das Opiumrauchen, alles raucht, Männer und Weiber. Ein Haus verrät sich schon auf mehrere hundert Meter durch seinen Opiumgeruch, und in den Herbergen waren wir häufig gezwungen, unseren Mitgästen die Opiumlampen auszublasen, um nicht durch den faden süsslichen Geruch allzu sehr belästigt zu werden.

Dabei ist der Menschenschlag kräftig, fast durchweg mittelgrosse Leute aber breitschultrig und gedrungen. Die Männer tragen weite Kniehosen, die sehr muskulösen Unterschenkel sind mit Binden umwickelt, und an

den Füssen werden Strohsandalen getragen. Die Frauentracht ist nahezu der nordchinesischen gleich. Auch hier herrscht die Unsitte, das Wachstum der Füsse der Mädchen durch Bandagieren zu beeinflussen, wie wir denn überhaupt die allgemein verbreitete Annahme, dass die Südchinesen ihre Mädchen nicht bandagierten, auch in Südyünnan nicht bestätigt fanden. Die Frauen und Mädchen sahen hier aber, in wohltuendem Gegensatz zu denen im Norden, weit besser genährt und viel offener und weniger verängstigt aus.

Die Vegetation ist subtropisch, Bambus und Palmen, Musa und mächtige Farrne stehen neben Koniferen aller Art, Weihmutskiefern, Lärchen, Lebensbäumen und Zypressen; dagegen finden sich nur wenige Laubbäume, einige Eichen, Kastanien und in grösserer Zahl nur ein Laubbaum, aus dessen Früchten das Tung-jo, ein Öl gewonnen wird, welches zu vielen Dingen benutzt einen Haupthandelsartikel bildet. In allen

Fig. 3.

Pflügen eines Reisfeldes mit Wasserbüffel in der Provinz Hupeh.

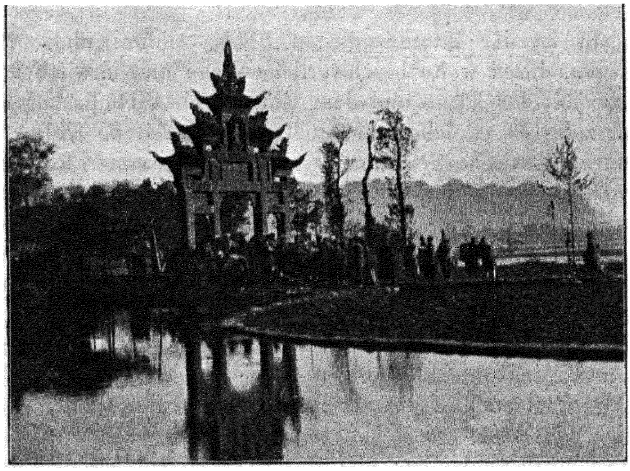
tieferen und wasserreichen Plätzen wird auf terrassenförmig übereinander angelegten Feldern Reis gebaut, auf den höheren Bergen und in wasserarmen Gegenden Mais, daneben bilden die Hauptfeldfrüchte Bohnen und Pfeffer, dessen rote leuchtende Schoten in langen Girlanden die Fronten der Dorfhäuser schmücken.

Nach neunzehntägigem Marsch erreichten wir den Yangtse-kiang bei Wan-hsien wieder. Wan liegt oberhalb der Stromschnellen und ist der Ausgangspunkt für den Handel nach Sze-chuan hinein. Sze-chuan ist eine der reichsten Provinzen des chinesischen Reiches, es bringt einerseits eine Fülle von Rohprodukten hervor, andererseits ist es der Sitz einer Reihe von wichtigen Industriezweigen, deren oberster die Seidenfabrikation ist. Das Hauptlandesprodukt ist Reis. Von den niedrigen Höhenrücken aus gesehen sieht das Land wie ein Meer aus, in welchem die in Baum- und Bambusgruppen liegenden Dörfer sich wie Inseln ausnehmen. In einigen Gegenden wird viel Salz gewonnen. Aus tief in das Erdinnere getriebenen Bambusröhren wird mit einem Hebewerk Salzlake gehoben. Dieselbe wird eingedampft und das so gewonnene Salz teils gereinigt, teils ungereinigt weithin verkauft.

Die Brunnen gehören den Gemeinden, wie aber diese Art Genossenschaftsbetrieb vor sich geht, konnten wir leider nicht feststellen. Ein Hauptindustriezweig ist auch die Papierfabrikation aus Bambus. Der Bambus wird in Gruben mit Kalk zusammen mazeriert, dann zerrieben und als Faserbrei in Bottiche getan. Mittels eines feinmaschigen Siebes schöpft der Papiermacher eine Quantität dieses Stoffes heraus, das Wasser läuft ab, der Faserstoff verfilzt auf dem Drahtsieb, wird abgehoben, und ein Bogen groben Papiers ist fertig. Die Provinz Shensi ist ein Hauptabnehmer für Papier, ja auch nach Peking wandert es, oft gold- und silberbemalt als Opfergegenstand bei Leichenbegängnissen, Hochzeiten usw.

Die Häuser sind oft sehr schön bemalt, vielfach sieht man die Giebel mit Drachen, Fischen und Fabeltieren geschmückt, die teils in Malerei,

Fig. 4.



Pei-lo, Ehrenbogen für einen verdienstvollen Beamten.

teils in Hochrelief dargestellt sind. Sehr verbreitet ist auch die Sitte, wohlverdiente Beamte nach ihrem Fortgange oder Tode durch Errichtung eines Ehrenbogens, Pei-lo zu ehren. Bisweilen sind diese Peilos prächtige Bauten, aus reich skulpturierten und bemalten Steinblöcken hergestellt, an denen Inschriften, Rang und Verdienste der also Geehrten der Nachwelt verkünden.

Die Sze-chuanesen begraben ihre Toten gern in die Berge hinein und schmücken den Eingang zu diesen Grabstollen mit hübschen bunten Pforten aus Steinblöcken. Solch ein Begräbnisplatz macht oft einen sehr netten freundlichen Eindruck. Sehr merkwürdig nahm sich ein offenbar christliches Grab mit Kreuz und einer Darstellung der Grablegung Christi mitten zwischen chinesischen Gräbern aus. Vielleicht war ein Mitglied der Familie Christ gewesen und hatte sein Ruheplätzchen sich dennoch bei seinen Lieben ausbedungen.

Der reichste und fruchtbarste Teil des gesegneten Sze-chuan ist die vom Minfluss durchströmte Ebene, in welcher die Provinzialhauptstadt

Tschöng-tu-fu liegt. Umrahmt von nicht sehr hohen Bergzügen, deren Abhänge mit fruchtbaren Orangenplantagen bedeckt sind, liegt diese Ebene wie ein grosser wohlbewässerter Garten vor dem Auge des Wanderers. Schon vor Jahrhunderten hat ein angesehener Beamter prinzlichen Geblütes durch ein mächtiges Stauwerk den im Nordwesten der Ebene einfliessenden Minfluss gezwungen, sich in eine Unzahl grosser und kleiner Wasseradern zu teilen, welche so die weite Ebene wie ein Netzwerk durchziehen und den landbauenden Chinesen stets Wasser in Hülle und Fülle darbieten. Schmale Steinstrassen nur durchziehen die mit Feldfrüchten aller Art bebauten Äcker und auf ihnen wogt beständig eine ungeheure Menge geschäftiger Wanderer, reich geschmückter Sänften, knarrender Schiebkarren und glockengeschmückter Pferde und Maultiere hin und her. Alles deutet auf Wohlhabenheit und Betriebsamkeit. Je näher man der Hauptstadt Tschöng-tu-fu kommt, um so reger wird das Treiben.

Tchöng-tu ist der interessantesten Städte Chinas eine. Mitten im Reiche gelegen, durch weite beschwerliche Wege und unwirtliche Gebirge vom Verkehr mit der Küste und dem Einfluss abendländischer Kultur abgeschnitten, zeigt es, welchen hohen Grad chinesische Kultur erreichen kann. Keine chinesische Stadt macht einen so imposanten Eindruck, keine zeigt so wenig Verfall, Schmutz und Vernachlässigung. Nirgends sieht man so gut gekleidete und wohlgepflegte Menschen und nirgends bleibt man von Krüppeln und Bettlern so verschont wie hier. Wohlhabenheit, Fleiss und Intelligenz drücken dem Ganzen ihren Stempel auf. Kaufladen reiht sich an Kaufladen, Handwerksstätte an Handwerksstätte, hier ist eine Pelzhändlerstrasse, hier eine Schuhmacherstrasse, hier eine Strasse, wo Laden an Laden die kostbarsten Gold- und Silbersachen feilgeboten werden. Von Zeit zu Zeit unterbricht die Reihe der Läden der grosse, buntbemalte von Steinlöwen flankierte Torbogen eines Amtsgebäudes. Denn in Tchöng-tu-fu ist der Sitz der Provinzialregierung, hier führen alle die verwickelten Fäden der chinesischen Verwaltung zusammen. Jetzt ist natürlich auch abendländische Kultur eingezogen; England und Frankreich haben ihre hervorragendsten Generalkonsuln nach Tchöng-tu geschickt, in der richtigen Erkenntnis, welch Reichtum im Lande und welcher Unternehmungsgeist in den Bewohnern steckt.

Seit vielen Jahrzehnten schon wetteifern Engländer und Franzosen miteinander, die einen von Birma, die andern von Tonkin her sich einen gangbaren Weg nach Yünnan und Sze-chuan hinein zu bahnen, um die ungehobenen Schätze dieser Länder zu erschliessen und sich zugänglich zu machen. Neben den Konsulaten haben natürlich eine Anzahl Missionsanstalten ihren Sitz in Tschöng-tu-fu. Den grössten Einfluss scheinen die Franzosen hier zu haben, es soll der französischen Mission ein nicht unbeträchtlicher Teil von Tschöng-tu-fu und seinem Gebiet eigentümlich gehören. Frankreich hat sogar, was sonst kein Staat hat, hier einen Marinearzt (1903 Dr. Legendre) stationiert, welcher dem Missionshospital vorsteht, und will sogar ein von der Mission getrenntes Staatshospital einrichten. Die Seidenindustrie nimmt eine herrschende Stelle in Tschöng-

tu-fu ein, daneben sind aber Tabak-, Baumwolle- und Reisbau ebenfalls sehr bedeutend. Erstaunlich ist, welch eine Fülle abendländischer Artikel man in Tschöng-tu-fu kaufen kann. In zwei von Chinesen eingerichteten Läden kann man Zigarren, Weine, Kurzwaren, deutsche Lampen, Anilinfarben, Kakao, Chokolade, Kinderspielzeug, kurz, eine ganze Reihe von amerikanischen und europäischen Luxuswaren kaufen und zwar trotz der hohen Binnenzölle und trotz der doch weit über 1000 *km* betragenden Entfernung von der Küste um nur 30 pCt. teurer als in Shanghai.

Am 1. Dezember 1903 verliessen wir Tschöng-tu-fu und zogen südlich uns wendend, weiter durch die Ebene, bis wir die Vorberge des bei klarem Wetter schon des öfteren in weiter Ferne schneebedeckt herüberwinkenden Hochlandes erreichten. Auf mannigfaltigen Brücken und Fähren kreuzten wir die zahllosen Flussläufe und Rinnsale, welche sämtlich ihr Wasser dem Yangtsekiang zuführen. Nach einem Marsch von 5 Tagen erreichten wir den Hauptteeplatz für diese Gegend Ya-chau am Ya-ho, den wir auf einem auf schwimmenden Bambusstangen ruhenden Stege überschritten.

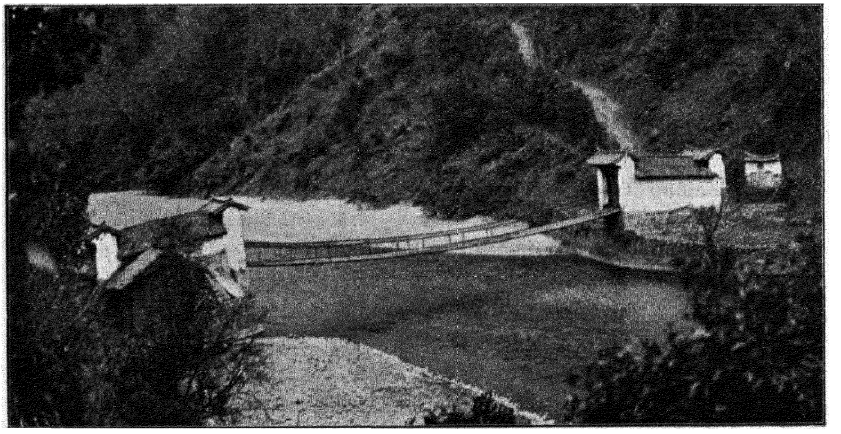
In der ganzen Gegend wird Tee gebaut, ausserdem wächst aber auf allen Bergen eine wilde Teeart, Schneetee, Chüe-tscha genannt, dessen Blätter- und Blütenzweige ebenfalls gesammelt und nach Tibet verhandelt werden. In Ya-chau sind eine ganze Reihe von Teefirmen. Hier wird der gesammelte Tee durch Gärenlassen und Räuchern fertiggestellt, dann mittels sehr primitiver Handpressen in Stücke oder pau von 2—5 Pfund gepresst, diese dann zu vier oder fünf in Matten genäht und auf dem Rücken von Trägern versendet. Die Strasse nach Ta-tsien-lu wimmelt förmlich von diesen Teeträgern, welche oft erstaunliche Lasten tragen. Die gewöhnliche Durchschnittslast eines ausgewachsenen Mannes beträgt 190—220 Pfund. Wir sahen jedoch Leute, welche 300 Pfund und mehr schleppten. Die Teepacken sind eins über dem andern auf einer Kraxe befestigt, so dass die obersten Packen über den Kopf des Mannes sich vorwölben. Mittels einer Schnur hält er die hohe Last im Gleichgewicht. Jeder hat eine eisenbeschlagene hölzerne Krücke, die wie ein kleiner Eispickel gestaltet ist, in der Hand, mit welcher er sich stützt und auf welche er seine bepackte Kraxe aufsetzt, wenn er sich ausruhen muss. So gross ist die Zahl der Träger, dass sie durch das Aufstemmen ihrer Krücken in den festen Steinstufen, welche hier wiederum den grössten Teil des Weges ausmachen, ganze Reihen von Vertiefungen ausgebohrt haben. Der Weg führt über zwei recht ansehnliche 3000 *m* hohe Bergpässe, deren einer, der Fei-yüe-ling, an Schwierigkeit selbst die weit höheren Pässe im tibetanischen Grenzgebiet beträchtlich übertraf. 5 Stunden stiegen wir in dichtem Nebel auf zuerst nassen und schlüpfrigen, dann vereisten und mit 3—4 Zoll Schnee bedeckten engen Bergpfaden hinan. Gespensterhaft tauchen vor uns Träger auf, dann ertönt Glöckchenklang, eine Maultierkarawane kommt uns entgegen, es sind Shensileute von Lan-tschu-fu — weistgereiste Leute. Unsere Leute legen Steigeisen an, da der Weg oft völlig vereist ist und ein Ausgleiten einen Absturz in den Abgrund neben dem Weg nach sich ziehen kann, dessen Tiefe man des

Nebels wegen nur ahnen, nicht schätzen kann. Auf der Passhöhe steht ein kleiner Tempel, ein Unterschlupf, um für einen Moment dem eisigen Wind zu entgehen, der die Pfosten und Wände mit Eiskristallen bedeckt und den einzigen Vertreter der Zivilisation hier oben, den nach Tatsien-lu führenden Telegraphendraht, in einen zolldicken mit Eisnadeln besetzten Strang verwandelt hat. Zum ersten Male sehen wir hier tibetanische Schriftzeichen an den Wänden, wie wir später lernen, das allgegenwärtige sechssilbige Gebet:

Om mane padme hum.

Von Reiten ist natürlich gar keine Rede, wir sind froh, dass unsere armen Tiere sich nicht alle Knochen auf dem fürchterlichen Wege zerbrechen. Wer in Rockhills Buch „The Land of the Lamas" die Anmerkung dieses Forschers liest, dass er keinerlei Schwierigkeiten an

Fig. 5.



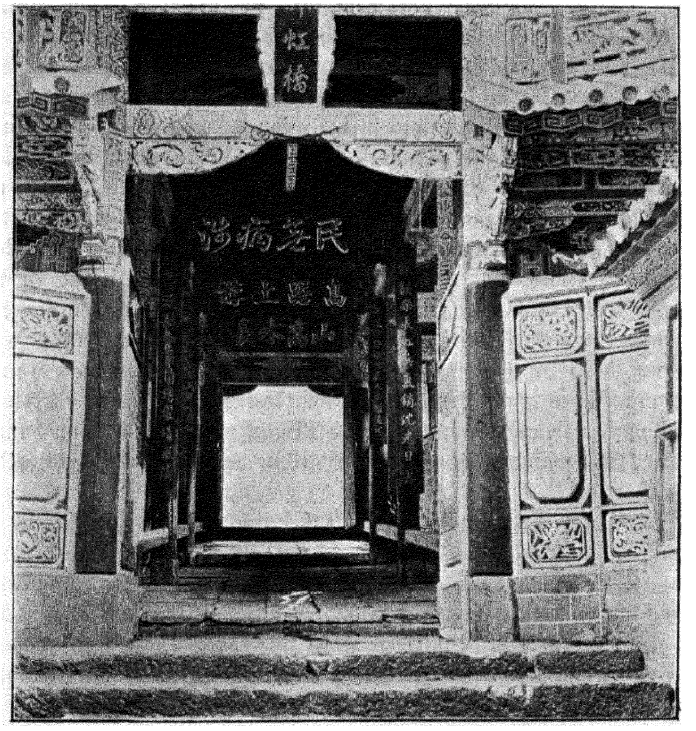
Kettenbrücke.

diesem von einem chinesischen Autor als entsetzlich beschriebenen Pass gefunden habe, der denke daran, dass R. im Hochsommer hier entlang zog. Ich kann mich dem Urteil des Chinesen nur anschliessen.

Nach diesen recht anstrengenden Märschen erreichten wir den Da-du-ho oder Tung-ho, die hydrographische Grenze von China und Tibet. Jenseits dieses Flusses beginnen die Berge, die nach Verlauf, Gestaltung und Gesteinsart sowie nach der Nationalität ihrer Bewohner schon zu Tibet gerechnet werden müssen. Bei Luting überschreiten wir den Fluss auf einer der berühmtesten, nach Erklärung eines Mitgliedes der Mission lyonnaise in Hankow berüchtigsten Kettenbrücken. Neun Ketten überspannen in einer Länge von 125 *m* und $3^1/_2$ *m* Breite zwischen zwei Brückenköpfen etwa 30—40 *m* hoch über dem Flusspiegel den hier sehr reissenden Da-du-ho. Dünne Brettchen sind nur höchst problematisch befestigt quer über die Ketten gelegt, ein dünnes lückenhaftes Geländer gibt dem armen Passanten ein ganz geringes Gefühl der Sicherheit. Die ganze Geschichte ist ausserordentlich „nervenkitzelnd", denn sowie man

einige Schritte vorwärts gemacht hat, beginnt der luftige Bau zu schwanken, in senkrechter und wagerechter Richtung schwingt die Brücke. Dabei sieht man, wie die dünnen Brettchen sich biegen, wie sich hier ein Ende verschiebt und von der Kette abzugleiten droht. Hier fehlt ein Stück des Brettes und durch die Lücken und neben der Brücke, die dem Passanten trotz der $3^1/_2$ *m* sehr schmal vorkommt, sieht man unten 40 *m* tief die kalten, grünlichen Fluten des Da-du-ho rauschend dahinschiessen. Wer schwindlig ist, der bleibe fort oder lasse sich von den Chinesen mit verbundenen Augen hinübertragen. Unsere Tiere liefen einzeln, fast ohne

Fig. 6.



Inneres eines Kettenbrückenhauses in Yünnan.

zu stutzen hinüber. Ich muss sagen, nur die Überlegung, hier laufen täglich hunderte von Leuten hinüber und zwar seit vielen Jahren schon, nur diese Überlegung nahm mir das Gefühl: da gehst du nicht hinüber. Derartige Brücken trafen wir in Yünnan eine ganze Reihe, die Brückenhäuser sind bisweilen wunderbar schön geschmückt.

Von Luting brachte uns ein Tagemarsch in scharf nördlicher Richtung nach Watze-ku, hier mündet das Flüsschen in den Dadu-ho, welches von Ta-tsien-lu herabkommt. Dem klammartigen Tal dieses Flüsschens folgend stiegen wir auf sehr rauhen Pfaden auf eine Höhe von 2500 *m* auf, damit unseren Einzug haltend in das tibetanische Hochland.

Ta-tsien-lu, der letzte Posten des chinesischen Kulturlandes gegen das Land der Barbaren, der Mantze oder Man-chia, liegt etwa auf dem 30. Breitengrade, 1500 *km* rund von der Meeresküste, fast 3000 *m* hoch über dem Meeresspiegel eingebettet in rauhe Felsberge, deren höchster und steilster, Le bonnet de cotton von den französischen Missionaren genannt, stets eine Schneemütze trägt. Dem Bau der Häuser und der Anlage nach noch völlig chinesisch, zeigt Ta-tsien-lu doch sehr starke Zeichen tibetanischen Einflusses in seiner Bevölkerung und seinem Verkehrsbilde. In den engen Gassen sieht man überall in rotwollene, togaartige Gewänder gehüllte, kahlgeschorene Lamapriester; tibetanische Häuptlinge in leopardenfellverbrämten Pelzen und goldbestickten Mützen ziehen mit ihrem weniger anmutigen Gefolge umher, um Einkäufe zu machen. Da chinesische Frauen und Mädchen wenig ausser dem Hause sich sehen lassen, so gehören fast alle sichtbaren weiblichen Wesen dem einheimischen Stamme an. Ihre Kleidung ist nicht rein tibetanisch, sondern gemischt chinesisch-tibetanisch. In Gesichtstypus und ihrem offenen, wenig scheuem Benehmen erinnern sie sehr an die Mandschufrauen. Am Osttor flutet der fast nicht versiegende Strom der Teeträger in die Stadt hinein, gleich am Tor angehalten, um den Eingangszoll, das Likin für den chinesischen Beamten zu entrichten. Der Teehandel liegt hauptsächlich in den Händen der Yachaufirmen. Dann sitzen aber auch Kaufleute aus Likiang in Yünnan hier, die sogen. Yünnan-ko, Gäste aus Yünnan und auch unternehmende Händler aus Lanschu-fu in Schensi sind hier zu finden. Hier wird der Tee neu verpackt, in Felle vernäht und auf dem Rücken von Maultieren, Pferden und Yaks nach Tibet verfrachtet. Am Westtor verlassen die Stadt täglich Karawanen von über 100 Tieren. 13½ Millionen Pfund Tee werden nach Berechnung des Zollamts allein auf diesem Wege nach Tibet jährlich exportiert.

Das Land um Ta-tsien-lu herum führt den Namen Cha-la, es ist bewohnt von einem tibetanischen Stamm, den die Chinesen Man-tze nennen. Sie selbst nennen sich Man-chia und halten Man-tze für ein Schimpfwort. Der Stamm hat seinen eigenen König, der unumschränkt über alle Man-tze herrscht, d. h. forensisch. Politisch steht das Land unter dem chinesischen Tau-tai von Ta-tsien-lu, da die Chinesen etwa um 1700 herum das Land okkupiert haben. Der König hat einen sehr interessanten Palast in der Stadt, ein umfangreicher Lamatempel befindet sich in demselben mit einer sehr schönen Darstellung des „Rades des Lebens“. Leider wurde uns nicht gestattet im Palast zu photographieren, da der abwesende König ein Gegner dieser abendländischen Zauberkunst ist. Mit dem hier seit etwa zwei Jahren stationierten Missionar der China-Inlandmission, einem Norweger, Namens Sorensen, verbindet den Mautzekönig der Bruderbund, der nach einheimischem Ritus geschlossen wird, indem die beiden Männer die auf ein Täfelchen geschriebenen Namen ihrer Eltern und Grosseltern austauschen. Hr. Sorensen erzählte uns auch, dass die Berge um Ta-tsien-lu herum sehr reich seien an Gold, Silber, Kupfer und anderen Metallen, dass aber Gold nur durch Waschen des Flusssandes gewonnen werden dürfe. Alles Schürfen sei vom Mantzekönig verboten worden.

Nach Ansicht dieser Völker wächst das Gold, seine Wurzeln seien die Goldadern im Gestein, und durch das Abbauen der goldhaltigen Schichten würde die Quelle des Goldes vernichtet. Die Chinesen bauen auch nur ganz oberflächliche Stollen in die Berge hinein und geben bei dem geringsten Unfall, der sich ereignet, den Weiterbau auf. Sie meinen dann, der Erddrache sei über das Eindringen der Menschen entrüstet und habe deshalb den Gang verschüttet oder Wasser hineinlaufen lassen.

In Ta-tsien-lu mussten wir wiederum unsere Karawane umgestalten. In dem nun uns winkenden Hochlande können Menschen keine Lasten tragen, da Anstrengungen in diesen Regionen niederen Luftdruckes unmöglich sind. Durch Vermittlung des Hrn. Sörensen und des Monseigneur Girandeau, des französischen Erzbischofs von Ta-tsien-lu, erlangten wir das sehr schätzbare Vorrecht, die Ula benutzen zu dürfen. Dies ist eine Art Frohndienst, welchen die Mitglieder eines Stammes ihrem Häuptling an Stelle einer Grundsteuer leisten müssen. Alle in staatlichem Auftrage reisenden Beamten, besonders der chinesische Amban, welcher nach Lhassa geht, um den Kaiser von China dort zu vertreten, erhalten durch die Ula Saumtiere mit Treibern von einer Station des Weges zur anderen. Wie überall in China sollen auch hier selbst Beamte für die ihnen gestellten Tiere und für die Verpflegung einen bestimmten Preis zahlen. Überall wird aber auch hier wie im übrigen chinesischen Reich vom Mandarin vielleicht gezahlt, von seinem Gefolge aber sicher ein um vieles höherer Betrag gesqueesed, d. h. von den Einwohnern erpresst. Andere Privatreisende bezahlen einen allerdings niedrigen Satz. Wir kamen mit etwa 80 Pf. für Tier und Tag davon. Es ist dies ein unendlicher Vorteil, denn man hat stets frische, berggewohnte Tiere, man braucht nicht für Futter Sorge zu tragen, und wenn ein Tier unbrauchbar wird, erfolgt die Gestellung eines Ersatztieres ohne Zeit- und Geldverlust. Späterhin gelangten wir in Gegenden, in denen die chinesischen Beamten angeblich verreist waren, und konnten des Ulavorrechtes nicht teilhaftig werden. Wir mussten eine Menge Geld aufwenden und hatten trotzdem die unangenehmsten Plackereien und Zeitverluste, um Tiere zum Fortschaffen unseres Gepäckes zu mieten.

Von Ta-tsien-lu an wechselte auch wieder einmal das Münzsystem. Bisher hatten wir stets in chinesischem Silber bezw. Kupfer bezahlt, hier tritt plötzlich die englische Rupie und die von den Chinesen in Tschöngtu-fu neu geprägte chinesische Rupie in Kraft, welche mangels einer Scheidemünze bei Bedarf in Stücke geschnitten wird. Die Tibetaner wollen jetzt die neuen englischen Münzen mit dem Bilde Eduard VII. nicht annehmen, sondern wollen stets die alte Queen auf den Stücken sehen. Einheimische Münzen, die sogen. Tankar, haben wir niemals zu sehen bekommen.

Nachdem wir uns und unsere Diener mit Pelzen ausgerüstet, sowie unser Gepäck so in Ledersäcke verstaut hatten, dass es auf Maultiere, Pferde und Ochsen verladen werden konnte, begannen wir am 19. XII. den Weitermarsch hinein nach Tibet. Alles Land westlich der Stadtgrenze von Ta-tsien-lu ist der Wirklichkeit nach tibetanisch, die Chinesen haben

zwar um 1700 herum das Land bis Batang hin nominell in Besitz genommen, halten aber tatsächlich nur mit Mühe die Hauptstrassen, so vor allem die grosse Strasse Ta-tsien-lu - Litang-Batang-Lhassa, mit Hilfe von grossen und kleinen Militärposten besetzt. Jeden Aufstand jenseits Tatsien-lu erklären sie demgemäss als Aufstand ausserhalb des chinesischen Reiches. Das offene Land ist tibetanisch und steht unter der Herrschaft von Stammeshäuptlingen, die wiederum in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu den chinesischen Distriktsbeamten stehen sollten. Die wirklichen Herren im Lande sind die Lamapriester. Obwohl diese, welche sich in vier Sekten, die rote, gelbe, weisse und schwarze, teilen, sich aus dem tibetanischen Volk rekrutieren, da jeder dritte, an manchen Orten sogar jeder zweite Familiensohn Lamapriester werden muss, so besteht dennoch ein ständiger, heimlicher Antagonismus zwischen ihnen und den Laientibetanern, der sich des öfteren schon in blutigen Fehden Luft gemacht hat. Wie im Mittelalter die Klöster durch Schenkungen, durch Verpachten von Land und Ausleihen von Geld sich bereicherten, das Landvolk ausbeuteten und grossen Einfluss auch in weltlichen Dingen sich zu erwerben wussten, so auch die Lamaklöster. Dadurch kam es damals und kommt es jetzt in Tibet zu Streitigkeiten zwischen den Mönchen und den Laien und auch zwischen den einzelnen Klostergemeinschaften untereinander, und noch heute setzt es oftmals blutige Köpfe bei Fehden zwischen zwei feindlichen Klöstern.

Die Lamas herrschen im Lande, der chinesische Beamte ist, falls er nicht wie der Tautai von Ta-tsien-lu und der Hsien-Kuan (Distriktsbeamter) von Litang ein sehr energischer Mann mit einer Truppenmacht hinter sich ist, eine minderwertige Persönlichkeit. Die Ulatiere werden von den Lamas besorgt, sie liefern Futter für die Tiere, Fleisch und Reis, Mehl, Butter und Salz für die Menschen, von ihnen muss man die Ledersäcke kaufen zum Verpacken aller dieser Sachen. Wie oft hörten wir nicht von den chinesischen Beamten: Ja, da muss ich zu dem Lamakloster schicken, ich habe keine Tiere zur Verfügung! Aber für Geld ist ihnen auch alles feil. Bei Tage allerdings gelang es uns nicht, auch nur ein tibetanisches Schmuckstück einzuhandeln, bei Dunkelwerden aber überstieg das heimliche Angebot bedeutend die Nachfrage, leider aber auch meist der geforderte Preis unsere Mittel. Viele Hindernisse legten sie uns nicht in den Weg, sobald sie erkannt hatten, dass unser Sinn nicht auf die Erreichung von Lhassa stand, aber es war doch recht ungemütlich, ständig von diesen oft recht herrisch und übermütig sich benehmenden kahlköpfigen Gesellen in der roten Toga abhängig zu sein. Der Lama ist allgegenwärtig: hier zieht er hoch zu Ross, die kleine Gebetsmühle eifrig auch beim Reiten drehend, mit einer Karawane durch das Land, die vielleicht Proviant in ein weit abgelegenes Kloster bringt, dort wandert er allein hinaus, um in einem fernen Gehöft „die Trommel zu schlagen", d. h. Gottesdienst abzuhalten. Fast in jedem grösseren Gehöft hocken Kahlköpfige ums Feuer und waren uns bisweilen recht unbequem, da die Hausbewohner uns nicht gestatten wollten, mit den heiligen Männern dasselbe Feuer zu benutzen.

Mit dem Gelübde der Keuschheit und Sittenstrenge geht es bei ihnen nach Aussage der chinesischen Beamten sowohl wie der Missionare genau so, wie es bei anderen Kongregationen mit besonderen Gelübden geht: die einen halten die Ordensregel streng inne, die anderen scheren sich um nichts.

Unsere Erwartungen bezüglich der Rauhheit des Gebirges waren durch die Erzählungen der Missionare ziemlich hochgespannt, wurden aber dennoch übertroffen. Schon am zweiten Tage stiegen wir zuerst noch auf zwar engem und teilweise verschneitem Pfad am Rande eines tief eingeschnittenen Gebirgstales aufwärts, dann aber wurde der Weg immer problematischer, verlor sich hier in einem Geröllfeld, führte dort durch ein mit Eis und Schnee bedecktes Hochmoor, um zuletzt in scharfen Serpentinen zu einem scharfen, sturmgepeitschten Passgrat von 5000 *m* Höhe hinanzuklettern. Mensch und Tier litten täglich mehr unter der Luftverdünnung, das Steigen in diesen Höhen stellt an Lunge und Herz die höchsten Anforderungen und nur ganz langsames Steigen mit häufigen Pausen ermöglicht den Aufstieg. Auch die berggewohnten Tibetaner sahen wir unter dem Einfluss der Höhenluft leiden, nur die Yaks, die schwarzen Tibetochsen, machten ihren Weg, ohne ausser Atem zu kommen. Die tieferen Täler sind mit Wald bedeckt, Nadelhölzer herrschen vor, doch finden sich auch Birken, Eichen, Stachellorbeer und an den Flüssen und Bächen Weiden und Pappeln. Waldbrände, welche durch vernachlässigte Lagerfeuer entstehen, scheinen häufig hier zu wüten und fast noch ärgere Verwüstungen richtet im Waldbestand eine Moosart an, welche in langen grüngrauen Flechten von allen Bäumen herabhängt und deren Wachstum erstickt. Erst bei 4000 *m* Höhe hört der Baumwuchs auf und Gras, niederes Heidekraut und Ginster decken die Hochsteppen, wenn nicht eisbedeckte Steinwüsten, rings umgeben von schneestarrenden Fernern, zu durchqueren sind.

Die Passhöhen sind fast durchweg mit Steinhaufen geziert, in welche Stöcke mit teils bunten, teils mit Sprüchen beschriebenen Fähnchen eingesteckt sind. Jeder Tibetaner murmelt im Vorbeigehen sein Gebet oder dreht eifriger seine Gebetsmühle und wirft einen Stein mehr auf einen der Steinhaufen.

Fast täglich überholen oder begegnen wir grossen Karawanen, oft über hundert Köpfe stark, welche Tee nach Tibet hinein und tibetanische Erzeugnisse zurückbringen. Die Karawanenleute sind meist beritten, auch Frauen und Mädchen, im Männersitz auf Yaks und Ponies reitend, ziehen mit. Sie sind garnicht scheu, im Gegenteil, aus dem gellenden Gelächter der Männer und ihrem breiten Grinsen merken wir, dass diese Schönen offenbar mehr witzige als schmeichelhafte Bemerkungen über uns machen. Die Reiter sitzen mit sehr kurzen Bügeln reitend, auf einer Unzahl von Decken, Mantelsäcken und Taschen hoch über dem Sattel; das Zaumzeug ist bei wohlhabenden Leuten reich mit Metall, Muscheln, Tierschwänzen und buntem Tuch verziert. Die Tiere selbst sind klein, langhaarig und störrig, aber ausdauernd auch in diesem schlecht gangbaren Gelände und dabei sehr anspruchslos. Die Nationaltracht mag in

neuem Zustande recht kleidsam sein, man sieht sie aber meist in einer Verfassung, die jeder Beschreibung spottet. Das Hauptstück ist der weite lange Schafspelz, der mit den Haaren nach innen meist auf dem blossen Körper getragen wird, da nur wenige begüterte Leute sich den Luxus eines Hemdes gestatten. Durch einen Gürtel zusammengehalten, wird der Pelz bis zum Knie aufgerafft, so dass sich oberhalb des Gürtels eine sackartige Falte bildet, in welcher die kleinen Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens verstaut werden. Wenn sich der Tibetaner den Luxus von Beinkleidern gestattet, so sind dieselben ebenfalls aus Fell gefertigt. Hohe Filz- oder Fellstiefel bis zum Knie schützen die Unterschenkel. Vornehmere Leute tragen Unmengen von Schmuck, mächtige silberne Fingerringe mit roten und grünen Halbedelsteinen, im linken Ohr ein

Fig. 7.

Tibetanische Reiter.

grosses Gehänge, silberne Schliessen an Pelz und Hemd usw. Die Haartrachten sind ausserordentlich verschieden. Dem einen hängen die schwarzen, meist gewellten Haare völlig natürlich um den Kopf, jener hat sich die Stirnhaare ins Gesicht gewöhnt und an den Augenbrauen abgeschnitten, ein anderer trägt seitlich an den Schläfen herabhängende Zöpfe wie die Czickos. Die meisten flechten ihr Haar mit vielen Seidenbändern verstärkt in einen dicken Zopf, den sie stets um den Kopf gewickelt tragen. Als besonderen Schmuck ziehen sie die Enden der Seidenbänder durch einen grossen Elfenbeinring oder reihen eine ganze Anzahl der silbernen Fingerringe an ihnen auf. Fast jeder Tibetaner trägt als Waffe ein langes gerades Schwert in hölzerner, oft reich mit ziseliertem Silberbeschlag verzierter Scheide quer vor dem Leib, auf dem Rücken schaukelt sich die lange Luntenflinte mit der zweizinkigen Auflegegabel und an einem Bandelier um die Brust hängen eine Anzahl Pulvermasse.

Jeder trägt einen Rosenkranz, viele auch silberne Götzenkästchen, sogen. Gavos, sie murmeln beständig Gebete vor sich hin oder drehen die kleinen Gebetsmühlen. Zur Begrüssung stecken sie weit die Zunge hervor und erheben eine Hand mit emporgestrecktem Daumen und eingeschlagenen Fingern.

Die Frauen tragen einen kürzeren Pelz wie die Männer, darunter faltige Röcke aus buntem Wollstoff, Pulo genannt, die Stiefel sind dieselben wie die der Männer. Die Haartrachten wechseln sehr. Die Mädchen in Ta-tsien-lu scheiteln ihr Haar in der Mitte und flechten sich einen dicken Zopf, welchen sie um den Kopf wickeln; in der Gegend von Litang ist die Haartracht sehr kompliziert. Das Haar wird in eine Anzahl bleistiftstarke Zöpfe geflochten, die durch eine Schnur Glas-, Elfenbein- und Bernsteinperlen im Rücken zusammengehalten werden. Vom Scheitel herab fallen drei breite schwarze Seidenbänder, an denen oft 20 *cm* im Durchmesser messende gestanzte Silberplatten befestigt sind. Einige tragen diese Platten auch seitlich am Kopf frei hochstehend angebracht, wie die Adlerflügel an einem altnordischen Helm. Wieder andere lassen eine breite Locke über die Nase herabfallen, die an der Nasenspitze gerade abgeschnitten wird. In Batang sahen wir bei einem Tanzfest die Mädchen in grossem Schmuck, Perlketten und Götzenkästchen aus Silber, die Haare in mächtige Zöpfe mit unendlichem Aufwand von Seidenschnur geflochten. Auf dem Kopfe trugen sie mächtige Schlapphüte aus gelbgefärbtem Schaffell. In einigen Gegenden sind grosse Korallenzweige als Schmuck sehr beliebt. In Atentze trugen die Mädchen tellerartige Turbane aus rotem Stoff.

In dem von uns durchwanderten Gebiet wird sehr wenig Ackerbau getrieben. Desto zahlreicher sind die Herden von Kühen, Ziegen und Schafen. Während die Viehzucht treibenden Tibetaner grösstenteils Nomaden sind und in Zelten wohnen, sieht man in den ackerbautreibenden Gegenden festungsartig finster aussehende Häuser, mächtige Stein- oder Lehmvierecke von zwei oder auch drei Stockwerken. Im untersten Stock ist nur eine Tür, durch sie gelangt man in einen Lichthof, der rings von offenen Viehställen umgeben ist. Eine primitive Treppe, oft nur ein mit Kerben versehener Baumstamm, bildet die Verbindung mit dem zweiten Stock. Von der rings um den Lichthof laufenden Plattform gelangt man in einzelne Räume, die jeden Mobiliars entbehren, nur eine Feuerstelle befindet sich mitten im Zimmer, das durch ein Loch in der Wand, ein stets offenes Fenster, sein Licht erhält. Ein Loch in der Decke dient als Abzug für den Rauch, der aber trotzdem stets das ganze Haus erfüllt und die Augen unglücklicher Europäer beizt. Nur reiche Häuser haben eine Küche, wo blankes Kupfergeschirr und reichverzierte Butterfässer und Kannen auf dem Herde glänzen. Oft schaut ein arg verräuchertes Buddhabild in Flachrelief von der Wand hinter dem Herde auf das lebendige Treiben vor sich in milder Ruhe nieder. Die Beleuchtung geschieht mittels der Kienfackel. Vom ersten Stock führt eine ebenso primitive Stiege aufs Dach hinauf, wo Heu- und Strohvorräte aufgestapelt sind und Gebetsfahnen lustig im Winde flattern. Hier findet sich häufig noch ein Halbstock, meist bewohnt von Frauen. In abgeschiedenen

Gegenden hausten wir bisweilen in wahren Hundehütten aus Stein, gegen welche solch tibetanisches Haus ein Palast zu nennen war, zumal wenn in holzreichen Gegenden der Oberstock aus mächtigen Baumstämmen im Blockhausstil aufgeführt war. Bisweilen findet man eine Reihe Gebetsmühlen in die Häuser eingebaut und in Zeiten des Nichtstuns setzt der gläubige Tibetaner diese Mühlen in Bewegung, um „Verdienst zu erwerben". Einige Male sah ich auch Wind und Wasser herangezogen, um Gebetsmühlen zu treiben, also richtige Gebetswind- und -wassermühlen. Noch einige andere religiöse Sitten seien hier erwähnt: In der Nähe tibetanischer Ortschaften findet man stets am Wege Steinpyramiden aufgestellt, belegt mit Steinplatten, auf welche in tibetanischen Schriftzeichen, oft bunt bemalt, meist das sechssilbige Gebet Om mane padme hūm eingegraben ist. Oftmals sieht man ganze Reihen solcher Hügel längs des Weges errichtet. Auch über den Haustüren sind häufig Steinplatten mit diesem Gebet aufgehängt. Auf Pässen finden sich auch zuweilen kleine Kapellen, in denen Schriftrollen liegen. Die meisten waren vom Feuer zerstört. Bei Hoku am Nag-chu sahen wir eine solche Kapelle, in welcher Unmengen von etwa faustgrossen Lehmklumpen lagen von der Form noch nicht ganz entwickelter Fliegenpilze.

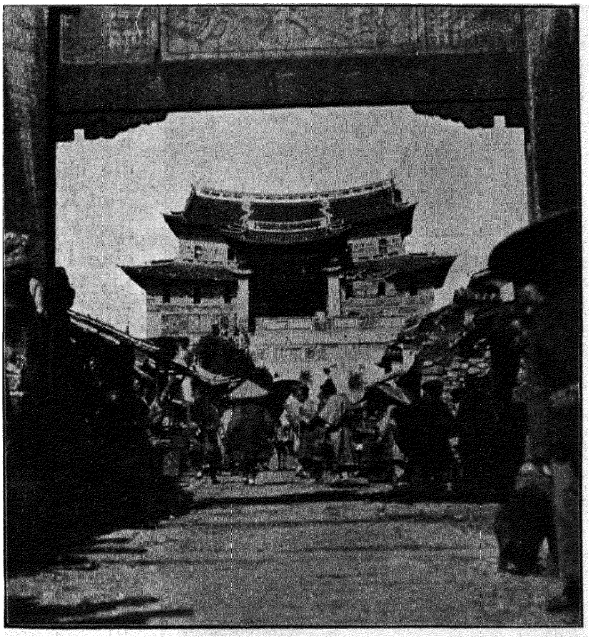
Das ganze Volk lebt von Tsamba, einem Gericht, welches aus Mehl, verriebenem Käse und Salz besteht und mit Tee in den kleinen hölzernen Essnäpfen zusammen geknetet wird. Fleisch wird nur selten genossen. Wein und Reisschnaps wird gern getrunken, meist zu viel, notabene, wenn der arme Tibetaner sich diesem Laster einmal hingeben kann. Tabak wird meist geschnupft, geraucht wird weniger. Das Opiumrauchen haben die chinesischen Beamten den Häuptlingen in den grösseren Stationen ebenfalls schon beigebracht.

Über Litang, den grössten Ort zwischen Ta-tsien-lu und Batang hinaus, dessen von 3—4000 Mönchen bewohntes Lamakloster malerisch mit goldbezinnten Tempeln in einem Bergsattel auf einer völlig öden Hochsteppe liegt, führt uns unser Weg südlich der höchsten Erhebung dieses Gebirgszuges entlang, des 7770 *m* hohen Nenda-Pick, dessen eine Spitze eine ziemlich grosse Ähnlichkeit mit dem Matterhorn hat.

Batang, der westlichste von uns berührte Punkt liegt etwa 2700 *m* über dem Meere am Ufer des Oberlaufes des Yangtse-kiang, welcher hier noch Kin-scha-kiang, Goldsandfluss, heisst. Es ist die letzte Missionsstation gegen das verbotene Land hin, seit mehr als dreissig Jahren ist es von dieser Seite aus keinem Europäer geglückt, weiter vorzudringen. Hier führen die Spuren vieler Reisender hinaus, aber keine hinein. Auch unser Kommen war den beiden chinesischen Beamten und den Häuptlingen der Tibetaner angezeigt worden, und angstvoll waren sie zu Mr. Mussot, dem französischen Missionar gelaufen, um ihn wegen unserer Pläne bezüglich des Weitermarsches auszuforschen. Gross war die Freude, als sie merkten, dass wir uns dem Süden zuwenden und nach Atentze weiterziehen wollten. Auf dem Marsche nach Atentze trafen wir eine grosse Karawane von Tibetanern, Männer und Frauen. Dieselben waren auf einer Wallfahrt begriffen nach Bai-yüe-schan, einem grossen Lamakloster von über 100 Tempeln, das in schon chinesischem Gebiet im Gebirgsstock Bai-ma-schan gelegen sein

soll. Über den über 5000 *m* hohen Tsalepass, vorbei an den mächtigen schneebedeckten Gebirgsstöcken Bai-ma-schan und Chüe-schan-tai-tze, fast immer in stark bewaldetem Gebiet marschierend, erreichten wir wiederum den Kin-scha-kiang, den wir bei Pongsela überschritten. Nun meinten wir der Lamaherrschaft entronnen zu sein, sahen aber unseren Irrtum bald ein. In Chung-tien-fu, der an einem fast ausgetrockneten See gelegenen Distriktshauptstadt, trat uns noch einmal so recht der Verfall und Rückgang der chinesischen Macht entgegen. Hier der chinesische Distriktsbeamte in einem engen, schmutzigen Tempelchen, inmitten eines Gewirrs von niedrigen und schmutzigen chinesischen Lehmhütten, und jenseits des nächsten Bergrückens die goldstrahlenden Zinnen der schneeweiss herüberwinkenden Tempelgebäude des Lamaklosters. Noch einmal gelangen wir in winterliche Regionen, ein wildes Waldgebirge, das hier in der vom Kin-scha-kiang gebildeten Schleife liegt, dann grüsst uns nach einem jähen Abstieg im jenseitigen Tal der schöne Frühling mit blühenden Bäumen und zwitschernden Vögeln. Bei Achi überschritten wir nun zum letzten Male den Kin-scha-kiang und zwar den nach Nord umbiegenden Schleifenschenkel. Hier tragen die Frauen einen eigenartigen Schmuck, bestehend aus zwei grossen, auf beiden Schultern angebrachten Rosetten, welche über den Rücken hin verbunden sind mit einer aus sieben kleinen Rosetten gebildeten Kette. Dies soll Sonne, Mond und Sterne darstellen.

Fig. 8.

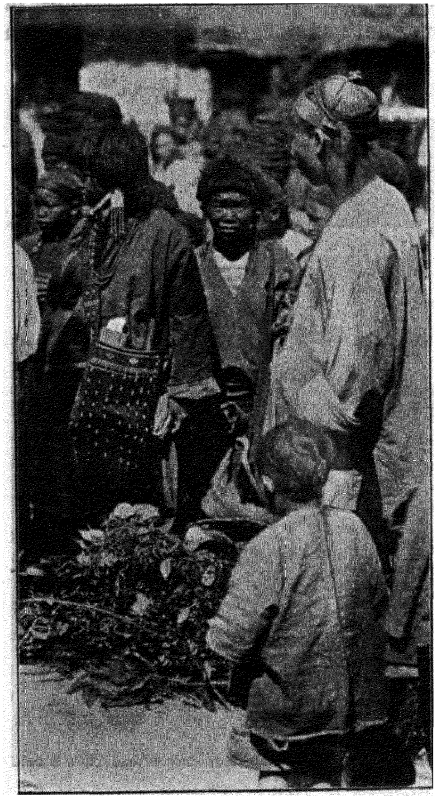


Mittelturm in Ta-li-fu, Yünnan.

In nun wieder rein chinesischem Gebiet eilten wir Ta-li-fu, der alten Hauptstadt der Provinz Yünnan am Errh-Hai, dem grossen See zu, von dessen Herrlichkeiten uns der französische Generalkonsul in Tchöng-tu-fu Monsieur Bons d'Anty eine ganz begeisterte Schilderung entworfen hatte. Wir fanden nichts von allem, eine halb noch in Trümmern liegende, weit angelegte, aber schlecht erhaltene Stadt, die offenbar noch unter den Folgen der grossen Mohammedanerrebellion der siebziger Jahre leidet. Gern wären wir noch einige Zeit in Yünnan geblieben, um wenigstens

einen Blick tun zu können auf die sehr merkwürdigen Volksstämme dieser Gegend. Aber wir hatten unseren Urlaub schon überschritten und waren noch fern von dem Ziel unserer Reise. In südwestlicher Richtung marschierend überschritten wir die hohen Parallelketten, zwischen welchen der Salwen und der Mekong dem Meere zuströmen. In Teng-yüe oder Momein trafen wir die ersten Europäer, Mr. Litton, den englischen Konsul und einige Herren vom chinesischen Zollamt, welche durch ihre uns ungebundene grenzende Gastfreundschaft uns die Entbehrungen der letzten Monate vergessen machten. Von Momein aus führt eine alte Karawanenstrasse durch das Gebiet der Schanvölker, der Bai-i und der Katschin hinüber nach Bhamo über die chinesisch-birmesische Grenze. Von Kulika an bis Bhamo, 51 englische Meilen, haben die Engländer eine ideale Strasse gebaut, welche bis Momein von den Chinesen mit Hilfe englischer Ingenieure fortgesetzt werden soll. In glühendem Sonnenbrand, mitten durch tropischen Urwald zwischen Palmen, Bambus und Riesenfarren, die sich mit Lianen und Schlingpflanzen zur undurchdringlichen Dschungel verfilzen, hindurch reiten wir gemächlich nach Bhamo hinunter. Am 28. Febr. nach einem Ritt von 4500 *km* sehen wir endlich die weisse Pagode von Bhamo auftauchen, wir sehen Tommy Atkins Fussball spielen, Häuser in europäischer Bauart winken uns, die Zivilisation ist wieder erreicht.

Fig. 9.



Katschin, Mann und Frau. Grenze von Yünnan und Burma.

Von hier, wo die englischen Regierungsbeamten und die Offiziere der Garnison uns in der herzlichsten und gastfreiesten Weise aufnahmen, trug uns Dampfer und Eisenbahn auf und am Irawadi entlang durch Birma hindurch nach Rangoon, wo uns Hr. Scharnhorst, der deutsche Konsul, schon seit zwei Monaten erwartet hatte. Leider konnte es für uns keinen Aufenthalt mehr geben, nur mit Mühe erreichten wir durch eine Fahrt mit dem Dampfer nach Madras, mit der Bahn südlich bis Tuticorin und von dort hinüber nach Ceylon den Loyddampfer Seydlitz in Colombo und schifften uns auf ihm nach der Heimat ein; trotz aller Erlebnisse und aller Reisefreuden nun doch froh, wieder geordneten Verhältnissen entgegen zu gehen.

2. Die Gottheiten der Indier.

Von

Gustav Oppert.

(Fortsetzung von S. 353.)

Drittes Kapitel.

Über den Kultus der Ureinwohner Indiens.

Die religiösen Anschauungen der Ureinwohner Indiens entsprechen ihrer eigentümlichen Gedankenrichtung. Alles in der Gedankenwelt und in der Wirklichkeit Existierende gehört nämlich nach der Ansicht der Urindier entweder einer höhern oder einer niedern Klasse an, ist entweder geistig belebt oder geistig leblos, d. h. entweder vernünftig oder unvernünftig. Gottheiten und Männer sind höhere, alles Übrige, Frauen, Tiere und Sachen dagegen niedere Wesen. Bei einzelnen urindischen Stämmen, z. B. bei den Tamulen, ist die Frau in der grammatischen Sprache ganz emanzipiert worden, bei anderen nur in der Mehrzahl, d. h. wenn mehrere Frauen beisammen sind, wie bei den Telugus; ursprünglich rangierte aber die Hausfrau grammatikalisch mit den Haustieren und dem Hausmobiliar. Diese zugunsten der Frau eingeführte Standeserhöhung änderte indessen nicht die prinzipiellen Gesetze der indischen Ursprache: denn diese kennt noch heute kein grammatisches Geschlecht und macht daher, wie schon bemerkt, keinen grammatischen Unterschied zwischen Stier und Kuh, Hund und Hündin, Hahn und Henne, usw.

An der Spitze der Gottheiten steht der höchste Geist und die materielle Natur. Ersterer erscheint als Vater und Herr (Ayya oder Appa), letztere als Mutter und Ernährerin (Amma). Ersterer wurde und wird noch jetzt in seiner Einheit thronend im grossen indischen Lande verehrt, letztere wird nicht nur unter verschiedenen Namen, sondern auch in verschiedenen Formen angebetet.[1])

Ebenso wie die vedischen Gottheiten sich allmählich veränderten und urindischen Anschauungen zugänglich wurden, wie z. B. der brahmanische

---

1) So unterscheidet man 5, 7, 8, 9 oder mehr solcher göttlichen Mächte (Śaktis), welche jede einzeln dieselbe unwandelbare Natur (Prakṛti) und Naturkraft (Śakti) darstellt.

In der Bhagavatgītā, VII, 4 werden der Prakṛti acht Formen zuerkannt. Das Śloka lautet also:

Bhumir āpo'nalo vāyuḥ kham mano buddhir eva ca
Ahaṅkāra itīyam me bhinnā Prakṛtir aṣṭadhā;

Erde, Wasser, Feuer, Luft, Äther, innerer Sinn, Vernunft und Selbstbewusstsein, dies ist meine achtfach geteilte Prakṛti.

Gott Śiva aus dem urindischen Herrn der Geister (Bhūtanātha) und seine Gattin Umā aus der urindischen Allmutter Amma hervorgingen, konnten die urindischen Gottheiten ihrerseits sich ebenfalls nicht dem arischen Einfluss entziehen. Letztere verloren unter der Herrschaft der fremden Eroberer ihre Unabhängigkeit, behaupteten aber als Lokalgottheiten bei den Ortsangehörigen ihre massgebende Stellung.

Die Gestirne, vor allem die Sonne und der Mond, stehen zu diesen Lokalgottheiten in sehr loser Beziehung. Obgleich, wenn irgendwo, besonders im heissen Indien die Sonne durch ihre Strahlen auf den Menschen und sein Treiben den grössten Einfluss ausübt, ja seine ganze Existenz eigentlich von ihr abhängt, so ist doch im ganzen und grossen die Verehrung der Sonnengottheit bei den Urindiern nicht übermässig verbreitet gewesen. Allerdings sehnt sich jeder Indier selbst in der heissesten Jahreszeit nach der Sonne, denn Hitze und Licht sind ihm unentbehrlich, und begrüsst er deshalb, wenn durchnässt und erfroren in seiner Hütte, die Wiederkehr der Sonne nach der Regenzeit mit grosser Freude. Merkwürdig ist es, dass bei der allgemeinen Beliebtheit der Sonne der Kultus des Sonnengottes in Nord- und Mittelindien, im Himālaya- und im Vindhya-Gebirge verbreiteter ist als im Süden. Der hellen, scheinenden Sonne bringt man weisse Opfer, weisse Ziegen und weisse Hähne dar, während seiner Gemahlin, dem Monde, schwarze Tiere geopfert werden.[1]) Der Sonntag ist der Sonne heilig.[2]) Offene von ihr beschienene Plätze dienen als Altäre und die sich dort vorfindenden Ameisenhügel gelten hierzu als sehr geeignet.[3]) Manche Stämme bitten die Sonne, ihre Beschäftigung zu segnen, oder richten an sie Gebete um Nachkommenschaft, während andere ohne weiteres Zeremoniell sich nur vor ihr verbeugen. Die Kharias verlangen, dass jedes Familienhaupt fünfmal während seines Lebens der Sonne opfere: 1. Geflügel, 2. ein Schwein, 3. eine weisse Ziege, 4. einen Widder und 5. einen Büffel.[4]) Bei den Korkus opfert jedes Familienhaupt, sich dabei nach Osten wendend, alle drei Jahre an einem Sonntag im April oder Mai eine weisse Ziege und ein weisses Huhn.

Ähnlich wie die Sonne, aber nicht in demselben Umfange, ist der Mond Gegenstand der Verehrung der Ureinwohner. Die verschiedenen Phasen desselben, besonders Neumond und Vollmond, geben Anlass zu speziellen Zeremonien. Auch darf man, wie auch in Europa in einigen Gegenden, nicht den neuen Mond anschauen. Sonnen- und Mondfinsternisse werden ganz besonders beachtet; eigene Gebete und Formeln werden verrichtet, um diese Gestirne aus ihren schlimmen Lage zu befreien.[5])

---

1) Dies tun z. B. die Kisans und die Korkus von Hoshangabad.

2) Bei den Kalwars in Ghazīpur, den Lohars und den Majhwārs.

3) Dies ist der Fall bei den Kharwars und Korwas.

4) Über diese und andere Einzelheiten vergleiche W. Crooke's Introduction to the popular religion and folklore of Northern India (pp. 5, 6), sowie seine Tribes and Castes of the North Western Provinces and Oudh unter den einzelnen Stämmen.

5) Bei den heutigen Verhältnissen ist es recht schwierig nachzuweisen, welche Gebräuche und Sagen arischen oder nichtarischen Ursprungs sind, da sich beide Anschauungen im Laufe der Zeit so vermischt haben.

Da die Gestirne nicht wesentlich in die religiösen Anschauungen der Bevölkerung eingreifen, braucht man ihrer hier nicht ausführlicher zu gedenken, zumal sie als Schöpfungen des höchsten Geistes diesem unterstehen.

Der für die Ortsgottheit zumeist übliche Name ist Grāmadevatā, der, aus dem Sanskrit entlehnt, eigentlich Dorfgottheit bedeutet. In Nordindien nennt man sie auch zuweilen Dih, Deohar oder Dihuyar. Ob dieses Dih mit dem persischen Dih, Dorf, identisch ist, scheint zweifelhaft, denn es ist wohl nur eine Abkürzung von Deohar oder Dihuyar, zudem bedeutet es in Hindustani nirgends Dorfgottheit, sondern nur Dorf.[1])

Ursprünglich hatte wohl die Ortsgottheit keine besonderen Namen, ja man scheint sie sogar namenlos verehrt zu haben.[2]) Ebensowenig stellte man sie anfänglich durch spezielle Bildnisse dar. Als ihre Repräsentanten fungierten dagegen unter heiligen Bäumen befindliche Erdhaufen oder unbehauene Steine oder grosse imposante Felsblöcke, wie dies noch viele heilige Stätten in Hindustan, in den sogen. Ceded Provinces, bei den Kols und in den Nīlagiribergen bekunden. Die Verehrung der Grāmadevata erfordert auch keine besondere Priesterschaft. Jeder Hausherr kann ihr auf einem Erdhaufen an seinem eignen Herd opfern.[3])

Indessen erheischte die grosse Verbreitung dieses Kultus besondere Vorschriften, so sind auch bestimmte Regeln entstanden, welche bei den

---

1) Siehe die von Montgomery Martin herausgegebene, von Dr. Francis Buchanan herrührende „History, antiquities, topography and statistics of Eastern India", II, p. 477: The Sthan or place of the Gramadevata or Dihuyar, which later term is almost the only one used here, or indeed is known." Mr. W. Crooke erwähnt in: „The tribes and castes of the Western Provinces and Oudh" die Dih und Deohars mehrere Male (Vol. I, p. 185; II, 80, 219, 327; III, 247, 311, 338, 435 etc.), I, p. 185 nennt er: the Dih or the collective body of the village godlings; ebenso II, 80: the village gods (dih); II, 327: the collective local gods (deohar); ebendaselbst: the godlings (deota) und III, 311: the aggregate of the local gods (dih, deohar).

Vielleicht hängt dih garnicht mit dem persischen dih zusammen, sondern ist eine Abkürzung von deohar, das ebenso wie deota, deohar, diyuhar mit dem sanskritischen deva, devatā verbunden werden könnte.

2) Siehe Montgomery Martin I, p. 190: an anonymous deity under whose protection they assume their village to be; II, 477: these ancient objects of worship were originally anonymous; II, 479: in most villages the peculiar deity (Dihuyar) has still no name.

3) Siehe: Montgomery Martin I, p. 190: They (the Grāmadevatas) are not in general represented by images, nor have they temples, but the deity is represented by a lump of clay, sometimes under a tree and provided with a priest of some low tribe, but in other cases each man, when he wishes to present offerings to any of these deities, places a mass of clay in his house and makes his own offering; ferner II, 130, 131: All sects and tribes make offerings to the Grama Devatas ... Many again of these gods are called Bhut Devatas or devils, by the Brahmans, who however do not fail to worship them. They have no images, but sometimes a rude stone, or where that cannot be procured a lump of mud, generally on a hill, or under a tree. Many have Brahman Pujaris, and many have persons of low or even vile tribes approaching on being Mlechchhas; some of both kinds have endowments; sodann II, 479: The Dihuyars ... must be contented with miserable little images of elephants and horses, that the Brahman ghosts atterly scorn ... The Dihuyar never has any image, only to mark the place a lump of clay is placed on a platform of the same material.

verschiedenen Gemeinden und Sekten massgebend die Lage der Tempel der Grāmadevatā in den Ortschaften bestimmen sollen. So verehren die Vaiṣṇavas, die Anhänger Viṣṇus, die Göttin mitten im Dorf; die Śāktas, die Verehrer der Śakti, dieselbe ausserhalb desselben; die Kāpālikas oder Schädel(kapāla)träger, eine linkshändige Śaivasekte, auf dem Verbrennungsplatz, die Gāṇapatas, die Anhänger des Gaṇapati, an der Haustür oder am Hauspfeiler, und die übrigen Bewohner mit Ausnahme der Kaufleute dieselbe in der Bazaarstrasse. Alle dürfen sie indessen an der Wasserseite, im Walde, oder in Holz-, Stein- und Lehmtempeln anbeten.[1])

Jetzt gibt es wohl in Indien vom schneebedeckten Himālaya im Norden bis zum meerumtosten Kap Komorin im Süden nur wenige Ortschaften, welche nicht der urindischen Erdgottheit in Stadt und Land als Grāma- oder Kṣetra-devatā in besonderen Tempeln unter eigenen Namen und Formen huldigen.[2])

In verschiedenen Purāṇas finden sich Listen, in welchen die in den einzelnen Ortschaften verehrten Grāma- oder Kṣetra-devatas angegeben sind. Allerdings erscheinen diese Gottheiten nicht in ihren urindischen Namen, sondern in solchen, welche sie in dem orthodoxen brahmanischen Kultus führen; ausserdem hat die brahmanische Einbildungskraft den wirkliche Lokale vertretenden Gottheiten noch viele imaginäre zugesellt. So fragt im Devīpurāṇabhāgavata der Berggott Himālaya die Göttin um Auskunft über die hervorragendsten und heiligsten Plätze auf der Erdoberfläche, welche ihr geweiht sind und im Matsyapurāṇa gibt die Devī dem Dakṣa die Stätten an, wo sie unter den verschiedensten Namen in Ländern, Wäldern, Gebirgen, Flüssen, Furten, Städten und sonstigen von ihr innegehabten Stellen verehrt wird.

Von Landschaften werden unter anderen: Kaśmīra, Kurukṣetra, Nepala, Uttarakuru, ja sogar Cīna; von Wäldern: Naimiṣa, Badari, Bṛndavana, Devadāruvana, Maghadavana; von Gebirgen: Himavat (Himādri), Kiṣkindhaparvata, Citrakūṭa, Vindhya, Śrīśaila; von Flüssen: Sarasvatī, Yamunā, Gaṅgā, Narbadā, Vipāśā; von Furten: Śālagrāma, Sindhugamana, Bharatāśrama, Rāmatīrtha, Śuklatīrtha; von Städten: Śrīnagara, Puṣkara, Gayā, Varānaśī, Hastinapura, Kanyakubjā, Prayāga, Mathurā, Dvāravatī, Gokarṇa, Cidambara, usw. erwähnt.[3])

---

1) Vergleiche Devīyamala in Original Inhabitants, p. 457:
Indrāṇīpramukhadevyas sarvadeśāṁśasambhavaḥ
Śaktayas tatra pūjyante nānārūpāḥ kalau yuge.

2) Siehe Grāmadevatāpratiṣṭhā, l. c. p. 458:
Atha grāmīnāḥ sveṣām samaṣṭikṣemāya svathānīye grāmād bahir vā grāmaśaktim pratiṣṭhāpya pūjayeyuḥ, Vaiṣṇavā grāmamadhye, Śāktā bahiḥ, Kāpālikāś śmaśāne, Gāṇapatā dvaradeśe stambhadeśe vā, anye tvantarāvaṇijaḥ paṇyavīthyām sarve jalanikaṭe vane vā pāṣāṇadārumṛnmayāyataneṣvarcayeyuḥ.

3) Siehe: Original Inhabitants, pp. 398—402; ferner Śrīdevībhāgavata VII, 38, 1—31:
Himālayaḥ: 1. Kati sthanāni deveśi draṣṭavyāni mahītale
mukhyāni ca pavitrāṇi devīpriyatamāni ca

Und die vornehmsten und heiligsten Bewohner Indiens, die Brahmanen, verehren die ursprüngliche urindische Grāmadevatā, wenn sie sich auch zuweilen des Kultus schämen. Allerdings behaupten sie häufig, dass sie

---

2. vratānyapi tathā yāni tuṣṭidānyutsavā api
tat sarvam vada me mātaḥ kṛtakṛtyo yato naraḥ.

Śrīdevī: 3. Sarvam dṛśyam mama sthānam sarve kālā vratātmakāḥ
utsavās sarvakāleṣu yato'ham sarvarūpiṇī

4. Tathāpi bhaktavātsalyāt kiñcit kiñcid athōcyate
śṛṇuṣvāvahito bhūtvā nagarāja vaco mama.

5. Kōlapuram mahasthānam yatra Lakṣmīs sadā sthitā
Mātuḥpuram dvitīyam ca Reṇukādhiṣṭhitam param.

6. Tulajāpuram tritīyam syāt Saptaśṛṅgam tathaiva ca
Hiṅgūlāyā mahāsthānam Jvālamukhyās tathaiva ca.

7. Śākambharyāḥ param sthānam Bhramaryās sthānam uttaman.
Śrīraktadantikāsthānam Durgasthānam tathaiva ca.

8. Vindhyācalanivāsinyās sthānam sarvottamottamam
Annapūrṇamahāsthānam Kāñcipuram anuttamam.

9. Bhīmadevyāḥ param sthānam Vimalāsthānam eva ca
Śrīcandralāmahāsthānam Kauśikīsthānam eva ca.

10. Nīlāmbayāḥ param sthānam Nīlaparvatamastake
Jambūnadeśvarīsthānam tathā Śrīnagaram śubham.

11. Guhyakālyā mahāsthānam Nepale yat pratiṣṭhitam
Mīnākṣyāḥ paramam sthānam yacca proktam Cidambare.

12. Vedāraṇyam mahāsthānam Sundaryā samadhiṣṭhitam
Ekāmbaram mahāsthānam Parāśaktyā pratiṣṭhitam.

13. Mahālasā param sthānam Yogeśvaryās tathaiva ca
tathā Nīlasarasvatyās sthānam Cineṣu viśrutam.

14. Vaidyanāthe tu Vagalāsthānam sarvottamam matam
Śrīmacchrībhuvaneśvaryā Maṇidvīpam mama smṛtam.

15. Śrimattripurabhairavyāḥ Kāmākhyā Yonimaṇḍalam
bhūmaṇḍale kṣetraratmam Mahāmāyādhivāsitam.

16. Nātaḥ parataram sthānam kvacid asti dharātale
pratimāsam bhavet Devī yatra sākṣād rajasvalā.

17. Tatratyā pṛthivī sarvā devīrūpā smṛtā budhaiḥ
nātaḥ parataram sthānam Kāmākhyā Yonimaṇḍalam

18. Tatratyā devatās sarvāḥ parvatātmakatām gatāḥ
parvateṣu vasantyeva mahatyo devatā api.

19. Gāyatryāśca param sthānam Śrimatpuṣkaramīritam
Amareśe Caṇḍikā syāt Prabhāse Puṣkarekṣaṇā.

20. Naimiṣe tu mahāsthāne Devī sā Liṅgadhāriṇī
Puruhutā Puṣkarākhye Aṣāḍau ca Ratis tathā.

21. Caṇḍamuṇḍī mahāsthāne Dandiṇī Parameśvarī
Bhārabhūtau bhaved Bhutir Nākule Nakuleśvarī.

22. Candrikā tu Hariścandre Śrīgirau Śaṅkarī smṛtā
Japyeśvare Triśūlā syāt Sūkṣmā cāmrātakeśvare

23. Śaṅkarī tu Mahākale Śarvāṇī Madhyamābhide
Kedārākhye mahākṣetre Devī sā Mārgadāyinī.

24. Bhairavākhye Bhairavī sā Gayāyām Maṅgalā smṛtā
Sthānupriyā Kurukṣetre Svayambhuvyapi Nākule.

25. Kanakhale bhaved Ugrā Viśveśā Vimaleśvare
Aṭṭahāse Mahānandā Mahendre tu Mahāntakā.

26. Bhīme Bhīmeśvarī proktā sthāne Vastrāpathe punaḥ
Bhavānī Śaṅkarī proktā Rudrāṇī tvardhakoṭike.

es nur aus Rücksicht für ihre Frauen täten, welche der Ortsgottheit innig zugetan seien. Bei Hochzeiten, bei Erntefesten, bei allen freudigen wie traurigen Ereignissen, bei Epidemien und Kalamitäten weihen sie

---

27. Avimukte Viśālākṣī Mahābhāgā Mahālaye
Gokarṇe Bhadrakarṇī syāt Bhadrā syāt Bhadrakarṇike.
28. Utpalākṣī Suvarṇākṣe Sthāṇvīśā Sthānusañjñike
Kamalālaye tu Kamalā Pracaṇḍā Chāgalāṇḍake.
29. Kuraṇḍale Trisandhyā syānmakoṭe Mukuteśvarī
Maṇḍaleśe Saṇḍakī syāt Kālī Kālañjare punaḥ.
30. Śaṅkukarṇe Dvaniḥ proktā Sthūlāsyā Sthūlakeśvare.
jñānināṃ hṛdayāmbhoje Hṛllekhā Parameśvarī.
31. Proktanīmāni sthānāni devyāḥ priyatamāni ca
tat tat kṣetrasya māhātmyam śrūtvāpūrvam nagottame.

Vergleiche sodann Matsyapurāṇa XIII, 23—54, wo Devī dem Dakṣa 108 ihrer heiligen Stätten angibt:

Devī: 23. Mat sannidhau tapaḥ kurvan prāpsyase yogam uttamam
evam ukto' bravīd Daksaḥ keṣu keṣu mayā'naghe
24. tīrtheṣu ca tvam draṣṭavyā stotavyā kaiśca nāmabiḥ.
Devī: Sarvadā sarvabhūteṣu draṣṭavyā sarvato bhuvi
25. saptalokeṣu yat kiñcid rahitam na mayā hi tat
tathāpi yeṣu sthāneṣu draṣṭavyā siddhim ipsubhiḥ
26. smartavyā bhūtikamair vā tāni vakṣyāmi tattvataḥ.
Vārāṇāsyām Viśālākṣī Naimiśe Lingadhāriṇī,
27. Prayāga Lalitādevī Kāmukā Gandhamādane
Mānase Kumudā nāma Viśvā Viśveśvare viduḥ,
28. Mā nāma Viśvakāyām tu Icchāyām Madanoṭkatā
Gomante Gomatī nāma Mandāre Kāmacāriṇī,
29. Madotkaṭā Citrarathe Jayantī Hastināpure
Kanyākubje tathā Gaurī Rāmbhā Malayaparvate.
30. Nandā Himavataḥ pṛṣṭhe Gokarṇe Bhadrakarṇikā
Sthāṇeśvare Bhavānīti Bilvake Bilvapatrikā,
31. Śrīśaile Mādhavī nāma Bhadrā Bhadreśvare tathā
Jayā Varāhaśaile tu Kambalā Kamalālaye.
32. Puṣkare Puruhūteti Kedāre Margadāyinī
Rudrakoṭyām tu Rudrāṇī Kālī Kālañjare girau.
33. Mahāliṅge tu Kapilā Makute Makuṭeśvarī
Sālagrāme Mahādevī Śivaliṅge Śivapriyā.
34. Māyāpuryām Kumārī tu Santatā Lalite tathā
Utpalākṣe Sahasrākṣī Hiraṇyākṣī Mahotpale.
35. Gayāyām Maṅgalā nāma Vipulā Puruṣottame
Vipāśāyām Amoghākṣī Pāṭalā Puṇḍravardhane.
36. Nārāyaṇī Supārśve tu Trikūṭe Bhadrasundarī
Vipule Vipulā nāma Kalyāṇī Malayācale.
37. Koṭyakṣī Koṭitīrthe tu Sugandhā Magadhe vane
Kubjāmrake Trisandhyā tu Gaṅgādhvāre Ratipriyā.
38. Śivakuṇḍe Sunandā ca Nandinī Devīkāṭaṭe
Rukmiṇī Dvāravatyām tu Rādhā Bṛndāvane vane.
39. Devakī Mathurāyām tu Pātāle Parameśvarī
Citrakūṭe tathā Sītā Vindhye Vindhyanivāsinī.
40. Sahyādrāvekavirā tu Hariścandre tu Caṇḍikā
Ramaṇā Rāmatīrthe tu Yamunāyām Mṛgāvatī.
41. Karavīre Mahālakṣmīr Umādevī Vināyake
Ārogyā Vaidyanāthe tu Mahākāle Maheśvarī.

ihre Opfergaben. Auch entschuldigen sie sich hierbei mit der Ausrede, dass sie nicht die Grāmadevatā als solche, sondern vielmehr die Gemahlin Śiva's in dieser Gestalt verehren.[1]) Übrigens kann ein Brahmane nichts

---

42. Abhayā Śuklatīrthe tu Smṛtir vā Vindhyakandare
Māṇḍavye Maṇḍakī nāma Svāhā Maheśvare pure.
43. Chāgalāṇḍe Pracaṇḍā ca Caṇḍikāmarakaṇṭake
Someśvare Varārohā Prabhāse Puṣkarāvatī.
44. Devamātā Sarasvatyām Pārāvaratate matā
Mahālaye Mahābhāga Payoṣṇe Piṅgalāvatī.
45. Siṁhikā Kṛtaśoce tu Kārtikeye Yaśaskarī
Utpalāvartake Lolā Subhadrā Sindhusaṅgame.
46. Mātā Siddhavane Lakṣmīr Anaṅgā Bharatāśrame
Jālandhare Viśvamukhī Tārā Kiṣkindhaparvate.
47. Devadāruvane Puṣṭir Medhā Kāśmīramaṇḍale
Umādevī Himādrau tu Ṣaṣṭhe Vastreśvarī tathā.
48. Kapālamocane Śuddhir Mātā Kāyāvarohaṇe
Śaṅkhadvāre Dhvanir nāma Bhṛtiḥ Piṇḍārake tathā.
49. Kalā tu Candrabhāgāyām Acchode Śūladhāriṇī
Vaiṇāyām Amṛtā nāma Badaryām Urvaśī tathā.
50. Oṣadhī cottarakuru Kuśadvīpe Kuśodakī
Manmathā Hemakūṭe tu Kumude Satyavādinī.
51. Aśvatthe Vandanīyā tu Vidhir Vaiśravaṇālaye
Gāyatrī Vedavadane Pārvatī Śivasannidhau.
52. Devaloke tathendrāṇī Brahmāṅge tu Sarasvatī
Sūryabimbe Prabhā nāma Mātṛnām Vaiṣṇavī tathā.
53. Arundhatī Satīnām tu Rāmāsu ca Tilottamā
Citte Brahmakalā nāma Śaktis Sarvaśarīriṇām.
54. Etad uddeśataḥ proktam Nāmāṣṭaśatam uttamam
Aṣṭottaram ca tīrthānām śatam etad udāhṛtam.

1) Vergleiche Montgomery Martin I, p. 190, 191: The people of rank here (Behar) pretend to reject the worship of the Gram-devatas, and in many villages there is no place dedicated to such, while men who affect to have more sense than their neighbours, when they begin to transplant rice, or on other such occasions as the Gram-devatas are worshipped, offer betle, red lead, rice, and water, and call on the name of Vishnu and Kshetrapal, who some say is the same with Vishnu while others conclude that he is Siva, but the vulgar have never been entirely able to abandon the worship of the Gram-devatas ... In Patna, as I have already said, the great object of this kind of worship is Pataneswari, which is properly the Gram-devata of the place; but this term is considered offensive by her priests, who are Brahmans, and say that their goddess is a form of the spouse of Siva. The most common and general name, however, under which this spouse of the great god is here worshipped, is Bandi, of whom I have no where else heard, except in a few places of Puraniya and Bhagalpur. But here the worship is very universal, and she is called by all ranks the great mother (Mahamaya), and the highest goddess (Parameswari). It seems to be on this account that by the Brahmans she is admitted to be the same with the spouse of Siva, for in other respects there seems to be many differences. She is allowed to be one of five sisters; nor according to the Pandit is the name Bandi mentioned in the books, that he knows; finally she is never addressed as the favourite or family deity, and she is worshipped by all sects. Each man worships this deity in his own house. Persons of rank place a small bit of gold or silver in a plate, and call it Bandi. The poor place a lump of clay on the floor of the kitchen ... There are a few temples of the Saktis, such as Jayamanggata, Siddheswari, Sitala and Tara Devi, that have been already mentioned; but these are entirely local objects of worship, and there is not in the whole district above two or three of each ... (195) The worshippers of the Saktis and of Siva prefer the shade of the Bel tree (Aegle mar-

Unrechtes tun, denn alles ist für den Brahmanen brahmaartig. Die ganze Welt ist Brahma, der erschafft, beschützt und zerstört. Über ihn soll man frei von Leidenschaft nachdenken. Alles, was mit einem Brahmanen in Beziehung steht, ist mit Brahma identisch und daher fehlerlos. So behaupten nämlich die Brahmanen, welche etwas wünschen, aber nicht die, welche nicht wünschen.[1])

Die eigentlichen und ursprünglichen Verehrer der Grāmadevatā bleiben immerhin die Ureinwohner Indiens selbst an den heiligsten und gefeiertsten Orten, wie in Gayā, wo die Gayeśvarī, oder in Patna (Pataliputra), wo die Pattaneśvarī angebetet wird. So gehören denn auch ihre Priester zumeist den niedrigsten Schichten der Bevölkerung an. Deshalb behauptet (und zwar mit Unrecht) der Smṛtipurāṇasamuccaya, dass man Grāmadevatās nur finde in den Weilern der niederen Kasten, in den Behausungen der Wilden und in Bauerndörfern, in den Zelten der Abhīras, in Jagdrevieren, in Pöbelhaufen und in Bazaren, unter Śūdras und Landleuten, in Residenzen, Städten, Dörfern und Vordörfern, in den Werkstätten von Zimmerleuten, auf den Strassen, in den Häusern von Dorfbeamten, in den Wohnungen der Vilomas, wie in den Hütten der Pulkasas und in den Häusern der Weber.[2]) Um die Grāmadevatās in der Achtung der Bevölkerung herabzusetzen, werden sie als böse und grausame, in der Tat als degradierte Gottheiten dargestellt, trotz alledem bleibt der den Menschen ihrerseits angedeihende Schutz ihre hauptsächlichste Aufgabe. Richtig ist allerdings, dass die verachteten Parias, die Repräsentanten der

---

melos); while the sect of Vishnu prefer a place, where the Tulasi (ocymum sanctum) has been planted. — ibidem II, 478, 479: In Bengal and the south of India the sacred order indeed considers their worship (of the Dihuyar) illegal, notwithstanding that to appease the fears of the women it is always continued, although often concealed; but here even the Pandits admit that the worship is legal, and at marriages, or any other of the Dasakarmas, the Gramadevata is invoked among the crowd of gods. At marriages and harvest home the Brahmans send an offering to the Sthan, through the priest; and the same is done when they are in fear, especially from sickness. The high castes, however, have dedicated many Sthans to different forms of the female power; and as long as possible, they content themselves with making offerings there; but in urgent danger fear compels them to have recourse to the Dihuyar. They indeed usually lay the blame on the fears of the women; but that their own never predominates is rather problematical.

1) Siehe: Chāndogya Upaniṣad III, 14, 1: Sarvam khalvidam brahma tajjalāniti śānta upāsita; ferner: Devīyāmala: Tāsām arcanam ca brāhmaṇā api śaṁsantītyeke. Sarvam khalvidam brahma tajjalāniti śānta upāsītetyādi śrutivacanair brāhmaṇasya sarvam brahmamayam bhavatīti nirduṣṭam. Etad vai kāminām uktam apakāminām na kiñcana.

2) Siehe: Smṛtipurāṇasamuccaya (Original Inhabitants, p. 459):

1. Pallipakkaṇakhetānām abhīraśibirasya ca
   Kirātapallikāyāśca pūgaśreṇīvaṇikpathām.
2. Śūdrāṇām karṣakāṇām ca nagaryāḥ pattanasya ca
   grāmasya copagrāmasya tvaṣṭrāvāsasya paddhateḥ.
3. Grāmacaṇḍālavāṭyāśca vilomāvāsakasya ca
   tathā pulkasavāṭyāśca kuvindāvāsakasya ca.
4. Devyo yāścābhimāninyaḥ kathyante grāmadevatāḥ.

Die Vilomas sind identisch mit den Pratilomas.

ältesten gaudodravidischen Volksschicht, an den Festen der Ortsgottheit in bevorzugter Stellung teilnehmen, abgesehen davon, dass sie bei vielen der berühmtesten und ältesten Śiva- und Viṣṇutempel noch heute ihr Eigentumsrecht am Grundbesitz ausüben, da diese auf der Stätte früherer Pariaschreine errichtet sind, und die Parias hierdurch ihr Anrecht an der Beteiligung bei den zu Ehren der Gottheit abgehaltenen Festen beansprucht und auch erlangt haben. Dies ist auch der Grund, weshalb die Parias bei vielen Tempelfesten eine hervorragende Rolle spielen. Im Tempel stellt ein Paria den Bräutigam der Göttin vor. Acht Tage lang lebt er herrlich und in Freuden. Nachdem er sich einer gründlichen persönlichen Reinigung unterzogen, gefastet und gebadet hat, mit trefflicher Speise und erquickendem Trank erquickt und in schöne Gewänder gekleidet worden, hängt der Priester der Göttin und ihm, ihrem Bräutigam, ein kleines Geldstück an die rechte Hand, und mit einem neuen mit Safran gefärbten Kleide beschenkt, wird er entlassen. In Madras bindet ein Paria der Stadtgöttin Egāttāl das hochzeitliche Halsband, die Tāli, um. In Mysore ist gewöhnlich ein Holiya der Priester der Dorfgottheit, und ein anderer Paria, der Kulvādi, oder Paria Dorfobmann, gilt für den eigentlichen Eigentümer des Dorfes. In Mēlkōṭa überreicht ein Holiya dem in der Prozession herumgetragenen Götzen einen Śami- oder Vahni(Gyrocarpus)zweig, der beim Jagdspiel (pārivēṭṭai) als Pfeil dient, womit der Götze einen ihm von einem Paria in den Weg gejagten Hasen erschiesst und dann triumphierend nach dem Tempel zurückkehrt. Der Paria erhält für seine Dienstleistung eine Girlande, deren Blumen unter den anwesenden Parias verteilt werden. In Mēlkōṭa, Kāñcipuram, Kumbhakōnam, Śrīvalliputūr und anderswo ziehen Parias den Tempelwagen.[1]) Bei diesen religiösen Festen verunreinigen sich die höheren Kasten nicht, wenn sie Parias berühren, welche um die Gottheit zu verehren sich eingefunden haben; denn man braucht nicht zu baden, wenn man die in der Nähe des Tempels stehenden und den Gott anbetenden Caṇḍālas oder aus der Kaste Gestossenen berührt.[2]) In Mēlkōṭa gibt es sogar einen Platz, auf dem sich Parias von ihrer Schande reinigen können.[3]) Ebendaselbst wie in dem benachbarten Bēlūr und in Kadiri dürfen Parias drei Tage im Jahre den brahmanischen Tempel besuchen. Man erklärt in Mēlkōṭa dieses Vorrecht durch die Sage, dass ein Paria das heilige Śelvapillai-Standbild des Gottes Tirunārāyaṇa in einem Ameisenhügel vorfand, in den eine Kuh täglich ihre Milch tröpfeln liess, weshalb er die Kuh fütterte und sich hierdurch die Gunst des Gottes erwarb. Beim Tempelfeste Śivas in Tiruvalūr im Tanjoredistrikt reitet der Obmann der Parias zusammen mit dem Götzen auf einem Elefanten und hält einen Jackschwanz (Chauri) in der Hand. Im benachbarten Madura-

1) Siehe Original Inhabitants, p. 52—55.

2) Die Sanskritstrophe lautet:

Devālayān samīpasthān devasevārtham āgatān
Cāṇḍālān patitān vāpi spṛṣṭvā na snānam ācaret.

3) Dieser Platz heisst im Sanskrit Patitapāvanakṣetra.

distrikt amtiert bei den Stierkämpfen in Dindigul ein Mitglied der gefürchteten Räuberkaste der Kaḷḷar als Priester und befragt die präsidierende Gottheit. Der berühmte Padmanābha-Tempel in Trivandrum ist wahrscheinlich auf einer Stelle errichtet, die früher den noch wie Parias verachteten und wie Sklaven behandelten Pulayar heilig gewesen war, denn auf eine Pulayafrau, eine Pulacci, wird die Gründung des Tempels zurückgeführt.[1]) Selbst der gefeierte Jagannātha-Tempel in Puri verdankt seine Entstehung den verabscheuten Parias. Ein Śavara, Namens Basu, fand und verehrte in der Bergwildnis das blaue Standbild des Gottes, das eigentliche Heiligtum des Wallfahrtsortes, lange bevor die Brahmanen sich desselben bemächtigen konnten. Dieser Umstand erklärt auch den bis vor Kurzem in Puri vorherrschenden Gebrauch, dass alle daselbst weilenden Pilger, ohne Unterschied der Kaste, Sekte und Herkunft den Tempel betreten und nach alter Sitte gemeinsam ihre Mahlzeiten verzehren durften. Die in Puri bereiteten Speisen können noch jetzt von den Brahmanen in der Gegenwart aller Anwesenden verzehrt werden.[2])

Diese Beispiele jetzt noch geltender und mit grosser Hartnäckigkeit behaupteter Vorrechte weisen auf eine Periode hin, in welcher die Parias in religiöser und sozialer Hinsicht eine angesehene Stellung in Indien einnahmen, denn ohne diese vorauszusetzen, lassen sich die ihnen noch heute gewährten Privilegien, wie ihre Anrechte auf den Grund und Boden, auf dem die betreffenden Tempel stehen, nicht erklären.

Dem Wesen des Menschen entsprechend, stellen die Ureinwohner Indiens sich die Gottheit in zwei Gemütsstimmungen als mild und zornig oder in Farben dargestellt, als weiss und schwarz vor. Diese Auffassung stimmt mit dem Charakter der Grāmadevatā überein. So erscheint in Südindien der dem brahmanischen Gott Śiva entsprechende Herr der Geister, der sogenannte Aiyanār, in zwei Gestalten, in einer gütigen und einer bösen, ebenso wie die Allmutter Amma als Umā und Gaurī hold und liebevoll, als Durgā und Kālī grausam und schreckenerregend auftritt. Indessen sorgt selbst, wie eben angedeutet, die wegen ihrer Unmenschlichkeit gefürchtetste Grāmadevatā der Vorstellung des Volks zufolge für die Wohlfahrt der ihrer Obhut anvertrauten Menschheit. Diese rachgierigen Repräsentanten der Erdgottheit besitzen ebenfalls ihre guten Eigenschaften und ihr aufbrausendes und zorniges, dem Charakter der Urbevölkerung entsprechendes Wesen tut ihr bei derselben keinen Abbruch. Dies erklärt zum Teil die Tatsache, dass so unheimliche Gottheiten, wie die schauerliche Verbreiterin der Pocken und Cholera, die schreckliche Māriamma oder die an Menschenopfer Gefallen findende Kālī im Volk trotzdem als Mutter verehrt werden können. Aus dem urindischen Worte Amma entstand übrigens der sanskritische Name der Göttin Umā, der Gemahlin Śivas und der holden Tochter des Berggottes Himālaya, der bekannten Berggöttin Pārvatī. So wird die etymologische Abteitung des sanskritischen Umā ein Beweis für den urindischen Ursprung

1) Siehe Original inhabitants, pp. 76, 77.
2) Siehe ibidem, p. 54, 55.

der berühmten brahmanischen Göttin.[1]) Beinahe alle ursprünglichen Namen der Ortsgottheit sind, wie schon erwähnt, aus der Sprache verschwunden und hernach durch sanskritische ersetzt worden, nur wenige, wie Ellamma, der Allmutter, haben sich erhalten. Diese Tatsache kann vielleicht als Beweis für die allgemeine Popularität der Grāmadevatā gelten, wie sich auch der Einfluss der Urbevölkerung auf den brahmanischen Kultus darin zeigt, dass in den verschiedenen Hindutempeln neben dem besonders und eigentlich ausschliesslich zu verehrenden Gott auch der Göttin ein besonderer Schrein geweiht ist.

Der grossen Menge der indischen Dorfschaften gemäss variiert die Ortsgottheit in ihrem Namen, Äussern und Wesen, und jeder Hindu nimmt ein besonderes Interesse an seiner speziellen Ortsgottheit. Er besucht täglich ihren Tempel. Der alte schattige Baum, der ihr geweiht ist und ihr Heiligtum schirmt, dient als Sammelplatz der Gemeinde. Hier wird Alles besprochen und entschieden.[2]) Das Standbild der Grāmadevatā wird täglich mit Safran (Kuṅkuma, Crocus sativus) eingerieben und geschmückt, und was vom Safran übrig bleibt, wird unter den Anwesenden verteilt. Ausserdem benutzt man noch bei dem Kultus der Gottheit die Blätter und Blumen, den Milchsaft und das Harz des roten Oleanders, der weissen Calatropis gigantea; die schwarze Datura, die Chinarose, den Nimbabaum (Azadirachta indica), die Euphorbia antiquorum und andere Pflanzen.

In der Opferhalle wird zuerst das Bild der Göttin aufgestellt, alsdann geschmückt und ihm mit Blut gemischter Reis und andere Gaben vorgelegt. Manche Schwärmer treiben ihre Hingebung soweit, dass sie sich in ihrer Begeisterung Glieder vom Körper abschneiden und der Göttin als Geschenk darbringen. Die Halle (Maṇṭapa) ist überdies voll von Fleischstücken; ausser Palmensaft, berauschenden Getränken, Honig, Milch und geronnener Butter findet sich auch ein Menschenschädel, an dessen Stelle indessen eine Kokusnuss benutzt werden kann. In der Umgebung der Halle sind eine grosse Anzahl Opfertiere zusammengepfercht.[3])

Der die Erdgöttin vertretenden Grāmadevatā werden zweierlei Opfer dargebracht, unblutige und blutige. Alles was auf der Erde und in ihr lebt und webt, ist ihr untertan und ihr Einfluss zum Guten und Bösen

---

1) Aus Amma wurde im Volksmunde Umma (Uma). So entstand der in Südindien nicht ungebräuchliche Name Ummanna (älterer Bruder der Umma). Die sanskritische Ableitung des Wortes von u und mā (siehe Harivaṁśa XIII, 18; Kumārasambhava I, 26; Matsyapurāṇa CLIII, 294) ist falsch; ebenso ist die von Professor Weber vorgeschlagene Derivation von der Wurzel u (av) nicht stichhaltig. Vergleiche Original Inhabitants, pp. 420, 421. Merkwürdigerweise gebraucht Dr. Buchanan in seiner von Montgomery Martin besorgten History of Eastern India II, pp. 130, 131 Umā für Amma: „The females (Grama Devatas) have usually annexed to their name the title Mata, just as in the south of India they are called Uma, both words signifying mother.

2) Siehe Devīyāmala (l. c. p. 458): Grāmiṇo grāmarakṣārthī pūjayed grāmadevatāḥ.

3) Siehe Grāmadevatā pratiṣṭhā in Original Inhabitants, p. 461: Pratiṣṭāyām ādau dīkṣitaḥ piśitena parisrutā ca madhunā madyena ghṛtena kṣīreṇa ca mānavīyena śirasā tatpratinidhinā nārikelaphalena prāṇipratinidhibhiḥ kukkuṭādibhir alaṅkṛte maṇṭape pratimām alaṅkṛtya lohitānnādibalibhir ārādhya kecid upāsakāḥ svasvāṅgāni chittvā prayacchanti.

unbegrenzt. Jede menschliche Handlung untersteht ihrem Urteil, vornehmlich sind ihr alle ländlichen Arbeiten gewidmet, und ihre Gunst wird sowohl beim Säen wie beim Ernten erfleht. Von der ihr geweihten Erdgrube nehmen die Frauen in einigen Gegenden die zur Errichtung des Hochzeitsaltars notwendige Erde. Die Erde gilt als besonders heilig, so legt man den Sterbenden, ebenso wie die Gebärende auf den Erdboden. Für die Grāmadevatā ist keine Gabe, kein Opfer zu gross. Wenn milde gestimmt, nimmt sie mit den Früchten des Feldes, mit Blumen, Milch[1]), Honig, Meth und Kerzen vorlieb; die Blumen des Śāla (Shorea robusta) sind ihr besonders lieb und sie wohnt in Dörfern gern unter einem solchen Baum, um aber ihren Zorn zu beschwichtigen oder die wertvollsten Gaben von ihr zu erhalten, verlangt sie, dass Blut ihren Boden benetze; denn nichts bindet so fest und ist so mächtig wie Blut. So werden ihr Scharen von Tieren: Hühner, Ziegen, Schafe, Schweine und Büffel geopfert, ja es ist noch garnicht so lange her, dass auch Menschenblut ihr zu Ehren vergossen wurde, worauf der obenerwähnte in der Opferhalle ausgestellte Menschenschädel hinweist. Wenn das Leben als das wertvollste Gut betrachtet wird, so ist das Opfer eines Menschenlebens die kostbarste Gabe. So brachten bis vor Kurzem die Khonds in ihren Bergen der Erdgottheit die Meriahs zum Opfer[2]) und die von den brahmanischen Kulīnas der Kālī zu Gefallen hingemordeten Menschen verloren ihr Leben durch einen ähnlichen Aberglauben. Das bekannte Hirtenvolk der Todas in den Nīlagiris bringt noch jetzt der Erdgöttin Milch und Blutopfer. Durch erstere erlangen sie gutes Gras für ihre Herden und gute Büffelmilch, weshalb alljährlich zu Neujahr Milch auf den Erdboden gesprengt wird. Bei der trockenen Feier, dem sogenannten Kēḍu, fliesst Büffelblut in Strömen, um die Gunst der Erdgöttin und durch sie reiche Ernten zu erhalten. Die Büffel werden jetzt anstatt der Menschen geopfert, denn früher vergossen die Todas bei dieser Gelegenheit Menschenblut, eine Sitte, die noch in ihrer Erinnerung fortlebt.[3])

Wenn ein Tier, eine schwarze Ziege, ein Schaf oder Büffel, oder sonst eins geopfert werden soll, geht der amtierende Priester oder Pūjāri, der im Norden Baiga und Bhōpi, im Süden häufig Vīraveśin genannt wird, rechts um den Feuerplatz, bindet das Opfertier östlich vom Tempel an die Fahnenstange und giesst dann Safranwasser über dasselbe. Er wartet nun, bis das Schlachtopfer durch Schütteln seines Körpers die göttliche Einwilligung erteilt und schlägt ihm darauf mit einem Schwertstreich den Kopf ab. Wenn dieser nicht beim ersten Hiebe fällt, gilt das Opfer für misslungen. Hierauf schneidet er den rechten Vorderfuss ab und steckt ihn in das Maul und eine mit einem neuen Dochte brennende Öllampe wird auf den Kopf gestellt. Die Parias tanzen und spielen Musikstücke

1) Die ersten fünf Züge beim Melken einer neuangekauften, oder der erste Zug beim Melken einer kalbenden Kuh fallen im Panjab zur Ehre der Erdgottheit auf den Boden. Übrigens herrscht auch anderswo, ja selbst in einigen Teilen Deutschlands, eine ähnliche Sitte vor.

2) Vergleiche Original Inhabitants, pp. 153, 154, 453.

3) Siehe Original Inhabitants, p. 453.

zu Ehren der Grāmadevatā, während die Honoratioren des Dorfes, welche dem Feste beiwohnen, den dem Gott dargebotenen aus Süssigkeiten, Reis und Blumen bestehenden Prasāda auf dem Kopfe nach Hause tragen.[1])

Ebenso wie die niedere Bevölkerung die angestammten Verehrer der Grāmadevatā ist, so gehören ihr auch die Mehrzahl ihrer Priester (Baiga, Pūjāri) an, welche bei den einzelnen Stämmen verschiedene Namen führen, so heissen sie z. B. Kaphri in Behar.[2])

---

1) Siehe: Grāmadevatāpratiṣṭhā in Original Inhabitants, p. 460: Devakaravīra-raktakaravīraśvetārkanīlonmattajapāpicumandasnuhyādipatrapuṣpaniryāsakṣīrādyair arcayitvāgnikuṇḍasya pradakṣiṇyena prācyām agārasya dhvajastambhe paśum sannahya kṛṣṇachāgam bastam mahiṣam vā vīrāveśī khaḍgenotkṛtya tasya pādam tanmukhe saṅkīlya tacchirasi devatābhimukham tailaśarāvam nikṣīpya nūtanavāsasā dīpam prajvālya vādyaghoṣeṇa mahānṛttena caṇḍālā devīm stuvanti grāmīṇā anye ca darśanaprasādamātram śirasā vahanti.

2) Siehe: Montgomery Martin, II, 131: In the part of the district, which formerly belonged to Behar, the priests of most of the village deities are called Kaphri, a word peculiar, I believe, to that part of the country. The Kaphris are supposed to be capable of inspiration by gods and devils. Those who are in danger from disease, not only apply to procure favour from the god, but to know the result. When the Kaphri makes the offering, he becomes violently agitated, and after the usual mummery gives a response. When people are bitten by serpents ... the Kaphri pretends, by looking at a pot of water, to foretell the event.

(Schluss in Heft V.)

3. Uber den Hausbau der Jabimleute an der Ostküste von Deutsch-Neuguinea.[1])

Von

Dr. med. Rudolf Pöch.

Nach Modellen des Missionars Pfalzer in Simbang.

Dem Museum für Völkerkunde in Berlin kamen in der letzten Zeit durch den Missionar Pfalzer in Simbang zwei Modelle von Häuserbauten der Jabimleute zu, begleitet von erläuternden Angaben des Sammlers. Das eine Modell stellt ein Wohnhaus vor (Fig. 1), das andere ist dem Versammlungshause, „Lum" genannt, in Simbang nachgebildet (Fig. 2—4).

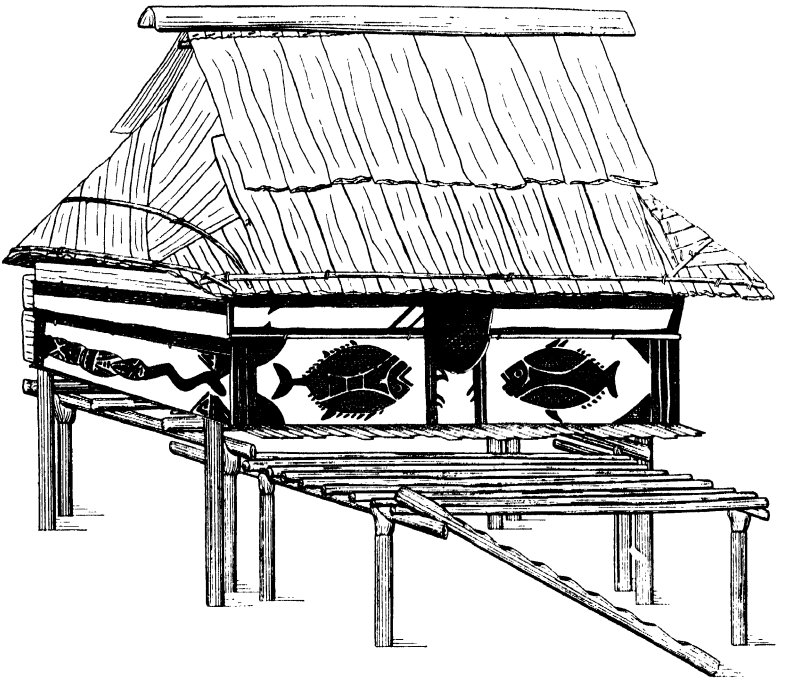
Beide Bauten sind auf Pfählen errichtet, und zwar handelt es sich in diesem Falle um Pfahlbauten auf trockenem Boden. Vier Pfähle tragen den Fussboden des Wohnhauses. Der Innenraum ist durch vier Seitenwände begrenzt, die in Wirklichkeit aus sehr starken Brettern gebildet werden.[2]) Die Wände reichen nicht bis zum Dach, sondern lassen oben noch einen breiten Spalt frei, sie tragen daher auch nicht das Dach, sondern dieses ruht auf einem zweiten gesonderten System von vier Pfählen auf (vgl. die Durchschnitte des Lum, Fig. 3 und 4). Diese vier Dachpfähle stehen an den vier Ecken des Hauses, etwas ausserhalb von den Fussbodenpfählen und laufen durch den Boden des Hauses hindurch, helfen ihn aber nicht mit stützen. Sie sollen auch mit den Pfählen, welche den Fussboden tragen, nach ausdrücklicher Angabe Pfalzers, in keiner Weise verbunden sein. Unmittelbar vor dem Hause steht ein Vorbau, der aus einer Reihe horizontal gelegter, von vier Pfählen getragener Hölzer besteht; sein Niveau liegt etwas tiefer als der Fussboden des Hauses. Zu diesem verandaartigen Vorbau, der zu seinem grössten Teile jedoch nicht mehr unter dem Schutze des Daches gelegen ist, führt ein Aufgang hinauf, in der Form eines eingekerbten, schräg angelegten Balkens. Über den Vorbau gelangt man in die Hütte durch eine Öffnung, die von dem oberen Rande der die Wand bildenden Bretter bis in deren

---

1) Die Veröffentlichung der wertvollen Abhandlung, welche bereits in der Sitzung der Gesellschaft vom 20. Juli 1901 vorgelegt wurde, ist durch Störungen in der Redaktionsleitung und durch lange Abwesenheit des Verf. bisher verzögert worden und erfolgt mit Zustimmung des Verf. in unveränderter Fassung. Vergl. hierzu Verhandl. der Berliner Anthrop. Ges. 1901 S. 363.

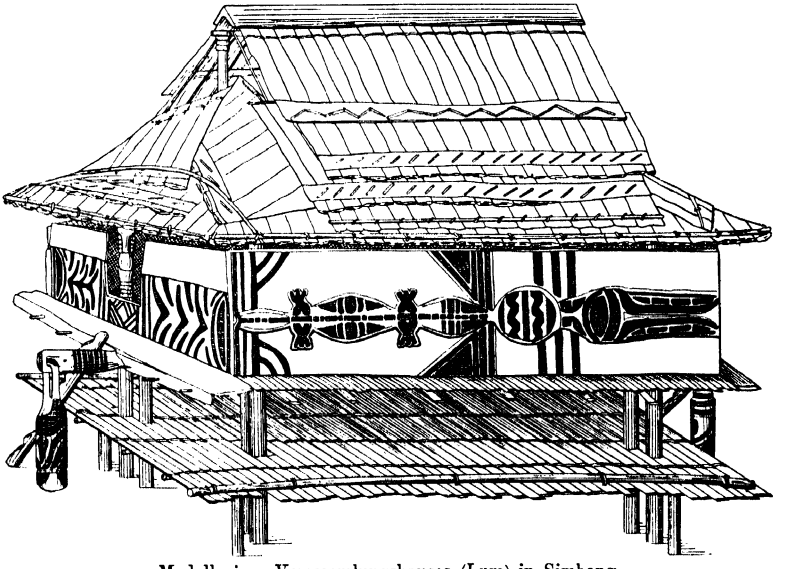
2) Mehrere solche mit Schnitzwerk und Malerei verzierte Balken befinden sich seit einiger Zeit im Berliner Museum, ebenfalls durch Vermittlung des Missionars Pfalzer.

Fig. 1.



Modell eines Wohnhauses in Simbang.

Fig. 2.



Modell eines Versammlungshauses (Lum) in Simbang.

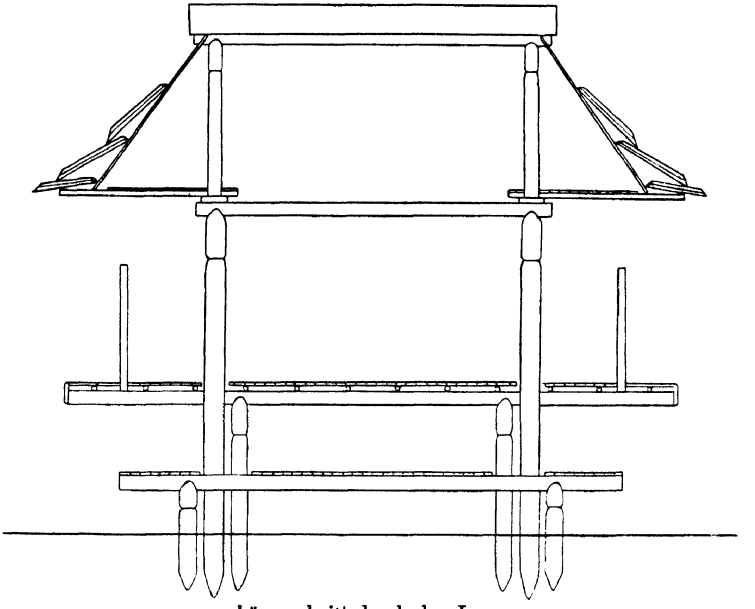
Gez. von Dr. Pöch.

halbe Höhe herabreicht, so dass also beim Betreten bezw. Hineinkriechen in das Haus eine ziemlich hohe „Schwelle“ überschritten werden muss. Das Innere ist ein einziger Raum ohne Abteilung, andere Öffnungen ausser dem Eingang und dem breiten Spalt zwischen Bretterwand und Dach gibt es nicht. In der Mitte des Wohnraumes ist die Feuerstelle. Innerhalb des Hauses wird übrigens nur bei Regenwetter gekocht, sonst immer im Freien. Das Dachsparrenwerk, das ausschliesslich auf den erwähnten vier Eckpfählen ruht, trägt mehrere Lagen von Palmblättern. In der Mitte überdeckt es unmittelbar den Wohnraum, an den beiden Giebelseiten ist es durch einen Boden nach unten zu abgeschlossen, so dass an jeder Giebelseite eine kleine Bodenabteilung entsteht. Der Dachfirst ist durch eine hölzerne, zinnenartige Kappe geschützt.

Das viel grössere Versammlungshaus oder „Lum“ unterscheidet sich vom Wohnhause vor allem dadurch, dass es zwei Etagen hat (Fig. 2). Unterhalb des seitlich mit Wänden abgeschlossenen Raumes, der dem Wohnraum des eben beschriebenen Hauses entspricht, befindet sich in geringer Höhe über dem Erdboden ein zweiter Fussboden, der auf einem weiteren, also einem dritten System von vier Pfählen ruht. Es wird so ein unteres „Stockwerk“ geschaffen, das seitlich offen ist und gewissermassen ein weiter entwickeltes Analogon des verandaartigen Vorbaues beim Wohnhause vorstellt. Dieser untere Fussboden dient den Männern des Dorfes zum Aufenthalte bei ihren Beratungen und Versammlungen und auch sonst untertags bei gemeinsamer Unterhaltung. Der Zugang zu dem oberen Raume ist an jeder Giebelseite des Hauses durch je einen gekerbten Balken ermöglicht, der an einen stärkeren und seitlich mehr vorspringenden Fussbodenbalken angelehnt ist. An den Enden dieser hervorstehenden Balken hängt jederseits ein zylindrisches verziertes Holzstück, Balken und Zierrat sind aus einem Stücke geschnitzt: beide haben Henkel, die ineinander greifen, wie zwei Glieder einer Kette. Sie gleichen in ihrer Form und der Art, wie sie aufgehängt sind, Stücken, die im Museum als „Hausverzierung“ ausgestellt sind und die mehr oder weniger degenerierte menschliche Figuren vorstellen. Die Verzierung der beiden hängenden Holzstücke des vorliegenden Modells ist scheinbar auch aus der Darstellung eines menschlichen Oberkörpers hervorgegangen. Der Lum hat zwei Eingangsöffnungen gegenüber jeder der beiden „Treppen“, sonst sind die Holzwände, der Innenraum und auch das Dach ebenso beschaffen wie beim Wohnhause. Die das Dach tragenden Pfosten haben kapitälartige Verzierungen. Die Seitenwände des Lum, ebenso wie die des Wohnhauses sind mit bunt bemalten, im Relief ausgeschnittenen menschlichen und tierischen Gestalten verziert. Am Wohnhause sind Fische und Schlangen abgebildet, an der Wand des Lum scheint ein krokodilähnliches Ungeheuer eine menschliche Gestalt verschlingen zu wollen.[1]) In dem oberen Raum des Lum haben die noch nicht verheirateten, aber schon mannbaren und beschnittenen Jünglinge des Dorfes zu schlafen

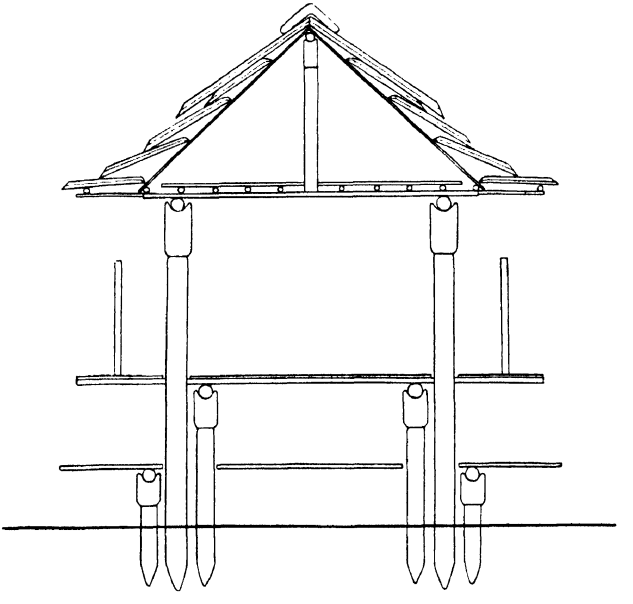
1) Vgl. Schellong, das Balumfest der Eingeborenen von Finsch-Hafen. Internationales Archiv für Ethnographie II.

Fig. 3.



Längsschnitt durch den Lum.

Fig. 4.



Querschnitt durch den Lum.

Gez. von Dr. Pöch.

*

(„Junggesellenhaus“). Dort werden auch die Balumhölzer, die Trommeln und alle andern Geräte für das Beschneidungsfest aufbewahrt. Den Frauen ist das Betreten des Lum untersagt. Fremde, die das Dorf besuchen, übernachten auch im Lum.

Es liegen weder von der Ost- noch von der Nordküste Neuguineas Angaben über eine der eben beschriebenen ähnliche Konstruktion der Häuser vor.[1]) Dagegen scheint der Hausbau der Motu-Stämme an der Südküste viele Ähnlichkeit zu zeigen, nur werden die Seitenwände dort nicht aus Holzbalken, sondern bloss aus Matten hergestellt.[2])

Für die eben beschriebene Art des Hausbaues bei den Jabimleuten finden sich manche Analogien bei Hausbauten im malayischen Archipel, so dass der schon wiederholt hervorgehobene Zusammenhang zwischen malayischem und melanesischem Hausbau (v. Luschan) auch in diesem Falle bestätigt wird. Ganz auffallend ist z. B. die grosse Ähnlichkeit mit einem batakischen Hause, das van der Tunk abbildet.[3]) Schliesslich sei in diesem Zusammenhange noch darauf hingewiesen, dass das malayische Wort für Haus, *rumah*, in der Motu-Sprache unverändert wiederkehrt.[4])

---

1) Angaben über den Häuserbau auf Neuguinea finden sich in: Finsch, Samoafahrten S. 46, 73, 224, 251, 272, 352, 358, Atlas Taf. II, 3. — Krieger, Neuguinea S. 150ff., 277ff. — Zöller, Deutsch-Neuguinea S. 241ff. — Pfeil, Südsee S. 313. — Viele Häusertypen finden sich in den zahlreichen Abbildungen von Lindt, Picturesque New Guinea.

2) Krieger, Neuguinea S. 280.

3) van der Tunk, Bataksch-Nederduitsch Woordenboek II, Tafel „Sopo“.

4) Codrington, The melanesian languages p. 22.

4. Die Doppeläxte der Kupferzeit im westlichen Europa.[1])

Von

A. Lissauer.

Wir besitzen in Europa Doppeläxte aus Kupfer von zwei ganz verschiedenen Formen. Bei der einen verlaufen die Schneiden nach entgegengesetzter Richtung, also gekreuzt, während sie bei der anderen gleichgerichtet sind. Die ersteren sind im östlichen Europa, besonders in Ungarn sehr verbreitet, die letzteren dagegen treten im westlichen Europa, besonders in Deutschland auf. Unter diesen, den Doppeläxten mit gleichsinnigen Schneiden, müssen wir wieder solche unterscheiden, welche ein grosses Loch in der Mitte haben, um einen entsprechend dicken Stiel einzuführen und zu befestigen und solche, welche nur ein ganz enges, nicht ausgearbeitetes Loch besitzen, gerade gross genug, um einen Draht oder eine Schnur durchzuführen. Nur von den letzteren soll hier die Rede sein.

Wir kennen im Ganzen 18 solcher Doppeläxte, von denen 15 aus Deutschland, 1 aus der Schweiz und 2 aus dem südlichen Frankreich herstammen; ihrem Aussehen nach bestehen sie alle aus reinem, zinnfreiem oder doch zinnarmen Kupfer, was durch die chemische Analyse zweier Exemplare bestätigt wird. Alle besitzen ein dünnes, schmales und durch ein enges Loch durchbohrtes Mittelstück, von welchem aus sich symmetrisch und flügelförmig die beiden Seitenteile mit gleichsinnig gerichteten, d. h. in einer Ebene liegenden Schneiden entwickeln.

Die Länge dieser Äxte schwankt zwischen 27,8 und 42 *cm*, sie sind in der Mitte etwa 1,5—2,6 *cm* breit, nehmen aber nach den beiden Schneiden an Breite zu, so dass die Schneiden 4,8—9,5 *cm* breit werden. Das Stielloch liegt gewöhnlich nicht genau in der Mitte, ist viereckig oder unregelmässig und sehr eng, etwa 0,4—1,5 *cm* weit, so dass es nur für ein ganz dünnes Stäbchen durchlässig ist. Der ganze mittlere Teil der Axt ist dünn, etwa 0,8—1,5 *cm* dick und zeigt zuweilen Verstärkungsrippen oder eine wulstige Beschaffenheit. Einige Exemplare sind durch „eingehauene, im Winkel gestellte Striche“ verziert. Die Schneiden sind an den meisten Äxten stumpf, selten ausgearbeitet. Das Gewicht schwankt, soweit dies bekannt geworden, zwischen 540 und 3040 *g*.

---

1) Vortrag, gehalten am 10. April 1905 in der Sektion für prähistorische und orientalische Archäologie des I. Internationalen Archäologen-Kongresses zu Athen.

(„Junggesellenhaus“). Dort werden auch die Balumhölzer, die Trommeln und alle andern Geräte für das Beschneidungsfest aufbewahrt. Den Frauen ist das Betreten des Lum untersagt. Fremde, die das Dorf besuchen, übernachten auch im Lum.

Es liegen weder von der Ost- noch von der Nordküste Neuguineas Angaben über eine der eben beschriebenen ähnliche Konstruktion der Häuser vor.[1]) Dagegen scheint der Hausbau der Motu-Stämme an der Südküste viele Ähnlichkeit zu zeigen, nur werden die Seitenwände dort nicht aus Holzbalken, sondern bloss aus Matten hergestellt.[2])

Für die eben beschriebene Art des Hausbaues bei den Jabimleuten finden sich manche Analogien bei Hausbauten im malayischen Archipel, so dass der schon wiederholt hervorgehobene Zusammenhang zwischen malayischem und melanesischem Hausbau (v. Luschan) auch in diesem Falle bestätigt wird. Ganz auffallend ist z. B. die grosse Ähnlichkeit mit einem batakischen Hause, das van der Tunk abbildet.[3]) Schliesslich sei in diesem Zusammenhange noch darauf hingewiesen, dass das malayische Wort für Haus, *rumah*, in der Motu-Sprache unverändert wiederkehrt.[4])

---

1) Angaben über den Häuserbau auf Neuguinea finden sich in: Finsch, Samoafahrten S. 46, 73, 224, 251, 272, 352, 358, Atlas Taf. II, 3. — Krieger, Neuguinea S. 150ff., 277ff. — Zöller, Deutsch-Neuguinea S. 241ff. — Pfeil, Südsee S. 313. — Viele Häusertypen finden sich in den zahlreichen Abbildungen von Lindt, Picturesque New Guinea.

2) Krieger, Neuguinea S. 280.

3) van der Tunk, Bataksch-Nederduitsch Woordenboek II, Tafel „Sopo“.

4) Codrington, The melanesian languages p. 22.

4. Die Doppeläxte der Kupferzeit im westlichen Europa.[1])

Von

A. Lissauer.

Wir besitzen in Europa Doppeläxte aus Kupfer von zwei ganz verschiedenen Formen. Bei der einen verlaufen die Schneiden nach entgegengesetzter Richtung, also gekreuzt, während sie bei der anderen gleichgerichtet sind. Die ersteren sind im östlichen Europa, besonders in Ungarn sehr verbreitet, die letzteren dagegen treten im westlichen Europa, besonders in Deutschland auf. Unter diesen, den Doppeläxten mit gleichsinnigen Schneiden, müssen wir wieder solche unterscheiden, welche ein grosses Loch in der Mitte haben, um einen entsprechend dicken Stiel einzuführen und zu befestigen und solche, welche nur ein ganz enges, nicht ausgearbeitetes Loch besitzen, gerade gross genug, um einen Draht oder eine Schnur durchzuführen. Nur von den letzteren soll hier die Rede sein.

Wir kennen im Ganzen 18 solcher Doppeläxte, von denen 15 aus Deutschland, 1 aus der Schweiz und 2 aus dem südlichen Frankreich herstammen; ihrem Aussehen nach bestehen sie alle aus reinem, zinnfreiem oder doch zinnarmen Kupfer, was durch die chemische Analyse zweier Exemplare bestätigt wird. Alle besitzen ein dünnes, schmales und durch ein enges Loch durchbohrtes Mittelstück, von welchem aus sich symmetrisch und flügelförmig die beiden Seitenteile mit gleichsinnig gerichteten, d. h. in einer Ebene liegenden Schneiden entwickeln.

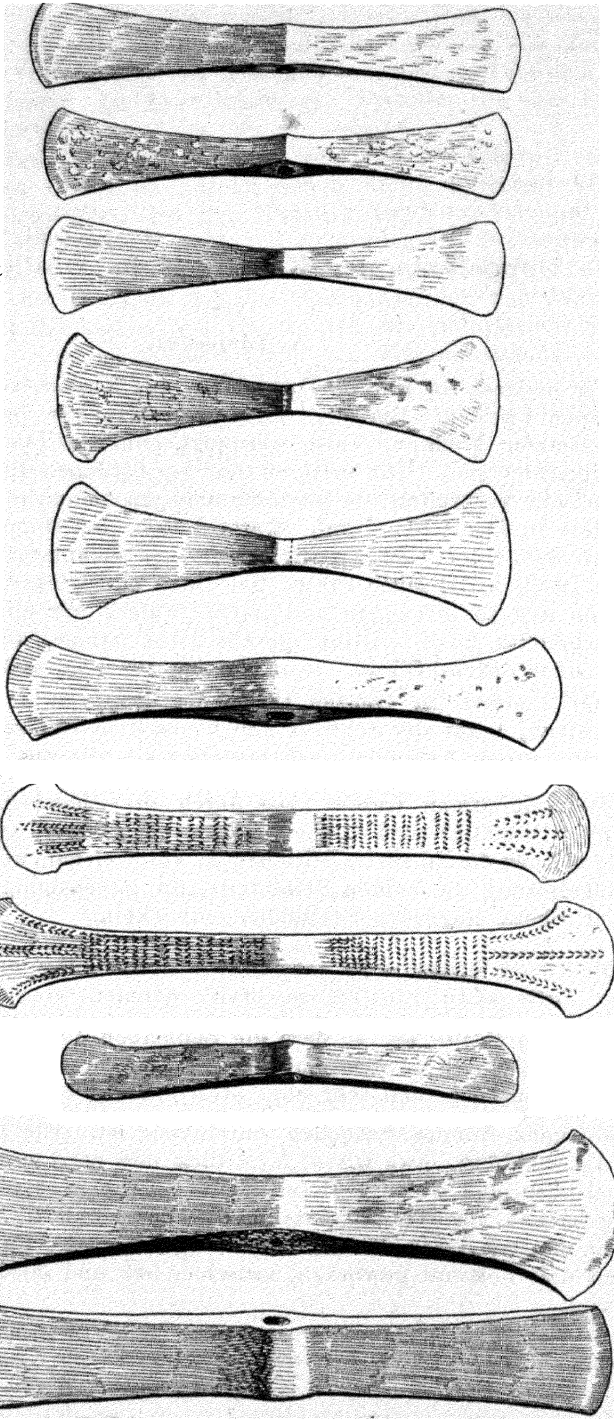
Die Länge dieser Äxte schwankt zwischen 27,8 und 42 *cm*, sie sind in der Mitte etwa 1,5—2,6 *cm* breit, nehmen aber nach den beiden Schneiden an Breite zu, so dass die Schneiden 4,8—9,5 *cm* breit werden. Das Stielloch liegt gewöhnlich nicht genau in der Mitte, ist viereckig oder unregelmässig und sehr eng, etwa 0,4—1,5 *cm* weit, so dass es nur für ein ganz dünnes Stäbchen durchlässig ist. Der ganze mittlere Teil der Axt ist dünn, etwa 0,8—1,5 *cm* dick und zeigt zuweilen Verstärkungsrippen oder eine wulstige Beschaffenheit. Einige Exemplare sind durch „eingehauene, im Winkel gestellte Striche“ verziert. Die Schneiden sind an den meisten Äxten stumpf, selten ausgearbeitet. Das Gewicht schwankt, soweit dies bekannt geworden, zwischen 540 und 3040 *g*.

---

1) Vortrag, gehalten am 10. April 1905 in der Sektion für prähistorische und orientalische Archäologie des I. Internationalen Archäologen-Kongresses zu Athen.

Doppeläxte aus Kupfer

im westlichen Europa



Tabellarische Übersicht über die Funde der Doppeläxte aus Kupfer im westlichen Europa.

(Die mit * bezeichneten Exemplare sind auf der Tafel abgebildet.)

Fundort	Länge	Breite und Beschaffenheit		Dicke in d. Mitte	Stielloch		Gewicht	Bemerkungen[1])
		an der Schneide	in der Mitte		Grösse	Beschaffenheit		
	cm	*cm*	*cm*	*cm*	*cm*		*g*	
*1. **Nohan**, Dep. Indre	40	—	—	—	klein	oval	—	—
2. **Citeaux** bei Dijon	fast 40	stumpf	—	—	klein	schief	—	—
*3. **Lüscherz** (Locras) am Bieler See, Schweiz	42	12, stumpf und 1,5 *cm* dick	—	—	0,6	—	3040	Analyse: Reines Kupfer
*4. **Friedelsheim**, Pfalz	39,8	—	—	—	—	—	1445	Durch eingehauene in Winkel gestellte Linien verziert
*5. **Weinsheim** bei Worms	38	7, angehämmert	Durch beiderseits angebrachte Rippen verstärkt	0,8	wenige Millimeter	—	730	Es war bei der Auffindung in der Mitte durchgebrochen u. durch d. Druck etwas aus d. Form gebracht
6. **Flonheim**, Kr. Alzey b. Mainz	39,5	—	—	—	—	—	1240	Ornamentiert wie 4.
*7. **Mainz**	36,3	—	—	—	—	—	935	Ornamentiert wie 4.
8. **Rheinhessen**, Fundort nicht angegeb.	—	—	—	—	—	—	1049	Ornamentiert wie 4.
9. **Cochem** a. d. Mosel, Rheinprovinz	39,5	—	—	—	1,5 : 0,4	—	—	—
10. **Cölleda** b. Naumburg a. d. Saale	27,8	4,8	2,6	—	1,4	nicht genau in der Mitte	—	—
*11. **Petersberg** bei Halle	34	10	—	—	1,0	uneben	1000	—
*12. **Altenburg** b. Bernburg a. d. Saale	27,9	9,5	1,7	1,5	0,8	viereckig, unregelmässig, nicht genau in der Mitte	—	—
*13. **Calbe** a. d. Saale, Pr. Sachsen 2 ganz gleiche Ex.	28	9,8	1,8	—	0,8	viereckig	540	Der Fundort liegt zw. Calbe u. Nienburg a. d. S., schon auf Anhalt. Gebiet
*14. **Westeregeln**, Kr. Halberst., Pr. Sachs.	29,8	6,8	1,7	1,8	0,8 : 0,5	viereckig	—	—
*15. **Börssum** b. Wolfenbüttel, Braunschw.	29	6,4 und 6,2	1,5	3,1	0,9–1,1	—	616	Analyse: Schwarzkupfer
16. **Pyrmont**, Waldeck	33	6,8 und 7 stumpf	2	3,2	oben 1,4 : 1,1 *cm*, in d. Mitte 0,8 *cm*, unten 1,2 : 1,0 *cm*	unregelmässig oval, der Kanal selbst unregelmässig bikonisch	910	Analyse: zinnfreies Kupfer. Im Frühjahr 1900 beim Ausheben von Verkoppelungsgräben 2,5 *m* tief im Holzhäuser Bruch gefunden
*17. **Ketzin** a. d. Havel, Pr. Brandenburg	30	6,3 und 6	3,2	3	—	klein, oval	—	—

1) Nachweise 1—17 siehe nächste Seite.

Nachweise.

1. Matériaux pour l'histoire de l'homme 1878 S. 216 Fig. 121.
2. Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit 1900 S. 14 ff.
3. Antiqua 1885 S. 106.
4. Lindenschmit, Altertümer u. heidn. Vorzeit I, 1, 3, 8. Der Fundort heisst Friedelsheim und nicht Friedolsheim, wie Montelius irrtümlich nach Lindenschmit zitiert.
5. Koehl, Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung 1896 S. 54.
6. Katalog der Ausstellung prähist. Funde zu Berlin 1880 S. 227 Nr. 193.
7. Lindenschmit l. c. I, 1, 3, 7.
8. Im Museum zu Erbach. Montelius l. c. S. 217 Nr. 15 (nach Mitteil. von Koehl) und Schuhmacher in Westd. Z. XX S. 193.
9. Montelius l. c. S. 15.
10. Verhandl. d. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1891 S. 460.
11. Ebendort 1884 S. 40.
12. Photogr. Album der Ausstellung prähistorischer Funde in Berlin 1880 IV Taf. 17.
13. Mitteil. des Hrn. Geh. Baurat Bauer in Magdeburg.
14. Photogr. Album l. c. VI Taf. 1.
15. Nachr. üb. deutsche Altertumsf. Berlin 1897 S. 41.
16. Schuhmacher l. c. Hr. Brunnendirektor Frhr. von Hundelshausen in Pyrmont übersandte mir am 13. Juli freundlichst das Original zur Vorlage in der Sitzung der Berliner Anthr. G. vom 15. Juli 1905 und zur Entnahme einer Metallprobe behufs chemischer Untersuchung. Die qualitative Analyse von Hrn. Prof. Rathgen hat zunächst völlige Abwesenheit von Zinn ergeben — eine quantitative Bestimmung des Metalls wird alsbald erfolgen und mit einer genauen Beschreibung der Doppelaxt in dem Bericht über die obige Sitzung im 37. Bd. d. Z. f. Ethn. veröffentlicht werden.
17. Verhandlungen der Berliner Anthrop. Gesellsch. 1891 S. 457 Fig. 1.

Über diese Äxte haben schon früher Rudolf Virchow[1]), Friedel[2]), Forrer[3]), Koehl[4]), M. Much[5]) und zuletzt Montelius[6]) gehandelt; ihre Bestimmung ist aber dennoch zweifelhaft. Als ein Werkzeug konnten sie kaum gedient haben, da das Schaftloch zu klein ist, um einen Schaft von der erforderlichen Stärke zu fassen. Wenn man aber mit Koehl annehmen wollte, dass die Schäftung aus alter Gewohnheit wie bei den Flachäxten erfolgt sei, so ist nicht zu begreifen, wozu das Loch diente, da doch die zur Befestigung dienenden Baststreifen bei der Arbeit bald an den Kanten durchgerieben werden mussten, wie Much richtig bemerkte.

Allerdings sprechen die angehämmerten Schneiden und die Verstärkungsrippen am Mittelstück der Exemplare von Weinsheim dafür, dass sie auch als Werkzeug gebraucht worden sind; allein es kann sich dabei höchstens um einen Versuch mit einem Exemplar gehandelt haben.[7]) Dagegen weisen die Verzierungen bei den drei Mainzer Stücken darauf hin, dass auch einige Exemplare als eine Art Kommandozeichen oder als Votivgabe gedient haben, obwohl sie für den letzten Zweck zu gross erscheinen.

Mehr Licht fällt auf den Zweck dieser Äxte aus unserer Kenntnis jüngerer Kulturepochen. Schon im Jahre 1885 wies Naue nach, dass in Cypern sehr früh eine Art Ringgeld aus Kupfer üblich war und machte bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam[8]), dass Metallbarren im Gewicht und Wert

1) Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1879 S. 336 und 1891 S. 457. — 2) Ebendort 1884 S. 40. — 3) Antiqua 1885 S. 106. — 4) Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung 1896 S. 53. — 5) Die Kupferzeit, II. Aufl. S. 81. — 6) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit 1900 S. 14ff. — 7) Dieses Exemplar war ohnedies schon zerbrochen und verdrückt beim Auffinden. — 8) Antiqua 1883 S. 4.

von 10 Minen bei den Griechen die Form eines Doppelbeils (bipennis) hatten, wie eine Glosse des Hesychius besagt. Forrer[1]) erklärte, hierauf gestützt, das Kupferbeil von Lüscherz für einen solchen Metallbarren, welcher ungefähr 5 Minen entsprach, und an einer durch das Mittelloch gezogenen Schnur bequem getragen werden konnte. Hiernach würde die eine Doppelaxt von Börssum einen Barren von 1 Mine und die von Flonsheim einen Barren von 2 Minen, die von Pyrmont einen Barren von 1,5 Minen Gewicht darstellen, wenn man bedenkt, dass die alten Wertstücke aus Kupfer niemals genau ajustiert gewesen sind.

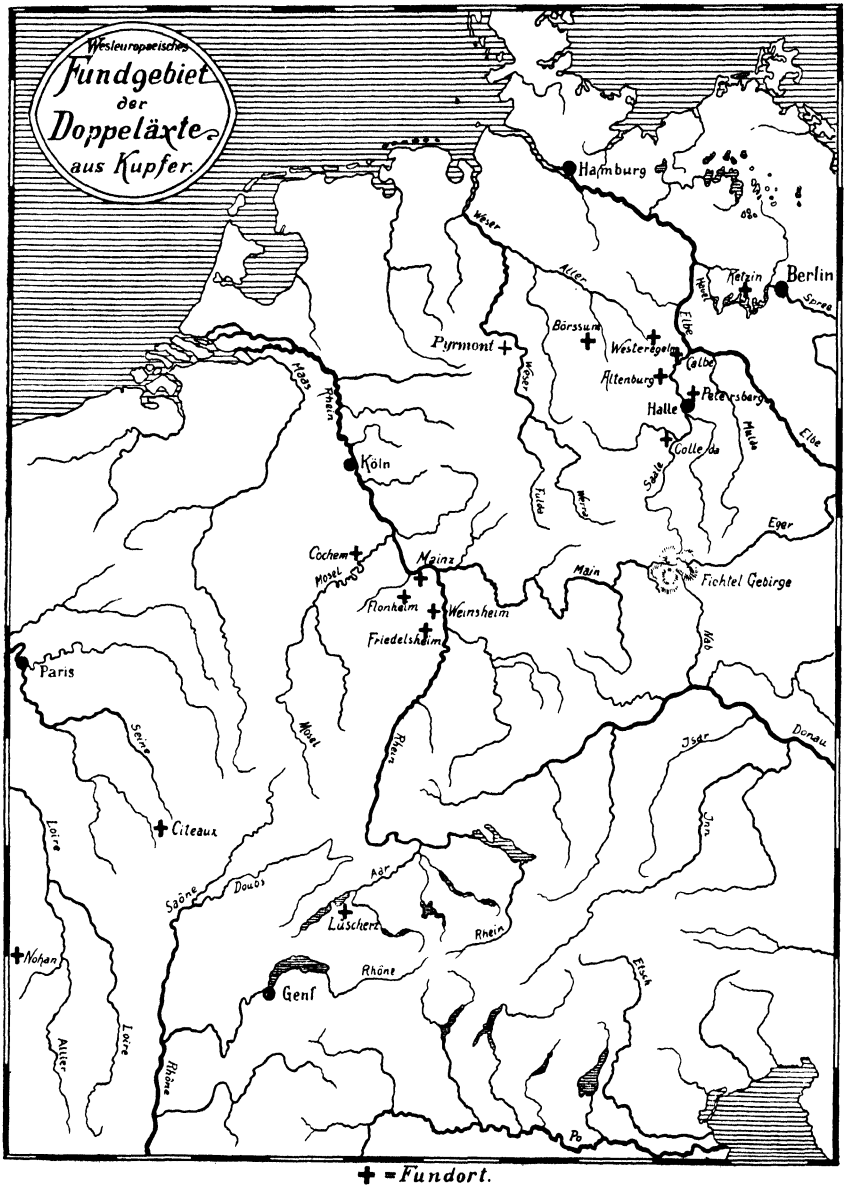
Wenngleich nun nicht sämtliche Doppeläxte ihrem Gewicht nach als so einfache Multipla der Mine gelten können, so beweist doch jene Tatsache entschieden, dass die Form der Doppeläxte einst für Metallbarren überhaupt üblich war, mochte sie auch später nur für bestimmte Werte beibehalten sein, — wie sollte sonst die Form der bipennis für die 10-Minenstücke entstanden sein?

Dieselbe Form hat sich für Metallbarren noch viel länger bis in die römische Zeit erhalten. So wurden in Serbien 6 Silberbarren in Form von Doppeläxten, aber ohne Loch in der Mitte, gefunden, welche 628 *g* wogen, d. i. 26,9 *g* weniger als 2 römische Pfunde = 654,9, auf welche sie eigentlich normiert waren. „Aber mit solchen Abweichungen muss man in der antiken Metrologie rechnen".[2]) Sie befinden sich im Museum zu Belgrad und haben Inschriften in römischen Buchstaben. Montelius[3]) vergleicht sie ganz richtig mit den alten Doppeläxten. Auch die Silberbarren von Dierstorf in Hannover und die aus England und Irland aus der späteren Kaiserzeit erinnern in ihrer Form unzweifelhaft an die Votiv-Doppeläxte der Bronzezeit.[4])

Weshalb aber die Form der Doppelaxt für die Barren überhaupt gewählt wurde, das wird erst durch folgende Tatsachen aus der Bronzezeit erklärt. Schon Schliemann[5]) hat in Mykenae ausser den vielen wirklichen Doppeläxten aus Bronze mit grossem Schaftloch ähnliche Doppeläxte aus Gold in Miniaturform gefunden, welche zweifellos Exvotos darstellten, wie die kuhköpfige Votivgabe selbst, zwischen deren Hörnern ebenfalls sehr oft Doppeläxte erscheinen; auch bildet er Doppeläxte auf einem Siegelringe und einer Gemme ab und weist darauf hin, dass nach Mitteilung des Hrn. Postulaccus die Doppelaxt ein altes Symbol des labrandischen Zeus sei, der in Labranda verehrt wurde und auf den Medaillen der alten Könige von Carien dargestellt sei. Auch Hr. Rousopoulus vermutet, dass die zweischneidige Doppelaxt auf den Münzen von Tenedos, wo sie ebenfalls, gleichsam als Stadtwappen auftritt, ein Opfer- und Kriegssymbol sei. — Ebenso tritt die Doppelaxt auf Münzen von Mylasa in Karien und von Rhodos auf. Jedenfalls wird dadurch bewiesen, dass die Doppelaxt auch als ein Symbol weltlicher Macht, als ein Hoheits- und Münzzeichen gebraucht wurde.

Bei den neueren Ausgrabungen auf Kreta fand man die Doppelaxt sehr häufig als Kultgegenstand dargestellt und in Knossos sind bekannt-

1) L. c. — 2) Willers, Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor. 1901 S. 238. — 3) L. c. — 4) Willers l. c. Taf. XI und XII. — 5) Mykenae S. 252, 291, 402 und 412.


Westeuropäisches
Fundgebiet
der
Doppeläxte
aus Kupfer.
Hamburg
Berlin
Potsdam
Spree
Havel
Elbe
Weser
Aller
Börssum
Westeregeln
Calbe
Altenburg
Halle
Petersberg
Pyrmont
Köln
Rhein
Cochem
Mosel
Mainz
Main
Flonheim
Weinsheim
Friedelsheim
Fichtel Gebirge
Eger
Saale
Paris
Seine
Marne
Rhein
Donau
Isar
Inn
Loire
Cîteaux
Saône
Doubs
Aar
Lüscherz
Rhein
Nohan
Genf
Rhône
Etsch
Po
Allier
Loire
Rhône

✚ = *Fundort.*

lich Darstellungen der Doppelaxt so häufig, dass Evans sogar den Namen des grossen Labyrinths davon ableitet, da *Λάβρυς* lydisch die Doppelaxt bedeutet. In den tiefsten Schichten von Olympia hat Furtwängler[1]) viele Votiv-Doppeläxte gefunden und ebenso Ohnefalsch-Richter[2]) auf Cypern, wo ein Exemplar auf der Akropolis von Idalion der idalischen Athene geweiht war und viele kleine Doppeläxte von Idalion oder Alambra nachgewiesen sind.

Es kann somit nicht zweifelhaft sein, dass schon in der Bronzezeit die Doppelaxt in der griechischen Welt allgemein als ein religiöses Symbol galt und schon früh als ein Hoheitszeichen für Medaillen und für Münzen benutzt wurde.

Montelius hat allerdings darauf hingewiesen, dass auch im Norden schon in der Zeit der Ganggräber, also in der Kupferzeit, wiederholt Perlen und Berlocks aus Bernstein in der Form der Doppeläxte gefunden wurden, was darauf schliessen lässt, dass diese Form schon in so früher Zeit bis nach Skandinavien als ein glück- und segenbringendes religiöses Symbol betrachtet wurde.

Allein als ein Hoheitszeichen weltlicher Macht ist die Doppelaxt nur aus dem Orient und der griechischen Welt bekannt. Wenn auch Kupfer schon sehr früh an verschiedenen Orten gewonnen sein mag, so wissen wir doch nur vom östlichen Teile des Mittelmeeres, dass dort nicht nur Kupfer in Cypern gewonnen, sondern auch die Doppelaxt als ein Symbol der höchsten Macht verehrt wurde.

Fassen wir das schliessliche Ergebnis dieser Erwägungen zusammen, so folgt daraus mit grosser Wahrscheinlichkeit:

1. dass in der ersten Metallzeit Kupferbarren in Gestalt von Doppeläxten aus Cypern nach Westeuropa importiert wurden.
2. Sie haben die Form der griechischen *Λάβρυς*, weil diese schon früh als ein Symbol der göttlichen und weltlichen Macht, als ein Hoheitszeichen der Herrscher und eine Marke für die Provenienz in der Welt des östlichen Mittelmeeres galt und den Barren deshalb einen höheren Wert verlieh, als die formlosen Metallstücke besassen. Einige Exemplare stellen in Metall die ersten Anfänge eines allgemeinen Wertmessers, einen Vorläufer des aes rude dar.
3. Dass einige Exemplare roh verziert sind, beweist nur, dass sie wahrscheinlich auch in den Ländern des Imports wegen ihres hohen Wertes zu einem Würdezeichen oder Ex voto erhoben wurden.
4. Die Fundkarte weist darauf hin, dass ein Weg des ältesten Metallimports nach dem Norden Europas von Cypern nach Südfrankreich ging, von dort durch die Schweiz, den Rhein hinab bis Mainz verlief, dann wahrscheinlich den Main hinauf zum Fichtelgebirge und weiter die Saale hinab zog, von dort westlich in das Stromgebiet der Weser und östlich bis zur Havel in das Stromgebiet der Elbe vordrang. Weiter nördlich ist dieser Import bisher nicht zu verfolgen.

1) Olympia S. 71 Taf. XXVI. — 2) Kypros, Die Bibel und Homer. Berlin 1893 S. 265ff. S. 450 und Taf. 136.

Sitzung vom 20. Mai 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Dr. Ed. de Jonghe, Berlin.
2. „ H. Enrique Brüning, Chiclayo, Peru.
3. „ Dr. med. Ernst Rüdin, Berlin.

(2) Der XV. Deutsche Geographentag, an welchen sich drei lehrreiche Ausflüge in die Weichselgegenden und in die Kassubische Schweiz anschliessen werden, findet vom 12.—15. Juni in Danzig statt; die Deutsche Anthropologische Gesellschaft tagt gemeinsam mit der Wiener Schwester-Gesellschaft vom 28.—31. August in Salzburg; die 77. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, mit welcher wiederum eine anthropologische Sektion verbunden sein wird, findet vom 24.—30. September in Meran und der II. Deutsche Kolonialkongress vom 5.—7. Oktober in Berlin statt. Zu allen diesen Versammlungen sind an unsere Gesellschaft Einladungen ergangen.

Der Vorsitzende weist besonders noch auf die günstigen Erfolge des I. Kolonialkongresses im Jahre 1902 hin und fordert die Mitglieder zu einer regen Beteiligung an dem in Berlin tagenden II. Kongress auf. —

(3) Von dem Korrespondenzblatt des „Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde" ist die erste Nummer erschienen und an die Mitglieder versandt worden. —

(4) Hr. Leo Frobenius schildert in einem längeren Briefe aus Mitschalila (5° 15′ s. B. und 14° ö. L.) vom 16. März d. J., welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, um bis in das Kongogebiet zu gelangen. Seine Aufgabe wird jetzt besonders sein, die Völkerverschiebungen, die sich dort in den letzten vier Jahrhunderten vollzogen haben, zu erforschen. Einen genaueren Bericht wird er der Rudolf Virchow-Stiftung, die ihn unterstützt hat, übersenden.

(5) Hr. Rudolf Pöch schreibt uns aus Friedrich-Wilhelmshafen, Neu-Guinea, vom 27. Februar:

„Ich halte mich nun seit $^3/_4$ Jahren auf dem Festlande von Neu-Guinea auf, das Arbeitsfeld ist kolossal, ich habe bisher zwei Stämme

genauer ethnologisch und anthropologisch studiert, ein Aufenthalt von mindestens $^1/_4$ bis $^1/_2$ Jahre an einem einzigen Orte ist unbedingt nötig, um der Fülle des Materials einigermassen Herr zu werden. Mein nächstes Reiseziel ist der Bismarck-Archipel. Meine Rückkehr wird wohl nicht mehr in diesem Jahre erfolgen, falls meine Arbeitskraft so lange den Fiebern und anderen Schädlichkeiten des Tropenklimas standhält.“ —

(6) Der Hr. Unterrichts-Minister hat der Gesellschaft eine ausserordentliche Beihilfe für 1905 in Höhe von 1500 Mk. bewilligt.

Der Vorsitzende spricht im Namen der Gesellschaft den ehrerbietigsten Dank aus, indem er hervorhebt, dass ohne eine solche Beihilfe die publizistischen Leistungen der Gesellschaft nicht würden ausgeführt werden können. —

(7) Als Gäste werden begrüsst die Herren: Dr. Olshausen aus Para, Dr. Paton aus Baltimore, Dr. Clauswitz, Stadtarchivar, Professor Kassmahly, A. Kiekebusch, Max Schultze aus Berlin, Ing. Herrmann aus Pankow und Erich Blume aus Steglitz. —

(8) Hr. Seler: Ich erlaube mir Ihnen heute

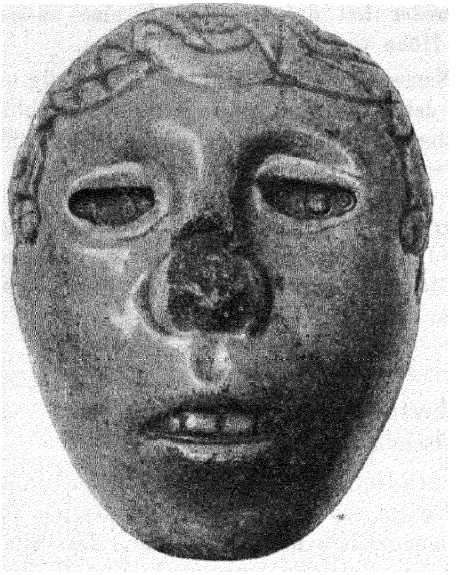
die Photographie eines hervorragenden Stückes aus dem mexikanischen Altertume

vorzulegen, die ich vor kurzem durch Herrn Prof. Buchner in München erhalten habe. Es ist ein Kopf aus hartem, schwerem jadeïtartigen Gestein von der blassgrünen Farbe des Seladonporzellans und 12 *cm* Höhe. Das Stück ist von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Rupprecht von Bayern bei einem Antiquar aufgefunden und für seine eigne Sammlung erworben worden. Es trägt ein in alter Handschrift geschriebenes Etikett: „Tula, 25 lieux N. d. M.“, d. h. 25 Leguas im Norden von México. Weiteres ist über die Herkunft des Stückes nicht bekannt. An mich ist die Anfrage ergangen, ob sich das Stück nicht irgendwie bestimmen liesse. Und da ich darüber eine einigermassen befriedigende Auskunft zu erteilen imstande war, so hatte Seine Königliche Hoheit die Güte zu gestatten, dass ich das Stück, und was sich über seine Bedeutung sagen lässt, hier zu allgemeiner Kenntnis bringe.

Jadeïtgegenstände sind nicht gerade selten in den mexikanischen Altertumssammlungen. Das vorliegende Stück muss aber doch als ein geradezu einzigartiges bezeichnet werden. Zunächst ist schon die Grösse bei diesem Material eine ungewöhnliche. Und dann ist das Stück auch in ganz hervorragender Weise gearbeitet. In Fig. 1 ist in autotypischem Druck die Photographie des Kopfes wiedergegeben. Man wird mir zugeben, dass das Gesicht fast individuelle Züge an sich trägt. Ich habe in der Tat bisher von jedem, dem ich die Photographie vorlegte, auf meine Frage, ob er das Gesicht für das eines Mannes oder Weibes halte, die Antwort erhalten, für das eines Weibes. Für die Bestimmung des Stückes ist die Skulptur von Bedeutung, die sich von der einen Seite des Kopfes

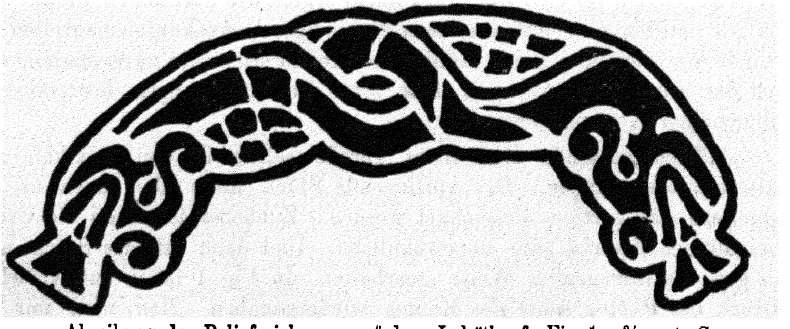
über den Scheitel zur andern zieht, und die ich in Fig. 2 nach einer von Herrn Prof. Buchner gefertigten Abreibung wiedergegeben habe. Man wird unschwer erkennen, dass diese Skulptur zwei miteinander verflochtene Schlangen zur Anschauung bringt. Die Art der Anbringung dieser Skulptur quer über den Scheitel hat zunächst etwas Befremdendes. Man muss sich vorstellen, dass bei der beschränkten Quantität des zur Verfügung stehenden Materials, und der technischen Schwierigkeit, man kann wohl gerade sagen, Unmöglichkeit, breit ausladende Teile in diesem Material herauszuarbeiten, die Skulptur gewissermassen nur in der Art eines Determinativs angebracht worden ist, dass sie ein Ausstattungsstück bezeichnen soll, das die Person, die man in diesem Kopfe zur Anschauung bringen wollte, auf dem Scheitel trug. Wir können wohl ohne weiteres annehmen, dass diese dem Scheitel eingravierte Doppelschlange das Band darstellen solle, mit dem das Scheitelhaar der mythischen oder gött-

Fig. 1.



Jadeïtkopf aus Tula. Sammlung S. k. Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern. $^2/_3$ nat. Gr.

Fig. 2.



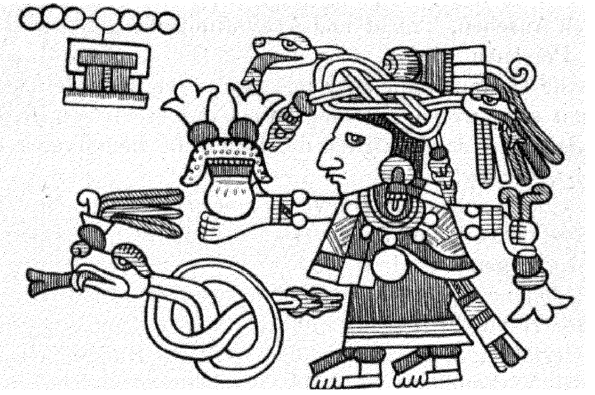
Abreibung der Reliefzeichnung auf dem Jadeïtkopfe Fig. 1. $^2/_3$ nat. Gr.

lichen Person, die in diesem Kopfe zur Anschauung gebracht ist, umwunden sein sollte. Weibliche Figuren, Göttinnen, die das Haar von zwei ineinander verflochtenen Schlangen in der Art umwunden haben, dass man zu beiden Seiten des Kopfes je einen Schlangenkopf hervorragen sieht, sind nämlich

wohlbekannte Gestalten in gewissen Bilderschriften, — allerdings nicht in den Bilderschriften aus dem mexikanischen Gebiete im engeren Sinne, dem zentralen Hochlande, wohl aber in zwei verwandten und zusammengehörigen Handschriften, die, wie es scheint, unter den Stämmen der atlantischen Küste entstanden sind, der Bilderschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien und dem Codex Nuttall, der vor wenigen Jahren von dem Peabody-Museum in Cambridge Mass. herausgegeben worden ist, dessen Original sich in England in Privatbesitz befindet.

Zwei Typen von Frauengestalten mit von Schlangen umwundenem Haar kommen in den genannten Bilderschriften vor. Bei der einen haben die Schlangen, die als Haarband dienen, ein einfach zugespitztes Schwanzende. Das ist der häufigere Typus. Charakteristische Beispiele sind in Fig. 4—10 wiedergegeben. Bei dem andern Typus sind die Schlangen

Fig. 3.



Pulquegöttin „Sieben Haus". Codex Nuttall 29.

als Klapperschlangen gezeichnet. Davon kenne ich nur das eine Bild der mit dem Datum „Sieben Haus" benannten Pulquegöttin auf Blatt 29 des Codex Nuttall, die ich in Fig. 3 wiedergegeben habe; diese Göttin, die auch noch durch eine in eigentümlicher Weise verschlungene Klapperschlange vor ihr besonders gekennzeichnet ist, kommt aber, glaube ich, für einen Vergleich mit dem Jadeïtkopfe Fig. 1 nicht in Betracht. Andeutungen von Schwanzklappern sind bei den ineinander verschlungenen Schlangen auf dem Scheitel des Jadeïtkopfes nicht zu erkennen, und die Art der Verschlingung der Schlangen in dem Haare der Pulquegöttin Fig. 3 ist auch eine gewollte andere. Unter den Frauengestalten des ersten Typus sind wiederum zwei Formen durch Benennung und zum Teil auch durch die Tracht unterschieden. Die einen haben als Namen das Datum „Neun Rohr" (*chicunaui acatl*) neben sich. Diese sind in der Wiener Handschrift zumeist durch einen in den Farben der Hieroglyphe *chalchiuitl* (grüner Edelstein, Jadeït) gezeichneten und gemalten Halskragen der Form, die man *quechquemitl* nannte, gekennzeichnet (Fig. 8, 9). Die andern (Fig. 4—7) sind mit dem Datum „Eilf Schlange" (*matlactli ozce couatl*) genannt.

Es erhebt sich nun die Frage: — Können wir diese mit Kalenderdaten benannten Figuren der Wiener Handschrift und der verwandten anderen Handschriften bestimmen? d. h. können wir ihre Identität mit den uns jetzt nahezu vollständig bekannten Göttertypen der mexikanischen Handschriften im engeren Sinne und der Handschriften der Codex Borgia-Gruppe nachweisen? Zweifellos ist das zur Zeit noch nicht für alle Gestalten der figurenreichen Bilderschriften der Gruppe der Wiener Handschrift möglich. Schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil das Pantheon dieser Handschriften unendlich reicher ist als das der mexikanischen Handschriften im engeren Sinne und der Handschriften der Codex Borgia-Gruppe. Beschränke ich indes meine Untersuchungen zunächst auf den ersten Teil der Wiener Handschrift (Blatt 1—52) und den Codex Nuttall, so zeigt sich Folgendes:

1. Die Benennung mit Daten ist keine zufällige, oder aus anderen sachlichen Gründen abgeleitet, sondern kennzeichnet die Person und kehrt bei den durch Ansehen, Tracht und Ausstattung als gleichartig sich kennzeichnenden Personen wieder.

2. Dieselbe Gestalt kann aber mit zwei oder mehreren verschiedenen Daten benannt sein, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, dass gleichzeitig eine kleine Nüance bezüglich der Rolle, die dem Träger des Namens zugewiesen ist, vorliegt.

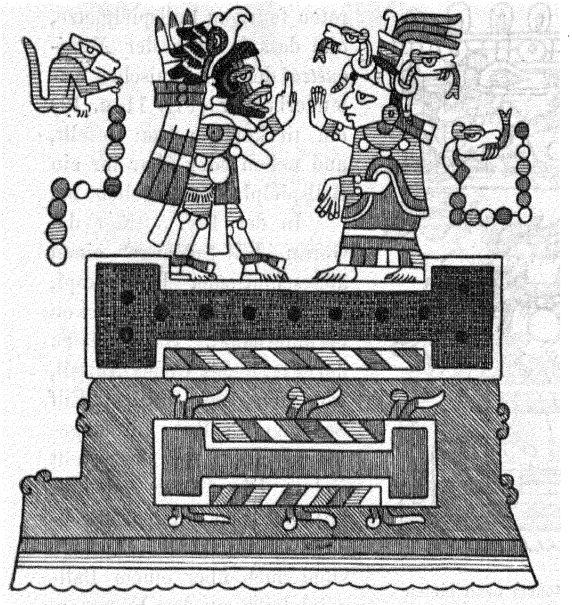
3. Von einer ganzen Anzahl von Figuren lässt sich feststellen, dass sie in dem ersten Teil der Wiener Handschrift und im Codex Nuttall in gleicher Weise benannt sind.

4. Verschiedene Typen der mexikanischen Handschriften im engeren Sinne und der Handschriften der Codex Borgia-Gruppe begegnen uns auch unter den Gestalten der Gruppe der Wiener Handschrift. Aber die Häufigkeit des Vorkommens ist durchaus nicht die gleiche in den Handschriften der einen und der anderen Gruppe; auch ist die Zeichnung und Ausstattung der Figuren in der Gruppe der Wiener Handschrift in der Regel eine andere als in den bekannten Handschriften der anderen beiden Gruppen.

5. Wo die Figuren genau zu bestimmen sind, zeigt sich, dass das Datum, mit dem sie in den Handschriften der Gruppe der Wiener Handschrift genannt sind, dem Kalenderabschnitt angehört, dem die betreffende Gottheit präsidiert; oder wenigstens dass es einem Kalenderabschnitt angehört, zu dessen Gottheit ihrer Natur nach die Figur in einer bestimmten Beziehung steht. So ist *Quetzalcouatl*, der Windgott, sowohl in der Wiener Handschrift, wie im Codex Nuttall, mit dem Namen *chicunaui eecatl* „neun Wind“ genannt, — dem Namen eines Tages, der dem mit *ce ocelotl* „eins Jaguar“ beginnenden Kalenderabschnitte angehört, der in der Tat die Woche *Quetzalcoutl's* ist. Der alte Gott und die alte Göttin im Himmel, *Tonacatecutli* und *Tonacaciuatl* sind Codex Nuttall 18 von den Daten *naui calli* „eins Haus“, *macuil couatl* „fünf Schlange“ begleitet, — Tagen, die in der Tat dem mit *ce cipactli* „eins Krokodil“ beginnenden ersten Kalenderabschnitte angehören, dem die genannten beiden Ur-, Himmels- und Zeugungsgötter präsidieren. *Xipe Totec* dagegen, der Frühlingsgott, der

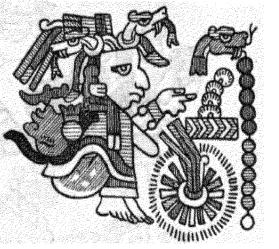
Gott der Vegetation, wird nicht mit einem Datum genannt, das seiner Woche, der vierzehnten des Kalenders, angehört, sondern sowohl in der Wiener Handschrift, wie in dem Codex Nuttall, mit dem Tage *chicome quiauitl* „sieben Regen“ — einem Tage, der der fünften, mit *ce acatl* „eins Rohr“ beginnenden Woche angehört, dem Abschnitte, dem die Göttin der Quellen und der Bäche *Chalchiuhtlicue* präsidiert. Allerdings ist *Xipe* hier im Codex Nuttall geradezu als *Tlaloc*, als Regengott, gezeichnet und über einem Wasser, in dem ein Quetzalvogel abgebildet ist, wie ja in der Tat dieser Gott auch in den anderen Bilderschriften mit der Quetzalfederschlange, dem Zeichen des befruchtenden Wassers, abgebildet und im Liede, Regen zu senden, angefleht wird. Umgekehrt wird der

Fig. 4.



Der tierköpfige Gott „Zehn Eidechse“ und die Erdgöttin „Eilf Schlange“. Wiener Handschrift. 3.

Fig. 5.



Die Erdgöttin „Eilf Schlange“. Wiener Handschrift. 28.

Regengott *Tlaloc* in der Wiener Handschrift mit dem Datum *naui acatl* „vier Rohr“ bezeichnet, einem Tage, der der vierzehnten, mit *ce itzcuintli* „eins Hund“ beginnenden Woche, d. h. der Woche *Xipe Totec's*, angehört.

Diese Beispiele beweisen, dass die Daten, die wir in den Handschriften der Gruppe der Wiener Handschrift als Namen oder als Charakter neben den Figuren angegeben finden, entweder die Gottheit des betreffenden Kalenderabschnittes selbst bezeichnen oder doch zu ihr in einer gewissen Beziehung stehen. Wir werden daher schon aus diesen Namen mit einer gewissen Sicherheit Schlüsse auf die Natur und das Wesen der betreffenden Gottheit machen können.

Nehmen wir nun die erste der beiden Frauengestalten mit von Schlangen umwundenem Haar, die ich aus der Wiener Handschrift namhaft gemacht habe, die Göttin *Matlactli ozce couatl* „Eilf Schlange“ (Fig. 4 u. 5),

so ergibt sich, wenn wir den Kalender zu Rate ziehen, dass der Tag, mit dessen Namen sie in der Handschrift genannt ist, dem mit *ce quauhtli* „eins Adler" beginnenden neunzehnten Kalenderabschnitte angehört, und das ist das Zeichen und die Woche der jungen Göttin der Generation und der Liebe, *Xochiquetzal* genannt, die ich, so wie sie im Kalender als Herrin des neunzehnten Abschnitts abgebildet ist, in Fig. 11 u. 12 wiedergegeben habe. Dass nun in der Tat die Göttin „Eilf Schlange" der Wiener Handschrift der Göttin *Xochiquetzal* der mexikanischen Kalenderbücher entspricht, möchte ich schon aus dem Umstande schliessen, dass wir in Fig. 4 die Göttin „Eilf Schlange" einem tierköpfigen Gotte gegenübergestellt sehen und über einem schwarzen (nächtlichen) und einem roten feurigen Ballspielplatze, und dass ja auch der *Xochiquetzal* der mexikanischen Kalenderbücher (Fig. 11 u. 12) ein tierköpfiger Gott gesellt, und neben oder über ihr ein Ballspielplatz angegeben ist.

Fig. 6.

Erdgöttin, mit abgeschnittenem nach hinten hängendem Kopfe. (Codex Nuttall 3.)

In der Fig. 5 trägt die Göttin „Eilf Schlange" einen abgeschnittenen Frauenkopf, der ihr hinten auf den Rücken herunterhängt. Das leitet zu der Fig. 6 des Codex Nuttall, wo man die Göttin „Eilf Schlange" selbst mit abgeschnittenem Kopfe dargestellt sieht. Die Göttin hat hier auch das Haar mit der Doppelschlange umwunden, und sie steht auch über einem Ballspielplatze, aus dem Flammenzungen herausschlagen, aber das Gesicht ist abweichender Weise noch mit den besonderen Merkmalen des Regengottes *Tlaloc* ausgestattet. Die ganze Gruppe Fig. 6 hat übrigens ihre Parallelen in der Wiener Handschrift, wo man z. B. auf Blatt 13, 20, 22 in ganz gleichartig wiederkehrenden Darstellungen über dem Hauptdatum, über der Wiege und dem Gotte des Blattes die Gruppe Fig. 7 abgebildet sieht, deren Hauptfiguren, wie man sieht, mit den Hauptfiguren der Fig. 6 übereinstimmen. Nur scheint hier, was in der Fig. 6 nicht klar hervortritt, die ganze Gruppe mit der Pulquepflanze, der Agave, in Verbindung gebracht zu sein.

Der zweite Typus von Frauengestalten, die das Haar von zwei ineinander verschlungenen Schlangen umwunden haben (Fig. 8—10) ist mit dem Namen *Chicunaui acatl* „Neun Rohr" bezeichnet. Der Tag dieses Namens gehört nun allerdings nicht demselben neunzehnten Kalender-

abschnitt, der Woche der Göttin *Xochiquetzal*, sondern dem neunten, mit *ce couatl* „eins Schlange“ beginnenden Abschnitte an, dem *Xiuhtecutli*, der Feuergott, und *Tlauizcalpan tecutli*, die Gottheit des Morgensterns, als Regenten gesetzt sind. Erwägt man indes, dass die beiden Götter dieses Abschnittes ausdrücklich als Götter des Krieges genannt und als solche hier durch den Kriegertotenschmuck und durch das Zeichen des Krieges, Wasser und Brand (*atl tlachinolli*), gekennzeichnet sind, erwägt man ferner, dass *Xochiquetzal* in den Berichten als die Patronin der *avianimê*, der

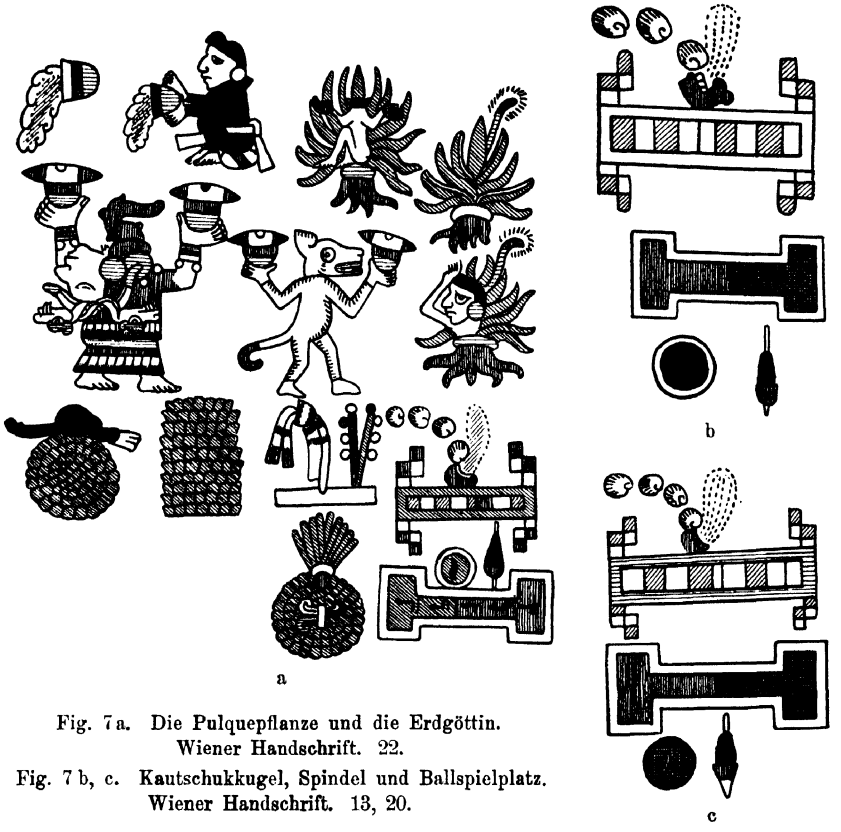


Fig. 7 a. Die Pulquepflanze und die Erdgöttin. Wiener Handschrift. 22.

Fig. 7 b, c. Kautschukkugel, Spindel und Ballspielplatz. Wiener Handschrift. 13, 20.

Freudenmädchen, der weiblichen Genossinnen der unverheirateten Krieger, bezeichnet wird, so wird man die Vermutung nicht unberechtigt finden, dass diese zweite, verschieden benannte Gestalt, die Göttin „Neun Rohr“, gleich den anderen zuvor besprochenen, mit der Göttin *Xochiquetzal* zu identifizieren ist. In Fig. 8 erscheint die Göttin „Neun Rohr“ in einem Steinring (?), dessen Innenraum mit roter Substanz erfüllt ist, und in Fig. 10 ist sie auf einem Berge oder Sitze dargestellt, von dem eine rote Flüssigkeit (Blut ?) herabzurinnen scheint. Ihr Schulterkragen *quechquemitl* ist in Fig. 8 u. 9 in der Art der Hieroglyphe *chalchiuitl* (grüner Edelstein, Jadeït) gezeichnet und gemalt. Ihre Enagua aber ist bei der

Fig. 8.

Die Erdgöttin „Neun Rohr". Wiener Handschrift. 3.

Fig. 9.

Die Erdgöttin „Neun Rohr". Wiener Handschrift. 28.

Fig. 10.

Die Erdgöttin „Neun Rohr" und der in die Feuerschlangenmaske (*xiuhcoatlmaualli*) gekleidete Gott „Acht Hirsch". Codex Nuttall. 51, 50.

Fig. 8 mit einem Saume von Steinmessern besetzt, und bei der Fig. 10 sind Hemd (*uipilli*) und Enagua (*cueitl*) in gleicher Weise verziert, während vor der Fig. 9, gleichsam als ihr Charakteristikum ein mit einem Saume von Steinmessern verzierter Halskragen (*quechquemitl*) und ein mit einem Saume von Steinmessern verzierte Enagua (*cuèitl*), neben einem zweiten mit Meerschneckengehäusen besetzten Halskragen, angegeben sind.

Fig. 11.

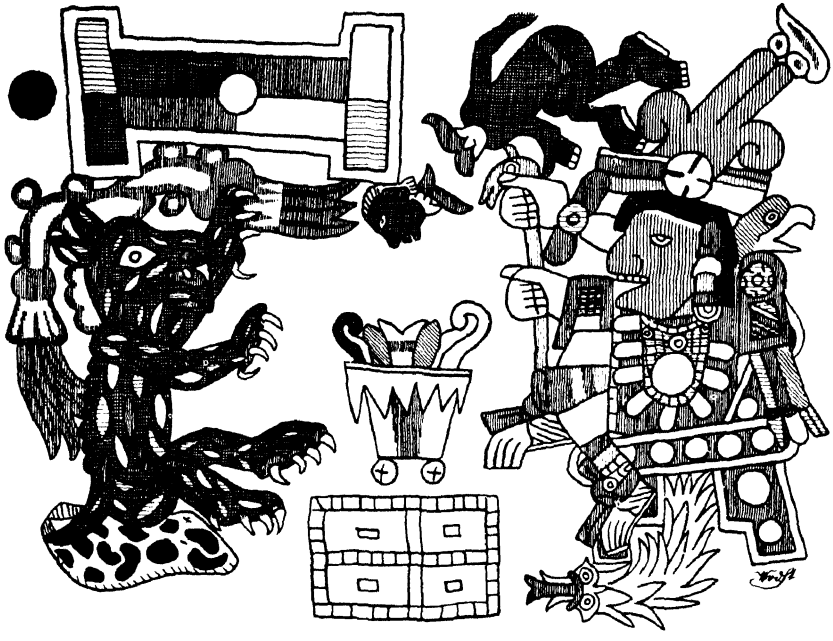
Xochiquetzal. Regentin des neunzehnten Tonalamatl-Abschnitts.
Codex Borbonicus 19.

Wenn diese Trachtbesonderheit einen andern Namen, *Itzcueye*, unter dem die Erdgöttin in andern Gegenden bekannt ist, nahe zu legen scheint, so wird andererseits durch dieselbe Trachtbesonderheit aber auch auf eine Identität mit der Göttin „Eilf Schlange", d. h. mit *Xochiquetzal* hingewiesen. Denn wie die Figuren 6 u. 7 zeigen, sind auch gewisse Formen der letzteren durch dieselbe Trachtbesonderheit gekennzeichnet.

In eine Erörterung über die Bedeutung dieser Figuren einzugehen und das Beiwerk zu analysieren, das die Fig. 11 u. 12 neben der Göttin

des neunzehnten Kalenderabschnittes zeigen, versage ich mir hier. Meine Aufgabe war heute nur, den Namen zu ermitteln, mit dem etwa man das

Fig. 12.



Xochiquetzal. Regentin des neunzehnten Tonalamatl-Abschnitts.
Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung 19.

schöne Stück, dessen Photographie Ihnen vorgelegt wurde (Fig. 1), zu bezeichnen hat. Ich glaube nach den obigen Auseinandersetzungen berechtigt zu sein, als solchen den Namen *Xochiquetzal* (sprich: Schōtschiketsal) anzugeben.

(9) Hr. Mielke legt ein

silbernes Schmuckstück

aus einer Privatsammlung vor. Es ist eine aus zwei Teilen bestehende Spange von sehr altertümlichem Charakter; die Filigrane, die sich auf ihr befinden, deuten auf ein hohes Alter hin. Nach einem Urteil, das über dieses Stück ausgesprochen worden ist, soll es möglicherweise romanisch sein, und es hat auch Anklänge an Schmuckstücke auf alten Denkmälern. Der Vortragende selbst weist dieses Votum ab und hält es für südslawisch. Er hat einen allerdings reicheren Schmuck aus viel jüngerer Zeit beschrieben, der ihn auf die Vermutung gebracht, dass dies ein altes südslawisches Schmuckstück sei. —

(10) Hr. Lissauer berichtet

über den ersten Internationalen Archäologen-Kongress in Athen vom 7.—13. April 1905.

Das Bild, welches ich Ihnen von dem Kongress in Athen zu entwerfen versuchen will, muss notwendig einseitig sein, da ich nur diejenigen Studien berücksichtigen konnte, welche das Arbeitsgebiet unserer Gesellschaft berühren.

Der allgemeine Charakter des Kongresses war durch den Ort und durch die Männer des leitenden Komitees von vornherein bestimmt. Die herrlichen Denkmäler der klassischen Kunst und die verdienstvollen Arbeiten der verschiedenen archäologischen Institute des In- und Auslandes, welche in Athen ihren Sitz haben, waren natürlich auch massgebend für den Besuch, wie für die Verhandlungen des Kongresses. Die Altertümer zogen eine sehr grosse Zahl von Fremden nach Athen, welche gerne die den Mitgliedern des Kongresses für die Reise gewährten Vergünstigungen benutzten, um die Heimat der antiken Kunst zu besuchen, während die neuen Ausgrabungen der archäologischen Schulen wiederum den wichtigsten Stoff für die Vorträge boten. Somit war der Kongress in erster Reihe der klassischen Archäologie gewidmet. Dennoch war auch den verwandten Wissenschaften Platz genug eingeräumt, ihre Interessen zu vertreten, wie die Bildung der Sektionen beweist. Die erste Sektion war der klassischen, die zweite der prähistorischen und orientalischen Archäologie, die dritte den Ausgrabungen und Museen, die vierte der Epigraphik und Numismatik, die fünfte der Geographie und Topographie, die sechste der byzantinischen Archäologie und die siebente dem Unterricht in der Archäologie gewidmet.

Ich musste mich auf die zweite Sektion beschränken und zu meinem Bedauern die meisten Vorträge in den anderen Sektionen versäumen, da dieselben mit denen in der prähistorischen Sektion der Zeit nach kollidierten.

Die Prähistorie war besonders durch Hampel, Montelius, Pigorini und die Mitglieder unserer Gesellschaft vertreten, von denen ausser mir noch die Herren Lienau, Wilke und Reinecke anwesend waren; der letztere ist seit einiger Zeit bei den Ausgrabungen in Orchomenos im Auftrage der bayrischen Akademie tätig. Hr. Kiessling war leider durch die schwere Erkrankung seines Vaters kurz vor Beginn des Kongresses nach Hause gerufen worden.

Die allgemeinen Feierlichkeiten und Darbietungen bei dem Empfang der Gäste, bei der Eröffnung und während des Kongresses erhielten einen besonderen Glanz durch die Teilnahme der königlichen Familie und der ganzen Bevölkerung und eine hohe Weihe durch die Stätten, an welchen sie stattfanden; so die Eröffnung des Kongresses im Panthenon und die Aufführung der Antigone des Sophokles nach altgriechischem Vorbilde im Stadion; den vielen Einladungen der archäologischen Institute und von privater Seite, welche täglich in freundlichster Weise an die Mitglieder des Kongresses ergingen, habe ich selten folgen können, da ich meine

schwachen Kräfte für den Besuch der Verhandlungen spuren musste. Von diesen will ich nun einen kurzen Bericht erstatten, soweit ich denselben beiwohnen konnte und dieselben ein Interesse für unsere Studien darbieten; die Veröffentlichung des offiziellen Berichtes wird doch erst nach längerer Zeit erfolgen können.

Zunächst die somatische Anthropologie. Hr. Clon Stephanos hielt einen Vortrag über prämykenische Gräber von Naxos und über anthropologische Typen aus der Zeit der Ägäischen Kultur. Die Gräber auf Naxos hatten als Beigabe Idole und Gefässe aus Marmor und Gefässe aus Ton vom Charakter der Kamaresvasen, auf welche ich noch weiter unten zurückkomme.

Die Schädel aus den der Inselkultur angehörigen Gräbern waren auf verschiedenen Inseln verschieden. Auf Syra waren sie subdolichocephal, auf Naxos mesocephal und auf Paros und Siphnos sogar subbrachycephal. Eigentlich Brachycephale (nach Topinards Einteilung) fehlten ganz.

Hr. Stephanos besitzt in der Akademie eine nach Provenienz und Zeit gut bestimmte Sammlung von Schädeln aus Griechenland, hält es aber noch nicht für zweckmässig, seine Untersuchungen hierüber zu veröffentlichen. Er zeigte mir in liebenswürdiger Weise wiederholt die Sammlung und versprach, seine abwartende Haltung bald aufzugeben. Ein Schädel, der tief im Boden der Akropolis gefunden wurde zusammen mit einer Obsidianpfeilspitze und freihändig gearbeiteten Gefässscherben war zwar etwas verdrückt, ist aber äusserst dolichocephal.

Hr. Stephanos hat auch sehr viele Beobachtungen und Messungen an der lebenden Bevölkerung gemacht, welche er mir ebenfalls im Manuskript vorlegte. Auch Schädel der heutigen griechischen Bevölkerung hat er in grosser Zahl gesammelt, unter denen mich besonders eine Reihe deformierter aus Thessalien interessierte, deren Form nach seiner Ansicht teils durch die dort übliche Coiffure, teils durch das Tragen von grossen Gefässen schon in jüngeren Jahren erzeugt wird. Einige Schädel hatten ganz die Gestalt der bekannten Macrocephalen, über welche Hr. Schliz uns in Greifswald ja so schöne Beobachtungen vorgetragen hat.

An die somatische Anthropologie schliesst sich am besten ein Vortrag von Dörpfeld an:

„Über Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland.[1])

Allgemein wird angenommen, dass in Griechenland in der klassischen Zeit die Mehrzahl der Toten unverbrannt beerdigt und nur ein kleiner Teil verbrannt wurde. In homerischer Zeit soll dagegen bei den Griechen totale Verbrennung aller Leichen und in der mykenischen und vorhistorischen Epoche wiederum fast ausschliessich Beerdigung der unverbrannten Leichen stattgefunden haben. Dieser mehrmalige und schnelle Wechsel der griechischen Bestattungsgebräuche, der auch als Beweis für die Verschiedenheit der homerischen und mykenischen Kultur angeführt

1) Autorreferat des Vortragenden.

zu werden pflegt, ist mir schon längst verdächtig vorgekommen, weil alle Völker gerade in Bezug auf ihre Totengebräuche überaus konservativ sind. Eingehende Studien haben diesen Verdacht bestätigt und mich zu der Überzeugung geführt, dass bei den Griechen zu allen Zeiten dieselbe Art der Bestattung üblich war, nämlich Brennung und darauf Beerdigung. Nur in einigen Fällen und unter gewissen Bedingungen war die Brennung eine totale, war also eine Verbrennung. Und ebenso waren die Fälle Ausnahmen, in denen gar keine Brennung stattfand. In der Regel bestand die eigentliche Bestattung, die auf die *πρόθεσις* mit ihren Sonderbräuchen folgte, aus der *ἐκφορά*, der *καύσις* und der *κατόρυξις*.

Was zunächst die homerische Zeit betrifft, so ergibt sich aus Ilias VII 333, dass die Achäer vor Troja ihre Toten zu dem Zwecke total verbrannten *(κατακαίειν)*, um ihre Gebeine besser mitnehmen und in der heimischen Erde beisetzen zu können. Für gewöhnlich wurden die Toten von den Achäern nur „gebrannt“ *(καίειν)* oder „gedörrt“ *(ταρχύειν* in Il. VII 85). Die späteren Griechen glaubten durchaus nicht, dass alle ihre Heroen total verbrannt waren, sondern nahmen an, dass ihre Knochen noch existierten. So wurden die Gebeine eines Theseus, Pelops, Orestes, Protesilaos usw. aufgefunden. Aus Herodot IX 120 geht hervor, dass sie sich die Leichname ihrer Heroen als *τάριχοι* dachten.

In mykenischer Zeit ist meines Erachtens dieselbe Art der Leichenbestattung üblich gewesen. In den mykenischen Kuppelgräbern sind tatsächlich vielfach Aschenreste gefunden worden. Da diese Gräber ferner zum Teil sicher zugänglich blieben, durften wegen des üblen Geruches keine verwesbaren Leichen in ihnen beigesetzt werden. Dass auch in den älteren mykenischen Schachtgräbern die Toten in irgend einer Weise konserviert waren, ist durch die Auffindung gedörrten Fleisches gesichert (vgl. W. Helbig, Homer, Epos 2 S. 51). Die Leichname mussten also in der mykenischen Epoche vor der Beisetzung unverwesbar gemacht werden, bevor sie beigesetzt wurden. Das konnte durch Einbalsamieren oder noch einfacher durch Brennen oder Dörren geschehen. Dass ein solches Brennen der Leichen, wenn es wirklich stattfand, jetzt an den Knochen schwer erkennbar ist, werden wir später sehen.

Ein leichtes Brennen der Toten vor der Beerdigung hat vielleicht auch bei den sogenannten Hockergräbern der vorhistorischen Zeit stattgefunden, zumal die menschlichen und tierischen Leichen, wenn sie nicht fest eingewickelt sind, bei der Verbrennung eine Hockerstellung einnehmen.

Dass auch in klassischer Zeit das Brennen der Toten allgemein üblich war, lehrt ausdrücklich Lucian *(περὶ πένθους* 21), wenn er sagt, dass die Griechen ihre Toten zu brennen, die Perser zu beerdigen, die Ägypter einzubalsamieren pflegten. Man hat behauptet (Wachsmuth, Hellen. Altertümer II 427), dass diese Angabe falsch sein müsse, weil die aufgefundenen griechischen Gräber das Gegenteil lehrten, und weil auch nach Aussage der antiken Schriftsteller das Verbrennen und das Beerdigen bei den Griechen nebeneinander vorkämen.

Aber erstens ist nach dem Urteil von Fachleuten an den nur wenig gebrannten antiken Leichen jetzt mit blossem Auge gar nicht oder nur sehr schwer zu erkennen, ob sie dem Feuer ausgesetzt waren oder nicht. An altkretischen Knochen, die als unverbrannt galten, ist durch Untersuchung im physikalisch-chemischen Institut der Universität Rostok festgestellt worden, dass sie tatsächlich dem Feuer ausgesetzt gewesen sind. Unsere bisherigen Beobachtungen der antiken Gräber sind also ungenügend und können nicht als Beweis gegen Lucians Angabe benutzt werden. Knochen einer total verbrannten Leiche lassen sich leicht erkennen, bei scheinbar unverbrannten Leichen muss erst durch fachmännische Untersuchung der Knochen festgestellt werden, ob eine Brennung vorliegt oder nicht.

Zweitens lehren auch die antiken Schriftsteller durchaus nicht, dass das Verbrennen und das Beerdigen als zwei verschiedene Bestattungsarten nebeneinander bei den Griechen üblich und dass das Beerdigen das Gewöhnlichere war. Im Charikles (Becker-Göll III 132) sind zahlreiche Nachrichten aus dem Altertume zusammengestellt, aus denen sich das Brennen der Leichen als gewöhnliche Sitte ergibt. Ebenda S. 134f. finden sich aber andrerseits mehrere Stellen, aus denen man auf Beerdigen der unverbrannten Leichen glaubt schliessen zu müssen. Aber so weit ich sehe, beweisen diese Stellen nur, was ich durchaus nicht bezweifle, dass die Toten beerdigt wurden. Ob die Beerdigung aber nach einer Brennung oder ganz ohne Feuer geschah, darüber lehren sie nichts. Nur eine einzige Stelle ssheint meiner These, dass die Leichen gewöhnlich zuerst gebrannt und dann beerdigt wurden, zu widersprechen, nämlich Platon Phaidon 115. Sokrates sagt zu seinen Freunden, dass sie sich nach seinem Tode entfernen möchten, *ἵνα Κρίτων ῥᾷον φέρῃ καὶ μὴ ὁρῶν μου τὸ τῶμα ἢ καόμενον ἢ κατορυττόμενον ἀγανακτῇ ὑπὲρ ἐμοῦ ὡς δεινὰ πάσχοντος.*

Allgemein glaubt man aus den Worten *ἢ καόμενον ἢ κατορυττόμενον* auf zwei verschiedene Bestattungsarten schliessen zu dürfen, die Sokrates als möglich hingestellt habe. Aber nach dem Zusammenhange kann es meines Erachtens nicht zweifelhaft sein, dass *ἤ .. ἤ* hier sive-sive bedeutet und nicht, wie man meint, ant-ant. *Καίειν* und *κατορύττειν* werden von Sokrates als zwei verschiedene Teile seiner Bestattung genannt, bei denen sich Kriton, wenn er zugegen wäre, entsetzen könnte. Sokrates hat seinen Freunden durchaus nicht die Entscheidung darüber überlassen, ob er nach dem Tode verbrannt oder beerdigt werden solle, sondern hat vorher ausdrücklich bestimmt, dass das Gewöhnliche mit ihm geschehen solle, und das war das Brennen und darauf das Beerdigen.

Unverbrannt bestattet zu werden und in der Erde zu verfaulen, galt bei den Griechen vielmehr als Schimpf (z. B. bei Aias nach der kleinen Ilias und beim König Pausanias von Sparta) oder war nur in besonderen Fällen üblich, so bei kleinen Kindern und bei den Pythagoräern. Totale Verbrennung kam in Griechenland ebenfalls nur in gewissen Fällen vor, so namentlich beim Tod in der Fremde. Ausserdem war sie allgemein im Gebrauch bei manchen anderen Völkern, z. B. bei den Kareru, den Trojanern und den Römern.

Sind diese Darlegungen richtig, so hat die Bestattungssitte bei den Griechen überhaupt nicht gewechselt. Von der vorhistorischen und mykenischen Zeit bis zur Einführung des Christentums sind die Toten gewöhnlich zuerst gebrannt und dann beerdigt worden. Insbesondere besteht dann auch kein Unterschied zwischen den Totengebräuchen bei Homer und in der mykenischen Zeit. Homer ist meines Erachtens die Literatur zu der jüngeren mykenischen Epoche.

Die Wichtigkeit der Folgerungen, welche sich aus meiner These ergeben, legt allen Archäologen die Verpflichtung auf, in Zukunft bei der Ausgrabung von Gräbern nicht mehr nur nach dem Augenschein darüber zu entscheiden, ob eine Brennung des Toten vorliegt oder nicht, sondern möglichst oft durch Fachleute eine genaue Untersuchung der gefundenen Knochen vornehmen zu lassen."

Gehen wir nun zu den Vorträgen über, welche die eigentliche Vorgeschichte behandeln, so interessiert uns zunächst ein Bericht von Skouphos über paläontologische Ausgrabungen in Megalopolis und Larissa in Beziehung auf die Existenz des Menschen.

Die Behauptung Neumayers, dass der Mensch hier schon zu einer Zeit auftrat, als das griechische Festland noch mit Asien in unmittelbarem Zusammenhang stand, beruhte hauptsächlich auf dem Funde eines Feuersteinmessers am Strande des Hellespont, — allein die Fundgeschichte dieses Messers ist nicht sicher festgestellt. Skouphos fand weder in der Pikermistufe des Miocen noch in der Megalopolisstufe des obersten Pliocen irgend eine Spur des Menschen; erst in der Cerigostufe des Pleistocen konnte er Reste menschlicher Skelette zusammen mit den Knochen vom Equus, Cervus, Sus nachweisen.

Über die neolithische Zeit handelten zwei Vorträge von Tsountas und Sotiriades. Tsountas hatte gemeinsam mit Stais in Thessalien bei Dimini und Sesklo sehr wichtige Ausgrabungen veranstaltet, deren Ergebnisse im Nationalmuseum ausgestellt waren. Er hatte dort unter den mykenischen Kulturschichten in der Tiefe die Burgmauern aus der jüngeren Steinzeit blossgelegt. Diese Burg zeigte schon drei Abteilungen, eine Vorhalle, ein Megaron und einen Thalamos, also den ganzen Grundplan des späteren griechischen Palastes. Im Megaron standen ferner zwei Holzsäulen, ohne Basis, die Vorläufer der dorischen Säule. Von Werkzeugen wurden in dieser Schicht Äxte aus Stein und Geräte aus Horn gefunden. Die Steinwerkzeuge haben sämtlich Keilform, deren spitze Bahn in einem Loch des Schaftes aus Horn steckt; Steinhämmer waren sehr selten.

Von keramischen Resten wurden zwei verschiedene Gattungen gefunden. Scherben von monochromen grauen oder schwarzen Gefässen, mit rein geometrischen, eingeritzten Ornamenten, die mit einer weissen, selten mit einer braunen Masse inkrustiert und wahrscheinlich aus Thracien importiert sind; dann aber Scherben von schön bemalten Gefässen, welche

meist schwarz auf gelbem oder rotem, auch gelb auf schwarzem Grunde Spiralen, Zickzack- und Schachbrettmuster zeigen. Diese Art der Bemalung ist nun, wie Stern in einem anderen Vortrage nachwies, bis nach Südrussland, besonders nach Bessarabien hin zu verfolgen und gilt als einheimische Arbeit.

Ausserdem wurden formlose Idole und ein Gehänge aus Gold in dieser Schicht gefunden. Mit der Bronzezeit wird die Keramik wieder monochrom, die Kulturreste werden dürftiger und minderwerter, eine Veränderung, welche auf einen Wechsel in der Bevölkerung hinweist, der sich etwa um die Mitte des dritten Jahrtausends vollzogen hat, als die Minyer hier überall vorrückten und die Pelasger verdrängten. Später wanderten die Dorier ein und überlagerten wiederum die Minyer.

Ähnliche Gräber wie diese in Thessalien sind in Böotien nachgewiesen worden, über welche Sotiriades sprach. Im nördlichen Teile von Böotien sind längs des Kephissos und gegenüber von Chäronea viele prähistorische Ansiedelungen entdeckt worden. Eine derselben stellt wahrscheinlich einen sehr alten Opferplatz dar. Sie besteht aus einer grossen Anhäufung von Asche, Kohle, Scherben, Tierknochen, Idolen aus Stein und Ton, Obsidianmessern und Äxten aus anderem Gestein. In der Keramik lassen sich drei Epochen unterscheiden, deren letzte Scherben mit einem glänzend ziegelroten Firnis zeigt, wie sie nirgends anders bisher beobachtet sind; nur bei Orchomenos will Furtwängler einige Spuren ähnlicher Tonwaren gefunden haben. Dann bricht hier plötzlich jede Entwickelung ab, setzt sich aber in dem nahegelegenen Elateia fort, wo dieselbe Keramik, wie in den Schachtgräbern von Mykene auftritt.

Unter den Idolen fällt besonders eine bemalte weibliche Figur mit stark entwickelten Brüsten auf; unter den Gefässen sind viele Krüge mit kurzem stehenden Halse, ferner mit Warzen besetzte Tassen und dunkelrote bemalte Gefässe vertreten, welche den Übergang zu den bichromen Vasen bilden. Eine Gussform weist auf die Nähe der Bronzezeit hin.

Um missverständlichen Auffassungen vorzubeugen, will ich hier gleich hinzufügen, dass der geometrische Stil der Ornamente bereits in der neolithischen Periode allgemein verbreitet ist, dann aber durch die Mykenekultur nur zurückgedrängt wird, um in der sogenannten Dipylonkultur wieder stark in den Vordergrund zu treten. Diese letzte Periode wird nun mit der Wanderung der Dorier, während die geometrische Ornamentik der ersten neolithischen Periode hier mit den Thrakern, dagegen die bemalte Keramik derselben Periode mit den Pelasgern in Verbindung gebracht wird. Hr. Hubert Schmidt hat nun bekanntlich die Entwickelung der bemalten aus der geometrischen inkrustierten Keramik nachzuweisen gesucht und beide thrakischen Stämmen zugeschrieben, eine Anschauung, welche auch mir, nach meinen Eindrücken an Ort und Stelle, viel wahrscheinlicher erscheint, als die Annahme einer Herkunft von verschiedenen Stämmen.

In die Kupferzeit gehörte ein Vortrag, den ich über die Doppeläxte der Kupferzeit im westlichen Europa hielt, in welchem ich nachzuweisen suchte, dass bereits im Beginn der Metallzeit ein direkter

Import des Kupfers von Cypern nach dem südlichen Frankreich und von dort weiter nördlich nach dem westlichen Deutschland stattgefunden hat. Da der offizielle Bericht über die Verhandlungen des Kongresses nur ein kurzes Resumé jedes Vortrages bringen soll, so verweise ich wegen der Begründung dieser Ansicht auf unsere Zeitschrift für Ethnologie, in welcher der Vortrag ausführlich erschienen ist.[1])

Den wichtigsten Teil der Verhandlungen bildeten, was die Prähistorie betrifft, die Vorträge über Kreta. Durch die Ausgrabungen der Engländer in Knossus und Palaekastro, der Italiener in Phaestus und Hagia Triada, der Amerikaner in Gurnia sind unsere Kenntnisse von der sogenannten mykenischen Kultur vollständig umgestaltet, ist uns eine ganz neue Welt erschlossen worden. Was man früher als mykenische Periode bezeichnete, welche ohne Zusammenhang mit der vorhergehenden wie ein archäologisches Rätsel erschienen war, stellt sich jetzt nur als der kleinste und jüngste Abschnitt einer grossen langdauernden hochentwickelten Kultur heraus, welche in Kreta selbständig sich entwickelt hat unter dem Einfluss Ägyptens und der Cykladen. Die meisten Funde aus diesen Ausgrabungen sind in dem Museum von Herakleion, der Hauptstadt Kretas, versammelt und bieten ein reiches Bild dar von jener hohen Kultur. Wie in Knossus und Phaestus besonders die grossen Königspaläste unsere Bewunderung erregen, in welchen Dörpfeld zwei verschiedene Bauperioden nachweisen konnte, so in Palaekastro und Gurnia die Strassen und Wohnhäuser der Städte, besonders die sanitären Einrichtungen, wie schön gepflasterte Strassen, gute bequeme Treppenstufen und Wasserleitung im Innern der Häuser. Besonders interessant sind die Szenen aus den religiösen Übungen, welche sich an den „Schlangenkult“ und den Kult der „Doppeläxte“ knüpfen und meistens auf den Tonsarkophagen, den Larnaken, polychrom mit allem Detail dargestellt sind, wie Prozessionen von Frauen, Opfer von Stieren, deren Blut in einem Gefäss aufgefangen wird. Dabei fiel mir auf, dass überall, wo die Doppelaxt dargestellt war, das Hakenkreuz fehlte und umgekehrt. Die Figuren der Menschen erinnern sehr an ägyptische Beziehungen, die ja auch durch die Funde selbst in Kreta und Ägypten sicher erwiesen sind.

Einen sehr wichtigen, zusammenfassenden Vortrag über die allmähliche Entwickelung dieser Kultur hielt Arthur Evans. Er nennt sie die Minoische.

Evans unterscheidet drei Epochen in der prähistorischen Entwickelung Kretas zwischen der neolithischen Epoche und der griechischen Kolonisation zur Zeit des geometrischen Stils, in jeder derselben wieder drei Abschnitte. Die erste oder primitive Minoische Epoche (Early Minoan) beginnt unmittelbar über der neolithischen Schicht mit Vasen, welche auf schwarzem oder weissem Grunde weisse oder braune geometrische Ornamente zeigen, wie sie Fl. Petrie in Abydos aus der Zeit der I. Dynastie beschreibt, ferner mit ägyptischen Gefässen aus Syenit und Diorit. Weiterhin treten trianguläre Dolche aus Kupfer, Idole und Siegel aus

1) Dieses Heft S. 519.

Marmor und Elfenbein auf, zuletzt zeigen sich Anfänge der Polychromie, ferner eingestochene und eingeschnittene Ornamente, welche auf den Einfluss der Inselkultur hinweisen, ebenso wie die Typen der Marmoridole.

Die zweite oder mittlere Minoische Epoche (Middle Minoan) zeigt schon allgemein die polychrome Verzierung der Gefässe (orange, rot und weiss auf schwarzem Grund) mit winkligen oder spiraligen Ornamenten; weibliche bemalte Idole und dreieckige Siegel mit hieroglyphischer Schrift; weiterhin die schönen Kamaresvasen in feiner Mattmalerei mit weiss und rot, welche nach den Funden in Kahun der Zeit der XII. Dynastie angehören. Diese Kamaresvasen, welche bekanntlich nach einem Fundort am Ida benannt sind, zeichnen sich dadurch aus, dass die Fläche zuerst mit einer schwarzen, glänzenden Politur bedeckt und darauf mit mattweissen Zeichnungen (selten rot oder gelb) fein und zart bemalt ist; öfter zeigen sie auch eine plastische Dekoration. Sie sind meist dünnwandig und haben die Form von Henkeltassen, Schalen oder Bechern.

In diese Periode fällt der Untergang der ersten Paläste in Knossus und Phaestus. Dann verfällt die Polychromie immer mehr. Die schönen orange-, hochrot- und karminfarbigen Gefässe verschwinden, dagegen treten schöne weisse Zeichnungen auf lilafarbigem Grunde auf und sehr naturalistische Darstellungen, wie die wunderbaren Gruppen der säugenden Ziegen u. a. Die Siegel werden in hartem Stein gearbeitet und es entwickelt sich eine lineare Schrift. Ein hierhergehöriges ägyptisches Monument im Palast von Knossus gehört der XIII. Dynastie an.

Die dritte Minoische Epoche (Late Minoan) beginnt mit schön gefirnisten Gefässen von eigentlich mykenischem Charakter, mit sehr naturalistischen Darstellungen von Lilien, Anemonen, Szenen von Erntefesten, von Kriegen, Kämpfen, ferner mit Steatitvasen, Bügelkannen, Bronzeschwertern. Der zweite Palast von Knossus ist jetzt vollendet und wird etwa 1500 v. Chr. wieder zerstört. In diese Periode gehören die Schachtgräber auf der Akropolis von Mykene. Die Vasenmalerei verfällt immer mehr, die Bügelkannen werden immer allgemeiner, die mykenische Kultur ist nun am weitesten verbreitet, d. i. die Zeit der XVIII. bis XXI. Dynastie.

In der nun folgenden geometrischen oder Dipylonepoche tritt schon das Eisen, der Leichenbrand und die Fibel auf; jedoch zeigen die Gräber noch die Form der kleinen Tholoi, eine Reminiszenz der in der Bronzezeit allgemein üblichen Bestattungsweise.

Von den anderen Vorträgen über die kretische Kultur, wie wir sie eigentlich nennen müssen, will ich nur noch die zwei folgenden kurz anführen, da der Bericht schon eine zu grosse Ausdehnung genommen hat.

Dörpfeld sprach über kretische, mykenische und homerische Paläste.

In Knossus finden wir eine ältere Palastanlage zerstört und einen jüngeren Bau darüber, der wie in Tiryns ein Megaron besitzt; in Phaestus ist bisher nur die jüngere Anlage des Palastes mit Megaron aufgedeckt, wahrscheinlich ruht darunter noch ein älterer Bau. In Tiryns besteht nur die jüngere Palastanlage. Die älteren Bauten stammen wahrscheinlich

von den Karern her, welche mit den Lelegern und Lykiern von Kleinasien bis Kreta hin wohnten. Diese wurden von den Achäern vertrieben, welche die älteren Paläste zerstörten und neue bauten. Homer schildert nur die jüngere Mykenezeit.

Zum Schluss sei noch der Inhalt zweier Vorträge von Montelius mitgeteilt, welche einander ergänzen und daher zusammengefasst werden können, über die Mykenische Zeit und über die Etrusker.

Die mykenische Kultur entstand in Kreta unter Einfluss von Asien und Ägypten; sie wurde von dort durch eingewanderte Mykenäer auf das griechische Festland verpflanzt und diese zuletzt durch die Wanderung der Dorier aus Griechenland vertrieben. Schon während der Herrschaft der Mykenekultur war die Hauptmasse der Bevölkerung in Griechenland — Hellenen oder Pelasger — von geringer, die eingewanderten Mykenäer dagegen von höherer Kultur, aber von geringerer Zahl; daher mussten diese sich gegen die grosse Masse durch Anlage der Paläste auf hohen Punkten und durch Mauern schützen, was sie in der Heimat, in Kreta, nicht nötig hatten. Die Blütezeit der Mykenekultur in Griechenland fällt in das 15. Jahrhundert, die Bügelkannen gehören schon einem jüngeren Abschnitt an, dem 14. Jahrhundert. Das Ende fällt ungefähr in das 12. Jahrhundert, da der geometrische Stil in Italien schon im 10. Jahrhundert beginnt und in Griechenland früher eingeführt sein muss.

Als die Träger der mykenischen Kultur nun aus Griechenland verjagt wurden, wanderten sie zum kleinen Teile nach den Inseln des ägäischen Meeres, zum grösseren Teil nach Etrurien ein und das sind die Tyrrhener oder Etrusker. Eine Inschrift aus Lemnos zeigt daher ganz ähnliche Zeichen wie die etruskische Schrift, — es sind eben verwandte Stämme.

Die Ansicht Herodots und anderer alter Schriftsteller, dass die Etrusker auf dem Seewege und nicht von Norden her in das Land gekommen seien, ist ganz richtig und wird durch die Archäologie bestätigt, wie dies Montelius schon früher zusammengestellt hat.[1]) In der Bronzezeit ist die Kultur in Nord- und Mittelitalien nämlich gleich, mit dem Auftreten des Eisens zeigt sich dagegen eine verschiedene Entwickelung in beiden Landschaften in der Weise, dass in Norditalien eine kontinuierliche Fortentwickelung der Kultur besteht, während in Mittelitalien, in Etrurien eine grosse Verschiedenheit zu beobachten ist. Am Ende der Bronzezeit herrscht der Leichenbrand und die Brunnengräber a pozzo allgemein; in Norditalien bleiben dieselben auch in der Eisenzeit, während in Etrurien Bestattungsgräber a fosse und camere auftreten, welche ganz den mykenischen Gräbern gleichen, wenn auch einige a pozzo nebenbei noch vorkommen. Dasselbe ist der Fall mit den Typen der dort auftretenden Keramik, entscheidend sind die Gräber aus der Periode der Regulini Galassi aus dem 9. Jahrhundert, in welcher allein die Skyphoi des alten Stils auftreten, — kurz die ganze etruskische Kultur ist nach Montelius nur die Fortsetzung der letzten Epoche der Mykenekultur in Italien.

1) Journal of Anthropol. Institute 1897. S. 254ff.

Die Etrusker waren wiederum wie einst in Griechenland eine herrschende Minorität von hoher Kultur und suchten sich daher auch in Italien durch Ansiedelungen auf hohen Punkten und durch feste Mauern zu schützen, während die angesessene alte Bevölkerung in der Ebene sitzen blieb. So in Florenz, wo die Etrusker sich in Fiesole festsetzten, so in Orvieto und den anderen Städten Etruriens. Die Etrusker hatten ferner eine eigene Zeitrechnung, welche mit dem 11. Jahrhundert beginnt und das entspricht dem Erlöschen der Mykenekultur in Griechenland.

Schliesslich sind die Etrusker in der ganzen italischen Bevölkerung aufgegangen, ihre Nachkommen sind die hochbegabten Künstler der späteren Zeit des Cinque-cento bis auf den heutigen Tag.

Man wird dieser geistreichen Hypothese, welche Montelius schon früher in etwas anderer Kombination veröffentlicht hat (l. c.), die Kühnheit nicht absprechen können; ihre Prüfung wird aber erst möglich sein, wenn man die etruskische und die kretische Schrift entziffert haben wird.

An den Kongress schlossen sich zwei Exkursionen an, welche in den herrlichen griechischen Frühlingstagen unter Dörpfelds trefflicher Leitung einen geradezu idealen Verlauf nahmen. Wollte man die Schönheiten der griechischen Landschaft geniessen oder die Denkmäler der alten Kultur unter Führung der besten Kenner aufsuchen oder verlangte man eine fachmännische Diskussion an Ort und Stelle über das eben Gesehene und Gehörte — alle diese Wünsche fanden ihre Erfüllung, alle diese Erwartungen wurden weit übertroffen. Die erste Reise ging nach Tiryns, Argos, Epidauros, Mykenai, Korinth, Olympia, Leukas, Delphi und Ägina, die zweite nach Delos, Milos, Thera, Kreta, Kos, Didyma, Samos, Ephesos, Pergamon, Lesbos, Troja und Sunion. Da ich die meisten Stätten der ersten schon kannte, so habe ich nur an der zweiten Reise teilgenommen. Von dieser interessiert uns hier am meisten die Insel Milos, da dort der Obsidian ansteht und von dort aus in der neolithischen Zeit über ganz Griechenland hin exportiert worden ist. In Phylacopi existiert noch eine Station der Inselkultur, von welcher ich eine Anzahl bemalter Gefässscherben, Messer, Nuclei und Knollen aus Obsidian für unser Museum mitgebracht habe und Ihnen hier vorlegen kann.

Zum Schluss sei es mir gestattet, auch an dieser Stelle dem griechischen Volke für die liebenswürdige Gastfreundschaft, dem leitenden Komitee des Kongresses für die reiche Belehrung und besonders Hrn. Dörpfeld für die sichere und umsichtige Führung auf der Exkursion meinen wärmsten Dank auszusprechen.

(11) Hr. Hans Virchow:

Weitere Mitteilungen über Füsse von Chinesinnen.[1])

Hierzu Tafel V—VIII.

Diejenigen Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft, welche vor kurzem der Besichtigung einer Chinesentruppe beiwohnten[2]), wurden zwar,

1) Vgl. 35. Jahrg. dieser Zeitschrift S. 266.

2) Am 17. April im Foyer des Zirkus Schumann.

wie vorauszusehen war, in ihrer Hoffnung getäuscht, bei dieser Gelegenheit den unbekleideten weiblichen Fuss zu Gesicht zu bekommen; trotzdem war aber doch dieser Besuch in doppelter Hinsicht lohnend. Einmal bot sich Gelegenheit, das Gehen auf solchen Füssen kennen zu lernen, welches weit sicherer war, als wenigstens ich es nach den Berichten von Reisenden erwartet hatte, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass es sich um Artisten handelte, welche ihre Bewegungen in ungewöhnlicher Weise beherrschten. Sodann aber erhielt man eine anschauliche Vorstellung von dem Eindruck, den dieser Fuss auf den Beschauer machen soll. Es wird tatsächlich, in Verbindung mit der Art der Bekleidung des Fusses und Unterschenkels, eine ganz eigenartige Wirkung hervorgerufen. Als „Fuss" erscheint nämlich nur das, was vom Schuh bekleidet ist, d. h. die vorderen und hinteren Teile des Fusses, während die emporgedrängten mittleren Teile dem Unterschenkel zugerechnet werden. So wie bei der Katze, wenn sie einen Buckel macht, die Vorderbeine und Hinterbeine zusammengestellt sind und der mittlere Teil des Rückens hochgerückt ist, so ist auch beim Chinesinnenfuss der vordere und hintere Teil genähert und die mittleren Teile sind hochgehoben. Ohne Zweifel beruht ein Teil des unbesiegbaren Widerstrebens der Chinesin, den Fuss zu enthüllen, darauf, dass die auf so kunstvolle Weise erzeugte Illusion zerstört werden würde.

Die vorstehenden Betrachtungen würden indessen keine Veranlassung geboten haben, auf das interessante Objekt zurückzukommen, wenn es nicht den Herren Wollenberg und Fränkel dank einer ganz ausserordentlichen Überredungskunst gelungen wäre, Röntgen-Aufnahmen von den Füssen der drei weiblichen Individuen zu machen, und wenn nicht eine Bildhauerin, Frl. Sophie Bernhard, welche früher in der Lage war, den Fuss einer chinesischen Dame über Natur abzuformen, mir eine Kopie davon sowie darauf bezügliche Bemerkungen zur Verfügung gestellt hätte. Ich will auch nicht unterlassen zu erwähnen, dass im Anschluss an meinen früheren Vortrag mir aus Wien durch Hrn. Dr. Troll ein Photo des Fusses einer Lebenden zugesandt wurde.

Dieses gesamte neue Material ist von so einheitlichem Charakter, dass es eine weitere Beschäftigung mit dem Problem lohnend erscheinen lässt. Ich hatte in meinem früheren Vortrage angesichts der stark von einander abweichenden Angaben der Literatur gesagt (l. c. S. 301), man müsse sich einstweilen darauf beschränken, von „Füssen von Chinesinnen" zu reden, und erst, wenn eine Reihe gut beobachteter Einzelfälle vorläge, würde man hoffen können, etwas Allgemeingültiges zu sagen; nunmehr aber erscheint mir letzteres doch schon eher möglich.

Die von den Herren Wollenberg und Fränkel aufgenommenen Röntgenbilder, welche von einer Frau von 32 Jahren, einer solchen von 24 Jahren und einem Mädchen von 10 Jahren stammen[1]), sind deswegen so wertvoll, weil sie den Fuss gewissermassen in den aufeinander fol-

1) Eine Beschreibung dieser Aufnahmen seitens des Hrn. Fränkel wird in dem 14. Bd. der von Hoffa geleiteten Zeitschr. f. orthopäd. Chirurgie erscheinen.

genden Phasen seiner Deformierung darstellen. Allerdings darf man dies nicht wörtlich nehmen, da man ja nicht wissen kann, ob der Fuss dieses Kindes genau die Form des Fusses der älteren Erwachsenen erlangen wird, ja man muss sogar sagen, dass der Fuss der jüngeren Erwachsenen hinter dem der älteren zurückbleibt. Ein wissenschaftlich ganz zuverlässiges Material würde man natürlich nur finden, wenn man von der gleichen Person vor Beginn der Schnürung und dann in den verschiedenen Phasen der Formung Aufnahmen hätte. Indessen eine gewisse Annäherung an dieses Ziel ist doch erreicht mit den vorliegenden Aufnahmen. Der Abguss des Frl. Bernhard ist deswegen besonders wertvoll, weil zugleich einige anamnestische Notizen über diesen Fall vorhanden sind.

Gipsabguss.

Um mit letzterem zu beginnen, so handelte es sich um eine 30jährige vornehme Frau, welche vom 6. Jahre an durch ihre eigene Mutter geschnürt worden war. Nach ihrer Angabe ist die Prozedur sehr schmerzhaft, besonders aber das Gehen auf den bandagierten Füssen. Die Kinder müssen nämlich schon einige Wochen, nachdem das Verfahren begonnen hat, wieder in den Binden gehen, weil sie sonst das Gehen ganz verlernen würden. Sie musste viel weinen; der Fuss war vielfach wund, musste häufig gewaschen werden und wurde reichlich mit Hirschtalg eingefettet.

Bei ganz vornehmen Personen, die später nicht zu gehen brauchen, beginnt nach den Angaben dieser Dame die Schnürung schon mit dem zweiten Lebensjahre; diejenigen dagegen, die späterhin gehen sollen, müssen zuvor (als Kinder) den vollen Gebrauch der Füsse erlangt haben.

Über den Anblick des Fusses selbst und seine Benutzung berichtet Frl. B. das folgende: Es fanden sich viele Warzen, gerötete und wunde Stellen. Fuss und Unterschenkel hatten eine braune mumienhafte Färbung, abweichend von der Farbe anderer bekleideter Körperteile sowohl wie des Gesichtes. Die grosse Zehe war „gebrochen“(?) gewesen, indem die Dame im Teppich hängen blieb und fiel. Der Gang war unsicher und wackelnd und so schmerzhaft, dass die Chinesin, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, sich auf allen Vieren bewegte. Ob Beweglichkeit im Sprunggelenk vorhanden war, kann leider nicht angegeben werden.

Der Gipsabguss nun (Taf. V) zeigt in der Hauptsache diejenigen Merkmale, welche man aus früheren Beschreibungen und Abbildungen schon kennt; in feineren Einzelheiten mögen wohl individuelle Varianten vorkommen.

Der Fuss im ganzen hat gegen den Unterschenkel die gleiche fehlerhafte Haltung, welche man sehr häufig bei europäischen Frauen trifft und welche durch das Vortreten des medialen Knöchels gekennzeichnet ist (Plattfussmerkmal).

Der vordere Teil des Fusses ist soweit ab- und rückwärts gebogen, dass er den Eindruck eines Spitzfusses macht. Hauptsächlich sind hiervon die Metatarsalien getroffen, während der dahinter gelegene Teil, aus den Keilbeinen und dem Kahnbein gebildet, in Form eines Buckels vorspringt.

Die grosse Zehe setzt mit ihrem ersten Gliede die Richtung des Mittelfusses fort; mit dem zweiten Gliede dagegen ist sie leicht aufwärts bezw. vorwärts gebogen. Die grosse Zehe im ganzen ist lateralwärts abgeknickt, wie bei europäischen Füssen infolge von Benutzung spitzer Schuhe, so dass die Gegend des Köpfchens des I. Mittelfussknochens als Wulst am medialen Fussrande hervortritt.

Die zweite bis fünfte Zehe sind unter die Sohle hinuntergebogen, gegen die fünfte hin in zunehmendem Masse. Die Folgen des Druckes äussern sich an ihnen in Zusammendrängung und Abplattung; jedoch erscheinen sie nicht wesentlich verkümmert bezw. verkürzt; die Nägel sind erhalten.

Der hintere Teil des Fusses ragt fast gar nicht nach hinten, umso mehr aber nach unten vor, so dass er den Eindruck eines runden Stöckels macht und der Fuss in diesem Abschnitt als Hackenfuss (pes calcaneus) erscheint. Wie weit dieser Stöckel von Knochen ausgefüllt ist, bezw. wie weit das Fersenbein nach unten ragt, ist natürlich aus dem Gipsabguss nicht zu ersehen. Was man unmittelbar sehen kann, ist nur das an der Unterseite zusammengedrängte Weichteilpolster. Dieses Polster hat eine plantare Abflachung, wodurch der Eindruck eines Stöckels gesteigert wird. Dieser „Stöckel" setzt die Richtung des Unterschenkels nach unten hin fort.

Zwischen den vorderen und hinteren Teil des Fusses dringt von der Sohle her ein 3,5 *cm* tiefer querer Spalt ein, gegen den der vordere Teil eine leicht konkave, der hintere Teil eine leicht konvexe Fläche wendet. Wenn auch am Abguss der Spalt klafft, so ist doch leicht aus der kongruenten Gestalt beider Wände zu ersehen, dass, wenn der Fuss bandagiert ist, die Wände aneinander liegen. Dann ist die Haut in der Tiefe des Spaltes scharf geknickt wie ein gefaltetes Papierblatt.

Beim Wickeln wird der Anfang der Binde in diesen Spalt eingeklemmt und gewinnt dadurch Halt.

Stellt man diesen Abguss auf eine ebene Unterlage, so berührt nur das Endglied der grossen Zehe und der Hinterrand des Fersenpolsters die Unterlage. Dies muss sich noch stärker ausprägen, wenn die beiden Fussabschnitte durch die Binde aneinander gezogen sind. Eine Stützung ist daher nur vorstellbar, wenn entweder unter dem Fersenpolster eine Einlage angenommen wird, durch welche dieses höher zu stehen kommt, oder wenn durch den Widerstand des Bodens die grosse Zehe auch in ihrem ersten Gliede emporgedrückt wird, wobei dann die kleinen Zehen zwischen dem Mittelfuss und der Sohle eine Quetschung erleiden. Beides ist nicht nur an sich denkbar, sondern lässt sich auch belegen; die Einlage durch die Literatur (s. meinen früheren Vortrag), das Empordrücken der grossen Zehe durch das nachfolgende Röntgenbild der 32Jährigen.

Wie es sich im vorliegenden Falle verhalten hat, konnte nicht ermittelt werden, da leider der zugehörige Schuh nicht zur Stelle war. Frl. B. hatte zwar seinerzeit versucht, denselben zu erhalten, doch war dies verweigert worden, angeblich weil der Schuh zu unsauber sei. Dagegen war ein neuer Schuh besonders angefertigt worden, dieser jedoch

so ausserordentlich klein, dass die Unterbringung des Fusses in demselben gänzlich ausgeschlossen ist; dieses trügerische Schuhmodell hat also eine lediglich psychologische Bedeutung, indem es mit geradezu kindlicher Naivetät die Sehnsucht der Chinesin offenbart, in diesem Andenken noch kleinfüssiger zu erscheinen, als es ihr in Wirklichkeit trotz aller Qualen vergönnt war. Zu bemerken ist nur, dass die Sohlen der Schuhe, welche diese Dame trug, biegsam waren, so dass eine Emporbiegung der grossen Zehe, falls nur die Binde dies gestattete, stattfinden konnte.

Röntgenbilder.

Über die Herstellung der Figuren auf den Tafeln V—VIII ist folgendes zu bemerken:

Zunächst kam es darauf an, möglichst genau durchgeführte und zuverlässige Zeichnungen zu gewinnen, welche die Umrisse der einzelnen Knochen sowie möglichst viel von den sonstigen Reliefverhältnissen enthielten. Hierfür wurden Kopien auf Salzpapier verwendet, die jedoch nur einen Teil der in Betracht kommenden Verhältnisse mit so grosser Deutlichkeit zeigten, dass dieselben unmittelbar wiedergegeben werden konnten. Um zu einem vollständigeren Ergebnis zu kommen, war daher eine eingehende Betrachtung und Überlegung nötig. Hierzu genügte es nicht, die Negative, Glasdiapositive und Kopien auf Celloidinpapier zu verwenden, sondern es wurden auch noch die normalen Fussknochen sowie die Knochen des früher von mir beschriebenen Chinesinnenfusses herangezogen.

Hierdurch gelang es, einige Punkte, welche an den Röntgenbildern nur halb verständlich waren, aufzuklären; an einigen Stellen, wo die Umrisse gar nicht deutlich waren, musste sogar ein gewisses subjektives Ermessen eintreten; noch andere Partien endlich blieben wegen zu ungünstiger Überdeckung mehrerer Knochen ganz unklar.

Nachdem auf diese Weise die Zeichnungen gewonnen waren, gelangten Platinkopien zur Verwendung, welche so blass gehalten waren, dass sie erst durch Retouche die für Drucke angemessene Dunkelheit erlangen sollten. Auf diese Platinkopien wurden nunmehr die Zeichnungen übertragen und dann die Töne in solcher Stärke aufgelegt, dass nach Möglichkeit der Charakter des Röntgenbildes und die Deutlichkeit der Formen in Übereinstimmung gebracht wurden.

Es ist also hier in voller Absicht ein subjektives Moment mit ins Spiel gezogen worden in der klaren Erkenntnis, dass ohne ein solches die Bilder nicht den nötigen Grad von Verständlichkeit gehabt haben würden, und ich muss demgemäss mein Verfahren rechtfertigen.

Der Streit darüber, ob man an wissenschaftlichen Illustrationen, die auf mechanischem Wege gewonnen sind, Änderungen vornehmen dürfe, ist ebenso alt wie die Verwendung solcher Illustrationen selbst, und nicht für alle Fälle in gleicher Weise zu entscheiden. Am besten wäre es natürlich, beides nebeneinander, das unretouchierte Bild und die subjektive Erklärung, zu geben, aber wo sich dies aus ökonomischen oder sonstigen Gründen nicht ausführen lässt, muss man sich für das eine oder

für das andere entschliessen. Es gibt nun Fälle, in denen es in erster Linie darauf ankommt, dass jedem Beschauer die Möglichkeit gelassen werde, das Bild kritisch zu beurteilen. Es gibt aber andere Fälle, wo, ähnlich wie bei einer schwer leserlichen Inschrift, eine wesentliche Verbesserung von einer sorgfältigen Durcharbeitung zu erwarten ist. Röntgenbilder bieten zu derartigen Erwägungen fast stets Anlass, besonders aber, wenn es sich, wie im vorliegenden Falle, um ungewöhnliche Verhältnisse und Formen handelt. Hier ist die Gefahr der Missdeutungen ungeheuer gross, wie die Röntgenliteratur in erschreckend zahlreichen Beispielen zeigt. Aber diese Literatur lehrt auch aufs Eindringlichste, dass die Missdeutungen der Hauptsache nach nicht aus einer sorgfältigen kritischen weitgehenden subjektiven Interpretation als vielmehr aus der oberflächlichen Auffassung hervorgehen, als brauche man nur aus dem Bilde selbst den objektiven Tatbestand abzulesen. Ich habe selbst in meinem früheren Vortrage darauf hinweisen müssen, wie verkehrt Röntgenbilder von Chinesinnenfüssen von anderer Seite gelesen worden waren. Das Studium von Röntgenbildern lehrt mit einer unerreichten Deutlichkeit die Tatsache, dass die einzige wirkliche wissenschaftliche Objektivität in einer durch Kritik und Sorgfalt aufs Höchste geläuterten Subjektivität besteht.

Ein Röntgenbild ist nun an sich, den Bedingungen seiner Entstehung nach, in jedem einzelnen Falle eminent subjektiv, indem die Richtung der Durchstrahlung, die Aufstellung des Objektes und andere Umstände einen bestimmenden Einfluss auf dasselbe ausüben, diese Umstände aber durch das subjektive Ermessen des Untersuchers bestimmt werden. Was z. B. den Fuss angeht, so muss die relative Grösse der Knochen und Knochenteile sich ganz verschieden darstellen, je nachdem die Durchstrahlung von der medialen oder lateralen Seite aus erfolgt ist. Von einem objektiven Röntgenbilde zu sprechen, ist daher sinnlos, und wer das nicht sieht oder sehen will, zeigt damit nur, dass er entweder die Bedingungen der Entstehung eines solchen Bildes nicht kennt oder die Zeit und Mühe nicht aufwenden will, um über dasselbe nachzudenken. Richtig lesen lässt sich also ein solches Bild nur dann, wenn zugleich die nötigen Daten über Abstand der Röhre, Richtung der Durchstrahlung usw. gegeben werden. Aber diese Arbeit der geistigen Rekonstruktion des Bildes würde die Mehrzahl der Leser einer Arbeit gar nicht leisten; es würde daher für sie das „objektive“ Bild nur Rohmaterial bleiben, welches sie nicht verdauen, oder sie würden in alle möglichen Missverständnisse verfallen. Daher ist es für die Mehrzahl der Leser besser, dass der Autor nicht nur durch sorgfältige Erwägung aller Umstände das Bild interpretiere, sondern auch die Interpretation in die Bilder selbst hineinlege.

Indem ich von diesem Rechte des Autors Gebrauch mache, will ich doch auf der andern Seite ausdrücklich das Recht des Lesers zur Kritik anerkennen, zu derjenigen Kritik, welche aus dem Misstrauen jedes Lesers gegen jeden Autor abzuleiten ist. Sollten daher einzelne Leser sich dadurch benachteiligt fühlen, dass ihnen nur die retouchierten Bilder vorgelegt werden, so kann ich meine Rechtfertigung — abgesehen von der

subjektiven Überzeugung, aufs Äusserste kritisch verfahren zu sein — nur aus der Auffassung entnehmen, dass die in geschilderter Weise hergestellten Bilder der Mehrzahl der Leser mehr nützen, als die unbearbeiteten Reproduktionen ihnen nützen würden.

Wenden wir uns nun den drei Röntgenbildern zu, so muss man sich der kritischen Reserven erinnern, die allen Röntgenbildern gegenüber am Platze sind. Jedermann weiss, dass diejenige Seite des Körpers, welche von der photographischen Platte abgewendet ist, in einem grösseren Massstabe kommt, wie die der Platte anliegende; jedermann weiss auch, dass die Knochen, und vor allem auch die Teile eines und desselben Knochens, in sehr verschiedener Weise zur Deckung gelangen müssen, je nachdem die Antikathode etwas weiter vorn oder hinten, höher oder tiefer dem Objekte gegenüber zu stehen kommt; dass also Unterschiede der Stellung, welche bei der Aufnahme meist ganz unbeachtet bleiben, das Bild in weitestgehender Weise beeinflussen. Wer daher an exaktes Arbeiten gewöhnt ist, muss immer Röntgenaufnahmen gegenüber, die er nicht selbst ganz genau überwacht hat, ein gewisses Unbehagen empfinden, und ich wenigstens muss gestehen, dass ich mich in dem Bestreben der Verwertung solcher stets gelähmt fühle. Ich habe ja auch bei meiner früheren Besprechung der Vollbrechtschen Arbeit darauf hinweisen müssen, wie ungeheuerliche Irrtümer dort durch eine kritiklose Benutzung von Röntgenbildern entstanden waren. Immerhin beruhigt mich im vorliegenden Falle die Sachkenntnis der beiden Herren, denen diese Aufnahmen geglückt sind, und ausserdem bieten die mitaufgenommenen Schuhe, insbesondere deren Sohlen bezw. Sohlennägel, objektive Anhaltspunkte, um die Orientierung als eine gute zu charakterisieren.

Etwas sehr Wichtiges fehlt allerdings diesen Aufnahmen, worauf ich auch schon früher hingewiesen habe (früherer Vortrag S. 307), nämlich die Parallelaufnahmen der gleichen Füsse, die hier unbelastet dargestellt sind, während der Belastung, d. h. im Stehen. Solche Parallelaufnahmen fehlen überhaupt meines Wissens bisher in der Literatur, und sie wären vor allem nötig, weil nur durch sie den Betrachtungen über die statischen Bedingungen eine feste Grundlage geliefert werden könnte.

a) Fuss des Kindes. — An dem Fuss des Kindes ist kaum etwas für unsere Betrachtungen Verwertbares zu bemerken. Der Fuss ist an der dorsalen Seite etwas gewölbt, doch dies ist so wenig, dass es nicht denjenigen Grad überschreitet, den wir auch an ungebundenen „hochgebauten“ Füssen gelegentlich treffen, so dass, wenn wir nicht wüssten, dass es sich um einen der Formung unterworfenen Fuss handelt, ein solcher Verdacht in uns nicht entstehen würde. So aber dürfen wir in dem genannten Merkmal ein erstes Anzeichen der stattfindenden Formung erblicken, und es tritt uns als speziell im Röntgenbilde sichtbares Merkmal das Abwärtsgleiten des Naviculare am Taluskopfe entgegen, also ein Merkmal, welches in den Komplex der Spitzfussmerkmale gehört. Wir müssen also, wofern ich das Bild richtig lese, hervorheben, dass mit der Deformitäten-Kombination, welche der Chinesinnenfuss darstellt, im vor-

liegenden Falle die eine Komponente, nämlich der Spitzfuss, zuerst angedeutet wird, zu einer Zeit, wo der Versuch einer Erzielung der anderen Komponenten noch nicht gemacht wird. Die Zehen, auch die grosse, befinden sich in „Krallenstellung", wie dies bei zu kurzen Schuhen eintreten muss, doch ist dies kein charakteristisches Merkmal für den Chinesinnenfuss, denn die kleinen Zehen sind späterhin untergeschlagen und die grosse ist späterhin gestreckt. Es handelt sich hier also nur um ein intercurrentes Merkmal.

Gänzlich fehlen zwei Merkmale des fertig deformierten Fusses: die Steilstellung des Calcaneus und die Hinabbiegung („Supinations-Stellung") der lateralen Fussteile. Das Cuboides erscheint im Bilde noch in ausgiebiger Deckung mit dem Naviculare und mit den Keilbeinen und die Mittelfussknochen in Deckung untereinander. Die Dicke des Sohlenpolsters beträgt am Fersenbeinhöcker 15 *mm* und unter den Sesambeinen der Articulatio metatarso-phalangea I 6,5 *mm*, wobei zu bemerken ist, dass der Fuss nicht belastet war.

Die (hintere) Epiphyse des Calcaneus ist noch selbständig. Ich habe in meinem früheren Vortrag bemerkt (l. c. S. 287), dass in jenem Falle vielleicht „die starke Alteration an der Rückseite des Calcaneus durch die an diesem Knochen verhältnismässig spät auftretende Epiphyse begünstigt wird."

b) Fuss der 24jährigen Frau. — Dieser Fuss erscheint, wenn man ihn zunächst in seiner Gesamtform betrachtet, kurz und hoch. Er ist also auf dem Wege zu dem beabsichtigten Ziel, aber er hat dieses Ziel nicht erreicht. Wenn es jedoch gestattet ist, diese Form als ein typisches Durchgangsstadium anzusehen, so ist jedenfalls dieses hochinteressant.

Die Gegend des Mittelfusses ist steiler gestellt wie bei dem Kinde, und hierfür müssen die Gründe aufgesucht werden. Wenn auch der Talus an dem vorliegenden Röntgenbilde sich leider nicht ganz sicher umgrenzen lässt, so lässt sich doch so viel sagen, dass sicher keine Dorsalflexion an demselben vorhanden ist, wie auch durch die Stellung des Fersenbeines bewiesen wird, welches wie ein Zeiger die Stellung des Talus angeben muss. Von einer Hackenfussstellung kann also nicht die Rede sein. Ja es scheint sogar der Talus eher etwas plantarwärts flektiert, also im Sinne der Zehenstellung gedreht zu sein. Von einer Beteiligung des Talus an der Spitzfussstellung aber könnte man nur sprechen, wenn man wüsste, dass die Stellung desselben im Sprunggelenk fixiert ist, denn so lange der Talus frei beweglich bleibt, kann ja die Stellung, die er im x-Bilde hat, jederzeit aufgegeben werden. Bei dem Fehlen anamnestischer Angaben in unserem Falle lässt sich in dieser Hinsicht nichts bestimmtes sagen, doch ist es nicht wahrscheinlich, dass in dieser Phase, d. h. in diesem Lebensalter die Beweglichkeit aufgehoben ist. Wir dürfen also, soweit der Talus in Betracht kommt, von einer Spitzfussstellung nicht sprechen.

Ein Abwärtsgleiten des Naviculare am Talus, wie es bei dem Kinde als mutmasslicher Anfang einer Spitzfussgestaltung gefunden wurde (s. oben),

fehlt hier gänzlich. Dagegen ist eine Abbiegung der Keilbeine, (am ersten Keilbein erkennbar) gegen das Naviculare sichtbar. Das I. Metatarsale ist gegen das I. Cuneiforme nicht abgebogen, wie auch eine Abknickung der Metatarsaliem gegen die Tarsalknochen selbst in den höchsten Graden des Chinesinnenfusses, wie ich früher betont habe, nicht vorkommt.

Was aber in ausserordentlicher Weise sich bemerkbar macht, das ist die Hinabbiegung der kleinen Zehen und ihrer Mittelfussknochen nach der Sohlenseite und die gleiche Verschiebung am Cuboides, welches jetzt nicht mehr im Röntgenbilde in Deckung ist mit dem Kahnbein und mit den Keilbeinen, sondern völlig frei liegt. Wir haben hierin die adduktorische (supinatorische) Verschiebung zu sehen, welche im lateralen vorderen Abschnitt des Fusses Platz greift.

Ich darf hier an meine frühere Darstellung erinnern. Es heisst dort (l. c. S. 298): „hier führte das Cuboides einen grösseren Betrag von Verschiebung aus, weil es zugleich unter das Naviculare trat. Dies ist also nicht einfach die typische Adduktionsbewegung, bei welcher beide Knochen sich in gleicher Weise verschieben und bei welcher mit der Senkung des seitlichen Fussrandes zugleich der mediale gehoben wird. Die Bandagierung bewirkte vielmehr eine stärkere adduktorische Bewegung des Cuboides, während sie das Naviculare mehr in der Ausgangsstellung festhielt." Und weiter unten: „Ich habe die Veränderungen in der Umgebung des Chopartschen Gelenkes beschrieben, wie ich sie mir aus der Betrachtung der isolierten Knochen kombiniert habe; aber ich gebe bereitwillig zu, dass man eine Kontrolle verlangen kann aus dem zusammengefügten Skelett, ob diese Kombination auch richtig ist."

Was ich damals von den isolierten Knochen und aus der Lage der atrophischen Stellen an den Gelenkenden ablas, das hat seine wörtliche Bestätigung durch das vorliegende Röntgenbild gefunden und zwar in besonders anschaulicher, reiner Form, weil die übrigen Merkmale dieser Fussdeformität fast gänzlich fehlen: die Hinabbiegung des Vorderfusses (Spitzfussstellung) ist, wie soeben ausgeführt wurde, nur schwach angedeutet, und das Hinabbiegen des Hinterfusses (Hackenfussstellung) ist selbst nicht in Spuren vorhanden.

Bei der Betrachtung der Weichteile fällt das breite und dicke Fersenpolster auf, welches unter dem Tuber calcanei 25 *mm* misst. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass durch die Umschnürung und Verkürzung des Fusses die Weichteile nach der Sohle und hier auf eine kleinere Fläche zusammengedrängt sind, wodurch sie gezwungen waren, sich in der Dicke auszudehnen. Da die Schicht an der Rückseite des Fersenbeines dünner ist wie an dem Fusse des Kindes, nämlich 4 *mm* dick gegen 7 *mm* bei dem Kinde, so muss man annehmen, dass auch von hier eine Verschiebung in plantarer Richtung und damit eine Verdickung des plantaren Polsters stattgefunden hat.

Eine sichere Beurteilung der mechanischen Eigenschaften dieses Polsters würde erst möglich sein, wenn eine Parallelaufnahme des belasteten Fusses vorläge oder wenn man es an einem frischen Leichenfuss untersuchen könnte.

Die Dicke der Weichteile an der Unterseite der Sesambeine der Articulatio metatarso-phalangea I lässt sich nicht feststellen, da die nach der Sohle untergeschlagenen kleinen Zehen den Kontur verdecken.

An den Knochen der grossen Zehe ist nichts von der früher bemerkten Krallenstellung zu sehen; das erste Glied setzt die Richtung des Mittelfussknochens fort und das zweite ist leicht dorsalwärts emporgebogen. Doch ist zu betonen, dass es sich dabei um eine durch den Schuh erzwungene Lage handelt, welche wahrscheinlich ausserhalb des Schuhes sich ändern würde.

c) Fuss der 32jährigen Frau. — Die adduktorische (supinatorische) Verschiebung der lateralen Teile des Vorderfusses hat sich nicht mehr gesteigert. Sie hat jedenfalls schon in der vorausgehenden Phase ihr Maximum erreicht; eher möchte man glauben, dass sie an den vorliegenden Füssen etwas geringer ist. Dagegen ist nun die Hinabbiegung der vorderen Fussteile, die früher nur angedeutet war, sehr stark geworden und die Hinabbiegung der hinteren Fussteile, die früher ganz fehlte, ist energisch durchgeführt.

Die Hinabbiegung des Vorderfusses (Spitzfussgestaltung) macht sich unmittelbar an der Steilstellung sämtlicher Metatarsalien bemerkbar. Wenn wir sie aber richtig einschätzen wollen, so müssen wir die ganze Kette der Knochen bis nach dem Talus zurück verfolgen. Man nimmt dann den eigentümlichen für den Chinesinnenfuss so charakteristischen Buckel wahr, der durch die Cuneiformia, das Naviculare und den Talus gebildet, und dessen Mitte durch das Naviculare eingenommen wird. Dabei sind Veränderungen vor sich gegangen in der Verbindung des Naviculare mit den Keilbeinen einerseits und mit dem Sprungbein andererseits, also an der Vorderseite und Rückseite des Naviculare. Diese Veränderungen sind jedoch an beiden Seiten des genannten Knochens verschieden, in letzter Linie aus dem Grunde, weil sich an der vorderen Seite des Naviculare eine Amphiarthrose und an der hinteren Seite ein freies Gelenk findet. Der Spalt zwischen Naviculare nnd erstem Keilbein (die beiden anderen Keilbeine lassen sich nicht beurteilen, da sie verdeckt sind) klafft an der dorsalen Seite und beide Knochen sind hier atrophisch; am Talus dagegen ist das Naviculare plantarwärts verschoben und die dorsale Kante des Kopfes des Talus ist geschwunden. Ich brauche auf diese beiden Punkte nicht weiter einzugehen, da ich nur Wort für Wort wiederholen könnte, was ich in meinem früheren Vortrage auf den SS. 278, 284 und 288 über diese Veränderungen und ihre Ursachen gesagt habe. Was ich damals von den isolierten Knochen abgelesen habe, findet jetzt am Röntgenbilde seine Bestätigung, und ich würde das Röntgenbild nicht so sicher deuten können, wenn ich nicht schon vorher die Veränderungen an den Knochen erkannt hätte.

Die Hinabbieguug des Vorderfusses würde sich noch in viel stärkerer Weise äussern, wenn nicht der Talus in Dorsalflexion stände, ein Moment, auf welches ich sogleich weiter einzugehen habe. Der Talus muss natürlich, indem er in Dorsalflexion geht, alle weiter vorn gelegenen Knochen

mit emporheben, und erst wenn man dies berücksichtigt, erkennt man, wie ausserordentlich stark die Hinabbiegung des Vorderfusses in dieser Phase geworden ist.

Hiervon macht jedoch die grosse Zehe eine Ausnahme. Sie ist horizontal nach vorn gerichtet, und an ihr scheitert die Verkleinerungssucht des Chinesen; während im Interesse der Verkürzung der Basis das ganze tragende Gewicht des Fusses vom Fersenbeinhöcker bis an die Köpfchen der Metatarsalien sich so viel Zwang gefallen lassen muss, bewahrt dieser mechanisch verhältnismässig bedeutungslose Anhang seine Freiheit. Infolge der Steilstellung des Mittelfusses ist die grosse Zehe gegen ihr Metatarsale dorsalwärts abgeknickt, aber dies dürfte schwinden, sobald der Fuss vom Schuh und von der Binde befreit und der grossen Zehe Erlaubnis gegeben wird, die Richtung einzunehmen, welche ihr am bequemsten ist. Dann wird wohl mehr die Fussgestalt herauskommen, welche wir an unserem Gipsabguss (Tafel V) finden.

Die Beurteilung der hinteren Fussteile wird dadurch erschwert, dass diese schief durchstrahlt sind. Das äussert sich deutlich an der Stellung der Tibia gegen die Fibula und an der weitgehenden Überdeckung der beiden Sohlenpolster. Der Grund für diese schiefe Aufnahme liegt darin, dass beide Füsse gleichzeitig durchstrahlt wurden und die Röhre zu ihnen symmetrisch stand. Wenn nun beispielsweise das Tuber calcanei gegen die Norm verändert erscheint, so muss man doch darauf verzichten, den Grad und die Art dieser Veränderung bestimmt charakterisieren zu wollen. Leider kann auch die Gestalt des Talus und die Stellung dieses Knochens nicht mit voller Sicherheit gedeutet werden. Indessen, was wir für die Diagnose brauchen, ist genügend klar.

Unmittelbar deutlich ist, dass der Calcaneus mit seinem hinteren Ende plantarwärts geneigt ist, ohne dass eine Verkürzung des Knochens stattgefunden hat. Anders ausgedrückt ist also der Calcaneus im Sinne der Dorsalflexion stark gedreht, also in Hackenstellung gebracht.

Dass der Talus dieser Bewegung gefolgt sein muss, wäre schon an sich so gut wie selbstverständlich im Hinblick auf die starken Bänder, welche beide Knochen vereinigen. Es lässt sich auch am Bilde erkennen, ja man möchte sogar glauben, dass der Talus so stark dorsalwärts flektiert sei, dass schon von einer Luxation im Sprunggelenk zu sprechen ist. Zum mindesten ist die Stellung derartig, dass sie dem äussersten Grade der in der Norm möglichen Dorsalflexion entspricht.

An der Vorderseite des Calcaneus, d. h. an der Berührung mit dem Würfelbein findet man die Schiefstellung der Gelenkfläche, welche ich schon in meinem früheren Vortrage (l. c. S. 271 und 287) charakterisiert und auf Druckatrophie zurückgeführt habe. Was damals an den isolierten Knochen wahrgenommen und in seiner Bedeutung geschildert wurde, gewinnt jetzt im Gesamtbilde des Fusses eine anschauliche Form.

Die Weichteile an der Rückseite des Calcaneus sind noch stärker (bis auf 3 *mm*) zusammengedrückt wie in der vorhergehenden Phase; es ist zu berücksichtigen, dass in dieser dünnen Schicht auch die Achillessehne steckt.

Das Fersenpolster misst unter dem Tuber calcanei 20 *mm*, ist also anscheinend nicht so dick wie im vorigen Falle. In seiner gerundeten Form prägt sich aus, dass es bei der Aufnahme nicht belastet war.

Die Dicke der Weichteile unter dem Sesambein der Articulatio metatarso-phalangea I lässt sich nicht bestimmen wegen der Deckung durch die plantarwärts geschlagenen kleinen Zehen.

Der Schuh.

Angesichts der so kunstvoll, mit so viel Sorgfalt und Konsequenz durchgeführten Deformierung des Fusses ist anzunehmen, dass auch der Schuh genau überlegt ist, dass also auch der Schuh uns manches über die Tendenz dieser Verbildung erzählen kann. Nun treten uns aber, wie ich schon angeführt habe (l. c. S. 301), in der Literatur drei Schuhformen entgegen, welche sich allerdings in statischer Hinsicht auf zwei reduzieren, auf den Schuh mit hoher Unterstützung der Ferse durch Einlage oder Absatz und den ohne solche. Unsere drei Röntgenbilder zeigen die letztere Art, jedoch nicht ganz rein, indem bei den beiden Frauen die Sohle hinten etwas höher ist als vorn. Auch inbezug auf die Sohle gibt es Verschiedenheiten. Zuweilen ist die Sohle ganz dünn und nachgiebig, wie anscheinend bei der Dame, deren Fuss Fräulein Bernhard abgeformt hat; in manchen Fällen ist ein Teil der Sohle versteift (Vollbrecht); bei unsern drei Röntgenbildern ist die Sohle im ganzen dick und daher wohl als unnachgiebig zu betrachten, bei dem Kinde aus Filz, bei den beiden anderen Personen aus anderem Material. Sehen wir von den Verschiedenheiten der Sohle ab, so bleibt beachtenswert der erwähnte Unterschied hinsichtlich der Fersenunterstützung.

Es wäre nun an sich denkbar, dass von Anfang an verschiedene Formen des Fusses als Endziel der Bearbeitung ins Auge gefasst werden, denen auch verschiedene Schuhmodelle entsprechen; es wäre aber auch ebenso denkbar, dass die einzelnen Füsse ohne Absicht, ja gegen den Wunsch des Formenden verschieden ausfallen, und dass es dann notwendig wird, durch verschieden gestaltete Einlagen oder Absätze nachzuhelfen. Eine Entscheidung könnte für den, dem genügende anatomische Notizen zu Gebote stehen, nicht schwer sein, und ich will nicht versuchen, den Mangel solcher durch Vermutungen zu ersetzen. Wohl aber mag es berechtigt sein, die möglichen Gesichtspunkte hervorzuheben.

Bei der Formung des Fusses werden zwei Zwecke angestrebt, die sich nur innerhalb gewisser Grenzen gleichzeitig erreichen lassen. In erster Linie soll die Illusion eines möglichst kleinen Fusses erzielt werden, in zweiter aber soll doch auch der Fuss noch funktionsfähig bleiben. Als „Fuss“ aber erscheint hier nur das, wie ich schon weiter oben sagte, was innerhalb des Schuhes Platz findet. Die Illusion eines kurzen Fusses lässt sich nun vollkommener, vor allem aber viel leichter erreichen bei dem Schuh mit Einlage oder Absatz, d. h. in Zehenstellung, wovon ja auch unsere Frauenwelt, wenn auch in weit weniger konsequenter und interessanter Weise wie die Chinesin Gebrauch macht. Aus der Forcierung bzw. Fixierung der Zehenstellung geht die Spitzfussstellung hervor. Ein

solcher Fall ist in der Röntgenaufnahme von Perthes wiedergegeben, die ich schon früher kopiert habe (l. c. S. 308 und 309). Hier ist nicht nur das Fersenbein, sondern auch das Fersenpolster so hoch gestellt, dass beide oberhalb des Schuhes stehen müssen, also an der Erscheinung des „Fusses" in dem oben angegebenen Sinne gar keinen Anteil haben; die Hinabbiegung des Calcaneus und damit das Merkmal der Hackenfussstellung fehlt gänzlich, dagegen ist die Hinabbiegung des Vorderfusses aufs äusserste gesteigert und es beteiligt sich daran durch Plantarflexion auch der Talus. An diesem Fusse tritt also der Spitzfusscharakter in ganz hervorragendem Masse zutage. Es ist daher wahrscheinlich, dass dieser Fuss, wenn er auch sehr kurz erscheinen mag, doch in statischer Hinsicht sehr ungünstig gestaltet ist.

An dem Fusse unserer 32 Jährigen dagegen (Taf. VIII), bei welchem durch Hinabbiegen des Calcaneus die Hackenstellung im Hinterfusse erreicht ist, sind jedenfalls die statischen Bedingungen verbessert, denn der Calcaneus setzt direkt die Richtung des Unterschenkels fort, und wenn auch nicht behauptet werden soll, dass es der Calcaneus ausschliesslich ist, auf welchen sich hier der Körper stützt, so ist er es doch sicher in erster Linie.

In diesen beiden Fällen und überhaupt in allen Fällen hängt aber, wie ich immer wieder von neuem bemerken muss, die Sicherheit der Beurteilung von der Vorfrage ab, ob der Talus im Sprungbein unbeweglich oder ob er noch der dorsalen und plantaren Flexion fähig ist. Ob die Unbeweglichkeit auf Veränderungen im Gelenk beruht oder auf Verkürzung der Muskeln, ist dabei ganz gleich, es kommt nur darauf an zu wissen, ob sie überhaupt eingetreten ist oder nicht. Aber in dieser Hinsicht lauten, wie ich schon angeführt habe (l. c. S. 301) die literarischen Angaben verschieden. Wir müssen in diesem Punkte bestimmte Angaben für jeden einzelnen Fall verlangen, und wo solche Angaben fehlen, können wir uns nur bedingt über die statischen Verhältnisse aussprechen. Wäre z. B. in den beiden soeben verglichenen Fällen freie Beweglichkeit im Sprunggelenk vorhanden, so könnte der Perthessche Fuss in den Fuss unseres Röntgenbildes und der letztere in den Perthesschen Fuss übergeführt werden.

Vergleichung.

Es liegt nicht in meiner Absicht, alle in der Literatur erwähnten Chinesinnenfüsse unter einander zu vergleichen. Dies wäre auch nicht lohnend, da sie nicht alle so genau geschildert sind, dass von ihrer Besprechung eine Förderung des Problems zu erwarten wäre. Auch sind einige von ihnen skelettkrank und geben daher für das Verständnis der „normalen" Verhältnisse keinen Aufschluss. Ebenso wie man bei der Betrachtung anderer Fussdeformitäten, z. B. des Plattfusses, diejenigen Fälle ausscheiden muss, bei denen die Knochen oder Knorpel erkrankt waren, und die Erörterung nur auf die „reinen" Fälle basieren darf, so ist es auch bei unserm Objekte der Fall.

Ich beschränke mich darauf, die vorgelegten drei Röntgenbilder untereinander zu vergleichen und ausserdem den schon erwähnten Perthes-

schen Fuss und den Fuss, dessen Knochen in meinem früheren Vortrage beschrieben wurden, heranzuziehen.

Unsere drei Röntgenbilder erlangen ihren sicheren Wert durch die Annahme, dass alle drei Füsse dem gleichen Verfahren unterworfen sind, dass also der Fuss des Kindes und der der 24jährigen Frau Etappen darstellen auf dem Wege zu der Gestalt, welche der Fuss der 32jährigen Frau erlangt hat. Diese Annahme ist mangels hinreichender anamnestischer Notizen nicht sicher sondern nur wahrscheinlich; meine Betrachtung ruht also auf einem nicht ganz sicheren Boden. Will man aber diese Annahme zulassen, so eröffnen die drei Bilder einen unerwartet klaren Einblick in den Vorgang der Formung. Wenn im Vorausgehenden auf Grund der Analyse des fertigen Fusses, drei Bestandteile der Deformierung unterschieden wurden: die Überführung der lateralen vorderen Fussteile in Adduktions- (Supinations-) Stellung, die Hinabbiegung der vorderen Fussteile (Spitzfussstellung) und die Hinabbiegung der hinteren Fussteile (Hackenfussstellung), so tritt uns dies bei dem Vergleich der drei Bilder mit besonderer Deutlichkeit entgegen, indem sich diese drei Veränderungen auf die drei verschiedenen Füsse ungleich verteilen. In diesem Zusammenhange verdient eine Äusserung der 32jährigen Frau Erwähnung, dass nämlich der Fuss, wenn er nach 1—2 Jahren nicht die nötige Kleinheit erlangt hat, „gebrochen" werden müsse. Ohne Zweifel handelt es sich darum, eine gewaltsame Zusammenbiegung des Vorderfusses und Hinterfusses zu erzwingen und durch Binden aufrecht zu erhalten. Welche Veränderungen dabei vor sich gehen, ob Bänder, sei es des Sprunggelenkes, sei es des Chopartschen Gelenkes, zerrissen werden, lässt sich nicht entscheiden.

Es ergibt sich nun sofort ein besseres Verständnis für einige Varianten der Form, denn es ist durchaus zu erwarten, dass in manchen Fällen nicht alle drei Veränderungen gleich gut ausgeführt werden, oder dass vielleicht die eine oder andere überhaupt ganz ausfällt.

Greife ich nun auf das früher von mir beschriebene Fussskelett zurück und stelle dasselbe in Vergleich mit dem Röntgenbilde der 32Jährigen (Taf. VIII), so ergeben sich Ähnlichkeiten und Unterschiede, und zwar nicht in solcher Verteilung, dass durch die Unterschiede der Wert der Ähnlichkeiten aufgehoben würde, sondern vielmehr so, dass dadurch die Bedeutung der Befunde gesteigert wird.

Die Ähnlichkeiten, ja man darf sagen Übereinstimmungen, betreffen das Sprungbein, Kahnbein, Würfelbein, die Keilbeine, die Basen der Metatarsalien, die vordere und die obere Seite des Fersenbeines; die Unterschiede betreffen die Schäfte und Köpfe der Metatarsalien sowie den Körper und die Rückseite des Fersenbeines. Von den Zehen kann ich nicht sprechen, da sie an unserm Fussskelett nur teilweise vorhanden sind; übrigens kommt darauf nichts an.

Um die Unterschiede hervorzuheben, stelle ich das Bild des Calcaneus und das des 5. Metatarsale aus meinem früheren Vortrag neben die entsprechenden Knochen unseres Röntgenbildes. Ähnlichkeiten und Unterschiede springen sofort in die Augen.

a) Calcaneus. — Der Calcaneus ist allerdings nicht in allen Einzelheiten am Röntgenbilde erkennbar, aber doch soweit, als es an dieser Stelle für den Vergleich erforderlich ist. Man muss übrigens auch berücksichtigen, dass die Aufnahme mit Röntgenstrahlen das Objekt vergrössert wiedergibt und zwar in seinen einzelnen Teilen in verschiedenem Masse vergrössert, so dass man das Röntgenbild nicht als die geometrische Projektion des Gegenstandes ansehen darf. Es zeigt sich nun, dass im wesentlichen die obere, dem Sprungbein zugewendete, und ebenso die vordere, dem Würfelbein zugewendete, Fläche des Calcaneus an beiden Füssen gleich sind, dass dagegen das hintere, an unserm Röntgenbilde abwärts gewendete Ende des Knochens an dem von mir früher beschriebenen Fusse erheblich kleiner ist wie an dem des Röntgenbildes.

Fig. 1.

Fig. 2.

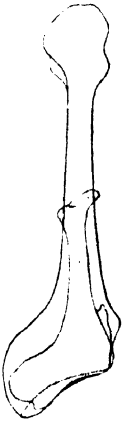


Fig. 1. Das Fersenbein von Taf. VIII sowie das aus meinem früheren Vortrag in einander gezeichnet. Das letztere ist getönt, das erstere nur im Umriss wiedergegeben. Dabei ist jedoch zu beachten, dass der im Röntgenbilde dargestellte Fuss schief durchstrahlt war, und dass durch das Röntgenbild die Knochen etwas vergrössert dargestellt werden, beide Knochen also nicht streng vergleichbar sind. Man sieht, dass beide Knochen an den oberen Seiten, mit denen sie die Sprungbeine tragen, weniger differieren, dass dagegen die Processus posteriores stark von einander abweichen.

Fig. 2. Der fünfte Mittelfussknochen von Taf. VIII sowie der aus meinem früheren Vortrage in einander gezeichnet. Der letztere ist getönt, der erstere nur im Umriss wiedergegeben. Beide Knochen sind an den Basen gleich breit, dagegen sind die Köpfe sehr verschieden gross und die Längen der Schäfte verhalten sich wie 1 : 2.

b) Metatarsale V. — Hier macht sich die Sache viel auffallender bemerkbar, weil die einfachere Gestalt des Knochens den Vergleich erleichtert, und weil der Unterschied bedeutender ist. Die Basis des Knochens ist in beiden Fällen gleich gross, insbesondere gleich breit; der Schaft dagegen ist bei dem von mir früher beschriebenen Fuss nur halb so lang und das Köpfchen ist bedeutend verkümmert.

Durch diese Gegenüberstellung fällt auf unser Problem ein unerwartet helles Licht; jeder der beiden Füsse wird durch den Gegensatz des andern schärfer charakterisiert. Insbesondere aber zeigt sich, ein wie vorzügliches Exemplar der chinesischen Fussformung wir in dem Fusse unsrer Sammlung vor uns haben.

Ich unterschied in meinem damaligen Vortrage sechs Arten der Formänderung und ich wende nun den damals durch die analytische Betrachtung der Knochen gewonnenen Schlüssel auf das Röntgenbild der 32Jährigen an.

1. Die „allgemeine trophische Mikroplasie“ dürfte auch hier vorhanden sein, besonders wenn man berücksichtigt, dass es sich um ein grosses Individuum handelte.

2. Die „partielle funktionelle Mikroplasie“, wenn sie auch nicht in gleicher Ausdehnung zu konstatieren ist, fehlt doch nicht gänzlich. Sie macht sich in der Schmalheit der Metatarsalien bemerkbar. Ich erinnere aber doch an meine frühere Äusserung (l. c. S. 301), dass im Röntgenbilde das gleiche Metatarsale, da es sich um seitliche Abplattung und nicht Dünne im ganzen handelt, in einer Ansicht dünn und in einer andern dick erscheinen kann.

3. Die „lokale Atrophie“ ist, wenn auch in weniger umfangreicher Weise, vorhanden. Gänzlich fehlen tut die „Druckatrophie“ an den distalen Enden der Metatarsalien und am hinteren Ende des Calcaneus. Dagegen besteht die Atrophie an den zusammenstossenden Flächen des Calcaneus und Cuboides.

4. Die „Verbiegung“ fehlt. Ebenso

5. die „Verquetschung“.

6. Die „Verödung von Abschnitten der Gelenkflächen“ lässt sich an zwei Stellen in gleicher Stärke nachweisen, wie in meinem früheren Falle, nämlich

a) an der oberen Kante der vorderen Fläche des Talus und

b) an den oberen Abschnitten der zueinander gehörigen Flächen des Naviculare und I. Cuneiforme.

Wenn man diese Bemerkungen zusammenstellt mit dem, was ich über den früheren Fuss mitgeteilt habe, so zeigt sich mit völliger Schärfe im Einzelnen die Überlegenheit des letzteren. Was ihn auszeichnet, das ist die Biegung der beiden lateralen Metatarsalien und die Verkrümmung der vorderen und hinteren Abschnitte. Diese Momente fehlen dem durch die Herren Wollenberg und Fränkel aufgenommenen Fuss. Es tritt durch diesen Gegensatz die Eigenart unseres Skelettfusses schärfer hervor. Wir lernen an ihm den letzten höchsten Triumph der chinesischen Fussformung kennen, und wenn ich hier die oben zitierte Äusserung der chinesischen Dame wiederholen darf, dass bei denjenigen Kindern, die späterhin nicht mehr zu gehen brauchen, die Behandlung schon mit dem zweiten Lebensjahre beginnt, so haben wir vielleicht in unserm Skelettfuss den eines derartig bevorzugten Individuums vor uns.

Der Fuss des besprochenen Röntgenbildes (Taf. VIII) bringt uns also nicht das Problem in seiner Vollständigkeit, nicht in seiner letzten Zuspitzung vor Augen, aber er stellt in vollendeter Ausführung diejenige Form dar, bei welcher die Gebrauchsfähigkeit erhalten ist. Deswegen ist er möglicherweise für den Orthopäden als Vergleichsobjekt mit anderen Fussdeformitäten interessanter als derjenige Fuss, der den höchsten Grad der Verkleinerung erreicht, dabei aber seine Gebrauchsfähigkeit verloren hat.

Das Wesen der Deformität.

Mir persönlich erscheint es wichtiger, den Fuss der Chinesin durch genaue Analyse in seinen einzelnen Bestandteilen charakterisiert zu haben, als ihn in eine bestimmte Kategorie von Deformitäten einzureihen, ihm einen Platz im System anzuweisen. Indessen die Schule verlangt ein Schlagwort, und dem flüchtigen Leser ist ein solches willkommener als die sorgfältigste Beschreibung. Ich will daher auch meinerseits nach einer Bezeichnung suchen.

Ich bezeichne den Chinesinnenfuss als Pes equino-varo-calcaneus, oder — wenn man lieber will — calcaneo-equino-varus oder calcaneo-varo-equinus, dem gewisse Bestandteile des Valgus beigemischt sein können. Vielleicht erscheint manchem diese Definition befremdend ja sogar sinnlos. Wir sind so sehr daran gewöhnt, den Hackenfuss und den Spitzfuss als sich ausschliessende Gegensätze anzusehen, dass die Vereinigung beider Diagnosen einer Aufhebung jeder von ihnen gleich zu kommen scheint. Deswegen würde vielleicht auch gerade der Praktiker, der beständig mit Fussdeformitäten zu tun hat, am wenigsten darauf verfallen; und ich will nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass in dem Lehrbuche der orthopädischen Chirurgie von Hoffa der Chinesinnenfuss dem Typus des Hackenfusses zugezählt ist. Ich möchte auch ausdrücklich dem Praktiker, der durch hundertfältige Erfahrung am Lebenden ein verfeinertes Verständnis für das Wesentliche der Deformitäten haben soll, die erste Stimme zuerkennen; aber es darf auch von ihm eine klare und begründete Äusserung darüber verlangt werden, mit welchem Rechte, in welchem Sinne und in welcher Begrenzung er den Chinesinnenfuss diesem oder jenem Typus zuzuschreiben geneigt ist.

Auch hier will ich den Weg betreten, der in anatomischen Dingen stets zuerst eingeschlagen werden muss: den Weg der Analyse. Ich werde demgemäss drei Arten der Betrachtung anstellen, die genetische, die funktionelle (statische) und die vergleichende.

1. die genetische Betrachtung. — Wenn man von gelegentlichen Ursachen, z. B. Traumen oder Defekten, absieht, so bleiben für Fussdeformitäten zwei wesentlich verschiedene Veranlassungen übrig: die relativ zu starke Belastung und das gestörte Muskelgleichgewicht, sei es dass die Störung durch Lähmung auf der einen oder Kontraktur auf der anderen Seite hervorgerufen ist. Das Moment der Belastung, welches beim erworbenen Plattfuss so dominierend hervortritt, welches aber auch in anderen Fällen eine weitgehende Bedeutung erlangen kann, z. B. beim

angeborenen Klumpfuss, sobald derselbe zum Gehen Verwendung findet, ist gewiss auch beim Chinesinnenfuss nicht a limine als ein zu berücksichtigender Faktor abzuweisen. In meiner früheren Beschreibung (l. c. S. 311 u. 313) war von Plattfussmerkmalen die Rede, welche sich an dem durch Haberer abgebildeten Fussskelett gefunden haben, und in der vorliegenden Schilderung des von Frl. Bernhard hergestellten Abgusses, von einem an Plattfuss erinnernden Vortreten des medialen Knöchels. Das wären also der Wahrscheinlichkeit nach Belastungsdeformitäten. Auch ist es an sich naheliegend, dass ein Fuss, der durch Verkümmerung der Muskulatur des natürlichen Schutzes gegen Belastungsdeformierung beraubt ist, solchen schädlichen Einflüssen besonders leicht erliegt. Aber im ganzen spielt doch dieses Moment, soweit die bis jetzt vorliegenden Analysen erkennen lassen, eine unbedeutende Rolle. Es bleiben also im wesentlichen als formende Momente nur die Bindung und Pressung des Fusses übrig, welche das ersetzen, was bei unbeabsichtigt entstehenden Deformitäten durch unternormalen oder übernormalen Muskelzug dargestellt wird.

Bei dieser Gegenüberstellung ergibt sich, dass zwischen beiden Arten der Deformität, der künstlichen oder dem Chinesinnenfuss, und der spontanen, ein auf der Hand liegender Unterschied besteht. Während nämlich bei der Fussdeformität, welche unter der Einwirkung einseitigen Muskelzuges entsteht, die Störung (wenigstens primär) auch nur einsinnig sein kann, also z. B. nicht gleichzeitig Hackenfuss oder Spitzfuss sich bilden muss, so steht gar nichts im Wege, dass bei der Deformierung durch Binden sowohl Spitzfussmerkmale wie Hackenfussmerkmale und dazu auch Klumpfussmerkmale angestrebt und auch erreicht werden, wie sich dies tatsächlich auf unsern Bildern zeigt.

2. Die funktionelle (statische) Betrachtung. — Für den Praktiker ist, soweit ich verstehe, derjenige Fuss Hackenfuss (Pes calcaneus), welcher in Dorsalflexion fixiert ist, und bei dem eine Stützung nur auf die Ferse stattfindet; und derjenige Fuss ist Spitzfuss (Pes equinus), welcher in Plantarflexion fixiert ist, und bei dem eine Stützung nur auf die Fussspitze bzw. die Köpfchen der Metatarsalien stattfindet. Ich will nicht behaupten, dass die Übertragung dieser Betrachtung auf den Chinesinnenfuss gänzlich ohne Wert und Berechtigung sei. Aber ich glaube doch, dass eine einseitige und konsequente Anwendung dieses Gesichtspunktes auf unser Problem mehr Verwirrung wie Aufklärung im Gefolge hat. Es ist hier mehreres zu sagen, zu berücksichtigen und zu bedenken; und darunter einiges, worüber wir noch nicht ganz klar sind. Vor allem muss im Auge behalten werden, dass ja die eigentliche Tendenz der Formung dahin geht, nicht nur die Illusion eines kleinen Fusses, sondern tatsächlich auch einen kleinen Fuss zu erzielen, und dass bei den höchsten Graden der Verkümmerung eine brauchbare Verwendung des Fusses überhaupt gar nicht mehr beabsichtigt sein kann. Damit verliert aber der statische Gesichtspunkt grossenteils überhaupt seine Bedeutung. Aber es scheint mir auch hinsichtlich derjenigen Füsse, welche noch eine genügende Gebrauchsfähigkeit haben, aus den vorliegenden Nachrichten gar nicht mit

Sicherheit gefolgert werden zu können, dass bei ihnen die Stützung ausschliesslich auf die Ferse und nicht teilweise auch auf die vorderen Fussteile stattfindet. Endlich aber ist zu betonen, dass selbst dann, wenn der Fuss sich (angeblich) ausschliesslich auf die Ferse stützt, doch die Hackenstellung völlig fehlen kann, wie in dem einen der Perthesschen Fälle, welchen ich in meinem früheren Vortrage kopiert habe (l. c. S. 308). So wertvoll es daher auch sein muss, dass die Orthopäden ihre Erfahrung der Ergründung dieses Problems zur Verfügung stellen, so ungeeignet wäre es doch, wenn sie ihre Schablone darauf übertragen wollten.

3. Die vergleichende Betrachtung. — Wenn der Chinesinnenfuss weiter oben als Pes equino-varo-calcaneus bezeichnet und damit gesagt wurde, dass in ihm Merkmale des Pes equinus, des Pes varus und des Pes calcaneus vereinigt sind oder vereinigt sein können, und wenn dies nun hier durch eine vergleichende Betrachtung erläutert werden soll, so heisst das, dass er neben „reine" Fälle des Pes equinus, des Pes varus und des Pes calcaneus gestellt und nachgeforscht werden muss, wie weit Merkmale dieser Typen in ihm wiederkehren. Das setzt voraus, dass man reine Fälle aller dieser Deformationen habe und darüber einig sei, wie solche aussehen.

Das ist nun dadurch erschwert, dass Fussdeformitäten, wenn sie auch primär einen einfachen Typus repräsentieren, doch durch sekundäre Einwirkungen verändert und kompliziert werden. So kann der Hackenfuss (Pes calcaneus), wie schon Henke andeutet (Anatomie und Mechanik der Gelenke S. 275), sekundär in einen Hohlfuss umgewandelt; der Pes equinus kann durch die Belastung in eine Varusstellung hineingedrückt werden; der angeborene Klumpfuss kann, wenn er zum Gehen benutzt wird, noch stärker in Adduktions(Supinations-)stellung gebracht werden, und wenn auch in letzterem Falle der sekundäre Einfluss in ähnlicher Richtung wirkt wie die primäre Ursache, so handelt es sich doch immerhin um eine sekundäre Veränderung. Wegen dieser erschwerenden Komplikationen lässt sich die vergleichende Betrachtung nur auf Grund der breiten Erfahrung des Spezialisten durchführen, welche mir als Anatomen nicht zur Verfügung steht. Es liegt mir auch mehr daran, den Gesichtspunkt als solchen in diesem Zusammenhange zur Geltung zu bringen. Ich will übrigens bemerken, dass mir ein guter Fall von Pes equinus und Pes varus, beide mit Hilfe des Gefrierskelettverfahrens zusammengesetzt, zur Verfügung stehen; einen reinen Pes calcaneus zu untersuchen hatte ich bisher keine Gelegenheit.

Schlussbemerkung. — Ich habe, als ich in meinem früheren Vortrage die Knochen des in unserer anatomischen Sammlung befindlichen Fusses schilderte, darauf verzichtet, diese Knochen zum Skelett vereinigt vorzuführen. Ich gab damals die Gründe ausführlich an (l. c. S. 296), welche mich zu diesem Verzicht bestimmten. Ich kann mich auch so ausdrücken: ich habe der Versuchung widerstanden, diese Zusammenfügung zu machen. Eine Versuchung konnte insofern vorliegen, als das Bild des

zusammengesetzten Fusses unmittelbarer auf den Leser Eindruck machen musste, als die eingehenden Schilderungen der einzelnen Knochen. Aber es hätte sich bei der Zusammensetzung ein gewisses Moment der Willkür nicht ausschliessen lassen, welches dem streng wissenschaftlichen Charakter der Darstellung nicht entsprochen hätte. Wenn ich aber auch die Zusammenfügung unterliess, so konnte ich auch ohne sie, aus der Betrachtung der isolierten Knochen und der Flächen, mittels deren sie aneinander stossen, die Eigentümlichkeiten des Objektes schildern, ja die Diagnose der einzelnen Formabweichungen liess sich vollständiger geben und ihre Bedeutung für die Gesamtdeformität bestimmter hervorheben gerade auf Grundlage der isolierten Knochen. Immerhin fehlte bei meiner früheren Darstellung die anschauliche Demonstration der Anteile, welche die festgestellten Einzelabweichungen an dem Gesamtbilde haben würden. Zur Ausfüllung dieser Lücke bot sich nun durch das liberale Entgegenkommen der Herren Wollenberg und Fränkel, welche mir die Benutzung der von ihnen hergestellten Röntgenbilder gestatteten, eine unerwartet günstige Gelegenheit. Ich würde mich jedoch nicht für berechtigt gehalten haben, von einer so liebenswürdigen Erlaubnis einen so weitgehenden Gebrauch zu machen, wenn nicht schon in meiner früheren Analyse das Problem ganz genau durchgearbeitet gewesen wäre. So aber konnten die Röntgenbilder die Probe abgeben auf die Richtigkeit jener Analyse. Diese Probe ist, wie ich glaube sagen zu dürfen, günstig ausgefallen. In den entscheidenden Punkten hat sich eine volle Kongruenz zwischen meinen Ausführungen und den Röntgenbildern ergeben.

Auf der anderen Seite sind starke Unterschiede zwischen jenen Knochen und den Röntgenbildern hervorgehoben. Aber diese beweisen nichts gegen die Richtigkeit meiner Erklärungen, sondern sie zeigen, dass wir es mit einem anderen Typus zu tun haben. Diese Unterschiede sind ebenso scharf charakterisiert wie die Kongruenzen. Übereinstimmungen auf der einen und Unterschiede auf der anderen Seite finden sich an bestimmten Stellen des Fussskeletts lokalisiert. So dürfen die Unterschiede jetzt nicht mehr dahin führen zu sagen: „Die einzelnen Füsse sind voneinander verschieden, also sind sie nicht vergleichbar, und es lohnt sich nicht, den Chinesinnenfuss genauer zu untersuchen.“ Sondern man muss sagen: „In den Füssen von Chinesinnen kommt eine ganze Anzahl von Formabweichungen vor; die einzelnen Abweichungen können jedoch je nach den Umständen in verschiedenem Grade ausgebildet sein und sich demnach an den einzelnen Füssen in verschiedener Weise kombinieren.“ Demgemäss ist das Problem trotz der Verschiedenheit der Formen doch einer exakten Behandlung zugängig. Nur darf die Exaktheit nicht durch Bevorzugung einer Form unter Vernachlässigung der übrigen gewonnen werden, sondern sie muss sich auf die präzise Schilderung der Einzelveränderungen stützen.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich auch, in welcher Weise weitere Untersuchungen anzustellen sein werden, und welche Bedeutung die einzelnen Untersuchungen haben können. Nur diejenigen von ihnen haben einen vollen Wert, welche eine genau durchgeführte Analyse aller Einzel-

heiten enthalten. Röntgenbilder allein sind zwar einerseits mit dem unersetzlichen Vorteil verbunden, dass sie die Lage der Knochen im lebenden Körper wiedergeben, aber ihre Bedeutung ist auf der anderen Seite dadurch beschränkt, dass sie nur eine annähernde Kenntnis der Einzelheiten ermöglichen.

Erklärung der Tafelfiguren.

Taf. V. Der von Fräulein Sophie Bernhard hergestellte Gipsabguss einer 30jährigen Frau im Massstabe von 1:1,56. Die Kopien wurden auf Platinpapier gemacht und nach den Abgüssen retouchiert.

Fig. 1. Von der lateralen Seite.
Fig. 2. Von der medialen Seite.
Fig. 3. Von der Sohlenseite.

Taf. VI. Röntgenbild von dem Fusse des 10jährigen Mädchens, retouchiert. Die Durchstrahlung geschah bei der Aufnahme dieses sowie der beiden folgenden Füsse von der medialen Seite; die photographische Platte lag also der lateralen Fussseite an. Der (niedrige) Schuh ist vorn und hinten sichtbar. Vorn überragt er die dicke Sohle. Der Unterschenkel ist von einer Art enger Hose bekleidet. Eine in der Lücke zwischen dieser und dem Schuh schwach sichtbare Umhüllung (Strumpf?) ist wegen ihrer Undeutlichkeit fortgelassen. — Die Epiphyse der Tibia sowie die des Calcaneus sind sichtbar. Die Zehen sind wegen Kürze des Schuhes gekrümmt; von ihnen ist eine Anzahl von Knochen sichtbar, doch die Zugehörigkeit der letzteren zu den einzelnen Zehen nicht ganz klar, was übrigens für das Problem gleichgültig ist. Der dorsale Rand des zweiten Mittelfussknochens fällt mit dem des ersten zusammen, der des dritten steht wenig, der des vierten und der des fünften erheblich tiefer.

Taf. VII. Röntgenbild von dem Fusse der 24jährigen Frau, retouchiert. Von dem Schuh ist nur die Sohle sichtbar, welche hinten etwas höher ist, und welche hinten wenig, vorn erheblicher von dem Fusse überragt wird. Die schiefe Richtung der Durchstrahlung, an der Stellung der beiden Knöchel erkennbar, hat zu einer störenden Unklarheit über die Gestalt des Sprungbeins geführt, dessen Rolle gleichfalls schief durchstrahlt ist. An den Zehen sind die Knochen nur teilweise isolierbar, weil sie aufeinander projiziert sind. Ob die grosse Zehe wirklich oder nur scheinbar infolge ungünstiger Durchstrahlung gedreht ist, muss unentschieden bleiben. Das vordere und hintere Sohlenpolster kommen im Bilde teilweise in Deckung.

Taf. VIII. Röntgenbild von dem Fusse der 32jährigen Frau, retouchiert. Von dem Schuh ist die Sohle sichtbar, welche vorn von dem Fusse überragt wird. Der Unterschenkel ist von einer Umhüllung umgeben, die sich in welligen Falten ausprägt; vor dem Sprunggelenk lässt sich der Hautkontur von der Umhüllung nicht differenzieren. Oberhalb des Ansatzes der grossen Zehe ist die Haut in enge Falten gedrückt. Die beiden Sohlenpolster erscheinen in teilweiser Deckung. Bei der Aufnahme standen

Röhre, Platte und Fuss so zueinander, dass der „Richtungsstrahl", d. h. der Strahl, welcher von der Antikathode rechtwinklig auf die photographische Platte zu ziehen ist, zwei Querfinger hinter dem Fersenbeine Platz fand, woraus eine schiefe Durchstrahlung, an der Stellung der Knöchel und an der verzogenen Gestalt des Sprungbeins kenntlich, resultierte. Die beiden Sesambeine unter dem I. Metatarsale sind schief zueinander projiziert. Die Zehenknochen sind sämtlich isolierbar mit Ausnahme des 1. und 3. der 5. Zehe, welche sich in Deckung befinden. Der Endknochen der grossen Zehe hat infolge von schiefer Durchstrahlung eine unklare Gestalt.

Hr. Messing: Ich möchte einige Bemerkungen zu dem Vortrage von Hrn. Virchow machen; allerdings wird Ihnen vielleicht das eine oder andere schon bekannt sein. Diese Sitte, den Fuss zu verstümmeln, ist auf die Zeit der Tang-Dynastie zu Anfang des 7. Jahrhunderts zurückzuführen. Die Überlieferungen sagen darüber, es wären Konkubinen gewesen, die dadurch die Gunst ihrer Herrscher zu erringen suchten, dass sie ihre Füsse deformierten. Ob dies nun schon an und für sich deformierte Füsse, oder ob es normale Füsse gewesen sind, die dann deformiert wurden, ist Nebensache. Einen anderen Ursprung dieser Sitte geben die Chinesen nicht an. Ferner ist es Tatsache, dass die Mandschurinnen, die Hakkafrauen und die Frauen von kantonesischen Bootsleuten ihre Füsse nicht deformieren. Ausserdem herrscht die Sitte bei den Chinesen nicht allgemein. Man sieht sowohl Chinesinnen mit deformierten Füssen als auch solche mit normalen Füssen. Es ist gewissermassen ein Ausfluss des Schönheitssinnes, aus dem heraus die Chinesinnen ihre Füsse verunstalten. Natürlich nehmen die Mütter bezw. die Grossmütter diese Prozedur bei den kleinen Mädchen vor, und zwar wenn diese $3^1/_2$—$5^1/_2$ Jahre alt sind. Die Deformierung hat Platz gegriffen im Alter von 12—13 Jahren, wie ich aus medizinischen Berichten weiss. Stirbt einem kleinen Mädchen die Mutter, dann wird sie von ihren Nachbarinnen bedauert, denn nun hat sie niemanden, die ihr die Füsse binden kann. Das Binden der Füsse ist ungemein schmerzhaft, umso schmerzhafter, je fester die Binden angezogen werden. Es treten sehr leicht Geschwüre ein, was sogar zum effektiven Abfaulen der Füsse führen kann. Die Füsse sollen mehrmal in einem Zeitraum von einem Monat gewaschen und dabei die Bandagen abgenommen werden. In den meisten Fällen werden sie aber bloss einmal des Monats gewaschen und sie sollen, wie Ärzte und Missionare berichten, einen ganz penetranten Geruch von sich geben.

Als die Mandschus vor 260 Jahren zur Regierung kamen, erliessen sie zwei Gesetze, das eine, gemäss welchem den Chinesen als Zeichen der Unterwerfung der Zopf zu tragen befohlen wurde, das andere, demzufolge den Weibern verboten wurde, die Füsse zu binden. In beiden Fällen war Todesstrafe vorgesehen, sofern gegen diese Gesetze vergangen wurde. Da aber im Laufe der Zeiten Todesstrafe für eine zu harte Strafe gegen Verkrüppelung der Füsse eines Weibes gehalten wurde, hob später das Ministerium der Zeremonien (Li pu) dieses Gesetz wieder auf.

Nicht unerwähnt will ich lassen, dass nach Aussage von Ärzten häufig die Ursache des oft bösartigen Verlaufes der Deformierung auf den Gebrauch bleihaltigen Puders bei offenen Wunden zurückzuführen ist. Die Kinder leiden physisch und moralisch unter dieser Grausamkeit, für deren Abschaffung seit einigen Jahren eine lebhafte Agitation, namentlich unter Führung einer Engländerin, Mrs. Archibald Little, im Gange ist.

Hr. Velde: Bei meiner ärztlichen Tätigkeit in Peking hatte ich mehrfach Gelegenheit, den Fuss heranwachsender Mädchen zu sehen, bei denen durch das Schnüren der Füsse umfangreiche Gangrän entstanden war, und zwar stets von den nach unten eingeschlagenen zweiten bis fünften Zehen ausgehend und bis auf den Mittelfussknochen sich erstreckend, so dass Absetzung nach Lisfranc oder Chopart notwendig war.

In diesen Fällen war stets der talus nahezu unbeweglich, und es wäre auch nicht recht verständlich, dass das talo-crural-Gelenk, das schon bei lange bettlägerigen Personen infolge mangelhafter Pflege leicht steif wird, bei dieser Art des Nichtgebrauchs beweglich bleiben sollte; denn die Chinesinnen benutzen beim Gehen hauptsächlich das Hüftgelenk und bewegen sich mit ganz steifen, gestreckten Beinen wie auf Stöcken vorwärts. Genauere Untersuchungen am Kniegelenk würden wahrscheinlich auch hier Veränderungen erkennen lassen, wenn auch nicht sehr hochgradig, da dieses Gelenk beim Sitzen auf Stühlen und mit untergeschlagenen Beinen immer noch benutzt wird, während im Fussgelenk kaum irgendwelche Bewegungen gemacht werden. Die Muskulatur der Unterschenkel war stets stark atrophisch, namentlich an den Waden; am besten schien noch die Gruppe des tibialis anticus mit den langen Extensoren erhalten.

Die Sitte des Fussbindens ist, wie der Herr Vorredner bereits hervorhob, in China allgemein verbreitet, bei der Fischerbevölkerung aber — nicht nur des Westflusses, sondern an allen grossen Strömen und an den Küstenhäfen — wenig oder nicht zu finden. Man sieht hier die Frauen häufig auch mit unbekleideten Füssen, was ihnen ja die Bewegung auf den kleinen Dschunken und Boten wesentlich erleichtert. Bei Bauersfrauen sind fast durchweg die Füsse sehr viel weniger verkümmert, als bei Stadtleuten, offenbar, weil erstere sonst nicht imstande wären, sich an der Feldarbeit zu beteiligen. Es ist immer noch erstaunlich zu sehen, wie grosse Strecken diese Frauen mit so schlechten Gehwerkzeugen zurücklegen und wie lange sie auf den Feldern arbeiten können. Einzelne Städte sind wegen der besonderen Kleinheit der Frauenfüsse bei den Chinesen berühmt, so Itschao (zwischen Paotingfu und Peking) und Hangtschou.

Während die katholischen Missionen der Sitte des Fussbindens ebenso wenig wie anderen Volkseigentümlichkeiten entgegentreten, haben die protestantischen seit einigen Jahren einen lebhaften Kampf dagegen aufgenommen, bis jetzt aber meines Wissens ohne merklichen Erfolg.

(12) Hr. Busse spricht über

das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau, Kreis Nieder-Barnim

mit gleichzeitiger Demonstration der dort ausgegrabenen Fundstücke.

Mehrere Male schon hat dies Gräberfeld unsere Gesellschaft beschäftigt. Im Jahre 1886 legte Herr Buchholz einige Fundstücke von Wilhelmsau hier vor und 1888 veröffentlichte Hr. E. Friedel eine Abhandlung über „Die Brandplotter von Wilhelmsau“ als Festgabe des Märk. Provinzial-Museums an die Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Mainz. In dieser Abhandlung werden 15 Gräber beschrieben und chronologisch an das Ende des 5. Jahrhunderts gesetzt. Friedel schreibt das Gräberfeld dem germanischen Stamme der Heruler zu und stellt dasselbe als ein höchst merkwürdiges, abgeschlossenes, im wesentlichen vollständig ausgebeutetes Brandgräberfeld dar. — In der Märzsitzung im Jahre 1901 zeigte ich von Wilhelmsau einen schönen Trinkbecher vor und versprach in späterer Zeit die übrigen schon gewonnenen wie die noch zu erwartenden Fundstücke hier vorzulegen und da im Frühjahr 1904 meine Grabungen vorläufig beendet sind, komme ich heute meinem Versprechen nach.

Die Gegenstände, die ich Ihnen hier ausgelegt habe, bilden grösstenteils den Inhalt von 54 Gräbern, die ich im Laufe mehrerer Jahre nach und nach in Wilhelmsau ausgegraben habe. Es sind die Waffen und Schmucksachen, die Gebrauchs- und Wirtschaftsgeräte einer germanischen Bevölkerung aus dem dritten bis vierten Jahrhundert nach Christus.

Das Vorwerk Wilhelmsau gehört zum Rittergut Rüdersdorf und liegt 6 *km* südöstlich von Erkner, 4 *km* südlich der Eisenbahnhaltestelle Fangschleuse in einem Winkel, den die Spree hier bildet. Ich kann nicht unterlassen auch an dieser Stelle dem Besitzer, Herrn Rittmeister Oppenheim, meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die gütige Erlaubnis zu der Ausgrabung.

Von den Wirtschaftsgebäuden des Vorwerks zieht sich bis zum Spreetal hinunter eine Halbinsel, auf deren südlichstem Punkte die Kolonie Sieverslake liegt, letzterer Ort ist zugleich der südlichst gelegene im Kreise Nieder-Barnim. Gegenüber, jenseits der Spree, liegt Alt- und Neu-Hartmannsdorf, schon im Kreise Beeskow-Storkow. — Auf dem nordwestlichen Teil dieser Halbinsel, 3—400 Schritt von Wilhelmsau, befindet sich das Gräberfeld.

Die ersten Fundstücke kamen beim Beackern des Feldes zum Vorschein, wurden zum Teil nach Rüdersdorf abgegeben und weiter verschenkt. Das Märk. Provinzial-Museum hat zweimal graben lassen, leider konnten diese dabei erbeuteten Funde heute nicht ausgestellt werden, weil sie wegen Umzugs des Museums verpackt sind. Darauf hat ein mir unbekannter Herr dort gegraben und soll recht schöne Sachen gefunden haben. Auch die benachbarten Bewohner haben nach Gold- und Silberschätzen gesucht und haben manch schönes Stück verschleudert. Vor mir hat Herr Ingenieur Herrmann aus Pankow ausgedehnte Grabungen ausgeführt und bedeutende Funde gehoben. Ich fand daher zuerst das Feld

ziemlich durchforscht, nur in einigen Brandgruben kamen noch vereinzelte Fundstücke zu Tage. Nach längerer Arbeit stiess ich auf dem südlichen Teile des Gräberfeldes auf völlig intakte Gräber, nur die Steine fehlten, welche dieselben ursprünglich wohl kennzeichneten. Nur einige Gräber fand ich mit 3—6 kopfgrossen, auch noch grösseren Steinen gedeckt. Der heute 85jährige frühere Verwalter des Vorwerks, Herr Dürre, versicherte mir, trotzdem das Feld vor seiner Zeit schon beackert gewesen, dass er noch einige Fuhren Steine fortgeschafft hätte, die zum Bau eines Stalles verwandt wurden, ihm waren sie beim Pflügen hinderlich. Aus allem diesen muss ich zu dem Schluss kommen, dass jedes Grab mit Steinen gedeckt war. Wie sollten auch eine so grosse Menge grosser Steine hierher kommen, da es mehrere Kilometer rechts und links der Spree keine gibt. Sie müssen aus grösserer Entfernung mühsam hierher geschafft worden sein.

Die Gräber lagen 25—50 *cm* unter der heutigen Erdoberfläche und bildeten kesselförmige Gruben von 25—40 *cm* Tiefe und ebenso grossem Durchmesser. In diesen Gruben lagen die Reste des verbrannten Leichnams, darin die Waffen, der Schmuck, die Wirtschaftsgebrauchsgegenstände des Verstorbenen, sowie noch beigegebene Töpfe, alles bunt durcheinander. Häufig konnte ich jedoch eine bestimmte Ordnung der Sachen erkennen, dann lagen die Topfscherben oben auf, darunter der Schädel, unter diesem die andern Knochenteile und die Beigaben aus Metall, Glas und Ton.

Sämtliche Gegenstände der Brandgruben müssen einem sehr starken Feuer ausgesetzt gewesen sein, das beweisen die ganz verschlackten, verbogenen Gefässe, die vielen Metallschmelzstücke und die Beschaffenheit der sonstigen Fundstücke aus Metall, Ton und Glas.

Andererseits hat das Feuer wiederum zur Konservierung der Eisenfunde beigetragen, sonst wäre wohl die häufig tadellose Erhaltung derselben bis heute undenkbar. — Weniger vom Feuer beschädigte Gefässe fanden sich äusserst selten, in mehreren Fällen ist es mir aber gelungen, die verschlackten Stücke derselben zusammen zu setzen und dann ist die Form der Gefässe, wenn auch oft breit gedrückt, ganz gut zu erkennen.

Die Brandgruben heben sich mit ihrer mehr oder weniger tiefschwarzen glänzenden Erde scharf ab von der natürlichen gelblichen Muttererde und ich komme deshalb zu der Ansicht, dass der Inhalt der Gruben seiner Zeit in einem Behälter, wahrscheinlich aus Holz, Leder oder anderem Stoff, beigesetzt worden ist. Spuren oder Reste solcher Behälter fanden sich nicht, doch müssen dieselben sich längere Zeit in der Erde erhalten haben, da die benachbarte Erde wenig oder gar nicht mit dem Inhalt der Grube durchsetzt war.

Wenn auch die Knochen meistens die gleiche Beschaffenheit wie in Urnengräbern zeigten, so liessen dieselben doch in einigen Gruben eine grössere Zerkleinerung erkennen.

Die Verteilung der Gräber war keine einheitliche; bestimmte Reihen und Abstände waren nicht zu konstatieren. Die Entfernung der einzelnen

Gruben von einander betrug 3—7 *m*. Zwischen denselben fanden sich oftmals schwärzliche Feuerstellen, durchmischt mit Stücken von Holzkohlen, Knöchelchen und Gefässscherben.

Derartige Brandgrubengräber hat zuerst Amtmann Vedel auf Bornholm gefunden und veröffentlicht, aus Westpreussen hat Prof. Lissauer Brandgruben beschrieben und auf die Verbreitung solcher Gräberfelder aufmerksam gemacht. In den Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde sind Brandgrubenfelder veröffentlicht durch Prof. Jentsch, (Das Gräberfeld von Sadersdorf, Kr. Guben); Weigel & Jentsch, (Das Gräberfeld von Reichersdorf); Weineck, (Der Straupitzer Eisenfund) und Gander, (Provinzial-Römische Funde neben der Bresinchener Mühle, Kr. Guben.)

Aus der Römischen Kaiserzeit befinden sich aus der Provinz Brandenburg im Königl. Museum, soweit mir bekannt, Fundstücke, die Ähnlichkeit mit denen aus Wilhelmsau haben von folgenden Orten: Kuhbier (Westpriegnitz); Butzow, Garlitz (Westhavelland); Fohrde, Hoppenrade (Osthavelland); Ragow (am Spreewald); Mariendorf, Rudow, Schenkendorf, Lichterfelde, Tempelhof (Kr. Teltow).

In jüngster Zeit habe ich Spuren von Brandgruben bei Woltersdorf (N.-Barnim) und bei Falkenberg (Kr. Lebus) gefunden.

Bevor ich zur Besprechung der Fundstücke übergehe, sei es mir gestattet, meinen herzlichsten Dank zu sagen dem Herrn Baumeister H. Stöckhardt für die so anschauliche Ausführung der schönen Zeichnungen und dem Herrn Konservator E. Krause, durch dessen Güte die Fundstücke im Königlichen Museum vom Rost befreit und konserviert worden sind.

Das Topfgerät der Wilhelmsauer Gräber ist ein wesentlich verschiedenes von dem aus der Latène- und aus der Hallstattzeit. Es fanden sich ja noch viele mit der Hand, aus grobem mit feinem Granit gemischten Ton gefertigte Gefässe, doch sind die meisten auf der Scheibe aus feinerem Ton hergestellt. Die kelchförmigen Trinkgefässe mit hohem Fuss aus den Gräbern 28 und 46 und der früher veröffentlichte Trinkbecher[1]), die vielen Schalen und die niedlichen kleinen Töpfchen mit ausgehöhltem Fuss wie die rundlichen, niedrigen Gefässe zeigen sämtlich neuere Formen.

Von Ornamenten kommt überwiegend noch das Dreieck vor, doch ist die Strichelung feiner durchgeführt; auch Stern- und kleine Kreismuster, Blumen und Guirlanden, die Wellenlinie sowie äusserst feine Einstichelungen werden beobachtet. — Viele Gefässe zeigen einen glänzenden schwarzen, braunen bis hellbraunen lackartigen Überzug.

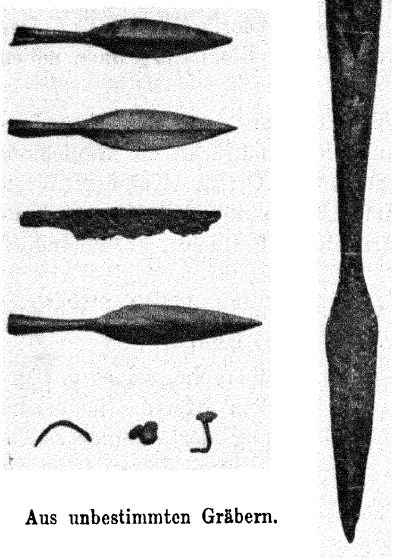
Die Hauptfundstücke des Gräberfeldes, zugleich Unika in der Mark Brandenburg sind eine silberne Zweirollenfibel aus Grab 24 und eine Schale aus terra nigra mit Relieffries aus Grab 28.

---

1) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1901, Heft 1, S. 14 u. 15.

Fundprotokolle.

Auf dem Acker zwischen dem Gräberfeld und der Kolonie Sieverslake befinden sich einige rundliche Vertiefungen von 8—10 *m* Durchmesser, aus denen verschiedene Fundstücke ans Tageslicht gekommen sind. Der Eigentümer des Ackers übergab mir eine schöne Lanzenspitze, die dort gefunden ist und sagte mir, dass sein Vater früher mehrere Speerspitzen und runde Münzen beim Pflügen herausgeholt hätte, mit denen er und seine Geschwister als Kinder gespielt haben. Ein Knecht soll dort einen Topf mit Geld gefunden haben und ähnliche Gerüchte kursieren bei den dort wohnenden Leuten. Etwas Wahres mag an dieser Sache sein. Ich fand etwa 30—50 *cm* unter der Oberfläche eine schwarze mit kleinen Kohlen durchsetzte Erdschicht, darin vereinzelt Knochen und ein kleines Messer von Eisen. Selbst in einer Tiefe von über 1 *m* zeigten sich noch Knochen. Vielleicht waren hier die Wohnplätze der früheren Bewohner gewesen.



Aus unbestimmten Gräbern.

Obige Lanzenspitze, ein gut erhaltenes Exemplar, hat eine verhältnismässig lange Tülle mit rundem Nietloch. Ganze Länge 30 *cm*, Tüllenöffnung 3 *cm* Durchmesser und grösste Breite des Blattes beträgt 3 *cm*. Der breite Mittelgrat geht bis zur Spitze des Blattes.

Das Messer, sehr vom Rost zerfressen, ist 11 *cm* lang, doch fehlt die Spitze und die halbe Griffzunge.

Bei den ersten Arbeiten auf dem Gräberfelde kamen folgende Sachen aus nicht bestimmbaren Gräbern zum Vorschein: 1. Zwei weidenblattförmige Speerspitzen aus Eisen, 12 und 11,5 *cm* lang. Die runden Schafttüllen, 3,5 *cm* lang, haben kleine Nietlöcher. Der Mittelgrat setzt sich bis zur Spitze fort. 2. Eine Speerspitze von eleganterer, schlanker Form, etwas stärker wie die ersteren beiden. Ganze Länge 13 *cm*, der Tülle 4,5 *cm*.[1]) Alle drei Speerspitzen sind gut erhalten, die grösste Breite des Blattes beträgt 2,1 *cm*. 3. Die Hälfte eines flachen, 4 *mm* breiten Ringes mit Durchmesser von 3 *cm*. 4. Ein vierkantiger Nagel mit glatt und breit gehämmertem Kopf, rechtwinklig gebogen, von einem Beschlag herrührend. 5. Drei zusammengeschmolzene, durchlochte, blaue Glasperlen von verschiedener Form, die eine rund, die beiden andern walzenförmig. Länge 9 und 7 *mm*.

Grab 1. (1—3 am 7. 10. 00.) In einer Tiefe von 40 *cm* in mit feinen Knochen gemengter sehr schwarzer Erde lagen drei kleine Töpfe aus grauem, feinem Ton. Der grösste nur gut erhalten mit grösserem, nach aussen gebogenem Rande und drei Wülsten oder Nasen anstatt der Henkel. Öffnung 12,5, Höhe 7,5, Boden 6 *cm*. Der zweite, sehr verbogen, hat eine Öffnung von 9 *cm* Durchmesser und auch einen breiten Rand. Auf dem Boden von 6 *cm* Durchmesser ist ein feines Kreuz eingeritzt. Der dritte zeigt einen zylinderförmigen Falz, darunter eine horizontale Riefe und hat eine Öffnung von 8 *cm*, eine Bauchweite von 10,5 *cm* und abgerundeten Boden, also gar keine Standfläche. — Ein Wirtel, dessen eine Hälfte kegelförmig und abgeflacht, die andere Hälfte ist abgerundet, also kuppelförmig. Durchmesser beträgt 4 *cm*, Höhe 2 *cm*.

Grab 1.

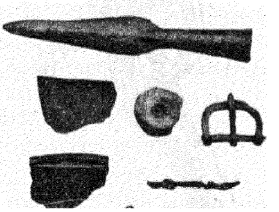
1) Wenn nichts anderes bemerkt ist, sind die Fundstücke immer aus Eisen.

Grab 2. In derselben Tiefe wie Grab 1 lagen in weniger schwarzer Erde, aber unter vielen Knochen die Stücke eines grossen verbogenen, porös gebrannten, ganz verschlackten Topfes, auch die von zwei kleineren Beigefässen. Ornamente waren nicht zu erkennen.

Grab. 2.

Grab 3. Inhalt: 1. Die Stücke eines porös gebrannten grossen Topfes mit schräg nach aussen gebogenem Rande und 7 *cm* hohem Henkel. Es lassen sich zwei horizontale Riefen, darauf Dreieckornamente erkennen. 2. Die Stücke eines kleinen Beigefässes mit abgerundetem, verstärktem Rande und von rötlicher Farbe. 3. Zwei kleine Stücke schwaches Bronzeblech. 4. Eine doppeltkonische blaue Glasperle. 5. Eine kleine runde Bronzeperle. 6. Die Spitze von einer Nadel. 7. Ein herzförmiges Fragment aus grünem Glas, 2 *cm* breit, $1^1/_2$ *cm* hoch. — Gemeinsam mit Herrn Wichmann, der hier schon früher mit Herrn Herrmann gegraben hatte, liess ich etwa am 28. 10. 00 $^1/_4$ Morgen Land umpflügen. Dabei entdeckten wir vier schwarze Stellen, die die folgenden Gräber 4—7 enthielten.

Grab 4. Inhalt: 1. Ein starkes Randstück mit drei horizontalen Riefen, 4 *cm* lang und 5 *mm* dick, von einem Bronzegefäss, leider fanden sich dazu gehörige Stücke nicht. 2. In einem zerbrochenen und verbogenen Tongefäss von 10—12 *cm* Höhe und 14 *cm* weiter Öffnung lagen die Reste des Leichenbrandes und etwa 25 Stücke eines sehr schwachen Gefässes mit umgebogenem Rande aus Eisenblech. Eine Form lässt sich aus den Stücken nicht erkennen. 3. Eine sehr verschlackte 5 *cm* lange Nadel aus Eisen, an der etwas Silber angeschmolzen. Dies Stück kann auch von einer Fibel herrühren. 4. Eine eiserne Schnalle mit beweglichem Dorn, hufeisenförmig, 3 *cm* breit, 2 *cm* hoch. Der glatte Rahmen bewegt sich um die runde Achse. 5. Ein doppeltkonischer Wirtel mit eingewölbten Seitenflächen, 2,5 *cm* weitester Durchmesser, 1,5 *cm* Höhe. 6. Eine sehr starke gut erhaltene Speerspitze, dessen Mittelgrat scharfkantig und stark bis zur Spitze hervortretend. Grösste Breite 2,3 *cm* und an beiden Seiten etwas eingezogen, wodurch die ganze Form recht gefällig aussieht. Die Tülle auch verhältnismässig stark und 1,8 *cm* weit, hat ziemlich am Ende ein rundes Nietloch. Ganze Länge 13 *cm*.



Grab. 4.

Grab 5. Inhalt: Verschlackte und poröse Stücke einer grossen Urne und viele Knochen.

Grab 6. Inhalt: 1. Die Stücke eines gebogenen verschlackten Topfes. 2. Ein rundlich verrosteter Knopf (vom Nagel?) aus Eisen. 3. Ein ringförmig gebogenes Stück runder Bronzedraht. 4. Ganz unten in der Grube lag eine sehr gut erhaltene Scheere mit bläulichem Anlauf und einfachem, verhältnismässig langem Bügelgriff. — Ein schön gearbeitetes Exemplar, das heute noch sehr gut federt. Länge 16 *cm*, des Griffes 9 *cm*. Spannung des Bügels 1,2 *cm*. Grösste Breite der Schneide 1,5 *cm*.

Grab 7. Von Hrn. Wichmann ausgegraben, der auch den Inhalt des Grabes mitgenommen. 1. Verschlackte Stücke eines grossen Topfes. 2. Ein langes starkes Messer von 14 *cm* Länge. 3. Eine Fibel aus Bronze mit schmalem Bügel.

Grab 8 enthielt die verschlackten Stücke eines grossen Gefässes und zahlreiche Knochen. 1 *m* davon kamen vereinzelt die Stücke des früher veröffentlichten Trinkbechers zum Vorschein, die mir Hr. Herrmann so schön zusammengekittet und das Fehlende ergänzt hat.

Die folgenden Gräber 9—13 wurden durch tiefes Pflügen am 11. 11. 00 in Gegenwart des Hrn. Herrmann aufgedeckt.

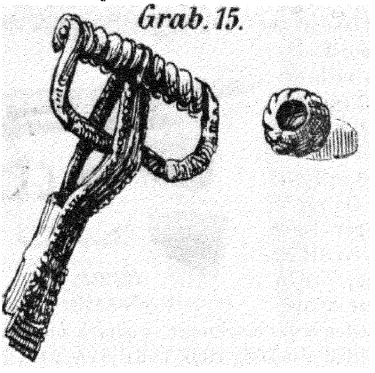
Gräber 9—11 enthielten viele verschlackte Stücke von grösseren Töpfen und mehr oder weniger zahlreiche Knochen, drei Metallschmelzstücke und drei Schlackenfragmente sowie ein grösseres Stück grünes Glas.

In den **Gräbern 12—13**, die Hr. Herrmann untersuchte, lagen zwischen den dicken verschlackten Gefässstücken die Teile eines niedlichen, pokalförmigen Topfes mit hohem Fuss und hübsch verziert mit gitterartigem Ornament, auch noch die Stücke eines kleinen hellgrauen Gefässes mit gerieftem Rand und geripptem Bauch.

Grab 14. (5. 5. 1901.) Der obere Teil der Grube war entweder abgegraben oder vom Pfluge fortgerissen. In sehr schwarzer glänzender Erde lagen viele Knochen darin: 1. Eine Speerspitze, deren Tülle ganz verrostet ist. Das Blatt ist gut erhalten, weidenblattförmig und 9 *cm* lang. Der ziemlich hohe Grat geht bis zur Spitze. 2. Ein zweiklappiger Gürtelbeschlag von Bronze, durch zwei runde Nieten zusammengehalten, 4 *cm* lang, 2 *cm* breit mit zwei hufeisenförmigen Ösen. 3. Ein breiter, abgebrochener Dorn, am unteren Teil mit einem gerippten Wulst verziert. Er gehört entweder zum obigen Gürtelbeschlag oder er ist ein Teil vom Bügel einer Fibel. 4. Zwei grössere Stücke geschmolzenes dunkelgrünes Glas. 5. Die Stücke eines kleinen grauen niedrigen Topfes und die eines grösseren roten, mit gehöhltem Fuss. Letzterer zeigt **Dreieckornament**, dazwischen erbsengrosse Vertiefungen.

Grab 15. (3. 8. 1902.) Obenauf lagen grössere verschlackte Topfstücke, darunter 1. Ein **11** *cm* langes, zierliches Messer; der 4,5 *cm* lange Griff setzt sich oben recht- und unten stumpfwinklig von der 2 *cm* breiten Schneide ab. Der Rücken und auch die scharfe Seite sind etwas gerundet, so dass das Messer fast wie eine Speerspitze aussieht. 2. Eine gut erhaltene bronzene Armbrustfibel, 5 *cm* lang, an der Spirale 2,7 *cm* breit. Auf dem hochgewölbten, 4 *mm* breiten Bügel zieht sich in der Mitte eine Furche hinunter bis zum quergerippten Fuss. Beide Seiten des Bügels sind auch gerippt. Die Sehne ist hufeisenförmig, die Nadeltasche flach und 1,3 *cm* lang. 3. Eine grössere, sehr schöne grüne Perle aus feinem Ton, 1 *cm* hoch, 1,2 *cm* breit, rundlich mit verhältnismässig grossem Loch, rund herum gerieft.

Grab. 15.



Grab 16. (16. 11. 1902.) Inhalt: 1. In sehr schwarzer Erde stand ein dickwandiges, graues Töpfchen mit grossem, weit herausstehendem Henkel. Form kugelig, unter dem etwas nach aussen gebogenen Rande etwas eingezogen. Höhe 7 *cm*, Boden 6 *cm*, Öffnung 9 und 7 *cm*. 2. Ein muschelförmiges, gewölbtes, grünes Stück Glas, 3 *cm* lang und 2 *cm* breit. 3. Ein halber scheibenförmiger, an den Seiten abgerundeter Wirtel, 1,5 *cm* hoch, grösster Durchmesser 4,5 *cm*. 4. Die Stücke eines sehr hart gebrannten Topfes aus bläulichem Ton, auch Stücke eines zweiten Topfes aus grauem Ton mit Facetten und kleinen Wülsten.

Grab. 16.

Während die bisherigen Gräber zwischen schon durchsuchten Ackerteilen gefunden wurden, lagen die nun folgenden südlicher in noch nicht durchforschter Erde.

Grab 17. (30. 8. 1903.) Die Grube lag 40 *cm* unter der Oberfläche und war mit drei kopfgrossen Steinen bedeckt. Unter diesen zeigten sich die dicken, porös aufgegangenen Stücke eines grossen Gefässes, sodann die schwarze, glänzende Erde mit den Knochen, darin: 1. Ein grauer, ziemlich gut erhaltener Topf, ähnlich dem aus Grab 16, aber ohne Henkel; an diesem Gefäss angebacken ist 2. die grössere Hälfte eines etwas grösseren Topfes aus feinerem Ton, innen schwarz und glänzend, dessen Öffnung 9 und 7 *cm*, Höhe 9 *cm* beträgt. 3. Sieben Stücke eines Knochenkammes mit 8 runden Nieten aus Bronze und mit dem unteren Teil der Zähne. 4. Die Hälfte einer Nadel aus Eisen, 3 *cm* lang. 5. Vier vom Feuer angegriffene Perlen, die eine aus Glas, die andern aus Metall. 6. Viele Knochenstücke mit angeschmolzenem Metall. 7. Mehrere Stücke von geschmolzener

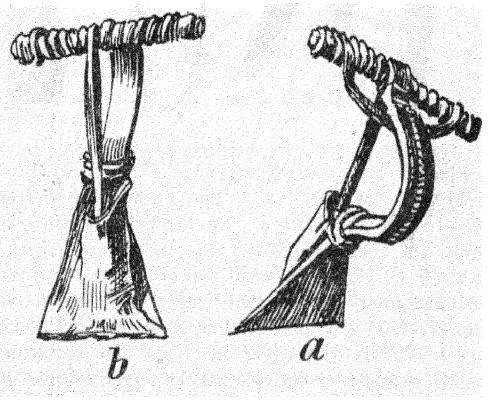
Bronze. 8. Ein kleines Eimerchen aus gerolltem Blech mit angelötetem Boden und Bügel, letzterer ist längs gefurcht. Derartige Eimerchen wurden als Teilhalsschmucke getragen. 9. Ein doppeltkonischer Wirtel mit eingewölbten Flächen, 3 *cm* hoch, 3,5 *cm* Durchmesser. 10. Ein kleines Messer, 11,5 *cm* lang, grösste Breite 1 *cm*. Der Rücken mit dem Griff geradlinig, die Schneide vom Griff rechtwinklig abgesetzt. Sehr gut erhalten. 11. Ein kleines schwaches Schieferblättchen. 12. Die Stücke eines sehr kleinen Gefässes mit hohlem Fusse. Dem Inhalt nach halte ich dies für ein Frauengrab.

Grab 18. (30. 8. 1903.) In sehr schwarzer Erde und zwischen vielen Knochen und Holzkohlenstückchen lag ein becherförmiges kleines Gefäss aus feinem Ton und mit erhöhtem Fuss. Leider nicht sämtliche Stücke.

Grab 19. (27. 9. 1903.) In 45 *cm* Tiefe und mit zwei grösseren Steinen gedeckt eine grosse Grube von 60 *cm* Durchmesser. Obenauf lagen 1. die sehr starken, porösen Stücke eines sehr grossen Gefässes, dessen Boden 3 *cm* dick ist und einen Durchmesser von 18—20 *cm* hat, ausserdem mit einer breiten Kreisfurche versehen ist. Der nach aussen gebogene Rand ist 2,5—3 *cm* breit. Ein grösseres Stück dieses Topfes, das vom Feuer verschont geblieben ist, zeigt ein Ornament von schräg gestellten Gruppen paralleler Linien, die aussehen, als ob sie mit einer Schnecke oder Schraube eingedrückt wären. Darüber und darunter befindet sich eine horizontale, breite Furche. Unter der letzteren zeigt sich noch ein gitterförmiges Ornament. Die Stärke dieses Topfstückes beträgt 1,2 *cm*. 2. Die Stücke von zwei kleineren, dünnwandigen, schwärzlichen Gefässen. 3. Ein grosses Silberschmelzstück (vielleicht von einer Fibel?). 4. In einem grösseren Schädelstück war ein 4,5 *cm* langer Nagel, ähnlich unseren heutigen Hufnägeln, durchgeschlagen. Der Kopf desselben hat 12 *mm* Durchmesser. 5. Der hufeisenförmige Bügel einer eisernen Schnalle, deren Dorn fehlt. 6. Eine angeschmolzene Glasperle. 7. Zwei Stücke Räucherharz. Die Knochen lagen sämtlich am Boden der Grube, darin noch Stücke eines kleinen Gefässes. — An mehreren Stücken des grossen Topfes sind Metallstücke angeschmolzen.

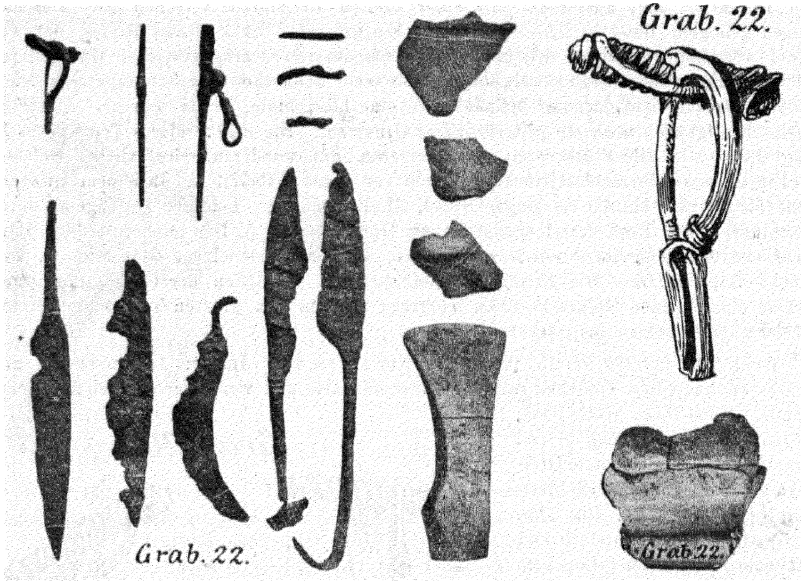
Grab 20. (20—22 am 15. 11. 1903.) Nur 25 *cm* tief. Inhalt: 1. Ein kleines, zierliches, weitbauchiges Töpfchen mit eingezogenem Halse und wenig nach aussen gebogenem Rande. Höhe 8 *cm*, Weite 9 *cm*, Boden 4,5 *cm*, Öffnung 8 *cm*. Ornament: feine eingeritzte Dreiecke, gekreuzte Linien, auch blattförmig gestellte. 2. Ein ähnliches Gefäss, nicht so stark und mit mehr nach aussen gebogenem Rande. Unter letzterem und auf dem winkligen Bauche zwei horizontale Riefen, dazwischen eine Guirlande, gebildet durch eine Wellenlinie, auf welcher oben und unten schräge Linien geritzt sind. Vom Bauch bis zum Boden befinden sich Gruppen aus kleinen, regelmässig nebeneinander stehenden, viereckigen Einstichen gebildet. Bedauerlich ist es, dass die Topfstücke stark verbogen sind. 3. Eine Fibel, sehr gut erhalten, mit kleiner auf der Spirale liegender Sehne. Die Nadel und Nadelrast sind aus Bronze, die Spirale und der Bügel aus Eisen. Die Länge beträgt 5 *cm*, die Breite 2,8 cm.

Grab. 20.



Grab 21. Mit 5 Steinen bedeckt und 30 *cm* tief. Die porösen grossen Stücke einer Schale mit 11 *cm* weitem, konischem und ausgehöhltem Fuss. Ein verbogenes graues Töpfchen mit 1,5 *cm* hohem Fuss, dessen Form wie die des Topfes aus Grab 17 unter 2. Ferner zwei Metallschmelzstücke.

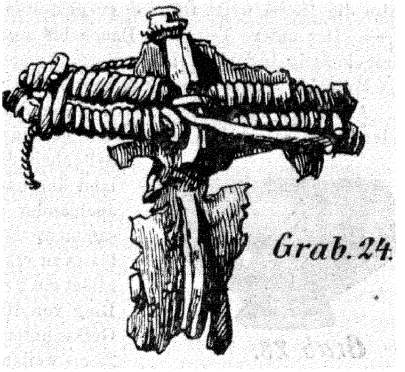
Grab 22. Von der Erdoberfläche bis zur Basis der Grube 90 *cm*. Viel Topfgerät: 1. Dicke poröse Stücke einer sehr grossen Urne, einige davon lassen das Dreieckornament erkennen. 2. Stücke eines grauen Topfes, dessen Form und Ornament der aus Grab 20 unter 1. gleicht. 3. Der obere Teil eines sehr schön auf der Scheibe gedrehten Topfes. Weite 10 *cm*, Öffnung 7 *cm*, Höhe 9 *cm*. 4. Die Stücke eines kleinen schwärzlichen Topfes mit aufgesetzten 2,5 *cm* langen Leisten. Viele sehr weisse Knochen. Metallbeigaben: 1. Ein grosses, starkes, spitzes Messer, 19.5 *cm* lang, grösste Breite 2,2 *cm*, Rücken 4 *mm* dick und etwas gewölbt. 2. Ein gleich langes, noch etwas breiteres Messer, von dem die Griffzunge verrostet. 3. Ein 12,5 *cm* langes sichelförmiges Messer mit halbkreisförmig zurückgebogenem Griff, dessen Schneide aussen liegt. Grösste Breite der Schneide 2,5 *cm*. Das Stück ist wohl als Rasiermesser zu betrachten. Gleiche Stücke sind in Ragow, Fohrde, Reichersdorf und Straupitz gefunden. 4. Eine Schere, 21,5 *cm* lang, dessen 2,5 *cm* breiter bandförmiger Griff nach den Schneiden zu rund verläuft und dann



im stumpfen Winkel die breiten Schneiden bildet. Grösste Breite der letzteren 2,5 *cm*. 5. Eine 4 *cm* lange spitze Nadel und zwei verschlackte Bronzefragmente. Diese Stücke stammen wohl von einer Fibel her. 6. Eine grosse, oben vierkantige und 6 *mm* dicke, unten spitze Nadel von 10,5 *cm* Länge. An der Seite ist ein 1 *cm* breites Blech befestigt, in dessen Mitte ein Draht eingenietet ist, der herausgebogen einen Griff (zum Anhängen) oder Schlaufe bildet, dann viermal umwunden zur Niete zurückgeht. — Ein gleiches Stück ist von Sadersdorf in den Mitteilungen der Niederlausitzer Ges. für Anthrop. abgebildet, Bd. IV, Tafel 4, Fig. 2. 7. Ein 10 *cm* langer Pfriemen. Zwischen Griff und Spitze befindet sich ein viereckiger Abschluss mit eingeschlagenen Strichen, die vielleicht eine römische Zahl oder die Fabrikmarke zeigen sollten. 8. Eine Fibel mit umgeschlagenem Fuss von Bronze, 5 *cm* lang und 3 *cm* breit. Auf einen eisernen Stift ist die Spirale gewickelt, auf welcher die Sehne aufliegt. Aus der Mitte der Spirale geht der zum Halbkreis gebogene, facettierte 4 *mm* breite Bügel, der nach dem Fusse zu glatt verläuft, um dann herumgebogen in den Nadelhalter zu münden. Letzterer ist vorn mit einem runden Draht befestigt, der den Bügel dort, wo der Halbkreis aufhört, viermal umwindet. 9. Ein 12,5 *cm* langes und 5,5 *cm* breites Beil. Der Helm oder Platte ist 2,5 und 2,4 *cm* gross. Die elliptische Öffnung beträgt 3,2 und 2,4 *cm* und ist nach aussen etwas ausgeweitet. Der Rücken ist nach der Schneide zu wenig, die untere Seite jedoch stärker geschweift. Die Schneide gerundet. Die Wangen sind rund ausgezogen. Gewicht 340 *g*. Ähnelt dem von Reichersdorf in den Niederlausitzer Mitteilungen Band IV Seite 113 abgebildeten.

Grab 23. (25. 11. 1903.) Nur 35 *cm* tief in wenig schwarzer Erde und spärlichen Knochen: 1. Eine sehr kleine Armbrustfibel, 2,3 *cm* lang, 1,6 *cm* breit. Der Bügel ist abgebrochen. 2. Ein plumpes Töpfchen, mit der Hand geformt. Aus dem 6 *cm* weiten glatten Boden erweitert sich der Bauch bis 10 *cm*, der Hals wieder bis 7 *cm* eingezogen und die Öffnung bis 8,5 *cm* betragend. Bemerkenswert ist der Henkel, der im spitzen Winkel absteht und dessen Schenkel 5 *cm* lang sind. Von Sadersdorf, Kr. Guben, ist in den Niederlausitzer Mitteilungen Band IV Seite 44 aus Grab 37 ein gleiches Stück abgebildet. 3. Mehrere Stücke eines Wirtels.

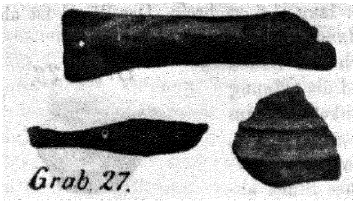
Grab 24. (25. 11. 1903.) 1. Die Stücke eines grossen, verbogenen Topfes mit schönen, feinen Strichen, breiten Furchen und erbsengrossen runden Vertiefungen. Die Kante des Bodens ist gerippt. 2. Die Stücke von zwei kleinen Töpfchen mit ausgehöhltem Boden, auf der Scheibe gearbeitet, das eine blassrot, das andere dunkelrot von Farbe. 3. Fünf grössere Stücke weisses Glas. 4. Ein durchlochtes, rundliches Stück braunes Glas, wahrscheinlich eine geschmolzene Perle. 5. Ein rechtwinklig gebogener Nagel mit halbkugeligem Kopf von 1,4 *cm* Durchmesser, wahrscheinlich von einem Kastenbeschlag herrührend. 6. Eine aus Silber hergestellte Fibel mit zwei Rollen, von welcher leider ein Teil des Bügels abgeschmolzen ist. Die Länge beträgt 5 *cm*, die Breite ebensoviel. Durch eine hohe schmale Leiste gehen die beiden Achsen parallel, die mit den Spiralen umwunden sind. Beide Rollen sind mit einem gekordelten Draht zusammengehalten, in der Mitte auch noch mit einem um die Leiste herumgelegten Draht befestigt. Die Leiste endigt in einem runden Kopf mit gezahntem Kragen. Jede Rolle hat 20 Windungen. Die beiden Achsen mögen aus Eisen sein, denn es tritt aus den einzelnen Windungen etwas Rost heraus, der dem Ganzen eine graue Farbe verleiht. Die lange Sehne ist gekordelt. Der 1 *cm* breite Bügel ist schwach gebogen und durch drei gerippte Querbänder geziert, auf seiner unteren Seite sitzt eine gehelmte schmale Leiste, an der wahrscheinlich der fehlende Nadelhalter befestigt war. Ausserhalb dieser Grube lag ein Glättstein mit glatt abgeriebenen Flächen, lang 5 *cm*, hoch 4 *cm*.



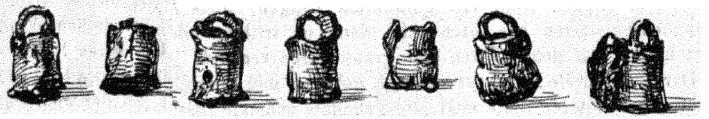
Grab 25. (25—28 am 4. 12. 1903.) Zwischen vielen kleineren Knochen zwei kleine Töpfe, von denen der eine einen eingezogenen Hals und nach aussen gebogenen Rand hat und der andere kugelförmig ist mit nach innen geneigtem Rande. Ersterer zeigt drei horizontale Riefen, dazwischen schräge, feine Linien. Beide etwa 10—12 *cm* hoch und Öffnungen von 7—8 *cm*. Ausserdem fanden sich noch mehrere rote feine hartgebrannte Scherben.

Grab 26. Inhalt: Die Stücke von vier leider sehr vom Feuer zerstörten, äusserst schön verzierten Gefässen: 1. Eine grosse, dickwandige Urne mit nach aussen gebogenem geraden Rande. Zwischen drei oberen und zwei unteren horizontalen Riefen befinden sich gruppenweis schräge, breite Furchen, so gestellt, dass sie Dreiecke bilden. Farbe hochrot. Der Boden ist nach innen gewölbt, 3 *cm* hoch uod hat 6 *cm* Durchmesser. 2. Ein kleines, kelchförmiges, rotes Gefäss mit einem Boden von 4 *cm* Durchmesser. Ausserst feiner Ton. 3. Ein halbkugeliger Topf von feinem Ton, grau, mit 10 *cm* Öffnung. 4. Ein sehr hart gebrannter Topf, hellgrau wie aus Porzellan aussehend mit zwei horizontalen Leisten, die eine mit schrägen Kerben, die andere mit schraubenförmigen Eindrücken verziert. Höhe 12 bis 14 *cm*. 5. Ein Wirtel, vom Feuer porös aufgegangen, 4,5 *cm* weit und 3 *cm* hoch. 6. Eine 14 *cm* lange, eiserne Nadel mit kleinem runden Kopf. Auf dem viereckigen, 1 *cm* langen Halse sind gekreuzte Linien eingeritzt. 7. Drei Stücke einer zerstörten Fibel aus Bronze. 8. Ein Stück Räucherharz. 9. Eine verschlackte Tonperle.

Grab 27. Oben schon vom Pfluge angerührt. Inhalt: 1. Eine Schildfessel, 14 *cm* lang, in der Mitte 2,5 *cm*, an beiden Enden 4 *cm* breit, kahnförmig gewölbt. An jedem Ende ein rundes Loch. 2. Eine Speerspitze, 9 *cm* lang, 2 *cm* breit. Die Spitze ist abgerostet. 3. Die Stücke eines ebensolchen Topfes wie der aus Grab 26, jedoch die Leisten nicht verziert. 4. Ein Stück geschmolzenes Metall.



Grab 28. Mit mehreren Steinen gedeckt. 45 *cm* tief, bis zur Basis der Grube 1 *m*. In tiefschwarzer Erde die Stücke von zwei schönen Gefässen, das eine braun, das andere glänzend schwarz bis grau. Das braune Gefäss konnte ich, trotzdem es vom Feuer sehr angegriffen war, wenigstens soweit zusammensetzen, dass die Form gut zu erkennen ist. Auf einem 1,5 *cm* hohen, 7,5 *cm* weiten ausgehöhlten, konischen Fusse weitet sich die Schale allmählich bis zum Bauche auf 17 *cm* aus, um dann mit dem wenig eingezogenen Halse die 18 *cm* weite Öffnung zu gestalten. Der Rand ist abgerundet. Die Höhe ist 12 *cm*. Der untere Teil, vom Bauch bis zum Fuss, ist mit kaminförmig gezogenen Linien unregelmässig bedeckt. Diese Form kommt häufiger in den Wilhelmsauer Gräbern vor. Das Material besteht aus mit feinem Granit vermischtem Ton, der aber sehr hart gebrannt ist. Anzeichen von einer Arbeit auf der Scheibe sind nicht vorhanden. Die Stücke des anderen Gefässes haben meine ganz besondere Aufmerksamkeit erregt wegen der grossen Seltenheit dieser Gefässe mit Relieffries in Norddeutschland überhaupt. Stück für Stück wurde verschiedentlich aneinander gepasst, bis sie sich zu grösseren Teilen zusammensetzen liessen, aus denen sodann die Form des Gefässes zu erkennen war (siehe S. 580). Den Boden der Schale bildet ein 2 *cm* breiter und 1,5 *cm* hoher, unten abgeplatteter Ring von 10 *cm* Durchmesser. Auf diesem baut sich das Gefäss unten halbkugelig, oben langsam erweiternd bis zu der 22 *cm* weiten Öffnung auf. Die Höhe ist 15 *cm*, der Gefässrand ist von aussen durch eine Rundung verstärkt. Der Bauch ist 7 *cm* unter dem Rande von zwei horizontalen Furchen ein wenig eingezogen, daran hängt als Einfassung oder Abgrenzung des unteren Teiles ein Band von Doppelbogen und Stäbchen. Der untere Bauch ist durch gedrehte Stäbe, deren jeder mit drei Rosetten geziert ist, in sechs Felder geteilt. Auf dem 1., 3. und 5. Felde hängt im Halbkreis ein gedrehter Bogen bis zur Hälfte des Feldes herunter. In jedem derselben ist eine Vogelfigur dargestellt, unter dem Bogen zwei Tierfiguren. Auf dem 2., 4. und 6. Felde befinden sich oberhalb zwei Sterne, darunter wieder zwei Tiere, das untere mit einem ganz kleinen jungen Tiere. Die Figuren sind verhältnismässig plump dargestellt. Sämtliche Ornamente sind erhaben, d. h. hoch reliefartig aufgelegt. Ein kleiner Teil der Schale ist wie Metall abgeschmolzen. Das Gefäss ist mit Hilfe der Drehscheibe geformt und besteht aus äusserst feinem Ton und so hart wie Terra sigillata, nur grau anstatt rot. Es scheint mit einer schwarzen Lackschicht überzogen gewesen zu sein, die zum grossen Teil abgesprungen ist. Weitere Funde sind: 1. Ein Eimerbeschlag von Eisen. Er besteht aus einem 3 *cm* breiten Reifen, der 15 *cm* Durchmesser hat. Der obere Teil des Reifens ist mit einem 5 *mm* nach innen und ebenso tief nach aussen herumfassenden Streifen Blech umlegt, damit die obere Kante des Eimers nicht so scharf sein soll. Die beiden Bügelhalter stehen über den Reifen ringförmig heraus und laufen unter demselben in zwei 4 *cm* auseinander gebogenen Bändern aus. Letztere sind 12 *mm* breit. Befestigt sind sie am Reifen, indem sie zwischen Ring und Bändern mit einem länglichen Stück Blech umlegt sind, das durch zwei Nägel am Reifen

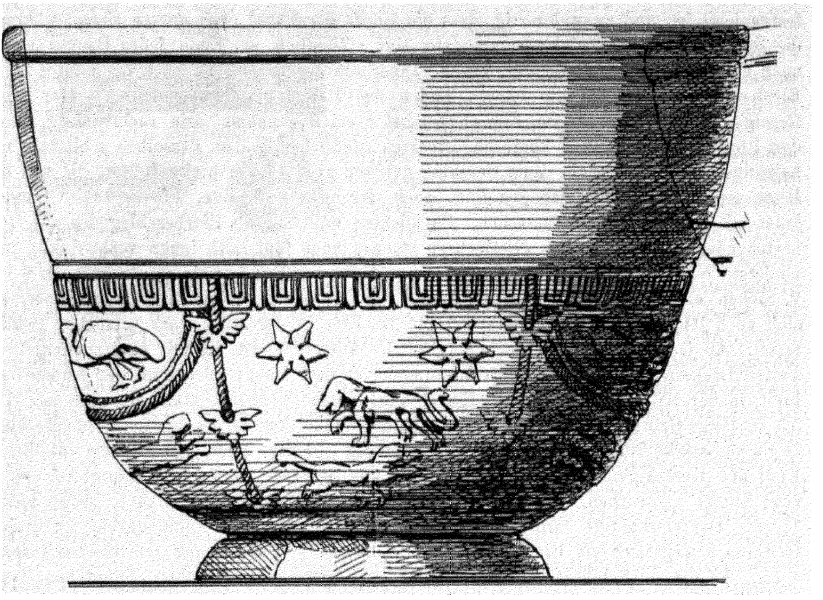


festgenietet ist, und zwar derartig, dass die Köpfe der Nägel nach aussen sitzen, während die Spitzen innen rechtwinklig umgenietet sind. Ziemlich am Ende jedes Bandes steckt noch ein solcherart umgenieteter Nagel. Innerhalb des Reifens ist noch ein breites Stück Blech mit vernietet, um die beiden Enden des Reifens zusammenzuhalten. Der bandförmige, oben 12 *mm* breite Eimerbügel hat 8 *cm* Bogenhöhe. Die rechtwinklig durch den Ring des Bügelhalters hindurchgesteckten rundlichen Enden desselben schliessen mit halbkugeligen Knöpfen ab. Zum Beschlag gehören zwei 1,5 *cm* breite Reifen, die von der Hitze etwas auseinander gebogen sind, auch vier hufeisenförmige, 1,5 *cm* breite Bänder, jedes mit drei Nietlöchern versehen. Sie dienten wohl nur als Zierbeschlag des aus Holz bestehenden Eimers. In den Nietlöchern stecken noch fünf nach innen rechtwinklig umgenietete Nägel mit runden Köpfen. Innere Weite der Hufeisen 4 *cm*, Höhe auch 4 *cm*. 2. Sieben eiserne Nägel, rechtwinklig und rund gebogen, gehören nicht zum Eimer, sie sind auch länger und haben breitere Köpfe. 3. Eine in der Mitte stark verrostete Schildfessel. An jeder Seite steckt noch ein Nagel. Ausserdem ist sie mit zwei runden, 1 *cm* weiten Löchern versehen, die 6 *cm* auseinander liegen. Länge 12 *cm*, an den Enden 5 *cm* breit, in der Mitte 3 *cm* breit. 4. Ein Messer, dessen Schneide stark verrostet ist. Die 5,5 *cm* lange Griffzunge geht unten mit rechtem Winkel zur 1,6 *cm* breiten Schneide über. Der 4 *mm* starke Rücken mit der Zunge geradlinig. 5. Eine Nadel mit kleinem rundlichen Kopf und viereckigem Hals darunter, wie die aus Grab 26, nur kleiner. Länge 6,5 *cm*, in zwei Stücke zerbrochen. 6. Ein starker Schlüssel mit einfachem Haken, ganze Länge 17 *cm*. Der vierkantige Griff ist am Ende zu einem Ringe herumgebogen. In diesem letzteren bewegt sich ein Ring von 2 *cm* Durchmesser. Die Öffnung des Hakens beträgt 4 *cm*. An diesem Schlüssel waren verschiedene Gegenstände, Knochen, Eimerchen, Topfscherben und ein Stück flaches Bandeisen angeschmolzen. 7. Ein Schlüssel, 14 *cm* lang mit einfachem Haken. Das Ende und der grösste Teil des Hakens abgebrochen. Öffnung des Hakens 2,5 *cm*. Auch an diesem waren Topfscherben und Schlacken fest angeschmolzen. 8. Ein Fibelfragment von Bronze. 9. Ein grosser verschlackter Wirtel, Doppelkonusform, die nur auf einer Seite zu erkennen ist. Oben und unten eingewölbt, 5 *cm* hoch und 5 *cm* Durchmesser. 10. Sieben kleine Eimerchen, wovon einer zerbrochen, als Halsschmuck zu denken, von zylindrischer Form, der Boden etwas herausstehend und fein gekerbt, was nur bei einigen Exemplaren zu erkennen ist. Die Bügel sind angelötet. Höhe 1,5 *cm*, Weite 1 *cm*. — Dies Grab ist das reichste des ganzen Gräberfeldes und wahrscheinlich ein Frauengrab.

Grab 29. (29 u. 30 am 12. 12. 1903.) Ziemlich 1 *m* tief bis zum Boden der Grube, obenauf grosse, poröse Topfstücke, dann viele Knochen und sehr schwarze Erde. Inhalt: 1. Die Stücke einer grossen blassroten Urne, deren Form nicht gut zu erkennen ist mit zwei grossen Henkeln, die 12 *cm* lang und 3 *cm* breit sind. Am Bauche ziehen sich zwei obere und eine untere horizontale Leiste herum, zwischen denen hohe säulenartige, oben bogenförmige Eindrücke sich befinden. Jeder Eindruck 1 *cm* breit, 3 *cm* hoch, ein seltenes Ornament. 2. Ein Wetzstein, von der Hitze zersprungen, doch wieder zusammengesetzt. Länge 9 *cm*, Breite 4 *cm*, Höhe 1,5 *cm*; er ist an den Ecken und Seiten stark abgeschliffen. 3. Ein langes starkes Messer. Der Griff ist von der Schneide oben und unten rechtwinklig abgesetzt, so dass die Form an einen Dolch erinnert. Die grösste Breite der Klinge 2,3 *cm*, der Rücken, etwas geschweift, ist 5 *mm* stark. Ganze Länge 21 *cm*.

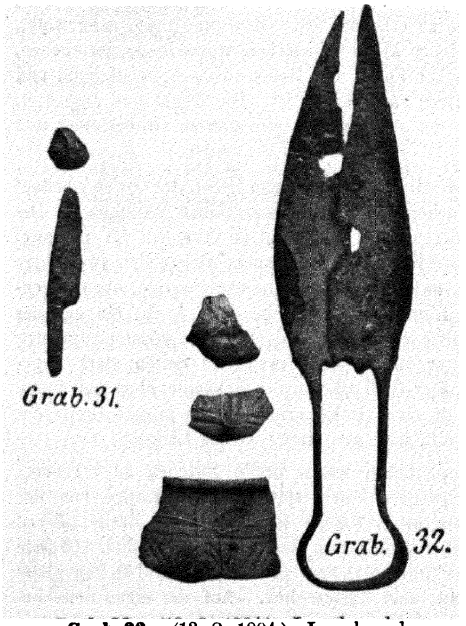
Grab 30. An den verschlackten Topfstücken waren breite Furchen zu erkennen. 1. Ein Messer, dessen Rücken wenig geschweift und sehr spitz ist. Die Klinge von der Griffzunge oben und unten rechtwinklig abgesetzt. Länge 12 *cm*, grösste Breite 1,5 *cm*. 2. Eine Speerspitze, 15 *cm* lang, dessen Blattkanten vom Rost angefressen sind. Grösste Breite 2,5 *cm*, Tüllenlänge 4 *cm* und deren Öffnung 1 *cm*. 3. Ein auf drei Seiten glattgeschliffener Stein, 2,5 *cm* lang, 2 *cm* breit und 1,5 *cm* dick. Auf der einen Seite befinden sich eigenartige, eingeritzte Zeichen.

Grab 31. (31 u. 32 am 10. 2. 1904.) Bis zum Boden der Grube nur 55 *cm*, keine Gefässscherben, wenig geschwärzte Erde und viele kleine Knochen darin. 1. Ein verschlacktes Fragment, eirund, 2,5 *cm* lang, 1,4 *cm* hoch (Perle). 2. Ein kleines Messer, dessen Klinge



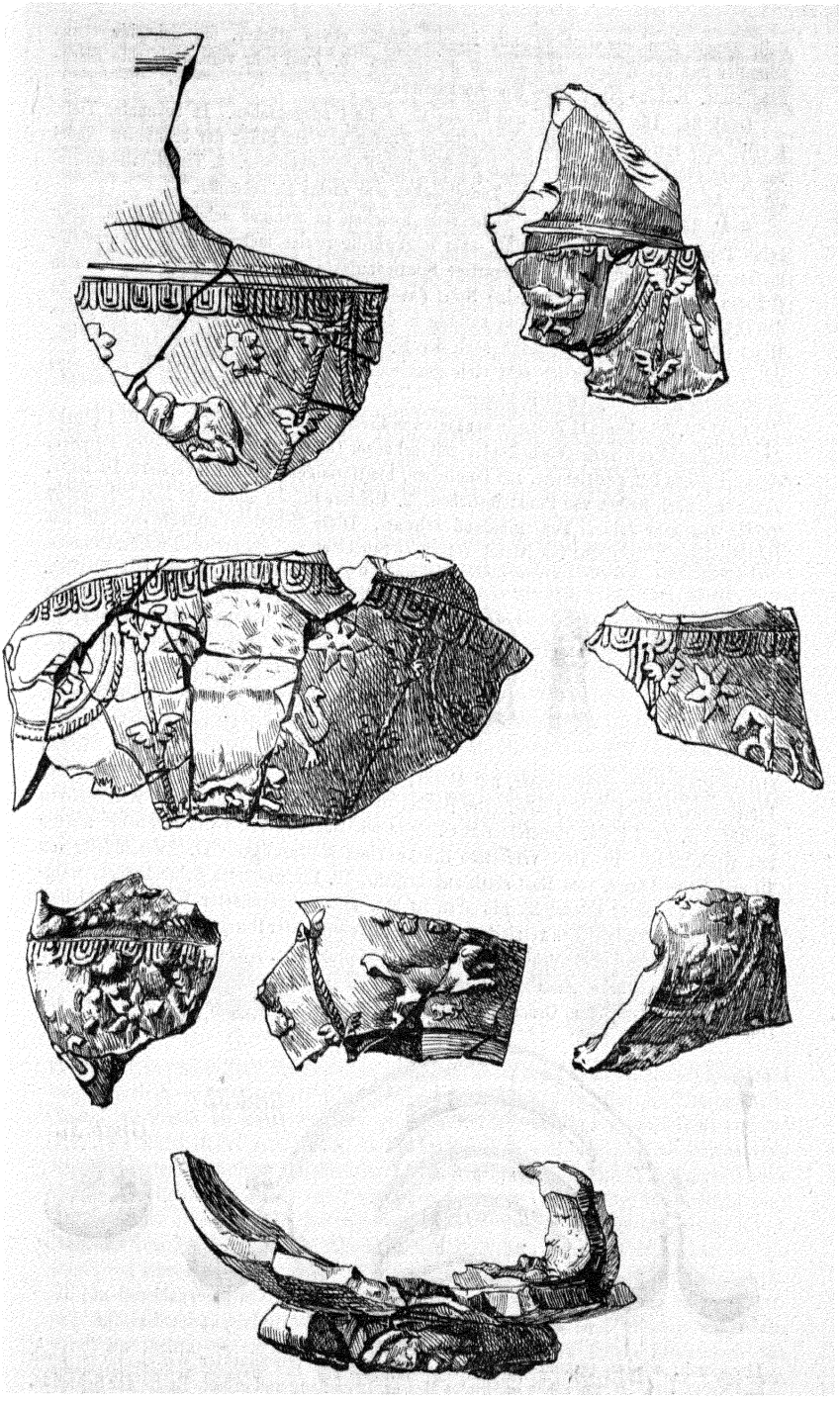
Rekonstruiert von H. Stöckhardt.

mit der Griffzunge geradlinig ist, unten rechtwinklig abgesetzt. Breite 1,8 *cm*, Länge 10 *cm*, Rücken 4 *mm*.



Grab 32. Bis zum Boden der Grube 80 *cm*, oben einige Steine. Viele ganz weiss kalzinierte Knochen. 1. Die Stücke von einem rötlichen, kleinen, sehr hart gebrannten Topfe, dessen runder, verstärkter Rand etwas umgelegt ist. Anstatt der Henkel zwei kleine vertikale, geschweifte Wülste, zwischen denen sich zwei horizontale Furchen herumziehen, darunter ein Band von doppeltlinigen Dreiecken, darunter wieder drei Furchen. Höhe 15 *cm*, Öffnung 18 *cm*, Boden 10 *cm*. 2. Eine grosse Schere, gut erhalten, mit Ringbügel, Länge 29 *cm*. Oberer Bügel 3 *cm* breit. Der Griff hat an den Absetzungen zu den Schneiden zwei Rundungen. Breite der Schneiden 4 *cm*. Der Rücken der einen Schneide ist auf einer Seite, der der zweiten Schneide auf der entgegengesetzten Seite verstärkt, damit man mit grösserem Druck schneiden kann.

Grab 33. (13. 2. 1904.) In sehr schwarzer, klebriger Erde und gewöhnlicher Tiefe viele Knochen, jedoch wenig Topfscherben, von denen einige vom Feuer weniger gelitten haben und sehr breite, aber flache Furchen zeigen. 1. Die Spirale und Bügel einer verrosteten eisernen Fibel, die Spirale an beiden Seiten mit rundem Kopfabschluss. 4,5 *cm* lang. 2. Drei rundliche Metallschmelzstücke, das eine aus Silber. 3. Eine in zwei Stücke zerrostete grosse Messerklinge, 15—17 *cm* lang. Rücken 4 *mm* dick. 4. Ein gut erhaltenes



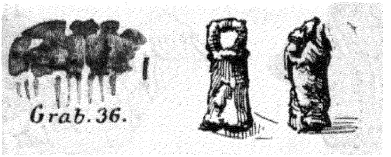
Grab 28.

Beil, ähnelt dem aus Grab 22, nur ist die Platte etwas stärker, die Schneide etwas schmäler und die Wangen sind weniger ausgezogen. 5. Zwei sehr verrostete, rote Eisen-Fragmente. 6. Eine Niete eines Knochenkammes.

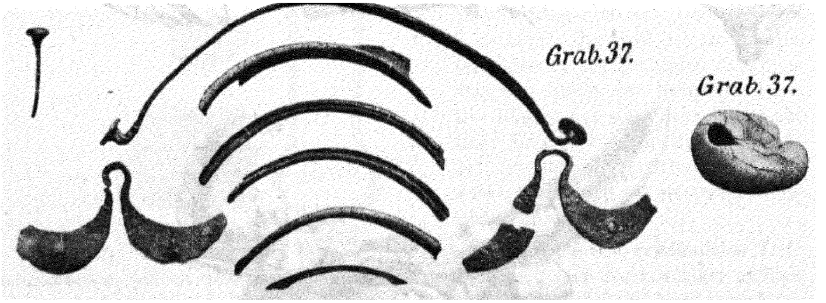
Grab 34. Die Gräber 34 und 35 am 19. 2. 1904 ausgegraben. In bekannter Tiefe. 1. Die sehr verrostete Spirale mit seitlichen Köpfen und ein Stück der bronzenen Nadel von einer Fibel. 2. Drei 1 *cm* lange Nieten eines Knochenkammes. 3. Ein Metallschmelzstück. An den porösen schwarzen Tonschlacken war nichts zu erkennen.

Grab 35. In gewöhnlicher Tiefe viele Knochen in weniger schwarzer Erde, doch keine Topfscherben und kein Metall, aber merkwürdigerweise mehrere schöne Feuersteinmesser und zwei Pfeilspitzen. Derartige Silexmanufakte habe ich bereits in mehreren Gräbern gefunden, aber weiter keine Notiz davon genommen, da ich annahm, dass sie zu den Gräbern nicht gehören und nur zufällig in den Leichenbrand geraten sind. Die ganze Halbinsel, namentlich die Abhänge nach der Niederung zu, sind mit Silexmanufakten bestreut gewesen, von denen ich sehr viele gesammelt habe. Hier wird jedenfalls schon eine neolithische Ansiedlung existiert haben.

Grab 36. (36 – 38 am 11. 3. 04.) In der Tiefe von 45 *cm* bis zum Boden 85 *cm*. Inhalt: 1. Stücke eines zweihenkligen verbogenen Topfes mit schönem Ornament aus horizontalen Furchen, zwischen denen fein gestrichene, mit länglichen, blattförmigen Einstichen verzierte Dreiecke, ausserdem noch Reihen von Punkteinstichen. 2. Mehrere Stücke eines sehr hart gebrannten Topfes aus sehr feinem Ton, glänzend schwarz. Diese Scherben erinnern an die aus Grab 28 unter 2. 3. Sechs mit Nieten versehene Stücke eines 7 *cm* breiten Knochenkammes, auch 9 Zähne und noch 2 Nieten vom Kamme. Der Schaft des Kammes 3 *cm* hoch, die Zähne 2 *cm* lang. 4. Acht kleinere rundliche Metallstücke mit Knöchelchen zusammengeschmolzen, höchstwahrscheinlich angeschmolzene Perlen. 5. Ein Stück Nadel aus Bronze, 3 *cm* lang. 6. Zwei kleine halbrunde Knöpfchen, vielleicht von einer Fibelspirale. 7. Ein kleiner Ring, 9 *mm* Durchmesser, mit einem Schmelzstück daran. 8. Der untere Teil eines Eimerchens, Durchmesser 1,6 *cm*. Der Henkel und der obere Teil sind beim Konservieren zerstört. 9. Zwei kleine Eimerchen aus Bronze mit Bügel, deren Form länglicher als die aus Grab 28 ist. 10. Drei verrostete Stücke einer Messerklinge. 11. Zwei Messer von 13 und 15 *cm* Länge, vom Rost stark angegriffen. 12. Ein grösseres Schmelzstück, wahrscheinlich von einer Fibel. 13. Ein oben flacher, unten abgerundeter Wirtel, mit kleinen Kreisen und Punkteinstichen verziert. 1 *cm* hoch, 3,2 *cm* weitester Durchmesser. — Frauengrab.



Grab 37. In gewöhnlicher Tiefe die 35 *cm* breite Grube, sehr schwarze klebrige Erde. Inhalt: 1. Die Stücke eines kegelförmigen kleinen Gefässes mit einer nur ganz kleinen Öffnung von 3,2 *cm*, ohne Ornament und ohne sichtbare Standfläche, etwa 5 *cm* hoch und



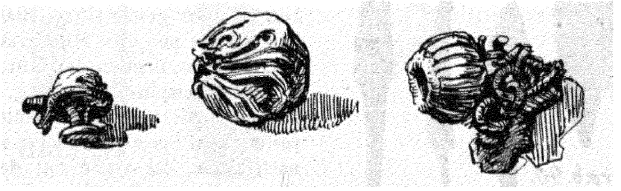
11 *cm* weit, wieder zusammengekittet. 2. Ein grosser verschlackter Wirtel, 4,5 *cm* hoch und 5,5 *cm* weit. 3. Ein schön geformtes Messer, 12 *cm* lang und grösste Breite der Schneide, die etwas eingezogen ist, 1,2 *cm*. Die Griffzunge ist oben stumpf- und unten rechtwinklig abgesetzt, der Rücken ein wenig geschweift. Unter dem Rücken ist die spitze Klinge ein

wenig concav gestaltet. 4. Ein grosser Eimerbeschlag. Da der obere Reifen, an dem der Bügel befestigt war, zerbrochen ist, konnte der Durchmesser des Eimers nicht mehr festgestellt werden. Der sehr gut erhaltene 1,4 *cm* breite Bügel hat eine Spannung von 23 *cm*, das ist jedoch nicht massgebend, da das Feuer oder sonstige Einflüsse denselben erweitert haben können. Er läuft nicht in Knöpfen (wie der in Grab 28), sondern in 1.8 *cm* weite Scheiben aus. Im Übrigen sind die aufgefundenen Teile des Eimers die gleichen, wie die aus Grab 28, nur die Bügelhalter sind nach unten mehr geschweift und die hufeisenförmige Verzierung fehlt. 5. Drei 5 *cm* lange Nägel mit grossen, halbkugeligen, ausgehöhlten Köpfen. 6. Zwei 4 *cm* lange viereckige Nägel mit kleineren flachen Köpfen. 7. Zwei grössere rechtwinklig herumgebogene und mit der Spitze nach aufwärts stehende Nägel mit grossen halbkugeligen ausgehöhlten Köpfen. 8. Zwei Bronzefragmente und zwei Blechstücke von Bronze, das eine mit Abschlussknöpfchen, scheinbar von einer Fibel stammend, auch noch mehrere Glas- und Metallstücke.

Der ganze Inhalt der Grube, namentlich das kleine charakteristische Messer, lässt ein Frauengrab erkennen.

Grab 88. Inhalt: Sehr schwarze Erde und zahlreiche Knochen, dazwischen: 1. Ein Stück vom Knochenkamm mit einer darinsitzenden Niete und anhaftenden Zahnwurzeln. 2. Ein 13 *cm* langes Messer, dem aus Grab 37 gleich. 3. Ein Wirtel, doppelkegelförmig. Der obere Teil bedeutend höher als der untere und an der Durchbohrung einen Knopf bildend. Höhe 2 *cm*, Weite 4 *cm*.

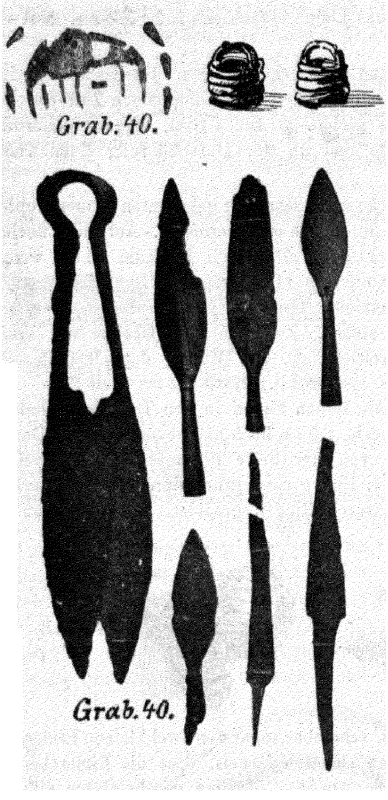
Grab 89. (18. 3. 1904) Inhalt: 1. Die Stücke eines sehr hart gebrannten grauen Topfes, den ich aber zusammensetzen konnte. Er erscheint danach oben verbogen. Auf einem flachen Boden von 9 *cm* Durchmesser baut sich der Topf allmählich bis zum 15 *cm* weiten Bauch, dann eingezogenen Hals mit einer Öffnung von 14 *cm* aus. Der Rand ist verstärkt und nach aussen stehend. Höhe 13 *cm*. Ornament: Gruppen von parallelen, etwas gebogenen Furchen, die schräg gegeneinander stehen. Zwischen jeder Gruppe vier breite Längsfurchen, die bis zum Boden herunterreichen. 2. Ein Wirtel, doppelkegelförmig, unten flach, oben nach dem Loche zu etwas ausgehöhlt. Hoch 2,2 *cm*, weit 3 *cm*. Am Loche sind feine Einkerbungen, die von einem feinen Faden in den Ton eingeschnitten sein müssen. 3. Eine grosse durchbohrte Tonperle, 2,5 *cm* hoch und ebenso breit im Durchmesser, insofern ganz merkwürdig, als sie von der Seite nochmals, sogar zweimal durchbohrt ist. Die Oberfläche ist gefurcht. 4. Eine grosse, grüne durchlochte, gefurchte Tonperle, an welcher ein Kettchen, aus mehreren Ringen gebildet, angeschmolzen ist.



Auch sind an dieser Kette die Reste von einem, scheinbar sogar von zwei kleinen Eimerchen angeschmolzen und haben wir daher hier den sicheren Beweis, dass die Eimerchen im Verein mit Perlen an einem Kettchen getragen wurden. 5. Eine geschmolzene silberne Fibel, die Nadel steckt noch heraus. 6. Ein halbkugeliger Beschlagknopf mit dünnem Hals und erweitertem Abschluss, Durchmesser 1,5 *cm*, aus Bronze. 7. Ein 15 *cm* langes Messer mit grösster Breite der Klinge von 2 *cm*. Oben und unten rechtwinklig, von der Griffzunge abgesetzt, der geschweifte Rücken ist 4 *mm* dick. 8. Zwei Fragmente aus Bronze 3,5 *cm* lang, das eine mit herzförmigem Abschluss und 2 Höckern versehen, das andere wie ein Bügel von einer Fibel aussehend. 9. Ein Schlackenstück mit einer angeschmolzenen Perle. 10. Ein Beschlagknopf aus Bronze wie der ad 6, nur kleiner. 11. Dreissig runde Bronze- und Silberschmelzkügelchen von 3—8 *mm* Durchmesser. 12. Drei grössere mit feinen parallelen Querfurchen versehene Randstücke und 10 kleinere Stücke Bronzeblech von einem Gefäss oder Kasten. 13. Ein Amulett? aus Schiefer in Dreieckform, nur 2 *mm* dick. 14. Viele Metallstücke mit Knochen zusammengeschmolzen. 15. Ein kleiner Nietkopf aus Bronze. 16. Dreissig kleinere Glas- und Metallstücke. 17. Vier Knochenkammstücke mit

Nieten, auch noch 5 Nieten und 5 feine Zähne des Kammes. 18. Zwei rundliche Stücke grünes Glas, zusammengehörig, 3 *cm* lang. 19. Die Hälfte einer Tonperle. 20. Ein seitlich durchbohrtes Wirbelknochenstück, das wahrscheinlich als Berlocke getragen worden ist. 21. Zwischen den Knochen 10 gut erhaltene Menschenzähne.

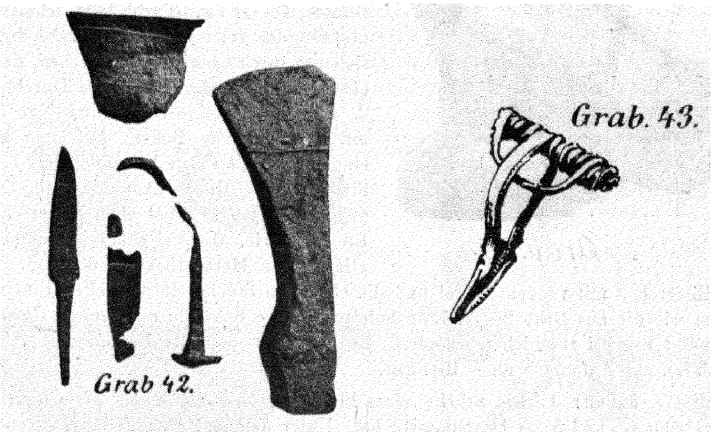
Grab 40. (40—42 am 25. 3. 1904.) Sehr reich ausgestattet. Inhalt: 1. Die Stücke einer dicken grossen Urne, teilweise verschlackt und verbogen, mit rundem, nach aussen gebogenem Rande. Zwischen 2 Querfurchen stehen Gruppen von schrägen parallelen Linien, die Dreiecke bilden, letztere sind flankiert mit runden Einstichen. Zwischen diesen Gruppen ziehen sich je vier breite Furchen bis zum Boden herunter und zwischen den Furchen befinden sich erbsengrosse Eindrücke. An mehreren Scherben sind Glas- und Metallstücke angeschmolzen. 2. Ein messerähnliches, sehr spitzes Instrument, aber ohne Schneide, 14 *cm* lang. Die Griffzunge nur 3 *cm* lang, sehr spitz, ist beiderseitig stumpfwinklig von der 1,6 *cm* breiteren Klinge abgesetzt. Letztere ist am Griffende in der Breite winklig geknickt und das Ganze macht den Eindruck eines Werkzeugs, das heute die Maurer als Fugenkelle brauchen. 3. Eine Speerspitze, weidenblattförmig, ohne Nietloch, 16 *cm* lang, wovon auf die Fülle 5 *cm* kommen, die grösste Breite des Blattes beträgt 3 *cm*, der kantige Grat läuft bis zur Spitze. Die eine Hälfte des Blattes ist längs gefurcht, ebenso die entgegengesetzte Hälfte der andern Blattseite. Die Furchen können als Blutrinnen oder als Verzierung angesehen werden. 4. Eine Speerspitze mit flachem bis zur Spitze sich hinziehenden Grat. Die Länge beträgt 14 *cm*, die grösste Breite 2,6 *cm*. Die Tülle ist verhältnismässig ungewöhnlich kurz, nur 2,5 *cm* lang und setzt zum Blatt in weniger stumpfem Winkel ab, das Blatt wird auch nur ganz allmählich spitz, es ist also weniger geschweift als bei den andern Speerspitzen. 5. Eine Speerspitze, 12 *cm* lang, mit auffallend kurzem, stark geschweiftem Blatt und 5,5 *cm* langer Tülle und ohne Mittelgrat Die grösste Breite, 2,5 *cm*, liegt in der Mitte des Blattes. 6. Eine Speerspitze, 11 *cm* lang, von derselben Form wie die vorige, die Tülle stark angerostet. Drei Speerspitzen lagen mit der Spitze nach unten, die vierte mit derselben nach oben. 7. Ein kräftiges Messer von 17 *cm* Länge, dessen Griff von der Klinge oben und unten rechtwinklig abgesetzt ist. Rücken 4 *mm* dick, grösste Breite der Klinge 2,2 *cm*. 8. Ein Bronzeschmelzstück von 3,5 *cm* Länge mit daran haftender schwärzlicher, durchlochter Perle. 9. Eine grosse Schere, 25,2 *cm* lang, deren Form wie die aus Grab 32. 10. Zwei kleine Eimerchen, mit je drei horizontalen Reifen herum. Die Böden und die runden Bügel sind angelötet. Die Form ist niedriger als die bisher gefundenen, 8 *mm* hoch und ebenso weit. 11. Eine säbelförmige gekrümmte Nadel von Bronze mit Öhr. 12. Zwei Metallschmelzstücke mit braunen Glasperlen daran. 13. Eine durchlochte, braune, runde Glasperle von 6 *mm* Durchmesser. 14. Eine grosse schwere flache Schlacke mit daranhaftenden Glasstücken und Tonscherben, 11,5 *cm* lang, 5—6 *cm* breit. 15. Eine grosse zerschmolzene Fibel von Bronze, einzelne Teile erkennbar, 5,5 *cm* lang, 5 *cm* breit. 16. Ein Schmelzstück aus Silber von 2,5 *cm* Durchmesser. 17. Acht grössere verschlackte Stücke Bronzeblech von 2—4 *cm* Durchmesser. 18. Eine 6,5 *cm* lange Bronzenadel, wahrscheinlich von einer Fibel. 19. Zwei Beschlagstücke aus Bronzeblech



mit kleinen Köpfen daran, 20. 50—60 runde Schmelzstücke und kleine Fragmente aus Bronze und Silber und mehrere Knochenstücke mit Metall und Glasschmelz daran haftend 21. Fünf Stücke eines Knochenkammes mit Nieten und Nietlöchern, auch einige feine Zähne vom Kamm.

Grab 41. Flachliegend, der obere Teil der Grube scheint abgepflügt zu sein. In den zahlreichen Knochen lagen zwei dünne Stücke Bronzeblech, dass grössere von 4 und 3 *cm* Länge und Breite ist oben und unten fein liniiert. Ein 3 *cm* langes, kantiges, sehr spitzes Knochenstück ist fraglich als Manufakt.

Grab 42. Ungewöhnlich tief, 1 *m* bis zur Basis der Grube. Inhalt: 1. Oben und unten in der Grube die porösen Stücke eines grossen Topfes ohne Henkel mit 14 *cm* Öffnung und nach innen geneigtem Rande. Die Randstücke und den grössten Teil des Bauches zusammengesetzt. 2. Die Stücke einer schwarzgrauen Schale, complet zusammengesetzt. Boden 8 *cm*, Höhe 9 *cm* und Öffnung 18 *cm*. Am Bauch drei Warzen oder Nasen. 3) Ein ungewöhnlich langer Nagel, viereckig, 11 *cm* lang, an der Spitze schneckenförmig gebogen mit 2,7 *cm* breitem etwas erhabenen Kopf. 4) Eine Axt, 645 *g* schwer, 18 *cm* lang. Die obere Seite ist gerade gestreckt bis kurz vor der Schneide, wo sie etwas geschweift ist, die untere Seite ist jedoch vom Kopf bis zur Schneide geschweift. Die Schneide ist 6,7 *cm* breit und etwas gerundet. Länge und Breite der starken Platte beträgt 3 und 2,6 *cm*. Das Stielloch ist rund, unten und oben aber noch ausgeschnitten, wahrscheinlich zur Aufnahme eines Keils. Die Wangen sind rund ausgezogen. 5. Ein kräftiges spitzes Messer, dessen Form wie die aus Grab 40. Länge 13 *cm*. 6. Der Bügelring und eine Schneide von einer sehr verrosteten Schere. 7. Sechs Stücke mit Nieten und Nietlöchern, auch einige Zähne vom Knochenkamm. Auch ein Belagstück dieses Kammes mit feiner bandförmiger Verzierung. Auf beiden Seiten einer Wellenlinie befinden sich kleine Einschnitte.



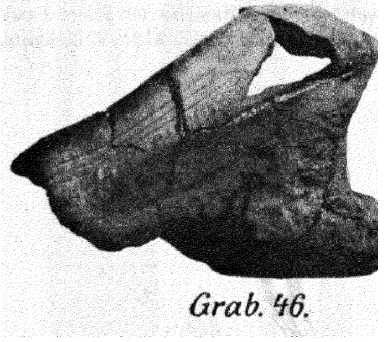
Grab 43. (2. 4. 1904.) Inhalt: Viele feine weisse Knochen. 1. Die Stücke eines graubraunen, schalenförmigen Topfes mit einem Boden von 7 *cm* Durchmesser und 3 *cm* breitem, nach aussen stehendem Rande. Geziert mit einem Bande aus Linien, die Dreiecke bilden. 2. Ein rechtwinkliger Bronzegriff, 4 *cm* breit, 2 *cm* hoch, wahrscheinlich von einem Kästchen aus Bronzeblech. 3. Mehrere verbogene und verschlackte Stücke Bronzeblech vom obigen Kasten. 4. Vier Schmelzfragmente und die gebogene Sehne einer Bronzefibel. 5. Acht kleinere Schmelzstücke von Silber und Bronze. 6. Drei viereckige Nägel. Zwei davon sind in zwei rechten Winkeln herumgebogen. Der eine hat einen halbkugeligen, die beiden anderen haben flache Köpfe. 7. Eine kleine Armbrustfibel, 3 *cm* lang und 2 *cm* breit. An jeder Seite des stark gewölbten Bügels befindet sich eine Längsriefe und am Schluss der Wölbung 2 Querriefen und sodann läuft der Bügel spitz aus. 8. Zwei merkwürdige gitterförmige gleiche Stücke. In ein flaches Eisenstück, das an einer Seite rund mit kleinem Kopf endet, an der andern Seite einen gebogenen Abschluss hat, sind zwei runde Löcher gebohrt, in denen zwei runde Bronzestäbchen mit kleinen Köpfen stecken.

An der Querplatte, die mit Strichen verziert ist, sitzen zwei kleine Ansätze. Länge der Stäbe 7,5 *cm*, die der Querplatte 5,5 *cm*. Die Herkunft und den Zweck dierer originellen Stücke kann ich mir nicht deuten. 9. Die Hälfte eines Ringes aus elfenbeinähnlicher Masse mit rundem Querschnitt und 2 *cm* Durchmesser. 10. Viele im Feuer gesprungene Glasstücke.

Grab 44. (44—47 am 12 4. 1904.) Eine verhältnismässig kleine Grube. 1. Die Stücke eines feinen, roten, sehr hart gebrannten Gefässes, wahrscheinlich auf der Drehscheibe gearbeitet. Boden 7 *cm*, Weite 14 *cm*, Öffnung 9 *cm*, Höhe 12 *cm*. Der Rand ist gerundet und nach aussen gebogen. Am Bauche ein Band von parallelen, vertikal stehenden, feinen Linien und ebenso schräg dagegen stehenden. Über und unter diesen Gruppen sind Querriefen eingeritzt. 2. Viele kleinere und grössere weisse Glasstücke.

Grab 45. In sehr klebriger, schwarzer Erde zahlreiche weisse kalzinierte Knochen. 1. Stücke eines verschlackten Wirtels. 2. Zwei Stücke eines Knochenkammes mit Nieten 3. Die dicken verbogenen und verschlackten Stücke von zwei einfachen Töpfen mit etwas nach aussen gebogenem Rande. Der eine ist zusammengesetzt und zeigt sich als breit gedrückt. Die Öffnung beträgt 9 *cm*, die Weite 14 *cm*. Er ist verziert mit schräg gegeneinander stehenden Liniengruppen und Punkteinstichen, auch Querriefen. Der zweite ist nur teilweise wieder hergestellt.

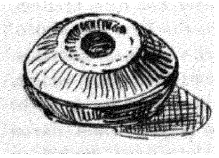
Grab 46. 1. Die verschlackten Stücke eines grossen Pokals mit hohem ausgehöhltem Fuss, der letztere ist zu einem grossen Schlackenstück verschmolzen. Das Gefäss ist grösstenteils zusammengesetzt und zeigt jetzt dieselbe Form wie das in den Nachrichten



Grab. 46.

für deutsche Altertumsfunde 1901, Heft 1, Seite 14 und 15 abgebildete und von mir veröffentlichte. Höhe 22 *cm*, Weite 20—21 *cm*, Öffnung 16—18 *cm*. Farbe jetzt schwarzgrau, ursprünglich rot. Unter dem Halse befinden sich drei breite horizontale Furchen, darunter eingedrückte Kreise von 7 *mm* Durchmesser. 2. Eine rote kleine schwachwandige Schale mit 1,5 *cm* hohem Boden. Auf dem Bauche eine horizontale Leiste herumliegend. 3. Sechs Stücke eines Knochenkammes mit Nieten. 4. Ein 3 *cm* langes Stück einer Nadel. 5. Eine Knochenperle. 6. Zwei Stücke geschmolzenes Glas, daran Metallstückchen haftend. 7. Ein kleines Eimerchen mit rundem Bügel und die einzelnen Stücke eines zweiten Eimerchens. Die Form wie die aus Grab 28. 8. Eine hufeisenförmige Schnalle mit breitem Dorn. Die Achse endigt in zwei rundlichen Knöpfen. Es sitzt der doppelte Beschlagteil mit zwei Nieten daran zur Aufnahme eines Riemens.

Grab 47. Inhalt: 1. Die Stücke eines kleinen Pokals mit einem 3 *cm* hohen Fuss der ausgehöhlt ist und 5 *cm* Durchmesser hat. Unter dem abgerundeten Gefässrande eine horizontale Leiste, die stumpfwinklig gekerbt ist. Farbe dunkelrot. Material: Gröberer



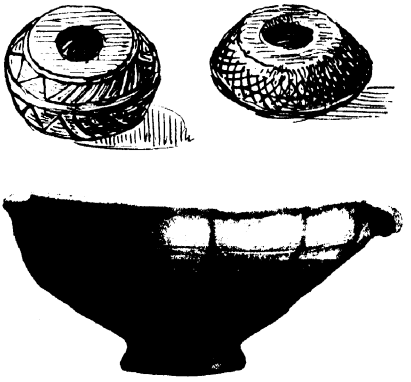
Ton mit feinem Granit gemischt. 2. Die Stücke eines einfachen dickwandigen Topfes, dessen Rand nach innen neigt. Er zeigt schwache vertikale Furchen. Boden 7 *cm*, Höhe 13 *cm*, Öffnung 22 *cm*. Material wie das unter 1. 3. Die Stücke einer verbogenen verschlackten Schale mit 2 *cm* hohem Boden von 8 *cm* Durchmesser. 4. Acht Metallschmelzstücke. 5. Eine grosse Schlacke, daran festgeschmolzen ein Eimerchen mit spitzem Henkel, ein zweites Eimerchen und eine gefurchte Tonperle lassen sich auch noch erkennen. 6. Ein Wirtel von einfacher Kegelform, die schwach ausgewölbt ist. Rund herum kreuzweise auf der oberen Fläche einfach fein gestrichelt. Grösste Weite 3,5 *cm*, Höhe 1 *cm*.

Grab 48. Die Gruben 48—50 am 15. 4, 1904 geöffnet. Knochen sehr weiss, wenig Topfscherben. 1. Ein länglicher, viereckiger Schlossbeschlag mit darauf befestigtem Schieber.

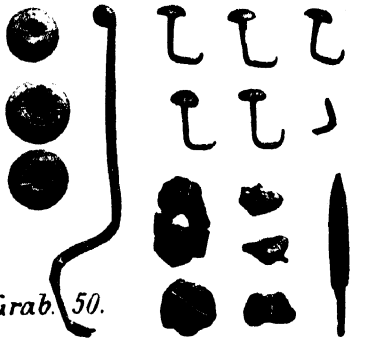
Auf einer Blechplatte, die 6,5 *cm* lang und 3 *cm* breit ist, sind drei Ringe aufgelötet, worin der Schieber liegt und sich hin und her bewegen kann. In der Platte sind kleine Nietlöcher eingeschlagen. 2. Ein dreieckiges Beschlagstück aus Bronze, jede Seite 4 *cm* lang und 3. ein eckiger Griff von Bronze, 2,5 *cm* lang und 1,5 *cm* hoch, beide Seiten rechtwinklig nach aussen in einer verdünnten breiten Platte auslaufend. Als Verzierung liegt über jeder Platte ein gekordelter Ring herum. 4. Zwei Bronzeblechstücke mit Nietlöchern, 3 und 2 *cm* lang und 1,5 und 1 *cm* breit. 5. Ein kleiner runder Metallknopf, wahrscheinlich von dem Schieber unter 1. 6. Eine längliche runde braune Glasperle. 1,5 *cm* lang. 7. Ein oben viereckiger, unten runder Nagel, zweimal im rechten Winkel gebogen, das spitze letzte Stück ist ganz flach geschlagen. 8. Ein vierkantiger Schieber, 4,5 *cm* lang, an einem Ende 3 *mm*, am anderen 6 *mm* breit. 9. Eine verschlackte runde Tonperle. — 1—2 *m* von dieser Grube fanden sich vereinzelt die Stücke von vier Trinkgefässen. Zwei davon waren aus gröberem Ton mit Granitkörnchen gemischt hergestellt, die beiden anderen aus feinerem Ton. Drei Gefässe mit 3, 6 und 7 *cm* Bodendurchmesser waren einfach aufgebaut mit nach innen geneigtem Rande, das vierte hatte Pokalform mit 7 *cm* hohem, ausgehöhltem Fusse, der unten glatt sich erweitert zur Vergrösserung der Standfläche. Der Durchmesser der Standfläche beträgt 6 *cm*. Ein Topf nur hatte einen Henkel.

Grab 49. Mit vier Steinen gedeckt lagen in 60 *cm* Tiefe wenig Knochen in sehr schwarzer Erde, darin ein Beil, 412 *g* schwer, 12 *cm* lang, die Schneide, stark gerundet, 6 *cm* breit, die Öffnung eirund, 3 und 2,6 *cm* weit, die starke Platte 2.8 und 3,4 *cm* breit. Die Wangen sind im stumpfen Winkel ausgezogen. Der Rücken ist bis zur Schneide geradlinig gestreckt, der untere Teil des Beiles ist vom Stielloch bis zur Schneide stark geschweift.[1])

Grab 50. Ein Frauengrab, verhältnismässig breite Grube mit klebriger schwarzer Erde und zahlreichen Knochen. Obenauf dicke, poröse, verschlackte Topfstücke, sodann 1. Eine umgestülpt liegende grosse Schale, reich ornamentiert. Ein 7 *cm* weiter Teil des Randes ist 2 *cm* nach aussen ausgebogen, als ob diese Ausbuchtung zum bequemeren Ausgiessen gedient hätte. Die Schale ruht auf einem ausgehöhlten konischen Fuss von



Grab 50.



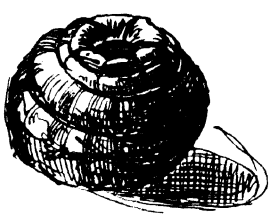
Grab 50.

9,5 *cm* Durchmesser und 2 *cm* Höhe, auf diesem baut sie sich mit starker Ausbuchtung zum abgerundeten, etwas verstärkten und wenig nach aussen geneigten Rande auf. Die Öffnung hat 27 *cm* Durchmesser. Die Farbe ist aussen grau mit roten Flecken. — 3 *cm* unter dem Rande ziehen sich zwei Riefen herum, zwischen diesen sind kommaförmige Eindrücke hergestellt und auf einer kurzen Strecke einfache Dreiecke. 1,5 *cm* tiefer zieht sich eine gleiche Dekoration herum und unter dieser sind 5 *cm* lange und 0,5 *cm* breite Rillen, die oben bogenförmig abschliessen und unten geöffnet sind, derartig angebracht,

1) Ein ebenso geformtes Beil habe ich in der Schlosssammlung in Steinhövel, Kreis Lebus, gesehen. Dasselbe ist im Dorfteich zu Demnitz, Kreis Lebus, gefunden.

dass sie sich vom unteren Bande zum Boden der Schale neigen. 2. Sieben vom Feuer beschädigte Tonperlen von verschiedener Grösse. Bei dreien ist die schräge Furchung zu erkennen. 3. Ein eirunder gewölbter Schlossbeschlag, 5 *cm* lang und 3 *cm* breit. In der Mitte liegt das Schlüsselloch. 4. Ein grosser rechtwinklig gebogener Nagel mit gewölbtem, unten ausgehöhltem Kopf. 5. Fünf grössere Nägel, zweimal rechtwinklig gebogen mit Köpfen wie der unter 4. 6. Vier Fragmente aus Bronze, wahrscheinlich von einer Fibel. 7. Zwei grössere verschlackte Tonperlen und diverse Stücke Glas und Metallschmelze. 8. Ein kleines Eimerchen, etwas niedriger als die aus Grab 28. 9. Ein kettenartig gebogenes Stück Eisendraht mit kantigem Durchschnitt. 10. Der Bügel und daran haftender Teil eines kleinen Eimerchens. 11. Ein kleines Messer, 9 *cm* lang, grösste Breite 1 *cm*, die Griffzunge nur 3 *cm* lang. 12. Ein sehr schön verzierter Wirtel, doppeltkegelförmig, dicht an der unteren, ebenso an der oberen glatten Fläche ziehen sich zwei Riefen herum, über und unter der weitesten Ausbuchtung ebenfalls. Zwischen diesen Riefen ist die Dreieckverzierung angebracht, ganz so, wie sie sich auf den meisten Gefässen befindet. Weitester Durchmesser beträgt 3,2 *cm*, die Höhe 2 *cm*. 13. Ein Wirtel, etwas niedriger, Doppeltkegel, dessen Flächen ausgehöhlt sind. Weitester Durchmesser 3,5 *cm*, Höhe 1,8 *cm*. 14. Ein Wirtel, unten flach, oben bis zur Durchlochung gewölbt, also die obere Hälfte halbkugelig. 15. Ein grosser starker einfacher Schlüssel, vierkantig, das Ende zu einem Ringe herumgebogen. Öffnung des gerundeten Hakens 4,5 *cm*. 16. Fünf Doppelstücke, mit Nieten zusammengehalten, von einem Knochenkamm.

Grab 51. (51 u. 52 am 21. 4. 1904.) Ein Frauengrab. 1. Ein zweihenkliges Gefäss von Terrinenform, sehr verbogen, rötlich, mit kegelförmigen, gehöhltem Fuss von 10 *cm* Durchmesser nnd 2 *cm* Höhe, Bauchweite etwa 22 *cm*. Verzierung: Ein umgelegtes Band, aus zwei Riefen bestehend, zwischen denen abwechselnd Punkteinstiche und willkürlich schräg und senkrecht gestellte feine Striche angebracht sind. Unter diesem Bande stehen grosse doppelte Halbkreise auf einer Abschlussriefe. 2. Die Stücke eines einfachen kugeligen Topfes mit stark nach innen geneigtem Rande. Höhe und Öffnung 8 *cm*. Bauchweite 12 *cm*, Boden 7 *cm*. Die Stücke eines dritten Gefässes zeigen aufgesetzte Nasen und zwei



Facetten. Der Boden hat 9 *cm* Durchmesser. 3. Ein grosser Wirtel von kugeliger Form, unten etwas abgeflacht, oben eingewölbt. Mit vier Querriefen und schrägen Linien geziert. Vom Feuer beschädigt. Weitester Durchmesser 4,3 *cm*, Höhe 3,5 *cm*. 4. Ein rissiger kleinerer doppelkonischer Wirtel, unten und oben stark abgeflacht. 3 *cm* breit, 2 *cm* hoch. 5. Ein noch kleinerer, unten abgeflachter, oben eingewölbter doppelkonischer Wirtel, 3 *cm* breit, 1,6 *cm* hoch. 6. Drei gleich grosse Beschlagstücke, 10 *cm* lang und 2 *cm* breit, in jedem sechs kleine runde Nietlöcher, teilweise noch die Nietköpfe darinsteckend, eingeschlagen. 7. Ein doppeltes Beschlagstück, ebenso gross, nur etwas schmaler, mit drei Nieten zusammengehalten. 8. Ein gleich grosses Beschlagstück mit einem in der Mitte länglichen, viereckigem Ausschnitt und acht kleinen Nietlöchern. 9. Viele grössere und kleinere weisse und dunklere Glasstücke. 10. Ein starkes Messer, 13,5 *cm* lang. Die Griffzunge, von der Schneide oben und unten rechtwinklig abgesetzt, ist 5 *cm* lang. Grösste Breite der Klinge beträgt 1,5 *cm*. 11. Ein Messer, 8,5 *cm* lang, aber etwas abgebrochene Zunge. Die Form wie das unter 10. 12. Ein 14 *cm* langer Schlüssel, der am Ende zu einem Ringe herumgebogen ist. Der Haken hat 3 *cm* Öffnung. 13. Ein am Ende herumgebogener Schlüssel mit abgebrochenem Haken. 14. Ein Nadelstück, eine Spirale mit seitlichen Köpfen und zwei Bügelstücke von einer Fibel. 15. Zwei rechtwinklig gebogene Nägel mit flachen Köpfen. 16. Zwei grössere Stücke geschmolzenes Metall und diverse kleinere Stücke Blech.

Grab 52. Der obere Teil der Grube ist abgepflügt. Grosse verschlackte Gefässstücke. Ein grösseres Stück zeigt Fischgräteneindrücke. 1. Mehrere Metallschmelzstücke, scheinbar von einer Fibel. 2. Zwei Blechstücke aus Eisen. 3. Vier Stücke eines Knochenkammes mit Nietlöchern und einer runden Niete.

Grab 53. (53 u. 54 am 26. 4. 1904.) Zahlreiche absichtlich zerkleinerte Knochen in sehr schwarzer Erde. 1. Ein terrinenförmiges Gefäss mit zwei grösseren Henkeln, Grösse und

Form wie die unter 1. aus Grab 51. Farbe ziegelrot. Ornamente: Vier umgelegte feine Riefen. Zwischen der ersten und zweiten zwei Reihen tiefe runde Einstiche. Zwischen der zweiten und dritten und ebenso zwischen der dritten und vierten Riefe ganz willkürlich gestellte schräge und gekreuzte feine Linien. 2. Die Stücke eines einfach geformten Topfes mit 6 *cm* weitem Boden. 3. Ein im Halbkreis gebogener Bügel von 4 *cm* Spannung, eine Nadel von Bronze und mehrere Fragmente. Alles einer Fibel zugehörig. 4. Eine 6 *cm* lange sehr verrostete Messerklinge. 5. Ein grosser zerbrochener Nagel mit gewölbtem Kopf von 1,8 *cm* Durchmesser. 6. Ein kleiner Ring aus rundem Draht.

Grab 54. Eine tiefe Grube mit grossen Knochen und weniger schwarzer Erde. 1. Starke poröse Stücke eines kleineren Topfes mit kantigem Bauch, innen hellgrau, aussen eselsgrau. 2. Zwei Nadelfragmente, jedes 3,5 *cm* lang mit kleinen Köpfen. 3. Viele kleinere Glas- und Metallschlacken. 4. Eine schlanke Axt. Die Schweifung nach der weniger gerundeten Schneide hin ist oben und unten vorhanden. Die Wangen sind nicht ausgezogen. Das Stielloch ist eirund und 3 5 und 3 *cm* weit, die starke Platte 3,5 und 2,5 *cm* breit. Die Länge ist 16,5 *cm*, die der Schneide 6 *cm*. Gewicht 478 *g*. 5. Ein Messer, 13 *cm* lang, dessen Rücken etwas geschweift ist. Die 5 *cm* lange Griffzunge ist von der 2 *cm* breiten Klinge oben und unten stumpfwinklig abgesetzt. Das Messer und die Axt lagen am Boden der Grube, darüber 6. Ein grosser Eimerbeschlag mit 18 *cm* Spannung des Bügels. Der Beschlag gleicht dem aus Grab 37, nur die Köpfe des Bügels sind halbkugelig wie die aus Grab 28. Der Eimerbügel ist in der Mitte, da wo er mit der Hand gefasst wird, etwas verbreitert und nach oben gebogen zum bequemeren Tragen.

Das von mir umgegrabene Terrain, dass obige 54 Gräber enthielt, liegt zwischen einem Wege, der sich nach den Spreewiesen südlich hinunterzieht und dem westlichen Abhange der Halbinsel und beträgt von Osten nach Westen 50 *m*, von Norden nach Süden 42 *m*, also 2100 *qm*. Da im Walde, östlich vom obigen Wege früher auch schon Altertümer gefunden worden sind, versuchte ich es am 25. 5. dieses Jahres mit einer Grabung auf dem Wege selbst, und zwar in der Breite von 4 *m*. Es kam jedoch nichts zum Vorschein. Eine verlängerte Grabung von dieser Breite nach Westen (hier hatte ich das Land früher umpflügen lassen) brachte noch eine Grube ans Tageslicht.

Grab 55. 60 *cm* tief in schwarzer Erde: 1. die Stücke von zwei kleineren Gefässen, das eine mit 2 *cm* hohem ausgehöhlten Fuss, das andere halbkugelig, mit flachem Boden und nach innen geneigtem Rande. 2. Zwei Wirtel, der eine von einfacher Kegelform, 2,1 *cm* hoch, unten 3,5, oben 2,8 *cm* Durchmesser, der zweite ist doppelkegelförmig mit gekreuzten. vertikalen Linien verziert. 3. Ein kleines Messer, 8,5 *cm* lang, grösste Breite 1,5 *cm*, sehr spitz. Es ist dies das charakteristische Zeichen eines Frauengrabes. 4. Eine 4,5 *cm* lange Spirale mit seitlichen Köpfen und angeschmolzener Silberschmelze.

Übersicht des Gräberinhalts.

1. Waffen.

Eine grosse Lanzenspitze, in den Wohngruben gefunden. — Zwölf Speerspitzen, davon in unbestimmten Gräbern 4, in den Gruben 4, 14, 27 und 30 je eine, in Grab 40 vier. Sämtlich aus Eisen. — Zwei Schildfesseln in den Gräbern 27 und 28.

2. Arbeits- und Hausgeräte.

Fünf Beile in den Gräbern 22, 33, 42, 49 und 54. — 28 Messer in den Gräbern 7, 15, 17, 28, 29, 30, 31, 33, 37, 38, 39, 50, 53, 54 und 55 je 1, in 40, 42 und 51 je 2, in 36 3 und 1 in den Wohngruben. — In Grab 22 lag ein gebogenes (Rasirmesser). — Ein Wetzstein in Grab 29. — Ein Reibestein in Grab 25. — 5 Scheren in den

Gräbern 6, 22, 32, 40 und 42. — 2 Pfriemen in den Gräbern 22 und 26. — 9 Nadeln in den Gräbern 4. 6, 17, 22, 28, 36, 40, 53 und 54. — 21 Spinnwirtel aus Ton in den Gräbern 1, 4, 16, 17, 23, 26, 28, 36, 37, 38, 39, 45 und 47 je 1, in 55 2 und in 50 und 53 je 3. — Räucherharz in den Gräbern 19 und 26. — 3 grosse Eimerbeschläge in den Gräbern 28, 40, 51 und 50 je einer, in 48 zwei. — 6 Schlüssel aus Eisen, in den Gräbern 42 und 50 je einer, in 28 und 51 je zwei. — 33 Nägel aus Eisen, ausser denen, die noch in diversen Beschlägen stecken. In den Gräbern 19, 24 und 49 je einer, in nicht bestimmten Gräbern zwei, in 51 und 53 je zwei, in 43 drei, in 50 fünf, in 28 sechs und in 37 sieben.

3. Schmuck- und Ausstattungsgegenstände.

7 Fibeln, vollständig erhalten in den Gräbern 7, 15, 20, 22, 23, 24 (mit Doppelrolle von Silber) und 43. — 11 Fibeln (nur Fragmente und Teile davon) in den Gräbern 26, 28, 33, 34, 36, 39, 46, 50, 52, 54, 55. — 4 Schnallen in den Gräbern 4, 14, 19 und 46. — 4 Ringe in den Gräbern 36, 43, 53, und einer aus einem unbestimmten Grabe. — 30 Perlen aus Ton, Glas und Bronze in den Gräbern 3, 15, 39, 40, 46, 48, 50 und 54. — 3 blaue Glasperlen aus unbestimmten Gräbern. — Glasstücke, weiss, braun und grün in den Gräbern 3, 9, 11, 14, 16, 17, 24, 26, 37, 39, 40, 43, 44, 50 und 51. — Kleine Eimerchen 16, aus Eisen und Bronze, in den Gräbern 17, 36, 50 je eines, in 40, 46, 47 je zwei, in 28 sieben. — Knochenkämme (nur in Stücken) in den Gräbern 17, 36, 38, 39, 40, 42, 45, 46, 50 und 52. — Knöpfe (von Bronze) von Beschlägen fünf, in den Gräbern 6, 48 je einer, in 39 drei. — Stücke von Bronzegefässen in den Gräbern 4, 3 und 43. — Grössere Blechstücke (teils durchlocht) in den Gräbern 26, 37, 41, 47, 50, 51 und 52.

4. Griffe oder Bügel.

In den Gräbern 36, 43 je einer, in 48 zwei. — 2 Gitterstücke in Grab 43. — Unzählige Metall-, Blech- und Schmelzstücke. — Töpfe aus Ton lagen wohl in jedem Grabe.

Es bleibt mir nun noch übrig, die Funde des Hrn. Herrmann aus Pankow zu erwähnen, die derselbe in Wilhelmsau gewonnen und am Sitzungsabend ausgestellt hatte. 1 Schildbuckel, 2 Schildfesseln, 2 Münzen aus Bronze, die eine von Septimius Severus (192—211), die andere nicht bestimmbar, 2 grosse Bronzeringe, 3 Schnallen, 4 Sporen, 2 Gürtelhaken, 4 Schlüssel, 1 Dolch (28 *cm* lang), 2 Lanzenspitzen, die eine mit kantiger Tülle, die andere 21 *cm* lang mit Strichgruppenverzierung, 1 grosses Messer mit verziertem Rücken und Teile vom Knochenheft, 1 Cypraea mit verzierter Bronzeeinfassung, 3 Wirtel, 1 Schere, 1 Fibel aus Eisen, 1 Pfriem, 1 Schwert, gekrümmt, zweischneidig, ohne Griff und 6 Nägel, 1 kleines schönes Töpfchen, auf der Drehbank gearbeitet, 1 Schale mit Sternornament. — Für die Auslegung sage ich Hrn. Herrmann meinen verbindlichsten Dank!

Hr. Krause: Das starke Aufblähen der Scherben ist verursacht durch grossen Kalkgehalt des Tones, und ich glaube, dass der in der Nähe befindliche Wiesenmergel als Material für die Gefässe gedient hat. Ausserdem beweist das eine Gefäss durch die angefritteten Knochen, dass es mit im Leichenbrand gewesen ist.

(13) Hr. Lissauer knüpft hieran einen Vortrag

über die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungsperiode.

Das Gräberfeld von Wilhelmsau, dessen sorgfältige Untersuchung wir Hrn. Busse verdanken, hat uns mehrere Objekte geliefert, welche durch ihre Bedeutung für die Chronologie, wie durch die Beziehungen zu verwandten Funden in andern Provinzen unser besonderes Interesse verdienen.

Zunächst das Terra nigra-Gefäss (s. oben S. 580). Dasselbe hat die Form einer Schale mit hohen Wänden, eines Blumentopfs oder eines Kumpens, wie Koenen[1]) diese Form nennt und war, wie Sie sehen, aus einem feinen, bläulich grauen Ton geformt, ziemlich dickwandig, an der Oberfläche sorgfältig geglättet und mit einem schwarzen Firnis versehen. Der obere Teil zeigt, ganz wie Koenen diese Gefässe beschreibt, einen flach abgerundeten breiten Stab, darunter eine breite nur wenig gewölbte glatte Fläche, die unten von einer Furche begrenzt wird. Dann folgt der mittlere Teil mit einem Bilderfries. Zuerst ein Eierstab, dann mehrere durch Stäbe metopenartig geteilte Felder, in welche abwechselnd oben Guirlanden gezogen oder Sterne gestellt sind, während unten barbarisch gestaltete Tiere ohne Zusammenhang über- und hintereinander eilen oder wie in der Luft schweben. Hieran schliesst sich mit einem glatten Rand der einfache Fuss an.

Da in unsrer Gesellschaft bisher diese Gefässe weder nach ihrer Technik noch nach ihrer Verbreitung genügend erörtert worden sind[2]), so scheint es mir geboten, das Wissenswerte aus den Arbeiten von Hans Dragendorff[3]) und von Harster[4]) hierüber bei dieser Gelegenheit zusammenzustellen.

Die Terra nigra-Gefässe stammen, wie Dragendorff nachgewiesen hat, meistens aus den grossen provinzialrömischen Töpfereien der Rheinlande und der Provinz Gallia Narbonensis, wo sie besonders in der Gegend von Trier, ferner im heutigen Belgien und Nordfrankreich gefunden und daher von ihm „belgische Vasen" schlechtweg genannt werden. Sie kommen dort zusammen mit hellroten Terra sigillata-Gefässen vor, sind in denselben Fabriken nebeneinander gefertigt und haben die gleichen Stempel. Sie sind in Italien und Österreich ganz unbekannt, in Britannien

1) Koenen, Gefässkunde S. 103. — 2) Hr. Götze hat in den „Nachrichten" 1900 S. 33 das Sigillata-Gefäss von Grossneuhausen beschrieben und die allgemeinen Beziehungen nur soweit verfolgt, als es zur chronologischen Bestimmung dieses Gefässes erforderlich war. — 3) Bonner Jahrbücher 96 S. 88ff. — 4) Harster, Festschr. zur Begrüssung der Deutschen anthrop. Ges. in Speier 1896.

und Spanien nur selten. Selbst in Rheinzabern, der berühmten Fabrik von Sigillata-Gefässen aus der römischen Kaiserzeit, gibt Harster (S. 44) nur zwei Bruchstücke von ornamentierten Terra nigra-Gefässen an. Um so wichtiger ist dieser Fund von Wilhelmsau, der erste in der Mark Brandenburg und soweit ich aus den Publikationen ersehen kann, in Norddeutschland überhaupt.

Eigentümlich ist die Herstellung dieser, wie der Sigillata-Gefässe mit Relieffries überhaupt. Man bildete nämlich zuerst den mittleren Teil mit dem Ornamentfries und zwar in einer sogenannten Formschüssel.

„Die Töpfer[1]) besassen jedes einzelne Dekorationselement, sei es „figürlich oder ornamental als gesonderten Stempel fein in Ton modelliert. „Es wurde nun eine Schüssel mit ziemlich dicken Wandungen gedreht, „deren innere Kontur der Form entsprach, die das zu verfertigende „Gefäss erhalten sollte. In die noch weiche Wandung wurden die „Stempel eingedrückt, so dass also die Formschüssel alle Ornamente „konkav an der Innenseite zeigte. Diese Schüssel wurde gebrannt und „dann in ihr das eigentliche Gefäss geformt."

„Der[2]) mit der fertigen Formschüssel Hantierende hatte nichts „weiter zu tun, als den feuchten Ton in die Schüssel zu pressen, den„selben, wenn er durch Trocknen etwas geschwunden war, wieder heraus„zunehmen, an dem auf diese Weise erhaltenen Bilderfries einen glatten „Rand und einen Fuss anzudrehen und nachdem er das Gefäss in das „die spezifische Terra sigillata-Glasur vermittelnde Bad getaucht hatte, „es in einen Brennofen zu stellen."

Die grösste Sammlung solcher Formschüsseln ist uns von Rheinzabern, dem alten Tabernae Rhenanae, erhalten, welche im Museum zu Speier aufgestellt sind und allen, die den Kongress von 1896 besuchten,

1) Dragendorff l. c. S. 55. — 2) Harster l. c. S. 37.

noch in Erinnerung sein dürften.[1]) Eine grosse Zahl von Töpferstempeln sind aus derselben von Harster bekannt gemacht worden, darunter viermal der Name Cobnertus. Von dort aus wurde ein grosser Handel mit Terra sigillata-Gefässen getrieben und ich bin heute in der glücklichen Lage, Ihnen die Photographie eines Bruchstückes eines solchen Gefässes mit dem Töpferstempel Cobnertus vorzulegen, welches weit ab vom Rhein in Hallstatt in Oberösterreich, in der dortigen römischen Niederlassung in „der Lahn" gefunden worden ist.

Auch in Westerndorf in Bayern und in Rottweil in Württemberg existierten grosse Fabriken, welche ein grosses Absatzgebiet für ihre Sigillata-Gefässe hatten; die meisten im Norden gefundenen sind aber aus Gallien exportiert worden.

Dieser gallische Handel zog wahrscheinlich, nach Verbreitung der Töpferstempel zu urteilen, von Trier aus die Mosel hinab zum Rhein und weiter nach Frankreich und Belgien hin. Von welchem Hafen aus die germanischen Küstenländer versorgt wurden, ist mit Sicherheit noch nicht festzustellen. Schon im Jahre 1897 hatte ich bei Besprechung der „gewellten" Bronzekessel, speziell des Exemplars von Nijmegen[2]) darauf hingewiesen, dass die Verbreitung dieser provinzialrömischen Industrieerzeugnisse über Norddeutschland und Skandinavien von den Rheinmündungen aus auf dem Seewege nach Norwegen, Schweden, Dänemark, Oldenburg und weiterhin bis zum untern Weichselgebiet erfolgt ist. Auch Willers kommt in seinem umfassenden Werke über die römischen Bronzeeimer von Hemmoor[3]) nach sorgfältiger Prüfung des ganzen bezüglichen Fundmaterials zu dem Schluss, dass die geographische Verbreitung der gallischen Fabrikate im Norden auf Nijmegen hinführe.

Von den vielen Artikeln, welche der Norden auf diesem Wege erhielt, sind aber für den gallischen Export am meisten charakteristisch die oben geschilderten Gefässe mit Relieffries und die „gewellten" Bronzekessel, weil beide sicher gallischen Ursprungs sind.

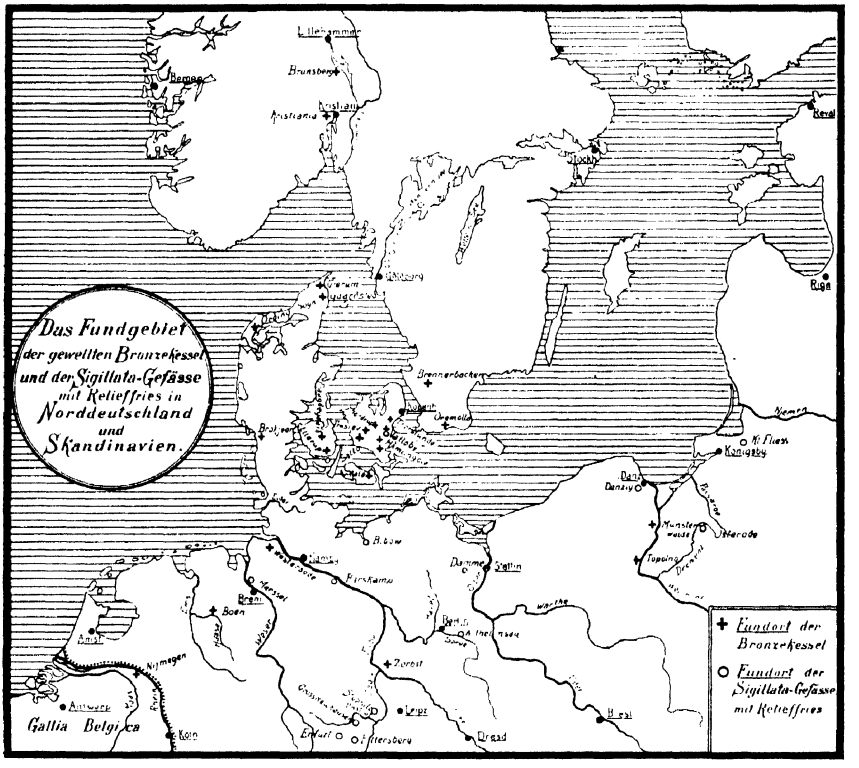
Überblickt man nun die folgende Fundkarte dieser beiden Artikel, so ergibt sich gleichsam von selbst der Weg, den der gallische Handel jener Zeit einschlug. Von der Rheinmündung aus gingen die Waren offenbar zunächst die deutsche, jütische, schwedische und norwegische Küste entlang, dann weiter zu den dänischen Inseln und längs der preussischen Küste bis nach dem kurischen Haff hin; von den Handelsstationen an der Küste aus wurden sie wahrscheinlich durch die einheimischen Zwischenhändler die Ems, Weser, Elbe und Weichsel hinauf ins Binnenland hinein vertrieben. Dieser Zwischenhandel war am weitesten in Norwegen und im Stromgebiet der Elbe vorgedrungen, den grössten Absatz aber in der Provinz fand er, nach den Funden zu urteilen, auf Seeland, in Hannover, Thüringen und Westpreussen.

Was nun die Chronologie der Gefässe mit Ornamentfries betrifft, so gehören sie nach dem übereinstimmenden Urteil aller Forscher der mittleren

1) Vgl. Harster l. c. Taf. V. — 2) Verhandl. der Berl. anthrop. Ges. 1897 S. 450ff. — 3) Willers, Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor, Hannover 1901 S. 202.

römischen Kaiserzeit, hauptsächlich dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. an. Sie treten frühestens gegen Ende des 1. Jahrhunderts auf und kommen zur Zeit der Constantine, d. i. im Anfang des 4. Jahrhunderts, nicht mehr vor. Der Fund einer Münze von Septimius Severus (193—211) in einem Grabe von Wilhelmsau würde dieser Zeitbestimmung nicht widersprechen.

Das zweite Fundobjekt von Wilhelmsau, welches wahrscheinlich zum ersten Mal in der Provinz Brandenburg nachgewiesen wird, ist die Zweirollenfibel (s. oben S. 577). Leider ist von derselben nur ein Fragment mit dem charakteristischen Zweirollenteil erhalten, so dass wir über die Gestalt des Bügels nur wenig und über die des Fusses nichts erfahren.



Zweirollenfibeln fehlen in Italien ganz. Sie treten zuerst in der älteren Hallstattzeit auf in St. Lucia, Watsch, Dobran in Kärnthen, in Meran und in Gurina — dann verschwindet dieser Fibelmechanismus ganz und tritt erst in der Völkerwanderungsperiode wieder auf. Über diese letztere Form wissen wir aus den gründlichen Studien Gremplers[1]) über den prachtvollen Fund von Sackrau, dass dieselbe sich von den Küsten des schwarzen Meeres aus durch Ungarn bis nach dem Norden hin verbreitet hat, dass sie in Ungarn am Ende des 3. Jahrhunderts auftritt und

1) Der Fund von Sackrau. Korrespondenzbl. der Deutschen anthrop. Gesellsch. 1891 S. 133 ff.

Legende zu der nebenanstehenden Karte.

+ = Fundort der gewellten Bronzekessel. ○ = Fundort der Sigillata-Gefässe mit Reliefffries.

Fundort	Museum	Nachweis
Nijmegen + . . .	Leiden	Verh. d. Berliner anthr. Ges. 1897 S. 450
Boen + ...	Oldenburg	Bericht d. Oldenbg. Landes-V. f. Altert. 1875 S. 13
Marssel ○	Bremen	Müller-Reimers, Vor- und frühgeschichtl. Altert. der Provinz Hannover S. 212
Westersode + . . .	Hannover	Willers, Die römisch. Bronzeeimer von Hemmoor, Hannover 1901 S. 185
Barskamp ○ . . .	„	Müller-Reimers l. c. S. 142
Wilhelmsau ○ . . .	S. Busse bei Berlin	Oben S. 580
Zerbst + (2 Ex.) . .	Berlin, K. M. f. Völk.	Verh. d. Berliner anthr. Ges. 1897 S. 176
Stöbnitz ○	Halle	Nachrichten über deutsche Alt. 1900 S. 34 und
Grossneuhausen ○ .	Berlin, K. M. f. Völk.	Ebendort S. 34 [Förtsch, Schriftl. Mitt.[1])
Erfurt ○	Erfurt	„ S. 34
Ettersberg ○ . . .	Weimar	„ S. 34
Brookjeer + . . .	Kopenhagen	Sophus Müller, Schriftl. Mitt.[1])
Ordning Sogn + . .	„	Ebendort
Gjerum + ...	„	Sophus Müller, Aarbøger f. Nord. Oldk. 1874 S. 372
Gaardstedt + . . .	„	Ebendort
Norwegen (?) + 2 Ex.	Kristiania	Undset, Ebendort 1880 S. 138
Brunsberg + . . .	„	Rygh, Norske Oldsager No. 351 bezw. 225
Brenner-backer + .	Stockholm	Montelius, Svenska fornsaker Fig. 373
Öremölla + ...	„	Akademiens Månadsblad 1874 S. 27 ff.
Thorslande + . . .	Kopenhagen	Sophus Müller, Aarbøger f. Nord. Oldk. 1874 S. 372
Valløby + (2 Ex.) u. ○	„	Engelhardt, Ebendort 1873 S. 285 ff.
Himlingöie + . . .	„	Sophus Müller, Schriftl. Mitt.
Kalø + ...	„	„ „ Aarbøger f. Nord. Oldk. 1874 S. 372
Salto + ...	„	„ „ Schriftl. Mitt.
Freslev + ...	„	„ „ Aarbøger l. c.
Nordrup + ...	„	Ebendort
Ellerup + ...	„	„
Fraugdegaard + . .	Odense	Sophus Müller, Schriftl. Mitt.
Bibow ○	Schwerin	Mecklenb. Jahrb. II S. 52
Damme ○	Prenzlau	Mitt. d. Uckerm. M.- u. G.-V. z. Prenzlau 1902 I S. 51
Danzig ○	S. Blell in Marienbg.	Undset, Eisen S. 146
Münsterwalde + . .	Danzig	Lissauer, Prähist. Denkm. d. Prov. Westpreussen. Leipzig 1887 S. 155
Topolno + ...	Graudenz	Verh. d. Berliner anthr. Ges. 1897 S. 36
Osterode ○	Privatsammlung in Brandenburg	Sitzungsberichte der Prussia 1900 S. 76
Kl. Fliess ○ . . .	Königsberg i. Pr. Prussia-M.	Ebendort S. 73—79

1) Den Herren Direktoren Förtsch in Halle und Sophus Müller in Kopenhagen danke ich verbindlichst für die mir freundlichst erteilte Auskunft. Die folgenden von dem letzteren angegebenen Funde von gewellten Kesseln konnte ich nicht in die Karte eintragen: 1 im Museum zu Broholm, Fyen; 1 von Rislew, Seeland, und 2 von unbekanntem Fundort in Kopenhagen.

bis in das 5. Jahrhundert hinein fortlebt. In Sackrau selbst erscheint sie mit Münzen der Kaiserzeit aus dem Ende des 3. Jahrhunderts, so dass Grempler die Gräber von Sackrau an das Ende des 3. oder den Anfang des 4. Jahrhunderts setzt. Sie zeigt einen Handelsverkehr von Südost über Schlesien nach dem Norden an; durch den Fund der Fibel auf dem Gräberfelde von Wilhelmsau wird erwiesen, dass dieser Weg in der Provinz Brandenburg vom Stromgebiet der Oder auf das Stromgebiet der Elbe überging.

Auch die Fibeln mit umgeschlagenem Fuss, von denen Sackrau und Wilhelmsau mehrere Exemplare geliefert haben (s. oben Grab 22), bestätigen diese Zeitbestimmung.

Wie in Sackrau wurden ferner auch in Wilhelmsau Holzeimer mit schönen Eisenbeschlägen aufgefunden, von denen die letzteren vollständig erhalten sind. Sie zeigen dieselben Formen der Henkel, Reifen und kleinen hufeisenförmigen Verstärkungen, wie Grempler sie von Sackrau abgebildet hat.

Eine ornamentierte Lanzenspitze aus einem Grabe von Wilhelmsau, welches Hr. Ingenieur Herrmann untersucht hat, ist von Kossinna[1]) bereits als ostgermanische Waffe archäologisch gewürdigt worden und gehört nach ihm schon dem 4. Jahrhundert an.

Fassen wir das Ergebnis dieser Betrachtungen zusammen, so ergibt sich, dass das Gräberfeld von Wilhelmsau

1. Kunde gibt von westlichen gallischen Handelsverbindungen, welche über das Stromgebiet der Elbe bis zur Spree aufwärts sich erstreckten und von östlichen ungarischen, welche über Schlesien und Brandenburg weiterhin nach Norden zogen.
2. dass dasselbe vom Ende des 3. Jahrhunderts bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts benutzt worden sein muss, da das Gefäss mit dem Bilderfries spätestens an das Ende des 3. Jahrhunderts gesetzt werden kann, die ostgermanische Lanzenspitze nach Kossinna aber bereits dem 4. Jahrhundert angehört.

Hr. Kossinna: Über das reichhaltige und wichtige Brandgrubengräberfeld von Wilhelmsau habe ich mich näher ausgelassen in meinem Vortrage „Über die verzierten Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen“ (oben S. 378. 379. 382. 396. 398. 399).

Zugrunde gelegt habe ich dabei die Veröffentlichung von Buchholz und Friedel über die Ausgrabungen des Märkischen Museums (Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der Geschichtsvereine 1888, 1ff.) und die teilweise prächtigen Grabfunde der Sammlung des Hrn. Ingenieur Herrmann in Pankow. Ich konnte den durchaus ostgermanischen Charakter dieses Gräberfeldes nach den verschiedensten Richtungen hin klar legen und seine Zeit hauptsächlich als das vierte Jahrhundert bestimmen. Ostgermanische Kennzeichen sind hier zunächst der Grabritus der Brandgruben, dann die verzierten Eisensachen, besonders die Lanzenspitzen, Messer, Schlüssel, die aus kreuzweise übereinander gelegten Bronzebändern

1) Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 382.

hergestellte Muschelbirne, ferner die mannigfachen Arten von tönernen Trinkgefässen, wie die hohen Pokale mit von innen hohlem Fusse, die kleinen Tassen mit dem weit ausgezogenen, spitzwinkligen Henkel. Wenn Hr. Busse auch diese Gefässe zu den von ihm entdeckten „neuen Formen" zählt, so zeigt die von mir nachgewiesene Verbreitung derselben von Schlesien bis Bornholm (S. 398) die Unrichtigkeit seiner Meinung.

Ich füge hier noch einige charakteristisch ostgermanischen Stücke von Wilhelmsau aus der Sammlung des Hrn. Herrmann in Abbildung bei.

So einen kleinen, hell orangefarbenen, auf der Drehscheibe gearbeiteten Tonbecher (Fig. 1), zusammen mit einem anderen ungedrehten kleinen Fussbecher, dessen Bauch mit erhabenen, schräg abwärts laufenden Rippen bedeckt ist, in Grab 1 gefunden.

Fig. 1.

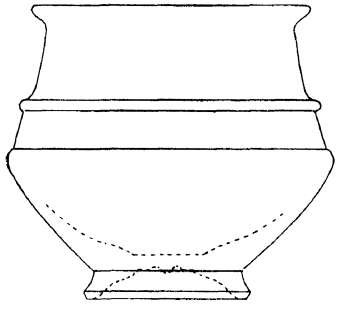


Fig. 2.

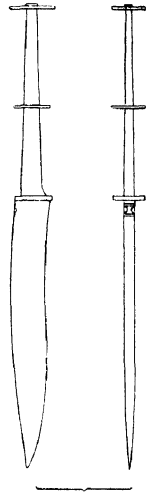


Fig. 3.

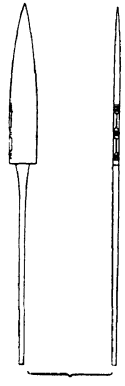
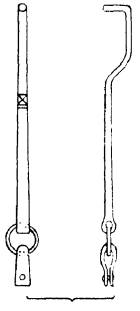


Fig. 4.



Ferner ein besonders langes, eisernes Dolchmesser mit verziertem Rücken und drei auf den flachen Griff geschobenen Querscheiben, die zur Befestigung der Giffplatte dienten (Fig. 2). Dieses Messer stammt aus Grab 9 der Sammlung Herrmann, zusammen mit einem zweiten Eisenmesser mit aufgebogener Spitze, von dem nur noch diese Spitze vorhanden ist, einem Eisenmesser mit gerader Klinge, einem Eisenpfriem, einer riesigen Eisenschere mit Ringbügelende, einer sehr breit halbkreisförmigen, dreiteiligen Eisenschnalle, einer Schildfessel von dem spätkaiserzeitlichen Typus (oben S. 381, Fig. 11, IIId), einem Bronzebeschlage, zwei dicken Bronzekoppelringen, deren einer mit Goldbronze belegt ist, Bruchstücken eines Glasgefässes und zwei römischen Bronzemünzen, von denen eine unkenntlich, die andere ein Septimius Severus (193—211) ist.

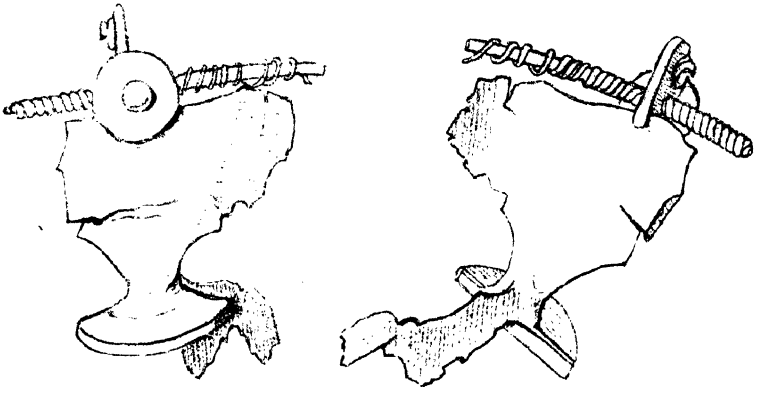
Ferner ein Eisenmesser mit gerader Klinge, deren Rücken etwas reicher verziert ist (Fig. 3); es stammt von einer Stelle, wo sich nur Reste zerstörter Gräber befanden, und lag neben einem Spinnwirtel.

Endlich einen Eisenschlüssel, auf dessen Rücken ein durch Querlinien begrenztes liegendes Kreuz eingeschlagen ist (Fig. 4), eine häufiger wiederkehrende Verzierungsform (s. S. 379).

Auch die Zweirollenfibel ist kein „Unikum“ in der Mark Brandenburg, wie Hr. Busse meint. Von alters her ist bereits eine solche bekannt durch die Veröffentlichung von Voss und Stimming (Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg), wo auf Taf. 9 der Abt. VI eine solche aus Rietz, Kr. Zauch-Belzig, abgebildet ist. Sie hat die grösste Breite des Fussendes oberhalb der Mitte desselben, gehört daher schon zur jüngeren Klasse dieser Fibeln, die frühestens an das Ende des vierten Jahrhunderts oder um 400 anzusetzen sind, wie denn auf westgermanischem Gebiete, wozu auch das westliche Brandenburg um diese Zeit noch gehört, überhaupt nur diese jüngere Form der Zwei- und Dreirollenfibel vorkommt.

Dagegen kenne ich eine andere silberne, zweifellos ostgermanische Zweirollenfibel von älterem Typus, die sich in der vorgeschichtlichen Sammlung zu Landsberg a. W. befindet und aus Rüdersdorf, Kr. Niederbarnim, stammen soll. Dieser Fundort wäre also, falls die Angabe richtig ist, nicht allzuweit von Wilhelmsau entfernt, so dass es nicht unmöglich

a. Fig. 5. b.



erscheint, dass sie tatsächlich auf dem Wilhelmsauer Gräberfelde zum Vorschein gekommen ist, und dieses um so mehr, da sich in der Sammlung zu Landsberg ein flacher Eisenbügel von einem Holzeimer befindet, der angeblich aus einer Urne von „Wilhelmsau bei Rüdersdorf“ herrührt (A 230 der Landsberger Sammlung). Von der Rüdersdorfer Fibel besitze ich eine vor vielen Jahren von dem verstorbenen Konservator der Landsberger Sammlung, Hrn. Dr. Hartmann, mir gelieferte Zeichnung, die ich jahrelang verlegt hatte und bis vor kurzem verloren glaubte. Ich konnte darum bei der Niederschrift meiner oben angeführten Abhandlung den Typus dieser Fibel nur ungefähr aus dem Gedächtnis bestimmen (S. 397) und sehe nun aus der wiederaufgefundenen Abbildung, dass ich mich geirrt habe. Die Abbildung von oben und von rückwärts gesehen (Fig. 5) zeigt, dass wir es hier nicht mit einer Fibel vom Typus Almgren, Fibelformen Fig. 219, sondern mit einer solchen vom Typus Fig. 134 oder vielmehr mit einer Weiterentwicklung desselben zu tun haben. Es ist eine zweigliedrige Armbrustfibel aus Silber mit sehr hohem Fuss, aber zugleich mit sehr breiter Kopfplatte, die einst wohl mit gestanztem Silberblech

belegt war, ausserdem mit ursprünglich zwei Rollen, von denen die eine allein noch erhaltene über einen Eisenstab gewickelt ist. Auch dieser Typus ist durch seine Abstammung von der Bornholmer Form Almgren Fig. 134, die in Norddeutschland nur einmal in Ostpreussen vorkommt, als durchaus ostgermanisch gekennzeichnet.

Auch die von Hrn. Lissauer besprochene Terranigraschale ist nicht das einzige derartige Gefäss auf germanischem Boden. Ich kenne zwei hohe eiförmige Becher dieser Art, die mit erhabenem Rankenwerk bedeckt sind; einer von ihnen trägt die Inschrift „dona me". Sie sind gefunden worden in Gesellschaft von vielen kleineren Tonschalen mit Trichterfuss, von denen eine auf der Drehscheibe gearbeitet und vielleicht provinzialrömischer Herkunft ist, in einem Gräberfelde zu Dingen, Kr. Lehe, und befinden sich in der Sammlung des Vereins der Männer vom Morgenstern zu Lehe (jetzt vielleicht zu Geestemünde). In der Tonmasse und in der Form sehr ähnlich, obwohl nicht mit erhabenen, sondern mit eingeritzten Ornamenten versehen, sind zwei gedrehte provinzialrömische Becher eines Brandgrabes auf der Oxstedter Heide bei Kuxhaven aus dem 4. Jahrh. n. Chr., die zusammen mit dem Bronzebeschlage eines Holzeimers und geschmolzenen Glassachen gefunden worden sind (Rautenberg, Jahrbuch der Hamburger wiss. Anstalten 1887, IV, 10, Taf. II, 1. 2).

Als Ergänzung zu Lissauers Liste der provinzialrömischen Bronzegefässe mit schräg gewellten Rippen, die als Zeugnisse des Seeverkehrs auf germanischem Boden zutage getreten sind, nenne ich ein solches Stück aus einem Brandgrabe von Kreuz an der Ostbahn (Kr. Filehne), von dem allerdings nur noch die beiden einst angelöteten Henkelösen vorhanden sind, die aber mit voller Sicherheit auf einen Bronzekessel der genannten Form schliessen lassen. In diesem Kessel lagen eine dreiteilige Bronzeschnalle mit etwas mehr als halbkreisförmig gebogenen Bügel, ein Bronzesporn vom Vimoortypus, dessen Stachel in neun Flächen verläuft, sowie ein Bronzearmband, dessen Verzierungsweise sehr stark an einem Typus der mittleren Bronzezeit (3. Periode) erinnert. Der Fund ist beschrieben und abgebildet von G. Buschan in den Verhandl. d. Berl. anthr. Ges. 1888, 153f., Fig. 11—14. Auch der Fund von Kreuz zeigt, dass die ostgermanischen Stücke dieses Typus von der Weichselmündung her ins Land gebracht worden sind.

Hr. Busse: Wenn ein gleiches Stück aus Rüdersdorf stammt, so kann der Zusammenhang allerdings nur der sein, dass diese zweite Fibel ursprünglich auch in Wilhelmsau gefunden worden ist und nach Rüdersdorf abgegeben wurde. Ich führte im Anfang meines Vortrags schon aus, dass die ersten Funde von Wilhelmsau von dem Verwalter des Vorwerks, Hrn. Dürre, dem Administrator des Rittergutes in Rüdersdorf übergeben wurden. Es waren ein Armring aus Silberdraht, ein Diadem aus Silber, ein Beil und eine Speerspitze aus Eisen u. m. a. Der Administrator hat die Sachen weiter verschenkt. Es existieren demnach zwei silberne Fibeln mit Doppelrollen von Wilhelmsau.

Sitzung vom 24. Juni 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Hr. Geh. Sanitätsrat Dr. Kroner, einer der Mitbegründer unsrer Gesellschaft, ist am 10. d. M. gestorben.

Wir beklagen ferner mit der ganzen gebildeten Welt den jähen Tod Hermann von Wissmanns, des unsterblichen Mannes, der sich um die Wissenschaft und das Vaterland gleich verdient gemacht hat. Wenn Deutschland ihm die Erhaltung seines Kolonialbesitzes in Ostafrika verdankt, so verdanken ihm die Geographie und Ethnographie die Erforschung neuer Länder- und Völkergebiete in dem dunkeln Erdteil, welchen er zweimal durchquert hat. Von seinem grossen Interesse für die Völkerkunde zeugen die gefüllten Schränke unseres Museums, welche die zahlreichen kostbaren Geschenke Wissmanns aus dem Kongogebiet und aus Ostafrika bewahren. Mit ihm ist wiederum einer der grossen Entdecker aus dem Leben geschieden, welche uns erst durch ihre Reisen das äquatoriale Afrika erschlossen haben. Wir werden beiden Toten stets ein treues dankbares Andenken bewahren!

(2) Hr. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Albert Orth, unser verehrtes Mitglied, beging am 15. d. M. in jugendlicher Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag. Wir sprechen dem Jubilar nachträglich unsere wärmsten Glückwünsche aus! —

(3) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Generalarzt a. D. Dr. Grossheim in Berlin.
2. „ Schriftsteller und Dozent Baege in Friedrichshagen.
3. „ Dr. Eichhorn in Berlin.

(4) Hr. Professor von Luschan ist von der British Association for Advancement of Science eingeladen worden, auf deren diesjähriger Versammlung im Capland zwei Vorträge zu halten und wird im Laufe des Juli dieser ehrenvollen Aufforderung folgen, um sich dort zugleich anthropologischen und ethnologischen Studien zu widmen. Wir wünschen ihm eine glückliche Reise und die besten Erfolge für seine Arbeiten. —

(5) Als Gast wird begrüsst Hr. Dorsey, Chef des ethnologischen Bureaus in Chicago. —

(6) Hr. Dörpfeld in Athen übersendet der Gesellschaft sein Werk „Troja und Ilion“ als Geschenk und zugleich einen Auszug seines Vortrags über „Brennen und Beerdigen der Toten“, welchen er auf dem archäologischen Kongress in Athen gehalten hat. Derselbe ist bereits dem Bericht des Vorsitzenden über diesen Kongress in der Sitzung vom 20. Mai als Auto-Referat[1]) eingefügt worden.

(7) Der Congrès international d'Expansion économique mondiale wird vom 24.—29. September in Mons tagen und sich in der 5. Sektion mit der Frage beschäftigen:

> Welches sind in den neuen Ländern die besten Methoden der ethnographischen und soziologischen Forschung, um zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis des sozialen Zustandes, der Sitten und Gebräuche der Bewohner zu gelangen und dieselben zu einer höheren Zivilisation zu erheben?

Die Mitglieder der Gesellschaft werden zum Besuch des Kongresses eingeladen. —

(8) Hr. J. Kollmann (Basel) sendet die folgende Mitteilung:

Über Rassengehirne.

Von Seiten der Psychologie und der Soziologie setzt man zumeist voraus, dass das Gehirn der Naturvölker eine andere morphologische Beschaffenheit besitzen werde, als dasjenige der Kulturvölker. Auch manche Anatomen und Physiologen neigen dieser Auffassung zu. Eine Entscheidung ist nicht erreicht in dieser interessanten Frage, die noch eine andere weit zurückgreifende Bedeutung hat. Die Gehirne unserer europäischen Vorfahren lassen sich nicht mehr zur Stelle schaffen, und doch liegt die Frage zu nahe, wie verhielten sich gerade die Stammeltern in dieser Hinsicht? Lässt sich in den Zustand des Gehirns der sogenannten wilden Rassen ein genauer Einblick gewinnen, dann ist davon auch ein Licht zu erwarten für unsere eigene Vorgeschichte.

Von diesem Gesichtspunkt aus sei auf die Ergebnisse eines kompetenten Beobachters hingewiesen, der vier Gehirne von Feuerländern genau untersucht und mit Europäergehirnen verglichen hat. Die Untersuchungen sind an der Universität von Buenos Aires von Dr. Chr. Jakob ausgeführt worden. Hr. Jakob ist dort Chef des anatomisch-physiologischen Instituts für Neurologie und Psychiatrie, verfügt über eine Sammlung von mehr als tausend mit Formol fixierten Gehirnen und hatte überdies zu weiterer Vergleichung den wertvollen Atlas von G. Retzius zur Verfügung.

Das allgemeine Ergebnis stellt sich nun in folgender Weise dar (Revista del Museo de la Plata. La Plata 1904. Mit 7 Tafeln): die vier Gehirne der Feuerländer befinden sich vollständig auf gleicher Höhe mit dem mittleren Entwicklungszustand der Europäer-Gehirne (ils se trouvent parfaitement à la hauteur du développement moyen des cerveaux européens). Sie variieren um einen idealen Typus, wie alle Gehirne. Der

1) Siehe S. 538.

Lobus frontalis und occipitalis variieren wie bei uns. — Diese Angaben stimmen mit denen von Seitz und Manouvrier überein und zeigen aufs Neue, dass alle Nationen, die man heute als zivilisierte Völker bezeichnet, seit 2000 Jahren die gleiche Beschaffenheit des Gehirns aufweisen, wie die Feuerländer.

Ich vertrete die Ansicht, dass diese Ausführungen eine richtige Deutung der beobachteten Tatsachen darstellen. Das Organ des Geistes ist in seinem Aufbau und in seinem Gewicht zwar sehr variabel, aber Rassenunterschiede hat man bis jetzt auch bei den europäischen Völkern vergebens gesucht. Die Gehirne der Esten, Letten, Polen verglichen mit der Gehirnform anderer Völkerschaften lassen keine Unterschiede erkennen (Weinberg). Die übereinstimmenden Züge in dem Oberflächenbau des Gehirns sind von so eklatanter Art, dass man versucht sein könnte, auf Grundlage der Beobachtung zwei einander so fremd gegenüberstehende Volksstämme, wie die Letten und Polen, geradezu als rassenverwandt, ja unmittelbar als Brüder zu erklären.

Man darf, wenn darob das Erstaunen etwas zu heftig sich äussern sollte, den fundamentalen Satz nicht vergessen, dass Nationen nicht durch physische Zeugung entstehen, sondern durch historische Erziehung.

(9) Hr. O. Schellong übersendet aus Königsberg i. Pr.

weitere Mitteilungen über die Papuas (Jabim) der Gegend des Finschhafens in Nordost-Neu-Guinea (Kaiserwilhelmsland).

Auf folgende meiner früheren Publikationen wird bezug genommen:

1. Über Familienleben und Gebräuche der Papuas der Umgebung von Finschhafen. Ztschr. f. Ethnolog. 1888.
2. Beiträge zur Anthropologie der Papuas. Ebenda 1891.
3. Musik und Tanz der Papuas. Globus Nr. 6, 1889.
4. Die Eingeborenenbevölkerung (Papuas) von Kaiserwilhelmsland und dem Bismarckarchipel. Münchener Allgem. Ztg., Beilagen Nr. 46, 47, 48. 1889.
5. Das Barlumfest der Gegend Finschhafens. Int. Archiv f. Ethnogr. II. 1889.
6. Über die Herstellung einiger Ethnographica der Gegend Finschhafens. Ebenda I. 1888.
7. Notizen über das Zeichnen der Melanesier. Ebenda VIII. 1895.
8. Einige Bemerkungen über die Fahrzeuge (kanus) der Eingeborenen von Neuguinea und dem Bismarckarchipel. Ebenda 1905.
9. Die Jabimsprache der Finschhafener Gegend. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1890.
10. Die Malariakrankheiten. Berlin, Jul. Springer 1890.

Ungleich ist das Los reisender Leute; sie kommen fast alle nach redlichen Mühen aus unwirtlichen Gegenden mit gehobener Brust und frohem Herzklopfen in die lange entbehrte Heimat zurück; reiche Schätze an Erfahrung und Beobachtung nennen sie ihr eigen; aber nur wenigen ist es beschieden, das Mitgebrachte in Musse zu ordnen und zu einem einheitlichen Ganzen

zu verarbeiten, bei andern setzt das Leben mit seiner Unruhe, seinen Pflichten, seinem Ringen und Kämpfen in der Heimat sogleich wieder ein und mancheiner muss sich gewaltsam losmachen von dem lieb gewordenen Bild in seiner Seele und darf dahin nur zurückkehren, soweit ihm die Pflichten dafür einen Augenblick Zeit gewähren.

So ungefähr ist es auch mir ergangen; die Veröffentlichungen über meine Wirksamkeit auf Neuguinea sind nur nach und nach entstanden und wenn ich mich jetzt anschicke, sie abzuschliessen, so blättere ich in fast vergilbten Blättern.

Meine Studien auf Neuguinea fallen in die Jahre 1886—1888. In der Zeit, welche seither verflossen ist, mag manch neue und interessante Seite aus dem Leben der Papuas erschlossen sein. Wenn ich trotzdem diese Publikation der Öffentlichkeit übergebe, so wird dieselbe vielleicht gerechtfertigt durch den Umstand, dass derselben 1. ein authentisches Beobachtungsmaterial zugrunde liegt, welches 2. in einer Gegend (Jabim) gesammelt wurde, welche seither nicht besiedelt wurde und 3. zu einer Zeit gesammelt wurde, wo der Papua dem Beobachter noch als ein Steinzeitmensch, ohne jede fremde Beeinflussung, entgegentrat. Bosonders dieser letztere Umstand erscheint mir der Betonung wert zu sein. Denn wie rasch der Steinzeitmensch die Eigentümlichkeiten dieser Entwicklungsepoche ablegte und die Errungenschaften der ihm zugebrachten Kultur sich aneignete, das zu beobachten war in der Tat von eigenartigem Reiz.

Es war auch hier selbstverständlich zuerst das Metall, dessen Überlegenheit gegenüber dem Stein dem praktischen Sinn des Papua sofort einleuchtete; er legte den Stein, das Muschel- oder Knochengerät sofort beiseite, und verlangte und erhielt dafür, vom billigsten anfangend, den Nagel, das Bandeisen, das Hobeleisen, das gewöhnliche Handbeil und schliesslich die gute Holzaxt. Man kann sagen, fast mit dem Moment, als wir dort erschienen waren, war das steinerne Instrument des Papua, mit welchem er vielleicht Jahrhunderte hindurch seine Bedürfnisse befriedigt hatte, einfach ausser Kurs gesetzt; und ich habe, wiewohl ich mich zu den Gründern der Kolonie Kaiserwilhelmsland zähle[1]), nicht mehr Gelegenheit gehabt, die Handhabung des Steinbeils beim Holzfällen, Zimmern usw. zu beobachten; höchstens bei der Plantagenarbeit erschien es noch dann und wann auf der Bildfläche. Unterstützt wurde dieser Massenumtausch dadurch, dass, in dem Masse, in welchem der Papua nach dem Eisen verlangte, auch unsererseits sein originelles Steinbeil begehrt wurde, zumal da es in der ersten Zeit für ein 10—15 *cm* langes Stück Bandeisen zu erlangen war. Am 5. November 1885 trat die Kolonie auf den Platz[1]); ein Jahr später, am 29. November 1886, beim Ankauf des Dorfes Suam, wurde jedes Haus noch mit je einem Tradebeil und zwei Stücken Hobeleisen (also höchstens 3 Mk. im Wert) bezahlt; noch ein Jahr später hatte das schlechte Tradebeil kaum mehr einen Wert; es wurde nur noch die reelle Axt verlangt. Ganz

1) Die Gründer der Station Finschhafen (5. November 1885) waren die Herren Menzel, Grabowsky, Elle und der Zimmermann Ohm; ich stiess im Januar 1886 zu ihnen.

ähnlich ging es mit anderen Kulturgegenständen; eine Schachtel schwedischer Zündhölzer fand sich sehr bald in dem Requisit eines jeden Papua vor und ich erinnere mich lebhaft, wie verblüfft ich war, als mir von einem Papua, welchen ich ziemlich abseits von der Station auf dem Wege in der sicheren Erwartung ansprach, er werde mein Ersuchen um Feuer zum Anzünden einer Zigarre mit dem Reiben zweier Holzstückchen beantworten, ganz schlankweg, als ob er es immer so gewohnt gewesen sei, mit einer Schachtel schwedischer Zündhölzer aufgewartet wurde. An die Stelle der Kokosnussflasche trat sehr schnell die Glasflasche, statt der Obsidianscherben zum Schneiden, Rasieren und Frisieren die Glasscherben, statt eines Blattes zum Einwickeln das Papier, wie überhaupt das Papier, sowohl als Stoff, als auch in seiner Eigenschaft zum Fixieren schriftlicher Mitteilungen dem Steinzeitmenschen derartig imponierte, dass „Papier" das erste deutsche Wort war, welches er nachsprach. Rechnet man noch die blauen und roten Stickperlen dazu, welche die kekum der Jabim als Putz ersetzten, so mussten die Bedürfnisse des Steinzeitmenschen damit allerdings als vollkommen befriedigt erscheinen. Denn wessen sollte er noch weiter bedürfen? Teller, Messer, Gabel, Kleidung, Speisen, Alkohol hatten für ihn keinen Wert; und das einzige was ihn noch zu besitzen gereizt hätte, das Gewehr, bekam er nicht.

Der somatischen Beschreibung der Papuas habe ich dem darüber früher (2) Mitgeteilten nichts hinzuzufügen. Über die Haarbeschaffenheit und die mannigfachen Haarfrisuren der Papuas des Jabimbezirks habe ich an der gleichen Stelle (2 S. 160 und 4 S. 698) ebenfalls Mitteilung gemacht. Es dürfte hier noch eine Angabe darüber nachzuholen sein, in welcher Weise nämlich das Haar der Papuas geschoren, oder richtiger gesagt, rasiert wird. Bei dieser Prozedur beteiligten sich zwei Personen; die eine bearbeitet den Kopf von links, die andere von rechts her, bis sie in der Mitte des Kopfes zusammentreffen; die Obsidianscherben werden mit kurzen, schabenden Bewegungen gehandhabt und zwar in der Richtung von oben nach unten fortschreitend; wenn es nicht recht vorwärts gehen will, wird das Haar, ganz wie bei unserem Rasieren, angefeuchtet; Wasser wird in einem Kokosnussschälchen bereit gehalten; jedes herunterfallende Haar wird von einem Assistenten sorgfältig in einem Blatt aufgenommen, wohl um der Verbreitung des Ungeziefers zu steuern. Ist alles herunter, so wird die Kopfhaut nochmals mit Wasser befeuchtet und mit einer roten Paste bestrichen, einem Gemisch von mui und ein wenig Saft, welcher frisch von einem angewärmten Blatt ausgedrückt wird.

Dass fast alle Papuas des Jabimbezirks durchbohrte Nasensepta haben, ist bekannt (cf. 2 S. 162); weniger bekannt indessen, dass die Nasenstifte (ping) aus Holz oder Muschel, trotzdem für gewöhnlich nicht getragen werden. Die Durchbohrung der Nasensepta wurde mittelst der Fieder der Sagopalme ausgeführt.

Den Geruchsinn bekundeten die Papuas durch ihre Vorliebe für Wohlgerüche. Zu den Bedürfnissen eines jugendlichen Stutzers gehörten einige wohlriechende Kräuter; das häufigste, ssaling, wurde als Sträusschen an einem Holzstiel, im Armring am Oberarm getragen; stärker und nach

Kalmus duftete mäle, wovon kleine Stückchen abgebissen und auf der Haut verrieben wurden. Anscheinend als Aphrodisiacum wurde mussi, die Massoirinde, geschätzt; mit der gekauten Rinde und dem wohlriechenden Speichel salbten sich die Männer oder sie spuckten damit die Frauen an, um deren Gunst zu erwerben.

Wie schon füher (9) hervorgehoben wurde, stösst man in der Jabimgegend auf eine grosse Anzahl von Dialekten, welche oftmals gar keinen Zusammenhang miteinander zu haben scheinen. Zwischen den Dorfschaften der verschiedenen Sprachenbezirke bilden sich indessen schon früh intime Beziehungen verwandtschaftlicher (z. B. durch Heirat) oder kommerzieller Natur heraus, so dass dann ältere Leute, welche im Leben herumgekommen sind, oftmals mehrere Sprachen geläufig sprechen. Der Häuptling Makiri des vorher erwähnten Dorfes Suam sprach fliessend ausser dem eigenen Jabimdialekt noch die Dialekte der Landschaft Bukaua[1]), sowie die Dialekte der Kaidörfer[1]), der Tamiinseln[1]) und der Insel Ssiassi[1]) (Rock Island), er war also ein grosser Sprachkünstler. Er sprach dagegen nicht den Poumdialekt[1]), welcher anderseits den Bewohnern des ebenfalls beim Finschhafen gelegenen kleinen Dorfes Ssiu geläufig war. Gerade diese erschwerte sprachliche Verständigung der einzelnen Papuastämme untereinander bewirkte aber, dass sich neben der Sprache die Verwertung von Zeichen und Pantomime bei ihnen zu ganz erstaunlicher Fertigkeit ausgebildet hattte, was dem Sprachforscher damals sehr zustatten kam. Denn wo Worte und auch oftmals Begriffe fehlten, musste man sich häufig mit diesen primitiven Hilfsmitteln begnügen. Dafür ein Beispiel: man zeigte mir ein Kraut und benannte es mottam. Was tut man damit? Durch Kauen der Blätter des Krautes machte man mir begreiflich, dass es zum Essen bestimmt wäre. Aber wie zubereitet? Arlu, so hiess mein etwa 10jähriger Gewährsmann, machte die folgende Manipulation: er holte ein grosses Taroblatt herbei, gab demselbeu durch Einfalten die Form eines Topfes, benannte den so improvisierten Topf „ku", legte das Kraut hinein, deutete an, wie Wasser hinzugegossen und unterhalb des ku Feuer angemacht werde, zeigte dann, wie man das gekochte Kraut herausnähme und fortwerfe, während die Brühe getrunken werde.

Bei solchen Gelegenheiten, wie sie der Zufall gerade herbeiführte, konnte man dieses und jenes seinem Notizbuch einverleiben, wie überhaupt das Erlernen der Neuguineasprachen unter den damaligen Verhältnissen, wo weder Dolmetscher noch Wörterverzeichnisse existierten, für den Forscher lediglich eine Sache der zufälligen Gelegenheit war, was hier für diejenigen hervorgehoben werden möge, welche etwa glauben, dass man mit viel Methode an die erste Erforschung einer Sprache herangehen könne. Das allerwichtigste Besitztum in dem Wortschatz wird übrigens stets die Phrase „was ist das" oder „wie heisst das" (im Jabim: ni assa) sein; hat man erst diese Frage glücklich herausgebracht, so baut sich vieles mühelos darauf auf.

1) Cf. 9 S. 5 und 103, 104, 105.

2) Aber man ist auch leicht Irrtümern ausgesetzt. Vgl. darüber 9 S. 6 ff.

Einen wichtigen Anlass, sich sprachlich näher zu treten, gaben den Papuas ihre vielfachen Handelsbeziehungen untereinander. Dieselben wurden, um noch darauf kurz einzugehen, sowohl privatim als auch dorfweise auf besonderen Auktionsmärkten geregelt. Ein paar Tage vorher werden die Interessenten dazu eingeladen, indem man ihnen unter näherer Bezeichnung der Zeit und des Ortes, wo ein solcher Markt stattfinden solle, die Rippe eines Palmblattes überreicht.

Man findet sodann auf einem freien Platze, zumeist in der Nähe einer Plantage oder eines Dorfes die Handelsgegenstände in Gruppen aufgestellt, pyramidenartig aufgeschichtete Haufen von Taro und Yam, Schweine, Tabak, Betelnüsse. Für jedes Stück ist eine besondere Umzäunung gemacht. Makler ist eine einflussreiche Person, z. B. der Häuptling eines Dorfes. Er fragt mit lauter Stimme unter Nennung des Gegenstandes, an wen derselbe zu verkaufen sei; die Menge bezeichnet einen der anwesenden Käufer, welcher herantritt und den Kaufpreis neben die Ware hinlegt. Damit ist der Handel abgeschlossen; Feilschen, Streit und Zank gibt es nicht. Makiri zahlte für ein Schwein drei Stücke Eisen, drei rote Taschentücher und drei Perlenschnüre. Dass es bei solchen Märkten auch lustig zugehen kann, habe ich bei Gelegenheit des Barlumfestes (cf. 5 S. 13) beschrieben.

Die Lebensbedürfnisse der Papua sind, wie vorher angedeutet, sehr einfacher Art. Wert hat für ihn nur das, was er mittelbar oder unmittelbar zum Lebensunterhalt bedarf, also ausser der Wohnung, das Kanu, einige Werkzeuge, Waffen und Gerätschaften, das Essen selbst, und dazu ein wenig Ausputz. Man geht indessen fehl, wenn man annimmt, dass der Papua seine verhältnismässig einfachen Nutzungsgegenstände überall selbst herstellt; im Gegenteil, man wird bemerken, dass fast jeder Bezirk seine Fabrikations- und Handelsspezialitäten aufweist. Diese haben sich entsprechend den in der Natur dafür vorhandenen Rohprodukten allmählich ausgebildet; auch wurde die für Herstellung eines bestimmten Artikels erworbene Geschicklichkeit wahrscheinlich durch Generationen weiter vererbt. In dem Jabimbezirk waren es hauptsächlich die verschiedenfarbigen Tragnetze (abelum); die Speere wurden in den waldreichen Kaidörfern und dem Poumbezirk fabriziert; Bukana lieferte die Segel- und Bootsstricke. Tamispezialität waren Holzschüsseln (ku), Kokosnussschälchen (lä), beide als Essgeschirr in Gebrauch; ferner Schlafmatten und Regenkapuzen aus Pandanusblatt (me), auch die festgestrickten Tragetäschchen (natadzap); das Dorf Kella, mehr südlich gelegen, beschäftigte sich mit der Tonwarenfabrikation und lieferte überallhin die Kochtöpfe[1]); aus Ssiassi bezog man die rote Erde (mui) in Klumpen, zum Bemalen des Gesichts, ferner Muschelarmbänder, Muschelringe und buntfaserige Weiberschürzen.

Die Tragnetze (abehun) wurden in dem Finschhafenbezirk von Frauen mit Knochennadeln geknüpft, in ganz der gleichen Weise wie der Fischer etwa seine Netze arbeitet. Das Garn ist auf roten und grünen Spulen

1) In der Astrolabebay versorgte in ähnlicher Weise die Insel Bili Bili die ganze Gegend mit Kochtöpfen.

vorhanden; damit die Maschen gleichmässig ausfallen, wird über dem Streifen eines Kokosnussblattes als Mass gearbeitet. Das in der Öse der Knochennadel eingefädelte Garn wird nach jeder Masche um den ersten und fünften Finger aufgehaspelt, während die Nadel zwischen den zweiten und dritten Finger zu liegen kommt. Die rote Farbe des Garns stammt nicht von der roten Erde (mui) her, welche lediglich als Kosmetikum dient, vielmehr wird der rote Farbstoff auch hier von dem Blättersaft von gballe gewonnen, derselben niedrigen Pflanze, deren ich bereits früher bei der Obofabrikation (cf. 6) Erwähnung getan habe. Die Blätter werden gekaut und der braunrote Saft in eine Schüssel gespieen (ka laun tannin ma natakui gissip la). Die grüne Farbe (dju) soll dagegen von einer Erdart herstammen (tassi nom ma i pi, was etwa unserem „ausgraben" entspricht). Ob die Muster gelegentlich auch nachträglich auf das farbige Netzwerk aufgetragen werden, habe ich aus eigener Anschauung nicht feststellen können. Über die Herstellung anderer Handelsartikel habe ich mich bereits an anderer Stelle (cf. 6 und 8) ausgesprochen.

Die Dorfgemeinschaften des Jabimbezirks waren klein zu nennen. An der Spitze stand der abumtau; ihm gegenüber waren alle männlichen Personen, ob Kinder oder Erwachsene, die gnapali ssaun (eigentlich „kleines Kind"). Welche Vorrechte der Häuptling sonst genoss, war nicht ohne weiteres ersichtlich; er war jedoch entschieden Respektsperson; er allein durfte nur einen feierlichen Gesang exekutieren, tassumiti (cf. 3); bei Festen, Märkten und anderen Veranstaltungen war seine Stimme ausschlaggebend; auch wurde das Wort abumtau mit der Sonne (abumtau oa) und dem Mond (abumtau ajum) in Verbindung gebracht, bedeutete also etwas Hohes, Verehrungswürdiges.

Die Kinder betragen sich vernünftig und für unsere Begriffe musterhaft artig und treten Eltern und erwachsenen Personen ohne Scheu und Furcht gegenüber. Ungehorsam und Ungezogenheiten der Kinder habe ich kaum bemerkt; selbst Säuglinge schrieen fast niemals. Besondere Ehrfurchtsbezeugungen gegen die Älteren sind mir nicht aufgefallen, ausser dass der Knabe in Gegenwart des Häuptlings nicht zuerst essen durfte. Die Eltern lieben ihre Kinder, ohne sie zu verzärteln. Küssen kommt nicht vor, ebensowenig wie ich das Küssen im Verkehr der Geschlechter gesehen habe. Im Dorfe geht es ruhig und ordentlich zu; Höflichkeitsgesten und -Floskeln existieren nicht, auch nicht der holden Weiblichkeit gegenüber. Wiewohl die Beziehungen mit den Nachbardörfern gerne unterhalten und gepflegt werden, so hat man bei den Zusammenkünften der Papuas nicht eigentlich den Eindruck, als ob der Gastgeber dem Gast mehr als Unterkunft und Kost zu gewähren verpflichtet wäre. Die oftmals bei uns so schwer zu lösende Frage, wie der Gast zu unterhalten sei, wird von den Papua augenscheinlich gar nicht gestellt. Die Gäste werden ohne besonders herzliche Begrüssung empfangen, begeben sich sogleich in das zweistöckige lum (Fremdenhaus, Männerhaus, Junggesellenhaus), hocken daselbst, alle das Gesicht nach einer Richtung nehmend, marionettenhaft nieder, verharren stumm in Ruhe und Würde, und auch nicht einer der Gastfreunde fühlt sich gemüssigt, den Fremden Gesellschaft zu leisten.

Das gibt dann ein für unser Empfinden sehr komisches Bild. Auch bei den nächtlichen Tanzfesten wird nicht viel geschwatzt; feierliche Stille und einiges Zeremoniell charakterisiert die Zusammenkünfte der Stammesgenossen.

Anderseits kann der Papua auch, wenn es darauf ankommt, in unserem Sinne höflich sein. Uns gegenüber trat die Höflichkeit nicht selten in Erscheinung, wenn er uns unaufgefordert Gegenstände, welche wir trugen, abnahm; oder er begleitete uns beim Verlassen des Dorfes über die Dorfgrenze hinaus, machte uns auf Unebenheiten des Weges aufmerksam, nötigte uns Platz zu nehmen, lud auch zum Essen ein; auch machte er uns, was mit unseren Höflichkeitsbegriffen freilich nicht übereinstimmt, wenn es Abend wurde, darauf aufmerksam, dass es Zeit wäre, nach Hause zu gehen. Man konnte darin aber auch eine gewisse fürsorgliche Mahnung erblicken, dass wir in der Dunkelheit nicht den Weg verfehlen möchten. Blieb man irgendwo zur Nacht, so erhielt man ein brennendes Holzscheit mit für die Schlafstelle. Auch das, was wir „bewundern" nennen, ist dem Papua ein geläufiger Begriff. Er drückt das aus durch Schnalzen mit der Zunge, Kopfschütteln, Pfeifen und Ausstossen von Lauten, wie ooī (ōpōpō im Hatzfeldhafen), ganz wie wir es zu tun pflegen. Bisweilen konnte das Bestreben, höflich zu sein, sogar recht störend werden, wenn sie nämlich ihre eigenen Worte, welche ich ihnen aus Missverständnis falsch nachsprach, ihrerseits nun falsch wiederholten.

Dass sich hinter der Maske der Höflichkeit auch Lüge und Falschheit verbirgt, lehrte mich folgender Vorfall: Kurze Zeit, bevor ich den Finschhafen verliess, machte ich einem meiner braunen Freunde begreiflich, dass wir uns alsbald trennen würden. Er bedauerte offenbar diesen Entschluss und bat mich, ihn doch noch einmal meinen Vorrat an Eisen, Perlen und anderen Dingen sehen zu lassen. Nachdem er alles, wie üblich, bewundert hatte, knüpfte er daran die weitere Bitte, ihm diese Kostbarkeiten zum Andenken zu überlassen; und er gebrauchte dabei den Hinweis, dass er bei jeder Beschäftigung, welche er z. B. mit der Axt verrichten würde, an mich erinnert werden würde. Auch die weitere Versicherung, dass er bei meinem Fortgange weinen würde, gehörte in das Bereich der Höflichkeitsfloskel. Ob es blosse Höflichkeitsbezeugung war oder als ein Zeichen der Versöhnung gedeutet werden sollte, als jemandem von uns, nachdem ein etwas gespanntes Verhältnis bestanden hatte, ein in ein grünes Blatt gewickeltes und mit einem Stricklein verschnürtes Tabaksblatt — also eine Friedenszigarre! — überreicht wurde, vermochte ich nicht zu entscheiden. Hierher gehört auch das Besingen der Heldentaten, wovon ich im Globus (cf. 3 S. 87) Mitteilung gemacht habe.

Die Tagesbeschäftigung der Papuas wurde durch die besonderen Umstände der Witterung, durch Nahrungsbedürfnisse und Rücksichten auf festliche Veranstaltungen bedingt. Eine regelrechte Feldarbeit wurde nur von den Frauen auf den Plantagen ausgeübt; die Männer machten im Boot Fahrten nach benachbarten Küstendörfern, oder sie lagen dem Fischfang ob, seltener beschäftigten sie sich mit Schnitzereien, Flechtarbeiten und anderen Handfertigkeiten. Wenn sie nichts zu tun hatten, so lagen

sie in ihren Hütten herum und schliefen, wie sie überhaupt von ihrem Schlafbedürfnis den ausgiebigsten Gebrauch machten. Der Nachtschlaf des Papua konnte freilich als der reine Genuss nicht gedacht werden, denn nur auf einer Bastmatte (me) gelagert und allenfalls noch mit einer solchen zugedeckt, die kleine Holzstütze im Nacken, musste er von Zeit zu Zeit das Feuer auf der Feuerstelle des Hauses schüren; auch befindet sich der Hund aing[1]) in der Hütte und damit er sich nicht davon mache, ist ihm die eine Vorderpfote in eine Schlinge gelegt worden. Die Feuerstelle dient der Erwärmung und hält die Mücken ab; mitunter gibt es mehrere Feuerstellen in einem Hause. Der Papua legt sich möglichst nahe an dieselbe heran und es war zu verwundern, dass man niemals von Hausbränden hörte.

Zu den Genussmitteln gehört das Tabakrauchen und das Betelkauen. Beides wird in mässiger Menge genossen. In den Dörfern trifft man immer nur vereinzelte Tabakspflanzen an; warum sie nicht mehr davon bauen, ist nicht recht einzusehen, denn nach der Beliebtheit zu urteilen, welche unsere Cigarren bei ihnen genossen, ist ihr Tabaksbedürfnis keineswegs als befriedigt anzusehen. Das Tabaksblatt wird zu Cigarren gerollt; Pfeifenrauchen ist nicht üblich.

Der Betelkauer verfährt folgendermassen: Nachdem die grüne Schale der Betelnuss abgezogen ist, kommt der kirschgrosse, weissliche Kern zum Vorschein; dieser wird von dem Betelkauer gehörig zerkaut und mit einer Prise gepulverten Kalks heruntergeschluckt; Kalk wird in den bekannten Kalebassen überall mitgeführt. Er schneidet sodann kleine Stückchen von einer harzigen, noch grünen und saftigen Holzrinde (bälla) ab und zerkaut diese ebenfalls. Schliesslich entnimmt er einem kleinen Päckchen, als welches ein trockenes Blatt dient, das bräunliche Pulver dă und verreibt es an den vorderen Zahnflächen, wobei diese schwarz gefärbt werden. — In welcher Absicht, ob zum Genuss, zur Sättigung, oder aus medizinischen Gründen die rote, in rundlichen Klumpen aufbewahrte Erde (nom dĕ: dĕ ist auch das Wort für Blut; also Bluterde) genossen wird, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Finden sich hier vielleicht Anklänge an die Vorstellung der blutbildenden Eigenschaften der Eisensalze? Geophagie in grösserem Massstabe wurde nicht beobachtet.

Hier sei noch einiger anderer Gebräuche der Papuas gedacht. In einem Lande, wo es keine Schlösser und Schlüssel gibt, liegt die Frage nahe, in welcher Weise man sich sein Besitztum und sein Eigentumsrecht wahrt. Denn wenngleich der Papua zumeist dem bewährten Grundsatze des omnia mea mecum porto huldigt, so ist er doch oft genötigt, von seinem Hab und Gut manches in seiner Behausung zurückzulassen oder Dinge, welche ihm im Augenblick gerade unbequem sind, irgendwo am Wege niederzulegen. Gelegenheit zum Diebstahl ist reichlich vorhanden. Die Dörfer trifft man zu manchen Zeiten des Tages, wenn die Erwachsenen ihrer Beschäftigung nachgehen und auch meist die ganze Jugend mitgenommen haben, gänzlich menschenleer an; bei Gelegenheit

1) Beliebter Hundename.

von Festlichkeiten verlässt Alt und Jung oftmals für mehrere Tage ihre Behausungen; Wächter bleiben nicht zurück.

Nach den Erfahrungen, welche wir gelegentlich machen konnten, ist nun der Papua dem Diebstahl keineswegs prinzipiell abhold; er entwendete gern etwas von unserem Besitz, was ihm in die Augen stach; aber er lachte vergnügt, wenn er dabei ertappt wurde, so dass man nicht den Eindruck bekam, dass er sich eines moralischen Fehlers bewusst war. Hingegen respektierte er unbedingt gewisse Gebräuche, mit welchen er selbst sein Eigentumsrecht zu schützen pflegte. Dazu gehört folgendes: Der Besitzer eines Hauses, welcher das Dorf verlässt, pflegt die Eingangstür mit einem Strick zuzubinden. Will sich Jemand den Besitz einer Kokospalme sichern, so knüpft er ein Blatt der Palme um den Stamm derselben. Den Besitz von allen möglichen Gegenständen im Dorfe oder ausserhalb desselben sichert er sich einfach dadurch, dass er einen Grashalm um dieselben bindet; so gezeichnete Gegenstände kann man ruhig am Wege liegen lassen; es vergreift sich Niemand an ihnen. Auch als sich Jemand bei einem Tauschgeschäft das blosse Anrecht auf eine später zu erhandelnde Axt sichern wollte, knotete er einen Grashalm um den Stiel der Axt, als Zeichen des Vorkaufrechts.

Über den Fischfang der Papuas ist von mir bereits einiges (cf. 4, Nr. 47) berichtet worden. Die beliebteste Fangart ist das Speeren der Fische. Fischspeere, grosse, lanzenförmige und kleine, pfeilartige, dürften nicht leicht in einer ethnographischen Sammlung fehlen. In der Jabimgegend stellt man den Fischspeer folgendermassen her: Eine Anzahl zugespitzter Hölzchen (kɪ ssim) werden um ein Röllchen von Pandanusblatt trichterförmig angeordnet und über das der Spitze des Trichters entsprechende Ende der Hölzchen, ein Paar kleinere oder grössere Schieber (aō pō) wie beim Crayon herübergestreift; je enger die Schieber anziehen, um so weiter klaffen die Hölzchen über dem Pandanusröllchen am anderen Ende auseinander. Ist somit die Speerspitze fertig, so wird der Schaft aus Bambus vorbereitet; indem das Bambusrohr zunächst mit der Axt geglättet wird, kann man bemerken, wie geschickt die Axthiebe geführt werden, nämlich, um das Splittern des Holzes zu vermeiden, niemals längs oder quer, sondern stets schräg zu der Längsrichtung des Schaftes. Darnach wird das obere Ende des Schaftes, bevor die Spitze hineingesteckt wird, noch extra stark mit einer Wurzel (dibbi) umwickelt und erst jetzt die Spitze in den Schaft hineingetrieben, in der Weise, wie man den Hammer in den Stiel hineintreibt.

Der Fischspeer begleitet den Papua auf seinen Streifzügen im Wasser, die er teils zu Fuss zur Zeit der Ebbe, teils im Boot ausführt. Beliebt sind auch Fischwehren, welche in Flussläufen oder auch im Hafenbassin angelegt wurden, worüber einiges bereits früher berichtet wurde (cf. 4 und 8). Der Papua baut die Wehr aus dem Material, welches gerade zur Stelle ist; am häufigsten werden Matten aus Palmblättern dazu gefertigt, welche fliessendes Wasser leicht hindurchstreichen lassen; ein anderes Mal sah ich im Bubui eine aus Steinen gebaute Wehr; die Steine waren dem Flussbett direkt entnommen; sie rahmten ein seichtes Bassin mit

einer Eingangs- und Ausgangsöffnung ein, geräumig genug, um bei geeignetem Wasserstand nach Abschluss der Ausgangsöffnung ein reguläres Fischtreiben zu veranstalten.

An solchen durch Fischwehren eingerahmten Stellen wird auch der Netzfischfang (Kätscher) gern betrieben (cf. 4, pag. 700).

So sehr auch der Papua durch den Fischfang in ständiger Fühlung mit dem flüssigen Element lebte, so wenig war er geneigt, seinen Körper mit dem Wasser in Berührung zu bringen. Sich waschen, baden, schwimmen verursachten ihm eine besondere Überwindung; eine Ausnahme hiervon machten allein die vorwiegend seefahrenden Tamiinsulaner, welche ich einmal nach einer nächtlichen Segelfahrt beim Morgengrauen in das Wasser springen sah, um sich zu erfrischen. Der Wasserscheu mag vielfach die Furcht, mit Krokodilen und Haifischen in Kollision zu geraten, zu grunde liegen; auch halte ich es für wohl möglich, dass plötzliche Abkühlungen auch bei den als latent infiziert anzusehenden Papuas (cf. 10) häufiger von Ausbrüchen des Malariafiebers gefolgt sein mögen; schliesslich ist Vorsicht im allgemeinen ein Charakteristikum des Papua. Wie er, um ein Beispiel anzuführen, verfuhr, um über den an und für sich kleinen, damals indessen stark aus den Ufern getretenen Flusslauf des Bumi[1]) zu gelangen, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Er benutzte zum Übergang die Stelle, wo der Fluss, nahe seiner Ausmündung in das Meer, eine Sandbarre gebildet hatte. Hier kam ihm ein anderer, mit welchem er sich zuvor verständigt hatte, vom andern Ufer entgegen; beide kamen aufeinander, den Untergrund Schritt für Schritt sondierend, zu, bis sie sich in der Mitte der Sandbank fast erreicht hatten; jetzt sind sie so nahe, dass sie sich die Hände reichen können, und jetzt, an der tieferen Rinne, zieht der eine den anderen zu sich herüber.

Der Vogelfang wird gegenüber dem Fischfang gewiss nur ganz vereinzelt betrieben; ich habe niemals gesehen, dass Eingeborene den Versuch machten, den Vogel mit Bogen und Pfeil zu erlegen; wohl aber traf ich einmal eine Vogelfalle an (ssakapoa); sie befand sich inmitten einer Taroplantage nahe bei einem hohen schattenspendenden Baume; hier war ein $^1/_2$ *m* breiter und 2 *m* langer, ein wenig an- und absteigender Sprossengang durch $^1/_2$ *m* hohes Flechtwerk ringsum verkleidet; da sollte sich der Vogel zur Nachtzeit hineinbegeben; man schleicht sich an ihn heran und ergreift ihn, so wurde ich belehrt; wie er angelockt wird, konnte ich indessen nicht erfahren.

Im Essen und Trinken ist der Papua anspruchslos; seine Mahlzeit ist nach unseren Begriffen sogar dürftig zu nennen. Er pflegt nur eine grössere Mahlzeit einzunehmen, und zwar gegen Abend. Dann sind die Frauen aus den Plantagen heimgekehrt, reichlich beladen mit Tragnetzen (abelum), welchen sie Flaschen mit Wasser, Yamknollen, Taros, Bananen

1) Es hatte am 6. 7. 1886 in 24 Stunden 307 *mm* geregnet; der stark aus den Ufern ausgetretene Fluss führte in starker Strömung grosse Massen Schlamm und Baumstämme ins Meer: die Brandung war um etwa 100 *m* nach dem Meere zu verschoben.

und andere Früchte entnehmen; die Männer haben vielleicht mit dem Fischfang Glück gehabt oder eine Schlange gefangen. Alles das wird dann zum gemeinsamen Mahle zubereitet. Ich bin in der Lage, hier einige Küchenrezepte anzugeben. Am 1. Februar 1888 zählte das Dorf Ssiu 48 Köpfe, darunter 6 Männer, 10 Frauen, 15 Knaben, 17 Mädchen. Diese 48 Personen bereiteten sich eine Mahlzeit, welche bestand aus einem Tragnetz voll Yamknollen, 40 Bananen, einem Fisch von etwa 10 Pfd. Gewicht und einer Schlange von $2^1/_2$ *m* Länge. Der Fisch, der unserem Lachs in Aussehen und Geschmack ähnelnde ibano, war geangelt worden; die Schlange war angeblich auf einem Baum erwischt worden; noch lebend hatte man sie an einer dicken Stange am Kopf festgebunden.

Der Fisch wurde am Schwanz aufgehängt, darunter ein Kochtopf (ku) gestellt. Labum, welcher das Zerlegen zu besorgen hatte, riss zunächst die Kiemen heraus; dann schlitzte er mittelst des Rohrmessers eine fensterartige Öffnung in die Bauchseite, riss die Eingeweide heraus und übergab dieselben einem Jungen zum Reinigen im Meerwasser; er selbst schälte dann das Fleisch beiderseits vom Rückgrat teils mit den Fingern teils mit dem Rohrmesser los, teilte das Fleisch der Länge nach in 4—6 Stücke und tat dieselben in den mit Yamblättern ausgelegten Kochtopf (ku). Da hinein kam auch das Schwanzstück und der gereinigte Kopf, während die Eingeweide auf dem Feuer gebraten wurden. In den Topf kam noch Wasser hinein; das gibt die beliebte Fischsuppe, ibano nassalu. Der fertig gekochte Fisch wurde, aus der Brühe herausgenommen, auf einem jener primitiven, aus Kokosnussblatt geflochtenen Anrichteplatten serviert; er wird jetzt ibano (g)nanu genannt. Man spricht auch, wie bei uns, vom Kopf-, Mittel- und Schwanzstück. Die Brühe wird aus Kokosnussschälchen geschlürft; ein jeder erhält eine Tasse voll.

Die aaldicke Schlange wurde noch lebend im Feuer gesengt; tot, wurde sie, am Schwanz aufgehängt und das Fleisch, wie beim Fisch, mit einem längs des Rückens verlaufenden Schnitt jederseits von der Wirbelsäule losgelöst; da das Fleisch sehr fest anhaftete, musste Labum sich bei dieser Prozedur seiner Axt bedienen; schliesslich blieb die nackte Wirbelsäule hängen, nachdem er das Fleisch mitsamt der Haut und den Eingeweiden 1 Fuss oberhalb des Kopfes quer abgetrennt hatte. Bei der weiteren Loslösung der Eingeweide mittelst Rohrmessers wurde ich auf das Eingeweidefett als einen Leckerbissen besonders aufmerksam gemacht. Die Eingeweide wurden auf dem Feuer gebraten, das übrige mitsamt dem Rückgrat zur Suppe in den Topf getan und mit vier Kokosflaschen Wasser übergossen.

Die Bananen wurden in einem mit einem Bananenblatt ausgelegten Kochtopf einfach aufgehäuft und (ohne Wasser) aufs Feuer gesetzt.

Die Yamknollen wurden mittelst einer Muschel geschabt und zerstückelt; jedes Stück hat dann die Grösse einer Kartoffel; das Kochen geschieht im Topf mit ein wenig Wasser. Alle Kochtöpfe werden mit Blättern zugedeckt.

Alles Wasser, was Kochzwecken dient, ist Süsswasser, wie es täglich aus benachbarten Flussläufen entnommen und in den Kokosnuss-

flaschen in die Dörfer gebracht wird; sehr bald wurden sie durch unsere Glasflaschen ersetzt; eine Frau packt mindestens 1 Dutzend solcher Kokosflaschen in das Tragnetz; zum Verschluss dient ein aus einem frischen Bananenblatt gerollter konischer Stopfen (ssung); wird nur wenig Wasser gewünscht, so lüftet man diesen Stopfen nur um ein weniges und lässt das Wasser daran herabträufeln.

Ssongoi ist eine im Finschhafener Hafenbassin anzutreffende Auster; die handtellergrossen, über die Fläche gebogenen Muscheln liegen in 12 bis 15 Fuss Tiefe auf schlammig tonigem Meeresgrund. Beim Tauchen bedient sich der Papua zur Führung einer langen Stange; indem er dieselbe zuvor fest in den Grund stösst, klimmt er daran mit grosser Behendigkeit in die Tiefe und umgekehrt wieder herauf. Die Muschel kommt aufs Feuer, nach einigen Augenblicken öffnet sie ihre Schale; das gelb aussehende Austerntier ist recht wohlschmeckend. In der Nähe der Austernplätze wurden ausgedehnte Essgelage abgehalten, was man aus den am Ufer zu grossen Haufen aufgehäuften Austernschalen schliessen konnte.

Ilei(g), eine kleine Schnecke am Sandstrand, ist eine andere papuanische Leckerei; dieselbe wird in einer Kokosnussschale, ohne Wasser, auf glimmendes Feuer gesetzt; schon nach wenigen Augenblicken, wenn nämlich das Schneckengehäuse ein trockenes Aussehen bekommt, kann man das Tier, jetzt wider ilei(g) (g)nānu genannt, mit Leichtigkeit mittelst eines Grashalms oder einer Kokosblattfieder auslüften.

Auf dem gleichen Feuer wurden noch ein Paar Tarowurzeln (Kippi) und ein Paar kurze Stückchen Zuckerrohr geröstet. Vom Zuckerrohr wurde nur die innere Hülle und das Mark (gnádu und gnánu) gegessen; die äussere, harte, mit rauhen Härchen besetzte Hülle dagegen wurde fortgeworfen (gnāpa tahallissing).

So improvisiert der Papua die Mahlzeiten in der freien Natur, wie sich gerade die Gelegenheit dazu bietet; oftmals sind es kleine Knaben und Mädchen, welche, um ein Feuer hockend, sich mit allerlei Leckereien die Zeit vertreiben und man bekommt dabei manch anmutiges Genrebildchen zu sehen.

Bemerkenswert ist hierbei, dass der Papua fast nichts roh geniesst; wenn er zum regulären Abkochen nicht kommen kann, so röstet er die Speisen wenigstens einen Augenblick auf dem Feuer; das gilt auch von Fleischspeisen, wenn sie ausserhalb des Dorfes genossen werden. Der gespeerte Fisch oder der erlegte Vogel kommen ohne Salz und Schmalz auf das Feuer, der Vogel erst, nachdem er zuvor eilig gerupft, gesengt und zerlegt wurde. Alles wird vom Vogel gegessen, auch die Eingeweide.

Ein schmackhaftes Gericht bestand aus dem Brei der gekochten Tarowurzel, der mit Kokosnussmilch übergossen und durchknetet worden war. Das Durchkneten geschah nicht mit der Hand, sondern mit einem hübsch geschnitzten Holzlöffel (ssaku) in einer der bekannten kahnförmigen Holzschüsseln.

Auch sonst bewahrt der Papua beim Essen gern den nötigen Anstand. Er schöpft das Quellwasser, wenn er auf dem Marsch seinen Durst stillen will, nicht mit der Hohlhand, sondern er wird sich dazu einer

Kokosnussschale oder einer Bambuhülse, oder, wenn nichts anderes zu haben ist, auch nur eines in Trichterform zusammengelegten Blattes bedienen.

Ich traf zwei Männer, als sie sich an den Kernen der lilaroten, faustgrossen Früchte des Baumes lănĭp (la = Segel, nip = Kokosnuss) mitten im Urwald gütlich taten. Die ovale Frucht wurde zwischen zwei Steinen durch Schlag von Pol zu Pol geöffnet; unter der dicken, harten Schale findet sich der längliche, kleinfingerdicke Kern von charakteristischem Mandelgeschmack. Man servierte die Kerne voll Anstand auf einem grossen Blatt, welches überdies mit ein Paar der roten Fruchtschalen ganz geschmackvoll garniert war.

Eine andere Mahlzeit sah ich unter einem Brotfruchtbaum einnehmen, wobei ich zugleich Gelegenheit hatte, den Papua als vollendeten Improvisationskünstler zu bewundern. Ich erlebte folgende hübsche Szene (23. I. 1887): Auf einem Spaziergang begegnete ich einigen Männern und Knaben, als sie gerade von irgend einer Beschäftigung in Anspruch genommen waren, von der ich zunächst nicht wusste, was sie zu bedeuten hatte. Ich konnte bemerken, wie man ein Paar herbeigeholte Lianen zu einem mehrere Meter langen Strick verband; ferner, wie aus einem dünnen Baumstämmchen durch ein paar Axthiebe ein hakenförmiges, dem Bootshaken ähnelndes Instrument zurechtgehauen wurde. In der Nähe befand sich ein dickstämmiger Brotfruchtbaum, welchem diese Vorbereitungen, wie ich nunmehr sah, galten. Es sollte ein Brotfruchtkernessen veranstaltet werden. Es galt also zunächst, den Baum zu erklimmen; der Stamm war dick und für unsern Begriff ohne Leiter[1]) (ein dem Papua offenbar unbekanntes Gerät) nicht zu erklimmen. Wie half sich der Papua? Sehr einfach in folgender Weise. Er bediente sich für seinen Zweck einer danebenstehenden Betelpalme, indem er das schlanke Stämmchen mühelos erkletterte; oben angelangt, schwang er sich mit Leichtigkeit in die Äste des Brotfruchtbaumes hinüber; doch zuvor hatte er klugerweise mittelst der oben erwähnten Liane, welche er im Schamgurt mit sich führte, die Krone seines Stämmchens mit einem Ast des Brotfruchtbaumes fest verknüpft. Der Grund war einleuchtend; er wollte den gleichen Weg zurückmachen und war besorgt, dass das schwankende Stämmchen der Betelpalme abbrechen könnte, wenn er zurückkehrend, sich mit der Wucht seiner Körpers auf dasselbe herüberschwingen würde; so indessen, unmittelbar unterhalb seiner Krone durch die Liane befestigt, würde es nicht in bedenkliche Schwankungen geraten. Nach diesen Vorsichtsmassregeln hatte unser Freund keine weiteren Schwierigkeiten zu überwinden. Mit Katzenbehendigkeit kletterte er auf den Ästen des Brotfruchtbaumes herauf und herab, überall die kürbisartige eiförmige Frucht des Brotbaumes mit seinem primitiven Holzhaken erfassend. Der Abstieg erfolgte auf die schon angedeutete Manier mit grösster Eleganz; als er auf dem Betel-

1) Die Sprossenleiter wird durch einfache Holzstiegen ersetzt; das sind mit Einkerbungen versehene Pfähle.

palmenstämmchen wieder angelangt war, wurde die Liane losgebunden und er glitt nun zur Erde herab.

Die heruntergeworfenen Früchte waren inzwischen von den anderen geöffnet und ihrer Kerne entledigt worden. Besondere Aufmerksamkeit wurde einem an einem gemeinsamen Stiel gewachsenen Fruchtpärchen zu teil; man bedeutete mich, es wären tua und lassi (älterer und jüngerer Bruder); und sie würden dementsprechend auch von einem Bruderpaar verzehrt werden. Das ähnelt ganz unserem Vielliebchenessen.

Die Kerne wurden sogleich an Ort und Stelle verzehrt. Dass niemand Zündhölzer zum Anzünden des Feuers bei sich hatte, bereitete weiter keine Schwierigkeit; schon nach wenigen Sekunden hatte ein Junge von einer benachbarten Feuerstelle am Wege eine glimmende Holzkohle mit der Feuerzange herbeigebracht; diese letztere wiederum so einfach wie nur möglich, nämlich aus einer zusammengebogenen elastischen Baumwurzel improvisiert; in einer weiteren Sekunde war das Feuer entfacht; Brennmaterial liegt ja überall in Massen umher.

So konnte ich die speisende Gruppe voller Bewunderung über das Geschehene verlassen.

Ich erwähne an dieser Stelle noch eines seltenen Küchengeräts (tontong), einer Art Pistill, welches dazu dient, um verschiedene Speisen, wie Yam und Sago, zu einem Brei zusammenzukneten. Ein ähnliches, nur viel kleineres Instrument, ist von mir bei Gelegenheit der Perlenfabrikation (6) beschrieben worden.

Eine besondere Betrachtung verdient hier noch die Kokospalme, welche in dem Leben und Haushalt des Papua bekanntlich eine so wichtige Rolle spielt. Was fertigt man nicht alles aus dem Blatte einer Kokospalme? Seitenwände und Dächer des Hauses, Matten, Anrichteplatten, Körbe, Frauenschürzen, Fischwehren und wohl noch anderes. Vermöge seiner langen, gleichmässigen Fiedern ist das Blatt auch wie von der Natur zur Flechtarbeit bestimmt; man braucht den Blattstiel nur der Länge nach zu spalten und die Fiedern zu kreuzen, so ist das Flechtwerk in Gang gebracht; und die Geschicklichkeit, mit welcher z. B. binnen wenigen Minuten ein einfacher Tragkorb (Lischke) angefertigt wird, ist geradezu bewunderungswürdig. Die Herstellung der Frauenschürzen aus demselben Material ist ebenfalls die denkbar einfachste: die halbgetrockneten Fiedern von einer noch jungen Palme werden eine neben der andern auf einem Stück Bast aufgezogen; dann erst wird jede Fieder mittelst des Fingernagels in eine Anzahl von Fasern gespalten und die leichte Tändelschürze ist fertig. Schon kleine Kinder üben sich in der Handhabung der Flechtarbeiten; ein einfaches Spiel dieser Art habe ich an anderer Stelle (1) erwähnt.

Die Kokosnuss dient als Speise und Trank und wird auf allen Transporten zu Lande und zu Wasser mitgeführt. Es ist nicht uninteressant zu sehen, in welcher Weise der Papua die Kokosnuss öffnet. Der erste Akt, das Abziehen der zweifingerdicken faserigen Hülle, geschieht auf mannigfache Weise, entweder mittelst des Steinbeils oder eines pfriem-

artigen spitzen Kasuar- oder Schweineknochens [1]), welchem von manchen Reisenden, wie ich glaube zu Unrecht, die Bedeutung einer Waffe (Dolch) beigelegt wird; schliesslich auch, indem man die Nuss gegen einen in den Erdboden gesteckten spitzen Pflock schlägt. Sind erst einige Spalte vorhanden, so wird die Hülle mit Leichtigkeit mit der Hand heruntergerissen. Hat man so die rundliche Nuss freigelegt, so kommt der zweite Akt, das Öffnen der eigentlichen Kokosnuss an die Reihe. Für diesen Zweck habe ich zwei Verfahren gesehen; das gebräuchlichere besteht darin, dass man an einer beliebigen Stelle, meist an einem Pol, mittelst der Axt eine rundliche Öffnung schafft und den Inhalt wie aus einem Gefäss trinkt; das andere Verfahren wurde angewandt, wenn man den Inhalt der Nuss nicht mit einem Male auszutrinken beabsichtigte; dann schlug man mit einem faustgrossen Stein durch einmaligen kräftigen Schlag einen zirkulären Spalt in die Nuss; über den geöffneten Mund gehalten und an den Polen mittelst der Handflächen zusammengedrückt, gab die Nuss gerade so viel von ihrem Inhalt her, als man für den Augenblick davon haben wollte; wieder abgesetzt schliesst sich der Spalt vermöge der Elastizität der Schale und hält den Rest der Flüssigkeit beliebig lange zurück. Selbstverständlich wird die Nuss schliesslich zerschlagen und der Kern losgelöst.

Über Krankheiten, Heilmethoden usw. der Papuas habe ich bereits früher (1, pag. 20 und 4, pag. 714) berichtet. Ich zeigte dort u. a., dass es eine Wundnaht oder einen Wundverband nicht gibt, sondern die Wundheilung unter dem Schorf angestrebt wird. Nachzutragen ist, dass dieses Heilverfahren sehr genau innegehalten wird, so dass ein Mensch, welcher z. B. in dieser Weise ein Unterschenkelgeschwür zur Heilung bringen will, das Geschwür unter keinen Umständen mit Wasser in Berührung bringen wird; beim Durchwaten eines Gewässers hält er das kranke Bein hoch und hüpft auf dem gesunden. Andererseits schien es in manchen Fällen üblich, zur Geschwüreinigung das Wasser heranzuziehen; ich beobachtete, wie eine Mutter ihr zweijähriges Kind, welches an Geschwüren auf den Hinterbacken litt, trotz seines Widerstrebens, dem permanenten Wasserbad in einem Flusslauf aussetzte, indem sie es zwang, mit dem Rücken gegen den Strom, hocken zu bleiben.

Erwähnenswert ist auch eine Armschlinge, als welche eine beliebige Baumwurzel verwandt wurde; sie kam bei phlegmonösen Prozessen an der Hand zur Anwendung.

Von Krankheiten ist noch zu erwähnen der Ziegenpeter (Parotitis), welchen ich zweimal angetroffen habe. — Dass die Papuas des Jabimbezirks der Malaria ebenfalls in hohem Masse ausgesetzt waren, und zu einem grossen Teil an chronischen Milzschwellungen litten, habe ich als erster an anderer Stelle (10) näher ausgeführt und daran den Vorschlag geknüpft, aus dem Verhalten der Milz bei Eingeborenen weitere Schlüsse auf die endemische Verbreitung der Malaria zu ziehen.

---

1) Das seltene Stück eines dem Knochen naturgetreu nachgebildeten Pfriemens aus Grünstein befand sich in dem Besitz des Büreauschreibers Laussen, und sollte von den Tamiinseln stammen.

Von dem Begräbnis der Papuas war bereits in meiner früheren Publikation (1) die Rede. Der Hergang, wie er dort bei der Begräbnisfeier in dem Dorfe Epulim geschildert wurde, wiederholte sich mit geringen Abweichungen auch bei anderen Gelegenheiten. Eine Begräbnisfeier in dem Dorfe Ssiu nahm (am 16. 12. 1887) folgenden Verlauf: Lago, der Mann der Gilão,[1]) war eines natürlichen Todes, nicht infolge des berüchtigten lepoa ssaun („ein Strick drehen") gestorben. Am Begräbnistage zeigte die Leiche starken Fäulnisgeruch. Männer, Weiber und Kinder, auch die Witwe des Verstorbenen sassen um den Leichnam herum; die letztere ganz zusammengekauert, den Kopf mit einem grossen Tragnetz (auidung) verhüllt. Der Leichnam lag ausgestreckt auf dem Rücken; Bauch und Brust waren rot angemalt, der Bauch ausserdem mit einer Perlschnur bedeckt. Die Weiber haben Tränen in den Augen, ergehen sich in Klagegeschrei und unmelodischen Gesängen (ketang tanniboa, conf. 3) und wehren mit Palmwedeln die Fliegen ab. Andere sprechen miteinander, rauchen und ziehen auch mich in die Unterhaltung hinein. Eine kurze Strecke abseits sind Männer mit dem Aufwerfen des Grabes beschäftigt, es ist $2^1/_2$ Fuss tief angelegt. Bretter mit Schnitzereien, welche dem Hause als Zierrat gedient haben, werden herbeigebracht und der Grablänge entsprechend zugehauen; das ky (Beil) trifft immer genau in eine Querlinie, welche auf beiden Seiten des Brettes markiert wird; dann wird das Brett durchgebrochen. Zwei Bretter werden auf den Boden der Grube nebeneinander gelegt; zu jeder Seite kommt noch ein Seitenbrett.

Die Männer begeben sich nach dem Trauerhause, um die Leiche zu holen; in einer Schlafmatte (me) gewickelt wird sie von sechs Männern aus dem Hause getragen, mit dem Kopf voran. Ohne weiteres Zeremoniell legen sie den Leichnam in die Grube, mit dem Kopf nach Norden gewandt, nachdem zuvor über die Bretter am Boden der Grube noch eine weitere Bastmatte gebreitet worden war.

Inzwischen kommen die Weiber heran, die Frau des Verstorbenen zuerst, auf Händen und Füssen kriechend, Kopf und Brust mit dem Tragnetz (auidung) verhüllt; eine neben ihr gehende Freundin hat die Hand auf die Trauernde gelegt und leitet sie.

Die Witwe nähert sich dem Grabe und wirft sich unter lautem Wehklagen über den Leichnam, während die Männer sich nicht im geringsten in ihren Funktionen stören lassen; sie behauen zwei weitere Bretter, welche den Leichnam zudecken sollen. Sanft wird die Witwe aus dem Grabe entfernt und bleibt nun am Kopfende des Grabes bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, liegen; ihr Wehklagen unterbricht sie von Zeit zu Zeit durch monotone Gesänge, in welche auch andere Frauen mit einstimmen.

Das Grab ist bald mit den Händen zugescharrt und wird nun mit den Händen und Füssen festgestampft.

---

1) Die Gesichtsmaske der Gilao befindet sich in der von mir gefertigten Sammlung der Berliner Anthropolog. Gesellschaft, beschrieben unter Nr. 12 (2).

Nachdem alles beendigt ist, legt sich die Witwe neben das Grab nieder und wird mit einer Bastmatte zugedeckt; die Männer holen Palmzweige herbei und richten ein Schutzdach über der Witwe auf; denn, wie es heisst, soll sie hier drei Monate lang trauern

Nach einer Weile wird der Frau Fischsuppe in einer Kokosnussschale gereicht; ihr kleiner, etwa sechsjähriger Sohn überreicht ihr diese Erfrischung und wird selbst unter vielem Weinen zu der Mutter unter die Matte geschoben.

Einige Männer haben sich nach dem Trauerhause zurückbegeben und verteilen die Trauergaben; meist sind es lange Schnüre von Perlen, welche die Frauen in Empfang nehmen; Makiris einäugige Frau, die abumtan palinga, erhält ein Stück Eisen.

Damit ist alles beendigt und als ich die Trauerversammlung verliess, hatte ich den Eindruck, als ob alle Anwesenden recht bald wieder vergnügt sein würden.

Die Witwe war noch mehrere Wochen an der Grabstelle des Mannes in ihrem Witwenschleier anzutreffen.

Bei einem anderen Begräbnis in demselben Dorf wurde der Leichnam mit dem Kopf nach Osten, den Füssen nach Westen bestattet. Für die trauernde Witwe und deren Säugling wurde zum Schutz gegen Wind und Wetter ebenfalls eine Verzäunung von Kokosblattgeflecht hergerichtet.

Der Zufall fügte es leider, dass ich immer nur zu den Begräbnissen von männlichen Personen gelangte, so dass ich über die Bestattung der Frauen aus eigener Anschauung nichts zu berichten weiss.

Über die mannigfachen Abzeichen der Trauer habe ich mich bereits früher (1, pag. 24) geäussert.

(10) Hr. Ed. Krause gibt weitere Nachrichten

über Mord- oder Sühnekreuze.

In meinem Bericht über die Exkursion der Gesellschaft nach Prenzlau und Umgegend (Verhandl. 1902 S. 270) erwähnte ich das Steinkreuz in Prenzlau und gab damals der Vermutung Ausdruck, dass diese Kreuze vielleicht Zeugnisse für wichtigere Dinge sein mögen, als etwa den Mord eines armen Wanderers oder ähnliche Vorfälle, die sich auf einen einzelnen Menschen beziehen. Ich glaubte in ihnen vielleicht Marksteine für die Einführung des Christentums sehen zu dürfen. Das war jedoch nur eine Vermutung; ich freue mich, jetzt etwas mehr Klarheit in diese Frage kommen zu sehen. Ich gehe damit um, mit freundlicher Hilfe einiger anderer Freunde vaterländischer Forschung möglichst viele Nachrichten über diese Steinkreuze zu sammeln. Bei dieser Gelegenheit wurde mir wenigstens für eine Anzahl dieser Kreuze ausdrücklich der Name Sühnekreuz genannt, so für ein Kreuz an der Chaussee zwischen Magdeburg und Erxleben, an dem „ein Postillon“ ermordet sein soll, dann das Tetzel-Kreuz auf dem Elm zwischen Schöningen und Schöppenstädt an der Stelle, wo Tetzel erschlagen wurde. Ein Denkmal für ihn steht ausserdem dicht dabei.

Auch das Kreuz an der Marienkirche in Berlin wird ja mit dem Morde eines Bernauer Bischofs in Beziehung gebracht.

Doch diese Beziehungen der Steinkreuze zu Morden und deren Sühne beruhen wohl hauptsächlich auf Überlieferungen; es finden sich aber auch urkundliche Zeugnisse über Veranlassung und Zweck solcher Kreuze. So schreibt mir Hr. Professor Dr. R. Beltz in Schwerin über „Mord- und Sühnekreuze in Mecklenburg“:

I. Urkundliche Zeugnisse gibt es vielfach, z. B. 1480 Rüting bei Grevesmühlen „ein Kreuz vor dem Dorfe“.

1483. Redentin bei Wismar. Der Mörder verpflichtet sich, „ein hölzernes Kreuz auf Redentiner Gebiet an der gemeinen Strasse“ zu errichten.

1483. Kalkhorst bei Grevesmühlen. Drei adlige Totschläger verpflichten sich zur Setzung eines Kreuzes.

II. Erhaltene Kreuze. (Die Kreuzform ist nicht wesentlich, crux und „Docke“ wird synonym gebraucht!)

1. Schinne bei Worin. 1409 für den Wismarschen Bürgermeister Nicolaus Vierke, der von Edelleuten ermordet wurde. (Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs III S. 479.)
2. Für den in einer Stadtrevolte 1487 erschlagenen Herzoglichen Kanzler Thomas Rode in Rostock (s. ebenda I S. 270).
3. Für den 1623 von seinem Kutscher ermordeten Demminer Bürgermeister Alexander von Harten in der Forst Dornow bei Bützow (s. ebenda IV S. 634).

Bei den folgenden ist ein Mord nicht ausdrücklich bezeugt, aber bei 5 und 6 nach aller Analogie wahrscheinlich, bei 7 so gut wie gewiss.

4. Wittenburg. Inschrift Henricus comes. Welcher Heinrich, ist unsicher. In der Nähe fand 1200 die Schlacht bei Woschow statt.
5. Saunstorf bei Wismar. 1435 oder 1439 (s. ebenda II S. 301).
6. Wendorf bei Wismar 1364.
7. Selow bei Bützow 1399 für den Lübecker Bürger Hermann Lammshovet (s. ebenda IV S. 107).
8. Dammernetz bei Boizenburg an der alten Berlin-Hamburger Landstrasse, einfaches Kreuz aus Granit ohne Inschrift.

Damit haben wir schon aus einem verhältnismässig kleinen Gebiete eine ganze Anzahl gut bezeugter Fälle, denen bald weitere aus anderen Gebieten folgen werden. Jede Mitteilung über solche Kreuze ist willkommen; die Namen der Mitteiler werden bei etwaiger Veröffentlichung genannt.

(11) Hr. Velde: Ich stelle Ihnen hier einen Mann vor, bei dem

die rachitische Bildung des Schädels

ganz ausserordentlich stark ausgesprochen ist; Sie sehen es am besten so, wie der Mann augenblicklich steht, im Profil. Die Stirn ist ziemlich weit vorgeschoben, das Hinterhaupt ist abgeflacht, fehlt fast vollständig

und ist etwas in die Höhe geschoben. Die Rachitis bei diesem Mann ist weniger durch die Anamnese nachgewiesen als durch die Veränderungen, die sie auch am übrigen Knochengerüst hinterlassen hat. Er hat eine leichte Verbiegung der Wirbelsäule, eine Deformation des Thorax und X-Beine und in geringem Grade Plattfüsse. Die Veränderungen sind alle deutlich, aber nicht so stark, um die Einstellung des Mannes bei einem hiesigen Truppenteil zu verhindern. Ausserdem ist sein Gesicht deutlich asymmetrisch und auch die Zähne zeigen rachitische Veränderungen.

Hr. v. Luschan: Welcher Art sind die Veränderungen der Zähne?

Hr. Velde: Die Veränderungen der Zähne bestehen in quer verlaufenden Riefelungen an den mittleren Schneidezähnen oben.

Hr. v. Hansemann: Ich glaube, der Fall ist sehr charakteristisch.

(12) Hr. W. Lehmann spricht

über eine lappländische Zaubertrommel.

Bekanntlich sind diese Trommeln sehr selten, noch seltener sind sie vollständig erhalten. Ich gebe Ihnen hier die Abbildung einer solchen herum, die sich durch Vollständigkeit auszeichnet. Sie bemerken erstens die auf der Oberfläche bemalte Trommel, dann den Hammer und das kleine Figürchen, das auf der Trommel zum Tanzen gebracht wird. Es wurde dabei gesungen und dann sah man nach, wo diese kleine Figur stehen blieb. Daraus wurden Prophezeiungen abgeleitet. Die Trommeln im Berliner Museum sind meines Wissens unvollständig, und deshalb ist diese Abbildung ein interessanter Beitrag. Die Trommel war im Besitze des dänischen Arztes Olaus Wormius (vgl. Museum Wormianum 1655 p. 385).

(13) Hr. Hans Virchow legt

zwei Photos eines durch Formalin-Alkoholgemisch injizierten Kopfes mit präparierter Gesichtsmuskulatur

vor. Die Aufnahmen sind in natürlicher Grösse unter Leitung von Frl. Marie Kundt im photographischen Atelier des Lettehauses gemacht und stellen den Kopf in Vorderansicht und in Seitenansicht dar. Die eine Gesichtsseite ist präpariert, die andere mit Haut bedeckt geblieben, so dass die Physiognomie unmittelbar mit dem Muskelbild verglichen werden kann. Zur Injektion war Alkohol und Formalin im Verhältnis von 9 zu 1 verwendet und davon soviel durch die Arterien eingespritzt worden, dass die Formen steif stehen blieben.

Zweck der Demonstration ist es, an einem Beispiel zu zeigen, wie eine Präparation der Gesichtsmuskeln vorbereitet und ausgeführt sein muss, um die physiognomischen Feinheiten zu erhalten und damit diesen Teil der Anatomie für ethnologische Fragen nutzbar zu machen.

Als Hr. Birkner auf dem letztjährigen Kongress der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Greifswald Photos eines sorgfältig präparierten Chinesenkopfes vorgelegt und daran die Bemerkung geknüpft hatte, dass derartige Präparationen nur Wert hätten, wenn sie von einem

fachmännisch geschulten Anatomen ausgeführt wären, trat der Vortragende dieser Meinung nicht nur bei, sondern er verschärfte dieselbe noch durch die beiden Zusätze, dass selbst unter den Anatomen nur diejenigen sich eigneten, welche mit den physiognomischen Feinheiten der Gesichtsmuskulatur vertraut seien, und dass der Präparation eine besondere Behandlung, eben die erstarrende Injektion, vorauszuschicken sei. Die letzte Äusserung beruhte auf den Erfahrungen von 20 Jahren, welche an den Vorlesungsleichen des anatomischen Instituts, speziell bei dem Unterricht der Hochschule für die bildenden Künste, gemacht waren. Die hierfür verwendeten Leichen werden mit Wickersheimerscher Flüssigkeit injiziert, und es lässt sich dadurch bei genügender Sachkenntnis und Sorgfalt eine tadellose Erhaltung der Formen an Rumpf, Hals und Extremitäten, also am ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes, erzielen. Für letzteren jedoch versagt dieses Mittel; stets, selbst bei sorgfältigster Präparation, entsteht eine erhebliche Verziehung und Erschlaffung der Muskeln, durch welche der Ausdruck gänzlich gestört bezw. in eine Grimasse verwandelt wird.

Der Vortragende hatte sich nun schon bei früheren Gelegenheiten davon überzeugen können, dass sich diese Entstellungen durch die erwähnte Formalin-Alkoholinjektion vermeiden lassen; ja dass sogar Teile des Ausdruckes, die durch die die Injektion begleitende Hautschwellung verloren gegangen waren, nachträglich am Muskelpräparat wieder zu Tage treten.

Die vorgelegten Aufnahmen sollen das Gesagte an einem geeigneten Falle demonstrieren.

Allerdings muss dabei ausdrücklich hervorgehoben werden, dass durch ein derartiges Verfahren, indem sämtliche Weichteile einen hohen Grad von Starrheit annehmen, die Unterschiede der Konsistenz verwischt, und dass die Farbenunterschiede zwischen Muskeln, Fett und Bindegewebe sehr vermindert werden, dass also die Schwierigkeiten dieser Präparation, bei der es sozusagen auf jede Faser ankommt, erheblich gesteigert werden.

Was die Wiedergabe im Bilde anbetrifft, so ist es unerlässlich, den Aufnahmen eine zeichnerische oder koloristische Nachbehandlung, bezw. beides, angedeihen zu lassen, um völlig scharf hervorzuheben, wie weit die Muskeln reichen und wie sie im einzelnen aussehen. Besonders wenn die Aufnahmen in natürlicher Grösse gemacht sind, ist ein gewisser Mangel an Schärfe an den nicht im Focus befindlichen Teilen unvermeidlich, welcher durch sachgemässe Nachhilfe ausgeglichen werden muss. Hierbei tritt allerdings eine neue Gefahr hervor, nämlich die, dass der Zeichner durch unrichtig geführte oder zu starke Striche das Bild fälscht. Hier ist in der Tat nur eine ganz zarte und verständnisvolle Behandlung erlaubt. Eine moderne Darstellungsweise, indem sie auf das Effektvolle geht und gewissenhafte Objektivität nicht in erster Linie schätzt, bietet in der angedeuteten Richtung nicht immer sichere Garantien.

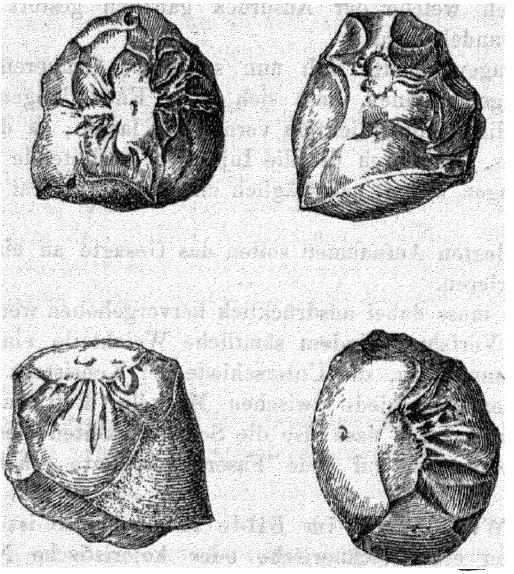
Mit Rücksicht auf Tatsächliches beschränkt sich der Vortragende darauf, hervorzuheben, dass der Musculus zygomaticus (am ruhenden Ge-

sicht) nicht in einer Ebene liegt, sondern dass sein unteres Ende sich mit einer sanften Biegung der Haut nähert, und dass der Rand der unteren medialen Partie des Orbicularis oculi mit einer scharfen Kante vorspringt.

(14) Hr. G. Schweinfurth: In meinen letzten Mitteilungen

über die steinzeitlichen Forschungen in Oberägypten

habe ich einen Gegenstand unerwähnt gelassen, dessen Bedeutung für die ägyptische Prähistorie mir neuerdings durch die Häufigkeit augenscheinlich geworden ist, in der sich derselbe an fast allen Werkstätten der paläolithischen Epoche bei Theben vorfindet. Ich gestatte mir hier einige Exemplare vorzulegen. Zur Erklärung sowohl der Herstellungsweise des Körpers als auch der Art der Verwendung desselben haben sich keine Nachweise aufbringen lassen. Dass hier ein zu bestimmtem Zweck be-



Unerklärte Kiesel-Manufakte von Thebanischen Werkstätten (natürl. Grösse).

absichtigtes Manufakt vorliegt, geht aus der Übereinstimmung von Hunderten aufgelesener Exemplare hervor, die immer die gleichen charakteristischen Merkmale zu erkennen geben. Auch sind diese Körper an Stellen, wo keine anderen Kieselmanufakte nachzuweisen waren, nie gefunden worden. Unter den paläo- und eolithischen Stücken auf der Oberfläche zerstreut finden sich die fraglichen Körper streckenweise in grosser Anzahl. Ihre Oberflächenbeschaffenheit, die braune Patinabildung derselben, lässt sie von den übrigen Manufakten, den eolithischen sowohl wie den paläolithischen, nicht unterscheiden. Sie können ebensogut der einen wie der anderen Kategorie zugewiesen werden, obgleich sie, technisch betrachtet, unzweifelhaft als Eolithen aufzufassen sind.

Die Gestalt dieser Körper strebt im allgemeinen die Kugelform an; es sind abgerundete Polyeder mit einer beschränkten Zahl ungleicher, durch scharfe Kanten abgegrenzter Flächen. Diese haben ein von den durch den Schlag des Behausteins erzeugten Absplеissungen durchaus verschiedenes Aussehen, indem sie, mit wenigen Ausnahmen, konvex gewölbt sind und des einseitig angeschwollenen Schlagbuckels entbehren, desgleichen auch der konzentrischen Bogenwellen. Auf der einen Seite des Körpers, oft auch auf zwei einander gegenüberliegenden, gewahrt man — und das ist nächst den wulstigen Fazetten ein Hauptmerkmal des Manufakts —, strahlenförmig von einer kleinen und ebenen Fläche (einer Art Schlagfläche) ausgehende Falten, Risse und Furchen.

Der Rand dieser kleinen Fläche ist ausgezackt und von den Zacken laufen die radial angeordneten Risse und Furchen aus, die sich über die zunächst an die kleine Zentralfläche anstossenden wulstigen Fazetten ausdehnen. Im Mittelpunkt der kleinen ebenen Endfläche befindet sich gewöhnlich ein nabelförmiges Grübchen und desgleichen tragen auch die konvex gewölbten Seitenflächen sehr oft in ihrer Mitte ein solches Grübchen. Von der ursprünglichen Rinde, der Kante des Naturknollens, haben sich an allen Stücken Teile erhalten, indem dieselben einzelne der Fazetten darstellen. Diese sind, je nachdem dieselben von kugel- oder von plattenförmigen Kieselkonkretionen stammen, entweder gebogen und gewölbt oder eben und flach.

Die Grössenverhältnisse der Körper sind ziemlich schwankende, indess lassen sich für die kleinsten die Dimensionen $2 \times 3 \times 3$ *cm* und ein Gewicht von 20—35 *g* als Mittelwerte angeben. Die grössten Stücke, die ich fand, wiegen 400—450 *g*. Die häufigste Grösse, auf die man stösst, ist die von Aprikose und Pfirsich.

Auf welchem Wege sich die Herstellung der Stücke vollzog, erscheint zurzeit noch rätselhaft, denn es ist mir nicht gelungen, ähnliche Gebilde durch gewaltsame Zertrümmerung von Kieselknollen herzustellen, auch nicht auf demjenigen Wege, den ich trotzdem für den wahrscheinlichen halte. Es sind nämlich die Knollen und Plattenstücke wahrscheinlich auf eine harte Felsunterlage gelegt und alsdann mit wuchtigen Blöcken derart bearbeitet worden, dass sie mehr zerquetscht und zermalmt als zersprengt wurden. Man kann annehmen, dass die erwähnten kleinen Endflächen mit den radial angeordneten Rissen einen Treffpunkt solcher Kraftwirkung darstellen, dass dieselben in jedem Falle als die Marken einer auf die Kieselknollen ausgeübten Gewalt zu betrachten sind. Alsdann hätte man in diesen kleinen Endflächen in der Tat etwas dem Schlagplan („plan de percussion") analoges vor sich; die Fläche wäre in diesem Falle vielleicht als „Druckfläche" zu bezeichnen. Sollte sich diese Erklärung der Herstellungsweise als die richtige herausstellen, dann würde daraus auch die Art des Gebrauchs zu erklären sein. Entweder stellte der ganze Hergang nur ein äusserst primitives Verfahren dar zur bequemen Zerstückelung der Masse und behufs Gewinnung von scharfkantigen, als Werkzeuge verwendbaren Bruchstücken und Scherben, oder es handelte sich darum, einen polyedrischen harten Gegenstand mit scharfen Kanten zu gewinnen,

dessen Verwendung sich für gewisse Zwecke besonders empfahl. Da die vorhandenen Scharfkanten an allen Stücken, die ich in grosser Menge auflas, unverletzt erscheinen und nirgends eine Abstumpfung oder Abnutzung des Gebrauchs verraten, so denkt man für den letzterwähnten Fall (der beabsichtigten Formung eines Gebrauchsgegenstandes) zunächst an Wurfsteine, an Steine zu unmittelbarem Wurf aus der Hand, bezw. an wirkliche Schleudersteine. Letztere erscheinen indes, wenn man das ältere Paläolithikum in Betracht zieht, so gut wie ausgeschlossen, weil der aus der Schleuder geworfene Stein ein Werkzeug dargestellt hätte, das nicht unter der Hand, sondern ausserhalb derselben in Wirksamkeit trat, und weil in der genannten Epoche Handhaben irgendwelcher Art wahrscheinlich noch nicht in Gebrauch waren.

Was bei diesen Körpern für die angenommene Entstehung in paläolithischer Epoche besonders ins Gewicht fällt, ist der Umstand, dass ich dieselben in beträchtlicher Menge an solchen Plätzen antraf, die sich als zur paläolithischen Zeit besuchte Werkstätten erwiesen, an denen weit und breit kein Manufakt eolither Arbeitsweise ausfindig zu machen war, während diejenigen, die der Arbeitsweise von Chelles entsprachen, daselbst noch zum Teil in situ anzutreffen waren (u. a. in zusammengehörigen Absplissen). Andererseits kommt auch noch der Umstand in Betracht, dass ich die fraglichen Manufakte bisher noch nirgends, weder in den Ablagerungen des alten oder des mittleren Diluviums, noch unter den denselben entstammenden Geröllmassen vorgefunden habe, Vorkommnisse, die nach meinen neuesten Wahrnehmungen einer Epoche angehören, die derjenigen, in welcher die Arbeitsweise von Chelles Geltung hatte, unstreitig vorausgegangen ist.

(15) Hr. v. Luschan:

Über alte Porträtdarstellungen aus Sendschirli.

Die vier hier ausgestellten Gipsplatten zeigen Köpfe von einigen der grossen Reliefs, welche schon 1888 im äusseren Burgtor von Sendschirli ausgegraben worden waren. Die Originale befinden sich zum Teil in Berlin, zum Teil in Konstantinopel. Abgüsse der ganzen Platten sind schon seit längerer Zeit durch die Formerei der Königlichen Museen zu beziehen gewesen. Da diese Reliefs aber nicht nur archäologisch, sondern auch vom Standpunkte der physischen Anthropologie aus sehr interessant sind, schien es mir zweckmässig, gerade von den Köpfen jetzt auch besondere Abgüsse herstellen und durch die königliche Formerei den Kreisen der Fachleute zugänglich machen zu lassen. Dies schien mir umsomehr geboten, als die königliche Formerei jetzt die Herausgabe eines besonderen Katalogs von Abgüssen ethnographischer und anthropologischer Gegenstände vorbereitet, während diese früher nur im Anhang an die Abgüsse kunsthistorischer und archäologischer Gegenstände aufgeführt waren.

Das Burgtor von Sendschirli gehört ungefähr dem 13. vorchristlichen Jahrhundert an, vielleicht auch dem 14., aber jedenfalls ist es älter als

die erste grosse semitische Einwanderung in Nordsyrien, für die Abraham der heros eponymos ist.

An den Monumenten von Sendschirli macht sich semitischer Einfluss erst im 9. vorchristlichen Jahrhundert bemerkbar; was älter ist, scheint bodenständig und so möchte ich annehmen, dass wir auf den älteren Reliefs verhältnismässig zuverlässige Darstellungen, auch von dem physischen Habitus der vorsemitischen Bevölkerung finden. In unserem speziellen Falle sind es die ausserordentlich grossen Nasen und die extrem kurzen und hohen Schädel, welche mir bemerkenswert erscheinen.

Ich habe schon vor sehr langer Zeit, zum ersten Male 1892 auf der Anthropologen-Versammlung in Ulm darauf hingewiesen, dass das, was sich bei uns der Laie gewöhnlich als semitischen Typus vorstellt, in Wahrheit der jüdische Typus ist, dass aber gerade die grossen Nasen nicht der semitischen, sondern der vorsemitischen Bevölkerung von Vorderasien angehören. Dieser Typus ist noch heute überall in Vorderasien vertreten, am reinsten unter den Persern und Armeniern, aber auch in recht grossem Prozentsatz unter den Bewohnern mohammedanischen und griechisch-orthodoxen Glaubens.

Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl auch andeuten, dass diese alten Vorderasiaten in ihrem ganzen Habitus und auch in ihrer Kopf- und Schädelform zweifellos Ähnlichkeit mit der sogen. alpinen Rasse von Europa aufweisen. Man mag über die Herkunft der übrigen Rassenelemente von Europa denken wie man will, die alpine Rasse wird man wohl aus Vorderasien ableiten müssen.

(16) Hr. v. Luschan:

Über ein Os supratympanicum beim Menschen.

Ich möchte heute eine vorläufige Mitteilung über einen kleinen Knochen am menschlichen Schädel machen, der bisher, soweit meine Kenntnisse reichen, übersehen wurde.

Sie wissen, dass sich fast bei allen menschlichen Schädeln in der Nähe des hinteren oberen Randes des äusseren Gehörganges ein kleiner Höcker befindet, manchmal sogar eine scharfe Leiste, auf die von den Anatomen bisher recht wenig Gewicht gelegt worden ist. Soviel ich weiss, ist die Bezeichnung Spina supra meatum für diese Vorragung erst von den Ohrenärzten (Bezold) in die anatomische Literatur eingeführt worden. Hinter dieser Spina liegt fast regelmässig eine kleine, etwa dreieckige Grube, die man meist als fossa supra meatum bezeichnet und in deren Mitte der Ohrpunkt liegt, der sich als ein sehr nützlicher Fixpunkt für anthropologische Masse erwiesen hat. Die Entwicklungsgeschichte und die vergleichend anatomische Bedeutung dieser fossa und spina supra meatum ist bisher noch nicht erkannt worden, aber man wird sehr selten einen Schädel finden, bei dem diese Gebilde ganz fehlen.

Als ich nun kürzlich von den neuen Untersuchungen Professor v. Bardelebens erfuhr, denen zufolge auch am Unterkiefer des er-

wachsenen Menschen noch Reste jener Fugen nachweisbar sind, welche den Unterkiefer der Fische und Reptilien als aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt erkennen lassen, da schien es mir geboten, eine grössere Anzahl von menschlichen Schädeln auch in der Gegend der Spina supra meatum daraufhin zu untersuchen, ob nicht ab und zu einmal diese Spina sich als ein gesondertes Knochenelement nachweisen liesse.

Tatsächlich kann man nun ab und zu einmal einen menschlichen Schädel finden, bei dem die Spina auch nach unten durch eine richtige Schuppennaht von ihrer Umgebung, also zunächst von dem os tympanicum abgegrenzt erscheint. Ganz besonders deutlich ist dieser Befund bei dem Schädel Nr. 565 meiner Lehrmittelsammlung, den ich 1883 durch die gütige Vermittelung des Freiherrn Alexander v. Warsberg aus Puno, Peru, erhalten hatte. Hier zeigt sich auf der rechten Seite der sonst die Spina supra meatum bildende Vorsprung nach unten zu durch eine tiefe Knochenspalte von dem hinteren Rande des Paukenbeines getrennt. Rechts aber ist der Befund noch sehr viel klarer, da hier durch irgend einen Zufall das Paukenbein ganz dunkel gefärbt ist, während die der Spina entsprechende Knochenlamelle sehr viel heller geblieben ist, so dass man auf den ersten Blick schon diese Lamelle als einen selbständigen kleinen Knochen erkennen kann. Auch bei einigen anderen Schädeln ist ein ähnlicher Befund nachweisbar, allerdings an dem bisher von mir durchgesehenen Material niemals so deutlich in die Augen fallend, als wie an jenem peruanischen Mumienschädel.

Ich werde an anderem Orte auf diese Verhältnisse noch zurückkommen, aber ich darf vielleicht schon hier andeuten, dass man zum richtigen Verständnis dieses neu gefundenen Knochenrestes bis auf die Schädel von Reptilien zurückgehen muss. Sollte dieser kleine Knochen, wie ich annehme, bisher beim Menschen wirklich noch nicht als selbständiges Gebilde nachgewiesen sein, so würde ich vorschlagen, ihn als os supratympanicum zu bezeichnen.

(17) Hr. v. Luschan demonstriert

ein rachitisches Chimpanse-Skelett.

Der Vortrag wird später erscheinen. —

(18) Hr. O. Solberg-Kristiania berichtet nach einer kurzen orientierenden Einleitung über

Gebräuche der Mittelmesa-Hopi (Moqui) bei Namengebung[1]), Heirat[2]) und Tod.

Während der ersten Zeit nach der Geburt eines Hopikindes ist die Mutter gewissen Einschränkungen in ihren täglichen Gewohnheiten unterworfen und muss in Zwischenräumen von fünf Tagen, im ganzen viermal,

1) Nach Beobachtungen in den Dörfern Mishongnovi und Shipaulovi.

2) Nach Beobachtungen in Mishongnovi.

zusammen mit dem Kinde eine zeremonielle Reinigung durchmachen. Diese besteht aus einer vollständigen oder partiellen Waschung des Körpers, — bei der Mutter gelegentlich auf die Waschung des Haares reduziert, in welcher Form die körperliche Reinigung ein integrierender Teil sämtlicher religiöser Zeremonien geworden ist. Unmittelbar nach der vierten Waschung, 20 Tage nach der Geburt, bekommt das Kind, das eigentlich erst dann in das gesellschaftliche Zusammenleben mit seinen Mitmenschen eintritt, Namen in einer kleinen Feier, die, solange die Eltern nicht ihren eigenen Herd haben, in der Familienheimat der Mutter begangen wird. Die Zeremonie wird von der väterlichen Grossmutter geleitet. Sie ist es, die an dem Morgen des genannten Tages etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang die einfachen Vorbereitungen trifft, Wasser und die Wurzel einer Yuccapflanze (móhō), die als Seife benutzt wird, herbeischafft. Die letztere wird aufgebröckelt, dem Wasser hinzugesetzt und dies mit der Hand geschlagen, bis es stark schäumt. Schon vorher sind die Wände des Raumes mit den bekannten vier horizontal gestellten, parallelen weissen Strichen, die die Kardinalrichtungen symbolisieren, versehen worden, ebenso der Fussboden in der Nähe der Feuerstätte. Hier wird die Waschschale hingestellt, und davor nimmt nun die Mutter des Kindes Platz, worauf ihre Schwiegermutter ihr Haar wäscht. Zugegen sind übrigens diejenigen der weiblichen Familienmitglieder, die teilzunehmen wünschen.

Die Waschung geht auf die Art und Weise vor sich, dass das Vorderhaupt der jungen Frau zuerst mit einem in das Wasser getauchten Maiskolben viermal berührt, und dann das Haar mit Hilfe der Hände gründlich mit Seifenschaum durchsetzt wird. Wenige Minuten später folgt eine ganz formelle Wiederholung des Aktes seitens der übrigen anwesenden Frauen, indem sie der Reihe nach näher treten, in der eben genannten Weise den Kopf der Mutter mit dem in die Schale getauchten Maiskolben berühren und ihr zuletzt oberflächlich mit der Hand durch das Haar streichen. Ist dies getan, so wäscht die Grossmutter gewöhnlich ihren eigenen Kopf, und endlich spült sie die Arme und die Unterschenkel ihrer Schwiegertochter. Nachdem sie ihr Haar ausgerungen und es in einen Knoten über der Stirn vereinigt hat, nimmt sie die eben verwendete Waschschale, schwingt diese wiederholt über dem Kopfe der jüngeren Frau und bringt das Wasser fort.

Unterdessen wird in einer anderen Schale neues Waschwasser zubereitet. Bei ihrer Rückkunft löst die Grossmutter den Säugling aus der Wiege und reinigt in der oben beschriebenen Art zunächst seinen Kopf, dann seinen ganzen Körper, — was wieder von einem formellen Kopfwaschen seitens der ferner verwandten Weiber abgelöst wird. Alle bedienen sich dabei Maisähren, die dem Kinde zum Geschenk mitgebracht worden sind und später sorgfältig aufbewahrt werden.

Während der Säugling vor dem Feuer getrocknet wird, schliesst der Reinigungsprozess mit dem Hinwegschaffen der Nachgeburt, die bis zu dieser Stunde auf einer „tetsaia“ (einem runden, flachen, aus Streifen von móhó-Blättern geflochtenen Korb) in Erde und handgrosse Steine eingescharrt, in einem der Vorratsräume des Hauses aufgehoben worden ist. Der Korb

wird jetzt hervorgetragen, mit Weihmehl besprengt, und gleichfalls wird eine Adlerfeder nakvákvosi, eine in einem kurzen baumwollenen Strang aufgehängte konsekrierte Feder, hinzugefügt. Die alte Leiterin der Zeremonie wickelt alles in eine Decke, schwingt auch diesmal ihre Bürde über dem Kopf der Mutter und bringt sie dann fort, um den Korb mit seinem Inhalt auszuschütten oder zu begraben.

Sie kehrt bald zurück und nimmt wieder ihren Platz bei dem Herd ein, mit dem Kind auf ihrem Schoss. Zusammen mit der Nachgeburt sind vorher zwei kleine Körbe oder andere Behälter hereingetragen worden, — der eine Weihmehl enthaltend, der andere zur Aufnahme des benutzten Mehls bestimmt. Diese werden jetzt vor ihr hingestellt. Mit ihrer rechten Hand greift sie dann einen Maiskolben und etwas Weihmehl und führt die Hand viermal längs der Vorderseite des Körpers des Kleinen, von dem Kopf bis zu den Füssen, ohne es jedoch dabei zu berühren. Gleichzeitig flüstert sie einige Worte, die in gewöhnlichen, konventionellen Ausdrücken gute Wünsche für die Zukunft des Kindes enthalten, und gibt ihm schliesslich einen Namen. Das Mehl wird in den bisher leer gebliebenen Korb gelegt. Was die Grossmutter eben getan hat, wird darauf von den anderen Frauen mit Ausnahme der Mutter wiederholt, indem eine jede die von ihr selbst mitgebrachte Kornähre benutzt, und indem man darüber genau wacht, dass das schon verwendete Mehl nicht noch einmal gebraucht wird. Der Säugling bekommt somit in der Regel eine grosse Anzahl von Namen, die meist aus dem Tier- und Pflanzenreich hergenommen sind. Aber auch Bezeichnungen gewisser Naturerscheinungen, sogar einzelner Gebrauchsgegenstände werden ebenso wie Namen aus der Sagenwelt vorgeschlagen. Das Kind behält jedoch von allen nur einen, und es hängt ausschliesslich von dem Geschmack der nächsten Verwandten ab, für welchen diese sich entscheiden. Die übrigen Namen geraten bald in Vergessenheit.

Wenn die Zeremonie soweit vorgeschritten ist, so ist die Sonne gewöhnlich schon über dem Horizonte sichtbar, oder der Sonnenaufgang ist nahe bevorstehend. Jetzt zieht die Mutter ihre grossen, weissen Hirschledermokkasinen an, wirft um ihre Schultern über ihre tägliche Tracht eine atő, eine weisse baumwollene Decke mit roten und blauen wollenen Borten, und hat damit die gewöhnliche weibliche Festkleidung angelegt. Die Grossmutter, die keine derartigen Anstalten macht, nimmt das Kind und verlässt, begleitet von ihrer Schwiegertochter, das Haus, nachdem den beiden Frauen je ein nakvakvósbaho (ein aus einem kürzeren oder längeren Weidenzweig mit einigen — bei dieser Gelegenheit oft vier — angebundenen konsekrierten Federn bestehendes Gebetstäbchen) und eine kleine Quantität des vorher benutzten Weihmehls überreicht worden sind. Sie begeben sich zu dem Rand des Abhanges auf der Ostseite des Dorfes, wo beide die Bahos in die Erde pflanzen, die Stelle mit dem Mehl besprengen und, gegen die aufgehende Sonne gerichtet, ein leises Gebet zum Besten des Kindes vor sich hinflüstern. Der eine Baho ist für das Kind, der andere angeblich für die Mutter.

Hiermit ist der ernste Teil der Zeremonie zu Ende. Die Frauen gehen sofort wieder nach Hause und, was noch kurz zu erwähnen bleibt, ist nur

das von allen feierlichen Zusammenkünften unzertrennliche, meist sehr substantielle Festessen, an dem sich die männlichen und weiblichen Verwandten des Vaters und der Mutter beteiligen. Während des Frühstücks kommt es vor, dass auch die anwesenden Männer neue Namen denen hinzufügen, die das Kind schon erhalten hat.

Es ist bemerkenswert, dass der ganze Vorgang den Vater eigentlich nichts angeht. Er mag zugegen sein, er kann aber ebensogut wegbleiben. In einem Fall schlief er in der hintersten Abteilung des Raumes, bis das Frühstück angerichtet war. Um so wichtiger wird dann die Tatsache, dass trotzdem die weiblichen Verwandten auf der Vaterseite die bedeutendste Rolle in der kleinen Zeremonie spielen und, wie gesehen, die väterliche Grossmutter sie leitet, — obgleich also das Kind rechtlich der Mutter und ihrem Klan gehört.

Während die Namengebung mit ihren verschiedenen Episoden kaum jemals viel mehr als 1—1½ Stunden dauert, verstreichen Wochen, ehe man die Heirat als abgeschlossen betrachten kann; man rechnet unter normalen Verhältnissen mit allen Unterbrechungen etwa 40 Tage.

Den ersten Schritt auf dem Wege, der in die Ehe führt, tut, wenn alle Formen beobachtet werden, nicht der junge Mann, sondern seiner sozial festeren Stellung gemäss das Mädchen oder in seinem Namen die Angehörigen, vor allem die Mutter desselben. Das schliesst in einer Gesellschaft wie die der Hopi den Fall nicht aus, dass der Jüngling zu Zeiten, im Grunde wohl gemeiniglich primus Motor ist. Es existiert kein geschlossenes Familienleben in demselben Sinne, in dem wir das Wort verstehen. Das Haus und der Familienkreis stehen allen offen. Ferner bringen die zahlreichen festlichen Vereinigungen religiöser oder profaner Natur einen regen geselligen Verkehr mit sich. Auf diese Weise wird auch die Berührung der Jugend beiderlei Geschlechts, obwohl die Mädchen oft schüchtern und zurückhaltend sind und auch nicht gern sich selbst überlassen werden, im ganzen frei und ungezwungen, — keineswegs sehr selten von einer so intimen Art, dass sie weitere Folgen hat und nicht mehr lange zu verhehlen ist. Solche Verhältnisse werden jedoch als tadelnswert betrachtet; aber es bleibt bei der Betrachtung, und diese äussert sich nicht in irgend welcher Herabsetzung des guten Rufes der betreffenden jungen Leute in der öffentlichen Meinung, falls die Verbindung zur Ehe führt. Selbst wenn auch dies nicht geschehen sollte, fällt es einem Mädchen mit Kind nicht schwerer, später verheiratet zu werden, vorausgesetzt, dass es nicht abschreckend hässlich ist. Und wie sich wegen des herrschenden Mutterrechts erwarten lässt, — ein uneheliches Kind nimmt eine Stellung ein, die mit derjenigen eines ehelichen völlig gleichberechtigt ist.

Die überwiegende Mehrzahl der Ehen sind Inklinationspartien. Die materiellen Lebensverhältnisse sind so gleichartig, die Besitzunterschiede so klein und so unberechenbar schwankend, dass Abgaben der einen von einer Heirat berührten Familie der anderen keine nennenswerten Vorteile bringen würden. So finden wir auch schon aus diesem Grunde, dass Nützlichkeitsrücksichten in die Entscheidung der ehelichen Zukunft der jungen Leute nicht hineinspielen. Abgaben bleiben zwar nicht aus, aber teils sind sie gegen-

seitig und für die allgemeine Auffassung gleichwertig, teils werden sie als Geschenke aufgefasst. Die Wahl eines Lebensgefährten wird fast immer den beiden am meisten daran Interessierten überlassen. Versuche seitens der älteren Leute, durch Zwang eine von ihnen gewünschte Verbindung zu erzielen, sind allerdings nicht unbekannt; aber wie der Ausgang ähnlicher Versuche unter ursprünglichen Zuständen werden würde, entzieht sich jetzt der Beobachtung, weil die alten sozialen Verhältnisse wegen der zivilisatorischen Tätigkeit der Amerikaner sich schon auf den ersten Stufen der Zersetzung befinden. In den mir bekannten Fällen — es handelte sich in allen um junge Männer, die gegen eigenen Wunsch heiraten sollten — missglückte alles, da diese sich auf die dortigen weissen Staatsangestellten stützten und so unschwer gegen ihre Verwandten standhalten konnten.

Ist es dazu gekommen, dass volle Einigkeit unter allen von einer beabsichtigten Heirat näher Berührten herrscht, sei es dass der Vorschlag von den jungen Leuten oder von den Verwandten des Mädchens mit der Zustimmung der ersteren ausgegangen ist, sei es dass die Hochzeit aus dem vorher genannten Grund sich nicht länger verschieben lässt, — so spielen sich wieder einige der im Hopileben unerlässlichen Zeremonien ab. Das Mädchen mahlt in seiner Heimat eine Schale voll Mais und begibt sich damit in das Familienhaus seines künftigen Mannes, um für die nächstfolgenden Wochen dort Aufenthalt zu nehmen. Hier tritt sie sofort in Wirksamkeit und verbringt drei Tage hindurch den grössten Teil ihrer Zeit in einer Ecke des Wohnraumes hinter den Metaten, geschäftig beim Mahlen von Korn. An dem Morgen des vierten Tages findet vor Sonnenaufgang im Beisein der Nächsten die eigentliche Trauung statt. Das junge Weib hat bisher sein Haar in einem runden, scheibenförmigen, gestielten Wulst auf beiden Seiten des Kopfes etwas über den Ohren kunstvoll zusammengefasst getragen. Die Frisur wird befestigt durch einen mehrere Meter langen, aus Menschenhaaren geflochtenen Strang, dessen eine Hälfte um den Stiel des einen Wulstes gewunden wird, und dessen andere Hälfte, um den Kopfputz in Ordnung zu halten, straff um das Hinterhaupt geführt und dann um den Stiel des andern Wulstes gewickelt wird. Jetzt wird — um nur die wichtigeren Züge des Vorganges zu beachten — die Frisur der Braut von ihrer Schwiegermutter aufgelöst und das Haar in der üblichen Weise gewaschen. Nachdem es wieder einigermassen trocken geworden ist, wird es nach der Art verheirateter Frauen geordnet. Es wird zunächst wie vorher in der Mitte geteilt, sorgfältig mit einer aus Grashalmen gebildeten Bürste (^{u}öχsi) gebürstet und auf beiden Seiten in einem dicken Bündel gesammelt, das hinter dem Ohr auf die Schulter herunterfällt und mit dem schon genannten Haarstrang umwickelt wird. Von diesem Augenblick an betrachtet man das junge Weib als die rechtmässige Ehefrau des jungen Mannes. Diesem letzteren ist mittlerweile das Haar ebenfalls gewaschen worden, und man macht sich bald nachher an das grosse Frühstück heran, — nach der bei festlichen Gelegenheiten obligaten Einleitung: von jedem Gericht wird eine kleine Quantität, die irgend einer Gottheit als Opfer dargebracht wird, von der

leitenden Person, hier der Mutter des Bräutigams, fortgenommen. Während des Frühstücks oder innerhalb der nächsten Stunden werden von Nachbarn und Bekannten des Paares kleine Geschenke hineingetragen, ausschliesslich Baumwolle, die dazu bestimmt ist, bei dem in wenigen Tagen anzufangenden Verfertigen der Brautausstattung verwendet zu werden.

Die letzte Szene der Hochzeit ist das „Schlammwerfen", das man schwerlich wieder vergisst, wenn man es einmal beobachtet hat. Es gehört in Verbindung mit den Heiratsgebräuchen, so viel ich in Erfahrung gebracht habe, auf der Ostmesa und in Oraibi zu den grossen Seltenheiten, während es in den Mittelmesadörfern feste Regel ist. Es wird auf den nächsten offenen Platz verlegt, und lange vorher sind die Dächer der umgebenden Häuser mit erwartungsvollen Zuschauern dicht besetzt. Töpfe und Eimer voll von dem zu benutzenden Stoff, der aus in Wasser angerührtem Lehm, schwarzer Farbe u. a. besteht, sind schon vorhanden. Teilnehmer sind die älteren weiblichen Verwandten des Brautpaares — wie ich vermute, aber nicht habe feststellen können, vornehmlich die der jungen Frau, — das heisst in dieser kleinen Gesellschaft fast sämtliche Grossmütter des Dorfes, nebst einem Mann, dem Vater des Bräutigams. Unter der allgemeinen Heiterkeit der Zuschauer beginnen sie, einander mit der schlammigen Masse zu bewerfen. Allein es kommt bald zu weiteren Tätlichkeiten und sie versuchen, sich gegenseitig Mund, Augen und Ohren damit zuzustopfen, die Haare tüchtig damit einzureiben usw. Ab und zu, wenn die Töpfe zu weit entfernt sind, wird auch von dem Erdboden aufgesammelter Schmutz benutzt. Persönliche Disharmonien unter den Weibern können oft recht komische Zwischenfälle erzeugen. Aber leicht konzentriert sich der Streit um den männlichen Teilnehmer, der sich gegen seine vielen Angreifer nicht lange wehren kann und binnen kurzem fürchterlich zugerichtet worden ist. Einmal habe ich gesehen, wie die Furien ihn nicht eher in Ruhe liessen, als bis sie ihm alle seine Kleider bis zum letzten Faden vom Leibe gerissen hatten, wonach es ihm allerdings gestattet wurde, sich schleunig zu entfernen. Es hat keinen Zweck, bei den Einzelheiten länger zu verweilen. Nach etwa zehn Minuten ist alles vorüber, und die alten, von oben bis unten beschmutzten Frauen gehen wieder nach Hause, zum Lohne der Unterhaltung mit Bündeln von Brod und mit soviel Brennholz, wie sie tragen können, beladen.

Fragt man die Hopi: Wozu die ganze Szene, so erhält man immer dieselbe Antwort: Nur zum Spass. Und man glaubt ihnen auch, solange man die helle Freude wahrnimmt, die unter der dicken Schmutzkruste der Gesichter der Teilnehmer hervorleuchtet. Jedoch in der Antwort liegt nur, dass der Sinn der eigentümlichen Sitte, die ursprünglich sicherlich ein ernsteres Ziel als die öffentliche Belustigung hatte, aus dem allgemeinen Bewusstsein geschwunden ist. Sie ist früher gelegentlich in Zeremonien der Kultgenossenschaften beobachtet worden, wenn auch nicht in einer so krassen Form wie bei der Hochzeit auf der Mittelmesa. Aber man ist bisher nicht imstande gewesen, eine gültige Erklärung zu finden.

Im Laufe der folgenden Wochen wird die Brautausstattung hergestellt. In einer der Kivas, der unterirdischen Versammlungsräume, kommen einige Tage lang die männlichen Angehörigen des jungen Mannes zusammen, um Baumwolle zu karden und zu spinnen. Zu dieser Arbeit werden jedoch alle, die sich daran zu beteiligen wünschen, gern zugelassen, und bisweilen ist die Kiva bis zum letzten Platz gefüllt von geschäftigen Leuten, die mit weissgefärbten Händen und Schenkeln arbeiten, um den Faden beim Spinnen nicht zu schwärzen. Währenddessen liegt es der Mutter der Braut ob, meist freiwillig von der Mutter des Bräutigams unterstützt, für eine gute Bewirtung zu sorgen. Die Webearbeit wird entweder von dem Vater oder einem väterlichen Verwandten des Bräutigams ausgeführt, oder auch, was am häufigsten geschieht, einem tüchtigen Weber übergeben. Ebenso wird die Verfertigung der grossen Brautmokkasinen einem besonders geschickten Schuhmacher anvertraut.

Die Ausstattung ist somit ein Geschenk an die Braut von der Familie ihres Gatten und besteht zunächst aus zwei weissen baumwollenen Decken aus einfachem Gewebe, von denen die eine ("ő̌yaka-óva) an den vier Ecken mit grossen Troddeln versehen ist und gewöhnlich eine solche Grösse hat, dass sie, wenn sie später ihre Besitzerin schmückt, von deren Schulter zur Erde herabreicht. Die zweite Decke (tsákaηa-óva) ist etwas kleiner und trägt an den Ecken kurze Quasten aus dicken, losen Fäden. Ferner kommen dazu ein oder zwei breite Gürtel (vokö̌-kveva), ebenfalls aus weisser Baumwolle und mit $^1/_2$—1 *m* langen Troddeln, und ein Paar grosse weissgefärbte Mokkasinen (ová-tötšit), zu deren Herstellung ein ganzes Hirschfell erforderlich ist. Schliesslich eine Rohrmatte (šuηó̌χkaiki) zur Aufbewahrung der ersten Gegenstände.

Ist endlich alles fertig, so findet die etwas in die Länge gezogene Eheschliessung ihre formelle Beendigung dadurch, dass die junge Frau feierlich das Familienhaus ihres Mannes verlässt, um nun wieder in ihre eigene Heimat zurückzukehren. Bei Sonnenaufgang des dazu bestimmten Tages werden ihr die neuen Kleidungsstücke gebracht, und sie legt sie an, — oder richtiger nur einen Teil davon, nämlich die Mokkasinen und die grosse Decke, welch letztere sie über die tägliche Tracht nimmt. So geschmückt und auf ihren vorgestreckten Händen die Rohrmatte tragend, in der die kleinere Decke und die Gürtel eingewickelt sind, geht sie durch das Dorf nach Hause, wo sie von den Frauen ihrer Familie empfangen wird. Ihre neu erhaltenen Sachen werden von allen Anwesenden anprobiert und bewundert, unter lauten Danksagungen, obwohl die Geber nicht zugegen sind. Häufig wird die Frau auf ihrer Wanderung von einer Anzahl Männer und Weiber begleitet, die ihr in Prozession, mit Geschenken in Form von frisch gekochten Speisen für das bevorstehende Frühstück in ihrem Mutterhause, bis zur Tür folgen.

Hier ist noch eine Beobachtung aus der Heirat einer Frau, die ein uneheliches Kind hatte, hinzuzufügen. Letzteres, ein etwa dreijähriges Mädchen, trug in der Prozession um seine Schultern eine kleine, speziell zur Feier des Tages angefertigte baumwollene Decke wie diejenige seiner Mutter.

Man kann nicht sagen, dass diese „Brautgaben“ ausschliesslich nützliche Gegenstände sind. Die grosse Decke wird später kaum jemals als Kleidungsstück getragen, und von nichts trennt sich die Besitzerin deshalb lieber, wenn sie ihren Vorteil dabei findet. Die kleinere Decke wird nach Ablauf einiger Jahre mit einer schönen bunten Stickerei in Wolle versehen und dient nachher als zeremonielle Robe, die sogenannte töïhi, die jetzt immer seltener wird. Die Gürtel werden in Tänzen ebenso oft, ja öfter von dem Mann als von der Frau benutzt. Nur von den Mokkasinen macht sie steten Gebrauch.

Und doch muss sie der Familie ihres Gatten Ersatz leisten, und zwar in einer solchen Weise, dass man diesen als eine direkte Bezahlung auffassen kann. Wenn die Entschädigung nicht in anderer Form stattfindet, muss sie ein gewisses Quantum gemahlenen Mais entrichten, und die mühevolle, mit dem Herstellen des Mehls verbundene Arbeit kann sich unter Umständen über Wochen nach ihrer Heimkehr erstreken. Die schwere Bürde, die diese Verpflichtung der Braut auflegt, hat denn auch in neuerer Zeit bewirkt, dass die alten Heiratsgebräuche unter dem fremden Einfluss immer mehr und ohne Skrupel aufgegeben werden, und sie gehören sicherlich zu den religiös gefärbten Sitten, die voraussichtlich schon in der nächsten Zukunft erlöschen werden.

Von nun an nimmt der Mann festen Aufenthalt bei seiner Frau, und die Heimat der letzteren wird, jedenfalls für die ersten Jahre der Ehe, bevor die Gatten in ein eigenes Haus einziehen, vielfach auch für immer, ebenfalls seine Wohnung. Es ist aber bezeichnend für die sozialen Verhältnisse der Hopi, dass das Haus seiner Familie ihm doch die eigentliche Heimat bleibt. Erkrankt er, kehrt er zu seiner Mutter zurück und weilt bei ihr, bis er genest. Und als ein Fremdling wird er auch oft von den Verwandten seiner Frau betrachtet. Wenn er nicht mit den Insassen des Hauses sympathisiert, befindet er sich, selbst wenn auch die Gattin sich auf seine Seite stellt, in einer recht unangenehmen Lage. Es gibt wohl wenige Gesellschaften, wo „gossip“ eine Macht hat, wie in Tusagan. Die vielen anscheinend ganz geringfügigen Kontroversen, die doch für die Eingeborenen selbst so viel bedeuten und sie so oft in Aufregung versetzen, stammen fast alle daher, und insbesondere die des täglichen Lebens. Es ist deshalb kein seltenes Ereignis, dass der junge Ehemann ernstlich die Beziehungen zu der fremden Familie ohne weitere Umstände abbricht und wieder nach Hause zieht, — wie auch anderseits die Frau sich mitunter bewegen lässt, die ganze Habe des Gatten, wenn dieser einmal fort ist, vor die Tür zu legen. Dies enthält eine Aufforderung, die der Betreffende sofort versteht, und der er auch sofort nachkommen muss. —

Die Gebräuche, die in Tusayan dem Tode folgen, lassen in der Behandlung des Leichnams und in der Bestattung, auf welche ich mich hier beschränke, viele der eschatologischen Vorstellungen zutage treten. Doch sind sind sie kurz und von geringer Dauer.

Unmittelbar nachdem ein Eingeborener gestorben ist, nehmen die Vorbereitungen zu seiner Beerdigung ihren Anfang. Zum letztenmal wird

sein Haar gewaschen und geordnet. Das Kinn und der unterste Teil der Wangen werden schwarz bemalt. Um die Stirn wird ein baumwollener Strang mit mehreren herabhängenden nakvakvosis gebunden. Der Körper wird dann zusammengebogen, die Knie hochgezogen und die Waden gegen die Schenkel gepresst. Ebenso werden die Arme gegen die Brust gelegt und nakvakvosis in die geschlossenen Hände gesteckt. Ist jedoch der Verstorbene ein Kind, so wird sein Gesicht nicht bemalt und sein Kopf nicht mit einem Federstrang geschmückt. Dagegen bekommt er wie der Erwachsene nakvakvosis in die Hände und zugleich eine solche in die Herzgrube. Endlich wird die Leiche in dieser Stellung in Decken und Zeugstücke eingewickelt und mit festen Binden umschnürt. Die äusserste Hülle bildet ein „Blanket" oder eine grobe Schlafdecke, nicht selten die grosse Decke aus gedrehten Kaninchenfellstreifen, die noch in jedem Hause zu sehen ist. Das Ganze hat gewöhnlich die Gestalt eines länglich viereckigen Bündels, manchmal den peruanischen Mumienbündeln nicht unähnlich.

Zur Fortschaffung des Leichnams wird am liebsten die Nacht oder eine frühe Morgenstunde gewählt, und ohne alle Umstände wird der Verstorbene auf dem Rücken eines seiner nächsten Angehörigen zu dem schon bereiten Grab getragen. Beerdigung ist die vorherrschende Bestattungsweise, aber nebenbei findet sich, besonders in Shungopavi, das Deponieren der Leichen in Felsenspalten. Bei dem genannten Ort ist die Spitze der Mesa von engen, bis zu hundert Fuss und mehr tiefen Rissen durchzogen. In diese werden vielfach die Totenbündel hinuntergestürzt und sind da, obgleich noch von oben wahrzunehmen, besser gegen Störungen aller Art geschützt als die Leichen in den meist seichten Gräbern.

In Mishongnovi ist allein Beerdigung gebräuchlich. Der Tote wird hier in ein nur wenige Fuss tiefes, im Sande ausgehöhltes Loch auf den für alle Erwachsenen und grössere Kinder gemeinsamen Begräbnisplatz gelegt und dann mit einem kleinen Steinhaufen bedeckt. Die Verbindung mit der Aussenwelt darf ihm jedoch nicht gänzlich abgeschnitten werden. Damit seine Seele oder sein Atem, wenn dieser eine Zeit nachher den Körper auf immer verlässt, ins Freie hinaus gelangen könne, steckt man zwischen die Steine einen Stock, der mit seinem unteren Ende den Leichnam berührt, mit seinem oberen über das Grab hinaufragt. In Shungopavi kommt bei der erwähnten Bestattungsweise, bei der die Totenbündel stets in offener Berührung mit der Luft bleiben, diese Einrichtung natürlich in Wegfall. Mit sich ins Grab bekommt der Tote eine oder mehrere Schalen, oft mit Nahrungsmitteln gefüllt, und gelegentlich einige wenige wertlose Schmucksachen oder Gebrauchsgegenstände. Selten fehlen äussere Abzeichen der Stellung, die der Verstorbene in den Kultgenossenschaften eingenommen hat. Ist er z. B. Häuptling einer derselben gewesen, so wird ihm sein móηkohu, das Merkmal seiner Würde, mitgegeben, ist die Leiche weiblich, so sind eine der Beigaben, falls die Frau der maraugesellschaft angehört hat, maráubāhos oder Tanzbretter, die in den öffentlichen Aufführungen dieser Gesellschaft getragen werden, usw. Diese Sachen sind auch oben auf dem niedrigen Steinhaufen hingelegt zu sehen.

Ebenso und fast bei jedem Grab ausserdem ein leeres Tongefäss, vielfach eine alte defekte oder beim Deponieren durchlöcherte Ess- oder Kochschale, jedenfalls geringer Qualität. Weitere Beigaben ähnlicher Art, wie Körbe, bei Kindergräbern zerbrochene Bogen und Pfeile u. a., sind nicht häufig beobachtet worden.

Unerlässlich bei der Bestattung eines Erwachsenen sind dagegen ein paar eigens für ihn angefertigte Gegenstände, die sich auf das Verhältnis zwischen dem Toten und den Hinterbliebenen beziehen. Es sind dies zwei Bahos oder Gebetstäbchen, zunächst der mášebaho (Totenbaho), ein kurzes, schwarzgefärbtes Stäbchen, das oben die üblichen Bahoembleme trägt. Dieser wird bald dem Verstorbenen mitgegeben, bald auch auf das Grab hingelegt. Letzteres ist immer der Fall mit dem zweiten Baho, einem gewöhnlichen nakvakvosbaho, dessen Form und Grösse stark variieren. Statt seiner sieht man häufig nur eine Anzahl lose nakvakvosis bei dem Grab deponiert. Die Bedeutung der Bahos wird anderswo[1]) erörtert werden und soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Zum Schluss ist noch zu bemerken, dass kleine Kinder für sich auf einem eigenen Begräbnisplatz bestattet werden. Die Pflichten, die die Hinterbliebenen gegen einen verstorbenen Säugling zu erfüllen haben, sind, wie schon teilweise gesehen, erheblich geringer als diejenigen, die man den älteren Toten erweist. Die eingehüllten Leichen werden ohne besondere Sorgfalt eingescharrt, oft fehlt die schützende Steindecke, ebenso der erwähnte Stock, wahrscheinlich fast immer der Totenbaho. Die Beigaben werden auf das Grab gelegt und bestehen lediglich aus einer oder zwei Schalen und einigen nakvakvosis, die auch hier auf einem Stäbchen aufgereiht sein können[2]).

Nach dem Vortrage wurden verschiedene Katšinatänze, wie die hótšani-Aufführung in Oraibi, die šoyóhim-Aufführung in Shungopavi usw., durch Lichtbilder illustriert.

Durch eine Bemerkung des Vortragenden in der Einleitung über die bei den Hopi noch nicht vergessene Steintechnik veranlasst, fragt

Hr. Schweinfurth: Welche Arten Gestein sind zu der dort im Schwange befindlichen Steinindustrie benutzt worden? War es Obsidian, oder was war es sonst?

---

1) Im Archiv für Anthropologie.

2) In der Literatur liegt folgendes über die oben behandelten Themen aus anderen Dörfern vor: Owens, Natal Ceremonies of the Hopi Indians (A Journal of American Ethnology and Archæology, ed. by J. W. Fewkes, Vol. II, Boston and New York 1892 pp. 163—75), ein genauer Bericht der betreffenden Gebräuche in den drei Ostmesa-Dörfern. Von wichtigeren Einzelheiten der Mittelmesazeremonie, die derselben der Ostmesa fehlen, sind danach besonders das Auftreten der Nachgeburt und die Verwendung von Bahos zu erwähnen. Umgekehrt sind „the steaming of the mother" und das Besprengen der Teilnehmer mit Wasser, welches in Walpi stattfindet, nicht auf der Mittelmesa beobachtet worden. — Die Heiratsgebräuche in Oraibi behandelt H. R. Voth in American Anthropologist, New Series, Vol. II, pp. 238—46.

Hr. Solberg: In den beobachteten Fällen wurde rötlicher Jaspis verwendet. Übrigens, ein so vielsagendes Wort wie Steinindustrie ist nicht mehr zutreffend, weil nur noch eine einzige Art von Werkzeugklingen in Stein hergestellt wird, die Bohrerspitze, und weil der Ausgangspunkt nicht mehr der Nucleus ist, sondern Abfall von älterer Steinbearbeitung, flache Splitter aus verschiedenen der Rocky Mountain - Region eigenen Quarziten, die in grosser Menge überall in der Nachbarschaft der Dörfer zu finden sind. Diese werden, mit der linken Hand auf einer kleinen Holzplatte oder einer anderen dienlichen Unterlage festgehalten, durch einfache Randretouche, durch Druck mit einem kräftigen Messer oder einem starken zugespitzten Stück Eisen geformt. Wenn auch die so angefertigten Spitzen wegen der schwindenden Geschicklichkeit heute meist ein recht zufälliges Aussehen bekommen, gibt es anderseits auch oft regelmässig geformte Spitzen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass es sich in diesem vereinzelten Fall um die Erhaltung alter Steintechnik bis auf den jetzigen Tag handelt.

Hr. von den Steinen gedenkt im Hinblick auf die Anwesenheit des Hrn. Dr. Dorsey seines Verdienstes um die Hopi-Sammlungen des Field-Museums in Chicago, die an Zeremonialobjekten ausserordentlich reich sind und in vorzüglichen lebensgrossen Gruppen die wichtigsten Festgebräuche naturgetreu zur Anschauung bringen.

(19) Hr. Traeger hält einen Vortrag über

die Troglodyten des Matmata in Südtunis.

Der Vortrag wird später erscheinen. —

III. Literarische Besprechungen.

A. C. Hollis, The Masai, their language and folklore, with introduction by Sir Charles Eliot. Oxford, at the Clarendon press. 1905. XXVIII. 359 S.

Für das Studium des Masai und der verwandten Sprachen in Ostafrika ist das vorliegende Werk von weittragender Bedeutung. Während bisher über dieses ganze Sprachgebiet in der Hauptsache nur Wörterverzeichnisse vorlagen, denen allerdings für das Masai einige grammatische Notizen beigefügt waren, ist hier nun der ganze grammatische Aufbau der Sprache gegeben. Das allein würde dem Werk bereits eine Beachtung in weiteren Kreisen sichern. Aber der Verfasser hat darüber hinaus alles getan, was zu tun war, um sein Werk auf die Höhe einer bedeutenden wissenschaftlichen Arbeit von bleibendem Wert zu erheben.

Zunächst hat er alle Vorarbeiten von Ehrhardt, Krapf, Johnston, H. Hinde, F. Müller, Baumann u. a. auf das sorgfältigste studiert. Er hat sich vor allen Theoremen gehütet, die über die Grenzen seiner Aufgabe hinausgehen, und er hat eine grosse Fülle echter Masaitexte gegeben, meist mit Interlinearversion einschliesslich der nötigen Erklärungen und durchweg mit zusammenhängender Übersetzung. Bei den mythologischen Partien hat er sogar dasselbe Stück von zwei Gewährsmännern erfragt und überall die Quellen auf das sorgsamste angeführt. Er hat sich mit den Arbeiten der Missionare unter den Masai bekannt gemacht und weiss, dass eine Anzahl Masai nicht nur gut bekannt sind mit den Lehren des Christentums, sondern auch imstande sind, ihre Muttersprache zu schreiben, ja darin zu korrespondieren.

Zur Vervollständigung des Werkes hat er gelehrte Kräfte herangezogen. Eliot gibt in einer sehr sachkundigen und wissenschaftlich vorsichtig gehaltenen Einleitung einen Überblick über die Frage der Zugehörigkeit des Masaivolkes zu andern afrikanischen Stämmen. Die Pflanzen, deren medizinischer und sonstiger Gebrauch in Masaisprache und englisch erläutert wird, sind wissenschaftlich bestimmt. Eine Anzahl charakteristische Photographien sind dem Werk beigefügt, auch die Lieder und Gebete sind, um dem Leser eine bessere Vorstellung davon zu geben, in hübsche englische Verse gebracht. Kurz, das ganze Werk des Verfassers — er ist Chief Secretary to the Administration of the East Africa Protectorate — ist ein Muster gründlicher wissenschaftlicher Arbeit und tüchtigen Fleisses, und die englische Verwaltung von Ostafrika kann auf einen Beamten von dieser Sorgfalt und dieser Kenntnis wahrlich stolz sein. Die Worte, mit denen Eliot p. XXVIII das Studium der Kolonialsprachen den Regierungsbeamten empfiehlt, verdienen die weitgehendste Beachtung, und das vorliegende Werk zeigt, dass das nicht nur pia desideria sind.

Der Standpunkt der Vorrede und des ganzen Buches ist im wesentlichen der, wie ihn Johnston in seinem neuesten Werk „the Uganda protectorate", London 1902, ausführlich dargelegt hat. Danach bildet das Masai mit dem Nandi, Latuka, Bai usw. eine besondere Völkergruppe, die von den hamitischen Galla, Somali usw. unterschieden wird. Ich halte diese Scheidung für den gegenwärtigen Stand unserer Erkenntnis für durchaus

nützlich, da die Einheit dieser „Niloten" unter sich zunächst zu erweisen war. Gerade das vorliegende Werk gibt uns aber die Möglichkeit, mehr als bisher den Zusammenhang der „Niloten" mit den „Hamiten" zu sehen.

Auch Eliot bemerkt allerdings, dass ein fremdes Element — er nennt es „westlich" — sich z. B. im Bari bemerkbar macht, und ich freue mich, auch hier durchaus zustimmen zu können. Jene „westlichen" Sprachen (auch Eliot ist z. B. im Dinka die Einsilbigkeit der Stämme aufgefallen) sind eben eine Welt für sich, und der verschiedene Grad ihrer Mischung mit den „Hamiten" hat auch bei der Entstehung der „Niloten" eine Rolle gespielt. Während z. B. im Dinka der „westliche" Einfluss ganz und gar vorherrscht, tritt z. B. im Bari der Hamitencharakter deutlicher hervor, darum sind jene beiden Sprachen trotz aller Ähnlichkeit so verschieden. Auch darin stimme ich Eliot bei, dass z. B. auch das Haussa jene Spuren einer Mischung von „Negern" mit Hamitenart zeigt, p. XIII.

Wenn Eliot trotz mancher Übereinstimmung des Masai mit Hamitensprachen doch mehr geneigt ist, das hamitische Element für Lehngut im Masai anzusehen, so möchte ich ihm darin allerdings nicht beipflichten.

Wie die Lautlehre zeigt, findet sich im Masai jenes eigentümliche Schwanken zwischen Explosivlauten und Frikativen, das sich z. B. im Galla, aber auch in andern Hamitensprachen nachweisen lässt. Hollis hat für diese Laute besondere Zeichen (mit daruntergesetztem Punkt) angewandt.

Die Formenlehre bringt besonders dreierlei für die Hamitensprachen ganz charakteristische Vorgänge:

1. Das grammatische Geschlecht. Gerade so, wie es hier vorliegt, beschreibt es Reinisch z. B. im Bedauye (die Bedauyesprache in Nordostafrika II. Wien 1893) p. 59, 60: „Da kein Nomen generis neutrius ist, sondern alle Substantive entweder masculini oder feminini generis sind, so drückt im gegenwärtigen Stadium der Sprache das masculinum neben dem sexus auch Grösse, Ansehen und Energie, das femininum aber zumeist Kleinheit, Schwäche und Passivität aus." Vgl. die Verwendung des femininum als deminutivum im Bilin (L. Reinisch, die Bilinsprache. Wien 1882) p. 85f.

   (Ähnlich ist der Gebrauch des Fem. übrigens auch im Nama.)

   Vgl. dazu Hollis p. 9: „As a general rule the former (the masculine gender) signifies big, strong, and masculine; whilst the latter (the feminine gender) may be token to mean something of a weak or feminine nature, and also of a deminutive or affectionate character."

2. Die Pluralbildung ist ebenso mannigfaltig wie in den meisten Hamitensprachen. So ist z. B. der Vorgang völlig charakteristisch, dass ein Teil der Worte den Plural vom Singular, ein Teil den Singular vom Plural bildet (Individualis), vgl. z. B. im Bilin a. a. O. p. 87, durch Anfügung von -rā, im Masai durch Anhängung von a bezw. o, Hollis p. 30ff.

3. Die Verbalstämme. Die Kausativa, Reflexiva, Intensiva usw. werden auch sonst in Hamitensprachen ähnlich gebildet.

Es liesse sich das noch weiter durchführen, doch bedarf es dazu speziellerer Darlegungen, als ich sie hier geben kann.

Auch die Vergleichung des Wortschatzes wird voraussichtlich zu demselben Resultat führen. Die von Eliot gegebenen Proben sind etwas knapp und hätten sich durch Beifügung der Nebenformen z. B. Masai sal für 9 noch freundlicher gestalten lassen.

Es ist allerdings misslich ohne exakte Kenntnis der Lautgesetze mit Vergleichung des Wortschatzes zu operieren, aber ein Teil der Übereinstimmungen scheint auch bei empirischer Betrachtung evident zu sein.

Ich halte es demnach für durchaus wahrscheinlich, dass wir bei gründlicher Kenntnis der Lautgesetze sehen werden, dass die Übereinstimmungen auch des Wortschatzes mit den übrigen Hamiten grösser sind, als das heute scheint.

In Lautlehre und Formenlehre der Grammatik hätte ich manches anders gruppiert, als der Verfasser es getan hat, aber das gebotene Material ist vortrefflich und auch die Ordnung so, dass sie für jeden Leser verständlich ist.

Dabei kann nicht verschwiegen werden, dass das Masaiverbum sehr erhebliche Schwierigkeiten bietet, die der Verfasser, soviel ich sehe, auf das glücklichste überwunden hat.

Ganz besonderes Lob verdienen die Masaitexte. Ein freundlicher Zufall will es, dass gleich das erste Märchen dasselbe ist, das mir seinerzeit von einem Masai, allerdings sehr abgekürzt, aufgeschrieben wurde. Der Ethnograph findet hier eine reiche Ausbeute, umsomehr als der Verfasser ja durch die Originaltexte Gelegenheit zur Kontrolle seiner Übersetzung gibt und zugleich auf ähnliche Vorgänge bei andern „Niloten" verweist.

Auch über die ersten Menschen bringt Hollis einige Texte. Die kurzen Notizen bei Krapf (vgl. noch vocabulary of the Engútuk Eloiköb by Rev. Dr. J. L. Krapf. Tübingen 1854 p. 8f., 124) und Johnston über den Naiteru kop, eine Art Halbgott, lassen sich mit dem von Hollis gegebenen ausführlichen Material wohl vereinigen, nicht so Merkers Berichte (Merker, die Masai. Berlin 1904), in denen Naiteru kop ein Weib ist.

Irgendwelche Anklänge an biblische Berichte kommen bei Hollis nicht vor (im Gegensatz zu Merker), man müsste denn die Begegnung des ersten Menschen mit der Schlange p. 266 dahin rechnen und sein Verhalten hernach p. 267, das flüchtig an Kain erinnert.

Bei den „Dämonen" ist auffallend, dass sie einen langen Schwanz haben p. 122ff., 265 — sie sollen halb Löwengestalt führen — das könnte auf asiatischen Einfluss zurückgehen. Ebenso erinnert das Omen durch Vögel p. 323f. an mittelländische Vorstellungen.

Folgende Bemerkungen sind vielleicht noch von besonderem Interesse. Der Zusammenhang zwischen dem Tode des Menschen und dem Monde wird hier ganz ähnlich erzählt wie bei den Hottentotten p. 271. Dass die Schmiede eine eigene Sprache haben p. 330f. bestätigt die Vermutung, dass sie ursprünglich ein besonderer Stamm sind. Von den Dorobo war diese Tatsache bereits bekannt, von den Schmieden nicht.

Verfasser berichtet ausführlich über Tageseinteilung und über die Monate p. 332ff. Von einer Woche berichtet er nichts in Übereinstimmung mit Krapf a. a. O. p. 19, im Gegensatz zu Merker.

Er gibt für das Aushebeln der Zähne die Erklärung von Hinde p. 313, dass man so einem Ohnmächtigen etwas einflössen könne, mit berechtigtem Vorbehalt.

Die Verehrung und das Füttern der Schlangen, das die Masai mit den Galla gemeinsam haben, wird p. 307 zurückgeführt auf die Vorstellung, dass die Seelen grosser Leute Schlangen werden. Ein Zusammenhang der Schlangen mit der Geisterwelt wird auch von den Bantu Ost- und Südafrikas angenommen.

Die Veränderung der Namen und der mit den Namen zusammenhängenden Appellativa beim Tode der Leute p. 304ff. hat sicher zur Veränderung des Sprachschatzes geführt, ebenso die für den Anfänger sehr störende Vielnamigkeit der Tiere.

Wir wünschen dem Buche ein fleissiges Studium auch im deutschen Schutzgebiet, und hoffen, dass der Verfasser ein ausführliches Wörterbuch bald folgen lässt. Die Ausarbeitung kann ihm nun nicht schwer fallen, da er das beste Material in der Hand hat.

Carl Meinhof.

Annandale, Nelson, and Herbert C. Robinson. Fasciculi Malayenses. Anthropological and zoological results of an expedition to Perak and the siamese malay states, 1901/02. Part I—IIa London, New-York and Bombay: Longmans, Green & Co. 1903/04. 4°.

In den Fasciculi Malayenses erhalten wir von den beiden Verfassern unter Hinzuziehung noch anderer Fachgelehrter einen ebenso wertvollen, wie interessanten Beitrag zur Kenntnis der malayischen Halbinsel, darum sollten die Ergebnisse dieser Studienreise namentlich

eine wohlverdiente Würdigung bei den Herren finden, die sich das Studium der malayischen Stämme auf der Halbinsel Malakka zur Spezialaufgabe gemacht haben; natürlich soll dies nicht ausschliessen, dass diese Fasciculi überhaupt vom wissenschaftlichen Standpunkt für uns eine Beachtung verdienen.

Ein Teil der Resultate wurde dadurch gewonnen, dass sich Mr. Nelson Annandale sechs Monate lang als freiwilliger Begleiter der Skeatexpedition durch die östlichen, siamesischen Malaienstaaten angeschlossen hatte. Darauf unternahm er nochmals in der Begleitung von Robinson diese Reise auf Kosten der Universität Edinburg und der Royal Society.

Bezüglich seines Inhalts bietet uns das Werk in seinem ersten Teile vor der Hand nur das gesammelte, rein deskriptive, ethnographische und anthropologische Material, welches uns mit den Eingeborenen im Innern Malakkas unter besonderer Berücksichtigung der Stämme der Semangs, Sakais, der Trang, eines Küstenvolks, und der Malaien von Perak bekannt macht. Weiter hören wir von den primitiven Religionsanschauungen und anderen Gebräuchen, die beim Fischervolke der Patani vorkommen; ebenso lernen wir das Religionswesen und die Zaubergebräuche der Malaien im Lande der Patani kennen. Beide Verfasser haben sich dann zu gemeinsamer Arbeit vereinigt und liefern uns einige Beiträge zur physischen Anthropologie der malayischen Peninsula. Prächtige Abbildungen, die sich dem inhaltreichen Text angliedern, wirken sehr instruktiv, ebenso wie die in grosser Anzahl beigegebenen Masstabellen am Lebenden, wie am Skelett. In einem ferneren 5. Teil stellen uns die Verfasser eine vergleichende Durcharbeitung der gewonnenen Resultate in Aussicht. Gleichzeitig möchte ich betonen, dass sich die Verfasser in Bezug auf ihre allgemein gewonnenen Ergebnisse in Übereinstimmung mit anderen, wissenschaftlichen Reisenden, welche die Urstämme Malakkas untersucht haben, befinden. Sie nehmen, wie v. Micklucho-Maklay, Logan, Stevens, Martin, Skeat, Duckworth gleichfalls getrennte Typen an, die sie mit Semang und Sakai bezeichnen und folgen somit einer schon traditionele gewordenen Gewohnheit, die eigentlich eine unrichtige Namenbezeichnung in sich schliesst. Im allgemeinen kann man sagen, dass, wenn von den Sakais die Rede ist, wir es mit einem Bergvolk zu tun haben, die von heller Hautfarbe mit welligem oder schlichtem Haupthaar ausgestattet sind. Ein gewisser Kulturgrad ist ihnen nicht abzusprechen. Wir finden sie bereits im Besitz von Häusern und kennen sie als ein Ackerbau treibendes Volk, ebenso wissen wir von ihnen, dass sie ihren Toten ihr persönliches Eigentum mit ins Grab geben. Die Semangs dagegen besitzen in ihrem Typus mehr die charakteristischen Merkmale negroider Einflüsse, dementsprechend finden wir bei ihnen ihr Haar wollig oder kraus gebildet. Sie bewohnen namentlich die Ebene und sind nach Ansicht von Annandale und Robinson noch reine Nomaden. Weder Ackerbau, noch die Kunst der Töpferei haben sie erlernt; von ihren Todten wissen wir, dass sie selbige ohne jegliche Beigaben bestatten. Sie werden auf der Seite liegend, in einer zusammengekauerten Lage begraben. Einige benachbarte Stämme der Semang behaupteten sogar, dass sie zum Kannibalismus neigten, doch können die Verfasser dies nicht bestätigen.

In der Landschaft Jaler und Ober-Perak wurden von den reinen Semang zwei Stämme, die Hami und Senán untersucht. Es stellte sich hierbei heraus, dass alle Schädel meso- bis dolichocephal waren und nur eine geringe Kapazität 1030 u. 1150 *ccm* nach Turners Methode besassen. Weiter zeigten sich bei ihnen neben Unterschieden auch Ähnlichkeiten, und zwar kamen letztere besonders dann in Betracht, wenn man den Negritotypus, wie er durch die Andamanesen, als auch den Drawidatypus, wie er durch die Wedda Ceylons vertreten wird, berücksichtigt. Bei den Sakais erstreckten sich die Untersuchungen auf die drei Stämme der Pō-klō, Jehehr in Ober-Perak und auf die Mai-Derat im südlichen Perak, von denen aber die beiden ersteren nur starke Mischungen von Semangblut haben. Die Schädel sind dolichocephal mit geringer Kapacität, besonders deutlich war bei ihnen die auffallende Ähnlichkeit, die sie mit den Weddas haben. Die ferneren Untersuchungen der Reisenden erstreckten sich auf die malayoiden Küstenvölker des Siamesenstaates Trang. Dort fanden die Verfasser zwei verschiedene Typen, die orang laut kapir mit mesocephalen Schädeln und die orang laut islam oder „Samsam" mit brachycephalen Schädeln. — Bezüglich des ethnographischen Materials, welches in ausgiebiger Fülle bei den Semang und Sakai gesammelt wurde und ausführliche Berichte über Behausung, Pfeilgift, Feuererzeugung,

Nahrungsgewinnung, Ornamentik, Waffen usw. bringt, findet sich, wie schon anfangs angedeutet, durch zwei grössere Kapitel über den primitiven Glauben und die Sitten des Fischervolkes in Patani, sowie über die Religion und Zauberei der dortigen Malaien eine weitere wertvolle Bereicherung.

In dem kleinen Ergänzungshefte geben uns die Verfasser namentlich die Aufnahmen ihrer Reiseroute an. Wir lernen zunächst die Landschaft Perak und Selangor, Patalang und Trang kennen. Im letzten Abschnitt des Bändchens werden wir mit den Patanistaaten und Kedah vertraut gemacht. Eine gute Karte, sowie eine Anzahl schöner Abbildungen trägt nicht unwesentlich zum Wert dieses Abschnittes bei, die öfters eingehenden Schilderungen von Land und Leuten sind anschaulich zur Darstellung gebracht worden.

In Teil IIa finden wir endlich in seinen Hauptabschnitten die wissenschaftliche Bearbeitung einer Sammlung von Musikinstrumenten aus den siamesischen Malaienstaaten und Perak. Balfour, Curator des Pitt Rivers Museum in Oxford, hat diesen Teil der Fasciculi bearbeitet. Er teilt die Instrumente in zwei grosse Gruppen. Zunächst werden die Instrumente der zivilisierten, dann diejenigen der wilden Stämme berücksichtigt. Als Unterabteilungen für beide Gruppen finden wir Schlag-, Wind- und Saiteninstrumente. Den weitaus interessantesten Teil von IIa bilden Annandales Schilderungen über Religion und Zauberwesen unter den Malayen der Patani-Staaten und die Gebräuche der Malayo-Siamesen. Der Verfasser kommt bei letzteren zu dem Schluss, dass sich bei ihnen öfters mohammedanische Anklänge arabischer Kultur finden und neben modernen Anschauungen alte Gebräuche, durch Tradition gepflegt, sich erhalten haben. Den Schluss von IIa bilden Beiträge zur physischen Anthropologie der Malayo-Siamesen. Alles in allem sind die Fasciculi Malayenses eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse von den Bewohnern der malayischen Halbinsel. Alfred Maass.

„Hystoire du Mechique". Manuscrit français du XVI^e siècle publié par Dr. E. de Jonghe. Journal de la Société des Américanistes de Paris. N. S. II (Nr. 1) 1905, p. 1—41.

Neue Quellen über das präcortesianische Mexiko sind ebenso selten wie kostbar. Die vorliegende Publikation gehört zu dem Wichtigsten, was man auf diesem Gebiet zu finden hoffen durfte, und es ist mit lebhafter Freude zu begrüssen, dass Dr. de Jonghe eine sorgfältige Ausgabe dieser „Hystoire du Mechique" nebst Index besorgt hat. Der Inhalt schliesst sich eng an den des Codex Zumarraga an, doch finden wir eine Reihe ausnehmend wichtiger, bisher unbekannter Sagen, merkwürdige Varianten, auf die nur ganz kurz hingewiesen sei: Die Sage von der Erschaffung der Welt und der Götter und ihre Zerstörung, die Verbrennung der Seelen der Toten in der Unterwelt und ihre spätere Auferstehung, die dreizehn Himmel, die eine sehr bemerkenswerte Parallele zu der Liste der dreizehn Gottheiten des Tages (Tonalamatl der Sammlg. Aubin) darstellt. Ferner die zweite Erschaffung der Welt, die Aufrichtung des Himmels durch Tezcatlipoca und Ehecatl (-Quetzalcouatl), die Erschaffung des Menschen aus dem Knochen, den Ehecatl (sonst Xolotl) aus der Unterwelt holt, die Erfindung des Pulque, die Erschaffung der Sonne durch den Feuertod des Syphilitikers Nanauatzin u. a. m. Beiläufig bemerke ich, dass „(Es)acapachtli wohl nicht acatapachtli, sondern einfach ayopechtli, „Göttin des Schildkrötensitzes", zu lesen ist. Die beiden letzten Kapitel handeln von Quetzalcouatl, seiner Vertreibung durch Tezcatlipoca und seiner Verbrennung, wo die Handschrift mitten im Satz abbricht.

Das Original-Manuskript in Paris ist ein Excerpt A. Thevet's aus einer Historia de Mexico, die vermutlich Olmos verfasst hatte und die um 1549 mit anderen Denkwürdigkeiten von Mendoza auf einem Schiff abgesandt worden ist, das bekanntlich von Korsaren gekapert wurde. W. Lehmann.

Wosinsky, M., Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit. Mit 1447 Abbildungen. Berlin, A. Asher & Co. 1904.

Der durch seine Ausgrabungen in Lengyel, Kom. Tolna, in weiten Kreisen der Archäologen rühmlichst bekannte Verfasser behandelt in der vorliegenden Arbeit, die der ungarischen Akademie der Wissenschaften eingereicht wurde, auf 185 Seiten Text in Grossoktav, dem sich 150 Tafeln anschliessen, so ziemlich die gesamte Keramik der Stein- und Bronzezeit Europas und der in Betracht kommenden Nachbargebiete des Mittelmeeres. Den massgebenden Gesichtspunkt bildet dabei die weit verbreitete Verzierungstechnik der weissen Inkrustation. Demgemäss untersucht der Verfasser nach einer Einleitung, in der er zu der bisher üblichen Behandlungsweise der Keramik Stellung nimmt und auch über die Substanz der weissen Einlage, sowie über den Zweck der so verzierten Gefässe uns aufklärt, in zwei Hauptabschnitten 1. die weiss inkrustierte Keramik in Ungarn, 2. dieselbe ausserhalb Ungarns. Die Verbindung dieser weit auseinander stehenden Gruppen findet er bei der Behandlung der ausserhalb Ungarns vorkommenden Keramik mit weisser Inkrustation. Hier stellt er drei grosse Gebiete nebeneinander: das Mittelmeergebiet, West- und Nordeuropa einerseits und Mitteleuropa andererseits und kommt somit zu dem dritten Hauptabschnitt seiner Arbeit, indem er vier Fragen betreffend den Zusammenhang der aufgezählten Fundgruppen, den Ausgangspunkt und die Richtung der Verbreitung der Inkrustationstechnik, sowie die Zeitbestimmung, zu beantworten sucht.

Obgleich der Verfasser zugibt, dass die gleiche Verzierungsweise bei verschiedenen Völkern unabhängig von einander im Gebrauche sein kann, glaubt er doch für die prähistorischen Völker Europas und kleiner Gebiete von Asien und Afrika einen Zusammenhang annehmen zu müssen, zumal diesen die Formen der Gefässe, die Technik der Verzierung und sogar einzelne Muster ihm nahe legen. Und zwar denkt er sich als Ausgangspunkt Ägypten, von da aus gelangt sie in das Mittelmeergebiet (Cypern, Kreta, Troja, Kaukasus). Nach dem Norden verbreitet sie sich in drei Linien: a) durch Rumänien nach Siebenbürgen und in die Ebene zwischen Donau und Theiss; b) am Ende der Steinzeit durch Bosnien, Kroatien, Slavonien in die österreichischen Pfahlbauten; c) von dem südlichen Spanien die Meeresküste entlang nach England, Dänemark, Schleswig-Holstein, Norddeutschland. In entgegengesetzter Richtung setzt von Norden nach Süden eine dritte Strömung im Beginne der Bronzezeit ein: sie geht vom Rheine aus die Donau abwärts durch Ungarn in das Gebiet der unteren Donau. Je weiter sie nach Süden gelangt, umsomehr gerät sie in die vollentwickelte Bronzezeit und tritt teilweise noch in der Hallstattzeit auf.

Die Beurteilung dieser Resultate wird von der Bedeutung abhängig sein, die der Inkrustationstechnik in der Töpferei überhaupt zuzuerkennen ist. Es ist doch auffallend, dass diejenigen Gefässgruppen, in denen die Inkrustation ganz gewöhnlich ist, unter einander so verschieden erscheinen, dass sie auch fehlen könnte, ohne dass Wesen und Eigenart dieser Gruppen sich ändern würden. Sie kommt sogar gleichmässig in den beiden grossen Gruppen der neolithischen Keramik vor, die nach dem Grundcharakter ihrer Verzierung einander gegenüberstehen; in der Gruppe mit Horizontal- und Vertikalornamentik und in der sogenannten „Spiral-Mäander-Keramik". Mit anderen Worten: die Inkrustationstechnik muss von untergeordneter und unwesentlicher Bedeutung sein. Dem Verfasser ist es selbst aufgefallen, dass auf ihrem angeblichen Verbreitungswege in der Richtung von Süden nach Norden eine allzu geringe „Entwickelung" sich geltend mache. Das kann sich doch nur daraus erklären, dass sonstige Vergleichsmomente und Zusammenhänge zwischen den bezüglichen Gruppen fehlen.

M. E. sind die Fragen, die die Forschung gerade für die Stein- und ältere Bronzezeit gestellt hat, noch zu sehr im Flusse, als dass wir so bestimmte Verbindungslinien zwischen den einzelnen Gruppen auf Grund einer Verzierungsweise ziehen dürften, deren Ursprung doch im wesentlichen auf ästhetischen Bedingungen beruht. Ägypten überall als Ausgangspunkt für gleichartige Kulturerscheinungen hinzustellen, ist gewiss sehr nahe liegend, weil hier eine einigermassen sichere absolute Datierung möglich ist. Aber wir wissen noch zu wenig von den Beziehungen Ägyptens zum Mittelmeergebiet und den angrenzenden Kulturprovinzen des europäischen Binnenlandes. Je älter diese Beziehungen sein müssen, umso eher liegt die Möglichkeit vor, dass Ägypten nicht der gebende, sondern der empfangende Teil war.

Was im besonderen die weiss inkrustierten — und, wie der Referent der Analogie wegen hinzufügen möchte, auch die weiss bemalten — Gefässgruppen Ägyptens betrifft, so ist ihre Stellung innerhalb der prähistorischen Entwickelung des Niltales keineswegs so gesichert, dass wir von da aus die Verbreitung dieser Verzierungsweisen annehmen müssten. Im Gegenteil haftet ihnen in diesem Kreise etwas Fremdartiges an, und es ist nicht unberechtigt zu fragen, ob sie nicht ausserägyptischen Ursprungs sind.

Trotz solcher Ausstellungen müssen die bedeutenden Verdienste des Verfassers und die Vorzüge der Arbeit anerkannt werden. Zunächst wendet er sich gegen die seit Klopfleisch übliche Einteilung der steinzeitlichen Keramik in „Schnurkeramik“ und „Bandkeramik“, die er „für von Grund aus verfehlt“ hält, und man kann ihm im allgemeinen zustimmen, wenn er vorschlägt, „der ohnehin unglücklich gewählten und nur zu Missverständnissen führenden Bezeichnung Bandkeramik zu entsagen“ und nach der Technik der Verzierung die Keramik einzuteilen: 1. in plastisch verzierte, 2. in vertieft verzierte, 3. in bemalte Keramik.

Wenn dabei die Frage nach dem Verhältnis von Inkrustation und Bemalung zugunsten der letzteren als der älteren entschieden wird, so scheint mir die Fragestellung insofern nicht richtig zu sein, als es sich bei der Inkrustation nur um ihr Verhältnis zur Weissmalerei handeln kann. Die Buntmalerei, wie sie z. B. in Lengyel vorliegt, hat mit der Inkrustation natürlich keinen Zusammenhang.

Einen sehr wohltuenden Eindruck macht es, dass der Verfasser in dem bekannten Streit zwischen Schliz und Köhl eine vermittelnde Stellung einnimmt und im Grunde beiden Forschern Recht gibt, indem er am Rhein zwei verschiedene Strömungen, die auch ethnische Grundlagen gehabt haben mögen, zuzammen kommen lässt.

Ein weiteres Verdienst des Verfassers besteht darin, dass er das ungarische keramische Material dem deutschen Leser und damit mittelbar dem prähistorischen Forscher überhaupt näher bringt und für ihn benutzbar macht. Zu fünf ungarischen Typen, die er unterscheidet, gibt er eine genaue Fundstatistik.

Auch die anderen europäischen und aussereuropäischen Fundgruppen werden mit möglichst vollständigen Fundlisten versehen und machen zusammen mit den 150 Tafeln Abbildungen die vorliegende Arbeit zu einem brauchbaren keramischen Handbuch, das auf der Höhe unseres gegenwärtigen Wissens steht. Dafür wird dem Verfasser in weiten Kreisen gedankt werden. Hubert Schmidt.

Elsenhans, Theodor, Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung. Leipzig: Engelmann 1904.

Angesichts der bezüglich des Rassenbegriffs unter den Anthropologen noch immer herrschenden Unklarheit dürfte Vielen eine Darlegung der Stellung Kants zu dem Problem der Rasse und ihres Verhältnisses zur Gattung, Art und Varietät gelegen kommen. Die geniale Intuition, die diesen universellen Geist so manche Ergebnisse der neueren Naturwissenschaft antizipieren liess, hat ihn auch auf diesem Gebiete zu einer klareren Erkenntnis des Wesens jener Begriffe geführt, als wir sie heute selbst bei manchen Fachmännern antreffen. Kant legt bei seinem Rassenbegriff das Hauptgewicht auf das Merkmal der Lebensfunktion. Rasse ist alles, was in demselben Zeugungssystem der Natur sich vereint. Ihre Merkmale pflanzen sich unausbleiblich fort! Kant nimmt eine einzige ursprüngliche Stammgattung an, die in sich die Anlagen zu allen Abartungen enthielt, die die geographische Umwelt und das Klima später hervorbrachte. Da Gattung und Art nicht ihrer Natur nach geschieden sind, sondern nur in Ansehung ihres Verhältnisses zu einander als höhere und niedere Begriffe, so lässt sich die Menschheit als eine Spezies mit zahlreichen Abartungen betrachten. Rassen sind nun diejenigen Abartungen, die sich unter sich durch Zeugung lebendig erhalten und miteinander halbschlächtige (!) Junge hervorbringen (wie etwa Neger und Weisse). Spielarten sind solche, die nicht notwendig halbschlächtig zeugen (Blonde und Brünette). Varietäten endlich sind solche erblichen Verschiedenheiten, die sich nicht unausbleiblich fortpflanzen.

Abartungen, die durch Verpflanzung in andere Verhältnisse erlöschen, sind Schläge (nach Grösse und Körperproportionen), wozu auch die Familientypen gehören.

Die Frage, wie die Stammgattung selbst entstanden ist, zu untersuchen, geht über die unserer „Physik" gestellten Grenzen hinaus. Sie lässt sich nur teleologisch erklären, d. h. wir können nur zweckmässig wirkende Kräfte in den Stamm hineinlegen und darüber reflektieren, wenn wir auch die mechanische Erklärung soweit als möglich treiben müssen. Die Zweckbetrachtung ist eben blosse Beurteilungsart. Die organisierten Wesen sind Naturzwecke und die letzten Kräfte der Natur die sittlichen. Der Verf. weist nun darauf hin, dass der Parallelismus zwischen der mechanischen und der teleologischen Weltanschauung grade in der Konsequenz der Kantschen Gedankenreihe liegt und beide an der Grenze alles Geschehens zusammentreffen. Er erörtert auch Kants eigentümliche, uns phantastisch anmutende Bestimmung der Menschheit als „Rasse vernünftiger Weltwesen", seine Stellung zur Entwickelungstheorie und die von Forster gegen ihn erhobenen Einwände. Ein eingehendes Studium dieses Schriftchens sei namentlich allen Index-Kraniologen dringend empfohlen. P. Ehrenreich.

Thomas, Chr. L., Die Ringwälle im Quellengebiet der Bieber im Spessart. Annalen d. Vereins f. Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. XXXIV, S. 179—205.

Thomas hat vier im nordöstlichen Teile des Spessart gelegene Ringwälle untersucht, soweit dies ohne Nachgrabungen möglich war. Das Material, aus dem die in den Wällen enthaltenen Trockenmauern bestehen, ist der Fels der betreffenden Berge, d. h. Buntsandstein. 1. Der Ringwall Alteburg bei Wirtheim ist der kleinste der Gruppe, der Durchmesser des annähernd kreisrunden Burghofes beträgt nur 80 *m*. Um den Fuss der Mauer zieht sich ein Graben, die Toröffnung befindet sich an der Westseite. Thomas vermutet, dass an einer Stelle die Zerstörung der Aussenfront der Mauer verbunden mit der Ausfüllung des Grabens auf einen feindlichen Sturmangriff zurückzuführen sei. 2. Der Ringwall auf dem Burgberg bei Bieber stellt sich als ein zerstörter ovaler Ring mit Trockenmauer und Graben dar. An der Nordseite befindet sich eine Toröffnung mit übergreifenden Mauerenden. Der Nordabhang ist mit Wohnpodien bedeckt, sie finden sich vereinzelt aber auch an anderen Stellen vor. 3. Der ziemlich zerstörte Ringwall auf dem Hainkeller bei Lützel entbehrt des Grabens, besitzt aber dafür einen doppelten Mauerring. An der Nordseite des Aussenwalles befindet sich ein Tor mit übergreifenden Enden, die Form des Tores am Innenwall ist nicht mehr erkennbar. Ein Hügel mit konkaver Oberfläche an der Westseite des inneren Burghofes hat vielleicht einen Holzturm getragen. An der Nord- und Ostseite des Berges konnten zahlreiche Podien festgestellt werden. 4. Die Alteburg bei Kassel, ein einfacher ovaler Ringwall mit Graben, enthält in dessen Kern eine Mauer von bedeutenden Dimensionen, deren Erbauung nicht geringe künstliche Umgestaltungen der Bergfläche voraussetzt. Die Nord- und Südseite ist durch je ein Tor mit übergreifenden Enden zugänglich. Ein den umwallten Raum in nordsüdlicher Richtung trennender Wall scheint mittelalterlich zu sein. Auch hier befinden sich auf der Nordseite des Berges zahlreiche, auf der Südseite nur wenige Podien. Eine angebliche Verwallung auf dem Geiersberg dürfte sich bei näherer Untersuchung als natürliche Terrassen und Mulden herausstellen.

Ausser auf den Abhängen der genannten befestigten Berge trifft man noch an zahlreichen andern Stellen Gruppen von Podien an, die eine starke Besiedelung jener Gegend in alter Zeit erkennen lassen; die Bodenverhältnisse sind für Viehzucht, mässigen Ackerbau und Eisengewinnung günstig. Was das Alter der vier Befestigungen anlangt, so sprechen ja manche Umstände für die La Tène-Periode, eine sichere Datierung wird aber erst auf Grund von Nachgrabungen gewonnen werden. A. Götze.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Hirth, Friedrich, Sinologische Beiträge zur Geschichte der Türkvölker. I. Die Ahnentafel Attilas nach Johannes von Thurócz. St. Petersburg 1900. 4°. (Aus: Bulletin de l'Acad. Impériale d. Sciences de St. Petersburg, Bd. XIII.)
2. Hirth, Friedrich, Neue Forschungen über das Geschlecht Attilas. München 1900. 8°. (Aus: Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 177.)
3. Hirth, Friedrich, Die Malerei in China. Entstehung und Ursprungslegenden. Leipzig: O. Harrassowitz 1900. 8°. (Aus: Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 117.)
4. Hirth, Friedrich, Die Erschliessung Chinas. Berlin 1902. 8°. (Aus: Nauticus, Jahrbuch f. Deutschlands Seeinteressen".)
5. Hirth, Friedrich, Über gemeinnütze Anstalten in China. Leipzig: O. Harrassowitz 1903. 8°. (Aus: Beiträgen z. Kenntnis d. Orients, Bd. I, und T'oung Pao, Bd. VII 1896.)
6. Hirth, Friedrich, Noch einmal die Teekanne des Freiherrn v. Gautsch o. O. u. J. 8°.
7. Stoll, Hans, Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Zweite, umgearb. Aufl. Leipzig: Reichs-Medizinal-Anzeiger 1905. 8°.
8. Boas, Franz, The vocabulary of the Chinook language. Lancaster, Pa., U. S. A. 1904. 8°. (Aus: American Anthropologist [N. S.] vol. 6.)
9. Boas, Franz, Some traits of primitive culture. o. O. u. J. 8°. (Aus: Journal of American Folk-Lore.)
10. Boas, Franz, The folk-lore of the Eskimo. o. O. 1901. 8°. (Aus: The Journal of American Folk-Lore. Vol. XVII.)
11. Boas, Franz, The history of anthropology. o. O. 1901. 8°. (Aus: Science N. S., vol. XX.)

Nr. 1—11 Gesch. d. Verf.

12. Wagner, Paul, Illustrierter Führer durch das Museum für Länderkunde (Alphons Stübel-Stiftung). Leipzig 1905. 8°. Vom Museum f. Völkerkunde.
13. Piette, Édouard, Notice sur, Vannes 1903. 8°.
14. Anthony, M., The evolution of the human foot. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
15. Brinkley, F., Primeval Japanese. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
16. Holmes, William H., Traces of aboriginal operations in an iron mine near Leslie, Mo. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
17. Hulbert, Homer B., The korean language. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)

Nr. 13—17 Gesch. d. Verf.

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

18. Messerschmidt, Leopold, The ancient Hittites. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
19. Neumann, Oscar, From the Somali coast through Ethiopia to the Sudan. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
20. Symington, Johnson, Problems arising from variations in the development of skull and brains. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
21. Thomas, Cyrus, Central american hieroglyphic writing. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
22. Tsybikoff, G. Ts., Lhasa and Central Tibet. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
23. Wiedemann, A., The excavations at Abusir, Egypt. Washington 1904. 8°. (Aus: Smithson. Report for 1903.)
24. Giuffrida-Ruggeri, V., Un cranio acrocefalico. Roma 1905. 8°. (Aus: Atti della Soc. Rom. di Antropologia vol. XI.)
25. Giuffrida-Ruggeri, V., Gli pseudo-parietali tripartiti del Frasetto. Firenze 1905. 8°. (Aus: Monitore Zoologico Italiano anno XVI.)
26. Jochelson, Waldemar, The mythology of the Koryak. Lancaster, Pa., U. S. A. 1904. 8°. (Aus: Amer. Anthropologist N. S. Vol. 6.)
27. Lehmann, Walter, Sonnenfinsternisse, Kometen und andere Phänomene in mexikanischen Annalen. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn. o. J. 4°. (Aus: „Das Weltall" Jahrg. 5.)
28. Jonghe, Édouard de, Histoire du Mechique, manuscrit français inédit du XVI^e siècle. Paris 1905. 4°. (Aus: Journal de la Société des Américanistes de Paris. N. S. tom. II.)
29. ten Kate, Hermann, Matériaux pour servir à l'anthropologie des Indiens de la république Argentine. La Plata 1904. 8°. (Aus: Revista del Museo de la Plata Tome XII.)
30. Jakob, Christfried, Contribution à l'étude de la morphologie des cerveaux des Indiens. La Plata 1904. 8°. (Aus: Revista del Museo de la Plata Tome XII.)
31. Weissenberg, S., Eine jüdische Hochzeit in Südrussland. o. O. u. J. 8°. (Aus: Mitteil. zur jüd. Volkskunde.)
32. Weissenberg, S., Die Fest- und Fasttage der südrussischen Juden in ethnographischer Beziehung. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXVII.)
33. Miske, Kálmán Freiherr v., Die la Tène III-Stufe in Velem St. Veit. Braunschweig 1905. 4°. (Aus: Archiv für Anthropologie N. F. Bd. III.)
34. Klaatsch, Hermann, Die tertiären Silexartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Cantal. Braunschweig 1905. 4°. (Aus: Archiv für Anthropologie Bd. III.)
35. Adachi, Buntaro und Yaso, Die Fussknochen der Japaner. Tokyo 1905. 8°. (Aus: VI. Bd. der Mitteilungen der med. Fakultät der Kaiserl.-Japan. Univ.)
36. Weissenberg, S. A. [Russisch], Die Karaimen. Moskau 1905. 8°. (Aus: „Russisches Anthropolog. Journal" 1904.)

Nr. 18—36 vom Verf. geschenkt.

37. Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin bis 1900. III. Teil. Berlin: C. Heymanns 1905. 4°. Vom Magistrat Berlin
38. Diest, Heinrich v., Zur Geschichte und Urzeit des Landes Daber. Stettin: L. Saunier 1904. 8°. Vom Verleger.
39. Führer durch das Museum für Völkerkunde. 12. Aufl. Berlin: G. Reimer 1905. 8°. V. d. Generalverwaltung d. Kgl. Mus. in Berlin.
40. Klett, Richard, Unsere Haustiere. Stuttgart-Leipzig: Deutsche Verlagsanstalt o. J. 4°. Vom Verleger.
41. Polivka, J., Ein kurzes Resumé aus der Arbeit „Pohádkoslovné studie" (Märchenwissenschaftliche Studien). o. O. u. J. 8°. Vom Museum in Prag.
42. Woodruff, Chas. E., The effects of tropical light on white men. New York-London: Rebman 1905. 8°. Vom Verleger.

43. Truhelka, Ćiro, Der vorgeschichtliche Pfahlbau im Savebette bei Donja Dolina (Bezirk Bosnisch-Gradiška) ... Mit einem Anhang von Joh. Nep. Woldřich: Wirbeltierfauna ... und von Karl Maly: Früchte und Samen ... Bd. I u. II. Wien 1904. 4°. (Aus: Wissenschaftl. Mitteil. aus Bosnien und der Herzegowina IX. Bd.) Von Hrn. Asher.
44. Naue, Jul, Sechs Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturperioden. München: Piloty & Loehle o J. gr. 2°. Vom Verleger.
45. Weule, Karl, Friedrich Ratzel. Leipzig o. J. 8°. (Aus: Mitteil. des Vereins für Erdkunde)
46. Kollmann, J., Neue Gedanken über das alte Problem von der Abstammung des Menschen. o. O. 1905. 4°. (Aus: Correspondenzbl. der Deutschen anthropolog. Gesellschaft.)
47. Müller, Sophus, Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie. Deutsche Ausgabe ... von Otto Luitpold Jiriczek. Strassburg: K. J. Trübner 1905. 8°.
48. Munro, Robert, Archaeology and false antiquities. London: Methuen & Co. 1905. 8°.
49. Schmidt, Emil, Der diluviale Mensch in Kroatien. o. O. 1902. 4°. (Aus: Globus, Bd. LXXXI)
50. Schmidt, Emil, Hermann Klaatsch' Theorie über die Stammesgeschichte der Menschen. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1903. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXIII.)
51. Schmidt, Emil, Ein neuer diluvialer Schädeltypus? Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1903. 4°. (Aus: Globus, Bd. LXXXIII.)
52. Schmidt, Emil, Die Grösse der Zwerge und der sogenannten Zwergvölker. o. O. 1905. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXVII.)
53. Sundermann, H., Niassisch-Deutsches Wörterbuch. Unter Mitwirkung der Missionare H. Lagemann (Lahagoe, Nias) und W. Frickenschmidt (Poeloe Tello, für den südlichen Dialekt). Mit Anhang: Zur Vergleichung des Niassischen mit anderen malaiopolynesischen Sprachen. Moers 1905. 8°.
54. Müller, Wilhelm, Beiträge zur Kraniometrie der Neu-Britannier. Berlin 1905. 8°. (Diss.)
55. Schliz, Künstlich deformierte Schädel in germanischen Reihengräbern. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Archiv f. Anthropol. N. F. Bd. III.)
56. Schweinfurth, G., Der Besuch der Zwergneger in England. Berlin 1905. 4°. (Ausschnitt aus der Vossischen Zeitung.)
57. Wateff, S., Contribution a l'étude anthropologique des Bulgares. Traduit et présenté par M. J. Deniker. Paris o. J. 8°. (Aus: Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris.)
58. Livi, Ridolfo, Antropometria militare. Parte II. Dati demografici e biologici Roma 1905. 4°.
59. Mauss, M., L'origine des pouvoirs magiques dans les sociétés australiennes. Avec un rapport sommaire sur les conférences de l'exercice 1903—1904 et le programme des conférences pour l'exercice 1904—1905. Paris 1904. 8°. (Aus: École pratique des hautes études.)
60. Schmidt, Hubert, Expedition Pumpelly in Turkestan im Jahre 1904, im Auftrage der Carnegie Institution, Washington-Berlin 1905. 8°.
61. Dörpfeld, Wilhelm, Troja und Ilion. Ergebnisse der Ausgrabungen ... von Ilion 1870—1894. Unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Hans v. Fritze, Alfred Götze, Hubert Schmidt, Wilhelm Wilberg, Hermann Winnefeld Bd. I u. II. Athen: Beck & Barth 1902. 4°.
62. Friedemann, Max, Über den Bau des Gesichtsskelettes in seiner Beziehung zur Prognathie. Berlin 1905. 8°. (Diss.)
63. Kalkowsky, Ernst, Die Markasit-Patina der Pfahlbau-Nephrite. Dresden 1904. 8°. (Aus: Abhandl. der naturwissenschaftl. Gesellsch. „Isis" Jahrg. 1904.)

Nr. 45—63 Gesch. d. Verf.

64. Führer, Kleiner, durch Speyer a. Rh. 2. Ausgabe. Speyer 1905. 8° (16°). V. Ver. z. Förd. des Fremdenverkehrs.
65. Delitzsch, Friedrich, Ex oriente lux! Ein Wort zur Förderung der Deutschen Orient-Gesellschaft. Leipzig: J. C. Hinrichs 1898. 4°.
66. Delitzsch, Friedrich, Im Lande des einstigen Paradieses. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1903. 8°. (Aus: Sendschreiben d Deutsch. Orient-Gesellsch.)
67. Ausgrabungen bei Abusir im Winter 1901/02. Verzeichnis der in der ägyptischen Abteilung der Berliner Königlichen Museen ausgestellten Funde. o O. u. J. 8°. (Aus: Deutsche Orient-Gesellsch.)

Nr. 65-67 Gesch. d. Hrn. Dr. jur. Minden.

68. Führer durch das Roemer-Museum in Hildesheim. Abteilung Nr. II. Ethnographische und prähistorische Sammlungen. Hildesheim 1897. 8°.
69. Gorjanović-Kramberger, Karl, Zur Altersfrage der diluvialen Lagerstätte von Krapina in Kroatien. o. O. 1905. 8°. (Aus: „Glasnik hrvatskoga naravoslovnoga društva" XVII.)

Nr. 68 und 69 Gesch. d. Hrn. Prof. Lissauer.

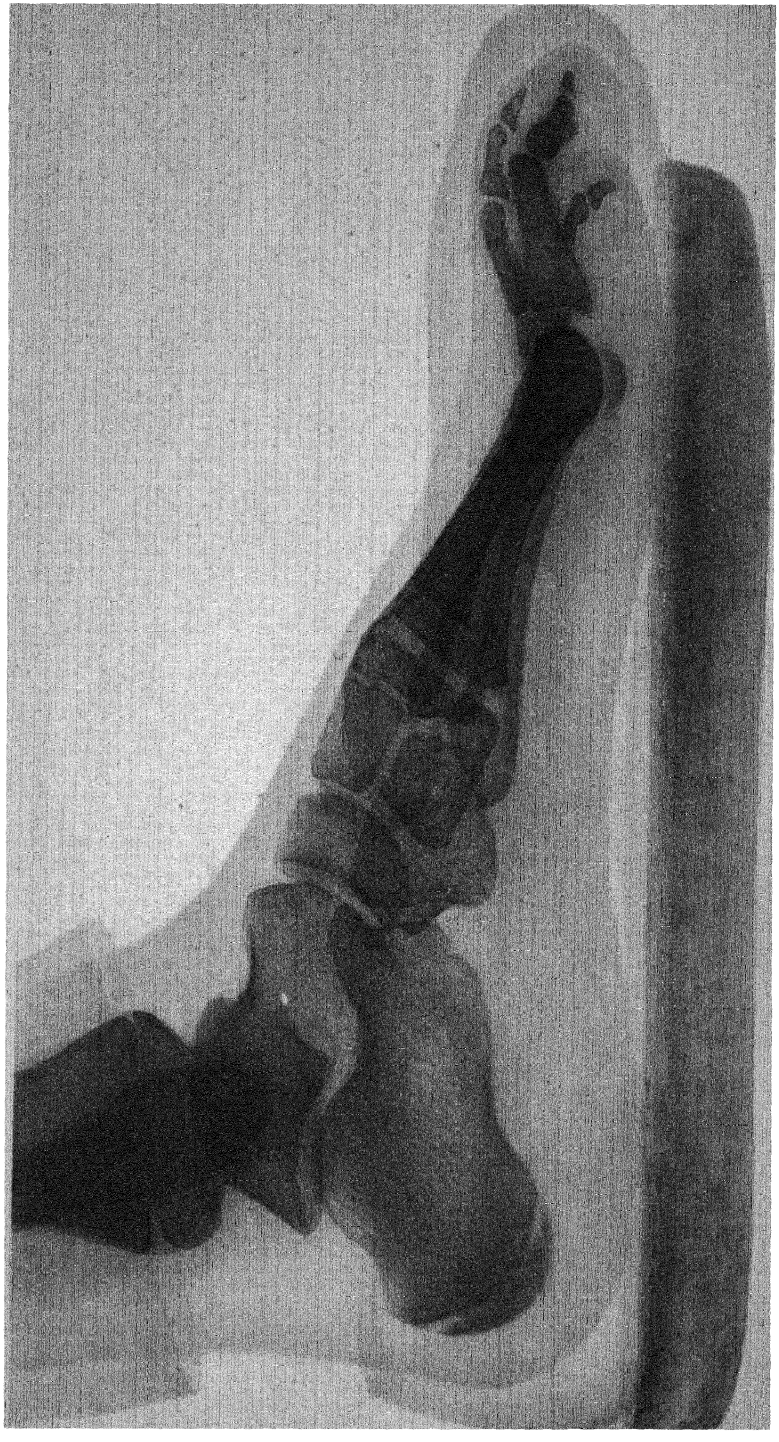
70. Levinstein, Siegfried, Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahre. Mit Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde. Mit einem Anhang von L. L. Karl Lamprecht. Leipzig: R. Voigtländer 1905. 8°.
71. Hertz, Wilhelm, Gesammelte Abhandlungen, herausg. von Friedrich v. d. Leyen. Stuttgart u. Berlin: J. G. Cotta Nachf. 1905. 8°.
72. Das Deutsche Landhaus, Wochenschrift für Heimkultur. Heft 1. Berlin: Hempel 1905. 4°.

Nr. 70—72 vom Verleger.

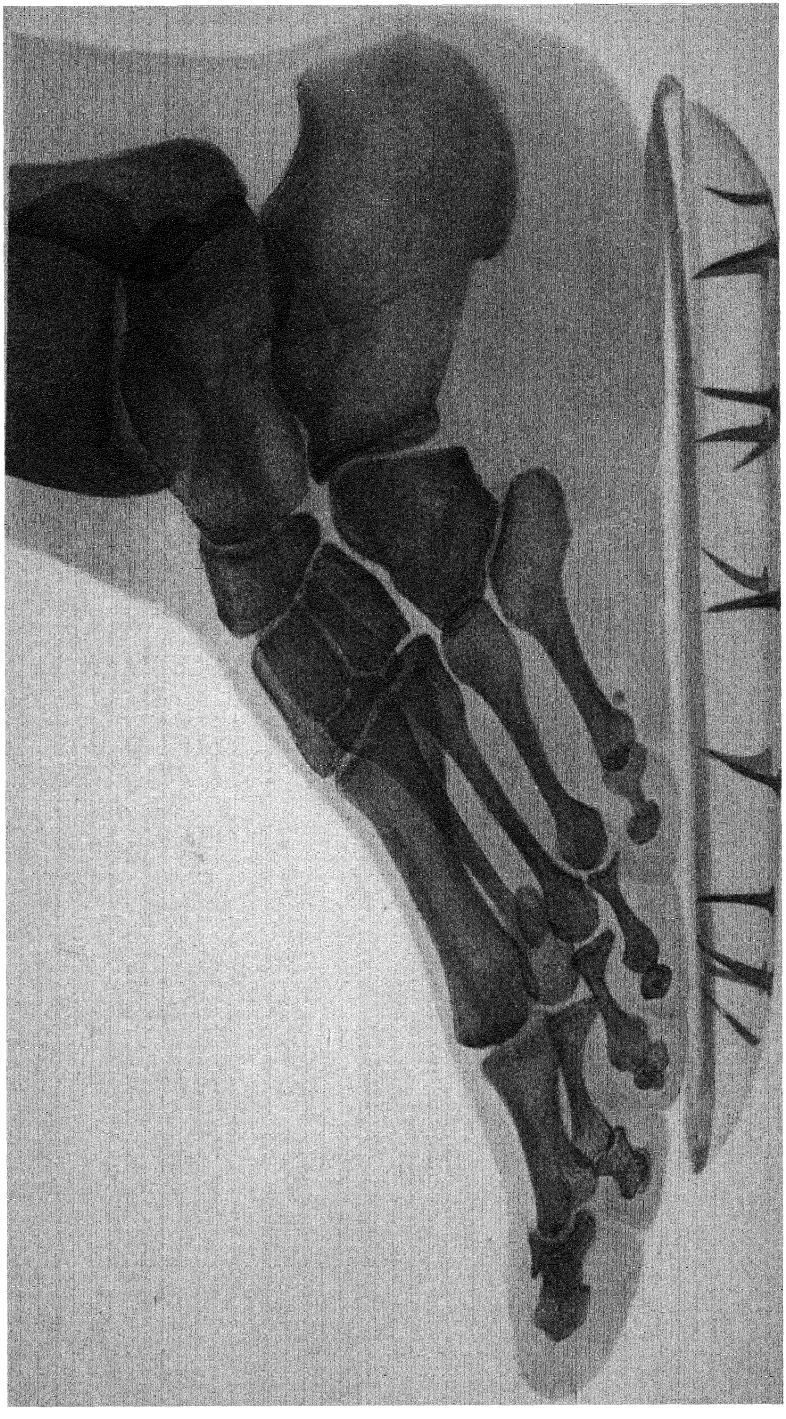
73. Burgess, Jas., The ancient monuments, temples and sculptures of India. Part. I. The earliest monuments 170 Plates. London: W. Griggs 1897. 2°. Angekauft.
74. Bücherei-Verzeichnis des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Abgeschlossen am 15. April 1905. Dresden-A. (1): Holze & Pahl 1905. 8°. Vom Verein für Erdkunde, Dresden.
75. Török, Aurel v., Neue Untersuchungen über die Dolichocephalie. Stuttgart: E. Nägele 1905. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Morphologie und Anthropologie Bd. VIII.) Von Hrn. Geh.-Rat Prof. Dr. Waldeyer
76. Koulakovsky, Julien, Sur la question des squelettes colorés. Kiew 1905. 8°. (Aus: Congrès International des sciences historiques à Rome 1903.)
77. Mortillet, Andrien de, Les monuments mégalithiques de la Lozère. Paris: C. Reinwald, Schleicher Frères 1905. 8°.
78. Lehmann, W., Über Taraskische Bilderschriften. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXVII.)
79. Polak, A. J., Die Harmonisierung indischer, türkischer und japanischer Melodien. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1905. 8°.
80. Hampel, Josef, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn Bd. I—III. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 8°.
81. Boas, Franz, and Clark Wissler, Statistics of growth. Chapter II. Washington 1905. 8°. (Aus: Report of the Commissioner of education for 1904.)
82. Boas, Franz, The Jesup North Pacific Expedition. o. O. 1902. 8°. (Aus: Transactions of the International Congress of Americanists 1902.)
83. Macchioro, Vittorio, La biologia sociale e la storia. Camerino 1905. 8°.

Nr. 76—83 Gesch. d. Verf.

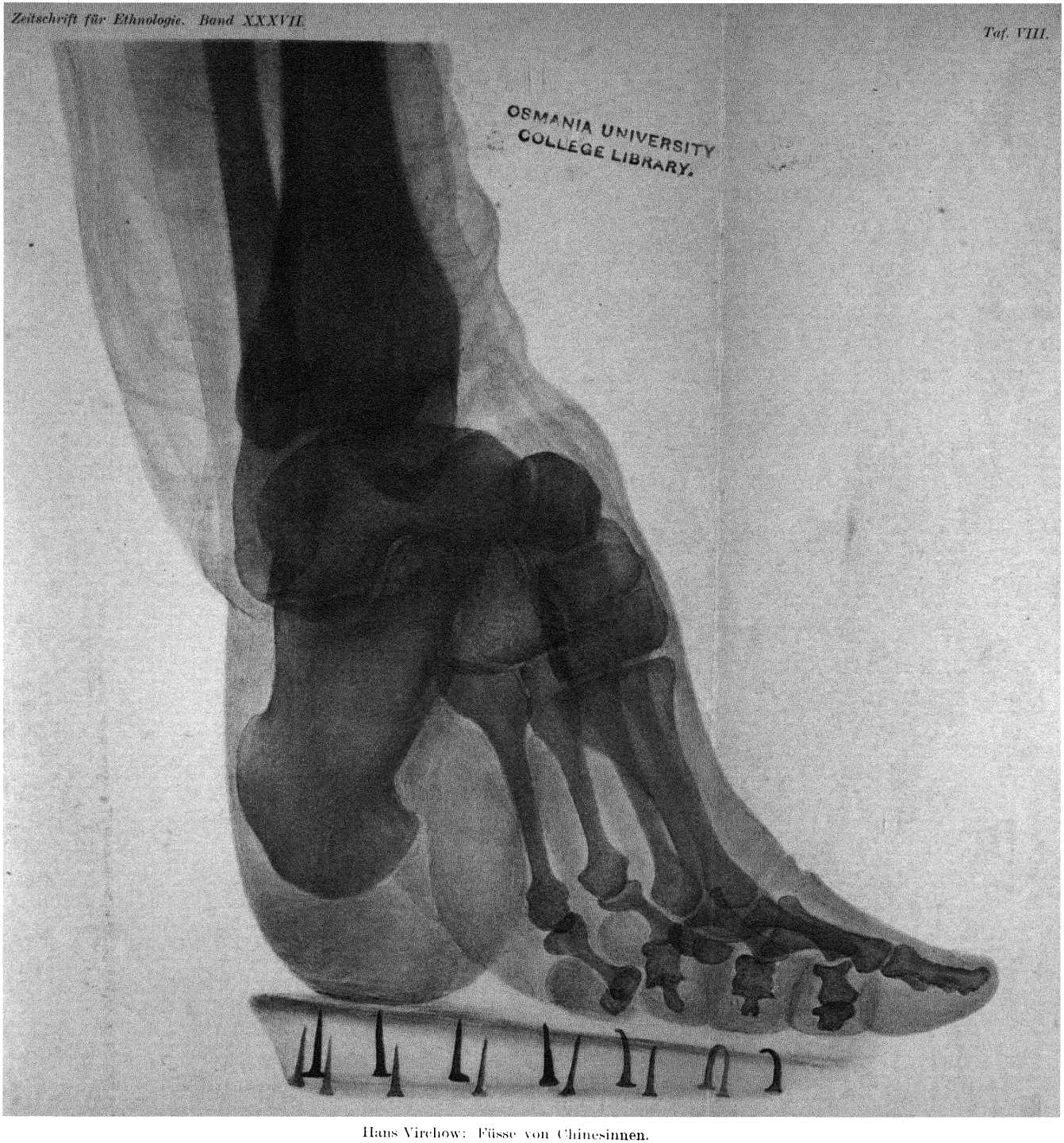
(Abgeschlossen den 24. Juni 1905.)



Hans Virchow: Füsse von Chinesinnen.



Hans Virchow: Füsse von Chinesinnen.



OSMANIA UNIVERSITY
COLLEGE LIBRARY.

Hans Virchow: Füsse von Chinesinnen.

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. Das Okawangosumpfland und seine Bewohner.[1])

Von

S. Passarge.

Afrika besitzt zwei Trockengebiete, die Sahara und die Kalahari. Sind die Verhältnisse in ersterer auch unendlich viel grossartiger, so weisen beide doch in manchen Punkten Übereinstimmungen auf, die zum Teil freilich rein äusserlicher Natur sind, auf die Bevölkerung aber in ähnlicher Weise einwirken. Zu solchen Übereinstimmungen gehört die Entwicklung eines Flusssystems, das in der Tropenzone entspringt und in dem Trockengebiet abflusslos endet, und zwar in ähnlicher Weise. Der Schari-Logone mündet in dem Seen- und Sumpfgebiet des Tsade, der Okawango aber geht in das Okawangosumpfland mit dem Ngamisee über. Allein damit endet das hydrographische System nicht, sondern aus dem Okawangosumpfland und dem Ngami geht ein Flussbett — der Botletle — zu dem Makarrikarribecken und endet dort in einer abflusslosen Niederung, vom Tsade aber ging einst der Bahr el Ghasal zum abflusslosen Becken von Bodele.

Die Analogie geht aber noch weiter. Das abflusslose System sendet in jedem Fall einen Arm zu einem Abfluss besitzenden Strom; der Logone einen Arm zum Mao Kebbi-Benue, der Okawango den Sselinda zum Kwando-Sambesi.

Ethnographisch spielen beide Sumpfgebiete die gleiche Rolle, sie sind Rückzugsgebiete für verdrängte Völker, die auf den Inseln und in den Schilfsümpfen Zuflucht suchen. Die Randgebiete des Sumpflandes dagegen sind der Sitz höherer Kultur und umfangreicherer politischer Gemeinwesen. Wie in physisch-geographischer Hinsicht, so weist auch in ethnographischer Beziehung der Norden viel grossartigere Verhältnisse auf als der Süden, allein auch dieser ist näherer Betrachtung wert. Wir wollen im nachfolgenden das Okawangosumpfland und seine Bewohner behandeln, zugleich aber auch das Sumpfgebiet des Kumádau, das vom Botletle gespeist wird und ähnliche Verhältnisse wie jenes aufweist.

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 25. März 1905.

Charakter und Aussehen der Sumpfgebiete.

Hat der Okawango die Bodenschwelle von Andara mit den Popafällen verlassen, so breitet er sich ärmelförmig aus und geht in einen Sumpf über. Schnellfliessende Flussarme durchziehen ein aus lichtgrünen Schilfmassen und blauen stillen Wasserflächen bestehendes Sumpfland, dichtbewaldete schwarzgrüne Inseln ragen darüber heraus. Freundliche, lachende Landschaftsbilder erfreuen das Auge des Reisenden, der von dem hohen Ufer z. B. bei Kapinga oder der Bakalaharistadt, über das unnahbare Sumpfland blickt.

Die Flussarme, die es durchziehen, enden verschiedenartig. Ein Hauptarm, der Tauche, ging einst zum Ngami, endet aber jetzt etwa 30—35 *km* nördlich und der Ngamisee selbst ist verschwunden. Der Sselinda verbindet sich mit dem Kwando, der Tso aber teilt sich in den Maschabe, der sich in der Mababeebene verliert, und in den Boro, aus dem der Tamalakane und Botletle hervorgehn. Letzterer durchschneidet das Sandfeld der Kalahari, erreicht das Makarribecken, bildet die jetzt zum Teil aufgetrockneten Sümpfe des Kumadau und endet schliesslich in den grossen Salzpfannen als trockener Flussarm.

An den Rändern geht das Sumpfland allmählich in das Sandfeld über, und zwar entwickelt sich zunächst die Übergangszone. Diese besitzt am Tauche im Norden nur einige Kilometer Breite, im Süden, gegen den Ngami hin, ist sie dagegen breiter und mag stellenweise 30 *km* und mehr erreichen. Nahe dem Schilfsee besteht sie aus trockengelegtem Sumpfland mit eingeschnittenen Flussbetten, die noch Wasser führen. Je mehr man sich von jenem aber entfernt, um so mehr verändern sich Boden und Vegetation und gehen allmählich über in die Steppe der Kalahari. Im allgemeinen besteht das Übergangsgebiet aus bewaldeten flachen Rücken und Platten, die den Inseln im Sumpfland entsprechen, und aus grasigen Niederungen, dem ehemaligen Sumpfboden, in die alte, meist trockene Flussbetten eingeschnitten sind.

Ein ganz anderes Bild gewährt die Steppe. Die ehemaligen Oberflächenformen des Sumpflandes sind nur noch rudimentär erkennbar, die Flussbetten sind verfallen, undeutlich. Die Vegetation ist ein an die Trockenheit angepasster Steppenbusch, die Gräser sind in Büscheln stehende Steppengräser. Während der Regenzeit — Dezember bis April — blüht und grünt wohl die Vegetation, allein während der Trockenzeit ist sie tot, Bäume und Sträucher meist gelb, braun oder kahl.

Immergrün dagegen bleibt die Vegetation des Sumpflandes, allein auch dieses und die Übergangszone gewähren zu verschiedenen Jahreszeiten einen verschiedenen Anblick. Die Regenzeit übt auf den Wasserstand im Sumpfland einen geringen Einfluss aus, er steigt nur wenig. Im Mai dürfte sogar der grösste Tiefstand erreicht sein. Dann beginnt aber im Juni die Hochflut, die durch den starken Regen in dem Quellgebiet des Okawango-Kwito bewirkt wird. Die Flüsse füllen sich und quellen über, das Sumpfland dehnt sich an den Rändern aus. In die Übergangszone dringt die Hochflut ein, Teile des trockengelegten Sumpflandes werden wieder gewonnen und in den tiefer eingeschnittenen Betten dringt sie weit vor, selbst bis

in die Steppe hinein. Das ganze Tierleben gerät in Bewegung, drängt aus dem Innern gegen die Randzone, während die Steppentiere zurückweichen. Die Mababeebene wird ein See, der Botletle aber bringt das überschüssige Wasser in den Kumadausee und verwandelt oft genug auch noch die grosse Ssoasalzpfanne in einen riesigen See.

Reich ist das Tierleben unseres Gebiets. Im Sumpfland selbst leben Herden von Flusspferden, die stellenweise die Kanufahrt zur Unmöglichkeit machen, Ottern stellen den Scharen von Fischen nach und mit schlangenförmigen Windungen schiesst der Leguan an der Oberfläche des Wassers hin. Sehr gefährlich für den Menschen während der Regenzeit und Hochflut sind die Krokodile, die in ungeheuerer Zahl verbreitet sind, ungefährlich aber während der Trockenzeit, wo sie wohl überreichlich Nahrung finden. Selbst Antilopen wagen sich in das Schilf und das offene Wasser, wie der Wasserbock und Litschi. Ein geradezu amphibisches Leben sogar führt die Ssettatonga oder Nakung, die wie eine Otter schwimmt, ja sogar untertaucht und sich am Schilf mit ihren langen Hufen festhält, wie die Ente mit dem Schnabel.

Schier unermesslich sind stellenweise die Scharen der Wasservögel, z. B. Enten und Gänse in mehreren Arten. Schwarze Schlangenhalsvögel schwimmen auf Teichen und Flussläufen, Rallen laufen auf den breiten Blättern der Teichrosen umher, Reiher, Ibisse, Flamingos, Störche waten in flachem Wasser, Eisvögel sitzen philosophisch auf überhängenden Ästen und starren in die Flut, während hoch oben in den Kronen der Bäume der Fischadler auf Beute lauert. Dumpf ertönt das Tutu des Sporenkuckucks, der nach seinem Ruf den Namen Tutu erhalten hat.

Anders gestaltet sich das Leben in der Übergangsregion. Die spezifischen Bewohner grösserer Gewässer wie Flusspferd, Otter, Nakung, Krokodile u. a. verschwinden ganz oder sind auf Tümpel und Flussarme beschränkt, aber eine grosse Zahl von Landtieren kommt hinzu. Zahlreiche Antilopen, die speziell in der Nähe des Sumpflandes leben, wie der Rooibock, Riedbock, Buschbock, Ssessébe, sowie solche, die auch die Steppe aufsuchen, wie Kudu, Eland, Hartebeest, Gemsbock, Schimmelantilope, Gnu u. a. Springbockherden bevölkern in grosser Zahl die Grasflächen am Ngami und am unteren Tauche, sowie im Makarrikarribecken. Zebras sind noch gelegentlich zu finden, aber Nashorn und Elephant sind längst verschwunden und kürzlich auch der Büffel nebst seiner Begleiterin, der Tsetsefliege. Damit ist das Land für Viehzucht erst ordentlich verwendbar geworden.

An Teichen und Flussbetten drängen sich auch hier die Scharen der Schwimmvögel zusammen, vermehrt durch mehrere Arten von Kibitzen, sowie graue Helmvögel, kleine bunte Papageien und Tauben. Gravitätisch schreitet der schwarze Hornvogel — lehútutu — durch die Grasflur und von ferne hört man seine dumpfen Rufe. Graubraune Meerkatzen mit schwarzem Gesicht und schwarzer Schwanzspitze springen tagsüber kreischend durch die Baumkronen, nachts aber huschen ebendort gespensterhaft kleine Makis umher. In der Nähe der Dörfer auf den Feldern schwärmen mit Vorliebe allerliebste kleine Bienenfresser mit goldgelbem

Bauch, grünem Rücken und schwarzem Strich über den Augen, sowie himmelblaue Vögel, ähnlich unserer Blaurake. Der schwarze Honigvogel, der die Grösse unserer Amsel besitzt, lockt mit durchdringendem Tätätätä den Wanderer an, um ihm ein Bienennest in einem hohlen Baume zu zeigen. Einst stand er unter dem Verdacht, den Menschen heimtückisch zu dem Ruheort des Nashorn zu führen, das dann, ob der Störung ergrimmt, sich auf den ahnungslosen Bienenjäger stürzte.

Die Bewohner, ihre Verbreitung, Zusammensetzung und Zahl.

An anderer Stelle[1]) habe ich ausführlich von den Lebensbedingungen gesprochen, welche die drei Regionen — Sumpfland, Steppe und der schmale Streif des Übergangsgebiets — dem Menschen bieten. In der Steppe nomadisierende Sammler und Jäger, im Sumpfland Fischer und Jäger, im Übergangsgebiet der sesshafte Hackbauer, der ausserdem intensiver Viehzüchter und nebenbei Jäger und Fischer ist. Der Bewohner des Übergangsgebiets beherrscht die Zone, in der fortschreitende Kultur allein möglich ist, von der die beiden anderen obendrein wirtschaftlich abhängig sind. Infolgedessen ist das Übergangsgebiet mit Ackerbau[2]) und Viehzucht die bevorzugte Region, in der sich die mächtigen Völker festsetzen, während schwächere Stämme in die Steppe und das Sumpfland gedrängt werden. Demgemäss finden wir in der Übergangszone ein herrschendes Volk, den Betschuanenstamm der Batauana, in der Steppe dagegen die verdrängte Rasse der Buschmänner und im Sumpfland ein Konglomerat von Buschmann- und Bantuvölkern. Die Buschmänner im Okawangosumpfland gehören zum Stamme der [1]Tannekwe[3]), die am Botletle und am Kumadausumpf zu dem der Matete und Mahura. Die Bantustämme sind teils Bakalahari und Bakrutsi, also Betschuanenstämme, teils Makuba und vor den Matabele geflüchtete Massúbia und Makálaka. Dazu kommen von den Batauana gewaltsam angesiedelte Mambukuschu.

Die Batauana, die Herren des Landes, bewohnen das Übergangsgebiet von dem Beginne des Tauchesumpflandes bis zum Ngami und das Bett des Ngamiflusses. Sie werden gewöhnlich „Bároa“ genannt, nennen sich auch selbst so, obwohl dieser Name eigentlich in der Sprache der Südbetschuanen die verachteten Buschmänner bezeichnet. Ihre Zahl ist nicht gross. Der Händler Franz Müller, der beste Kenner des Landes, schätzt die der erwachsenen kriegsfähigen Batauana auf 300. Dazu kämen noch Frauen und Kinder. Der ganze Stamm dürfte demnach kaum mehr als 1000 Seelen umfassen. Diese Schätzung stimmt, wie mir F. Müller schriftlich mit-

1) Die Grundlinien im ethnographischen Bilde der Kalafariregion. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1905.

2) Folgende Bezeichnungen für die verschiedenen Kulturformen seien hier gewählt: Ackerbau als allgemeinen Ausdruck für Feldbestellung, Unterabteilungen sind: a) Hackbau, b) Gartenbau (= Hackbau mit intensiver Bewirtschaftung, Düngung, künstliche Bewässerung), c) Pflugbau.

3) Die vor den Anfangsbuchstaben stehenden Zahlen bedeuten Schnalzleute. Die Bedeutung dieser siehe Passarge, Die Kalahari (Berlin 1904) Anhang I S. 693.

teilte, mit seiner eigenen sowie der von Colonel Gould Adams, dem Residenten von British Bechuanaland, und Cpt. Scolefield, dem Befehlshaber der Polizeitruppe im Ngamiland, überein.

Die Batauana waren ursprünglich eines Stammes mit den Bamangwato, haben sich aber von ihnen unter Führung eines Häuptlings Tau (= Löwe) getrennt, daher der Name Batauana d. h. die kleinen Löwen. Sie eroberten, vom Bamangwatoland herkommend, das Ngamigebiet, wo früher die Bakalahari herrschten.

Den Bamangwato gehört das Makarrikarribecken mit dem Kumadausumpfland bis herauf nach 'Namessan am Botletle. Ob die Bamangwato aber selbst Niederlassungen dort haben, ist mir nicht mit Sicherheit bekannt, es könnte sich jedenfalls nur um einige Viehkraale handeln, deren Besitzer die Aufsicht über die Vasallenstämme haben. Früher allerdings waren Teile des Bamangwatovolkes dort angesiedelt. So hat z. B. der jetzige Häuptling Kama mit seinem Anhang jahrelang dort residiert, als er vor seinem Vater flüchten musste.

Die Bakalahari beherrschten einst, wie erwähnt, das Ngamigebiet. Als sie von den Batauana unterworfen wurden, zog ein Teil ins Chansefeld und noch weiter nach Süden zu ihren Verwandten nach Lehututu, der grössere Teil scheint sich aber unterworfen zu haben. Eine starke Schwächung erfuhren die Bakahalari des Ngamilandes in den sechziger Jahren, als durch einen Überfall der Makololo den Batauana ein grosser Teil der Frauen und Kinder geraubt worden war. Damals beschloss man, in grösserer Zahl Mädchen und Frauen der Bakalahari, die ja die nächsten Stammesverwandten waren, in den eigenen Stamm aufzunehmen, um existenzfähig zu bleiben. Dabei scheint auch ein Teil der männlichen Bakalahari adoptiert worden zu sein. Heutzutage findet man einige Bakalaharisippen in eigenen Dörfern in dem Lande zerstreut. Ihre Zahl anzugeben ist mir nicht möglich. Ich möchte aber annehmen, dass mehr als 800 Seelen nicht vorhanden sein dürften, wahrscheinlich erheblich weniger.

Bakalahari finden sich auch im Makarrikarri-Becken angesiedelt, z. B. Gityóës-Dorf bei Ssebituanes-Drift, ferner in der östlichen Kalahari bei Lechachána und in grösserer Zahl im Bamangwatoland am Ostrand des Kalahariplateaus, z. B. bei Mabäle a pudi. Die Hauptmasse der Bakalahari sitzt indess in der südlichen Kalahari.

Die Bakrutsi sind ein anderer Betschuanenstamm, der seine Unabhängigkeit verloren hat. Ursprünglich bewohnten sie das mittlere Transvaal, wurden dann aber von den Matabele über den Haufen gerannt und von den Buren dauernd verdrängt. So unterwarfen sie sich den Bamangwato. Ein Teil von ihnen wurde am Kumadausumpf angesiedelt. Ihre Zahl mag einige Hundert betragen.

Diesen eingewanderten Betschuanen stehen andere Bantustämme gegenüber, die bereits seit viel längerer Zeit das tropische Gebiet bewohnen, bezw. es niemals verlassen haben. Sie sind sprachlich einander nahestehend und von den Betschuanen wesentlich verschieden. Auch anthropologisch sind gewisse Gegensätze deutlich erkennbar. Sie sind nämlich

Verwandte der Barutse und zu ihnen gehören die Massubia, Makálaka, Mambukuschu und Makuba.

Die Massúbia wohnen am Kwando entlang und an dem nordöstlichen Abfall des Kalahariplateaus im Madenassafeld bis zum Sambesi. Der Luéssi, der dieses Gebiet durchfliesst, hat seinen Namen aus der Massubiasprache; luéssi heisst Fluss. Um den Überfällen der Matabele zu entgehen, sind nun Massubiafamilien aus Pandamatenka ausgewandert und von den Batauana teils südlich des Mababe, teils im Randgebiet des Tauchesumpflandes angesiedelt worden. Es dürfte kaum mehr als ein halbes Dutzend Familien mit 200 bis 300 Köpfen sein.

Makálaka sind in grosser Zahl aus dem Matabeleland ausgewandert und von den Bamangwato teilweise am Botletle innerhalb des Makarri karri-Beckens angesiedelt worden. So finden wir denn dort zahlreiche Familien, wohl einige Dutzend, und ihre Zahl mag schätzungsweise 1000 Köpfe betragen. Allein diese Schätzung ist ganz unsicher.

Die Mambukúschu, die am Okawango im Bereich der Kataraktenzone von Andara und im Ärmel des Sumpflandes wohnen, wurden von den Batauana unter Moremi unterworfen und ein Teil von ihnen zwangsweise zwischen den Makuba und Batauana im Tauchesumpfland angesiedelt, als deren Sklaven. Ihre Zahl ist nicht näher bekannt, dürfte aber mehrere hundert Köpfe betragen.

Alle die bisher aufgeführten Bantustämme sind gewissermassen Fremdlinge in unserem Gebiet, stammen nachweislich aus anderen Gegenden und stehen in einem deutlichen Gegensatz zu den alteingesessenen Bewohnern des Sumpflandes sowohl, wie der trockenen Steppe. Während letztere aber im wesentlichen aus einer Rasse, den Buschmännern, bestehen, sind die Sumpfbewohner eine kompliziert zusammengesetzte Gesellschaft aus Angehörigen der Bantu- und Buschmannrasse.

Die Makúba sind ein echtes Bantuvolk, das sprachlich mit den Massubia verwandt ist und anscheinend seit langer Zeit dieses Gebiet bewohnt. Sie dürften längs den Flüssen der Nordkalahari eingedrungen sein als erster der erobernden Bantustämme und das Übergangsgebiet besetzt haben. Dann wurden sie von den Bakalahari und später den Batauana ins Sumpfland gedrängt.

Livingstone und Andersson behaupten, der Name Makuba wäre ein Spitzname und bedeute „Sklaven", der richtige Stammesname wäre Bayeye. Nach meinen Erkundigungen bedeutet der Name Makuba aber „Bootvolk". Auch Baines übersetzt ihn mit „Canoeman". Dagegen kannte niemand das Wort „Bayeye". Vielmehr wurde auf das Bestimmteste behauptet, Makuba wäre der richtige Stammesname. Sind also die Bayeye ein neuer Bantustamm, der bisher nicht bekannt war? Das ist nicht wahrscheinlich, man hätte den Namen sonst gekannt. Vielleicht hat Livingstone ihn mit dem Namen der Batete oder Matete verwechselt hat. Freilich erwähnt Livingstone die Batete auch, allerdings als Batletle.

Andererseits ist die Notiz auffallend, dass die Makuba vor dem Krokodil und vor dem Flusspferd tanzen sollen. Das weist auf zwei ver-

schiedene Stämme hin. Der Gegensatz zwischen den verschiedenen Angaben ist z. Z. noch nicht zu beseitigen.

Die Makuba bewohnen sowohl die Übergangsregion als auch das Sumpfland selbst und dürften das zahlreichste aller Völker sein. Ihre Zahl zu schätzen ist ein kühnes Wagnis. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass die Zahl 10 000 vielleicht mit der Wahrheit annähernd übereinstimmt.

Mit den Makuba gemischt und mit ihnen zusammen wohnend finden wir im Okavangosumpfland eine Abteilung des Buschmannstammes der [1]Tannekwe. Diese gehören zu den Ngamibuschmännern und zwar bewohnt die eine Hälfte des Stammes den Ngamirumpf, d. h. die Region südlich des Ngami, die andere dagegen ist in das Sumpfland gedrängt worden. Sie leben mit den Makuba zusammen, haben sich mit ihnen vermischt und wurden bisher einfach für Makuba gehalten, obwohl sie noch die Buschmannsprache sprechen. Ihre Zahl festzustellen ist unmöglich. Ich selbst habe nur einige Familien gesehen. Sie mögen einige hundert oder tausend Köpfe stark sein. Ganz gering ist ihre Zahl wohl nicht, da sie sonst kaum ihre Sprache bewahrt hätten.

Wie die [1]Tannekwe im Okavangosumpfland, so haben am Botletle und am Kumadausumpf zwei Buschmannstämme dem Leben in der trockenen Steppe Lebewohl gesagt, die Matete und Mahura. Diese beiden Namen sind nicht reine Buschmannamen, sondern betschuanisiert, das zeigt das Praefix „Ma“. Die Namen der Buschmannstämme enden meist mit „Kwe“, d. h. Menschen.

Die Matěte wohnen am Botletle und vielleicht noch im südöstlichen Okavangobecken. Ob Teile ihres Stammes noch im Sandfeld zu finden sind, ist mir nicht bekannt. Die Mahúra dagegen, die am unteren Botletle und Kumadau wohnen, sind lediglich Teile des das Sandfeld zwischen dem Makarrikarri-Becken und dem Bamangwatoland bewohnenden Buschmannstammes. Einige Jahre vor meiner Reise waren mehrere Mahurafamilien ins Batauanagebiet gezogen und am Ngamifluss angesiedelt worden als Vasallen des Makubahäuptlings Sambo.

Die Zahl der Matete und Mahura kann ich kaum schätzen, da ihre hauptsächlichsten Ansiedelungen abseits meiner Route auf dem linken Botletleufer liegen. Vermutlich sind sie nur einige hundert Köpfe stark

Die Buschmänner, welche die Steppen in der Umgebung der Sumpfgebiete und der Flüsse bewohnen, sind im allgemeinen am Ende der Trockenzeit zum Rückzug an das Wasser gezwungen. Demnach besuchen sie vorübergehend unser Gebiet, um beim Beginn der Regen wieder zu verschwinden. Das westliche Tauchegebiet suchen die [2]Gokwe auf, den Ngami die Tsaukwe von Westen, die [1]Tannekwe und [2]Amkwe von Süden her. An den Ngamifluss und Botletle ziehen die [2]Kabakwe aus Kwebe und die Tsérekwe des Hainafeldes. Zu dem Botletle im Bereich des Makarrikarri-Beckens und zum Kumadau aber gehen die Mahura des Sandfeldes, soweit nicht ihre Wasserplätze an den Kalkpfannen des Mahurafeldes liegen.

So sehen wir denn eine stattliche Zahl verschiedener Stämme in unserem Gebiet angesiedelt, allein einen wichtigen Faktor in der Bevölkerung

haben wir noch zu erwähnen, die Sklaven oder Hörigen — Batánka. Diese setzen sich aus Mitgliedern aller unterworfenen Stämme zusammen, die in den Gehöften der Herren als Arbeiter leben, und ferner aus den in der Hörigkeit geborenen Sklaven, die oft genug keine Nationalität mehr besitzen. Ihre Zahl ist wohl bedeutend grösser als die der Batauana und mag an 10 000 Köpfe betragen, vielleicht noch mehr.

Wir erhalten also folgende Liste von Stämmen nach Namen und Zahl:

Ngamiland.		Kumadau-Gebiet.	
Batauana	1 000	Bakrutsi	500
Bakalahari	800	Bakalahari	200
Massubia	200—300	Makálaka	1000
Mambukuschu	300—400	Batanka	etwa 2000
Makuba	10 000		3700
Matete-Mahura	300		
Batanka	10 000		
	21 800—21 600		

Ausser dieser, lediglich auf Schätzung beruhenden Berechnung habe ich versucht, aus der Zahl der von mir gesehenen Hütten ein Bild von der Grösse der Bevölkerung zu gewinnen. Im Makarrikarri-Becken habe ich etwa 14 Dörfer mit rund 230 Hütten passiert, im Tauchegebiet etwa 30 Dörfer mit 480 Hütten. Nun kann man für die Hütte alles in allem wohl zwei bis drei Köpfe rechnen. Demnach hätte ich im Makarrikarri-Becken etwa 460—690, im Tauchegebiet 960—1440 Menschen angetroffen. Dazu käme nun noch die Bevölkerung der Stadt [1]Gau, etwa 5000. Nun habe ich aber diese Gebiete lediglich auf einer Linie durchreist, also nur einen kleinen Teil der bewohnten Gegenden gesehen. Ich weiss bestimmt, dass zahlreiche Dörfer seitlich meiner Route lagen, namentlich im Tauchegebiet, z. B. in der Landschaft [2]Kúrube. Es scheint mir daher gerechtfertigt, die Zahl der Hütten erheblich zu vergrössern und mit 10 zu multiplizieren. Dann erhält man für das Ngamiland 9600 bezw. 14 400 + 5000 = 14 600 bis 19 400 Einwohner, für das Makarrikarri-Becken 4600—6900, insgesamt also 19 200—26 300 Einwohner.

Vergleichen wir beide Schätzungen, so zeigt sich der Unterschied, dass die Gesamtsumme bei der blossen Gefühlsschätzung im Okawangobecken höher ist als bei der freilich mehr als rohen Berechnung, im Kumadaugebiet aber umgekehrt geringer. Vielleicht könnte man sagen, dass die Bevölkerung des Tauchegebiets rund 20—25 000, die des Kumadaugebietes aber 3000—4000 Köpfe betragen könne.[1])

Die gesundheitlichen Verhältnisse.

Unser Gebiet liegt in den Tropen, wird reichlich bewässert, enthält viel stehendes Wasser und so ist es ganz verständlich, dass es sehr fieber-

1) Von Interesse ist es, dass, wie mir Franz Müller brieflich mitteilte, er selbst, sowie Gould Adams und Scolefield die Bevölkerung des Ngamilandes übereinstimmend auf 20 000 Köpfe schätzten.

reich ist. Am günstigsten ist der Gesundheitszustand im Sandfeld. Zwar fehlt dort Malaria während der Regenzeit nicht und die Buschmänner leiden sehr darunter, allein die Übergangszone ist doch viel schlimmer, am schlimmsten wahrscheinlich das Sumpfland selbst. Innerhalb der Bevölkerung lassen sich einige bemerkenswerte Unterschiede bezüglich der Empfänglichkeit für Malaria feststellen. Die unseres Wissens lange im Tropengebiet befindlichen Bantu — also Makuba, Massubia, Makalaka — sowie die Sumpfbuschmänner sind wenig empfindlich, dagegen die eingewanderten Betschuanen, also Bakalahari und Batauana anscheinend in recht beträchtlichem Masse. Die Malaria hat überraschend schnell die Makolólo am Kwando zugrunde gerichtet, die Batauana existieren zwar immer noch als Herrenvolk, allein sie sind an Zahl sehr stark zurückgegangen und ausserdem körperlich verkommen. Auffallend schöne, kräftige, kriegerische Gestalten, wie zu Anderssons Zeiten, findet man kaum noch unter ihnen. Klein und unansehnlich sind sie geworden, und die Sterblichkeit in jeder Regenzeit ist gross. Namentlich das Klima in Denokáning, das mitten in Sümpfen lag, haben die Batauana garnicht vertragen und das Fieber zwang sie zum Verlegen der Hauptstadt.

Geschichtliches.

An der Hand der Literatur und z. T. eigener Erkundigungen wollen wir zunächst die Geschichte unseres Gebiets kurz im Zusammenhang betrachten und dabei hauptsächlich Aurel Schulz folgen, der durch den Händler Strembom informiert worden ist. Ende des 18. Jahrhunderts trennten sich die Batauana von den Bamangwato, durchquerten die Kalahari und besetzten die Kwebeberge. Ihr Führer war nach Schulz Matibe, Tauanas Sohn, nach Livingstone Tau, der erste Häuptling des Stammes, selbst. Meine Erkundigungen bestätigen letztere Überlieferung. Die Batauana eroberten von Kwebe aus das Ngamigebiet, indem sie nach Schulz die Makuba unterwarfen. Mir wurde aber wiederholt von Batauana und auch dem besten Kenner des Ngamigebiets, Franz Müller, versichert, dass die Bakalahari damals das Land beherrschten.

Schulz berichtet, dass während dieses Eroberungszuges das befestigte Lager in Kwebe von den Bamangwato angegriffen worden sei, diese aber von den zurückkehrenden Batauana geschlagen worden seien. Davon habe ich nichts erfahren.

Auf Matibe resp. Tau folgte Moremi I. Zu dessen Zeit wurde das Batauanareich von Ssebituane und seinen Makololo über den Haufen gerannt, das Volk zersprengt, allein nur vorübergehend, da Ssebituane, nachdem er bis zu den Tschorilobergen vorgedrungen war, wieder umkehrte und das Kwando-Sambesigebiet eroberte, wo er blieb. Wahrscheinlich schon vor der Makololoinvasion hatten die Bewohner des Ngamilandes schwere Kämpfe mit den von Norden her eindringenden Owambándyeru, einer Abteilung der Herrero, zu bestehen und schlugen sie zurück. Über diese Kämpfe berichtet wenigstens die Überlieferung der Letzteren. Da ich indes keinerlei Erinnerung hieran bei den Batauana fand, wurden diese Kämpfe vielleicht bereits von den stammverwandten Bakalahari ausgefochten. Solche Auf-

fassung scheint mir ganz plausibel zu sein, da der Einfall der Owambándyeru vermutlich bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte.

Moremi I. starb bald nach der Makololoinvasion und sein Sohn Letschulatebe, der aus der Gefangenschaft der Makololo entflohen war, wurde Häuptling unter der Leitung seines Oheims Matschalakwe, denn er war damals noch minderjährig. Während Letschulatebes Regierung kamen im Jahre 1849 Livingstone, Oswell und Murray ins Land, und ihnen folgte ein Schwarm von Händlern und Jägern, um die Schätze an Elfenbein und Wild auszubeuten.

In den sechziger Jahren erlitten die Batauana bei einem Überfall durch die Makololo unter Ssekéletu, Ssebituanes Sohn, eine Niederlage. Ein grosser Teil der Frauen, Kinder und des Viehs wurde ihnen abgenommen. Infolgedessen wurden, wie bereits erwähnt, Bakalaharifrauen und Mädchen in grosser Zahl in den Stamm aufgenommen, vielleicht auch Männer, und so die Verluste ergänzt. Bald kam indes die Rache. Das Makololoreich wurde nach Ssekéletus Tod, Ende der sechziger Jahre, gestürzt, die Reste des Makololostammes flüchteten zu Letschulatebe und baten um Aufnahme in den verwandten Stamm. Jedoch Letschulatebe liess alle Männer meuchlings ermorden, Frauen und Kinder aber wurden unter die Batauana verteilt. Von den Makololoknaben, die wie Hörige behandelt wurden, entfloh später ein Teil, allein sie wurden eingeholt und erschlagen, bis auf zwei, die bei den Matabele an Lobengulas Hof eine Zufluchtsstätte fanden.

Im August 1874 starb Letschulatebe und sein minderjähriger Sohn Moremi II. folgte, zunächst unter der Leitung seines Onkels Meno. Unter seiner Regierung machte im Mai 1883 Lobengula einen Überfall, geleitet von den entflohenen Makololo. Damals lebte östlich des Tamalakane der Makubahäuptling Makéto oder Mákau, der jetzt im Tauchegebiet angesiedelt ist. Er erfuhr von dem Herannahen der Matabele, als sie einen Tagemarsch entfernt waren. Sofort rannte er nach Letschulatebes Dorf am Ngami, traf mittags ein mit der überraschenden Botschaft, rannte sofort nach Hause zurück und rettete abends noch sein Hab und Gut auf die andere Seite des Botletle hinüber. Das ist eine fast unglaubliche Leistung im Laufen, da er in 14 Stunden hin und zurück 160 *km* zurückgelegt hat, also fast 11,5 *km* pro Stunde. A. Schulz, der uns diese Tat überliefert hat, erfuhr sie zwei Jahre (1885) nach dem Ereignis von Moremi selbst. Wir haben keine Veranlassung sie zu bezweifeln.

Die Batauana gewannen Zeit, sich mitsamt ihrem Vieh ins Tauchesumpfland zu flüchten und konnten den verfolgenden Matabele sogar eine kleine Schlappe zufügen.

Der Überfall der Matabele, die mit Wiederholungen drohten, hatte eine wichtige Folge, nämlich die Verlegung der Hauptstadt von der Ostecke des Ngami, dem heutigen Toting, nach Denokáning. Diese Verlegung muss im Jahre 1886 erfolgt sein, denn Schulz fand 1885 die alte Residenz, wo Livingstone bereits Letschulatebe getroffen hatte, während bereits Schinz 1887 Moremi in seiner neuen Stadt Denokaning besuchte. Dort fand ihn auch Dr. Fleck im Jahre 1889. In dem Sumpfgebiet von Deno-

kaning war man vor den Matabele allerdings sicher, allein um so furchtbarer wütete das Fieber, gegen das alle Betschuanen sehr empfindlich sind. Inzwischen waren die Matabele durch die Chartered Co. gebändigt worden. Deshalb wurde bereits 1893 die Stadt von neuem verlegt, nach dem gesünderen Naka a letschwi. Sie lag bereits ausserhalb des Sumpflandes in einer Zone trockengelegter Flussbetten, die in der Tiefe reichlich Wasser enthielten. Hier in Naka a letschwi starb Moremi II. 1893, infolge von Vergiftung. Dieses Verbrechen ist ein öffentliches Geheimnis, und

Fig. 1.

Ssekumi, Häuptling der Batauana, in seiner Kotla in ǂGau mit einem seiner Neffen.

ebenso weiss jeder, dass der Batauana Rampuru, der meiner Zeit Lehnsherr — Kchossáni — der Mambukuschu war, der intellektuelle Mörder war. Das hat ihm Franz Müller in offener Volksversammlung ins Gesicht gesagt und Rampuru wagte nichts zu erwidern.

Auf dem Sterbebett soll Moremi seinen Bruder Ssekumi (Fig. 1) zum Nachfolger ernannt haben, nicht seinen unmündigen Sohn Muntíbe. Jedenfalls wurde Ssekumi Häuptling, nicht dieser. Ich sah letzteren im Jahr 1897 in ǂGau, einen 16—17jährigen jungen Menschen, der in der Nähe der Stadt unter Aufsicht eines Oheims lebte. Wie es hiess, sollte eine starke Partei, namentlich von jungen Leuten, Ssekumi nicht anerkennen, sondern Moremis Sohn allein für thronberechtigt halten.

In Naka a letschwi trat nun das ein, was so häufig in Südafrika eingetreten ist, das Wasser in den Brunnenlöchern verschwand allmählich. Ende 1896 bereits wurde über eine Verlegung der Stadt verhandelt, ein neuer Platz östlich von Naka a letschwi in der Nähe eines wasserhaltigen Flussbettes ausgesucht und im Mai 1897 der Neubau und Umzug ausgeführt. Die Gemarkung führt den Namen ¹Gau, d. h. Büffel oder wie die verballhornisierte amtliche Schreibweise lautet: Tsaw (Tsau gesprochen).

Wie lange wird die Stadt dort stehen? Die Tauchearme sind immer noch in raschem Rückgang begriffen, jährlich einige hundert Meter, und so steht zu befürchten, dass man im Laufe einiger Jahre oder Jahrzehnte von neuem aus Wassermangel umziehen muss.

Die anthropologischen Verhältnisse.

Die Kenntnis von der Verbreitung der Völker und ihrer Geschichte gibt uns den Schlüssel zu dem Verständnis ihrer körperlichen Beschaffenheit. Aus dem Gesagten geht hervor, dass zwei Rassen vor allem in Frage kommen, die Buschmänner und die Bantuneger. Es wird genügen, beide Rassen kurz zu charakterisieren.

Die Buschmänner sind kleine (140—160 *cm*), dünne, feinknochige, muskelschwache Leute mit kindlichem Körperbau. Die Haut ist bräunlichgelb bis gelbbraun, völlig haarlos, wie gegerbtes Leder. Das Gesicht ist länglich, aber nie so spitz wie beim Hottentotten. Der Nasenrücken flach, die Nasenflügel mässig breit, die Lippen mässig fleischig. Die Haare stehen in Gruppen und sind spiral zu Knötchen gedreht.

Die Neger haben grosse (165—190 *cm*), plumpe, starkknochige, muskulöse, zu Fettansatz neigende Körper von tief dunkelbrauner Farbe. Das Gesicht ist rund, fleischig, die Lippen wulstig, die Nase breit und flach. Das Haar ist das des Buschmanns.

Buschmänner und Neger sind, wenn rein, sehr leicht zu unterscheiden, in der Photographie verschwinden merkwürdigerweise die Unterschiede sehr. Es ist schwer zu sagen, warum. Denn ausser dem Haar ist fast alles abweichend.

Wenn Vermischung zwischen den Rassen eingetreten ist, mischen sich natürlich auch die somatischen Eigentümlichkeiten. Mischlinge pflegen gelbbraun zu sein, heller als die dunkelbraunen Neger, die Gesichter werden länger, die Backenknochen trotzdem breiter, der Körper grösser, muskulöser und starkknochiger.

Es ist leicht zu verstehn, dass die Steppenbuschmänner den Buschmanntypus relativ am reinsten bewahrt haben, wenn man auch unter ihnen recht oft Individuen sieht, die ganz augenscheinlich Mischlinge von Kaffern und Buschmännern sind.

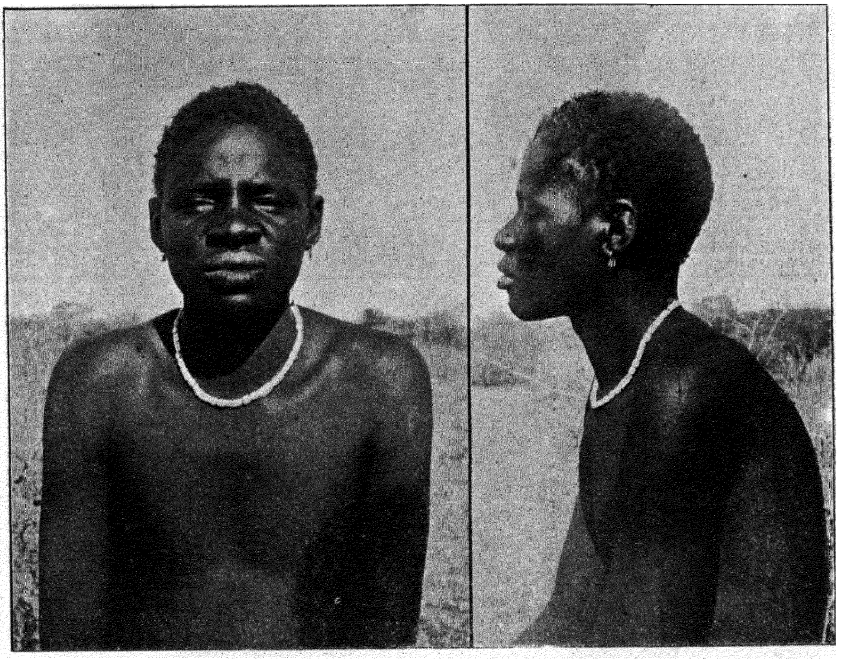
Den reinsten Negertypus zeigen die Kwando-Sambesistämme, also die Massubia, Makalaka, Mambukuschu und die Makuba, die alle mit den Barutse verwandt sind (Fig. 2).

Sehr stark mit Negern vermischt sind die Buschmänner des Sumpflandes, die ¹Tannekwe, Matete und Mahura. Die Angehörigen dieser Stämme, die ich sah, waren derartig gemischt, dass der Negertypus völlig

dominierte. Allein der Händler Tom Fry, der das Kumadaugebiet sehr gut kennt, da er Jahre lang dort Handel getrieben hatte, versicherte mir, die Matete zeigten doch im allgemeinen den Buschmanntypus durch helle gelbbraune Hautfarbe, breitere Backenknochen und spitzeres Kinn, als die Neger sie besitzen. Dagegen wären die Körper grösser und kräftiger als beim Buschmann.

Eine besondere Betrachtung verlangen die Betschuanen. Dieser grosse Bantustamm ist augenscheinlich ein Mischvolk von Negern mit Hottentotten und Buschmännern. Mindestens haben sie viel mehr von diesen Rassen assimiliert als die Kaffern und Sulustämme. Man sieht bei den Betschuanen

Fig. 2.

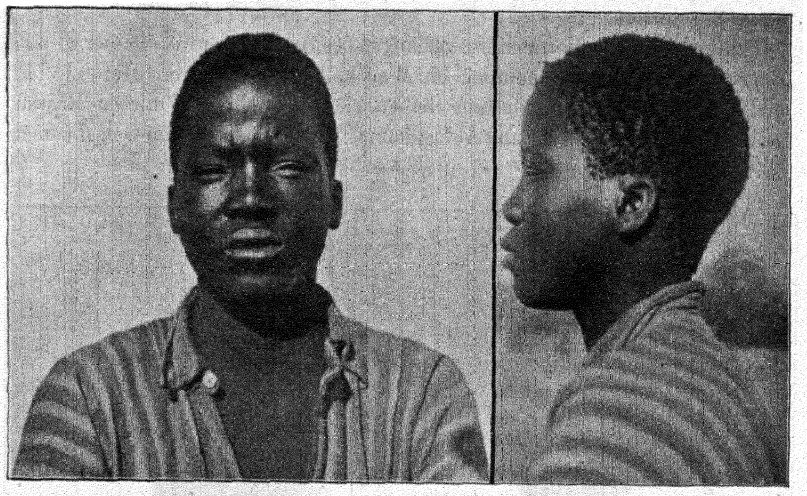


Barutse vom Sambesi. Bantutypus.

die verschiedenartigsten Gestalten und Gesichter, vom schönsten Negertypus (Fig. 3) bis zu unverkennbarer Beimischung von Hottentotten und Buschmannblut (Fig. 4). Gelbbraune, längliche Gesichter mit vorstehenden Backenknochen, schlanke, mässig muskulöse Gestalten überwiegen, meiner Schätzung nach. Am stärksten ist die Vermischung anscheinend bei den Bakalahari (Fig. 5). Das ist bei ihrer engen und langen Berührung mit Buschmännern auch nicht wunderbar. Die Batlapí im Süden schienen mir stärker vermischt zu sein als die Bakwena und die Bamangwato. Zum Vergleich sei hingewiesen auf Fig. 6, die einen Hottentotten mit Beimischung von Bantublut zeigt. Der Gegensatz zwischen den Kaffernstämmen des Küstengebiets und den Betschuanen ist recht deutlich, indem erstere fast ausschliesslich Negertypus besitzen. Es ist wohl möglich, dass

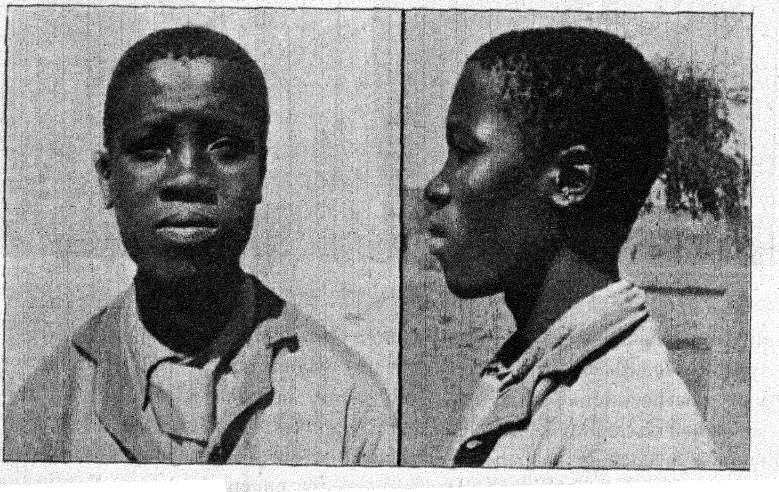
die Hottentotten als ausschliesslich Viehzucht treibendes Volk die Steppen der Hochflächen trotz der Trockenheit bevorzugten, daher hier hauptsächlich wohnten und dass daher von den eindringenden Negerstämmen

Fig. 3.



Betschuana (Bakwena). Reiner Bantutypus.

Fig. 4.



Kahira, Neffe Kamas, Bamangwato aus Palapye. Gelbbraune Hautfarbe und längliches Gesicht weisen auf frühere Beimischung von Hottentotten- oder Buschmannblut hin.

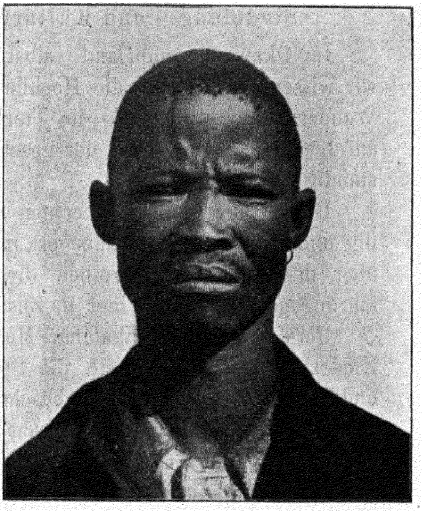
hauptsächlich diejenigen sich mit den Hottentotten und Buschmännern vermischten, die auf der Hochfläche lebten. Im Küstengebiet, wo vielleicht nur spärliche Buschmannhorden lebten, konnte die Vermischung geringer sein. Es ist aber auch sehr wohl denkbar, ja wahrscheinlicher, dass die

zuerst eindringenden Stämme die Betschuanen waren, dass daher diese sich ganz besonders stark vermischten und infolgedessen an kriegerischer und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit verloren. Die Folge davon war, dass sie den nachdrängenden reineren, stärkeren Bantustämmen auswichen und in den Rückzugsgebieten erster Ordnung, d. h. in den Steppenhochflächen mit dauerndem Wasser, Zuflucht suchten. So finden wir denn hier die wenig kriegerischen, sanftmütigen und für europäische Kultur und Religion, ähnlich den Hottentotten, relativ zugänglichen Betschuanen, im Küstengebiet dagegen kriegerische Stämme mit reinem Negertypus, deren hervor-

Fig. 5.

Bakalahari aus Mabäle a pudi im Bamangwatoland. Vermischung mit der gelben Rasse unverkennbar.

Fig. 6.



Hottentott aus der Kapkolonie. Beimischung von Bantublut.

ragendste Vertreter die Sulu sind. In unserem Gebiet haben Bakalahari und Batauana infolge der stetigen Berührung mit Buschmännern ziemlich viel Blut von letzteren aufgenommen; auch bei vornehmen Leuten, wie z. B. bei dem Batauana Paletscha, Maschabe und selbst bei Mitgliedern der Häuptlingsfamilie ist das der Fall. Selbstverständlich kommen aber Leute mit reinem Negertypus recht häufig vor, wie ihn z. B. der Bakalahari aus dem Chansefeld aufweist, dessen Bild ich früher einmal veröffentlicht habe (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1905. Fig. 17).

Missbildungen habe ich nie beobachtet, einmal sah ich einen Albino vom Stamm der Makuba, mit fleischfarbener Haut und weissem Haar. Er bot einen schauderhaften Anblick dar.

Sprachen.

Die beiden Rassen, Buschmänner und Bantu, haben bekanntlich absolut verschiedene Sprachen.[1]) Die Buschmänner unseres Gebiets gehören ausschliesslich dem Volk der Ngamibuschmänner an, indess scheinen die drei körperlich vernegerten Stämme des Sumpflandes auch viel Worte aus den Bantusprachen aufgenommen zu haben.

Unter den Bantu stehen sich die Betschuanen und die anderen kleineren Stämme gegenüber. Makuba, Massubia, Mambukuschu haben verwandte Sprachen. Die Betschuanensprache weicht schon stärker ab. Dabei reden Batauana und Bamangwato den gleichen, die Bakalahari einen abweichenden Dialekt. Die Verkehrssprache ist die Betschuanensprache, auch zwischen den Angehörigen verschiedener unterworfener Stämme des Batauanareiches.[2])

Siedelungs- und Kulturverhältnisse im Sumpfland.

Im Okawangosumpfland selbst fehlen dauernde Siedelungen, so weit wir wissen, ganz, denn die Hochflut zwingt die Bewohner zu beständigen Wanderungen, ebenso wie die Tiere. Die primitiven Mattenbuden liegen auf Inseln, oder am Rand der geschlossenen Schilfsümpfe und werden beständig gewechselt.

Da ich nur wenig mit echten Sumpfbewohnern zusammengekommen bin und auch nicht viel habe erkunden können, so sei hier alles, was ich über das Leben und Treiben dieser interessanten Bevölkerung in Erfahrung gebracht habe, hier in Zusammenhang gebracht.

Bei dem Dorf des Bakalahari Mokwena beobachtete ich eine ¹Tannekwe-Niederlassung. Obwohl sie die Sprache der Ngamibuschmänner redeten und sich mit meinem ⁴Aikwebuschmann, der aus dem Chansefeld stammte, leidlich verständigen konnten, waren doch alle negerhafte Gestalten, wild aussehend, mit einem einfachen Schamtuch aus Leder bekleidet. Die Niederlassung bestand aus einigen Mattenbuden und war ganz provisorisch. Gleich den Makubafrauen, aber dürftig gekleidete Frauen, die in tönernen Kochtöpfen auf offenem Feuer kochten, heulende, nackte Kinder und kläffende, kleine gelbbraune, kurzhaarige Köter von Schakalform bildeten die Staffage. Die Männer arbeiteten Reusen aus gespaltenen Rohrstäben von der gewöhnlichen Konstruktion. Lange Netze hingen an Stangen, und an ihnen waren Bündel von Binsenstengeln befestigt, die als Schwimmer dienen.

Die ¹Tannekwe und ein Teil der mit ihnen wohnenden Makuba lebt fast ausschliesslich von Fischfang und von der Jagd auf Wassertiere, wie Flusspferde, Sumpfböcke u. a., die teils in Fallen und Gruben gefangen, teils mit Lanze und Harpune erlegt werden. Sie sollen auch Hirsefelder anlegen, freilich nur in sehr beschränktem Umfang. Mit dieser Angabe

1) Über die Buschmannsprachen siehe: Passarge, Die Buschmänner der Kalahari, Mitt. a. deutschen Schutzgebieten 1905.

2) Im Anhang sind einige Worte aus der Sprache der Massubia und Makuba aufgezeichnet. Auffallend ist, wie hier nebenbei bemerkt sei, die Übereinstimmung des Massubiawortes Kafuli für Hirse (Dochn) mit dem Gafuhli der Tangale am Benue. Diese nennen nach Vogel so die Durrhahirse.

stimmt die Beobachtung überein, dass in der zweiten Niederlassung, die ich bei Kapinga sah, ein Gerüst mit runden Kornkörben vorhanden war.

Die beiden Niederlassungen sah ich am 3. und 4. Juni 1898. Als ich Ende des Monats zurückkehrte, waren beide bereits längst verschwunden, die Bewohner fortgezogen.

Die Sumpfbewohner leben vorzugsweise von Fischen, daneben vom Fleisch des erlegten Wildes. Mit Fischen, Fleisch, Fellen, Gehörnen kaufen sie die notwendigsten Geräte, Korn und andere Gegenstände, bezahlen damit auch ihren Tribut an die Batauana.

Die Siedelungsverhältnisse im Übergangsgebiet.

Die Siedelung im Übergangsgebiet zerfällt in zwei scharf getrennte Kategorien, eine einzige Stadt und zahlreiche Dörfer. Für das ganze soziale und politische Leben ist diese Teilung wichtig.

Die Stadt ist der Mittelpunkt des wirtschaftlichen und politischen Lebens. Dort wohnt der Häuptling — Kchóssi — mit seiner Verwandtschaft und die Sippen der Batauana nebst den Hörigen. Politisch ist das von der grössten Bedeutung, denn da die Zahl der Batauana verhältnismässig nur gering ist, so ist es für sie notwendig, stets geschlossen dazustehn, während ihre Untergebenen zerstreut auf dem Lande wohnen.

Die Stadt der Batauana hat, wie wir gesehen haben, ihren Platz wiederholt gewechselt, teils aus Gesundheitsrücksichten, teils aus Wassermangel. Allein wo immer sie lag, stets war sie das Zentrum des gesamten öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens. Dort lagen die Faktoreien der weissen Händler, und damit der Mittelpunkt des Handels, dorthin strömten die Eingeborenen zusammen, um Tribut zu bringen, um sich Recht zu verschaffen, um Bericht zu erstatten an die Herren über Herden, Felder und Neuigkeiten mancherlei Art usw. Über das ganze Land sind nur kleine Dörfer und Gehöfte hingestreut. Sie bestehn teils in Viehkraalen und Feldbau treibenden Stationen, die von Batauanafamilien oder deren Hörigen bewohnt werden, oder es sind Familien und Sippen der unterworfenen Bakalahari, Makuba, Massubia und der Hackbau treibenden vernegerten Buschmänner.

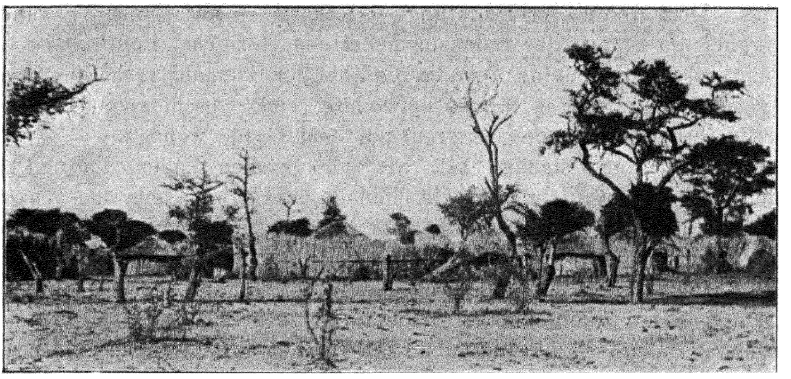
Die Siedelungen (Fig. 7) bestehn aus Ringen — mutsi — von 10 bis 40 Höfen, deren Beschaffenheit wir sogleich kennen lernen werden. Sie liegen in der Zone, wo die Flussarme aus dem Sumpfland in die Steppe eindringen, und sich der Übergang von der Sumpfland- zur Steppenvegetation vollzieht und die Oberflächenformen des ersteren noch ganz gut erkennbar sind. Die Ansiedelungen liegen auf den Platten und Rücken weissen Flusssandes, die im Bereich des Sumpflandes als bewaldete Inseln aufragen. Die Felder sind gewöhnlich in den Niederungen mit grauem Schlammboden oder auf den waldbedeckten Platten angelegt. Ausserdem werden die feuchten, moorigen Schilfflächen abgebrannt und das Korn direkt in den Sumpfboden gesäet. Für Viehzucht ist Weideland in grosser Ausdehnung vorhanden. Besonders sind Wiesen eines kaum Fuss hohen, etwas stacheligen Grases sehr verbreitet, das zwar kein hervorragendes, aber doch genügendes Futter darbietet. Während der Trocken-

zeit (Mai—November) ist es besonders wertvoll, während der Regenzeit steht dagegen die grosse Steppe zur Verfügung.

Feldbau und Viehzucht spielen weitaus die Hauptrolle. Dass aber auch Jagd und Fischfang nicht vernachlässigt werden, versteht sich wohl von selbst. Je tiefer die Ansiedelungen in das Gewirr der Flussarme eindringen, eine um so grössere Bedeutung gewinnt das Kanu und mit ihm der Fischfang und die Jagd. In den Randgebieten gegen die Steppe ladet aber auch letztere in der Regenzeit zu Jagdpartien ein.

Wo das Übergangsgebiet breit ist, ist auch die Zahl der Ansiedelungen eine bedeutende, da die für Feldbau günstigen Bedingungen besser sind als da, wo die Steppe dem Sumpfland nahetritt. Besonders günstige Regionen sind die Landschaften von ¹Kurube und die Gegend am Massubiadorf, wo das Sumpfland eine Tagereise weit östlich liegen soll; ferner das

Fig. 7.



Makuba-Dorf nördlich von ¹Gau. Man blickt auf die Rückseite eines Ringes — mutsi. An dem Gehöft in der Mitte liegt links von der Dachspitze die Lolapa aus Rohr, rechts der Zaun des Hinterhofes.

Gebiet nordöstlich der Hauptstadt ¹Gau. Auch in das Sumpfland selbst dringen die Ansiedelungen tief ein, weil man die Schilfsümpfe selbst als Ackerland benutzen kann.

Nur ein Teil der Ansiedelungen ist dauernd bewohnt, viele, vielleicht die meisten nur periodisch. Die Ursache hierfür ist verschiedenartig. In den dem Sumpfland benachbarten Gebieten zwingt die Hochflut oft genug die Menschen zum Rückzug in trockeneres Land. In den Nachbargebieten der Steppe gehts umgekehrt. Da fehlt es während der Trockenzeit oft ganz an Wasser. Flussarme, die aus dem Sumpfland ausgehen, fehlen oder liegen so weit ab, dass sie unbenutzbar werden. Solche Regionen, z. B. die zwischen ¹Gau und Mokwates Dorf und der Gemarkung ¹Kai — sind daher in der Trockenzeit kaum bewohnt. Aber während der Regenzeit sind Teiche in Vertiefungen, Wasser in Brunnen und Sümpfen reichlich vorhanden und man bebaut dann die feuchten Niederungen. Aber selbst Plätze, die jahrelang dauernd bewohnt werden, werden schliesslich verlegt, wenn die Fruchtbarkeit der Felder nachlässt, und neues Land wird urbar

gemacht. Also auch in der Viehzucht-Ackerbauzone ist das Nomadenleben deutlich ausgesprochen.

Während im Tauchegebiet und ebenso in der Region zwischen der Mababeebene und dem Ngamifluss das besiedelte Gebiet eine ziemliche Breite bis zu zehn und mehr Kilometern besitzt, sind am Ngamifluss und Botletle nur das Tal bewohnbar. Am Botletle befand sich zu meiner Zeit zwischen dem Tamalakane und Ssebituanesdrift nur eine einzige Ansiedlung auf dem linken Ufer, dagegen zahlreiche Dörfer auf der entgegengesetzten Seite. Deshalb gingen die Postjungen, die Kama nach Kwebe, dem Hauptlager unserer Expedition, schickte, von Ssebituanesdrift nach dem Ngamifluss stets auf der Nordseite des Botletle.

Günstiger gestalten sich die Verhältnisse von Ssebituanesdorf ab bis zur Ostseite des ehemaligen Kumadausees. Dort erweitert sich wieder das zu besiedelnde Land. Denn der Sand der Kalahari, der am Ngamifluss und Botletle dicht an das Flusstal herantritt und direkt das Ufer bildet, weicht bereits vor Ssebituanesdrift nach Westen und Süden zurück. Auf den Platten aus Kalksandstein stehen die Dörfer, in den Niederungen und alten Flussbetten aber werden während der Regenzeit die Felder angelegt. Während meines Aufenthaltes im Ngamiland trocknete der Kumadausee aus. Im November 1896 konnten bereits Fussgänger seinen ehemaligen Boden durchschreiten, im folgenden Jahre wurde er bereits von Wagen durchquert und im Oktober 1898 fand ich zahlreiche Dörfer innerhalb der Schilffläche gebaut. Zwölf Jahre früher hatte Aurel Schulz noch den See in weitem Bogen umgehen müssen. Allein im Jahre 1899 kam eine ganz abnorm starke Hochflut. Der Ngamisee wurde zu zwei Drittel wieder gefüllt und ebenso der Kumadausee. Die Flut kam so schnell und überraschend, dass die Bewohner nur durch schleunigste Flucht ihr Leben retten konnten. Kornvorräte und ein grosser Teil des Viehs gingen zugrunde. Wie der Ngami, so dürfte auch der Kumadau bald wieder ausgetrocknet sein. Allein wie jetzt die Siedelungsverhältnisse dort sind, ist mir nicht bekannt.

Dem Kumadaugebiet fehlt ein Mittelpunkt des politischen und wirtschaftlichen Lebens in Form einer Stadt. Palapye ist die Hauptstadt des Bamangwatoreiches und viel zu weit ab, um für die Dörfer jenes Gebiets noch unmittelbare Bedeutung zu haben. Nichtsdestoweniger ist nicht bloss die politische, sondern auch die wirtschaftliche Abhängigkeit von der fernen Hauptstadt noch deutlich erkennbar.

Der Kulturbesitz.

Der Kulturzustand im Batauanareich ist im wesentlichen derselbe, wie im Betschuanenland. Wir befinden uns in Südafrika ja in der Zone, wo das Leder das wesentlichste Material für Kulturgeräte aller Art liefert, nicht wie im Kongobecken und im westafrikanischen Waldgebiet das Pflanzenmaterial, z. B. von Bambus, Palmenfasern und ähnlichem. Der südafrikanische Kulturbesitz ist bekanntlich recht spärlich und der der Betschuanen macht keine Ausnahme. Das Vordringen europäischen Einflusses, europäischer Waren hat überdies hier, wie überall, auf die einheimische Kultur vernichtend gewirkt und sie noch ärmlicher gestaltet.

Erst jenseits des Sumpflandes, bei dem Mambukuschu beginnt ein reichhaltigerer Kulturbesitz, der den Stämmen der Nordkalahari eigen ist und bereits mancherlei Anklänge an das Kongobecken aufweist.

Kleidung und Schmuck. Sehr stark sind durch den eindringenden europäischen Einfluss Kleidung und Schmuck beeinflusst worden. Bei den Wohlhabenden kleiden sich die Männer mit Hosen, Hemd und Jacke, letztere ist häufig genug aus Leder gearbeitetes, einheimisches Fabrikat. Aber unter den Hosen tragen sie das Schamtuch aus Leder, das hinten zusammengeknüpft wird und mit handtellergrossen Platten endet, die zuweilen noch behaart sind und als Schmuck dienen (Fig. 38). Besonders die Makalaka tragen letzteres allgemein. Dieses Schamtuch fehlt nie und ist bei Ärmeren und Sklaven das einzige Kleidungsstück.

Fig. 8.

Bamangwato aus Palapye in Nationaltracht mit Fellmantel, Sandalen, Schakalschwanz als Fliegenwedel. Europäischer Herkunft ist nur das Kopftuch. Der Mann war im Jahre 1896 mindestens 100—110 Jahre alt, da er bereits erwachsene Kinder hatte, als der bekannte Häuptling Kama geboren wurde.

Ein anderes ursprüngliches Kleidungsstück, das jetzt noch von denen getragen wird, die keine europäischen Kleider haben, ist der Ledermantel — Kúbu —, dessen oberer Rand nach aussen umgeschlagen wird, so dass er einer Mönchskutte ähnelt (Fig. 8). Litschifelle sind hierfür besonders beliebt, aber auch Ochsenfelle.

Die Haartracht ist einfach. Man rasiert das Haar ab, oder lässt es kurz geschoren stehen. Einmal sah ich einen Mann am Botletle, der zu den Makuba oder ʻTannekwe gehörte, dessen Haupt mit bindfadenförmigen Zöpfchen bedeckt und mit Butter stark eingerieben war. Die Bakalahari bei Ssebituanesdrift trugen über der Stirn rote und weisse Perlen, die in die Haare geflochten waren.

Dünne Ringe aus Leder oder Messingdraht oder aus den schwarzen Schwanzhaaren der Giraffe geflochten und mit dünnen Kupferplättchen belegt, werden am Handgelenk und unter den Kniegelenken sehr oft getragen, ebenso Ringe und gedrehte Drahtstückchen in den Ohrläppchen. Amulette aus kleinen Hörnern, Früchten u. a. trägt man an einer Lederschnur am Hals, sowie ein fingerlanges und -breites Eisenblech mit Griff, das man zum Zerreiben von Schnupftabak benutzt. Den Schnupftabak bewahrt man mit Vorliebe in messingnen Patronenhülsen auf.

An den Füssen trägt man Sandalen — Reichere haben auch europäische Lederschuhe — und auf dem Kopfe Mützen, europäische Hüte oder selbstgeflochtene Strohhüte.

Wie ganz anders sahen doch die Batauana früher aus! Andersson schildert sie als merkwürdig schöne starke Leute, mit Gesichtszügen wie Kaffern und den Damaras nicht unähnlich. Sie trugen längliche Schilde aus Ochsenhaut und Assagais, die mit Widerhaken versehen waren. Ihre

Fig. 9.

Drei junge Mädchen aus Palapye. Links eine vor der Pubertät mit Lederfransen an einem Perlengürtel, rechts ein heiratsfähiges Mädchen mit Hüftleder und Perlengürtel, in der Mitte eine „Moderne". Die Gürtel bestehen aus kleinen blassrosa Perlen.

fürchterlichen Waffen und ihr martialisches Äussere liess sie recht imponierend und kriegerisch erscheinen. Sie hatten wenig oder gar keinen Putz.

Heutzutage sehen die Batauana wenig kriegerisch und gar nicht imponierend aus. Meist sind es kleine schwächliche Gestalten. Es scheint, dass sie in dem ungesunden Klima des Ngamilandes stark degeneriert sind, wie sie ja auch an Zahl sehr zurückgegangen sind.

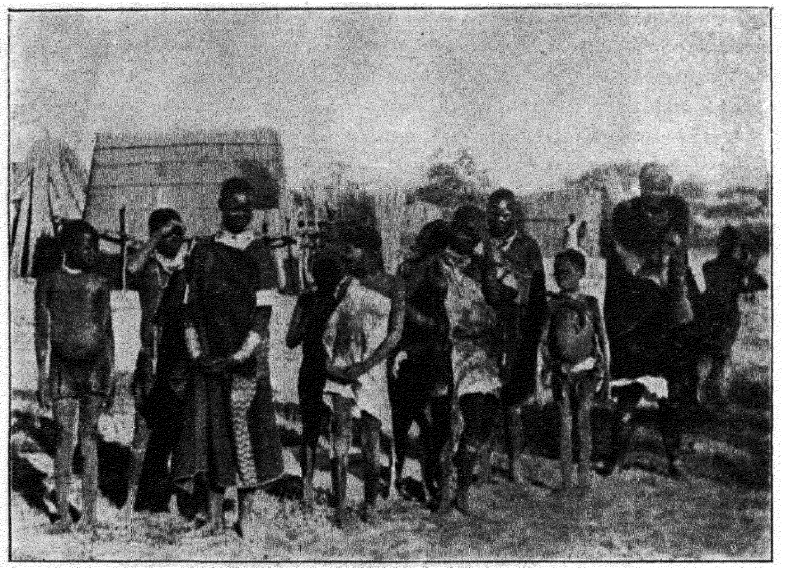
Konservativer als die Männer sind die Frauen geblieben. Das ist ja meist so in Afrika der Fall.

Die Batauanafrauen tragen um die Lenden zwei Ledertücher. Ein kleineres hängt vorn herunter, ein grösseres hinten. Letzteres ist bis auf

einen handbreiten Rand oder auch ganz und gar enthaart. Bei unverheirateten, aber mannbaren Mädchen dagegen ist das hintere Leder bis auf ein quadratisches, handtellergrosses Stück in der Mitte behaart. Die enthaarte Stelle heisst tibúla. Unreife Kinder tragen vorn an einer Schnur Lederfransen. (Fig. 9.)

Um den Hals tragen die vornehmen Batauanafrauen mächtige Halskragen aus blauen Perlen und ferner Ringe aus Eisen- und Messingdraht am Unterarm (Fig. 10). Amulette — molémo — zieren oft genug den Hals, während der Kopf ganz kahl rasiert oder kurz geschoren ist. In einen prächtigen Mantel aus Litschiwifell oder in solche aus Leoparden-,

Fig. 10.



Batauanafrauen und Hörige aus 'Gau. Erstere sind erkennbar an der besseren Kleidung — Fellmantel und Wolldecke — und dem reichen Schmuck an Hals und Armen. Die Hörigen sind ärmlich gekleidet und nach Körperbau und Gesichtsbildung z. T. deutlich als Buschmänner erkennbar, z. T. haben sie Negertypus.

Otter-, Schakal- und andere Felle gehüllt, sitzen die reichen Damen gewöhnlich in dem Hof ihres Gehöfts, mit Nichtstun, Rauchen, Klatschen oder kleinen häuslichen Arbeiten beschäftigt.

Ähnlich ist die Tracht der Makúbafrauen, nur im allgemeinen ärmlicher. Das Haar der verheirateten Frauen ist ferner nicht völlig rasiert, sondern auf der Mitte des Hinterhauptes bleibt es in einem horizontalen Streifen stehen, von dem bis zum Nacken fingerlange bleistiftdicke Zöpfe herabhängen.

Bezüglich der Tracht der Mambukuschu, die in vielen Punkten noch recht originell ist, sei auf den im „Globus“ 1905 veröffentlichten Aufsatz verwiesen.

Waffen.

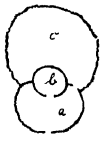
Heutzutage sind die Batauana mit Gewehren ausgerüstet, Hinterladern und Vorderladern. Henry Martinigewehre sind besonders beliebt. Jetzt aber ist die Zufuhr von Waffen und Munition untersagt. Jeder aus dem Betschuanenland ins Ngamiland gehende Wagen wird auf Waffen hin untersucht und Weisse dürfen nur eine beschränkte Anzahl von Jagdgewehren zum eigenen Gebrauch mitnehmen. Wie viel von den früheren Waffen, Lanzen und Schilden noch vorhanden sind, kann ich nicht sagen. Ich habe niemals welche gesehen.

Pfeil und Bogen, die Waffe der Buschmänner und der Stämme der Nordkalahari scheint ganz zu fehlen, auch bei den das Sumpfland bewohnenden Buschmännern. Man könnte ja auch verstehen, dass sie in dem Sumpf und Schilf diese Waffen aufgegeben haben. Die Mambukuschu sind die ersten, die sie führen, wie auch die Massubia am Kwando (Schulz, Fig. auf S. 156). In dem Massubiadorf am Tauche habe ich sie aber nicht gesehen.

Wohnungen und Gerätschaften.

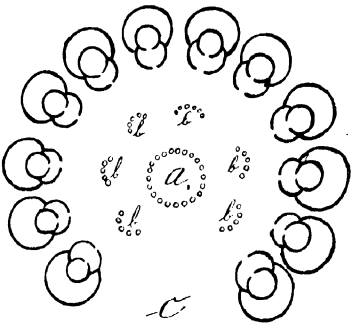
Recht gut haben sich die ursprünglichen Kulturverhältnisse bezüglich der Wohnungen erhalten. Wie wir bereits gesehen haben, bestehen die Ansiedelungen aus einer grossen Stadt, in der der Häuptling wohnt, und zahllosen Gehöften auf dem Lande. In der Bauart herrscht insofern ein Unterschied, als die Häuser in der Stadt viel solider gebaut und auf die

Fig. 11.



Schematischer Grundriss eines Betschuanengehöfts. a Vorderhof, b Haus, c Hinterhof.

Fig. 12.



Schematischer Grundriss einer Mutsi. Die Gehöfte umschliessen einen Hof, in dem der Kraal a und die Kotla b liegen. c der Haupteingang. Die einzelnen Höfe sind häufig durch Strauchzäune untereinander verbunden.

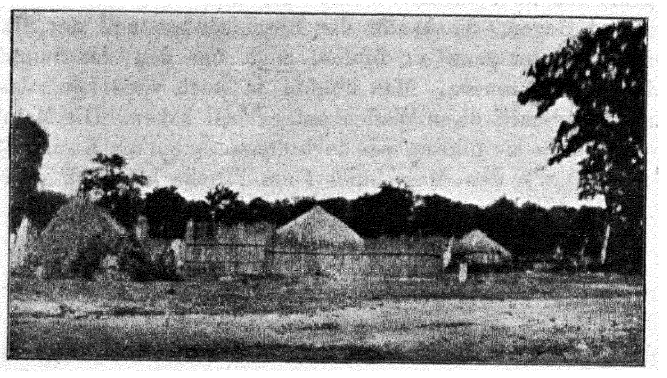
Dauer berechnet sind, während die auf dem Lande gewöhnlich nur kurze Zeit stehen und daher flüchtig gebaut sind. Das hängt mit den Wirtschaftsverhältnissen zusammen.

Die Gehöfte sind hier, wie im ganzen Betschuanenland nach einem bestimmten Typus angelegt (Fig. 11). Sie bestehen in der einfachsten Form aus einem Haus (b) mit zwei Höfen. Der vordere Hof (a) wird von zwei

Zäunen — lolápa — begrenzt, die von den Seiten des Hauses ausgehen und der Haustür gegenüber eine Hoftür begrenzen. Der hintere Hof (c) — mahúri — ist geschlossen und hat nur einen Eingang von dem Vorhof aus.

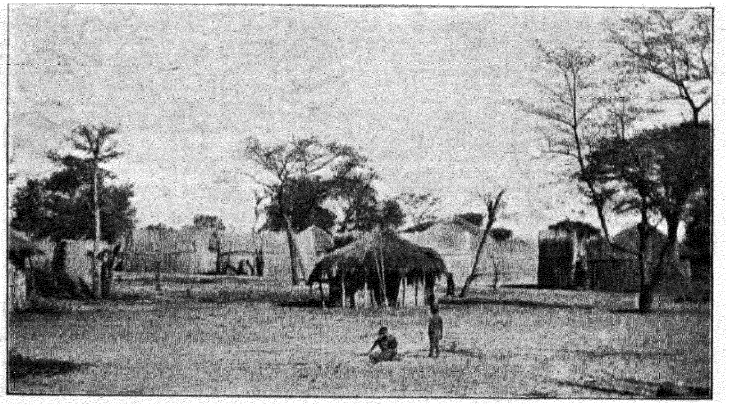
Das ist die Grundform, die in der verschiedensten Art und Weise, z. B. durch Vermehrung der Häuser und der Höfe, durch Anlage von Kornhäusern u. a. modifiziert werden kann, aber doch immer erkennbar

Fig. 13.



Makuba-Gehöft bei Ssoromessíaskraal, Seitenansicht. Links von dem Haus die Lolapa, rechts der Hinterhof. Links von der Lolapa eine rohgebaute Rundhütte.

Fig. 14.



Mokwates-Dorf am Tauche. Man steht im Innern des Ringes. Die Lolapa münden in den grossen Hofraum, in dem ein Ziegenhäuschen in der Mitte des Bildes steht.

ist und oft genug, vielleicht meist ganz rein auftritt. Aus diesen einfachen Gehöften bauen sich nun die Dörfer auf, indem erstere in Ringform stehen und einen grossen Hof umschliessen. In der Mitte des Hofes liegt der grosse Kraal für die Rinder — lessáka — und kleinere für Schafe und Ziegen, ferner die Beratungsplätze — kotla (Fig. 12).

Aussehen und Beschaffenheit der einzelnen Häuser, Höfe usw. ist nun bei den verschiedenen Völkern z. T. verschieden.

Die einfachste Form haben die **Makuba**, nämlich die bekannten runden Bienenkörbe mit Holzgerüst und einer Bedeckung von Reisig und Gras, oder auch Kegelhütten mit Lehmwand. Sie sind bis 3 *m* hoch, viele also nur mannshoch. Grosse Hütten haben meist einen Mittelpfahl. Die Höfe (Fig. 13) werden meist durch Rohrstäbe gebildet, die einander parallel senkrecht stehen und $2^1/_2$—3 *m* hoch sind und durch einen oder zwei horizontale geflochtene Grasringe, die in Mannshöhe verlaufen, ge-

Fig. 15.

Bakalahari-Gehöft bei Mabäle a pudi im Bamangwatoland. Man blickt durch die Tür der Lolapa aus Strauchwerk auf die Vorderseite der Hütte. Das Dach vor der Tür springt vor. Der Strauchzaun rechts umschliesst den Hinterhof. Die Leute am Eingang sind Bakalahari.

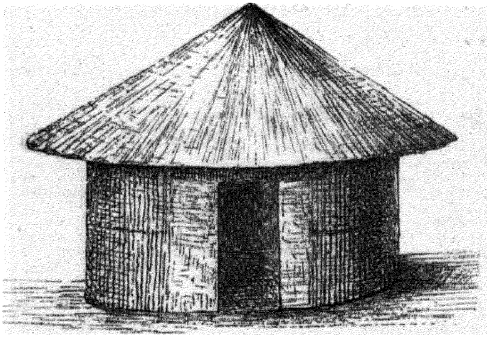
stützt werden. Zuweilen begnügt man sich auch damit, den hinteren Hofzaun aus Strauchwerk roh aufzuführen. Bei provisorischen Gehöften fehlt er ganz.

Solche Gehöfte bilden in wechselnder Zahl — 10—30 und mehr — die Ringe der Makuba- und Batauanadörfer auf dem Lande (Fig. 14). Ebenso sehen die Bakalaharidörfer aus, allein letztere sind doch daran erkennbar, dass ihre Hütten über der Tür des Hauses einen dachartigen Vorsprung haben (Fig. 15).

Bei Ssebituanesdrift, wo Holz und Stämme spärlich sind, haben sich die Bakalahari dadurch geholfen, dass sie aus parallelen Rohrstäben beindicke Bündel hergestellt hatten, die gerade so, wie die Stämme, in den Erdboden gegraben und nach der Spitze zu konvergierend gebogen

und zusammengebunden waren. Die Zahl dieser vertikalen Bündel war 40, und sie wurden durch drei horizontale Ringe gehalten. Ausserdem waren fünf Bündel zur Unterstützung vorhanden, die mit beiden Enden in die Erde gegraben, bogenförmig und ganz unregelmässig zwischen den vertikalen und horizontalen Bündeln quer verliefen, ohne die Dachspitze zu berühren. Mit Grasblättern waren die Bündel in sich und untereinander zusammengebunden. Grosse Hütten hatten einen Mittelpfahl und das Vordach an der Tür, das für Bakalaharihütten charakteristisch ist, und waren über 2 *m* hoch. Die Türen waren nur 1 *m* hoch. In sorgfältiger gebauten Gehöften der Makuba sind die Hofzäune häufig aus Matten aufgebaut, die aus parallelen, mit Bast zusammengeknüpften Rohrstäben bestehen. Die ¹Tannekwe, die ich am Tauche an dem Bakalaharidorf sah, hatten sich aus solchen Matten Buden gebaut, ähnlich denen der Mambukuschu. Allein die Art des Flechtwerks ist bei letzteren wesentlich anders. (Siehe Abbildung und Beschreibung im „Globus" Bd. 87 S. 232.)

Fig. 16.



Kegelhütte aus dem Massubiadorf am Tauche. Die Wandung besteht aus Rohrstäben, die Türfassung ist mit Lehm bestrichen.

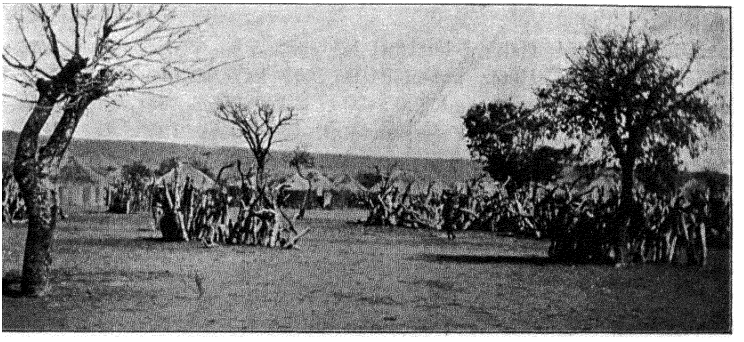
Eine andere Hausform haben die Makalaka und Massubia, nämlich das Kegeldachhaus, dessen Wand aus vertikalen Rohrstäben besteht. Nur die Umrandung der Tür ist oft mit Lehm überzogen (Fig. 16). Letztere ist ein langes Rechteck. Das Dach ist mässig hoch, eher flach zu nennen, und besteht aus einem radialen Gerüst von Stäben und einem Grasmantel. Rohrzäune schliessen die Höfe ab. In dem von mir besuchten Massubiadorf bildeten 20 solcher Gehöfte einen Ring. Den gleichen Bau hatten die Dörfer der Makalaka am Botletle, während die Bakrutsi, Matete und Mahura Rundhütten mit Grasmantel hatten.

Bevor wir die weit besser und komplizierter gebauten Häuser der Batauana in ihrer Hauptstadt kennen lernen, wollen wir erst noch die weitere Ausstattung der Landdörfer betrachten.

Innerhalb des Ringes liegt der grosse Viehkraal aus abgehauenen Dornenbüschen oder Stämmen. Nur einmal, in dem Massubiadorf, fand ich ihn nicht in der Mitte, sondern ausserhalb gelegen. Ferner liegen kleine Kraale für Ziegen und Schafe im Ring, ebenfalls aus Dornenbüschen hergestellt. Die Bakalahari und Massubia hatten dagegen kleine Häuser aus Pfählen für das Kleinvieh, und zwar bei ersteren eine Rundhütte, die mit Gras bedeckt war, bei letzteren dagegen eine Kegelhütte mit getrenntem Grasdach.

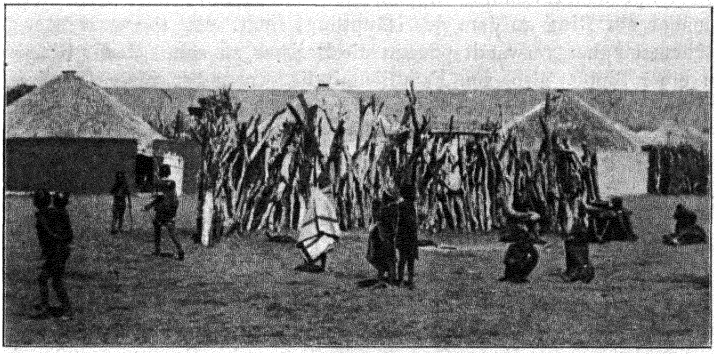
Keinem Dorf fehlt die Kotla (Fig. 17 u. 18) oder meist mehrere Kotlas. Sie bestehen durchweg aus einer Wand von Halbmondform, entweder aus Rohr oder aus starken Baumstämmen. Es ist der Platz, wo man Besuche empfängt, Beratungen abhält und faulenzt. Neben der Kotla steht häufig ein Baum, in dessen Schatten man während des Tages sitzt oder ein Dach auf hohen Pfählen, das Schatten spendet.

Fig. 17.



Inneres einer Mutsi in Palapye. Im Hintergrunde die einzelnen Häuser mit Lolapa, die den Hofraum umgeben. In diesem der grosse Viehkraal (rechts) aus Stämmen und die kleineren halbringförmigen Kotlas, oft unter einem Baum.

Fig. 18



Eine Kotla in einer Mutsi in Palapye. Im Hintergrund die Häuser mit Lolapa und Türen. Im Vordergrund die Kotla aus Stämmen mit Feuerstelle, sitzenden Männern und spielenden Kindern.

Das Getreide wird in Urnen, aus Lehm geformt oder aus Gras geflochten, aufbewahrt, die entweder in den Häusern selbst oder unter Schutzdächern auf Pfählen in den Hofräumen stehen. Sie haben die Form von Urnen oder dickbauchigen Flaschen.

In mancher Beziehung verschieden sind die Häuser und Gehöfte der Batauanahauptstadt. Ich hatte Gelegenheit, diese eingehend zu studieren,

nämlich in der alten Stadt Naka a letschwi, nachdem sie etwa vor einem Monat von den Bewohnern verlassen war. Mauern, Dächer, Zäune waren noch gut erhalten und so konnte ich denn in aller Musse Aufzeichnungen machen und in Begleitung eines kundigen Eingeborenen selbst in die intimsten Gemächer eindringen.

Umgekehrt war die Stadt ¹Gau noch im Bau begriffen und auch dort liessen sich interessante Studien machen, namentlich über die Art und Weise, wie die Häuser gebaut, wie die Sachen transportiert werden und ähnliches.

Die alte Stadt Naka a letschwi lag etwa 5 *km* vom Tauche entfernt, auf einer mehrere Meter hohen Platte aus kalkreichem Sand. Sie bedeckte einen Raum von rund $800 : 400\ m = 320000\ qm$, auf dem, dicht gedrängt die Ringe — mutsi — standen. Denn die Stadt der Batauana setzt sich aus den Dorfringen zusammen, von denen jeder Ring einem selbständigen Dorf entspricht. Auf engem Raum zusammengedrängt, haben die Ringe freilich nicht die runde Form wie auf dem Lande, allein das Prinzip ist doch gewahrt und Einzelgehöfte umschliessen einen Hof mit dem Kraal und den Kotlas. Zwischen den Ringen liegen die Strassen, meist enge Gassen, nur wenige breite Wege zum Treiben des Viehs und für den Wagenverkehr durchschneiden die Stadt.

Im Zentrum liegt der Ring des Häuptlings mit seinen Privatgehöften und daneben ein grosser öffentlicher Platz mit der grossen Kotla für Volksberatungen, Rechtsprechung und Festlichkeiten.

Um den Ring des Häuptlingsgehöfts ordnen sich die Ringe der mit dem Häuptling verwandten Sippen, dann weiterhin die der Vornehmen. Je näher ein Ring an dem des Häuptlings liegt, um so vornehmer und mit jenem näher verwandt pflegen die Besitzer zu sein. Jeder Ring wird von einer Sippe, also von Familienmitgliedern nebst ihrer Dienerschaft bewohnt und an der Spitze jedes Ringes steht ein Oberhaupt, das innerhalb der Sippe in beschränktem Umfange die Befugnisse eines Häuptlings ausübt.

Fig. 19.

Kotla Ssekumis in Naka a letschwi. a Ssessoa, b kleine Kotla, c grosse Kotla.

Die Wohnung des Häuptlings war rechteckig, mit Giebeldach, und enthielt drei Zimmer. Ein Europäer hatte es gebaut. Dahinter kamen in einheimischem Stil die Häuser und Höfe seiner Familie und der Dienerschaft. Der Haustür gegenüber lag die Kotla (Fig. 19), eine halbmondförmige Reihe aus Baumstämmen, die Sehne des Bogen war 20 *m* lang. Am südlichen Ende lag ein kleiner Halbring, gleichfalls aus Stämmen, für intimere Beratungen des Häuptlings. Daneben stand ein Schuppen aus drei Wänden mit Grasdach, das auf der offenen Seite durch Pfähle gestützt wurde. Die Rückwand hatte zwei Eingänge. Dieser Schuppen — ssessóa — war $10 : 5\ m$ lang und wurde zu Beratungen während schlechten Wetters benutzt. In der Kotla lagen zahlreiche Ochsenschädel mit zum Teil riesigen Hörnern. Ein Paar, das grösste, das obendrein ganz gerade gestreckte Hörner besass, mass nahezu 5 *m*. Es war das

grösste Gehörn, das ich je gesehen habe. Die Batauana-Rinder waren ganz besonders lang gehörnt und man war auf sie stolz, wenn sie auch sonst minderwertig waren.

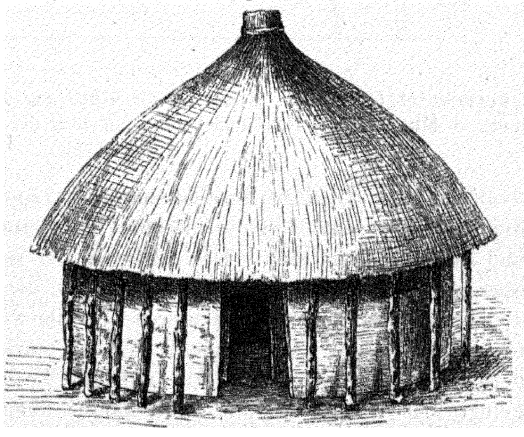
Rund um die Kotla und das Häuptlingsgehöft reihten sich nun die Ringe der Batauana. Wir wollen nun einen solchen Ring — mutsi — näher kennen lernen.

Fig. 20.

Eine Mutsi in Palapye. Man steht in dem Hofraum und blickt auf die Häuser mit den bogenförmig vorspringenden Lolapas, die durch angelegte Rohrtüren verschlossen werden.

Von dem breiten Weg, der die Stadt durchquert, führt eine breite Lücke in den von den Einzelhöfen gebildeten Ring. Der Rinderkraal, aus dicken Baumstämmen ausgeführt, steht in der Mitte, zwischen ihm und den Höfen die Kotlas des Familienoberhaupts — Kchossáni — und anderer Familienhäupter. Von den Gehöften (Fig. 20) sieht man zunächst nur die bogenförmig vorspringenden Rohrwände der Vorhöfe — lolápa —, jede überragt von der Spitze eines Hauses. Die Wände der lolapa bestehn aus über mannshohen Rohrstäben, die senkrecht nebeneinander stehn und durch einen horizontalen Strohring in Schulterhöhe zusammengehalten werden. Die höchstens 1 *m* breite Eingangspforte kann durch eine Platte aus parallel gestellten, zusammengebundenen Rohrstäben, die gegen die Wände gelehnt wird, verschlossen

Fig. 21.

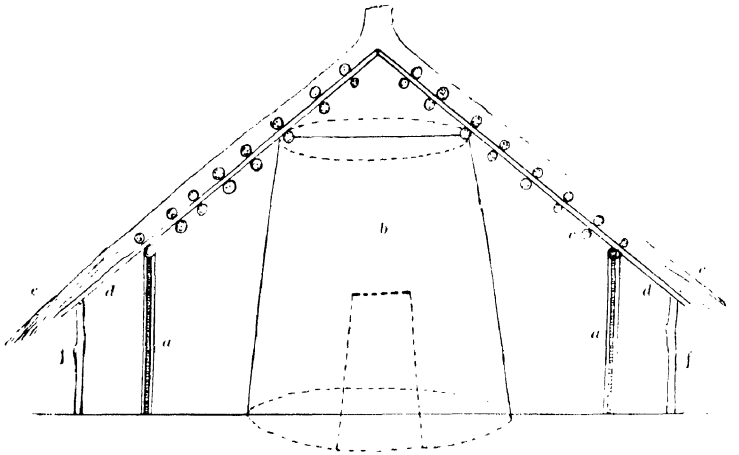


Kegelhütte in Naka a letschwi. In der äusseren Tür ist der innere Turm sichtbar.

werden. Der Vorhof hat von dem Eingang bis zu der Haustür — ssebáta — die jenem stets direkt gegenüber liegt, meist 8—10 *m* Durchmesser und enthält eine Feuerstelle — liísso.

Das Haus — útu — ist ein Kegelhaus (Fig. 21) mit einer Aussen- und einer Innenwand. Die Aussenwand — makotschána — ist über mannshoch (etwa 7 Fuss) und besteht aus senkrecht gestellten Rohrstäben, die von innen und aussen mit einem Gemisch von Lehm, Häcksel, Kuhmist und Ochsenblut überzogen sind. Die innere Wand ist ein $8^1/_2$—9 Fuss hoher Turm — motschútschu —, der ebenso gebaut ist und von der Aussenwand entweder allseitig umschlossen wird, sodass ein Rundgang zwischen den Wänden entsteht, oder die Aussenwand besteht nur aus zwei, von dem Turm ausgehenden Armen, ähnlich der Lolapa (Fig. 23). Eine mannshohe Tür führt in das Innere des Turmes, ein rundes kahles Gemach, dessen Ausrüstung wir noch zu besprechen haben.

Fig. 22.



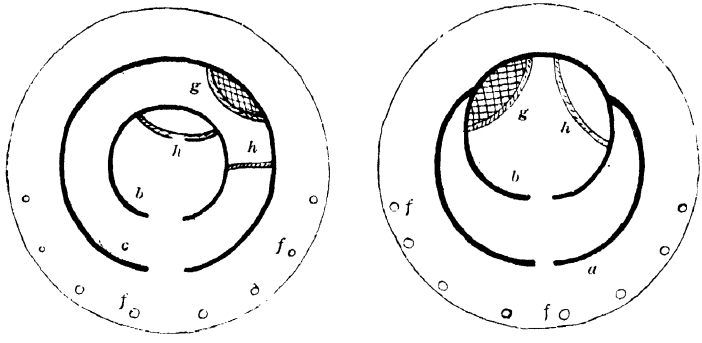
Querschnitt durch ein Haus. a die Wand aus Rohr mit Lehmbelag aussen und innen, b Mittelturm, c Rohrbündel unter und über der Rohrschicht d, e Grasbedeckung, f Stützpfähle.

Das Dach (Fig. 22) besteht aus einer Lage radialstrahliger Rohrstäbe, die durch je acht Ringe armdicker Rohrbündel — lebalälo — von oben und unten gestützt sind. Der äusserste der unteren Ringe ruht auf dem oberen Rand der Aussenwand. Innerhalb des obersten Ringes sieht man von unten aus in die Spitze hinein, in der vier Stäbe sichtbar sind, die ein Kreuz bilden. Anscheinend sind es stärkere Stützen für das Rohrgerüst. Von aussen wird nun auf das Rohrdach eine Lage von Gras gelegt, das am Aussenrand herabhängt, oben aber zu einem Knopf zusammengebunden und abgeschnitten wird, sodass eine glatte Fläche entsteht. Zu beiden Seiten der Tür stützen Pfähle — lokotwána — den Dachrand. Teils im Inneren des Turms, teils in dem Rundgang zwischen ihm und der Aussenwand sind häufig verschiedene Vorrichtungen zum Aufhängen von Gegenständen angebracht, teils Holzstücke, die die Stelle von

Haken vertreten, oder Tragstangen (Fig. 23h) — morápa — oder auch halbmondförmige Geflechte (Fig. 23g) — botayána — die eine Art Beutel oder Plattform bilden. Eine Feuerstelle — liísso — fehlt auch hier nicht. Das innerste Gemach dient als Schlafkammer oder auch als Vorratsraum und enthält dann Getreideurnen.

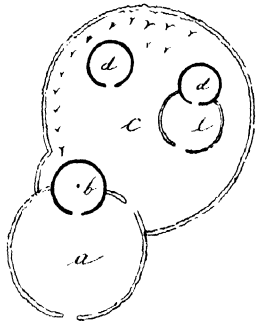
Aus dem Vorhof führt eine Tür im Zaun oder eine Lücke zwischen diesem und der Hauswand in den hinteren Hof — mahúri. Seine Wand

Fig. 23.



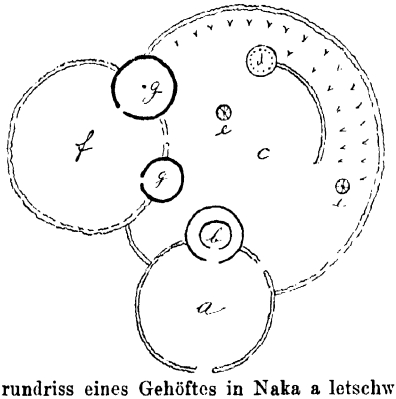
Grundriss zweier Häuser in Naka a letschwi. Buchstabe a—f wie in Fig. 22. g Tragnetze, h Tragstangen.

Fig. 24.



Grundriss eines Gehöftes in Naka a letschwi. a Vorderhof mit Lolapa und Eingang in den Hinterhof, b Haupthaus mit Mittelpfahl, d d Hinterhäuser, eines mit Lolapa e. Im hinteren Teil des Hinterhofes c ist Hirse gepflanzt.

Fig. 25.

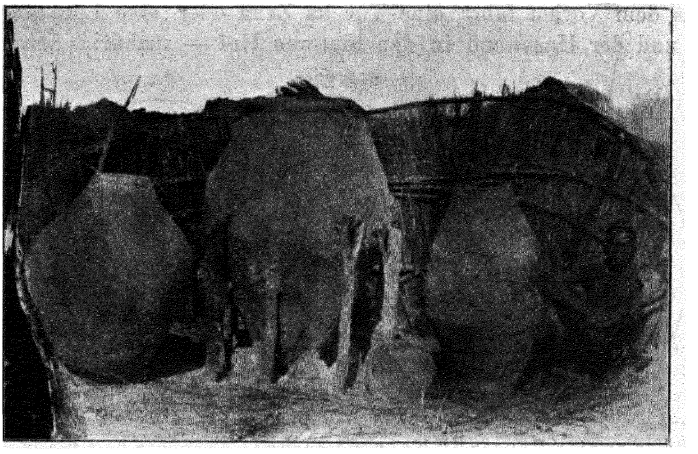


Grundriss eines Gehöftes in Naka a letschwi. a Vorderhof, b Haupthaus mit Mittelturm, c Hinterhof, d Hütte mit Kornurnen und Strauchzaun, der nach e verläuft, e e Sserala, f Nebenhof, g g Nebenhäuser, eines mit Mittelpfahl.

besteht aus Rohrstäben oder Strauchwerk und er enthält Rundhütten für die Dienerschaft, Kornhäuschen — ssessóa — mit Rohrwand und Grasdach für die Urnen und Kornkörbe, und selbst kleine Hirsefeldchen mit Feldgerüsten — sserála — und Trockengerüsten. Oft schliessen sich an diesen Hof noch Nebenhöfe mit Wohnhäusern, sodass ein ganz komplizierter Aufbau des Gehöfts zustande kommt (Fig. 24 u. 25). Einen Mittelturm habe ich stets nur in dem ersten Haus, dem Haupthaus, gefunden.

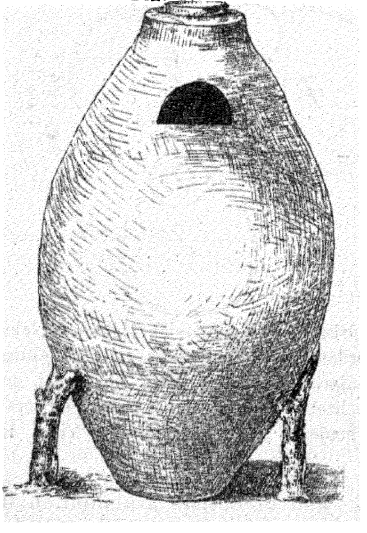
Während bei den Betschuanen im eigentlichen Betschuanenland, namentlich im Süden, der Boden des Vorhofs und der Häuser aus hartem, gestampftem Lehm besteht, der glatt ist wie eine Tenne und etwas erhaben,

Fig. 26.



Kornurnen in einem Gehöft in Naka a letschwi.
Die grösste ist etwa 5½ Fuss hoch.

Fig. 27.



Kornurne aus Naka a letschwi.
7 Fuss hoch. Rechts ein Durchschnitt durch die aufgebauchte Vorderseite mit der Öffnung.

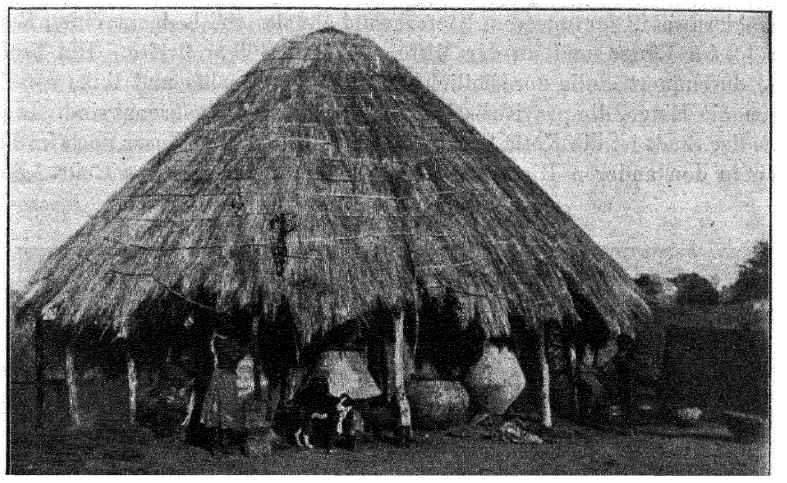
fand ich in Naka a letschwi auch bei den besten Häusern nur ausnahmsweise einen Lehmesterich, und dann auch nur unsauber hergestellt. Auch den Lehmüberwurf der Wände spart man häufig genug und begnügt sich damit, die Vorderfront zu beiden Seiten der Tür zu bestreichen.

Interessant sind die Kornkörbe und -urnen (Fig. 26 u. 27). Die Urnen sind 5—7 Fuss hoch, mit plattem Boden, sodass sie von drei Pfählen gestützt feststehn können. Oben oder an der Seite befindet sich eine Öffnung, die mit einem Deckel verschlossen wird. Als Dichtungsmittel dient Kuhmist und bei den Urnen, die eine seitliche Öffnung haben, verschliesst ein Kuhfladen das ursprüngliche Loch auf der Oberseite, durch das man beim Bau der Urne die Arme hineinstecken musste. Diese Urnen — ssifala oder ssefalana, auch ssehalána (mit aspiriertem h) — sind am meisten im Gebrauch, seltener sind geflochtene, urnenförmige

Körbe — ssetotána. Urnen und Körbe stehen hier, wie im ganzen Betschuanenland, sehr häufig unter Schutzdächern (Fig. 28 u. 29).

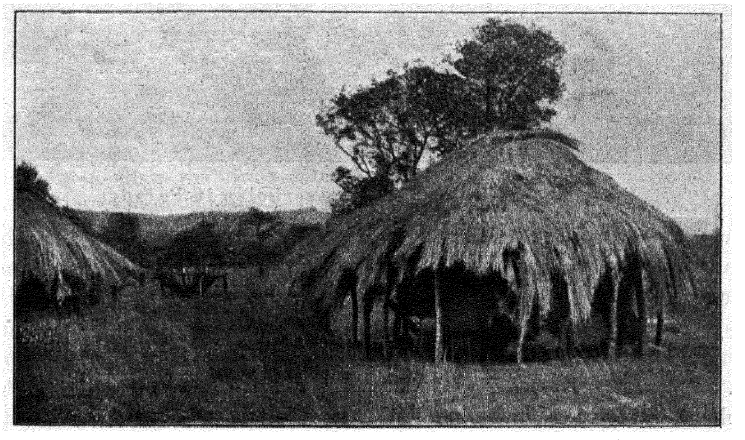
Von sonstigem Hausgerät sind zu erwähnen geflochtene Körbe von verschiedener Form. Runde Körbe heissen setotoána, achteckige, aus

Fig. 28.



Kornhaus mit Tonurnen und Töpfen. Ssekwates-Dorf am Mariko, Bakwenaland.

Fig. 29.



Kornhaus mit geflochtenen Getreidekörben und Tonurnen in Mabäte a pudi im Bamangwatoland. In der Mitte ein Sserala.

fingerbreiten Baststreifen geflochtene Körbe tsetsúma. Zum Sitzen dienen kleine Holzschemel — ssepúra — auf schmalem Fuss, z. T. recht kunstvoll geschnitzt.

In grosser Zahl sind in jedem Gehöft Wasserkrüge — pitsá — vorhanden, dickbauchige Töpfe aus Ton, in denen an jedem Morgen Frauen

und Kinder Wasser aus den z. T. recht abseits liegenden Wasserstellen holen. Man trägt sie auf dem Kopf, auf den man zum Schutz gegen den Druck ein aus Gras geflochtenes Kissen — kâre — legt (Fig. 30).

Sehr interessant war es, im Juli 1897 den Bau der neuen Stadt zu beobachten. Man war noch in vollster Tätigkeit. Die Stadt liegt auf einer 2—3 *m* hohen Sandplatte, die nach Süden hin spitz ausläuft, in einem Kameldornwald, der unserem Kiefernwald ähnelt. Sie bedeckt einen Raum von 1,2 *km* Länge und in der Mitte von etwa 400 *m* Breite. Ein breiter Weg durchquert sie in nordsüdlicher Richtung. Rechts und links von ihm liegen die Ringe, die provisorisch durch Dornzäune abgegrenzt sind. In der Mitte der Stadt ist die Kotla Ssekumis schon fertig, die Häuser noch im Bau. Auch in den anderen Ringen fehlen nirgends die Kotlas aus Rohr. Baut,

Fig. 30.

Frauen und Kinder beim Wasserholen in Palapye.

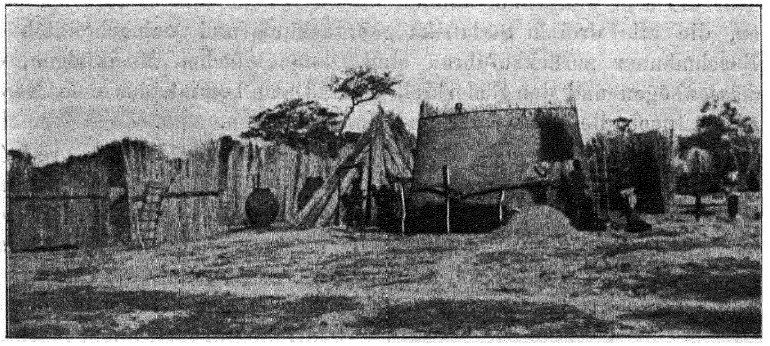
wie man sagt, in einer neuen Ansiedlung der Engländer zunächst eine Church, so baut der Betschuane in erster Linie eine Kotla, den ihm unumgänglich notwendigen Besuchs-, Schwatz- und Faulenzersalon. Dort sitzen denn auch jetzt die Männer am Feuer, auf Stühlen oder auf der Erde, rauchen, schnupfen und schwatzen. Frauen, Kinder und Sklaven sind dagegen sehr tätig. Im Innern der Ringe stehn aus zusammengelegten Rohrbündeln bestehende Hütten oder kleine Bienenkörbe aus Gras. Dazwischen liegen die Kraale für Ziegen und Schafe aus Dornbüschen, während Rinderkraale fehlen, infolge der soeben überstandenen Rinderpest.

Interessant ist die Art und Weise, wie die Häuser gebaut werden (Fig. 31). Der Bau ist in erster Linie Frauenarbeit. Die Männer — Hörige — helfen höchstens bei dem Aufbau von Gerüsten aus Stämmen.

Zunächst wird der innere Turm — motschútschu — gebaut aus parallelen, durch fünf bis sieben Grasringe gestützten Rohrstäben, die 8—10 Fuss lang sind. Dieser Turm wird nun zunächst aufgestellt und

zum Stützen im Inneren ein Gerüst aus Stämmen gebaut oder auch nur einige Stämme an die Wand gelehnt. Ein zweites, etwa 4 Fuss hohes Gerüst wird von aussen um den Turm gebaut, auf dem man stehen kann bei Herstellung des Lehmüberzugs. Dieser Lehm wird zunächst in Gefässen aus Lehm, Häcksel und Kuhmist und wahrscheinlich auch Ochsenblut hergestellt und nun mit den Händen auf je einen Ring zwischen den Grasringen von aussen aufgetragen. Bei dem untersten Ringe stehn die Frauen auf der Erde, bei den höheren auf einem umgekehrten Mörser und schliesslich steigen sie auf das Gerüst. Die Tür wird ausgespart und die Rohrstäbe später abgeschnitten. Dann wird die Innenseite des Turms mit Lehm überzogen. Schliesslich erfolgt der Bau der niedrigeren Aussenwand in gleicher Weise. Das Dach wird auf der Erde gebaut und nachträglich aufgesetzt. Dabei helfen die Männer mit.

Fig. 31.



Aus der im Bau begriffenen Stadt ¹Gau. In der Mitte steht ein im Bau begriffener Mittelturm. Unter dem dunkeln Fleck (auf dem Turm rechts) die ausgesparte Tür, deren Rohrstäbe sichtbar sind. Um den Turm ein Holzgerüst, ein ähnliches innerhalb des Turmes. Auf dem Gerüst stehen arbeitende Frauen. Der Kopf einer solchen erscheint über dem Turm. Links von diesem zusammengestellte Rohrbündel und einige Kornurnen. Vor dem Turm ein Haufen präparierten Lehms. Links von den Urnen die Lolapa einer provisorischen Rundhütte, rechts vom Eingang derselben die vorzustellende Tür. Rechts vom Turm improvisierte Hütten von Rohrzäunen umgeben.

Gleichzeitig sind Frauen beschäftigt beim Bau der Getreideurnen. Diese werden aus demselben Lehm mit der Hand geformt. Ohne Drehscheibe wird Stück für Stück aufgesetzt und glatt verstrichen. Die grösseren Urnen sind alle in Naka a letschwi geblieben, kleinere und mittlere hat man mitgenommen, und zwar wurden sie in Kuhhäuten transportiert, die an einer Stange von zwei Männern getragen wurden.

Ein reges Leben herrscht ausserhalb der Stadt. Reihen von Frauen, im Takt marschierend und singend, bringen mächtige Rohrbündel auf dem Kopf, und im Takt schwingt auch einer jeden vor der Brust an einer Lederschnur die messingene Patronenhülse, die am Halse hängt und den geliebten Schnupftabak enthält.

Eine Reihe Frauen und Kinder, die grossen Wasserkrüge graziös auf dem Kopf balanzierend, holt von dem 800 *m* entfernten Flussarm Wasser.

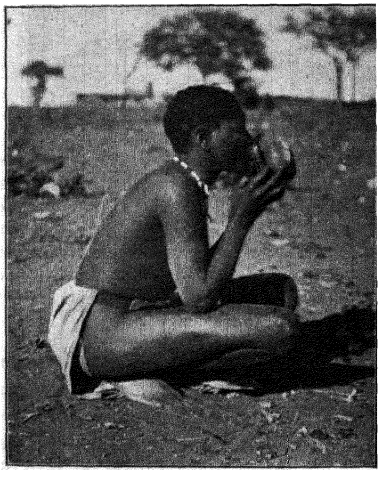
Dort entwickelt sich ein besonders lebendiges, anziehendes Bild. Frauen schneiden Schilfrohr oder holen Wasser, wobei es nicht ohne lange Konversation und oft genug nicht ohne Zank und Streit abgeht. Kinder treiben Schafe und Ziegen zur Tränke, und hat man Glück, so kann man auch Trupps langhörniger Rinder beobachten, die letzten Reste der einst zahllosen Herden.

Transportiert von der alten Stadt zur neuen wurden die Sachen meist auf den Köpfen von Sklaven, Frauen und Kindern, oder auch in Kuhhäuten, die an Stangen hängen. Wenige hatten damals Wagen und ein Ochsengespann. Sehr beliebt ist auch der Transport mit Kanus, die von Ochsen gezogen werden und besser sind als die aus Stämmen zusammengezimmerten Schleifen.

Musikinstrumente.

Nur die sehr einfachen, einheimischen Instrumente konnte ich beobachten, die alle drei in Südafrika gebräuchlich und wahrscheinlich auf die Buschmänner zurückzuführen sind, den einfachen Musikbogen, den Kalabassenbogen und den Federkielbogen. Dazu kommt, aus dem Norden eingeführt, noch die Ssansa vor und Holztrompeten.

Fig. 32.



Ssichuáu spielender Barutse. Die Kalebasse ist gegen den Boden des Instrumentes gedrückt. Das obere Ende der Eisenstäbe ist gegen die Oberlippe gepresst, so dass der Schall durch die Kopfknochen geleitet wird. Man spielt aber auch das Instrument, indem die Kalabasse auf dem Boden liegt.

Der Musikbogen — ro ²gúma — ist bei den Buschmännern der Jagdbogen selbst. Die ansässigen Stämme stellen ihn sich extra zu dem Zweck Musik zu machen her. Die Musik, die man mit diesem Instrument macht, ist nur für den Spieler, nicht für den Zuhörer bestimmt. Der Schall wird durch die Zähne, die ein Ende des Bogens halten, und durch die Kopfknochen zum Gehör geleitet. Die Hauptwirkung der Musik besteht aber darin, dass der Spieler durch das Summen und Dröhnen im Kopf, das durch die gemeinsame Wirkung von Schall und mechanischem Schwingen des Bogens erzeugt wird, angenehm betäubt wird. Die Spieler sitzen abends, am Feuer z. B., wohl eine halbe Stunde lang und länger, traumverloren in die Glut starrend und mit dem Stäbchen die Sehne im Rhythmus klopfend. Es handelt sich also sozusagen um eine „interne“ Musik und diese ist so recht geeignet für Leute, die wie der Buschmann viel einsame und oft genug

recht trübe Stunden verleben. Sie versetzt ihn in halbe Betäubung und lässt ihn vergessen die Leiden des Lebens.

Ähnlich gespielt wird der Kalabassenbogen — tingáni. — Die Kalabasse ist in der Mitte des Bogens befestigt und an der Aussenseite, und ihre Öffnung wird gegen das Sternum gedrückt, sodass dieses den Schall in den Körperknochen weiterleitet. Nur so sah ich dieses Instrument spielen. Eine Befestigung der Kalabasse an der Sehne und die Benutzung jener als Resonanzkasten für Zuhörer sah ich persönlich nie.

Der Federkielbogen — lössífa (f hauchend gesprochen) oder lossíha — ist die bekannte 'gorra der Buschmänner und Hottentotten. Der Federkiel, der an dem einen Ende der Sehne befestigt ist, wird in der gleichen Weise zwischen den Daumen der beiden Hände gespannt, wie das Grasblatt, auf dem unsere Kinder musizieren, und genau so wird auf ihm geblasen. Ein durchdringendes, ohrenzerreissendes, pfeifendes und schnurrendes, vibrierendes Geräusch wird erzeugt und durch Pfeifen mit dem Mund beim Einziehen und Ausblasen der Luft verstärkt. Dieses Instrument ist für Zuhörer berechnet.

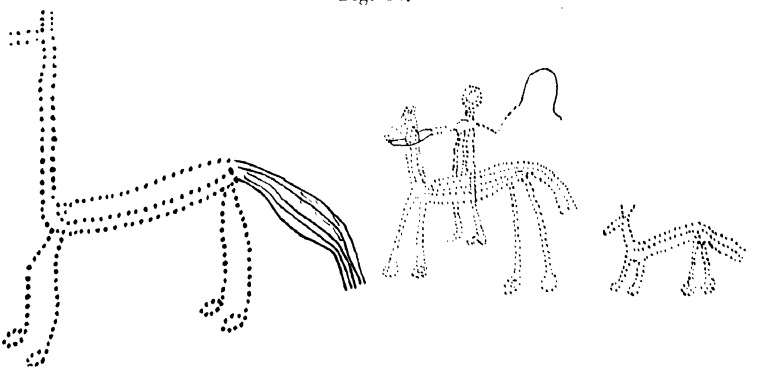
Holztrompeten und die Ssansa — kissícho — ebenso Holztrommeln — morópa — stammen von den Barutse.

Die Holztrommeln, die ich in Naka a letschwi sah, waren 65—70 *cm* lange, ausgehöhlte Stämme, die an einem Ende mit Leder überzogen waren. Die Ssansa ist mit einer Kalabassenschale versehen, die beim Spielen gegen den Boden der Ssansa gedrückt wird, wie Fig. 32 es zeigt. Die Barutse nennen das Instrument ssichuán.

Zeichnungen und Malereien.

Bekanntlich lieben die Buschmänner sehr die Darstellung von Tieren und Begebenheiten aus ihrem Leben, wie Jagd- und Kampfesszenen. Die Bantu sind dagegen nicht veranlagt für solche Künste und auch in unserem

Fig. 33.

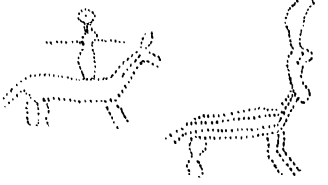


Reiter mit Peitsche, eine Giraffe hetzend. Hinter ihm ein Fohlen.

Gebiet begegnet man kaum bildlichen Darstellungen. Nur einmal sah ich eine Kalabassenflasche mit Zeichnungen (Fig. 33—36). Diese waren von einem Hörigen Ssekumis in dem Kraal von [1]Kai (nördlich der Hauptstadt)

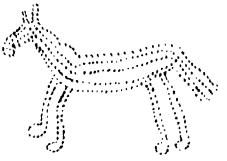
angefertigt worden, und zwar mit einer glühenden Nadel, daher die Punktierung. Es ist sehr wohl möglich, dass der Künstler, den ich nicht persönlich gesehen habe, ein Buschmann ist oder dass wenigstens Buschmannsblut in seinen Adern rollt und so seine künstlerische Begabung und Neigung zu erklären ist.

Fig. 34.



Reiter auf der Kudujagd.

Fig. 35.



Ein Pferd.

Fig. 36.

Ein Matabele mit Schild und Kirri.

Fig. 33 zeigt einen Reiter mit Peitsche in Begleitung eines Fohlens, der eine Giraffe jagt. In Fig. 34 verfolgt ein Reiter mit Lanze einen Kudu, Fig. 35 zeigt ein Pferd und Fig. 36 einen Matabele mit Schild und Kirri.

Ackerbau.

Die Bewohner des Übergangsgebiets treiben jetzt durchweg Ackerbau, die Batauana allerdings erst seit kurzer Zeit. Ursprünglich haben sie sich damit begnügt, Vieh zu halten und das notwendige Korn von den unterworfenen Stämmen zu beziehen. Letztere sind auch bis heutzutage noch die Hauptackerbauer.

Die Lage der Felder ist verschiedenartig. Nicht alle Teile des Landes eignen sich für Kulturzwecke. Im wesentlichen kann man viererlei Böden unterscheiden:

a) Einmal legt man die Felder im Bereich der Uferwälder an, wo sich grauer humoser Sandboden oberflächlich findet. Solche Stellen liegen auf den Sandplatten und müssen verhältnismässig trocken sein.

b) Sodann eignen sich zur Anlage die Niederungen mit dem dunkelgrauen sandigen Schlammboden, die dem ehemaligen Sumpfland zwischen den Sandplatten und -rücken entsprechen. Sie sind feuchter, besonders während der Regenzeit, wo sie sogar sumpfig sein können. Sandpfannen mit Regenwasser sind in dieser Region, die vom lebendigen Sumpfland bereits ziemlich weit entfernt und ausserhalb der Überschwemmungszone liegt, recht häufig und bieten während der Regenzeit Wasser, während das Land in der Trockenzeit völlig wasserlos werden kann. Durchfeuchtet wird der Boden, wie bei der vorigen Kategorie, ausschliesslich durch Regen.

c) Die dritte Region ist noch feuchter. Die Flussbecken und Niederungen haben einen dunkelgrauen humosen Schlammboden und werden

bereits Ende Juli bis Ende September von der Hochflut durchfeuchtet, resp. direkt überschwemmt. Die Bedingungen sind in diesem Strich bezüglich der Wasserversorgung günstiger, allein diese ist recht schwankend. Bald reicht die Flut nicht aus, bald wirkt sie direkt schädlich, wenn der Segen nämlich zu gross ist.

d) Das letzte Gebiet, wo Feldbau getrieben wird, ist das Sumpfland selbst. Die Randsümpfe, die nach der Hochflut einen zu betretenden feuchten Morastboden haben, werden kultiviert, indem man das Schilf niederbrennt und die Saatkörner in den Morast steckt. Es ist die denkbar einfachste Kultur, bei der kaum die Hacke notwendig ist. Auch in dieser Region ist die Fluthöhe von grösster Wichtigkeit und kann schädlich werden.

Bezüglich der Urbarmachung und Bearbeitung des Bodens ist wenig hinzuzufügen. Kleinere Bäume werden niedergeschlagen, grössere durch Brand getötet. Lange noch strecken die schwarzen verkohlten Stämme zwischen den schlanken Hirsehalmen melancholisch die verstümmelten Äste gen Himmel. Sie sind ein Lieblingsplatz für die Feldhühner, die vor Sonnenuntergang und kurz nach Sonnenaufgang auf ihnen sitzen und mit durchdringender Stimme sich gegenseitig locken. Auch wenn die Felder längst verschwunden sind, zeigen diese Baumruinen noch den ehemaligen Kulturboden an. Weniger Arbeit erfordert die Urbarmachung der Niederungen, wo Gras und hohes Schilf vorherrschen und höchstens noch Buschwerk beseitigt werden muss. In Schilfsümpfen beruht die Vorbereitung des Bodens lediglich im Abbrennen des trockenen Schilfes während der Trockenzeit. Im Juli stiegen aus dem Tauchesumpfland riesige Rauchwolken auf, gewaltige Säulen, die sich oben pinienförmig verbreiterten.[1]) Ähnlich ist's im Kumadaugebiet.[2]) Livingstone bereits schildert diese gewaltigen Rauchsäulen, die er vom Ostrand der Salzpfanne Ntschokutsa am fernen Horizont sah, die ersten Wahrzeichen der so heiss ersehnten Seenregion. Dort sah auch ich sie zum ersten Male von genau derselben Stelle aus.

Die hauptsächlichsten Kulturgewächse sind Hirse und zwar Durrha—mabäle und Dochn—mabälebäle. Letzterer überwiegt und hat 25 *cm* lange Kolben mit sehr kleinen Körnern. Auch sehr viel Mais wird gebaut, ferner von Gemüsen Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen, Bataten (sümbukúma). Von Genussmitteln zieht man Tabak und Hanf (Dacha). Livingstone und Andersson erwähnen auch Erdnüsse, ich habe nie welche gesehen, nie von ihnen gehört.

Die Verschiedenartigkeit der genannten vier Regionen ist in vieler Hinsicht von Wichtigkeit, besonders für die Wirtschaftsform.

Der Hackbau war die ursprüngliche Wirtschaftsform und überwiegt heutzutage noch bei weitem. Die Hacke ist das Hauptgerät, die Frau

1) Siehe Abbildung 31 in „Kalahari".

2) Von diesen Rauchsäulen verschieden sind die dunklen Aschensäulen, die von den Wirbelwinden täglich aufgewirbelt werden und rasselnd durch das Schilfgras fegen. Schulz (S. 369) beschreibt ausserdem Säulen, die in den Morgen- und Abendstunden von schwärmenden Moskitos gebildet werden. Ich habe diese nie gesehen.

leistet die Arbeit. Die Männer helfen höchstens beim Abholzen und Abbrennen des Waldes und Busches während der Urbarmachung. Er ist auch heutzutage ganz allein zu finden in den feuchten Regionen a und b und wird dort ausgeübt von den unterworfenen Negerstämmen, den Makuba, Massubia, Mambukuschu und den sesshaften vernegerten Buschmannstämmen. Als die Batauana Ackerbau zu treiben anfingen, haben sie, wie ihre vom Christentum stark beeinflussten Landsleute im Betschuanenland und die Bassuto, den Pflug übernommen, wie früher bereits den Wagen mit dem Zugochsen. Gleichzeitig änderten sich die Arbeitskräfte. Die Frau schied aus und der vom Mann regierte Ochse trat an ihre Stelle. Da der Umgang mit Vieh Sache des Mannes ist, musste er auch naturgemäss die Handhabung des Pfluges übernehmen.

Als die Matabele ins Land kamen (1884), waren die Batauana zum Teil bereits Pflugbauer, aber die Matabele verbrannten alle Wagen und Pflüge, die sie fanden. Franz Müller, dem ich die Notizen über die Notizen über die Einführung des Pflugbaues überhaupt verdanke, war der erste, der nach dem Matabeleeinfall wieder Pflüge einführte und mit grossem Erfolg verkaufte.

Die Rinderpest machte 1896 dem Pflugbau von neuem ein Ende, da es keine Ochsen mehr gab. So ist es gekommen, dass ich persönlich nirgends im Ngamiland gepflügte Felder gesehen habe. Es ist aber sicher, dass mit dem Heranwachsen der Viehherden auch der Pflugbau sich wieder ausbreiten wird.

Die Zone des Pflugbau war und wird zunächst bleiben die trockene Region a und b. Denn einmal eignet sich der sumpfige Boden von c und d nicht für den Pflug, sodann aber wohnen die Batauana, die Träger des Pflugbaues, vorwiegend in den trockneren und gesünderen Teilen des Landes.

Von der Verschiedenartigkeit der Region a, b einerseits und c, d andrerseits hängt auch die Zeit der Aussaat und Ernte ab. In der letzteren wird während der Trockenzeit Ende September in dem schlammigen, sumpfigen Boden gesäet, wenn die Hochflut zurückweicht. So sah ich z. B. Anfang Oktober im Bett des Ngamiflusses bereits frisch grüne Felder von Hirse und Mais, die handhoch waren. Die trockene Periode im Oktober und November wird gut überwunden und die Regen bringen dann das Getreide völlig zur Reife. Im Februar pflegt geerntet zu werden.

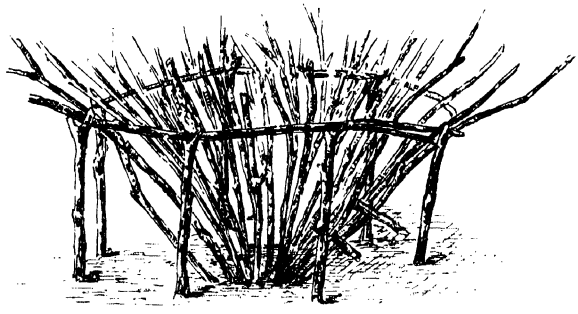
Anders in den trockenen, für den Pflugbau geeigneten Gebieten. Dort muss man die Regen abwarten und die Aussaat erfolgt daher erst Ende November oder Anfang Dezember, geerntet wird aber im März-April.

Die Zeit zur Aussaat bestimmt bei den den Batauana stammverwandten Bamangwato der Häuptling, indem gleichzeitig ein Fest — litsima — gefeiert wird. Früher waren hierbei die Regendoktoren sehr tätig, indem sie Zaubermittel herstellten und auf Bergen und im Busch niederlegten, auf dass es ein gesegnetes, regenreiches Jahr würde. Jetzt aber ist es ein christliches Fest geworden mit Gottesdienst und man fleht durch Bittgebete um Regen. Bei den Batauana scheint dagegen ein solches Fest nicht üblich zu sein. Wenigstens teilte mir F. Müller mit, dass er

nie davon gehört habe und ich selbst habe leider versäumt, mich bei den Batauana zu erkundigen.

Die Grösse der Felder ist im allgemeinen nicht bedeutend. Wogende Ährenfelder, die sich ausdehnen, soweit der Blick reicht, findet man nirgends. Die Abhängigkeit von lokalen Bodenverhältnissen ist zu gross. Meist folgen die Felder den schmalen Flussbetten oder bilden Inseln im Wald und Schilf. Auffallend sind hohe Gerüste, Plattformen, von denen aus man durch Geschrei und Steinwerfen Vögel und Affen zu verscheuchen sucht. In der Massubiastadt waren sie besonders hoch gearbeitet. Kleine Feldhütten dienen als Unterschlupf bei Regenwetter und sind vielleicht auch ursprünglich Geisterhütten. Geerntet wird in der Weise, dass die Kolben allein abgeschnitten und in die Sserala gelegt werden, d. h. Trichter aus Stäben, der mit Gras ausgepolstert wird. (Fig. 37.) Das Rohr bleibt stehen und wird als Baumaterial verwandt oder vor der Aussaat abgebrannt. Das geerntete Korn wird dann in Urnen und Körben

Fig. 37.



Sserala aus Palapye.

aufbewahrt und nach und nach gedroschen. Das Dreschen erfolgt auf einer Lehmtenne durch Schlagen mit Stöcken. Gereinigt wird das Korn in der bekannten Weise durch abwechselndes Ausschütten in zwei Kalabassenschalen unter dem Wind. Die Mehlbereitung erfolgt lediglich durch Stampfen im Holzmörser, nicht durch Reiben zwischen zwei Steinen. Letztere Methode habe ich jedenfalls nie gesehen, während Fritsch aus dem Betschuanenland Reibsteine und Steinplatten erwähnt und abbildet.

Der Feldbau hat mehrere Feinde, die ihn oft empfindlich schädigen. Der Hochflut wurde bereits gedacht. Wie im Niltal, kann sie auch hier grossen Schaden anrichten, wenn sie unerwartet gross ist, wie z. B. im Juli bis August 1899. In anderen Jahren bleiben die Regen aus. Statt Ende November fallen sie erst im Februar. Das soll 1893 der Fall gewesen sein. Heuschrecken erschienen im August 1889 in gewaltigen Schwärmen am Ngami, wie Stabsarzt Dr. Sander in seinem ausgezeichneten Werk über die Heuschrecken auf Grund von persönlichen Mitteilungen Franz Müllers erwähnt. Seitdem sind sie dauernd im Lande, treten bald hier bald dort auf und richten jährlich grossen Schaden an, aber nur lokal. So hatten sie z. B. im Januar 1897 bei Sambosdorf am Ngamifluss alle Bohnen, Melonen, Kürbisse aufgefressen und die Maisfelder schwer geschädigt.

Viehzucht.

Mindestens ebenso wichtig, wie der Feldbau, war vor der Rinderpest die Viehzucht und ist es wohl allmählich wieder geworden. Die hauptsächlichsten Viehzüchter sind die Batauana, wie ja alle Betschuanen. Bis Anfang der 90er Jahre haben sie überhaupt den Feldbau den unterworfenen Stämmen überlassen. Allein diese letzteren sind oder waren selbst auch im Besitz von Viehherden, wenigstens die Bakalahari und Makuba, ebenso die im Kumadaugebiet ansässigen Stämme.

Die Haustiere sind in erster Linie Rinder, daneben Ziegen, Schafe, Hühner und schliesslich Pferde und Hunde.

Hühner sind spärlich und anscheinend europäischen Ursprungs und nach europäischem Vorbild angeschafft.

Fig. 38.

Eine Batauana-Ziege. Hörner ziemlich gerade, Fell zottig. Der Makuba, der die Ziege hält, trägt in typischer Weise das Schamleder.

Die Ziegen (Fig. 38) sind zottige, ziemlich kleine Tiere mit schwach nach hinten gebogenen, kaum gewundenen Hörnern, allein infolge Beimischung europäischer Rassen aus dem Betschuanenland findet man häufig gerade und stärker gedrehte Gehörne an.

Das Schaf ist das Fettschwanzschaf, wie es überall in Südafrika vorkommt.

Eigenartig ist die Rindviehrasse. Die südafrikanischen Stämme achten sorgfältig darauf eine möglichst rein kultivierte Rasse zu haben. Daher ist nicht nur das Sulu-, Damara-, Owambo-, Betschuanenrind verschieden gestaltet, sondern auch jeder Betschuanenstamm hat eigene Rinder. So kann der Kenner z. B. das Bakwenarind gut unterscheiden vom Bamangwato- oder Batauanarind usw. Letzteres ist, oder man muss jetzt sagen war,

hochbeinig, schmalbrüstig und besonders durch die gewaltigen Hörner ausgezeichnet, wie bereits erwähnt, fand ich ein fast 5 *m* langes Paar in der Häuptlingskotla in Naka a letschwi. Die Rinderpest hat nun aber die alte Rasse vernichtet, namentlich gerade die langhörnigen Ochsen. Dem Kaffernrind gehts umgekehrt wie den Kaffern. Bei diesen eine unendliche Blutmischung infolge der Sklaverei, daher grosse Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten jeder Art, bei den Rindern dagegen Reinzüchtung und Inzucht, daher die hohe Sterblichkeitsziffer bei Seuchen. Die Rinderpest z. B. hat mindestens 80—90, in vielen Fällen noch mehr Prozent vernichtet.

Der Viehbestand muss vor der Rinderpest (1896) sehr bedeutend gewesen sein. Franz Müller, der beste Kenner des Landes, schätzte die Zahl der Rinder auf 100 000—120 000 Stück. Da der jährliche Export an lebendem Vieh bis 5000 Stück junger Ochsen jährlich betrug, und vermutlich mindestens die gleiche Zahl wohl im Lande geschlachtet worden ist, ausserdem Krankheiten, vor allem die nicht auszurottende Lungenseuche jährlich in erheblichem Umfang wüteten, so kann man wohl auf 40 000 bis 50 000 Zuchtkühe schliessen, also auf etwa 100 000 Stück im ganzen. Müllers Schätzung dürfte also wohl der Wahrheit nahekommen. Der Rinderpest sollen 80—90 pCt. erlegen sein: es wären demnach etwa 10 000 bis 20 000 Stück übrig geblieben. Am grössten war der Verlust an Ochsen, während Kühe, namentlich aber Kälber, weniger gelitten hatten — ein für den Nachwuchs günstiger Umstand.

Die Zahl der Schafe und Ziegen soll nie besonders gross gewesen sein. Durch die Rinderpest haben sie kaum gelitten und wenn nun auch in der Zeit nach dieser Seuche sie den Verlust an Schlachtvieh decken mussten, so ist es doch immerhin bemerkenswert, dass das Lager in Kwebe mit noch nicht hundert Personen im Jahre 1897 manchmal kaum genügend Kleinvieh einkaufen konnte. Schätzungsweise könnte man ihre Zahl auf 20 000—30 000 Stück annehmen.

Die Beschaffenheit des Weidelandes ist im allgemeinen eine recht günstige. Im trocken gelegten Sumpfland ist die Qualität der Gräser zwar keine besonders gute, denn sie sind sauer, allein sie sind in grosser Menge auch während der Trockenzeit vorhanden. Namentlich ein etwas stacheliges Gras, das auch mit Vorliebe auf dem salzhaltigen kalkreichen Boden der Salzpfanne gedeiht, bildet bis 30 *cm* hohe Wiesenflächen, wo tatsächlich Pflanze an Pflanze steht.

In der Steppe dagegen wachsen die süssen Gräser, die ein vorzügliches Futter abgeben. Aristidaarten in fusshohen isoliert stehenden Knäueln bilden ausgedehnte Grasflächen, wo ungezählte Viehmengen weiden könnten. Für Kleinvieh, Ziegen und Schafe, ist in dem Buschwald, namentlich an dornigen Sträuchern, reichlich Nahrung vorhanden. In manchen Gegenden sind Melonen (Citrullus caffer) so reichlich, dass die Herden ohne Wasser leben können, ja sogar von dieser Nahrung übermässig fett werden. Das ist z. B. am Ngamisee, in den den ehemaligen Seeboden im Westen umgebenden Ebenen und in dem wasserlosen, trocken gelegten Sumpfland im Randgebiet des Sandfeldes der Fall. So lag im September 1898 am

Ostrand der Matanyaebene ein Kraal mit Schafen und Ziegen, 16 *km* vom nächsten Wasser (Bolibing) entfernt. Die Leute holten von dort das Trinkwasser, die Tiere dagegen lebten nur von Melonen, wie auch die zahlreichen Wildherden jener Gegend.

Immerhin ist das nur stellenweise möglich, im wesentlichen ist die Bewohnbarkeit der Steppe doch von dem Regen abhängig. Infolgedessen ist man während der Trockenzeit fast ausschliesslich auf das Randgebiet des Sumpflandes beschränkt. Wenn aber die Regenzeit einsetzt, zieht man hinaus in die Steppe. An Vleys werden provisorische Hütten und Kraale gebaut und man nutzt das vorzügliche Weideland aus. Wenn dann mit dem Aufhören der Regen die Vleys austrocknen, kehrt man zum Sumpfland zurück. Auch dort sind die Herden in einzelnen Kraalen über das Land hin verteilt und Wanderungen werden nach Abweiden des Grases in der Umgebung nicht selten vorgenommen. Die Entfernung vom nächsten Wasser kann bedeutend sein. So lag z. B. die Kraal von Kobang-²o mehrere Stunden von der nächsten Tränkstelle entfernt.

Die Verwaltung ist in der Weise organisiert, dass die Herden eines Besitzers in vielen Posten über das Land hin verteilt sind. Dabei ist der Landbesitz, wie wir noch sehen werden, genau geregelt. Die einzelnen Trupps, die zu meiner Zeit 100—200, in früherer Zeit ebensoviel tausend und mehr Köpfe umfassten, stehn unter der Aufsicht von Hörigen, die als Lohn die Milch erhalten. Auch an tributäre, aber nicht hörige Untertanen, z. B. an Makubahäuptlinge, wird von den Herren des Landes, den Batauana, Vieh zur Beaufsichtigung abgegeben. Selbst Buschmänner werden dazu herangezogen. So lag bei den Makabanabergen im Januar 1897 ein Ziegenkraal unter aus schliesslicher Aufsicht von Buschmännern. Im südlichen Kaukaufeld befand sich 1898 an der Vley Djarutsa unter Aufsicht eines tributären Buschmannhäuptlings, eine Viehherde des Häuptlings Ssekumi, die noch nicht die Rinderpest gehabt hatte. Beim Beginn der Regenzeit zog jener mit der Herde ins Debrafeld. Die Viehposten stehn in beständigem Verkehr mit dem Besitzer, der durch Boten über alle Vorfälle orientiert wird.

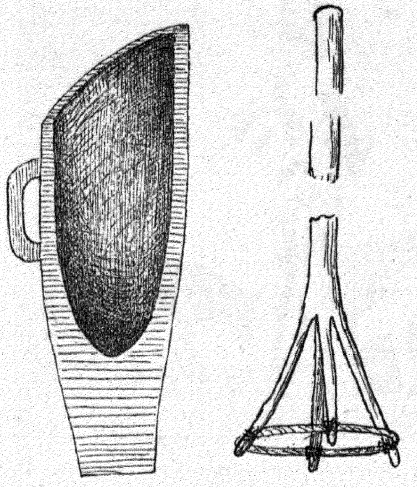
Täglich wird das Vieh auf die Weide zum Wasser getrieben, und abends in dem Kraal, einem Dornverhau, gehalten. Mancherlei Gefahren haben die Hirten dabei zu bestehn. Hyänen brechen in die Schaf- und Ziegenkraale ein, wie ich es selbst an Ssekumis Viehposten in ¹Kai erlebte. Löwen waren früher eine Landplage, jetzt kommen sie nur zeitweilig am Ende der Trockenzeit vor.

Eine rationelle Viehzucht in unserem Sinne, d. h. mit möglichst intensiver Ausnutzung der Produkte, ist nicht vorhanden. Das Bestreben geht dahin, möglichst viel Vieh zu haben und möglichst schönes, d. h. schön nach dem Batauanageschmack, mit langen Hörnern. Verwertet wird einmal die Milch, sodann das Schlachtvieh, das teils an weisse Händler verkauft, teils im Lande verbraucht wird. Die Stierkälber werden bis auf wenige Zuchtstiere kastriert und als Pack-, Reit- und Zugochsen verwendet. Letztere spielen heutzutage die Hauptrolle, denn Wagen sind in allen grösseren Gehöften vorhanden.

Die Milch wird vorzugsweise nicht süss, sondern sauer getrunken und zu diesem Zweck in rechteckigen Ledersäcken gehalten, die eine kleine, mit einem Holzstopfen verschlossene Öffnung haben. Täglich wird die Milch herumgeschüttelt und die Molken abgegossen.

Man gewinnt auch Butter durch Quirlen. Der Quirl (Fig. 39) ist ein am Ende vierfach gespaltener Stab, in dessen Spitzen ein geflochtener Grasring befestigt ist. Als Milchgefässe verwendet man die bekannten Kalabassenschalen, ferner geschnitzte Holzschalen und -töpfe (Fig. 40). Übrigens geben die Kühe, wie bei den meisten Naturvölkern ohne rationelle Züchtung, nur wenig, aber sehr fette Milch.

Fig. 39.



Melkeimer (links) und Quirl (rechts) aus Naka a letschwi. Der Melkeimer im Querschnitt. Der Quirl dient zur Butterbereitung. Zwischen seinen vier Zacken ist ein Grasring befestigt.

Fig. 40.

Hölzerner Milcheimer. Naka a letschwi.

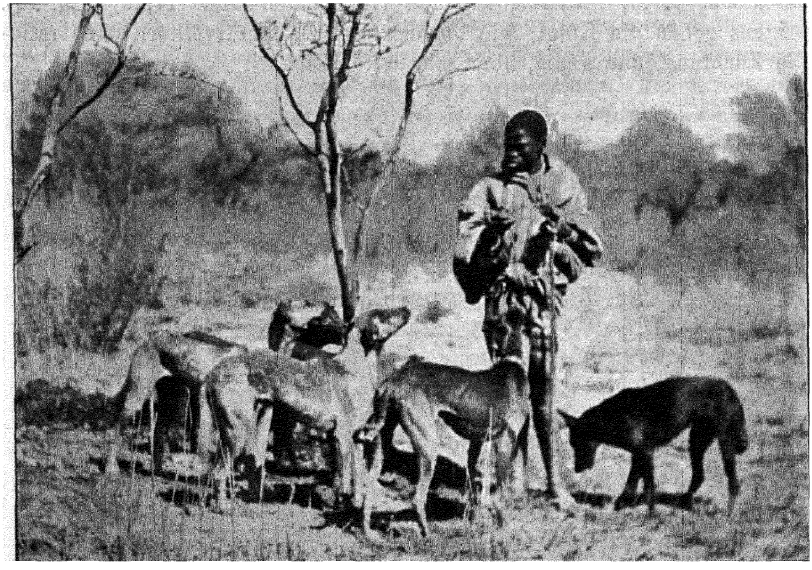
Pferde sind in beschränkter Zahl verbreitet. Sie leiden sehr unter der Pferdesterbe und sind daher sehr teuer. Unter 1000 Mark waren zu meiner Zeit brauchbare Pferde nicht zu haben. Sie werden aus dem Bamangwatoland bezogen und gehören natürlich der südafrikanischen Pferderasse an. Jede wohlhabende Batauanafamilie hat mehrere Pferde und ich möchte die Gesamtzahl auf etwa 300 schätzen. Wie mir F. Müller schrieb, dürfte diese Zahl eher zu niedrig als zu hoch sein. Sie werden in erster Linie für die Jagd benutzt, namentlich zum Hetzen von Giraffen und grösseren Antilopen, im Mababefeld auch zur Elephantenjagd.

Hunde (Fig. 41) fehlen keinem Gehöft. Meist sind es schakalähnliche, schlanke, hochbeinige, graugelbe, kurzhaarige Köter mit herabhängenden Ohren. Sie dienen nicht nur zum Bewachen der Gehöfte, sondern sind auch für die Jagd dressiert. Ssekumi ist ein besonderer Liebhaber für Hunde, speziell Jagdhunde. Ich sah die ganze Meute im Mai 1897 in Chanse, wo gerade eine Herde Franz Müllers die Rinder-

pest durchmachte. Sie waren dorthin geschickt worden, um sich an dem Fleisch der gefallenen Rinder zu delektieren.

Zuweilen sieht man Hunde mit auffallend spitzen, abstehenden Ohren, wie auf Fig. 41 bei dem Hund ganz rechts. Sie gelten für Mischlinge mit Schakalen, oder auch mit dem wilden Hund. Kreuzung mit letzteren ist aber wohl unwahrscheinlich.

Fig. 41.



Betschuanenhunde, Bamangwatoland. Die drei Hunde links sind gelbgrau. Der schwarze rechts mit den spitzen Ohren soll angeblich ein Bastard zwischen Haushund und wilden Hund (Lycaon pictus) sein.

Jagd.

Bei dem Reichtum an Wild, der früher und z. T. jetzt noch besteht, ist es natürlich, dass die Jagd im Leben der Völker keine unerhebliche Rolle spielt, im Sumpfland neben dem Fischfang sogar eine Hauptrolle. Dort jagt man mit Lanzen das Flusspferd, Fischotter, Ssettatonga und andere Wassertiere. Wie Andersson beschreibt und abbildet, sollen die Makuba Schilfflösse bauen, die aus übereinander gelegten Bündeln von Schilfrohr oder Binsen bestehn. Diese treiben den Fluss langsam herab und können von den Flusspferden nicht umgeworfen werden. Von solchen Schilfflössen habe ich nichts gehört, wohl aber fand ich Schilfboote, die im nächsten Abschnitt beschrieben werden sollen.

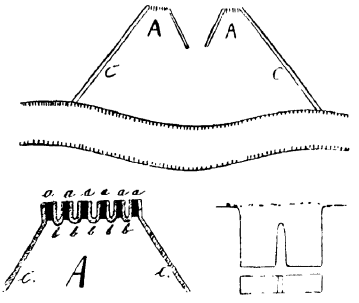
Auf den Wechseln der Flusspferde hängt man Harpunen auf, wie sie Andersson aus dieser Gegend und Livingstone vom Sambesi abgebildet hat. Ssekókwe nennen die Makuba diese Fallharpune, die mit von einem Baum gewonnenem Gift bestrichen ist.

Sehr gebräuchlich sind bei den Makuba und Sumpfbuschmännern Fallgruben — liména (betsch.) —. Diese sind ziemlich gleichmässig

4 *m* lang und tief und $^3/_4$—1 *m* breit. In der Mitte ist eine Brücke stehn geblieben, die aber nicht bis zum oberen Rand der Grube reicht. Auf diese Querwand sollen grosse Tiere, beim Versuch herauszukommen, hinaufspringen und dann reitend hülflos auf dem Bauche schweben. Die Grube wird mit Gras überdeckt, das durch einige lose aufgelegte Stäbe gestützt wird. Es sollen auch Gruben vorkommen, die mit zugespitzten Pfählen versehen sind, ich habe sie aber nicht gesehen. Sie heissen lifána (betsch.).

Bekanntlich hat Livingstone das „Hoppo" beschrieben, die langen Wildzäune mit Fallgruben, in die einst Scharen von Wild hineingetrieben worden sind. Die Buschmänner taten einst dasselbe und am Tauche und Botletle ist diese Fangart heute noch gebräuchlich. Am Botletle zwischen dem Tamalakaua und Makala Mabäle beobachtete ich folgenden Wildzaun oder Lekchópo (= Hoppo), den Fig. 42 darstellt. Die 1—$1^1/_2$ *m* hohen Zäune (c) bestanden aus Dornbüschen und geschickt hatte man Baumgruppen in das Verhau mit eingeschlossen. Die beiden Aussenzäune begannen am Fluss, der Eingang befand sich auf der Landseite zwischen A - A. Wurde dieser Zugang versperrt, so bleibt dem abgeschnittenen Wild nur übrig, durch die sechs Gänge bei A zu entweichen. In den Gängen liegen aber die 4 *m* langen, 4 *m* tiefen und $^3/_4$ *m* breiten Fallgruben. Diese sind auch innerhalb des umzäumten Raumes verstreut gegraben.

Fig. 42.



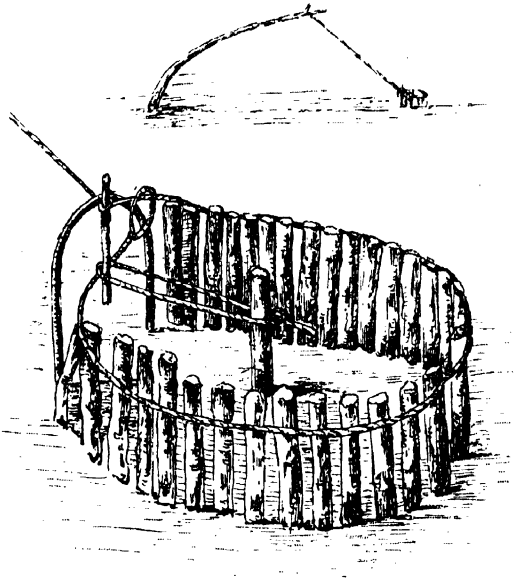
Ein Wildzaun (Kchoppo) am Botletle. Oben der Wildzaun an dem Flusslauf, A die Ausgänge mit den Gruben, c die Seitenzäune, zwischen A-A der Eingang. Links unten: Vergrösserung von A. Die Fallgruben (a) liegen zwischen hufeisenförmigen Zäunen (b). Rechts unten: eine Fallgrube, oben im Profil und im Grundriss.

Es liegt auf der Hand, dass das vorliegende Lekchópo nicht in der Weise benutzt werden kann, wie das von Livingstone beschriebene. Es fehlen ja die langen Zäune, die das Zusammentreiben des Wildes ermöglichen und spitz auf die Fallgruben zulaufen. Die Jagd dürfte vielmehr so ausgeübt werden, dass der Eingang b einem Wildwechsel entspricht, der von Herden Antilopen und Zebras benutzt wird. Am Eingang lauert man auf, und sobald eine Herde, die nächtlich zur Tränke kommt, die Pforte passiert hat, wird der Eingang gesperrt und die abgeschnittene Herde in die Fallgruben getrieben und gespeert. So können ganze Herden abgefangen werden.

Ob die [1]Tannekwe, Matete und Mahura, die ansässig geworden sind, noch Pfeil und Bogen führen, ist mir nicht bekannt. Ich habe jedenfalls diese Waffen nie bei ihnen gesehen. Die Makuba und die anderen Bantustämme haben sie sicher nicht. Demnach wurde in früherer Zeit das Wild wohl mit der Wurflanze erlegt. Seit Einführung der Feuerwaffen räumt man mit dem Wild furchtbar auf und zwar begnügt man sich nicht bloss

damit, es zu beschleichen und niederzuschiessen, sondern die Batauana jagen es, wie die Buren, zu Pferd. Während der Regenzeit unternimmt man Wochen und Monate lange Expeditionen ins Sandfeld. So traf ich südlich des Ngami im Januar 1897 Nakédi, einen Onkel Ssekumis, auf der Giraffenhetze, wie er auf seinem mit Schweiss und Spinnweben bedeckten Pferd durch das Gebüsch raste. Der Batauana Harry jagte im April 1898 im südlichen Kaukaufeld Elandantilopen, Rabutubu im Debrafeld. Als ich in Andara war (Juni 1898), hatte gerade Rampuru mit seiner Ochsenkarre den Okawango überschritten, um am Kwando Nashörner zu schiessen. Kurz vorher hatte Ssekumi selbst im Mababefeld Elephanten gejagt und mehrere

Fig. 43.



Falle für Perlhühner. Oben die Gesamtansicht, unten die Anlage der Schlinge.

erlegt. So sind denn die Eingeborenen selbst bei der Ausrottung des grossen Wildes tätig und die Zahl der den Händlern zum Verkauf gebrachten Gehörne und Felle ist erheblich, abgesehen von dem eigenen Bedarf zur Herstellung der Fellmäntel, Ledertücher u. a.

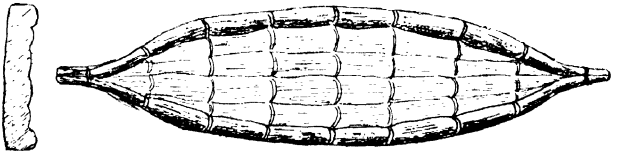
Während das grosse Wild nur noch in Resten vorhanden ist und einzelne grosse Tiere ganz verschwunden sind, sind kleinere jagdbare Tiere immer noch reichlich, wie Perlhühner, Feldhühner, Enten, Gänse, Hasen, Schakale, die sehr beliebte Leckerbissen sind, u. a. Man erlegt sie mit dem Wurfstock — molamú — oder fängt sie in Schlingen. Diese sind durchweg derartig konstruiert, dass ein elastischer Stab an der Schlingenschnur herabgebogen und durch die am Boden befestigte Schlinge in labilem Gleichgewicht gehalten wird. Sobald ein Tier in die Schlinge tritt, wird die Schnur gelöst, der Stab schnellt in die Höhe, die Schlinge zieht sich um den Hals oder die Beine des Tieres und dieses baumelt in der Luft.

Fig. 43 zeigt eine solche Falle — mokluán — für Feld- und Perlhühner. Ein 120 *cm* langer Stock vom Hakenstick — Acacia horrida — ist in die Erde gegraben und in $1^1/_2$ *m* Abstand von ihm ein 10 *cm* hoher, 15 *cm* Durchmesser besitzender Palisadenring aufgestellt. In der Mitte desselben steht ein eingegrabener Pflock, und an einer Seite ist der Palisadenring durch einen Bogen unterbrochen. Der erste Stock ist nun herniedergebogen und die an ihm befestigte Schlinge — ssechoãle — um den Palisadenring gelegt. Die Befestigung erfolgt in der Weise, dass ein Stäbchen — mussitoãne — oberhalb der Schlinge nahe dem einen Ende in die Schnur geknüpft ist und von dieser und dem gebogenen Stab gegen den Bogen gedrückt wird. Dieser Zug wird aber aufgehoben durch eine Holzschlinge — logútlapi —, die um den Mittelpflock und das untere Ende des Stäbchens mussitoãne gelegt ist. So wird ein labiles Gleichgewicht hergestellt. Dieses wird gestört, sobald ein Perlhuhn oder anderes Tier den Palisadenring betritt, um die daselbst ausgestreuten Hirsekörner zu fressen und dabei die Holzschlinge herabdrückt. Dann wird die Bastschlinge frei, der Stab schnellt in die Höhe und das gefangene Tier wird gegen den Bogen gepresst oder mit diesem zusammen emporgerissen. Ähnliche Fallen haben die Buschmänner und eine aus dem Mambukuschuland ist im Globus 1905 abgebildet worden. Dort wird die Holzschlinge — logútlapi — durch ein Stäbchen mit einem Fisch vertreten, das sich gegen das Holzstäbchen mussitoãne stemmt. Interessant ist der Name logútlapi. Denn tlapi heisst Fisch. Hat man ursprüngliche Fischköder durch die Holzschlinge ersetzt?

Fischfang.

Die Sümpfe und Flüsse scheinen ziemlich fischreich zu sein. Ich selbst habe wiederholt Fische gesehen, deren Ähnlichkeit mit unseren Hechten, Plötzen, Barben und Karpfen, den plumpen bis 1 *m* langen Welsen, die die Makuba niánta, die Batauana doné nennen, unverkennbar ist. Für die Sumpfbewohner sind sie jedenfalls eine reiche Nahrungsquelle.

Fig. 44.



Schilfboot der Matete bei Patis Dorf am Botletle. Links Querschnitt.

Die Art des Fischfangs ist verschieden. Während des Tiefstandes ist der Fang mit Netzen — kajána (Ssekuba) — am ergiebigsten. Die Netze sind aus Bastfäden geflochten und werden durch Schwimmer aus Binsenbündeln gehalten. Die Boote sind meist Einbäume, aus den Stämmen des gewaltigen Mokuschongbaumes gearbeitet. Sie sind 4–5 *m* lang, $^3/_4$ *m* breit, und an beiden Seiten abgerundet. Bei Patisdorf am Botletle, wo Matete wohnen, sah ich die erwähnten merkwürdigen Schilfboote — mokóro. Sie sind $6^1/_2$—7 *m* lang, $1^1/_2$ *m* breit und 30 *cm* hoch (Fig. 44).

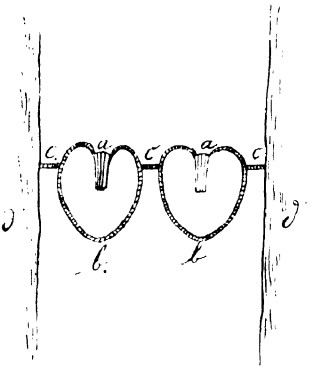
Die Rohrstäbe sind mit Bast zusammengebunden. Solche Schilfboote sollen auch im Okawangosumpfland benutzt werden.

Von den Booten aus werden die grossen Welse mit Fischspeeren — moáïo —, die zwei Spitzen haben, gespeert (Fig. 45).

Fig. 45.

Fischspeer der Makuba.

Fig. 46.



Vorrichtung der Makuba zum Fischfang am ²Namassére. a Reusen, b Strauchzaun der Kammern, c Verbindungszaun, d Flussufer.

Kommt die Hochflut, dann verteilen sich die Fische und wandern in die Flussbetten des Übergangsgebiets hinein. Dann fängt man sie mit Fischzäunen — lintéta — und Reusen — mo²küï — (Fig. 46). Zäune aus vertikal nebeneinander gereihten Rohrstäben sind über den Flussarm gezogen, Öffnungen führen in Kammern, die von den gleichen Zäunen gebildet werden. In den Eingängen liegen die Reusen, die nach dem bekannten System gebaut sind und Fische zwar herein-, aber nicht herauslassen. Die Fische werden entweder durch Köder hineingelockt oder unter Geschrei den Flussarm entlang in die Kammern getrieben, mit Matten zusammengefegt und mit den Händen herausgenommen.

In andern Fällen baut man in flachen Flussarmen niedrige Erddämme mit einer Lücke in der Mitte. Die Fische steigen mit der Flut hinauf. Sobald das Wasser beginnt zurückzuweichen, verschliesst man die Lücke und den Fischen ist der Rückzug abgeschnitten.

Nahrungsmittel.

Das Hauptnahrungsmittel für die breiten Massen, namentlich der Hörigen ist das Getreide, und zwar Mais und die beiden Hirsearten, Mabäle (Durrha) und Mabälebäle (Dochn). Die ursprüngliche Art der Zubereitung, die des Röstens der Körner auf heissen Steinen oder in heisser Asche habe ich nie beobachtet und ist wohl auch nicht mehr im Gebrauch. Sie werden vielmehr zu Mehl zerstampft und in einem Tontopf als dicker Brei gekocht. Für ganz besonders lecker gilt dieser Brei — bochóbe —, wenn man Salz und grosse Stücke Schaffett hinein tut.

Das Verlangen nach Fett ist ganz ausserordentlich gross. Es ist richtig, das in den Tropen dem Europäer fettreiche Speisen unangenehm sind und leicht Magenverstimmungen und Fieber erzeugen. Der Schwarze dagegen verschlingt sie gierig, und keinen grösseren Genuss gab es z. B.

für unsere Küchenjungen als das heisse, flüssige Hammelfett, in dem Fleisch gebraten worden war, aus der Pfanne auszuschlürfen.

Aus der Mabälebäle (Dochn) wird ferner Bier bereitet in ziemlich grossem Umfang. Es ist eine trübe, gelbliche Flüssigkeit mit reichlichem Bodensatz, wirkt stark berauschend, ist aber auch nahrhaft. Die Stengel einer Art von Zuckerhirse werden mit Vorliebe gekaut.

Bohnen, Bataten, die ich übrigens selten sah, und Kürbisse werden wie überall gekocht, wenn möglich zusammen mit Fleisch. Die Fleischnahrung ist im grossen und ganzen ein Privilegium der Wohlhabenden, die Hörigen, soweit sie nicht eigenes Vermögen haben, begnügen sich mit den Abfällen, wie Eingeweiden und knochenreichen Teilen. Nur gelegentlich bei grossen Schlachtfesten oder nach glücklichen Jagden schwelgen sie in ungeheuren Quantitäten Fleisch. Die Zubereitung ist verschiedenartig. Als die roheste und einfachste Art gilt das Rösten des Fleisches. Grosse Fleischstücke werden an grünen Ästen ins lodernde Feuer gehalten. Aussen verbrennt es, innen bleibt es halbroh. Besser und schmackhafter ist das Rösten in heisser Asche oder auf glühenden Kohlen, und ich persönlich ziehe so zubereitetes Fleisch jedem anderen vor. Der Eingeborene aber denkt anders. Kochen ist für ihn die einzig vornehme und eines gebildeten Schwarzen würdige Zubereitung. Beim Zurücklegen von Durststrecken hatten wir daher unsere Leute streng zu überwachen, dass sie das Wasser nicht mit Kochen vergeudeten.

Die Natur bietet eine Reihe von Nahrungsmitteln, die namentlich in Zeiten der Not gesucht werden. Am wichtigsten dürfte eine Grasart — póka — sein, die $^1/_2$—1 *m* hoch wird und drei nach aussen umgebogene dünne Rispen hat. Bei Hungersnot infolge von Dürren, Heuschrecken usw. sammelt man die Samen in grosser Menge ein und kocht aus ihnen einen Brei, ein interessanter Hinweis auf die Entstehung der Benutzung unserer Getreidearten. Aus den Schilfsümpfen holt man sich mit Hakenstöcken dicke Wurzeln heraus, wahrscheinlich von einer Nymphaea-Art.

Die Samen der wurstförmigen Früchte der Kigelia — moporóto — werden geröstet, gestampft und als Brei gekocht, ebenso die roten Bohnen des im Kungfeld wachsenden Motsaoli-Baumes. Die Schoten der Bauhinia macrantha — motsantsa — enthalten pfenniggrosse braune Samen, die in heisser Asche geröstet wie Nüsse schmecken. Sie werden im April — Mai reif. In den Uferwäldern wächst in grosser Zahl die Sclerocarya Schweinfurthii — Morúla —, aus deren wohlschmeckenden Früchten man ein berauschendes Getränk herstellt. Es dürfte aber hier nicht in solchen Mengen bereitet werden, wie im Owamboland. Auch Sträucher mit roten herbschmeckenden Pflaumen wachsen im Uferwald. Sehr beliebt sind die Moretloabeeren — Grevia cfr. flava — die bereits im Dezember reif sind und bis zur Trockenzeit andauern. Man zieht mit Packtieren und selbst Wagen hinaus, um sie einzusammeln. Dazu kommen die verschiedenen Melonen, wie z. B. Citrullus naudinianus — makapana — und C. caffer — mokate —, die Knollen von Bauhinia esculenta — moráma — und anderer, wohl hauptsächlich Asclepiadeen angehöriger Knollen, die aber

bereits ins Sandfeld gehören und in der Übergangsregion kaum vorkommen dürften.

Aus dem Tierreich sind am wichtigsten Heuschrecken, die hier wie überall in Süd-Afrika gegessen werden. Man fängt sie frühmorgens vor Sonnenaufgang, wenn sie erstarrt an den Büschen hängen. Sie lassen sich dann leicht abschütteln und werden in Körbe eingepackt. Während aber die Heuschrecken eine Speise der Armen sind, hält man die ausfliegenden Termiten für Leckerbissen. Nach den ersten heftigen Regen beginnen diese Tiere zu schwärmen, und werden zu Millionen von Ameisen, Vögeln und kleinen Säugetieren gefangen. Auch der Mensch fängt sie in grossen Mengen und bereitet aus ihren fetten, weissen Körpern einen Teig, der geröstet wird.

Der ganze animalische und vegetabilische Speisezettel der Buschmänner steht auch den Bewohnern der Übergangsregion zur Verfügung, namentlich am Rande des Sandfeldes, wie Ochsenfrösche im Beginn der Regenzeit, Raupen, Schildkröten, kleine Vögel, Strausseneier usw., und in Zeiten der Not, wie z. B. nach der Rinderpest 1896/97, werden solche natürlichen Hilfsquellen auch redlich ausgenutzt. Von Genussmitteln hat man Tabak und Hanf. Letzterer ist ein grünliches Pulver, das aus Pfeifen geraucht wird, eventuell baut man sich solche aus Erde und raucht auf dem Bauche liegend — eine Stellung, die Baines in seinem Werke abbildet —. Der Tabak wird in stumpfen schwarzbraunen Kegeln von 10–15 *cm* Höhe und 8—10 *cm* Basisbreite aufbewahrt, ist stark nikotinhaltig und wird entweder geraucht oder geschnupft. Im Schnupfen sind besonders die Frauen gross, und kaum einer fehlt das Hörnchen oder die Patronenhülse mit Schnupftabak nebst der Blechplatte zum Zerreiben, die beide an der Schnur am Halse hängen. Die Pfeifen sind entweder europäische Fabrikate oder Wasserpfeifen aus Antilopenhörnern mit eingestecktem Holz- oder Tonpfeifenkopf wie sie in älteren Reisewerken abgebildet sind.

Kaffee und Spirituosen sind selbstverständlich sehr beliebt und bilden zusammen mit Salz und Zucker wichtige Handelsartikel. Zucker besonders wird von den Wohlhabenden, so z. B. von Ssekumi in ungeheuren Quantitäten verbraucht. Wenn er mich besuchte, war sein Wunsch stets auf den geliebten Jam gerichtet und eine Tasse sehr süssen Kaffees und eine Dose Jam wurden nie ausgeschlagen.

Handelsverhältnisse.

Charakteristisch für die Handelsverhältnisse unseres Gebiets ist die Tatsache, dass seine Bevölkerung nur Rohprodukte gewinnt und keinerlei Industrieprodukte erzeugt, wenn man nicht präparierten Tabak und Felle für solche erklären will. Jedenfalls produzieren die Stämme der Nordkalahari nebst den Owambo mehr, vor allem Eisenwaren, und selbst die Buschmänner lieferten früher in den ǂchoré-Ketten aus Strausseneierscheiben (Molétsa der Betschuanen) unzweifelhafte Industrieartikel.

Der Handel in voreuropäischer Zeit ist wenig bekannt. Mit den damals noch unabhängigen Buschmännern lebte man anscheinend in regem Tauschverkehr. Diese lieferten die teuer bezahlten Moletsa-Ketten, ferner

Elfenbein, Straussenfedern, Felle, Gehörne(?) und erhielten dafür vor allem Tabak und Hanf, Eisen und Eisengeräte, wie Lanzenspitzen, Hacken, Messer und ähnliches.

Mit den Stämmen der Nordkalahari, also besonders den Mambukuschu unterhielt man gleichfalls Beziehungen. Von ihnen empfing man die Eisengeräte, die man selbst wieder zum Teil an die Buschmänner verhandelte, sowie Kupfer und Kupferschmuck aus dem Owamboland und Rötel zum Einreiben des Körpers vom Sambesi. Als Zahlungsmittel diente wahrscheinlich Vieh, nebst den teuren Moletsaketten, die Geldwert hatten. Ob Sklaven eine grosse Rolle spielten, ist nicht sicher bekannt.

Welche ausgedehnten Handelsbeziehungen unter Umständen sich entwickeln können, zeigt folgendes Beispiel. An Salzpfanne Ntschokutsa begegneten wir einem halben Dutzend Neger, mit mächtigen Bündeln, um die Matten gerollt waren. Eine kleine Ziegenherde trieben sie vor sich her. Sie stammten aus dem portugiesischen Gebiet an der Ostküste und gehörten dem Stamm der Schangan an, die mit den Sulu verwandt und in den Bergwerken Transvaals als geschickte Arbeiter sehr geschätzt sind, weil sie schon vor der Europäerzeit seit Alters her auf Gold und Eisen die Erde durchwühlten. Die Leute waren ins Ngamiland gezogen, um Giraffenschwänze einzuhandeln, die als notwendiges Emblem der Häuptlinge sehr geschätzt sind und im Schanganland mit 1 £ pro Stück bezahlt werden sollen. Nebenbei handelten sie mit Tabak und Ziegen. Leider habe ich vergessen zu fragen, womit sie die Giraffenschwänze usw. bezahlten, vermute aber, dass es mit englischem Geld geschah, das die Schangan bei den Minenarbeiten verdienen und das bis zum Ngami hin bereits überall im Gebrauch ist. In Kwebe waren in der ersten Zeit im Dienst der Gesellschaft einige Schangan beim Bau von Brunnenschächten beschäftigt, die auch um Giraffenschwänze einzuhandeln zum Ngami gekommen waren.

Als Livingstone 1849 den Ngamisee erreichte, war das Land ganz ausserordentlich reich an aufgespeichertem Elfenbein, an Elefanten, Nashörnern, Antilopen usw. So ergoss sich denn ein Schwarm von Händlern und Jägern ins neu entdeckte Dorado und gegen Pulver, Blei und Gewehre, gegen Perlen, Eisendraht und andere Industrieartikel wurde das aufgestapelte Elfenbein eingehandelt, die Elefanten aber ausgerottet. In der ersten Zeit nach Livingstones Entdeckung wurden nach Baines am Botletle allein 500 Elefanten in einem Jahr geschossen. Ungeheuer muss die Zahl des Wildes gewesen sein, die ihrer Hörner und Felle wegen erlegt wurden.

Sehr schnell versiegte der anfangs reichlich fliessende Strom und namentlich das Elfenbein ging rasch zurück, aber auch Straussenfedern, Felle und Gehörne. Statt dessen begann seit dem Aufblühen der Minenindustrie im Kapland und Transvaal der Viehexport und nahm schliesslich die erste Stelle ein. Über den Handel der letzten zwei Jahrzehnte hat mir Franz Müller, der 11 Jahre als Händler im Ngamiland gelebt hat und vielleicht der einzige war, der wirklich mit Erfolg gearbeitet hat, folgende Angabe gemacht. Zu seiner Zeit (1887—1896) betrug der jährliche Umsatz der 3—4 europäischen Kaufläden an Fellen, Hörnern, Straussenfedern und etwas Elfenbein etwa 1000 £. in Waren, d. h. Salz, Zucker, Kaffee, Weizenmehl,

Kleidern, Tüchern, Perlen, Eisenwaren und anderen Industrieartikeln, sowie Gewehren und Munition. Die Zahl des exportierten Viehs schwankte zwischen 2500 und 5000 Stück jährlich. Der Durchschnittspreis pro Stück betrug 3 £, der Wert also 7500—15 000 £ (150 000—300 000 Mk.).

Der Handel war stets sehr riskant. Denn einmal konnte man nie wissen, wie die Absatzverhältnisse und Viehpreise im Betschuanenland und Kimberley sein würden, sodann wurde das Vieh auf der langen Reise mager und erzielte geringe Preise, schliesslich lastete auch die Konkurrenz der weissen Händler im Ngamiland oft genug auf dem ganzen Handel. So ist denn von all' den Händlern tatsächlich kaum einer auf einen grünen Zweig gekommen, mit Ausnahme von Franz Müller. Dieser hatte nämlich die Schwierigkeiten des Viehhandels z. T. dadurch verringert, dass er nicht Schlachtvieh kaufte, sondern Kälber und Zuchtkühe. Nach diesen war bei den Betschuanen stets Begehr und gleichgültig, ob fett oder nicht fett, er konnte sie immer mit gutem Gewinn verkaufen.

Die Rinderpest hatte zu meiner Zeit den Viehhandel natürlich fast ruiniert und eine Zeit lang waren Händler überhaupt nicht mehr vorhanden. Zuletzt begann wieder der Einkauf von Fellen und Hörnern. Allein der Viehhandel kann nicht eher aufblühen, als bis die Verluste wieder hinreichend durch Nachwuchs gedeckt sind.

Das Kumadaugebiet ist ebenfalls ein Handelsfeld, wenn auch unbedeutender als das Ngamigebiet. Faktoreien sind meines Wissens dort bis 1898 nicht angelegt worden, vielmehr wurde es nur vorübergehend von reisenden Händlern besucht. Im Jahre 1896 z. B. schickte die Firma Loosley & Mc Laren einen Wagen nach Pompi. Als ich im Oktober 1898 das Land passierte, war der Händler Tom Fry in Rakopos Dorf, bei Pompi aber hatte sich ein Angestellter der Firma Loosley & Mc Laren, Martin, ein Haus gebaut, um mit seiner Familie dauernd dort zu bleiben. Die hauptsächlichsten Produkte waren Hörner, Felle, Straussenfedern für den Welthandel, Schafe, Ziegen, Tabak für den Markt in Palápye. Mais und Hirse wurde gekauft, um am Ngami gegen Felle, Hörner u. a. eingetauscht zu werden.

Martin war im Oktober 1898 bereits fünf Wochen in Pompi gewesen und hatte seiner Angabe nach folgenden Umsatz erzielt:

Felle	für etwa	300	£
Hörner	„ „	50	„
Straussenfedern	„ „	300	„
Ziegen und Schafe	„ „	100	„
Tabak	„ „	30	„
Baareinnahmen	„ „	80	„
	etwa	860	£

Inklusive einer Wagenladung Mais, die zum Ngami gebracht wurde, und verschiedener Kleinigkeiten schätzte er den Umsatz auf 1000 £.

Man wird nicht fehlgehn, anzunehmen, dass der Umsatz sich nicht auf dieser Höhe halten wird, da beim Eintreffen Martins seit fünf Monaten

kein Händler im Lande gewesen war, also angehäufte Vorräte eingekauft werden konnten.

Interessant war es mir, zu sehen, dass man sich Mühe gab, nicht bloss Hörner und Felle zu bekommen, sondern ganze Tiere mit sachgemäss abgezogener Haut und vollständigem Skelett. Für ein vollständiges Antilopenskelett zahlte man 5 £. Sehr gesucht waren Schädel mit Haut und Hörnern von Zebras und Antilopen, die in England reissend Abnehmer finden sollen.

Zu derselben Zeit, wie Martin, kaufte Tom Fry bei Rakopos Dorf alles auf. Leider habe ich über den Umsatz keine genaueren Daten erhalten. Jedenfalls bin ich selbst mit einem Wagen nach Palápye zurückgekehrt, der mit eingehandelten Hörnern, Fellen und Federn beladen war. Fry hatte schon seit vielen Jahrzehnten solchen Handel getrieben, war früher, als noch der Tierreichtum existierte, tief in das Heinafeld bis zu dem grossen Flussbett gezogen, das von Rietfontain kommend, die Kalahari durchquert und im Makarrikarribecken sich mit dem Botletle vereint. Damals konnte er noch bedeutende Mengen von Hörnern, Fellen, Straussenfedern von den Buschmännern einhandeln. Jetzt lohnte solche Reise nicht mehr. Leider schien damals zwischen Fry und Martin eine ungesunde Konkurrenz zu bestehn, wenigstens beklagte sich letzterer, dass es noch nicht gelungen wäre, feste Preise mit seinem Kollegen zu vereinbaren. Als annehmbaren Preis für einen geschossenen Strauss z. B. bezeichnete er die Summe von 2 £ 10 sh., also rund 50 Mark.

Wie sich die Verhältnisse inzwischen gestaltet haben, ob der Viehhandel wieder begonnen hat, ist mir nicht bekannt.

Die sozialen Verhältnisse.

Die sozialen Verhältnisse bauen sich auf der Einteilung des Volkes in Sippen und Familien auf. Die Stadt selbst besteht ja lediglich aus Ringen — mutsi — und jeder Ring umfasst eine Sippe oder einen Teil einer solchen nebst den Hörigen. Alle freien Bewohner einer mutsi sind untereinander verwandt. Auf dem Lande haben wir die gleiche Einteilung. Ganze Sippen oder Teile davon wohnen in den Kraalen und treiben Viehzucht oder Ackerbau. Viele Kraale sind aber auch lediglich von Hörigen bewohnt; sie bestellen für ihre Herren Felder oder hüten das Vieh. Rumde nennt der Fulla solche Sklavendörfer. In manchen Fällen bestehn sie aus gewaltsam verschleppten Teilen unterworfener Völker, z. B. von Mambukuschu bei Makaus, Maschabes und anderen Dörfern.

An der Spitze jeder Mutsi steht das Familienoberhaupt — kchossáni —, das in patriarchalischer Weise regiert, als Richter bestimmte Befugnisse hat, Streitigkeiten schlichtet, Strafen auferlegt. Seine Kotla ist der Platz, wo die Verhandlungen der Sippe geführt werden, wie die des Volkes in der Kotla des Häuptlings. Jede Familie innerhalb der Mutsi hat nun noch eine eigene Kotla als Empfangslokal für Besucher und private Familienverhandlungen.

Die Einteilung in Sippen ist von grösster Bedeutung für das Eheleben. Innerhalb einer Mutsi darf nicht geheiratet werden, d. h. unter den Verwandten. Die Frau muss aus einer anderen Sippe stammen und zieht zum Mann. Jeder Batauana hat eine Hauptfrau aus dem Batauanastamm oder anderen selbständigen Betschuanenstämmen. Nur die mit ihr gezeugten Kinder sind vollgültige Batauana. Ausserdem werden Sklavenmädchen sehr oft als Konkubinen angenommen. Namentlich hübsche Buschmannmädchen werden geraubt. Mancher Batauana erlag deshalb der Rachsucht der ergrimmten Eltern und das Batauanavolk selbst hat reichlich Buschmannblut aufgenommen. Die Ausbildung einer Mischrasse aus Hörigen und nichtvollgültigen Freien ist die Folge.

Das Leben und Treiben in einer Mutsi ist recht mannigfaltig. Die Herrschenden — Männer und Frauen — führen ein recht behagliches Leben, die Hörigen müssen arbeiten. Die Arbeit selbst ist aber unter die verschiedenen Geschlechter verschieden verteilt.

Die freien und wohlhabenden Männer, gleichgültig ob Batauana, Bakalahari, Makuba oder Massubia, verbringen schwatzend und rauchend unter Nichtstun den Tag in der Kotla. Zuweilen beschäftigen sie sich mit dem Präparieren von Fellen, nähen diese zu Mänteln — kubo — zusammen, eine oft sehr langwierige Arbeit, oder schmieden sich Kleinigkeiten mit Blasebalg, Hammer und Ambos. Jagd und Besichtigung der Viehkraale führt sie oft von dem Dorf fort, und auf grösseren Jagdzügen sind sie zuweilen monatelang unterwegs.

Die vornehme Hauptfrau hat gleichfalls ein sehr gemächliches Dasein. Schwatzen, Rauchen und Intriguen, das ist ihre Hauptarbeit, daneben etwas Nähen von Fellen, Flechten von Draht, Leder und Tierhaaren zu Ringen und anderem Schmuck.

Schwer ist dagegen die Arbeit der Hörigen, und auch die Freien, die nicht wohlhabend sind, müssen wohl oder übel mit an die Arbeit. Hier ist die Arbeit zwischen den Geschlechtern streng geteilt. Die Männer beschäftigen sich ausschliesslich mit dem Vieh, mit Fischfang bei den Sumpflandbewohnern und mit Jagd. Beim Urbarmachen des Landes helfen sie bei der schweren Arbeit, wie Abholzen und Abbrennen. Mit der Bestellung des Feldes haben sie aber nichts zu tun. Erst wenn der Pflug eingeführt wird, beginnt die Männerarbeit, denn einmal ist das Pflügen für die Frauen zu schwer, sodann ist die Behandlung des Viehes — der Pflugochsen — Männersache.

Den Frauen fällt die Feldarbeit zu, also der Hackbau, die Lockerung des Bodens mit der Hacke, das Säen und Abschneiden der Kolben. Die Frauen bauen die Häuser — nur bei dem Abhauen und Herbeischleppen der schweren Stämme helfen Männer — sie schneiden und bringen das Gras herbei, sie bereiten den Lehm, sie formen die Kornurnen aus Lehm, oder flechten sie aus Gras, sie machen die Zäune, Wände und Dächer, sie holen täglich Brennholz und in grossen Krügen Wasser.

Die Frauen und Mädchen der Reichen erfreuen sich grosser Freiheit. Bei Besuchen, z. B. der Europäer, sind sie zugegen, schwatzen mit und führen häufig hauptsächlich die Unterhaltung. Das Los der Sklaven ist

recht verschieden und abhängig von dem Charakter der Herren und von den eigenen Leistungen. Manche stehn sich ausgezeichnet, haben eigenen Besitz an Vieh u. a. und auch an Sklaven, andere werden in schauderhafter Weise misshandelt, namentlich Kinder. Bei solchen Misshandlungen, die nicht selten tötlich werden, sind die Weiber die schlimmsten. Man kann merkwürdige Bilder erleben. Hier prügelt eine Frau ein blutüberströmtes, ächzendes Kind und neben ihr sitzen die eigenen Kinder und plärren auswendiggelernte Hymnen — ein Bild praktischen und ideellen Christentums beim Neger.

Sitten und Gebräuche.

Zu diesem Kapitel kann ich kaum neues zu dem bereits bekannten und von Fritsch z. B. in seinen Völkern Südafrikas zusammengestellten Material hinzufügen. Ich bin ja persönlich immer nur vorübergehend in [1]Gau gewesen und auf der Durchreise durch das besiedelte Tauchegebiet habe ich nur vorübergehend Dörfer berührt. Es ist nun heutzutage aber sehr schwer, noch etwas von den alten Sitten und Gebräuchen zu erfahren. Denn der europäisch-christliche Einfluss ist bereits so gross, dass man nicht gern von jenen redet, wenn man auch noch danach handelt. Man will eben als Christ, mindestens als Gebildeter erscheinen. In manchen Fällen treten aber doch die alten Sitten noch hervor, wie sich ja auch der alte Kulturbesitz in manchem unverändert erhalten hat, z. B. in der Wohnart und im wirtschaftlichen Betrieb.

Bis zum heutigen Tage hat noch jeder Stamm sein heiliges Tier vor dem man tanzt, — d. h. das man verehrt, das man nicht berührt nicht tötet, mindestens zeitweise nicht.

Das heilige Tier der Batauana ist die Duckergazelle — puti. Selbst der Häuptling Ssekumi lehnte es ab, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, auf den ich ein Duckerfell gelegt hatte. Die Mambukuschu verehren die Trommel — morupi —, die Makuba aber Flusspferd und Krokodil. Das ist, wie bereits erwähnt, eine auffallende Erscheinung. Jeder Stamm hat doch nur ein heiliges Tier. Sollte diese Ausnahme nicht darin Erklärung finden, dass die Makuba sich aus zwei Stämmen zusammensetzen, demnach mindestens zwei Bantustämme das Okawangosumpfland bewohnen?

Tänze mit Tanzrasseln aus den Kokons eines Insekts sind häufig, namentlich nachts bei Mondschein, allein ich weiss nicht, wie weit sie noch religiöse Bedeutung haben oder wie weit sie lediglich dem Vergnügen dienen.

Allgemein im Gebrauch sind noch Amulette — molémo. Sie werden am Hals oder an Armringen getragen und bestehn aus den verschiedenartigsten Gegenständen, wie Holzstückchen, Früchten, Ziegenhörnchen mit Medizin u. a. Sie sollen gegen Krankheit schützen, Glück bringen auf der Jagd, beim Fischfang und auf der Reise, sollen schützen gegen Verzauberung, Unglück und böse Geister.

Die Zauberer, oder Kafferdoktoren — nyáka —, wie sie gewöhnlich genannt werden, mit ihrem phantastischen Kopfputz mit Federn und Zöpfen, mit zahllosen Tierschwänzen, Taschen mit Medizin, Ketten und

Amuletten sieht man nur noch selten in abgelegenen Dörfern und auf der Reise. Früher spielten sie in der Stadt eine grosse Rolle bei allen Festlichkeiten und namentlich die Regendoktoren waren angesehene, viel befragte Leute. Heutzutage ist ihnen offiziell das Handwerk gelegt infolge des Einflusses des Christentums.

Dagegen ist trotz aller Zetermordios der Missionare die Unterdrückung der sogenannten „Kaffernschulen" noch nicht geglückt. Bekanntlich heissen die zur Zeit der Pubertät vorgenommenen Zeremonien bei den Knaben bogéra, bei den Mädchen boyále. Die Zeremonien sind bei den Batauana die gleichen, wie bei den andern Betschuanen. Wie Fritsch es ausführlich schildert, leben Knaben und Mädchen im Wald an einem Ort, den man mopáto (Geheimnis) nennt, unter Leitung eines alten Mannes, resp. einer Frau. Sie leben in Grashütten von Bienenkorbform, dürfen kein Feuer anzünden, müssen Beeren, Wurzeln, und was sie sonst im Walde finden, essen. Die Kleidung ist ein Grasschurz. Sie werden in die geschlechtlichen Mysterien eingeweiht und haben schwere körperliche Züchtigungen auszuhalten. Nachts treiben sie sich mit Grabstöcken in der Hand in der Nähe der Gehöfte umher, stehlen und verüben Unfug, indem sie harmlose Wanderer verprügeln und ausplündern. Am meisten gefürchtet sind die Mädchen. Fällt ihnen jemand in die Hände, so sollen sie ihn nicht nur schwer misshandeln mit Schlägen, sondern ihm zuweilen einen Grabstock in den After stossen und auf die Erde festheften. Schnüre von Kürbiskernen, die sie in dem Grasschurz befestigen, verursachen ein lautes Rasseln und warnen den nächtlichen Wanderer. Wie die Knaben sind auch sie mit weisser Erde bemalt.

Bogéra und Boyale fallen in die Trockenzeit. Sie beginnen nach der Ernte und enden vor der Regenzeit. Zum Schluss werden die Hütten verbrannt und in den Dörfern ein Fest gefeiert mit Schmausereien, Biertrinken und nächtlichen Tänzen. Die Knaben sind dann Männer, die Mädchen heiratsfähig und tragen fortan die Schurzfelle der reifen Mädchen mit dem kleinen ausrasierten Quadrat auf dem hinteren Fell — tibúla —. Der Körper wird fernerhin nicht mehr mit weisser Erde, sondern mit roter Salbe aus Fett und Ocker eingerieben. Die Einsalbung der Haare mit Eisenglimmersalbe habe ich im Ngamiland nicht gesehn.

Alle Knaben, die gemeinsam die Bogéra durchgemacht haben, bilden auch späterhin eine militärische Einheit — mopato —, oder wie man meist sagt, ein Regiment. Diese mysteriösen Gebräuche greifen also in die politische Organisation des gesamten Volkes tief ein. Deshalb halten sie sich wohl immer noch. Der Hauptgrund für das zähe Festhalten an diesen alten Bräuchen ist aber wohl ihre engste Verknüpfung mit dem ganzen religiösen Leben des Volkes. Bei den Betschuanen, wie bei allen Afrikanern ist der Ahnenkultus die Grundlage aller religiösen Vorstellungen. Die Geister der Ahnen sind die barimo. Die Knaben und Mädchen aber stellen zur Zeit der bogéra und der boyale solche Ahnen vor. Sie sind selbst barimo, leben als solche im Walde, streifen nur nachts umher, straflos Unfug verübend. Weiss ist die Farbe des Todes, und weiss sind sie daher bemalt.

Viele Forscher haben die Wichtigkeit des Ahnenkultus in der Negerwelt erkannt und auch die Beziehung zu den Pubertätsfesten, zu Erntefesten, zu Maskeraden und Geheimbünden. Leo Frobenius hat das Verdienst die verschiedenen Aufzeichnungen gesammelt und systematisch bearbeitet zu haben. Den Hauptergebnissen wird man sich wohl anschliessen können, wenn ich persönlich freilich auch den Hypothesen des ganzen zweiten Teils (Wanderungen und Rückwanderungen der Masken- und Geheimbände) nicht folgen kann. Auch erscheint es mir zweifelhaft, ob der Grasschurz ein Symbol der Geisterhütte, der Stab ein Symbol des Waldes ist, in dem die Geister hausen. Dagegen sei es mir gestattet an dieser Stelle auf einige Beziehungen hinzuweisen, die die Pubertätsfeste Verkleidungen und Maskentänze zum Geschlechtsleben und zum Hackbau haben. Folgende Punkte scheinen von Wichtigkeit zu sein:

1. Die Unterweisungen der Knaben und Mädchen beziehen sich wesentlich auf das Geschlechtsleben. Genaueres ist leider nicht bekannt.
2. Das Fest endet häufig, ja meist mit der Beschneidung.
3. Nach dem Fest sind beide Geschlechter geschlechtsreif, und dürfen sich bei vielen Stämmen während des Festes vorübergehend freiestem Verkehr hingeben.
4. Das Geisterleben der noch für unreif gehaltenen Knaben und Mädchen fällt stets in die Trockenzeit, also die Periode des Todes der Vegetation und der totenähnlichen Erstarrung vieler Tiere.
5. Masken, d. h. die Ahnen, erscheinen hauptsächlich zur Zeit der Ernte, zuweilen auch zur Zeit der Aussaat.

Ich möchte glauben, dass diese Beziehungen nicht zufällig sind. Sehr frühzeitig beobachtete der Naturmensch, dass Pflanzen nur dann wachsen, wenn das Samenkorn in die Erde gelangt. Das Samenkorn ist der Pflanze gegenüber ein toter Körper, der aber Leben gewinnt, wenn er in die Erde gelangt. Der Vergleich des Gestorbenen mit einem Samenkorn liegt wohl nicht fern. Auch der Gestorbene ist tot und doch lebendig, nämlich als Geist. Den Ahnenkultus setze ich hier als das Primäre voraus. An anderer Stelle[1]) habe ich versucht auszuführen, dass Beerdigung und Kannibalismus recht wohl die Folge solcher Vorstellung sein könnten, indem die Beerdigung die Auferstehung des Geistes zur Folge hat, wie die Einbettung des Samenkorns das Wachstum der Pflanze. Deshalb beerdigt man die Verwandten und Stammesgenossen und verhindert die Bestattung der Feinde, eventuell durch Kannibalismus.

Leicht verständlich sind dann aber auch die Beziehungen zwischen Ahnenkultus und Hackbau. Der Hackbau wird zu einer heiligen Handlung indem man das Säen mit der Beerdigung vergleicht. Die Beziehung des Pflugbaus zur Religion hat Dr. Ed. Hahn ausführlich und überzeugend nachgewiesen, beim Hackbau ist die Beziehung vielleicht noch einfacher und verständlicher. Das Gerät des Hackbaus ist aber wohl

1) Passarge, Die Buschmänner der Kalahari. Mitt. a. deutschen Schutzgeb. 1905.

ursprünglich nicht die Hacke, sondern der Grabstock, wie jetzt noch in Melanesien.

Wie zu den Gestorbenen, so lässt sich auch die Parallele zu den unreifen Kindern ziehn. Sie gleichen dem Leichnam vor der Beerdigung, dem Samenkorn vor der Aussaat. Das Kind vor der Pubertät befindet sich in ähnlichem Zustand, nämlich in einem Zustand der Ruhe, des Todes, aber mit der Fähigkeit lebendig zu werden.

Solche Vorstellungen und Vergleiche haben nun anscheinend dazu geführt, ein Schauspiel aufzuführen, das man „Tod und Auferstehung" nennen könnte. Das Kind, dem Leichnam und dem Samenkorn vergleichbar, ist tot, bevor es zu neuem Leben erwacht, d. h. geschlechtsreif wird. Vielleicht spielt auch die bei so vielen Völkern vorhandene Vorstellung eine Rolle, dass Geister — Ahnen — wieder als Menschen erscheinen können. In diesem Schauspiel bleibt aber die nahe Beziehung zum Hackbau erhalten. Den Zustand des Todes machen die Kinder durch während der Trockenzeit, der Zeit des Todes der Natur, wo die Samen des geernteten Korns harren der Zeit der Aussaat, des Erwachens. Das Emblem der Toten ist der Grabstock, das Gerät des Hackbaus, mit dem man auch die Gräber herstellt. Wo die Darstellung der Ahnen, der Toten, eine dauernde Einrichtung geworden ist, erscheinen diese maskiert gerade zur Zeit der Ernte und der Aussaat.

Freilich, wenn die Maskerade den religiösen Boden verlässt und politische Tendenzen verfolgt und Geheimbünde entstehn, dann bindet man sich nicht mehr an die Zeit, je nach Bedarf erscheinen die Masken und schliesslich sinken sie herab zu Possenreissern oder Polizisten. Der tiefe Sinn schwindet, das kindische Spiel bleibt.

Ich möchte glauben, dass der Hackbau ebensogut wie der Pflugbau seine eigene Religion hat. Während die Pflugbauer von den Ahnen unabhängige Götter haben, z. B. die Allmutter Erde als höchste Göttin verehren, neben der Mondgöttin, dem Sonnengott und anderen Gottheiten und oft genug zum strengen Monotheismus hinneigen, ist der Ahnenkultus mit Aufführung von Totenspielen, Maskeraden und Geheimbünden die Religion des Hackbaus, die in einen wüsten Aberglauben mit Fetischen, Zaubermitteln und bösen Geistern ausartet, in dem man meist vergeblich einen tieferen Sinn oder ein religiöses System sucht.

Wir stehen hier vor sehr interessanten Problemen, nämlich vor der Frage nach dem Zusammenhang von Religion und Wirtschaftsform, deren Bedeutung bekanntlich Dr. Ed. Hahn zum ersten Mal erkannt hat. Besteht solche Abhängigkeit wirklich, dann wird man erwarten, dass mit Änderung der Religion, also z. B. mit Einführung des Christentums sich die Wirtschaftsform ändert. Tatsächlich sind die getauften Neger, so z. B. das ganze Volk der Bassuto, dann viele der Betschuanenstämme zum Pflugbau übergegangen und es wäre sehr interessant zu studieren, ob gerade christliche Vorstellungen es sind, die den Wandel hervorrufen, und welche. So müsste die veränderte Stellung der Frau, die durch das Christentum bedingt wird, eine Revolution in der Wirtschaftsform herbeiführen, denn der Hackbau ist ohne die Frau als Arbeitstier nach Negervorstellung un-

denkbar. Die Übernahme des Pfluges mit dem Ochsen aber verlangt die Beteiligung des stärkeren Mannes, und da das Hantieren mit Vieh doch Sache des Mannes ist, so wird in der Tat, wie wir schon sahen, der Pflugbau in den Augen des Negers eine manneswürdige Beschäftigung, die der Hackbau nicht ist.[1])

Wie dem auch sei, im Ngamilande ringt die neue Religion mit dem Ahnenkultus des Hackbaus. Unter Moremi fand das Christentum Eingang und Ausbreitung. Ich glaube nicht, dass Moremi oder der jetzige Häuptling Ssekumi wirklich getauft sind, aber man duldet die Missionare und die schwarzen Prediger. Viele lernen lesen, schreiben und Hymnen singen, tun am Sonntag nichts und gehen vormittags und nachmittags zur Kirche. In [1]Gau z. B. durfte am Sonntag nicht gearbeitet werden, niemand durfte etwas kaufen oder verkaufen, kein Wagen am Sonntag abfahren oder ankommen. Ein Polizist in blauem Rock mit goldenen Knöpfen, mit zwei Stöcken, zwei Peitschen und einem Schleppsäbel passte scharf auf. Zwei schwarze Missionare Peter und Morupi hielten Gottesdienst ab. Natürlich handelte es sich vorwiegend um Nachahmungen äusserlicher Zeremonien und leeres Auswendiglernen. Der Lebenswandel wurde nicht geändert und die beiden genannten Missionare selbst waren — zu meiner Zeit wenigstens — nicht gerade Heilige. Immerhin ist der Fortschritt in der Kultur verglichen mit ganz heidnischen Stämmen erheblich. Der Verkehr mit den Batauana ist auch für den europäischen Neuling nicht schwer, allein man darf nie vergessen, es ist vorläufig noch alles Firnis. Leute mit wirklichem Verständnis, wie z. B. der Bamangwatohäuptling Kama, sind doch sehr sehr selten.

Das Batauanareich.

Die Grenzen sind folgende. Im Norden umfasst es das Südufer des Okawango bis Niangana. Im Okawangobecken ist die Nordgrenze nicht näher bekannt. Das Mababefeld gehört noch Ssekumi, ob aber sein Gebiet bis zum Sselinda reicht, ist fraglich. Am Botletle ist von der englischen Regierung [2]Namessan als Grenze des Batauanareichs festgesetzt, im Süden die [1]Audji und die Kette der Mabäle a pudi, während das Chansefeld von den Engländern selbst in Besitz genommen ist. Den Batauana tributpflichtig sind die Buschmänner des Kaukau- und [2]Kungfeldes, sowie die des Debrafeldes.

Ein Teil des Batauanareiches — im Westen und Norden — fällt in das deutsche Gebiet, wird demnach ausscheiden, sobald es von uns durch Stationen in Besitz genommen sein wird.

Die den Batauana unterworfenen Stämme sind folgende. Ansässige Ackerbau treibende Leute sind im Sumpfland und in der Übergangszone die Bakalahari, Massubia und Makuba, ansässig zum Teil sind auch die mit Bantu vermischten [1]Tannekwe. Ausserhalb des Sumpflandes wohnen am Okawango die Mambukuschu und Ma[2]gwikwe, in dem Sandfeld Busch-

1) Bei den Bassuto und Betschuanen pflügt tatsächlich der Mann, die fundamentale Wandlung ist also eingetreten.

männer, nämlich die ²Kung, Ssu²gnássi und ¹Aukwe im Kaukaufeld, die zu dem Sprachstamm der Kaukaubuschmänner, ferner die ²Gokwe, ¹Tannekwe, ²Kabbakwe, Tserekwe, die zu den Ngamibuschmännern gehören.

Die Organisation des Batauanareiches ist dieselbe, wie bei allen Betschuanen. Im wesentlichen hat man es in ganz Afrika mit Vasallenreichen zu tun, wenn auch das Lehnswesen oft genug dadurch verdeckt wird, dass der Herrscher sich zum Despoten aufgeschwungen hat. Das Land gehört dem ganzen Volk und an der Spitze dieses steht der Häuptling — Kchóssi. — Neben ihm aber die Ratsversammlung — pitscho, — die aus den Oberhäuptern der Sippen, aus Verwandten des Häuptlings und angesehenen Männern besteht. Wünschenswert ist, dass sich die Macht des Häuptlings und die des Rats im Gleichgewicht hält, und das war zu meiner Zeit im Batauanareich wohl der Fall. Allein es kommt oft genug vor, dass der Häuptling von einer einflussreichen Partei gestürzt wird, oder umgekehrt der Häuptling missliebige Gegner tötet oder verjagt. Innere Kämpfe waren daher in früheren Zeiten die Regel.

Die Ratsversammlung tagt in der Kotla des Kchóssi. In allen wichtigen Dingen wird sie befragt und die Redner sprechen gewandt, offen und oft rückhaltlos.

Das ganze Land ist eingeteilt in Lehen, die an die Sippen der Batauana und an die der zwar sozial Freien, aber politisch Unterworfenen verteilt sind. Die Rechte über Grund und Boden sind recht kompliziert, indes scheint persönlicher Grundbesitz nicht vorzukommen. Es ist mehr Land vorhanden als besiedelt werden kann, zuwandernde Stämme oder durch Trockenheit oder Fluten verdrängte Familien können daher leicht anderswo Unterkunft finden.

Die Freien bestehn teils aus den echten Batauana, d. h. den von Batauana mit Batauana-Hauptfrauen erzeugten Kindern, z. T. aus illegitimen Kindern der Batauana mit Nebenfrauen und schliesslich aus den politisch unterworfenen Stämmen. Letztere haben ebenfalls Lehen und nehmen eine Stellung ein, etwa wie einst der wendische Adel nach Eroberung der Mark Brandenburg usw. durch die Deutschen. Zahlreiche Familien der Makuba, Massubia und Bakalahari gehören hierher.

Die Hörigen — batanka — setzen sich aus Mitgliedern der verschiedensten unterworfenen Stämme zusammen. Teile der Unterworfenen werden in die Batauanagehöfte verpflanzt, um dort als Arbeiter zu leben So sind z. B. ganze Mambukuschudörfer im Tauchesumpfland angesiedelt worden als Sklaven der Batauana, aber auch als Hörige reicher Makuba, wie z. B. von Makau, dem berühmten Schnell- und Dauerläufer. In grosser Zahl werden immer noch Buschmänner eingefangen, namentlich junge Mädchen geraubt und als Konkubinen gebraucht.

Indem die Hörigen in den Gehöften ihrer Herren in deren Kulturleben aufgehen, die eigene Sprache vergessen und die eigene Nationalität aufgeben, entsteht eine besondere Klasse von Menschen, die zwar völlig in den Kulturkreis des Herrenvolks eingetreten sind, deren Sprache reden,

deren Sitten und Gebräuche angenommen haben, allein doch nicht für dasselbe Volk gelten.

Die Entstehung einer solchen Klasse ist von allgemeinem Interesse, indem sie auf die Herkunft untergeordneter Volksschichten anderer Reiche ein Licht wirft, wie z. B. der Plebejer im alten Rom, die sehr wohl die unterworfenen (semitisch-hamitischen?) Urbewohner gewesen sein könnten, während die Patricier ursprünglich die erobernden Indogermanen waren.

Das Gebiet der unterworfenen Stämme ist in Lehen eingeteilt. Der Lehnsherr — kchössáni — ist ein Batauana. Er zieht von seinen Untergebenen die Steuern ein, kann seine Herden in dem Lehnsgebiet weiden lassen und verteilt sie an die Vasallen behufs Beaufsichtigung und Pflege. Meist entspricht jedes Lehen einer Landschaft oder einem Volksstamm. Zu meiner Zeit war z. B. der Batauana Rantá, der Kchössáni der Ma-²gwikwe, Rampuru der der Mambukuschu. Über den Buschmännern des Kaukaufeldes stand Rabutubu für die Gegend ²Garu — ¹Kai¹kai und Harry für ¹Gau und ²Koa²nacha. Im Kwebegebiet herrschte Mahallakwe, im Hainafeld Killetibwe.

Die unterworfenen Stämme sind nicht schutz- und rechtlos. Sie haben in der Hauptstadt ihre Vertreter — bé'ing —, die die Rolle von Konsuln spielen und ihr Volk vertreten, gleich dem Galadima in Adamaua.

Von den Vasallen werden jährliche Abgaben aus den Einnahmen gezahlt — makéto —. Der Maketo besteht in Vieh, Getreide (ein Zehntel der Ernte), in Fellen, Straussenfedern, Elfenbein, getrockneten Fischen, Fleisch erlegter Tiere und schliesslich in gearbeiteten Schmuckgegenständen, wie Molétsaketten aus Strausseneierscheiben, Kupfer- und Eisengeräten und -Schmuck. Die Abgaben werden hauptsächlich an den Häuptling abgeführt und dieser verteilt die Einnahmen an die verschiedenen Sippen nach bestimmten Gesetzen. Die Kchossani ziehen die Steuern direkt ein, müssen aber den grössten Teil ebenfalls an den Häuptling abgeben. Sie ziehen im Beginn der Trockenzeit in das ihnen gehörige Gebiet und sammeln die Abgaben ein. Die Kchossani der Buschmänner vereinigen mit dieser Tour zugleich eine Jagdexpedition ins Sandfeld und auch Rampuru, der Kchössáni der Mambukuschu, benutzte im Jahre 1898 seine offizielle Reise nach Andara zu einem Jagdzug auf Nashörner am Kwando.

Die freien Makuba des oberen Tauchegebiets, also z. B. der Landschaft ²Kurube usw. sandten ihre Abgaben an Korn auf Schilfflössen nach der ehemaligen Stadt Denokaning und, da die Flösse alle an einer bestimmten Stelle in einem Flussarm liegen blieben, so wurde dieser Arm verstopft und die Wasserabnahme im Tauche von den Eingeborenen auf dieses Hindernis zurückgeführt. Es heisst, dass jede Familie einen grossen Korb mit Korn — Mais und Hirse — abliefern müsse. Indess dürfte sich das Mass nach der Grösse der Familie und dem Ausfall der Ernte richten.

Wir haben bereits gesehn, wie die Batauana, und ebenso die anderen herrschenden Betschuanenstämme es erreicht haben, trotz ihrer geringen

Zahl die Unterworfenen straff zu regieren. Die Konzentration ihrer Hauptmacht in der Stadt ist das Mittel, die Herrschaft zu sichern, während die Regierten in Familien über das Land hin zerstreut leben. Tatsächlich scheint niemals eine Revolution stattgefunden zu haben, mindestens ist nichts davon bekannt. Innere Zwiste sind immer von einflussreichen Batauana, meist Verwandten des Häuptlings, ausgegangen.

Solchen inneren Wirren hat nun aber die englische Oberhoheit wohl für immer ein Ende gemacht, ebenso wie den äusseren Kriegen und Raubzügen, den Einfällen der Matabelehorden, den Kämpfen mit Hottentotten und Herrero. Eine Polizeitruppe unter einem Leutnant und einem Dutzend Leuten residiert in Maschabing, das ursprünglich dicht am Nordrand des ehemaligen Ngamisees lag, im Jahre 1897 aber einige Kilometer nach Norden an einen ehemaligen Arm des Tauche verlegt wurde. In die inneren Angelegenheiten der Batauana mischt man sich möglichst wenig und die Entfernung Maschabings von der Batauanastadt trägt zur Aufrechterhaltung der guten Beziehungen bei. Die Hauptaufgabe ist einmal die Bewachung des Handels, d. h. die Kontrolle der Waffeneinfuhr. Gewehre und Munition dürfen nicht verkauft werden und schon von Palapye aus darf der Händler und Reisende Gewehre nur zum eigenen Gebrauch und mit beschränkter Munition mitnehmen. In Rakopos Dorf ist eine andere Kontrollstation.

Sodann wacht die Truppe über die Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung. Streitigkeiten, bei denen Weisse beteiligt sind, werden von dem Offizier und dem Häuptling entschieden, grössere Streitfälle kommen vor den Gerichtshof in Palapye. Kommt es auch manchmal noch zu Gewalttaten, namentlich Buschmännern gegenüber, so sind doch auch in diesem abgelegenen Lande schon recht geordnete Rechtsverhältnisse eingeführt.

Die sozialen und politischen Verhältnisse im Kumadaugebiet.

Das Kumadaugebiet steht unter der Oberhoheit der Bamangwato, den nächsten Stammesverwandten der Batauana und besitzt bis ins Einzelne die gleichen sozialen und politischen Verhältnisse, nur die Namen müssen geändert werden. Die Bamangwato sind die Herren, die Bakalahari, Bakrutsi, Makalaka, Matete und Mahura sind die Unterworfenen. Ob Bamangwato dauernd dort wohnen, oder nur vorübergehend dort hinkommen, ist mir, wie bereits gesagt, nicht bekannt. Die Abwesenheit der Hauptstadt bedingt natürlich mancherlei Abweichungen im sozialen und politischen Leben, allein diese sind doch verhältnismässig unwichtig.

Die zukünftige wirtschaftliche Bedeutung der behandelten Gebiete.

Bisher hat das Ngami- und Kumadaugebiet keine sehr grosse Bedeutung erlangt. Es liegt abseits der Hauptverkehrswege, ist nur schwer zu erreichen wegen der Durchquerung des Sandfeldes und sein Handel war auch vor der Rinderpest nicht sehr gross. Es ist auch nicht abzusehen,

dass es je eine hervorragende Rolle spielen könnte. Gewiss liesse sich aus dem Lande sehr viel mehr machen, als die Eingeborenen gemacht haben. Die Rindviehzucht könnte viel intensiver betrieben werden, vor allem müsste die Rasse ganz umgestaltet werden, um gutes, fettes Schlachtvieh zu erzielen. Auch der Ackerbau könnte ganz andere Erträge liefern. An und für sich ständen der Anlage eines grossartigen Netzes von Kanälen und Gräben behufs künstlicher Bewässerung grosser Gebiete natürliche Hindernisse kaum im Wege. Ob aber die Eingeborenen sich zu solchen Arbeiten aufraffen könnten, erscheint mir sehr unwahrscheinlich. Ob jemals Europäer unter Aufwand grosser Kapitalien solche Anlagen machen werden, ist mindestens ebenso unwahrscheinlich. Sie wären wohl kaum rentabel, und das um so weniger, als man in der Nordkalahari, speziell in dem sogenannten Zentraltal des Sambesi unendlich günstigere Bedingungen für den Ackerbau findet, fruchtbareren Boden und reichlichere Niederschläge.

Ob das Sandfeld der Mittel-Kalahari durch Brunnenbohrungen dauernd bewohnbar gemacht werden könnte, ist fraglich. Der geologische Aufbau ist entschieden ungünstig, denn das Grundgestein besteht aus steil aufgerichteten Gesteinsschichten. Etwas besser mögen die Bedingungen im östlichsten Teil, im Mahurafeld sein, und auch in der Südkalahari scheint die Aussicht, Wasser in der Tiefe zu finden, nicht aussichtslos zu sein, da das Grundgestein aus flach gelagerten sedimentären Schichten besteht. Man müsste aber die sehr kostspieligen Bohrungen a fond perdu machen, und da die Sanddecke den geologischen Aufbau verhüllt, ausserdem auf gut Glück an beliebiger Stelle.

Die Besiedelungsfähigkeit durch Europäer.

Das Sandfeld ist, wenn Wasserplätze als Stützpunkt vorhanden sind, für europäische Viehzüchter recht wohl bewohnbar, ebenso gut wie Transvaal und das Damaraland, ob auch das Sumpfland und die Übergangszone, erscheint mir fraglich. Die Malaria ist dort während der Regenzeit allgemein verbreitet und tritt in schwerer Form auf. Hält sich auch der erwachsene Europäer eine Zeit lang ganz gut, so ist die Aussicht, dass eine weisse Jugend dort heranwachsen könnte, meiner Ansicht nach gering. Jedenfalls haben sich Burenfamilien nicht halten können und zu meiner Zeit wurden die letzten Reste einer solchen nach Palapye zurückgeschickt, nachdem die Eltern dem Fieber erlegen waren. Ja, das Okawangosumpfland, wie das Kumadaugebiet sind bereits so ungesund, dass selbst die Betschuanen, die ja aus den trockneren, gesunderen Hochflächen des Betschuanenlandes stammen, das Klima nicht mehr gut vertragen, und wenn die Batauana auch nicht so schnell durch das Fieber dezimiert worden sind, wie die Makololo am Kwando, so sind sie doch gegen früher auffallend stark zurückgegangen. Als die Hauptstadt in Denokaning im Sumpfland selbst lag, war die Sterblichkeit sehr gross und diese gab, wie bereits erwähnt, Veranlassung zu der Verlegung der Hauptstadt. Es ist sehr wohl möglich, dass schliesslich das Batauanareich an dem numerischen und physischen Rückgang der Batauana einmal scheitern muss.

Rückblick.

Es sind keine grossartigen Verhältnisse, die das Okawangosumpfland aufweist und noch weniger trifft das für das Kumadaugebiet zu. Die räumliche Ausdehnung ist nicht bedeutend, die Bevölkerung licht gesät, der wirtschaftliche Wert mässig, und doch ist es rein geographisch genommen hochinteressant wegen der auffallenden Gegensätze, die auf engem Raum zusammengedrängt sind, und sich auf physische Beschaffenheit, Vegetation, Tierwelt und Bevölkerung beziehen. Interessant ist vor allem die strenge Abhängigkeit des Menschen von der Natur, sowie seine Anpassungsfähigkeit an so grundverschiedene Verhältnisse. In bewunderungswürdiger Weise ist die Rasse der Buschmänner an das harte Leben in der wasserlosen Steppe angepasst, raffiniert wissen sie jede Gelegenheit auszunutzen, den Durst zu überwinden, sich auch ohne Wasser zu halten, gegen Malaria sind sie sehr empfindlich. Und diese selbe Rasse hat im Sumpfland Zuflucht gefunden und führt ein amphibisches Leben im Kanu und Schilfboot.

Was wir bis jetzt vom eigentlichen Okawangosumpfland wissen, ist sehr gering. Durchforscht ist das Gebiet noch nie. Selbst die rohesten topographischen Verhältnisse, wie der Verlauf der Flussläufe, sind nur erkundet. Es wäre von grösstem Interesse, einmal genauer dieses eigenartige Gebiet zu durchforschen. Für alle naturwissenschaftlichen Zweige würde sicherlich eine Fülle interessanter Neuigkeiten herauskommen und auch der Ethnograph würde bei genauerem Studium der verdrängten Völker, ihrer Lebensbedingungen, ihres Kampfes mit der harten Natur wohl noch recht überraschende Resultate erzielen. Es wäre dringend geboten, eine Expedition zur Durchforschung dieses grössten, sumpfigen Gebiets Südafrikas zu unternehmen. Die Ausführung wäre nicht schwierig, die Kosten wohl nicht bedeutend, die Ergebnisse aber wahrscheinlich höchst bedeutsam.

Verzeichnis einiger Worte des Ssessubia und Ssekuba.

	Ssessúbia	Ssekuba		Ssessúbia	Ssekuba
Arm	kobóko		Eisen	botálla	
Auge	mässo		Eland-antilope	össéfu	oschéfu
Axt	mbéso				
Baum	siwúna	schebúnna	Elefant	nyowu	
Bein	kólo		Essen	kuliá	
Berg	mabuá		Fett	mafúta	
Bogen	mowú		Feuer	molíro	
Bohnen	iniánku		Finger	mumué	
Boot	wuáto	owóto	Fisch	ischí	ischwí
Brei	ikóko		Fischlanze	moschó	
brennen	kassïma		Fischotter	imbáo	

	Sssesúbia	Ssekuba
Fleisch	niáma	
Fluss	luéssi	moroánya
Flusspferd	mwúwu	
Frau	mukolokasi	okási
Fuss	eténde	
geben	kohá	
gehen	ié́nde	
Gehöft	musí	omúsi
Gemarkung	ewú	
Giraffe	umboé	
gross	mukwáme	indjuín ²gúri
Haar	schuki	
hässlich	omubí	
Häuptling	ssemuíne	
Hand	eánsa	
Haus	litú	indjúo
Hirse (Durrha)	mahíla	mabére
Hirse (Dochn)	mabulu kafuli	manúnkua
Holz	inkúnni	kakúnni
Honig	wútschi	
Huhn	kuku	
Hund	umboá	umboá
Hyäne	untó	
Kartoffeln	schimbukúma	
kaufen	kolá	
klein	wohíne	indjoín énne
Kohlen	itóë	motá
Kopf	ungunke	
Kornkorb	schebúngwa	
Krokodil	ungwána	
Kudu	unjá	
Kürbis	itánga	dúrum bíra
Lanze	molínka	
legen (dorthin)	be(káho)	
Leopard	unkwé	
Litschiantilope	inyá	unyá
Löffel	kakió	

	Ssessúbia	Ssekuba
Löwe	undáwu	undáwu
Lolapa	kirápa	
Mann	múnto	omótu
Mantel	ngúbo	
Messer	kafúllo	
Milch	massánse	
Mörser	kuína	
Mond	mési	
Mütze	ntólo	
Mund	molómo	
Mutter	ma	
nahe	afúhi	bafúbi
Name	dirischuáni	
Nase	esúllu	
Ochs	ngombe	ngombe
Ohr	matoá	
Perlen	magagate	
Pfanne (Kalkpf.)	isíba	
Pfeil	mótschu	
Pferd	imbísi	
Regen	mwúlla	
Riedbock	umwué	
Ruder	sseráho	sserápo
Sand	iwu	múwu
Schaf	mbeléle	ogú
Schakal	össébue	
Schilfgras	luhá	mumbú
Schnupftabakmesser	ibéku	
schön	molóto	
Schüssel	kaschúba	
Sonne	kamué	
Spatenstock	kassámu	
Stadt	musí	
Stössel	muínssi	
Strauss	mpówu	
Sumpfbock (Settatonga)	nakúng	
Tabak	tómbue	
Topf	kasungu	

	Ssessúbia	Ssekuba
trinken	uyué	
Tuch	duku	
Vater	ta	
verkaufen	takaóla	
Vogel	kasúnne	ami
Wasser	mẽsi	
Weg	insílla	
weit	kolä́	schiré

	Ssessúbia	Ssekuba
Wildfall-grube	kuīna	
Wind	lehoho	
Zahn	mä́uo	
Ziege	mpḗnē	mpéne
Ziegenstall	schubu a mpene	

Wo ist das Wasser?	mẽsi a kenahe?	Ssessubia
Ist die Stadt weit?	musí kolä?	
Deines Vaters	tá ëō	
Deiner Mutter	má ëō	

Bemerkung.

Die Abbildungen sind nach eigenen photographischen Aufnahmen, die Strichzeichnungen nach meinen Skizzen von meiner Frau gezeichnet worden.

2. Die Gottheiten der Indier.

Von

Gustav Oppert.

(Schluss von S. 513.)

Gewöhnlich übernimmt ein im Ruf der Zauberei stehender Landmann oder Schuhmacher, der in Südindien der Mādiga- oder Cakkilikaste angehört, die Rolle des Pūjāri, er heisst als Paria Caṇḍālaputra, Sohn eines Caṇḍāla, auch geht er unter dem Namen Pōturāju[1]), und wird für den Gatten der Grāmadevatās Gaṅgamma und Pōlakamma gehalten. Zuweilen tödtet der Pūjāri in seiner Verzückung das Opfertier, indem er es mit seinen Zähnen erwürgt und ihm die Kehle aufreisst.

In Südindien wird auch für die Grāmadevatā jedes Jahr im Dorfe ein mehrere, gewöhnlich acht Tage dauerndes Fest durch Subskription veranstaltet. Man nennt ein solches Fest eine Yātrā. Um Beiträge dazu zu sammeln, geht der Pūjāri 15 Tage lang im Dorfe mit einem hübsch verzierten Topf von Hütte zu Hütte. Ein Veṭṭiyān personifiziert gewöhnlich den Bräutigam der Göttin, er wird bekränzt, muss fasten und trägt während der Dauer des Festes ein mit Safran gelbgefärbtes an die rechte Hand gebundenes Band, um die Teufel fernzuhalten.[2]) Vor dem Bildnis der Göttin, wo die Tiere getödtet werden, häuft man eine grosse Menge gekochten Reis, der später unter die Dorfbeamten verteilt wird. Die Dorfbevölkerung hält gewissermassen die Grāmadevatā für ein lebendiges Verwaltungsmitglied der Gemeinde, wie ihre Angestellten, z. B. den Rechnungsführer (Karṇam), Wächter (Talaiyāri), oder Auskehrer (Tōti). Ein Veṭṭiyān oder ein Talaiyāri trägt um Mitternacht während der Festtage einen mit blutigem Reis gefüllten Topf die Hinterseiten der Wohnungen entlang und wirft eine Handvoll Reis an allen Strassenecken

1) Pōturāju oder Pōtārāju im kanaresischen Pōtappa oder Kōnarāya. Pōtu bezeichnet ein männliches Tier in Telugu, besonders einen Büffel (mahiṣa), und Pōturāju wäre demnach Pōtula rāju, König der Büffel.

2) Bei dem Feuertreten zu Ehren der Piḍāri findet eine ähnliche Sitte statt. Siehe p. 752.

in die vier Himmelsrichtungen. Es darf ihn hierbei aber Niemand sehen; denn wer ihn sieht, verfällt den Teufeln, unter die er den Reis verteilt; durch diese Reisspende wird das Dorf gegen die Anfälle böser Geister geschützt. Am Schluss der Feier trägt man den Topf nach einem bestimmten Platz an der Dorfgrenze und wirft den Inhalt desselben als Opfergabe für die Teufel in die Luft, worauf der Topf daselbst in Stücke geschlagen wird. Nach dem Platz, wo dies geschieht, nennt man ihn den Grenztopf, in Tamil Ellai-caṭṭi. Am letzten Festtage wird überdies das metallene Standbild (Śelvapiḷḷai) der Göttin um die äussere Grenze von sieben benachbarten Dörfern getragen, um die Grāmadevatās dieser Ortschaften zu verhindern, das Dorf zu besuchen und zu belästigen. Wenn dies Dorf die Gunst der Grāmadevatā einmal erworben hat, werden Pocken, Rinderpest, Hungersnot und Meltau es nicht heimsuchen, Feuer wird es nicht niederbrennen und Überschwemmungen werden seine Ufer nicht zerstören. Niemand wird dort plötzlich sterben, Giftschlangen, Skorpione und anderes schädliches Gewürm werden es nicht behelligen, und wilde Tiere, Bären, Panther und Tiger keinen tödten; kurz, allgemeine Sicherheit wird im Lande herrschen und das Volk glücklich und zufrieden leben.[1]) Sollte indessen trotz aller Vorkehrungen ein böswilliger Geist das Dorf heimsuchen, so dass die Ernte missrät oder Feuersbrünste im Dorfe ausbrechen, oder Epidemien die Bevölkerung dezimieren, dann muss man alles tun, um den gefährlichen Unhold zu fassen und seinen Zorn durch ein grosses Sühnefest, das Hekatomben von Tieren kostet, zu beschwichtigen. Bei solchen Gelegenheiten versammelt sich die ganze Bevölkerung ausserhalb des Dorfes, ein Topf (karakam), der die erzürnte Gottheit repräsentiert, wird mit grossen Ehrenbezeugungen in die Mitte des Dorfes getragen und dort niedergesetzt. Nach drei Tagen wird er mit demselben Zeremoniell nach der Grenze der Ortschaft zurückgebracht. Von Neuem werden Opfer dargebracht, der Topf wird zerbrochen und das Dorf vom Fluche erlöst erklärt.

Wie die Gemeinde so wendet sich auch der einzelne vertrauensvoll in Ungemach an die Grāmadevatā und erfleht ihre Hilfe. Er gelobt ihr im Falle der Gewährung seiner Bitte seine Dankbarkeit tatsächlich zu beweisen, sei es, dass er ihr Geschenke, wie Glocken, silberne Statuetten ihrer Figur oder andere wertvolle Gegenstände je nach seinem Vermögen und den Umständen gemäss, verspricht, oder auch durch körperliche Verrichtungen, wie Wallfahrten, Gewande[2]) und Verstümmelungen sich erkenntlich beweisen will. Die der Amma (Mātā) als Mutter dargebrachte Verehrung sichert ihr ihre einflussreiche Stellung bei den Indern, welche

1) Siehe Grāmadevatapratiṣṭhā in Original Inhabitants p. 462: Prasannā yadā grāmadevatā tasmin mārikārogapaśurogadurbhikṣavṛkṣarogādayaḥ śāmyanti, nāgnir gehāni pradahenna nadījalam āplāvayeta, mṛtyur nāśayati naiva, sarpavṛścikādayo viṣavīryā na bādhante, nakhino daṁṣṭrinaścāraṇakāḥ kiṭabhallūkavyāghrasiṁhādayo na hiṁsanti, yoyakṣemaḥ kalpate rāṣṭre ca prajākṣemo bhavatīti vijñāyate.

2) Z. B. um das Standbild des Grāmadevatā in Margosablättern gekleidet zu wandeln.

den Eltern gegenüber sich stets ehrerbietig benehmen, und aus derselben ist wohl herzuleiten der einer späteren Zeit angehörige Kultus der sogenannten Mütter (Mātaras) bei den brahmanischen Hindus, während die Urindier nur eine Mutter (Amma, Umma, Uma) kannten, obschon sie auch zuweilen 7, 8 oder 9 Variationen derselben annahmen, wie sie denn ebenfalls einzelne Grāmadevatās z. B. der Māriyammai und der Piḍāri in sieben oder acht Formen als Schwestern verehrten.[1]) Die arischen Indier betrachteten hingegen die ihrem Göttersystem, mit Ausnahme der Aditi, angehörigen Göttinnen als besondere, den Göttern an Ansehen aber nachstehende Gottheiten, oder ihren Gatten angepasste, aber von ihnen abhängige göttliche Gemahlinnen. Die dem Orte, Namen und Äusseren nach verschiedenen Grāmadevatās sind dagegen als Vertreterinnen der Urmaterie alle miteinander identisch. Sie dürfen demnach ebensowenig als besondere Śaktis angesehen werden, wie es zulässig ist, die brahmanischen Śaktis oder der gaudo-dravidischen Amma oder Grāmadevatā gleichzustellen.

Die erste Stelle in der urindischen religiösen Anschauung nimmt ein

Der höchste Geist.

Die höchste unsichtbar im Himmel thronende Gottheit der Gaudo-Dravidier wird verschiedenartig benannt. Jetzt ist sein eigentümlicher Name schon bei manchen Stämmen, wie bei den Gonds, verschwunden und durch sanskritische Bezeichnungen, wie Bhagavān (der Ehrwürdige) ersetzt worden. Bei den Tamulen führt er den Namen Aiyanār, der Herr, bei den Kanaresen Ayyappa, der Vater, in Sanskrit heist er Śāstā, der Gebieter.[2]) In Mittelindien repräsentiert ihn der sogenannten Schwertgott Khaṇḍōba, und an der Westküste Indiens in Kanara erscheint er in der Form des Brahmabhūta. Er ist der Führer der Geister, der Bhūteśa, Bhūthanātha oder Bhūtārāja, und als solcher das Urbild des Gottes Śiva. Wie Aiyanār ist Śiva sowohl ein gütiger als auch ein grauser Gott. Er ist allgegenwärtig und man opfert ihm überall, innerhalb und ausserhalb seiner Tempel. Er gilt vielfach für den Hügel- oder Berggott und wird als solcher vom Himālaya im Norden bis zu den Nīlagiris oder Blauen Bergen im Süden verehrt; in letzterer Gegend heisst er auch Male Deva oder Maleśvara, der Berggott. Gleich wie er thront auf den Bergen, im Himālaya, die Allmutter Amma als Umā oder Pārvatī und Nandi Devi, auf dem Kailāsa und Vindhya als Vindhyakailāsavāsinī und an der Südspitze Indiens, am Cap Komorin, als Kanyakumārī.

Das Volk, vornehmlich die Landbevölkerung, liebt, verehrt und fürchtet ihn. Man preist seine Güte und betet zu ihm inbrünstig: „O Herr der Geister, der immer Gunst erweist, dessen Herz voll Güte gegen alle

1) Diese Mātaras sind in erster Linie Repräsentantinnen der drei Hauptgötter Brahma, Viṣṇu und Śiva. Vergleiche die Seite 501 erwähnte achtfach geteilte Prakṛti.

2) Aiyanār ist Aiyan (Aiya, Aya und Ayya) mit der ehrenvollen Pluralendung ār. Man leitet das Wort Aiyan unnötigerweise vom sanskritischen Arya ab, denn seinem gaudo-dravidischen Ursprung steht nichts im Wege.

Geschöpfe ist, schütze, schütze, o Starkarmiger, dir, dem Gebieter sei Verehrung gezollt".[1])

Man bittet ihn um Reichtum, um Söhne, Vernichtung der Feinde, Verhütung von Dürre, Gunst bei Frauen, Vereitelung schädlicher Einflüsse, Nichterfüllung böser Omina und dergleichen mehr.[2])

Unter seinem besondern Schutz stehen die Grenzsteine, Wälder, Teiche und Flüsse. Als Beschützer der Felder, Kṣetrapāla, wird er häufig mit Bhairava verwechselt, dem dieser Titel nicht zukommt, da sich Bhairavas Schutz auf die Tempel und deren Eigentum beschränkt. Dieser Kṣetrapāla ist übrigens identisch mit dem Kṣetrapati des Rigveda IV, 57, der mit Rudra identifiziert wird. Weil indessen Aiyanār als Bhūteśa mit Śiva identisch ist, kann sich diese Identität auch auf Vīrabhadra und Bhairava erstrecken, wenn man beide als Avataren von Śiva ansieht. Wie Aiyanār heisst auch Vīrabhadra Śāstā, als Besitzer der Eigenschaft der Güte oder des Sattva. Dagegen gilt Bhairava, wenn er mit Aiyanār verwechselt wird, für einen Sohn des Śiva und des Viṣṇu und heisst dann das Ergötzen des Śiva und Keṣava (Śivakeśavānanda). Wenn Aiyanār ebenfalls mit Vīrabhadra oder Bhairava identifiziert wird, so geschieht dies in seiner schwarzen oder zornigen, der weissen oder milden entgegengesetzten Gestalt.

Es ist nicht wahrscheinlich, dass der Kultus des Aiyanār sich sehr verändert hat. Die modernen Zeremonien entsprechen wohl denen der älteren Zeiten, weshalb eine Beschreibung der heutigen Gebräuche nicht unangebracht erscheint. Fast jedes Dorf im Süden Indiens besitzt einen kleinen dem Aiyanār geweihten Tempel. Er liegt gewöhnlich westlich

---

1) Siehe Original Inhabitants p. 506:

Bhūtanātha sadānanda sarvabhūta dayāpara
rakṣa rakṣa mahābāho śāstre tubhyam namō namaḥ.

2) Ibidem p. 506.

Om namō bhagavate hariharaputrāya putralābhāya, śatrunāśāya (gaulīdōṣavināśāya) madagajavāhanāya mahāśāstāya namaḥ. Die Erklärung dieses Mantra lautet folgendermassen:

(Asya śrīmahāśāstṛmantrasya Rudra ṛṣih, Anuṣṭup chandaḥ, Mahāśāstā dēvatā. Mama sarvābhīṣṭasiddhaye viniyōgaḥ Ṣaḍaṅgam) Hariharaputrāya hṛdayāya namaḥ, arthalābhāya putralābhāya śirase svāhā, śatrunāśāya śikhāyai vaṣaṭ, sarvastrīmōhanāya kayacāya hum, madagajaturaṅgavāhanāya nētratrayāya vauṣaṭ, mahāśāstāya hum phaṭ svahā astrāya phaṭ.

Übersetzt heisst dies: Der Ṛsi dieses Śrīmahāśastṛ Mantra ist Rudra, das Metrum ist Anuṣṭup, die Gottheit Mahāśāsta. Rituelle Verwendung zur Erlangung aller meiner Wünsche. Anordnung der sechs Glieder: Mit Hariharaputrāya „namaḥ" an das Herz, mit arthalābhāya putralābhāya an den Kopf „svāhā", mit śātrunāśāya an den Haarbüschel „vasaṭ", mit sarvastrīmōhanāya mit gekreuzten Händen „hum", mit madagajaturaṅgavāhanāya „vauṣaṭ" an die drei Augen, mit mahāśāstāya „hum phaṭ svayā" mit Händeklatschen.

Jedes Mantra ist in sechs Teile geteilt, jeder liegt gewöhnlich in einem andern Körperteile, selten in einigen Teilen der Hände; diese Stellen heissen bezw. aṅganyāsa und karanyāsa (Hinsetzen der Glieder und Hände) und sind: Herz, Kopf, Haarbüschel, Anlegen der Hände auf die Oberarme, die drei Augen, und Händeklatschen. Ein anderer Mantra lautet ähnlich:

„Ōm aim hrīm saum klīm srīm hrīm hrīm klīm hariharaputrāya arthalābhāya putralābhāya śatrunāśāya sarvastrīmōhanāya madagajaturaṅgavāhanāya mahāśāstāya namaḥ."

vom Dorf in einsamer Gegend, inmitten hoher wilder Feigenbäume, unweit eines Baches. Einzelne Steine in Hainen und Wäldern weisen zuweilen auf die Anwesenheit Aiyanārs, wenn von ihnen Laute ertönen, die in der Umgegend Schrecken verbreiten. Allerlei grosse und kleine tönerne Figuren von Pferden, Elefanten, Büffeln, Hunden und anderen Tieren stehen reihenweise unter den mächtigen Bäumen und bilden die Weihgeschenke, welche von Krankheit und Not bedrängte Menschen dem im Norden als Dih [1]), im Süden als Aiyanār verehrten Gott dargebracht haben.

Wenn Dürre im Lande vorherrscht, veranstalten die Dorfbewohner eine Subskription. Jeder Hausbewohner gibt seinen Beitrag und vornehmlich Reis. Am Mittwoch erhalten dann die Töpfer den Auftrag, lebensgrosse Pferde mit und ohne Reiter oder lebensgrosse Soldaten zu formen. Sobald diese Figuren angefertigt sind, gehen die Dorfbewohner in Prozession zu den Töpfern, um sie abzuholen und nach dem gewöhnlich eine halbe Meile vom Dorf, nahe am Grenzstein gelegenen Tempel des Aiyanār zu tragen. Eine festlich gekleidete reichgeschmückte Frau eröffnet die Prozession mit einem mit süssem Palmsaft (toddy) gefüllten Topf auf ihrem Kopf.[2]) Gewöhnlich leiten die Töpfer die Festlichkeiten und fungieren bei denselben als wirkliche Priester (Pūjāris). Nachdem die aus Speisen, Früchten und anderen Esswaren bestehenden Geschenke dem Gott dargebracht worden sind, vereinigen sich die Festgenossen zu einem gemeinschaftlichen Mahl, bei dem, wie früher bei den grossen Festen im Jagannātha-Tempel in Puri, Kastenunterschiede nicht beobachtet werden. Diese festlichen Vereinigungen entstammen demnach Zeiten, da Kastenunterschiede noch nicht eingeführt waren und streng beobachtet wurden.

Die Landbevölkerung setzt grosses Vertrauen auf Aiyanār und hofft mit Zuversicht, dass er ihre Wünsche erfülle. Die Zeremonien, welche sie bei ihren Gebeten und Gesuchen beobachten, sind zuweilen recht eigentümlich. Wenn z. B. ein Kind in einem Dorfe schwer erkrankt ist, tragen es seine Eltern manchmal an einem in seinem Rücken steckenden Haken in Prozession um das Dorf herum. Im Kanaresischen heisst ein solcher Haken Śiḍi, und Aiyanār der Hakenheld oder Śiḍivīran.

Zwei- oder dreimal täglich werden dem Aiyanār Opfer dargebracht, teils in der Form von Libationen, Speise und Brandopfern, teils als Blutopfer, bei denen Schweinen, Ziegen, Hühnern usw. ausserhalb des Tempels am Altar von den Śūdrapriestern, den sogenannten Paṇḍārams mit einem Streich der Kopf abgehauen wird. Brahmanen nehmen an diesen blutigen Opfern keinen Anteil und beobachten nur das unblutige und reinere Ritual.

---

1) Siehe die von Montgomery Martin herausgegebenen Berichte Buchanans: History Antiquities, Topography and Statistics of Eastern India III, p. 479; Tribes and Castes of the North western Provinces and Oudh, by W. Crooke, III, p 435.

2) Diesse Prozession heisst im Tamil Pari aḍūppu und das Gefäss Madukkudam.

Ausser diesem täglichen Gottesdienste wird alljährlich ein besonderes Fest, Tirunāḷ, dem Aiyanār zu Ehren gefeiert. Es ist an kein bestimmtes Datum gebunden, fällt zwischen die erste und zweite Ernte und dauert 7—9 Tage. Die Figuren Aiyanārs und seiner zwei Gattinnen werden von den Dorfbewohnern, welche nach ihrem Vermögen zu den Kosten beisteuern, am Morgen und am Abend durch die Gassen getragen. Man dankt Aiyanār für den im vergangenen Jahre gewährten Schutz und bittet um ferneren Beistand im kommenden.

In der Nacht hält Aiyanār gewöhnlich seine Umzüge. Auf einem wilden Elefanten oder hoch zu Ross reitend, durchschweift er als Herr Gott der Jagd (Bēṭe Ayyappa im Kanaresischen), das Schwert in der Hand, das Land über Tal und Berg und vertreibt die spukenden Geister. Um Mitternacht erhebt er sich von seinem Sitze. Herolde reiten vor ihm, ein zahlreiches Gefolge umgibt ihn, und im rasenden Galopp braust der Tross, welchen Fackelträger begleiten, durch die Gefilde. Wer diesem Jagdzuge begegnet, ist ein Kind des Todes, und alles versteckt sich, wenn er ihn herannahen hört; denn der Anblick Aiyanārs (die Aiyaṅkāṭci) ist bei dieser Gelegenheit sehr gefürchtet.

An den Toren seiner Tempel stehen zwei kolossale Wächter (Munnaḍiyār) von furchtbarem abschreckenden Äussern, mit Kronen auf den Köpfen und dicke Stöcke in den Händen haltend. Aus den Rachen dieser teuflischen Wesen ragen Löwenzähne hervor. Vor dem Tempel stehen Standbilder der sieben Mütter oder Śaktis[1]) und zu beiden Seiten der Eingangstür befinden sich zwei Figuren des Vighneśvara oder Gaṇeśa. In der inneren Halle sitzt Aiyanār zwischen seinen beiden Gattinnen Pūraṇai (Pūrṇā) und Puṭkalai (Puṣkalā)[2]), ähnlich wie dem Viṣṇu die beiden Göttinnen Lakṣmī und Bhūmīdevī zur Seite stehen. Auf dem Korridor sieht man auch die sieben Jungfrauen (die tamulischen Kannimār oder die sanskritischen Kanyās), welche besonders am Mittwoch und Sonnabend verehrt werden, zumal wenn Meltau die Saaten schädigt. Nebenbei sind unter einem Gewölbe die hölzernen Figuren (Vāhana) von Pferden, Elefanten, Vögeln, Dämonen und anderen Geschöpfen untergebracht, auf denen Aiyanār und seine Frauen in Prozession an den Festtagen umhergetragen werden.

Aiyanār wird entweder in reitender oder sitzender Stellung dargestellt. Auf seinem Haupte trägt er eine Krone, die Stirn schmücken die drei weissen horizontalen Vibhūtistreifen (Tiruṇīru im Tamil), in seinen Haarlocken hängen Perlenketten, ebenso wie in seinen Ohren, auf seinem Halse und seiner Brust. Desgleichen bedecken allerlei Zierrate seine Arme, Hände, Füsse und Hüften. Der Szepter in der Hand bekundet sein Herrscheramt, um seine Hüfte und sein linkes Bein zieht sich ein

1) Nach Ziegenbalg p. 150 heissen sie: Trikarāśūri, Māyākaraśūri, Raktacāmuṇḍa, Vanacāriṇī (Kāṭṭēri), Bhagavatī, Bālaśakti und Bhuvanaśakti.

2) In dem folgenden Mantra finden sich die Namen der beiden Gattinnen des Aiyanār, Ēkōnacatvāriṁśadakṣarō mantraḥ. Pūrṇāpuṣkalāmbāsamētaśrīhariharaputrāya namaḥ.

Gürtel (Vākupaṭṭai), von seinen Schultern hängen Blumen, der Oberkörper ist nackend, aber ein buntes Kleid bedeckt seinen Unterkörper.

Verschiedene Titel führt Aiyanār im Tamulenlande. Er ist der Träger einer heiligen Krone (Tirumuḍisēvakar), der gute Krieger (Nallasēvakar), der ausserhalb des Dorfes weilende Gott (Puṟattavan), der schöne Seefarbene (Pūṅkaḍalvaṇṇan), der Gebieter (Śāttān), der Gatte der Pūraṇai (Pūraṇaikēḷvan), der Gatte der Puṭkalai oder Puṣkalai (Puṭkalaimaṇāḷan, Puṣkalaimanāḷan), der Asket (Yōgi), der Flecklose (Orumāśattān), der furchtbar Bewaffnete (Caṇḍāyudhan), der Ehrwürdige (Āriyan), der Beschützer der Tugend (Arattaikāppōn), der Reiter auf einem weissen Elefanten (Veḷḷaiyānaiyūrti), der Jüngling (Kumāran), der Vater oder Herr (Aiyan), der Sohn des Harihara (Hariharaputtiran), der einen Hahn im Wappen führt (Koḷikkodiyōn) usw. (Vergleiche Ziegenbalg, p. 152.)[1])

Die beiden Frauen Aiyanārs, Pūraṇai[2]) und Puṭkalai, sind gelbfarbig, Kronen bedecken ihre Köpfe, in der einen Hand halten sie, ähnlich wie die beiden Frauen Viṣṇus, eine Blume, die andere hängt leer herunter. Pūraṇais Stirn schmückt eine schwarze Kastūrimarke, Puṭkalais dagegen eine Vibhūti, Pūraṇai sitzt auf einem Bein zur Linken Aiyanārs und Puṭkalai zu seiner Rechten.

Es lag im Interesse der brahmanischen Priesterschaft, das Ansehen und die Verehrung, welche Aiyanār bei der einheimischen Bevölkerung genoss, zu vernichten und zu beseitigen. Um diese Absicht zu erreichen, schien es am zweckmässigsten, ihn in den Augen der Hindus herabzuwürdigen. Sie erfanden demnach die Sage von dem blutschänderischen Ursprung Aiyanārs. Dieser zufolge lebte in der Urzeit ein gewaltiger Unhold, der Asura Bhasmāsura, der durch seine harten langwierigen Bussübungen von Īśvara das Versprechen erlangt hatte, alles was er mit seiner Hand berühren würde, in Asche zu verwandeln. Kaum war ihm diese Macht verliehen worden, als er sie sogleich an Śiva selbst probieren wollte. Um sich zu retten, flüchtete sich dieser in eine mitten in einem Teich blühende Wasserblume und flehete Viṣṇu um Hilfe an. Hierauf erschien Viṣṇu als ein wunderschönes bezauberndes Frauenzimmer, Mohinī, vor Bhasmāsura, der sich sogleich in diese so heftig verliebte, dass er, ganz ausser sich, ihr alles zu gewähren versprach, wenn sie ihm nur zu Willen wäre. Nach langem Bitten willigte Mohinī endlich ein, die Seine zu werden, nachdem er sich in dem naheliegenden Teich gebadet, sich gereinigt und sein Haupt mit Öl eingerieben habe. Mit Freude folgte Bhasmāsura diesem Geheiss, sobald er indessen mit der Hand seinen Kopf berührte, wurde er in Asche verwandelt. Kaum hatte Śiva den Tod seines Bedrängers erfahren, als er seinen Versteck verliess und zu Viṣṇu eilte. Letzterer erzählte dem Śiva das Abenteuer, worauf Śiva die Gestalt der Mohinī zu sehen wünschte. Viṣṇu verwandelte sich nunmehr wiederum

1) Ob Aiyanār in irgend einer Beziehung zu dem insbesondere von den Telugus verehrten Veṅkaṭeśa steht, ist zweifelhaft. Sein Name wird gewöhnlich von veṅ kaṭayati, er reinigt Sünde, abgeleitet; sollte er nicht aber eher mit dem Stamme der Veṅka oder Veṅkaṭa zusammenhängen?

2) Pūraṇai hat in Tamil den Beinamen Śātagi, geschickt, Horoskopzieherin.

in die Mohinī, wodurch Śiva seinerseits in solche Aufregung geriet, dass er sich an Viṣṇu verging.[1]) Aus dieser blutschänderischen Verbindung zwischen Hari und Hara entstand nach brahmanischen Berichten Aiyanār, der deshalb der Sohn des Hari und Hara oder Hariharaputra heisst. Statt Aiyanār nennen ihn die tamulischen Brahmanen Kaiyanār, der in der Hand (kai) Geborene.

Man findet Aiyanārs Standbild häufig an Kreuzwegen, da er nach dem Volksglauben die vorbeigehenden Wanderer befragt, ihm Auskunft zu geben, wie er sich zu seiner Mutter, dem Viṣṇu, stellen könne, denn Viṣṇu als Gott könne nicht seine Mutter sein und Parvatī, die ihn nicht geboren, sei nicht seine Mutter. In dieser Legende spielt Viṣṇu schon die Rolle einer Frau. Als weibliches Wesen oder vielmehr als weibliche Gottheit wird, wie sich später zeigen wird, Viṣṇu in der Folgezeit von den Anhängern Śivas, den Smārtas, aufgefasst.

Aiyanār repräsentiert in Südindien den Hauptgott der urindischen Bevölkerung, der einst überall und jetzt noch von einzelnen indischen Stämmen, wie schon erwähnt, den Gonds und Todas als höchster, unsichtbarer Geist, als Schöpfer und Erhalter der Welt verehrt wird, und in anderen Distrikten Indiens an der Westküste im Kanaralande, in Khandesh und im Mahrattagebiete als Khaṇḍōbā und Brahmabhūta erscheint, auf welchen die Beschreibung des hoch zu Ross mit dem Schwert in der Hand jagenden Aiyanār passt.

Khaṇḍe Rava, Khaṇḍōbā oder Khaṇḍōji[2]), auch Mallāri genannt, wird von der niederen Kaste im Mahrattalande als Hausgottheit verehrt und viele Tempel sind ihm zu Ehren errichtet. Die Schäfer reklamieren ihn als ihren besonderen Schutzpatron und als solcher gilt er ebenfalls bei den Kolis. Man betrachtet ihn jetzt als Inkarnation Śivas. Er wird als Reiter hoch zu Ross mit einem Schwert in der Hand, mit einem Hunde

1) In Mysore bringt man diese Legende von Bhasmāsura, der dort als der Unhold Vrika figuriert, mit dem bei den Frauen der Morasa Okkaligas herrschenden Gebrauch, sich vor ihrer Verheiratung zwei Finger ihrer rechten Hand abhauen zu lassen, in Zusammenhang. Ein Vorfahr derselben soll nämlich dem Rākshasa den Aufenthalt Śivas mit einem Finger seiner rechten Hand gezeigt haben, weshalb dieser Finger abgehauen werden sollte, aber auf Bitte der Frau des Okkaliga nahm Śiva statt des Fingers ihres Gatten zwei der Frau als Sühne an, worauf sich diese Sitte dann in der Familie vererbte. Siehe Original Inhabitants p. 232 und Mysore and Coorg by Lewis Rice, Vol. I, pp. 338–340.

2) Siehe: Original inhabitants pp. 157—159, sowie Gazetteer of Aurangabad Bombay 1884, pp. 344, 345: Śiva in the form of Khandoba, rides on a horse, and is the chief family god of the Mahrattas. The name Khandoba also refers to Vishnu, but it is more generally applied to Khandé Rao, an avatar of Siva, whose Mahatma, called the Mallari, is attached to the Linga Purana. Khandé Rao or Khandoba of Ujain was the great champion of Brahmanism in the 7 th Century of the Christian era, and derived his name either from breaking the hosts of his enemies, or from wearing a particular kind of sword called „Khandé". The Sanskrit name. Mallari was given to him from the Daitya he vanquished." Ferner vergleiche Lassen, Indische Altertumskunde IV, 265, sowie Dr. Wilhelm Germann in der Genealogie der Malabarischen Götter von Ziegenbalg, S. 156: „Dieser mahrattische Gott (Khandoba) entspricht dem südlich von Palär als Ayenär bekannten Gott."

in Begleitung seiner Gemahlin Malsarā, einer Form der Pārvatī, dargestellt. Wegen des grossen Schwertes, das er in der Hand hält, leitet man seinen Namen gewöhnlich von dem Worte khaṇḍe, das Schwert bedeutet, ab. Es ist aber ebenso gut möglich, dass sein Name von dem in Khandesh sesshaften Khandvolke, dessen vergötterter Führer er ist, herrührt.

Wie sich aus dem urindischen Aiyanār als Herrn der Geister der brahmanische Gott Śiva entwickelt hat, so ist andererseits aus dem höchsten arischen Gott Brahma durch Assimilation mit Aiyanār der Brahmabhūta entstanden.[1]) Aus dem ursprünglich fünfköpfigen wurde der vierköpfige Caturmukha und zuletzt der einköpfige Brahmabhūta. Nach einer Volkssage stieg der dem Brahma abgehauene Kopf auf die Erde herab, schloss sich hier den Bhūtas an, nahm menschliche Gestalt an und reitet auf einem Pferd mit einem Schwert in der rechten Hand. Im Udapidistrikt, im Kanaralande an der Westküste Indiens finden sich in Kanjar, Bolle, Nandolije, Mala und anderen Ortschaften auf fast allen Gütern kleine dem Brahmabhūta geweihte Tempel mit seinem Standbilde. Zuweilen steht anstatt des letzteren ein roher oder nur wenig behauener Stein. In diesen Brahmatempeln (Brahmasthāna oder Bermeregunḍa) wird täglich geopfert, am Freitag aber ist ein besonders festlicher Gottesdienst und einmal im Jahr versammelt sich das Volk zu einer grossen Feier, bei welcher die dem Gott in den Tagen der Krankheit und Not gemachten Gelübde erfüllt werden. Während der Gebete brennt eine Lampe und Rauchwerk wird verbrannt und Blumen, ungekochter Reis und Sandelholzpulver werden dargebracht. Nach der Tradition unter den Tulus ist der augenblickliche Brahma (Bermere, Berume, Baruma, Bermā oder Bomma) nur ein mit dem Schlangengott (Nāga devarn) verbundener Bruchteil Brahmas, und seinem Wesen nach halb Gott, halb Bhūta. Wenn er als Gott verehrt wird, amtiert ein Brahmane, denn nur in einen Brahmanen und in keinen andern Menschen fährt der Gott. Diesem wird ein sogenanntes Āyana oder Barmadabali, dem Brahmabhūta dagegen ein kōla und einem Nāga ein Mandala dargebracht.[2]) Das Gebet der Gemeinde zu Brahma, oder vielmehr zum Svāmi bermere lautet ungefähr: „Wir fehlen gar sehr in deiner Verehrung, verzeihe! Wende gnädig alles Übel ab, gib Gesundheit dem Leib und mehre den Reichtum im Hause und auf dem Felde.“ Darauf verrichtet der Brahmane sein Gebet und rezitiert diesen Mantra: „Uddi, Ich verehre den Sonnengleichen, dreiäugigen Nārāyaṇa, der mit dem Schmuck des Schlangenfürsten glänzt, der mit dem in seiner Hand gehaltenen Schädel geehrt ist, der mit dem Meissel und weissen Lotus bewaffnet ist, dessen Fussknöchel mit goldenen Glocken versehen sind und dessen Gesicht (mir) zugewandt ist, den Herrn der Bhūtas, der Furcht entfernt, den Vierköpfigen, der Brahma heisst.“ Obwohl der Bhūteśa oder Brahmabhūta eigentlich einköpfig ist, wird er hier vierköpfiger Brahma genannt. Übrigens unterscheidet sich das Zeremoniell bei dieser Ge-

1) Siehe: Original Inhabitants pp. 296 und 306.

2) Vergleiche: Original Inhabitants p. 303 im Bericht des Pfarrers Jacob Goetz, von dem der des Pfarrers M. Schaible etwas abweicht, pp. 299, 300.

legenheit von dem, welches bei der Verehrung des wirklichen Brahma beobachtet wird.

Als Herrscher über die Unholde und Gespenster übt Aiyanär seine Gewalt zumeist zu Nutz und Frommen der bedrängten Menschheit aus, indem er die Bhūtas und Teufel verhindert, ihre schändlichen Pläne auszuführen. Eine ähnliche Wirksamkeit üben übrigens auch die weiblichen Grāmadevatās, denn trotz ihres schrecklichen Gebarens liegt ihnen in Wirklichkeit am Herzen, die armen Sterblichen vor den Anschlägen der Teufel zu schützen. In der urindischen Bevölkerung betrachtet man die Grāmadevatās als die ursprünglichen Gottheiten, welche wie die vedischen Asuras ihre Oberherrschaft verloren und aus dem Himmel auf die Erde herabgestossen wurden, indessen ihre Gewalt über die Dämonen und bösen Geister nicht einbüssten. Die Allmutter Sarvāmbā oder Ellamma gilt als die erste der weiblichen Grāmadevatas.

Ellamma.

Ellamma im Dravidischen, Sarvāmbā im Sanskrit genannt, wird von allen Klassen der Bevölkerung, von Brahmanen wie Parias verehrt.[1]) In Bengalen kennt man sie als Weltenmutter Jagadambā.

Eine besonders unter den Tamulen verbreitete Sage verknüpft Ellamma mit Rēṇukā, der Tochter des Rēṇu oder Prasenajit, Gemahlin des frommen Jamadagni und Mutter von fünf Söhnen.[2]) Eines Tages sah Rēṇukā, wie sich der König Citraratha mit seiner Gattin amüsierte und beneidete sie um ihr Glück. Hierdurch verlor sie ihre Keuschheit und als Jamadagni dies bemerkte, befahl er seinen Söhnen, sie zu tödten. Die vier älteren Söhne weigerten sich indessen, ihre Mutter zu tödten; aber der jüngste, Paraśurāma, war gehorsam und tat es. Rēṇukā hatte sich vordem in ein Pariadorf geflüchtet, wohin ihr Paraśurāma nachgeeilt war und alle Parias tötete. Er schlug seiner Mutter den Kopf ab und brachte ihn seinem Vater Jamadagni, der über den Gehorsam erfreut seinem Sohne Paraśurāma gestattete, sich eine Gunst auszubitten, worauf sich dieser vom Vater die Wiederbelebung seiner Mutter erbat. Jamadagni gewährte ihm seine Bitte und Paraśurāma ging mit dem Kopf seiner Mutter nach dem Platz, wo er sie getödtet hatte. Hier setzte er den Kopf auf den Rumpf einer geköpften Pariafrau und belebte sie. Er hatte sich aber geirrt und das Haupt seiner Mutter auf den Rumpf einer Paria gesetzt.

Nach einer andern Sage setzte er den Kopf einer Pariafrau, da die Parias den Kopf der Rēṇukā entfernt hatten, auf den Körper seiner Mutter Rēṇukā, weshalb Jamadagni sie nicht als seine Gattin erkannte, den Parias aber gestattete, diese Frau zu verehren. Die Dēvatā mit

1) Vergleiche: Original Inhabitants of India pp. 464–471; Bartholomäus Ziegenbalgs Genealogie der Malabarischen Götter, herausgegeben von Dr. W. Germann, pp. 157–60. Sarvāmbā vom sanskritischen sarva alles, und ambā Mutter, entspricht dem dravidischen Ellamma (Ellammai, Ellaimuttamai) von ella alles, und amma Mutter; als Sarvāmbā wird sie in Basāpattanam verehrt. Mit den tamulischen Wörtern el Licht, und ellai Grenze hat der Name, wie Dr. Germann p. 157 vermutet, nichts zu tun.

2) Siehe hierzu: Mahābhārata, Vanaparva, Kap. CXVI, und Śāntiparva, Kap. XLIX.

dem Kopf der Rēṇukā wird von den Brahmanen Ammachār, diejenige mit dem Körper der Rēṇukā vom Volk Ellamma genannt. Bei den Tulus wird Kālī als Ellamma verehrt, übrigens befindet sich bei den meisten Kālītempeln ein besonderer dem Paraśurāma geheiligter Schrein. Offenbar verband eine alte Tradition den grausamen Feind der Kṣatriyas mit den Ureinwohnern Indiens, denn sonst ist diese auffällige Assoziation der Rēṇukā und des Paraśurāma mit der Ellamma und den Parias schwer erklärlich.[1]) Hierauf deutet auch die im obern Panjab, in der Landschaft Kulu vorherrschende Sage über Paraśurāma und die von ihm verehrte Göttin Ambikā. Kulu oder Kuru ist wahrscheinlich das Stammland der Kauravas und mit ihm sind auch die Sagen von Vasiṣṭha und Viśvāmitra, Jamadagni und Paraśurama eng verknüpft.[2]) Nach der landläufigen Legende suchte Paraśurāma, welcher, obgleich er die Wiederbelebung seiner Mutter von seinem Vater erbeten und erzielt hatte, dennoch wegen seiner grausen Tat allgemein verabscheut wurde, durch gute Handlungen und Geschenke an die Brahmanen sein Verbrechen zu sühnen. So schenkte er unter anderen den Brahmanen die am Sutledj (Śatadru) gelegenen fünf Ortschaften Kas, Mael, Nagar, Nirt und Nirmand.[3]) In dem letztgenannten Platz übergab er den Brahmanen ein Standbild der von ihm besonders verehrten Göttin Ambikā und verordnete ihr zu Ehren alle drei Jahre ein grosses Fest zu feiern, das alle zwölf Jahre mit ausserordentlichem Aufwand und grausen Zeremonien begangen werden sollte, was auch jetzt noch geschieht. Der Tempel der Ambikā in Nirmand ist uralt, allerdings ist er von Zeit zu Zeit renoviert worden, so hat er ein ganz neues Kupferdach erhalten, aber im Ganzen und Grossen repräsentiert der jetzige den alten Bau. Die Statue Paraśurāmas wird nur alle 12 Jahre dem Publikum gezeigt, und vom 9. Jahre an wird fortwährend Weihrauch zu Ehren der Ambikā verbrannt. Sechs Monate vor der zwölfjährigen Feier beginnt der den Schwung über die Felsenklippe unternehmende Märtyrer (ein Bedar) das dazu nötige Seil zu verfertigen. Da bei der letzten Feier im Jahre 1856 der Bedar getödtet wurde, so wird jetzt statt eines Menschen eine Ziege am Seile befestigt. Wenn alle Vorbereitungen beendigt sind, wird der Tempel des Paraśurāma geöffnet. Zwei oder drei Priester betreten den Tempel mit geschlossenen Augen aus Furcht vor einer sich dort aufhaltenden ungeheuren Schlange, und nehmen aus demselben das Standbild und alles, was sie zufälligerweise berühren, wie z. B. die Axt Rāmas, einen Messingtopf (guggur), Bogen und Pfeile, eiserne Kugeln, Muscheln usw. In der Hand der Statue steckt eine Kupfertafel, welche nach der Behauptung der Priester die von Paraśurāma eigenhändig ausgefertigte Urkunde der Schenkung ist. Das Götzenbild wird auf das obere Stockwerk des Tempels gestellt, und der Schweiss, den es dort

1) Vergleiche: Original Inhabitants pp. 466 und 467.

2) Ich bereiste Kulu im Sommer 1893 und widmete auch eine kurze Beschreibung dieser Reise dem verstorbenen Professor Albrecht Weber, die im Globus 1896 erschien.

3) Vergleiche hierüber auch Capt. A. F. P. Harcourt, Himalayan Districts, Lahore 1874.

täglich ausschwitzt, wird mit Wasser vermischt unter das Volk verteilt und ehrerbietig angenommen. Jeden Tag werden 40 Pfd. Weihrauch vor der Statue verbrannt und bei der Prozession um den Tempel wird alle 10 oder 12 Schritte ein Schaf, eine Ziege und ein Schwein getötet. Dann wird die Statue auf den Ruheplatz der Asketen (Akarah) gebracht, der Bedar am Seil befestigt und herabgelassen. Sobald derselbe den Boden berührt, nur selten soll hierbei ein Unglück passiert sein, wird die Statue Paraśurāmas und alles was aus dem Tempel genommen war, wieder in denselben zurückgebracht.

Die Ambikā des Paraśurāma im Kululande ist höchstwahrscheinlich identisch mit der Ellamma (Sarvāmbā) Südindiens, welche später mit der Rēṇukā, der Mutter des Paraśurāma, identifiziert wurde. Auch Paraśurāmas Vater Jamadagni lebt noch in der Erinnerung der Kulubevölkerung. Viele Tempel sind ihm geweiht und die Gründung des berühmten Dorfes Malauna wird ihm zugeschrieben.

Den Telugus zufolge hatte Ellamma, welche die dortigen Brahmanen als Ādiśakti verehren, weder Vater noch Mutter, noch Gatten, und kam als Jungfrau auf die Erde.

Die Mādigapariahs behaupten dagegen, dass Ellamma durch die Mantras ihres Stammvaters Ādijambuvu[1]) erschaffen, neun Stunden nach ihrer Geburt schon mannbar geworden sei und wie ein zwölfjähriges Mädchen ausgesehen habe. Ellamma ging alsbald zum Ādijambu und begehrte ihn zum Gatten. Er aber weigerte sich, gab ihr indessen eine Sañjīva-(Lebens-) Wurzel, um sie auf den Mātaṅgagiri zu pflanzen und ihm dort ihre Gaben zu überreichen. Wenn sie dies getan habe, würde nach einiger Zeit ein Hahn aus der Pflanzenwurzel herauskommen, Ellamma eine Henne werden und drei Eier legen. Eins davon würde in die Schlangenwelt (Nāgalōka) fallen und aus ihm Ādiśēṣa kommen, das zweite würde faul werden, in die Stadt des Königs Bali fallen, und eine Brahmarākṣasī werden; auf dem dritten aber würde Ellamma sitzen und Brahma, Viṣṇu und Śiva aus demselben ausbrüten.[2]) Und wie er es prophezeit hatte, so traf es ein.[3]) Darauf wurde Ellamma wieder eine Frau und ersuchte jetzt die drei Götter, ihr zu Willen zu sein. Doch diese weigerten sich, da sie ihre Kinder wären, aber sie sagte, sie wäre ihre Grossmutter, da sie aus dem Ei entstanden seien. In ihrer Angst flüchteten sich die drei Götter zu Ādijambhuvu, der zu Śiva sagte, dass die Ādiśakti ihn suche. Er solle ihr nachgeben, dafür aber ihr drittes Auge und ihr Gewand verlangen, mit dem Auge würde sie auch ihre Macht verlieren und nach dem Mātaṅgagiri zurückkehren. Neun Stunden später begann das Kaliyuga

1) Ādijambuvus Name ist wohl von dem Jambubaum herzuleiten, nach welchem die grosse Insel, auf der Indien liegt, Jambudrīpa heisst.

2) Dem Bahvṛcopaniṣad zufolge war Devī zuerst allein, schuf das Ei der Welt und war als Kāmakalā oder Śṛṅgārakalā bekannt. Sie schuf auch Brahma, Viṣṇu, Rudra, alle Maruts, die Gandharvas, Apsaras, Kinnaras und alle Instrumentenspieler. Vergleiche: Original Inhabitants p. 424.

3) Siehe: Original Inhabitants pp. 464, 465.

und mit ihm die Verehrung der Ādiśakti. Diese merkwürdige Legende macht Ellamma zur Mutter der Trimūrti.

Bei den Holeya- oder Pariafrauen in Darvar[1]) herrschte bis vor Kurzem die eigentümliche Sitte, welcher sich auch die Frauen anderer Kasten und der Brahmanen angeschlossen hatten, nach den Tempeln der Ellamma nackend, die Schamteile nur mit Nimbablättern bedeckt, zu pilgern, um ihre Gelübde zu erfüllen. In letzter Zeit hat die Regierung diesen Umzug verboten. In Belgaum baden in dem Tempelteich der Ellamma Männer und Frauen nackend nebeneinander, was umso auffallender ist, da die Hindufrauen sonst beim Baden ihren Anzug anbehalten.

Überall in Indien, zumeist aber in Südindien, liegen die Schreine der Ellamma im Schatten von Margosabäumen unweit der Dörfer, nahe bei Śūdrahäusern. Die steinerne Hauptstatue stellt Ellamma mit drei Augen dar. Sie erscheint sitzend mit geröteter Hautfarbe und erregtem Gesicht. Eine Schlangenkrone bedeckt ihr Haupt. Die Eingeborenen behaupten nämlich, was auch die Priester von Nirmand bestätigen, dass sich Schlangen in ihren Tempeln aufhalten, und dass man die Hilfe Ellammas erfleht, um Schlangen zu vertreiben. Auf ihrer Stirne sind die drei Horizontallinien der Vibhūti mit Kuhmistasche gezeichnet. Sie hat vier Hände, in der erhobenen rechten hält sie eine Trommel (ḍamaru), die von einer Schlinge umwunden ist, in der andern einen Dreizack, in der erhobenen linken befindet sich eine Schlinge und in der andern der Schädel Brahmas, der alles in der Welt vergossene Menschen- und Tierblut anzieht, ohne je voll zu werden. Die anderen Grāmadevatas, bei deren Opfern viel Blut fliesst, tragen ebenfalls in ihrer Hand einen Brahmakopf. Ein metallenes Standbild der Ellamma wird bei den Prozessionen herumgetragen.

Zuweilen steckt aus dem Erdboden des Tempels nur der Kopf der Ellamma heraus, der übrige Körper befindet sich in der Erde, da der Sage nach nur der Kopf von der wiederbelebten Rēṇukā, der Rumpf aber von einer Pariafrau herrührt.

In den südindischen Tempeln der Ellamma befinden sich ausser ihrem Bildnis noch häufig die Abbildungen des Jamadagni und Paraśurāma, des Gatten und Mordsohnes der Rēṇukā; des Pōturāja, Ellammas Herold; ihres Ringkämpfers Mallajeṭṭi, des Vighneśvara, der Bhadrakālī, der Mātaṅgī oder Pariafrau, auf deren Rumpf Paraśurāma den Kopf seiner Mutter Rēṇukā steckte, und der Lebensengel (Uyirttūṇḍilkārar in Tamil), welche in ihren Netzen die Seelen der eines gewaltsamen Todes Sterbenden fangen.[2]) Ebendaselbst befinden sich Figuren von Schlangen.

Mindestens einmal in der Woche, gewöhnlich am Freitag, verrichtet ein Paṇḍāram, ein Śaiva Ministrant der Śūdrakaste, oder ein Schäfer den

1) Vergleiche: Lokasikṣaka, fasc. XII p. 69. Darvar 1891.
2) Vergleiche: Ziegenbalg p. 159.

Tempeldienst. Meistens werden der Ellamma Ziegenböcke und Schafe geopfert, letzteren schlägt gewöhnlich ein Wäscher (dhobi) den Kopf ab, erstere erwürgt ein Schuhmacher (Mādiga) mit seinen Zähnen. Alljährlich wird überdies ein mehrtägiges Fest zu Ehren der Göttin abgehalten, wobei viele Tiere vor der Tempelpforte getötet werden. Den Opferpriestern fallen dabei die Köpfe zu, während die das Opfer darbringenden Leute das Fleisch der Opfertiere verzehren. Der gekochte Reis wird zum Teil unter die Priester, zum Teil unter die Träger der Götzenbilder verteilt.[1]) An diesen Festen erfüllen alle ihre Verehrer, insbesondere die Wäscher, Palmweinhändler und Schuhmacher, die der Göttin im Laufe des Jahres gemachten Gelübde. Hierbei spielt das über ganz Indien verbreitete Hakenschwingen eine grosse Rolle. Eine Abart desselben ist vorhin bei dem Feste der Ambikā in Nirmand erwähnt worden. In Bengalen ist das Hakenschwingen, die sogenannte Charakpūjā, ebenfalls weit verbreitet und wird seine Einführung dem Asura Bāṇa, dem Sohne Balis, zugeschrieben. Dies Schwingen findet übrigens zu Ehren verschiedener Grāmadevatās und anderer Gottheiten zu verschiedenen Jahreszeiten statt. Gewöhnlich wird, bevor es beginnt, die Grāmadevatā befragt, ob sie es erlaubt oder nicht, und wenn zur Rechten der Göttin sich eine Eidechse hören lässt, gilt die Entscheidung für günstig. In diesem Fall bereitet sich der Ort zur würdigen Feier vor. Alle Häuser werden geweisst, von oben bis unten mit roten vertikalen Streifen bestrichen und Guirlanden von Mange und Margosablättern über die Strasse gehängt. Am dritten Festtag wird die Figur der Göttin auf den reich dekorierten Tempelkarren, dessen Spitze ein Messingtopf (Kumbha oder Kalaśa) krönt, gesetzt, und sodann wird der Mann gewählt, dem die viel umworbene Ehre des Hakenschwingens zu teil werden soll. In Südindien ist dies gewöhnlich ein Marava, der sich durch vierzehntägiges Fasten vorbereitet hat. Am 15. Tage wird ihm dann, nachdem er sich vorher durch Arrak gehörig gestärkt hat, ein zweiklammriger Eisenhaken unter die Schulterblätter gezwängt. Man hängt ihn darauf an eine lange Stange (Śedil in Tamil) über eine Karre, welche das Volk durch das Dorf zieht. Musiker, Sänger und Tempelmädchen begleiten den Zug. Nach dem Tempel zurückgekehrt, wird der Marava von der Stange heruntergenommen und reich beschenkt entlassen. Die englische Regierung ist gegen das Menschenschwingen streng vorgegangen und man substituiert statt ihrer in Peripālayam bei Madras Schafe und in Valpanūr Ziegen.

Ellamma wird im Ganzen für eine mildtätige Gottheit angesehen und ist deshalb auch populär. Man gedenkt ihrer in Gefahr, sie ist daher bei den seefahrenden Schiffern sehr beliebt. Sie bildet somit als Vertreterin der milden oder weissen einen Gegensatz zu den grausen oder schwarzen Grāmadevatās, an deren Spitze die schwarze Mutter Kāḷamma steht.

---

1) Vergleiche: Original Inhabitants pp. 469—471 und den daselbst abgedruckten Bericht des Rev. W. H. Campbell.

Kāḷamma oder Kālī.

Die grause oder schwarze Mutter Kāḷamma oder Kālī, auch euphemistisch Bhadrakālī oder Aṅkalamma (Aṅkamma) genannt[1]), ist unter diesen und ähnlichen Namen, wie Durgā, Cāmuṇḍa, worüber später berichtet wird, wohl die am meisten verehrte Göttin in Indien; denn Furcht und Schrecken sind die rührigsten Triebfedern im Volkskultus.

Was das Wort kālī betrifft, so leitet man es gewöhnlich aus dem Sanskrit ab, als das Feminium des Adjektivs kāla, schwarz. Es ist aber zweifelhaft, ob kāla wirklich aus dem Sanskrit stammt, es kann ebenso gut und zwar noch wahrscheinlicher dem Urindischen entlehnt sein, denn das eigentliche Wort für schwarz ist im Sanskrit kṛṣṇa. Im Sanskrit bedeutet das mit dentalem l geschriebene Wort kāla sowohl Zeit wie schwarz, in den dravidischen Sprachen unterscheidet man indessen zwischen beiden Bedeutungen, auch in der Schrift und Aussprache, insofern kāla, Zeit, mit einem dentalen und kāḷa, schwarz, mit einem dem Urindischen eigentümlichen lingualen l geschrieben wird. Kāḷ (kāḷu, kāḷa), schwarz, ist ein urindisches Wort ebenso wie kār (kāru und kara), welch letzterer Ausdruck, wie bekannt, ebenfalls in den verwandten finnisch-ugrischen Sprachen vorkommt. Hierbei ist zu bemerken, dass nach Ansicht der indischen Grammatiker zwischen l und r überhaupt kein Unterschied besteht.[2])

Die Verehrung der Kālī ist über ganz Indien verbreitet und uralt. In allen Bedrängnissen im Leben erflehen die Gläubigen ihre Hilfe und die Göttin gewährt sie auch denen, welche ihren Weisungen folgen, ja für sie sogar ihr Leben hingeben; allerdings werden sie, wie die Legenden berichten, für diese Aufopferung belohnt und unter glücklichen Verhältnissen ins Leben zurückgerufen. Brahmanen, Parias wie auch Muhammedaner widmen sich in neuerer Zeit dem Dienste der Kālī; so tun dies die muhammedanischen Beriyas und Kingriyas in den North-Western Provinces und Bengalen. Zur Teilnahme an ihren Festen strömen Anhänger anderer Bekenntnisse in Masse herbei. Der Missionar Ward[3])

1) Dem sanskritischen in allgemeinen Gebrauch übergegangenen Wort Kālī entspricht das kanaresische Kāḷamma. Bhadrakālī (die gnädige Kālī) ist eine euphemistische Benennung der gefürchteten Göttin. Ihr entspricht das tamulische Aṅkāḷi und Aṅkāḷamman vom tamulischen am, schön, d. h. die schöne schwarze Mutter, das Telugu Aṅkaḷamma und Aṅkamma und das kanaresische Aṅkaḷamma.

2) Im Altkanaresischen bedeutet kāḷ schwarz, wie in der neuern Sprache kāḷu; kāḷa, schwarz, kommt in allen dravidischen Sprachen vor neben kār, kāri im Tamil, kāru im Telugu und Kanaresischen, auch kara, kari und karu finden sich in denselben Dialekten, welche dem finnisch-ugrischen und mongolischen kara entsprechen. Der bekannte Ausdruck wegen der Unterschiedslosigkeit zwischen r und l lautet: Ralayor na bhedaḥ. Einige Philologen vermeinen die griechischen Wörter *κελαινός*, schwarz, und *κηλίς*, Fleck, sowie das lateinische caligo, Finsternis, mit dem sanskritischen kāla, schwarz, in Verbindung zu bringen. Die gewöhnlichen Ausdrücke für schwarz sind im Griechischen *μέλας* (Sanskrit mala) und im Lateinischen niger.

3) Siehe: A View of the history, literature and religion of the Hindoos ... by the Rev. W. Ward, Madras 1863, p. 100.

behauptet sogar, dass selbst Christen, nicht nur einheimische sondern auch Europäer, sich an der Verehrung der Kālī beteiligen.

Je nachdem die Verhältnisse es erheischen, werden der Kālī blutige und unblutige Opfer dargebracht, allerdings überwiegen erstere. Man spendet ihr Brandopfer mit geschmolzener Butter (homa), verehrt ihr Kürbisse, Zuckerrohr, Wein und spirituose Getränke, welche im Wert einem Ziegenopfer gleichkommen, ausser den gebräuchlichen Blumen, Betelblättern, Kuchen, Zuckersachen, Kokosnüssen, in Sirup oder Milch gekochtem Reis und ähnlichen Gaben.[1]) Bei den unblutigen Opfern für Kālī, sowie beim Homa für dieselbe fungieren als Priester niederer Kasten selbst Brahmanen, z. B. bei den Töpfern (Kumhars) in der Umgegend von Mirzapore.

Im übrigen schwelgt Kālī im Blut, hierüber gibt das 72. Kapitel des Kālikapurāṇa überzeugende Auskunft. In diesem Kapitel schildert der Gott Śiva (Śrībhagavān) seinen Söhnen Vaitāla und Bhairava die Art und die Wirksamkeit der Spenden, welche nach dem Vaiṣṇava-Zeremoniell darzubringen sind.[2]) Hiernach sind Vögel, Schildkröten, Krokodile, Fische,

---

1) Vergleiche Kālikāpurāṇa LXXII, 23:

Kuṣmāṇḍam ikṣudaṇḍañca madyam āsavam eva ca
ete balisamāḥ proktās tṛptau chāgamāḥ sadā.

Am Phalaharī (Fruchternte) fest werden der Kālī, die deshalb den Beinamen Phalaharī trägt, Mangos, Jackfrüchte, usw. verehrt.

2) Vergleiche die Bombay-Ausgabe des Kālikāpurāṇa LXXII, 1—12:

1. Kramastu balidānasya svarūpam rudirāditaḥ
yathā syāt prītaye samyak tattvam vakṣyāmi putrakau.
2. Vaiṣṇavī tantrakalpoktaḥ kramaḥ sarvatra sarvadā
sādhakair balidānasya grāhgaḥ sarvasurasya ca.
3. Pakṣinaḥ kacchapā grāhyā matsyā navavidhā mṛgāḥ
mahiṣo godhikā gavacchāgo babhruśca sūkaraḥ.
4. khaḍgaśca kṛṣṇasāraśca godhikā (?) śarabho hariḥ
śārdūlaśca naraścaiva svagātrarudhiram tathā.
5. Caṇḍikā Bhairavādīnām balayaḥ parikīrtitāḥ
balibhiḥ sādhyate muktir balibhiḥ sādhyate divam.
6. Balidānena satatam japecchatrūn nṛpān nṛpaḥ
Matsyānāṅkacchapānāntu rudhiraiḥ satatam Śivā
7. masaikam tṛptim āpnoti grāhyair māsāṁstu trīn athā;
mṛgānām śonitair devī navānām api śonitaiḥ
8. aṣṭau māsān avāpnotī tṛptīm kalyānadā ca sā.
Godhikānāñca rudhirair vārṣikīm tṛptim āpnuyāt.
9. Kṛṣṇasārasya rudhiraiḥ śūkarasya ca sonitaiḥ
prāpnoti satatam devī tṛptim dvādaśavārṣikīm.
10. Ajāvikānām rudhiraiḥ pañcaviṁśativārṣikīm
mahiṣānāñca khaḍgānām rudhiraiḥ śatavārṣikīm
11. tṛptim āpnoti paramām śārdularudhirais tathā,
siṁhasya śarabhasyātha svagātrasya ca śonitaiḥ
12. devī tu tṛptim āpnoti sahasram parivatsarān
māmsairapi tathā prīti rudhirair yasya yāvatīḥ.

Vergleiche hiermit: The Rudhirādhyāya or sanguinary chapter: translated from the Calica Puran, by W. C. Blaquiere, Esq, in den Asiatic Researches V, pp. 371, 372: London 1799. Das von Blaquiere benutzte Msk. weicht in manchen Stellen vorteilhaft von der Bombay-Ausgabe ab. Blaquiere übersetzt:

neun verschiedene Arten von Wild, Büffel, Iguanas, Stiere, Ziegenböcke, Ichneumons, Eber, Rhinozerosse, schwarzgefärbte Antilopen, Śarabhas, Löwen und Menschen, sowie das vom eignen Körper des Opferers fliessende Blut die beliebten Opfergaben für die Caṇḍikā, den Bhairava und die übrigen Götter.

Die Göttin (Śivā) erlangt durch das Blut von Fischen und Schildkröten eine Befriedigung, welche einen Monat währt; Krokodile befriedigen drei Monate. Das Blut der neun Arten von Wild gibt der glückspendenden Göttin acht (oder neun) Monate hindurch Befriedigung, das der Iguanas ein Jahr lang, das der schwarzgefleckten Antilope sowie eines Ebers solche auf zwölf Jahre. Das Blut von Ziegen und Schafen (in der englischen Übersetzung steht dafür von Śarabhas) befriedigt die Göttin 25 Jahre, das von Büffeln und Rhinozerossen 100 Jahre und ebenso lange das eines Tigers. Durch das Blut eines Löwen, eines Śarabha, sowie eines Menschen erlangt die Göttin eine 1000 Jahre dauernde Befriedigung. Durch Fleisch wird ihr ein ebenso langwährender Genuss bereitet wie durch Blut.

Dann folgen Angaben, wie viele Jahre der Kālī der Genuss des Fleisches der Antilope, des Rhinozerosses, des Fisches Rohita, sowie des Varddhrīnasa dauert, worauf wieder der Wert von Menschenopfern erörtert wird. Durch ein allen Vorschriften genügendes Menschenopfer wird die Göttin auf 1000 Jahre, durch das dreier Menschen auf 100 000 Jahre befriedigt. An Menschenfleisch erfreut sich Kāmākhyā sowie Bhairava 3000 Jahre lang. Das durch heilige Sprüche gereinigte Blut wird stets Ambrosia und die Göttin geniesst mit ebenso viel Vergnügen den Kopf und Fleisch. Ein verständiger Mensch sollte deshalb bei der Opferspende Kopf und Blut und beim Homabrandopfer Fleisch darreichen.[1])

Birds, tortoises, alligators, fish, nine species of wild animals, buffaloes, bulls, he-goats ichneumons, wild boars, rhinoceroses, antelopes, guanas, reindeer, lions, tygers, men, and blood drawn from the offerer's own body, are looked upon as proper oblations to the Goddess Chandika, the Bhairavas etc. ... The pleasure which the Goddess receives from an oblation of the blood of fish and tortoises is of one month's duration, and three from that of a crocodile. By the blood of the nine species of wild animals, the Goddess is satisfied nine months and for that space of time continues propitious to the offerer's welfare. The blood of the wild bull and guana gives pleasure for one year, and that of the antelope and wild boar for twelve years. The Sarabha's blood satisfies the Goddess for twenty five years, and buffalo's and rhinoceros's blood for a hundred, and that of the tyger an equal number. That of the lion, reindeer, and the human species produces pleasure, which lasts a thousand years. The flesh of these, severally, gives the Goddess pleasure for the same duration of time as their blood.

1) Siehe ibidem LXXII, 18–21:

18. Nareṇa balinā devī sahasram pari vatsarān
vidhidattena cāpnoti tṛptim lakṣam tribhir naraiḥ.
19. Nareṇaivātha māṁsena trisahasrāñca vatsarān
tṛptim āpnoti Kāmākhyā Bhairavī mama rūpadhṛk.
20. Mantrapūtam śonitam tu pīyūṣam jāyate sadā
mastakañcāpi tasyātti māṁsāñcāpi tathā Śivā.
21. Tasmāt tu pūjane dadyāt baleḥ śirṣañca lohitam
bhojye home ca māṁsāni niyuñjiyāt vicakṣanaḥ.

Diese hier angeführten Verordnungen veranschaulichen die Gesinnung und die Beweggründe der Bevölkerung, welche sie zu den blutigen Opfern veranlassen. Weil der Mensch als das edelste und wertvollste Geschöpf gilt und die Belohnung für die Opfer mit ihrem Werte steigt, kann bei einer fanatisch religiösen Bevölkerung der Gebrauch, um grosse Vorteile zu erlangen, Menschen der Gottheit zu opfern, nicht überraschen. Auf jeden Fall ist Indien seit den ältesten Zeiten der Schauplatz solcher Opfer gewesen, welche selbst in der Neuzeit nicht zu den Seltenheiten gehörten. Die Göttin Bhadrakālī figuriert schon im Mahābhārata, im Rāmāyaṇa, in verschiedenen Purāṇas und in Manus Rechtsbuch. Nach Manu soll man im Südwesten der Bhadrakālī opfern.[1]) Im fünften Buch des Rāmāyaṇa, im Sundarakāṇḍa, schlägt Śūrpanakhā, die Schwester des Rāvaṇa, welche noch heutzutage als Mukkarasu (eine der die Nase abgeschnitten ist) in den Dörfern der Nīlagiriberge verehrt wird, vor, den alle Sorgen vernichtenden Wein herbeizuschaffen, Menschenfleisch zu verzehren und bei der Nikumbhilā zu tanzen. Der Kommentar hierzu erklärt Nikumbhilā für ein im Westen von Laṅkā befindliches Bildnis der Bhadrakālī.[2]) Da Rāvaṇa und seine Angehörigen als Vertreter der Ureinwohner Indiens aufzufassen sind, ist der Kultus der Bhadrakālī als den Ureinwohnern zugehörig anzunehmen und die Stelle deshalb von Bedeutung. Die Sanskritliteratur der ältern wie der neuern Zeit liefert reichliche Belege für das Darbringen von Menschenopfern. Man findet solche z. B. in dem berühmten Drama des Bhavabhūti im Mālatīmādhava, wo die Heldin Mālatī mit knapper Not dem Opfertode im Tempel der Karālā (Kālī) entgeht. In den bekannten Erzählungen von den 32 Figuren am Throne des Königs Vikramāditya von Ujjain wird der Menschenopfer häufig gedacht, zahlreiche Menschen opfern sich der Kālī und erhalten für ihre Opferfreudigkeit entsprechende Belohnungen. Dass Brahmanen von der Teilnahme an Menschenopfern nicht freizusprechen sind, ist in dem bekannten seinerzeit in Bombay verhandelten Prozess gegen die Kulinbrahmanen zutage gekommen.

In neuerer Zeit sind übrigens die blutigen Tieropfer bei den Brahmanen mehr und mehr in Abnahme gekommen. Bei dem Yajña der Smārtabrahmanen wird das Opfertier, gewöhnlich ein Ziegenbock, mit

---

Hiermit vergleiche Blaquiere l. c. pp. 372, 373: By a human sacrifice attended by the forms laid down, Devi, is pleased one thousand years, and by a sacrifice of three men, one hundred thousand years. By human flesh, Cāmāckyā, Chandicā and Bhairava who assumes my shape, are pleased one thousand years. An oblation of blood which has been rendered pure by holy texts, is equal to ambrosia; the head and flesh also afford much delight to the Goddess Chandicā. Let therefore the learned, when paying adoration to the Goddess, offer blood and the head, and when performing the sacrifice to fire, make oblations of flesh.

1) Siehe Mānava dharmaśāstra III, 89:

uchīrṣake Śriyai kuryād Bhadrakālyai ca pādataḥ,

man tue (die Opfergabe) an der Nordostseite für Śrī, oder im Südwesten für Bhadrakālī.

2) Siehe S. 753 und Rāmāyaṇa V, 25, 51:

Surā cānīyatām kṣipram mālyam ca vividham bahu
mānuṣam māṁsam āsvādya pranṛtyāma Nikumbhile.

Fäusten geschlagen und mit den Knien gedrückt, bis er tot ist, um kein Blut zu vergiessen. Die Vaiṣṇavabrahmanen, welche Blutvergiessen und Töten überhaupt abhold sind, ersetzen bei ihren Zeremonien das lebendige Opfertier durch nachgemachte Figuren. Anstatt der Menschen werden übrigens in neueren Zeiten Tiere geopfert. Allerdings ist es noch nicht sehr lange her, dass Hindurājas Kriegsgefangene und andere Menschen der Kālī als wohlgefällige Opfergabe darbrachten. Ähnlich erdrosselten die mörderischen Thugs die sich ihnen vertrauensvoll zugesellenden Reisegenossen zu Ehren der von ihnen als Bhavānī verehrten Kālī. Nicht unerwähnt mag hier bleiben, dass Räuber und Diebe die Kālī als ihre besondere Patronin verehren.

Kālī ist die Schutzgöttin oder Grāmadevatā von Calcutta.[1]) In Kāḷighaṭṭa steht ein vielbesuchter und berühmter Tempel der Kālī, vor welchem täglich viele Tiere geopfert werden; der Legende gemäss fiel auf diesen Platz ein Finger des zerstückelten Körpers der Satī, der ersten Gemahlin Śivas und der Tochter des Dakṣa. Der Tempel der Kālī in Kāḷighaṭṭa hat inwendig eine Halle, in welcher eine schwarze, arm- und beinlose Statue der Göttin steht, deren abschreckender Kopf bemalt ist. Vor derselben befindet sich die Opferstätte, wo zwischen zwei in der Erde befestigten und einem zwischen beiden befindlichen Holzpfahle den Tieren der Kopf abgeschlagen wird. An den der Śyāmā[2]) oder Durgā geweihten Festen der Kālī werden manchmal so viele Tiere getödtet, dass die Opferstätte von Blut überfliesst und die Menschenmenge von Blutdunst berauscht erscheint. Tausende von Ziegen, Widdern, Büffeln werden noch

1) Ich habe zweimal 1893/94 Kāḷighaṭṭa besucht. Vergleiche über die Verehrung der Kālī: „A view of the history, literature and religion of the Hindoos ... by the Rev. W. Ward, Madras 1863, pp. 89—104".

2) Die Śyāmāpūjā findet am Neumond des Kārttika statt. Śyāmā (die schwarze) ist ein Beiname der Kālī. — Siehe ferner Ward, pp. 95, 96: A few years ago, I went to the house of Kalee-shunkurughoshu, at Calcutta, at the time of the Shyama festival, to see the animals sacrificed to Kalee. The buildings where the worship was performed were raised on four sides, with an area in the middle. The image was placed at the north end, with the face to the south; and the two side rooms, and one of the end rooms opposite the image, were filled with spectators; in the area were the animals devoted to sacrifice, and also the executioner, with Kalee-shunkuru, a few attendants, and about twenty persons to throw the animal down, and hold it in the post, while the head was cut off. The goats were sacrificed first, then the buffaloes, and last of all two or three ram. In order to secure the animals, ropes were fastened round their legs; they were then thrown down, and the neck placed in a piece of wood by a peg which passed over it, the men who held it pulled forcibly at the heels; while the executioner, with a broad heavy axe, cut off the head at one blow; the heads were carried in an elevated posture by an attendant (dancing as he went), the blood running down him on all sides, into the presence of the goddess. Kalee-shunkuru, at the close, went up to the executioner, took him in his arms, and gave him several presents of cloths, etc. The heads and blood of the animals, as well as different meat-offerings, are presented with incantations as a feast to the goddess; after which clarified butter is burnt on a prepared altar of sand. Never did I see men so eagerly enter into the shedding of blood, nor do I think any butchers could slaughter animals more expertly. The place literally swam with blood. The bleating of the animals, the numbers slain, and the ferocity of the people employed, actually made me unwell; and I returned about midnight, filled with horror and indignation.

jährlich in Bengalen in den Āśvina- und Kārttika-Monaten der Kālī geopfert. Den grössten Vorteil erzielen ausser den Priestern die Eigentümer der Tempel, welchen die dargebrachten Gaben zugute kommen.

Um eine Vorstellung von dem Aufwand zu geben, der bei den Festen zu Ehren der Kālī gemacht wurde, genügt ein Beispiel. In verschiedenen Jahren spendete Īśānacandra Rāya, ein Enkel des Kṛṣṇacandra Rāya, der Kālī 80 000 Pfd. Zuckersachen, ebenso viel Pfund Zucker, 1000 Frauengewänder und ebenso viele Frauengewänder aus chinesischer Seide, 1000 aus Reis, Bananen, Erbsen und ähnlichen Früchten bestehende Sendungen, 1000 Schafe, 1000 Ziegen und 1000 Büffel.

In Südindien sind die merkwürdigsten Sagen mit der Kālī als Bhadrakālī oder Aṅkalamma verknüpft. So berichtet eine Legende im Telugulande, dass als Brahma am Anbeginn auf dem Berge Mēru residierte, er daselbst ein tiefes Loch grub. Er füllte dasselbe mit Sandelholz, breitete darüber ein Antilopenfell und setzte sich darauf. Dann zündete er seinen Sitz an, worauf sich eine grosse Flamme erhob, die ihn zu erfassen drohte. Auf eine von Brahma gesprochene Zauberformel erschien die bis dahin unbekannte Ādiśakti Aṅkālamma im Feuer und forderte Brahma auf, sie als göttliche Śakti zu verehren. Brahma konnte ihr aber nicht opfern, versprach ihr aber, dass Rāma und Lakṣmaṇa sie anbeten sollten. Später erschien sie in der Stadt Devagiri um Mittagszeit am wolkenlosen Himmel im Glanze von tausend Blitzen. Die Götter errichteten ihr sodann einen goldenen Thron. Die Bürger der Stadt wurden aber nach einiger Zeit böse mit Aṅkālamma und verjagten sie. Deshalb verhängte sie Seuchen über die Stadt. Als ihr Zorn aber nachliess, sandte sie ihre Schwester Kollapāṭi Aṅkamma als eine Yerukalafrau verkleidet nach Devagiri, um die Bürger zu bewegen, sie zurückzurufen. Diese aber warfen die Schwester in ein von Würmern wimmelndes Gefängnis, aus welchem sie Aṅkālamma befreite und sich für die erlittene Unbill schwer rächte.[1])

Nach einer andern Sage erschien Aṅkalamma im Cōlalande als Tochter eines gelehrten Brahmanen und setzte die grössten Paṇḍits durch ihre Gelehrsamkeit in Verlegenheit; da diese es nicht ertragen konnten, von einem jungen Mädchen in Diskussionen besiegt zu werden, beschlossen sie deshalb, die junge Brahmanin öffentlich zu beschämen. Sie schenkten ihr zu diesem Zweck ein schönes, weiches Kleid, das ihr in der Versammlung von den Hüften herunterfallen und sie nackend blossstellen sollte. Aṅkālamma nahm das Geschenk an, zog indessen das Kleid in solcher Weise an, dass es nicht herunterfallen konnte. Sie ging dann in die Versammlung, beteiligte sich an den Verhandlungen und besiegte ihre Feinde so vollständig, dass die Brahmanen, welche sie entehren wollten, aus der Kaste gestossen wurden. Sie selbst regte sich indessen über die beabsichtigte Gemeinheit so auf, dass ihre hitzige Wut sie zu Asche verbrannte. Die Brahmaninnen von Beṭṭadapuram in Mysore tragen in Erinnerung an dieses Ereignis ausser der Tāli oder der Heiratsschnur, dem

1) Über diese und andere Legenden siehe die „Original inhabitants of India“ pp. 485—491.

Maṅgalyam, noch ein goldenes Bild der Aṅkālamma um den Hals. Sie binden auch ihre Kleider, wie Aṅkālamma es getan. Die Familiengottheit (Kuladevatā) der Saṅketa-Brahmanen von Beṭṭadapuram ist noch heute Aṅkālamma. Einzelne dieser Sagen erinnern an Aṅgāramma oder Aṅgārmati, an die Göttin der glühenden Kohle.

Bei den Tamulen steht Aṅkālammai in hoher Gunst bei den Frauen. An ihren Festtagen stehen sie schon um 4 Uhr morgens auf, füllen ihre Messinggefässe mit Wasser, baden sich im benachbarten Bach oder Teich, reiben sich mit Safran ein und kehren nach Hause zurück. Sie nehmen dort ihre Mahlzeit ein, schmieren sich Sesamumöl in die Haare, flechten Blumen in dieselben und legen ihre Festkleider und Schmucksachen an. Zusammen mit ihren Männern gehen sie nach dem Tempel der Göttin, erstere führen die Opfertiere, die Frauen tragen in ihren Messingtöpfen Reis und kochen ihn. Wenn der Reis beim Kochen nach Süden hin sinkt, ist es ein gutes Zeichen. Um den Rand der Töpfe winden sie Safranzweige und machen mit feuchter Asche vorne drei Streifen. Wer dies nicht tut, muss am folgenden Tag noch einmal kochen. Nachdem das Fest begonnen und die Pariamusiker zu spielen angefangen haben, fährt die Göttin in eine der Frauen, welche vor dem Tempel zu tanzen beginnt, Safranwasser eimerweise verschluckt und eine Unmasse Margosablätter verschlingt. Tanzend verlässt sie in diesem Zustande den Tempel und kehrt auf dem Heimwege nach Hause in der Ekstase immer essend und trinkend zurück, während die übrigen Frauen beim Festessen bleiben und erst am Morgen zurückgehen.

Manchmal lassen sich die Frauen vom Töpfer eine neue Figur der Göttin machen, tragen sie bei Mondschein nach dem Tempel und tanzen und singen bis Tagesanbruch.

Wenn der Teufel in eine Frau gefahren ist, badet sie sich und geht in ihren nassen Kleidern, von ihren Verwandten und dem Teufelaustreiber begleitet, nachts nach dem Tempel der Aṅkālammai. Man legt Bananen vor ihren Schrein, die Besessene wackelt mit ihrem Kopf hin und her, der Exorzist schlägt die Trommel und singt dabei: „Für die knienden Beine, o Mutter, für die Beine, o Mutter, gebrauche stets granatapfelfarbige Beinkleider; wenn du aufgestanden, ziehe über die Beine, o Mutter, über die Beine, o Mutter, gelbfarbige (Tuttiblumenfarbige, Sida populifolia) Beinkleider.“[1]) Der Beschwörer befragt sodann den Teufel nach seinem Namen und die Frau berührt, so wie er ihn nennt (gewöhnlich einen bekannten Teufel, Karuppannasvāmi), einen unter dem Einfluss der Götter ohne ihr Wissen gemachten Haarknoten.

Der Teufel wird nun mit Zweigen der Calatropis gigantea geschlagen und verspricht die Frau zu verlassen, wenn er 3 oder 4 Panams (50 bis 70 Pfennige) für Arrak erhält. Die Frau erhebt sich sodann, nimmt einen grossen Stein und wirft ihn an den Baum, wo der Teufel sich aufhielt. Ihre Verwandten und der Exorzist rennen hinter ihr her, schneiden den

1) Maṇḍipōtta kālkaḷḷukku tāyē kālkaḷḷukku tāyē mādulampūśalladam ām Tukki vaita kālkaḷḷukku tāyē kālkaḷḷukku tāyē tuttipūśalladam ām.

Haarknoten ab, binden ihn an einen eisernen Nagel und befestigen ihn an den Baum. Hierauf badet sich die Frau und ist vom Teufel frei.

Die von Teufeln Besessenen bringt man gewöhnlich nach dem Tempel der Aṅkālammai, denn diese soll die Menschen vor Wald-, Feld- und Hausteufeln schützen und die Teufel zwingen, die Menschen zu verlassen.

Wenn der Aṅkālammai unblutige Opfer dargebracht werden, heisst sie Kanakammāḷ (Goldmutter).

Kālī wird verschiedentlich abgebildet. Bei den Ureinwohnern wird sie nur durch einen Stein oder einen Holzblock dargestellt, bei den anderen Hindus indessen durch Figuren verschiedener Art. Am häufigsten werden ihr vier Hände zugelegt, von denen die erste eine von einer Schlange umwundene Keule, die andere eine Schlinge (oder aber ein Schwert und einen Kopf) trägt, die beiden anderen aber leer sind und Segen spenden und Furcht verbieten sollen. Sehr gewöhnlich erscheint Bhadrakālī mit ausgestreckter Zunge tanzend auf ihrem Gemahl Śiva stehend.[1]) Ihre Hautfarbe ist schwarz, man gibt ihr auch zehn Hände, von den vier zur Rechten ist eine leer, drei tragen einen Strick, einen Papagei und eine Lanze, und von den vier zur Linken ist eine Hand auch leer, die anderen drei halten eine von Schlangen umwundene Trommel, ein Feuer und einen Dreizack, und die noch übrigen zwei sind ineinander geschlungen. Auf dem Kopf trägt Kālī eine feurige Krone, als Ohrringe dienen zuweilen Menschenleichen, Schlangen bilden ihren Halsschmuck, auf der Stirn trägt sie die Vibhūti Śivas und aus ihrem Munde stecken zwei Löwenzähne.

Wie in den Tempeln der anderen Grāmadevatas sind auch in dem der Kālī zwei Bildnisse, ein steinernes unbewegliches im Innern und ein metallenes, das bei Prozessionen herumgetragen wird (das sogenannte Śelvapiḷḷai). In ihren Tempeln in Südindien stehen in der Vorhalle beinahe dieselben Figuren, wie in denen der Ellamma und der Māriyamma. Es sind dies der grosse Gott Periyatambiran, der wie Śiva oder Īśvara aussieht; zum Begleiter hat er einen eingeborenen Waldmenschen, einen Iruler, sodann ihre drei Adjutanten Raṇavīra, Vīrabhadra und Pāvāḍaivīra (letzterer fängt für die Aṅkālammai die Seelen derer, welche eines gewaltsamen Todes sterben), die Tīkkuttittammāl, welche durch Selbstmord in den Flammen umgekommen und eine Teufelin Kāṭṭēri.

Vīrabhadra scheint mit dem Unhold Aghōra identisch zu sein. Beide sind zornige Ausgeburten Śivas und gleichen sich auch im Äussern. Eine Krone bedeckt ihr Haupt, auf dem schwarze krause Haarlocken wachsen und vierzehn Arme und Hände, sieben auf jeder Seite, stehen

1) Nach ihrem Siege über den Unhold Raktavīja (oder nach anderen über Rāvaṇa) war sie so aufgeregt, dass sie so wild an zu tanzen fing, dass sie die Welt in ihrer Grundlage zu erschüttern drohte. Śiva warf sich demnach, um weiteres Unheil zu verhüten, auf den Erdboden, und als Kālī auf ihn tretend es bemerkte, stand sie still und steckte beschämt, nach der Weise der Hindufrauen, ihre Zunge aus. — Vergleiche Ziegenbalg l. c. pp. 164—174: Śiva soll die Bhadrakālī beim Tanze sogar übertroffen haben, und deshalb nennen ihn die Tamulen Pēyōḍāḍi, der Tänzer mit der Teufelin.

ihnen zur Verfügung. Über ihre Verwendung und Bewaffnung lauten die Berichte abweichend. Von den sieben Händen an jeder Seite sind entweder zwei leer und offen, wie oben schon angeführt[1]), oder je eine ist offen und zwei fassen zusammen einen Dreizack, während die übrigen fünf zur Rechten ein Schwert, eine Blume, einen Pfeil, eine Trommel (Uḍukkai) und einen Speer oder eine Trommel (ḍamaru), Schelle, einen Strick, Schild und Prügelstock tragen, und die Linke mit einem Dreizack, Schild, einer Glocke, einem Pfeil und einem Speer, oder aber mit einem Hirsch, Feuer, einem Elefantenhaken, einer Trommel (Uḍukkai) und einem Speer bewehrt ist. An einer langen Schnur hängen die Köpfe der von Vīrabhadra beim Opfer des Dakṣa erschlagenen Menschen. Je nach der Grösse des Tempels hat Vīrabhadra 4, 16 oder mehr Köpfe, nach der gewöhnlichen Legende hat er sogar 1000 Köpfe und 2000 Hände.

Alle diese speziellen Ausschmückungen der äussern Erscheinung der Gottheiten sind spätern Ursprungs und werden hier nur erwähnt, um nicht später auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Wenigstens einmal in der Woche, gewöhnlich am Freitag, wird der Kālī und ihren Stellvertreterinnen geopfert und einmal im Jahr findet ein grosses Fest ihr zu Ehren statt, welches acht Tage währt. Am Morgen und Abend wird dann ihre bronzene Statue umhergetragen und am letzten Abend versammeln sich alle Dorfbewohner zur gemeinsamen Schlussfeier.

Māri, Māri Amma oder Māriyammai.

Māri (Mārī), Mātā, Amma, Māri Māta, Māri Amma oder Māriyammai ist eine der weitverbreitetsten und allgemein verehrten Grāmadevatās Indiens. Letzterer Name, unter welchem sie wohl am besten bekannt ist, ist teils dem Sanskrit, teils dem Urindischen entlehnt. Māri kommt von der Sanskritwurzel mṛ, sterben, Mara (Māra) bedeutet Tod, und māri (mārī) jede tötliche Krankheit, Pestilenz, besonders Pocken und Cholera. Bei einigen gaudodravidischen Volksstämmen, z. B. bei den vagabundierenden dravidischen Kanjar in Mirzapore gilt Māri für die Göttin des Todes, als göttliche Herrscherin, Mahārāṇi Dēvī. Sie ist daher die höchste Machthaberin, die Paraśakti, die Mutter (Amma, Ambā, Mātā, Tāy), die grosse Mutter (Mahāmātā, Māhā Māi, Periyammai, Peddamma, Pōlēramma)[2]), die mütterliche Göttin (Dēvī mātā), die Weltenmutter und Weltenkönigin Jagadambā, Jagadraṇi).[3])

---

1) Siehe: S. 738.

2) Pōlēramma wird von einigen durch Holeyaramma, die Göttin der Holeyas oder Parias erklärt, weshalb man sie auch Caṇḍālamātṛ, Mātaṅgī oder Palagaurī genannt. Pōlalamma gilt für die Schwester der Aṅkālamma.

3) Die bekanntesten Namen der Mariamma sind: Ādi, Ādiśakti, Adiśivadēvī, Agwani, Alamēlumaṅgai, Amma (Ammai, Ammavāru, Ambā, Ammaṇi), Arādhāṛapporuḷ, Āyi, Ayiraṅkaṇṇudaiyaḷ (die 1000äugige), Ārimuttuvāḷiyammai, Basanti (die gelbe, vom sanskritischen Vasanta), Bhūdēvī, Chamariya, Dēvī Mātā, Dhurandhari, Draupadī, Gōpālataṅgai, Jagadambā, Jagadrāṇi, Īśvarī, Kaccipadiyāḷ, Kāḍukāḷ, Kāḍukāḷammai, Kāmākśi, Kapālī, Karaṇasaundarī, Karaṇī, Kiḷiyēndunāyaki, Koddi, Lamkariya, Mādā, Mādaraśī, Mahāmātā, Mahāmāyī, Maharāṇi, Mahārāśi, Maṅgai, Maṅgalavinōdī, Maṅgamāriyammai, Manōmaṇi, Maṇimantraśēkharī, Māri (Māri amma, Mārīyamma, Māriāi, Māriyāi), Mārikā, Māriyatta,

In Südindien zirkulieren über den Ursprung der Māri Amma ähnliche Sagen, wie über den der Ellamma. So legte sie auch als Henne drei Eier, von denen das erste die Erde, den Himmel und die Gestirne, Brahma, Viṣṇu und Śiva, das zweite die Rakṣasas enthielt und das dritte faul war, und machte später ebenfalls ihren Söhnen Heiratsanträge. In der Folgezeit galt sie als Schwester des Viṣṇu und Kṛṣṇa und hiess als solche Māyāsahōdarī, eine Bezeichnung, welche dem tamulischen Nāraṇanārtaṅgai, Śenkaṇṇantaṅgai und Gōpālataṅgai entspricht. Im Śamayapurattāltempel bei Śrīraṅgam wird Māri Amma als Schwester des Raṅganātha verehrt und alle für ihren Schrein gemachten Sammlungen werden Raṅganātha zugewendet.

Überall in Indien sind der Māri Amma Tempel geweiht, sie besitzt viele Schreine in den Himālayabergen, berühmt sind u. a. ihre Tempel in Gurgaon im Panjab, in Muzaffarnagar und Raewala in den North Western Provinces, in Sultanpur in Oudh, in Hoshangabad in den Central Provinces und in Chattisgarh in Nordindien[1]), in Kaṇṇanūr und Śamayapuram in Trichinopoli, in Koraṅginiyamman kōvil in Tinnevelli, in Tādikombu, Vaṭalaguṇḍu, Cōḷavandān, Virapāṇḍi und Periyakulam in Madura, in der Stadt Tanjore und im grossen Māriyammankōvil bei Tanjore, in Kōliyanūr und Tiruvannāmalai in South-Arcot und in Periyapālayam und Kāñci in Chingheput.[2])

Ursprünglich soll Māri Amma wie manche andere Śaktis wohlwollend und milde gesinnt gewesen, dann später aber hochmütig geworden, ihrer göttlichen Würde verlustig gegangen und aus dem Himmel verstossen worden sein. Deshalb erscheint Māri Amma bisweilen als weisse und gütige, meistens aber als schwarze und böse Gottheit. Obgleich oder vielmehr weil man sie so fürchtete, versuchte man ihren Zorn durch reichliche Opfergaben zu besänftigen und sie zu bewegen, den tödlichen Seuchen Einhalt zu tun und böse Geister zu verhindern, Unheil anzurichten.

Ihrem milden und grausen Auftreten gemäss werden ihr auch unblutige und blutige Opfer gebracht. So werden der weissen Mutter (Ujali Mātā) in Muzaffarnagar Kuchen, Konfekt und Stücke Zucker geweicht. Eltern, deren Kinder an den Pocken erkrankt sind oder an skrophulösen Halsanschwellungen leiden, besprengen ihren Altar mit Wasser und spenden ihr Blumen, Milch und Gangeswasser. In Raewala scharen sich ihre An-

---

Māsūrikā, Mātā, Mātaṅgī, Mātariya, Māyāsahōdarī, Māyi (Māi), Motiya, Muttumāriyammai Mutyālamma, Nāgakanyā, Nallamuttu, Nārānanārtaṅgai, Nelliyakalliyāṇi, Nīlī, Pakauriya, Pansa, Paranjōdi, Padināyiraṅkannuḍaiyāḷ, Phapholewali, Phulmati, Polamde, Pūjakkuṛatti, Śamayapurattāl, Śaṅkarī, Śakkaccivandavaḷ, Śenkaṇṇantaṅgai, Śītālā, Śitaladēvī, Tāy, Ujalimātā (weisse Mutter, ujjvalī), Ūrkāṅkuṅkālī, Vācaki, Vaḍugi, Vaḍugantāy (Mutter Vaḍugans oder Bhairavas), Vallānmaikkāri, Vallavi, Yakkalādēvī oder Yakkamma, etc. — Siehe Original Inhabitants, p. 471. Agwān Deva (siehe oben Agwani) ist bei den Bhars, der Bruder der sieben Pockenschwestern.

1) Siehe: An Introduction to the Popular Religion and Folklore of Northern India, by W. Crooke. Allahabad 1894, pp. 78—80.

2) Siehe: Original Inhabitants pp. 472—475, Noten 265 und 266.

hänger in dem Tempel und beten zur Māri Amma um Kinder und geloben ihr im Falle der Gewährung Geschenke, Versprechen, welche sie auch halten.

In Hoshangabad werden nur Kokosnüsse und Zuckersachen auf den Schrein der Māri Amma gelegt. Ähnliche Gaben erhält sie in Kaṇṇanūr in Tanjore und in Periyakulam. Dagegen werden ihr Tiere geopfert in den Tempeln in Koraṅgini, Tādikombu, Śamayapuram, in Kōliyanūr und im grossen Tempel bei Tanjore.[1])

Beim Ausbruch von Krankheiten herrschen in einigen Gegenden eigentümliche Gebräuche vor.[2]) So binden sich die Frauen der Gerber und Lederarbeiter, der Chāmārs oder Chāmārkārs in Bengalen, Bananenblätter um den Hals, wenn gefährliche Epidemien bei ihnen vorherrschen, und bitten um Unterstützung, der Śitalā und anderen die Krankheit verursachenden Göttinnen im Falle der Genesung Geschenke versprechend. Dabei beschmieren sie eine Stelle auf der Erde mit Kuhmist, zünden ein Feuer an, unterhalten dies mit geronnener Butter und Spiritus, verbeugen sich bis zur Erde und murmeln Beschwörungen. Dann opfern sie ein Schwein, vergraben die Knochen und den Abfall, rösten das Fleisch und verzehren es, keiner darf aber davon etwas nach Hause mitnehmen.[3]) Die Khands verlassen dagegen beim Ausbruch der Pocken ihre Dörfer, in denen nur wenige zurückbleiben, um die zürnende Gottheit durch das Blut von Büffeln, Schweinen und Schafen zu besänftigen, während ihre Nachbarn durch auf die Wege gelegte Dornen ihr den Zutritt zu ihren Dörfern verwehren.[4]) In Tirhut, in Bengalen, badet sich die Bevölkerung in Wasser, das in der Nacht vor dem Pockenfest (Jūr Sītal) geschöpft worden, verehrt dann die Göttin und verzehrt die zur selbigen Zeit zubereiteten Speisen. Dann bedecken sich die Leute von früh morgens bis Mittag mit Schlamm und bewerfen sich gegenseitig, ohne Unterschied arm und reich, damit. Jeder muss ein solches Moorbad nehmen, vielleicht wirkt es prophylaktisch oder man hält es für entsühnend.[5]) Um Kinder übrigens vor der Krankheit zu bewahren, gibt man ihnen Schimpfnamen und bekleidet sie mit Lumpen.[6])

Wenn im Panjab ein Kind an den Pocken erkrankt ist, darf niemand, der sich gewaschen, gebadet oder gekämmt hat, das Haus betreten, wenn er nicht vordem an der Haustür Weihrauch angezündet hat. Kein Donner-

---

1) Siehe: Original Inhabitants pp. 474, 475.

2) Wenn bei den Halwāis, den Konditoren in Mirzapur, ein Kind an den Pocken erkrankt, schwenkt man einen Pice um seinen Kopf und steckt ihn hinter das Kissen, dann gräbt man ein Loch in den Boden und giesst in dasselbe den von fünf verschiedenen Früchten bereiteten Scherbet und spendet der Śītalā Mātā Süssigkeiten (batāsha), geröstete Linsen (ghunghuri) und Blumenkränze; siehe W. Crookes Tribes and Castes of the N. W. P., III, p. 488. Vergleiche hierzu die Art der Verehrung der Dienerin und Begleiterin der Śītalā in Gurgaon im Panjab, der Sedhū lālā; Indian Antiquary VIII, 211.

3) Siehe: The Tribes and Castes of Bengal by H. H. Risley, Vol. I p. 179.

4) Siehe: Introduction to the popular Religion of Northern India p. 80.

5) Siehe: Introduction to the popular Religion of Northern India p. 84.

6) Siehe: Original Inhabitants p. 23; Introduction to the popular Religion p. 86.

schlag darf an das Ohr des Patienten kommen, ehe sich nicht der Ausschlag entwickelt hat. Deshalb versucht man den Donner durch künstlichen Lärm, wie durch Schlagen auf Kupfer und anderen Hausgeräten, durch Klappern von Mühlsteinen zu übertönen, denn Donner stört die im Patienten weilende Gottheit. Um diese zu beschwichtigen, füttert man auch den Esel, das Tier, auf dem Śitalā reitet. Während des 7—8 Tage anhaltenden Fiebers wird der Kranke mit Silberblättern bedeckt und erhält Rosinen zum Essen. Wenn die Entzündung abnimmt und die Pusteln abtrocknen, benetzt man das Kind mit Wasser und es wird in safranfarbiges Gewand gekleidet, von den Eltern in Prozession unter Trommeln und Musik nach dem Tempel der Śitalā gebracht, der mit Mennig bestrichen, mit Dickmilch besprengt und mit roten Bändern behängt ist.[1])

In Guzerat stellt man einen Schirm vor das Bett des Pockenkranken. In einen irdenen Topf wirft man Eselsmist, Kuhurin und Blätter vom Nimbabaum (Azidirachta indica), und jeder, der ins Haus kommt, muss seine Füsse hineinstecken und die grosse rechte Zehe nass machen, damit unter keinen Umständen der Schatten einer andern Person auf ihn falle; ausserdem hat jeder Hausgenosse einen Büschel vom Nimbablättern bei sich, um den nachteiligen Einfluss, den der Schatten einer unreinen Person auf ihn ausüben könnte, zu verhindern. Zur Beschwichtigung der Göttin erzählt ein Brahmane die lobenswerten Handlungen der Śitalā, die sogenannten Śitalā Stotra.[2])

Pocken impfen ist in Indien schon von Alters her bekannt. In den Chaitra- und Vaiśākha-Monaten werden im Norden zwei Jahre alte Kinder geimpft.

Wegen ihrer Behandlung der Pocken sind die Gärtner in Bengalen berühmt.

Die Gärtnerkaste in Bengalen, die Kränzemacher, Māli oder Mālākar, versorgen zwar die Tempel täglich mit Blumen und liefern den Bräuten ihre Hochzeitsblumen, aber eine ihrer Hauptbeschäftigungen besteht im Inokulieren der Pocken.

Am ersten Caitra, ungefähr Mitte März, halten sie ihr jährliches Fest der Śitalā in ihrem Garten Mālibagh, wonach auch das Fest seinen Namen führt. Sogleich beim Erscheinen der Pocken ruft man den Mālākār, der sogleich, was ein Verständnis für die Behandlung verrät, den Genuss von Fleisch, Fisch, öligen und gewürzten Speisen verbietet. Dann bindet er eine Haarlocke, eine kleine Muschel (Cowrie), ein Stück Gelbwurz (Curcuma) und einen goldnen Gegenstand an das rechte Handgelenk des Kranken. Man legt den Patienten auf ein frisches unausgebreitetes Bananenblatt, gibt ihm Milch zu trinken und fächelt ihm mit einem Nimzweige. Jeder, der das Krankenzimmer betritt, wird mit Wasser besprengt. Um die Hautschmerzen zu lindern, streut man Erbsen- und anderes Mehl, Muschelstaub und Gelbwurz auf den Körper. In der Nacht

1) Siehe ibidem pp. 79, 80, 86.

2) Siehe: Rās Mālā by the late Alexander Kinloch Forbes, London 1878 pp. 606—7.

vom 7. zum 8. Tage trägt der Māli einen Wassertopf in die Krankenstube und füllt denselben mit Alwareis, einer Kokusnuss, Zucker, Bananen, Blumen, Nimbalättern und einem gelben Lappen, murmelt einige Zauberbeschwörungen (Mantras) und rezitiert die Legenden der betreffenden Pockengottheit, die sogenannte Kissa.[1]) Wenn die Geschwüre reif sind, durchbohrt der Māli dieselben mit einem in Sesamumöl gesteckten Karaundadorn (Carissa diffusa oder Carissa carandas). Der Körper wird dann mit Öl eingerieben und dem Kranken werden kühlende Früchte verabreicht. Wenn der Schorf der Pocken sich abgeblättert hat, findet eine Schlusszeremonie (Godām) statt.[2]) Gelübde werden übrigens nur im Falle der Genesung erfüllt.[3])

Sollte indessen der Kranke sterben, so wird die Leiche nicht verbrannt, sondern beerdigt, denn ihre Reinigung durch Verbrennen ist unnötig, weil die Gottheit auf ihr ihre sichtbaren Spuren hinterlassen hat und durch das Verbrennen beleidigt wird.

Somit ist Māri Ammas Tätigkeit wesentlich mit den Pocken verknüpft, weshalb auch einige ihrer Beinamen mit dieser Krankheit zusammenhängen. Das einzelne Pockengeschwür gleicht in seiner äussern Form anfänglich einer Perle und daher stammt auch seine Benennung in Hindustani und Tamil, Mōṭi und Muttu, vom sanskritischen Wort Mutya, Perle. Als Pockengottheit heisst demnach Māri Amma in Hindustani Motiya, im Tamil Mārimuttu, Muttumāriyamma, Mutyālamma oder Nallamuttu. Die Hindus haben übrigens schon frühzeitig wahrgenommen, dass bei dieser Krankheit eine kühlende Behandlung Hauptbedingung ist, weshalb der Name Śitalā, die Kalte, sie heisst deshalb auch in Hindustani Thandī, für die Krankheit und die ihr präsidierende Gottheit nicht nur als euphemistischer Ausdruck zur Bezeichnung der Fieberhitze, sondern als Anweisung für kühlende Pflege des Kranken angesehen werden muss. Denn alle hitzenden Speisen und Getränke werden sorgfältig vermieden.[4]) Ausserdem haben die indischen Ärzte schon frühzeitig das Inokulieren der Pocken gekannt, wie z. B. die eben erwähnten Māli in Bengalen sich gewerbsmässig damit abgeben, vielleicht sind sie durch ihre gärtnerische Erfahrung beim Okulieren von Pflanzen darauf gekommen. Übrigens ist

1) Siehe: The Tribes and Castes of Bengal. By H. H. Risley, Calcutta 1891, Vol. II 60, 61, 62.

2) Vergleiche: W. Crookes Tribes and Castes of the N. W. P. and Oudh II p. 225. In Bulandshahr they (the Chhūpi) worship Māta or the small-pox goddess; p. 297, Their (of the Dhuṇiya) deities are Māta, the small-pox goddess; III p. 39, In the direction of Rajputāna they (the Jāts) have much respect for Māta, or the small-pox goddess), etc. etc.

3) Ibidem II p. 270: Die Dhāngar in Mirzapur geben der Śītalā, wenn das Kind genest, Brod und eine Art Konfekt (halwa), das Kind trägt dann so lange es lebt ein vergoldetes Silberbild der Göttin um den Hals. Die Kaseras geben, wenn sie genesen, der Śītalā ein gelbes Gewand und Blumen.

4) Siehe: Introduction to the popular religion of N. India by W. Crooke p. 81: „In her form as a household goddess Sītalā is often popularly known as Thandī or „the cool one", and her habitation in the house is behind the water pots in the damp place where the water drips. Here she is worshipped by the house mother, but only cold food or cold water is offered to her.

den Indiern das Einimpfen des Blatterngiftes auf der Schulter mit dem Kuhpockenimpfstoff nicht unbekannt, denn es wird ebenfalls erwähnt.[1])

Pocken und Cholera[2]) sind ausser Fieber die Seuchen, welche die zahlreichsten Opfer von der Bevölkerung fordern, deshalb ist Māri Amma kein gern gesehener Gast. Wenn nun dergleichen Epidemien das Volk hart mitnehmen, weiss es sich in seiner Verzweiflung gar nicht mehr zu helfen, als durch ein öffentliches Dekret die Göttin zu verbannen. Natürlich wird bei der Exmittierung der Gottheit die grösste Höflichkeit beobachtet und alle äusseren Formen gewissenhaft gewahrt. Ein ernster feierlicher Leichenkondukt wird arrangiert und die Göttin in demselben aus dem Ort gebracht. Man setzt sie in einen von schwarzen Ochsen gezogenen, schwarz angestrichenen Wagen und bringt sie über die Grenze, mit dem Wunsche, dass sie nimmer zurückkehre.[3])

In Südindien nehmen die Feste der Mariamma einen eigentümlichen volkstümlichen Verlauf. Die grosse Beteiligung des weiblichen Geschlechts, der Frauen und Mädchen, ist selbstverständlich, da Krankheiten und Epidemien mehr das häusliche als das öffentliche Leben affizieren und ersteres vorzugsweise in die Sphäre der Frau fällt, zumal wenn es sich, wie in diesen Fällen, besonders um die Gesundheit der Kinder handelt.[4])

Man eröffnet das Fest mit Einpflanzen von dicken, dreizackigen Zweigen vom Margosa oder Nimbabäumen (Azadirachta indica oder Melia azadirachta) in der Mitte der Altare, und alt und jung, besonders Mädchen und Frauen begiessen sie 14 Tage lang jeden Morgen. Um rein vor der Göttin zu erscheinen, baden sich alle früh am Morgen in den benachbarten Flüssen, Teichen oder Quellen. Auf den Tempelhöfen ergeht sich die Menge in vielerlei Spielen und Belustigungen. Viele bereiten sich vor ihre Gelübde zu erfüllen. Denn zu Ehren der Mariamma werden manche gefährliche Bravourleistungen ausgeführt, wie z. B. Feuertreten und Hakenschwingen.

Für das erstere wird auf dem Tempelhof ein etwa 25 Fuss im Durchmesser haltender Graben ausgegraben, der 5 Fuss tief und kreisförmig ist. In denselben werden brennende Reisigbündel und grosse Holzklötze gelegt. Wenn dieselben ziemlich verbrannt sind und die Flammen sich etwas gelegt haben, gehen die mit Margosablättern und Blumenkränzen bedeckten Personen, nachdem sie gefastet, sich gebadet und eine gewisse Zeit sehr enthaltsam gelebt haben, in den Graben und gehen, trotz der

1) Siehe: Dhanvantarikṛtaśākteyagrantha im Śabdakalpaduma:

Dhenustanyamasūrikā nārānāñca masūrikā
tajjalam bāhumūlācca śastrāntena gṛhītavān.
Bāhumūle ca śastrāṇi raktōtpattikarāṇi ca
tajjalam raktamilitam sphoṭakajvarasambhavam.

2) Die Tänzer und Akrobatenkaste der Nats in Nordindien verehren besonders Māriamma (Mari oder Mariāi) als Göttin der Cholera; siehe W. Crookes Tribes and Castes of the N. W. P. and Oudh, Vol. IV, 57, 74.

3) Siehe: Lieut. Col. Tods Annals of Rajasthan II p. 744.

4) Siehe: W. Crookes Tribes and Castes of the N. W. P. and Oudh III p. 339: „When a child is born, during a small-pox epidemic and in the month of Chait, women worship Sītala or Māta“. Dies tun die Frauen der Kumhār, der Töpfer, bei Mirzapur.

unerträglichen, im Graben vorherrschenden Hitze, mit nackten Füssen über die Kohlen. Nur selten ereignet sich hierbei ein Unglücksfall; indessen ist es jetzt verboten. Den Frauen wirft der Pūjāri glühende Kohlen in das Haar, auch das ist nicht mehr erlaubt. Das Feuertreten war übrigens früher besonders bei den Pallis während der Draupadifeste gebräuchlich.

Das bei den Festen der Ellamma übliche und schon erwähnte Hakenschwingen findet auch bei denen der Māriamma statt, und zwar besonders in Vaṭalaguṇḍu, Cōḷavandān und in Virapāṇḍi im Maduradistrikt. Statt der Menschen schwingen jetzt in Peripālayam bei Madras Schafe und beim Feste der Aṅkālamma in Volpanūr schwingen Ziegen.

Indessen sind nicht alle Gelübde so schwierig und gefährlich auszuführen wie das Schwingen. So rollen Knaben auf der Erde hin und her, weil ihre Mütter dies der Göttin gelobt hatten, während die aus dem Bade kommenden Mädchen und Frauen in ihren nassen Kleidern hinterher laufen und mit ihren Fingern Kreise auf der Erde zeichnen. Andere messen Entfernungen mit ihrem Körper, indem sie sich der Länge nach auf dem Boden um den Kopf und die Füsse drehen, andere bleiben abwechselnd stehen oder setzen sich, noch andere haben ihre gewöhnliche Kleidung abgelegt und sich von Kopf zu Fuss mit dicken Margosablättern bedeckt.

Vor Beginn des eigentlichen Festes bereiten am Abend des vierzehnten Tages die Frauen zu Hause die erforderlichen Gerichte und Fleischspeisen, der für die Hausgenossen streng reservierte Teil des Hauses wird besonders eingesegnet und mit feuchtem Kuhmist betüncht; auch wird die Aussenseite des Hauses mit roter Wasserfarbe bestrichen und vor der Haustür alle möglichen zierlichen Figuren mit flüssigem Reismehl gezeichnet. Ebendaselbst stellen die Frauen auch zwei bis drei mit neun verschiedenen Arten Gemüseschösslingen gefüllte Töpfe, die sogenannten Pālikai [im Sanskrit Pālikā[1])]. Die jungen Pflanzen werden sorgfältig vor dem Sonnenlicht bewahrt, damit sie ihre bräunliche Farbe beibehalten, auch bestreut man ihre Blätter mit Safran und Sandelholzpulver. Vor diese Töpfe stellt man die mit vielem Fett bereiteten Speisen.

Auf der Strasse entfaltet sich nach 3 Uhr ein merkwürdig reges Leben. So bohren einige Yogis in ihrer Aufregung mit einer Nadel Löcher in ihre Hüften und ziehen durch diese zwei Bänder, die ein anderer Mann vorn zusammenknotet und an derselben die so befestigten tanzend durch die Gassen zerrt; wieder andere tragen tönerne, mit Lichtern bedeckte Kandelaber oder sogar kleine Stiere auf den Köpfen, während lebende Hühner von den Tempeln und höheren Etagenhäusern auf die Menge herabgeworfen und von dieser in Stücke zerrissen werden, da jeder ein Glied von diesen Vögeln zu haben wünscht. Der Tempel selbst ist Nachts

1) Diese neun verschiedenen Getreide- und Gemüsesorten (nava dhānya) heissen im Tamil Nellu (Oryza sativa), Uḷundu (Phaseolus radiatus), Perumpayaṟu (eine Art Phaseolus), Kaḍalai (Cicer arietinum), Moccai (Dolichos tetraspermus), Avarai (Lablab vulgaris), Tuvarai (Cytisus cajan), Kārāmaṇi (Dolichos catiang) und Ciṟupayaṟu (Phaseolus mungu).

mit Messinglampen, in denen baumwollene Dochte brennen, erleuchtet. Mädchen und Frauen tragen in denselben Blumen, Kokusnüsse, Bananen, Kampfer und kegelförmige Reismehlgallerte, die oben an der Spitze ein kleines, ungefähr 1 Zoll grosses Loch haben, in dem sich geronnene Butter und ein baumwollener Docht, den man anzündet, befinden.

Wenn der Pūjāri die Kokusnuss zerbrochen hat, wird Kampfer verbrannt und jeder berührt die Flamme mit seiner Hand und streicht diese über seine Augen. Das Volk wirft sich dann vor dem Götzenbilde nieder und verteilt unter demselben Kuhmistasche, wofür es dem Tempel silberne, ja sogar goldene Augen, Arme, Brustplatten und Füsse weiht. Die Frauen gehen dann nach Hause zurück und bringen die Pālikai an ein fliessendes Wasser, um von demselben weggespült zu werden.[1]) Die Töpfe werden aber sehr in acht genommen, damit sie nicht zerbrochen werden, weil sie dieselben wieder nach Hause zurückbringen wollen. Manche Frauen behalten übrigens die Pflanzen und stecken sie in ihre Tāli.

Eine grosse Anzahl Tiere werden jährlich der Māriamma geopfert. Die blutigen Massenopfer bei den Festen der Gramadevatās weisen auf den zügellosen Sinn der Ureinwohner. Im Panjab spendet man ihr gewöhnlich fünf Gaben, einen Kürbiss, einen Büffel, einen Widder, einen Ziegenbock und einen Hahn; in früherer Zeit sollen ihr ausserdem ein Mann und eine Frau geopfert worden sein, so dass sich die Zahl der ihr dargebrachten Geschenke auf sieben belief. Selbst Milchkühe werden ihr zuweilen geopfert, eine Tatsache, die wegen der hohen Verehrung der Kuh und der jetzigen Agitation der Hindus gegen das Töten sehr beachtenswert ist.[2])

Śītalā wird das ganze Jahr hindurch verehrt, aber besonders ist der sechste Tag der hellen Monatshälfte (śuklapakṣa) des Māgha, ebenso wie der siebente Tag der hellen Monatshälfte des Śravaṇa, die sogenannte Śītalasaptamī, der Śītalā oder der Māri Amma geweiht.

Ursprünglich und auch jetzt, wo sie noch keinen Tempel besitzt, verehrt man Māri Amma in der Form eines einfachen Steins, eines Kieselsteins oder eines Steinhaufens,[3]) sie weilte früher im Feuer, und noch heute residiert sie bisweilen in einer Lampe, sowie in einem Dreieck (trikoṇacakra) oder Dreizack, Viereck (catuṣkoṇacakra) und Sechseck (ṣaṭkoṇacakra). Sie hält sich gern an Kreuzwegen auf und bewacht die Begräbnisplätze. Sie kleidet sich in gelbe Gewänder und reitet auf einem

1) Dasselbe geschieht mit den Taboots am Ende des muhammedanischen Bairamfestes.

2) In dem Māriyamman tālāṭṭu p. 11 heisst es: Im Hofraum des Paramaśivan hast du eine Milchkuh als Opfer genommen (Paramaśivanvāśalilē pārpaśu kāvukoṇḍāy).

3) Siehe: W. Crookes Tribes and Castes I p. 46: „Mātā the Smallpox goddess, and Masāni, the spirit of the burning ground, are represented by some stones placed on a platform under a tree.“ Dies geschieht bei den Aheriyas, einer Jägerkaste im Central Duab. (In Chhatisgarh Śītalā is represented by a pebble with a trident, an earthen lamp, and a pot for milk and water as its adjuncts, siehe Crookes Introduction to Popular Religion p. 79.

Esel.[1]) Der Nimba- oder Margosabaum ist ihr heilig, aus ihm ist ihr Wagen angefertigt, sie ruht auf seinen Blättern und sie liebt den Geruch seines Harzes. Beim Herannahen einer Pockenepidemie sollen seine Blätter abfallen oder auch fleckig werden. Die Asche und die Blätter des Nimba lindern und beseitigen durch den Einfluss der Göttin viele Gebrechen und Leiden; dieselbe Eigenschaft hat auch der Wermut (Artemisia indica, Māśipattiri).

Ihre Schreine stehen gewöhnlich inmitten einer Umwallung abseits und entfernt von menschlichen Wohnungen, zuweilen sogar inmitten der Wildnis. Vor ihnen ist ein steinerner Altar angebracht. Zu beiden Seiten des Tempels sind ähnlich wie bei den Tempeln des Aiyanār Tongefässe und Figuren aufgestellt, die von den an den Pocken erkrankten oder genesenen herrühren. In Südindien haben die grösseren Tempel viele, sogar manchmal zehn verschiedene Gemächer, in denen Māriamma residiert. Sie sitzt daselbst, ähnlich geschmückt wie Ellamma, auf einem Thron, umgeben von Gaṇapati, Dundubhi, Subrahmaṇya, Parvatī, Kālī, Duryā, Valliyammai, Devayānai, Viṣṇu, Lakṣmī, Bhūdēvī, ihrem Sohn Pāvāḍairāyan, Aṅgālammai, Ellaippiḍāri und den übrigen sechs Piḍāris; als Wächter fungieren Vāḷumuni, Japamuni, Karuppan, Kāttan, Cinnān, Pūjaikkuratti, Nallataṅgaḷ Vīrataṅgaḷ, Seṅkōdiyammāḷ, Ānaigundiyalli und Malaiyanūrmāri, die einen Schädel in der Hand hält, und als Diener Matyālu und Rāvattan. Ihrem Tempel steht häufig ein anderer gegenüber, in welchem sich Vīrabhadra, Madhuravīra, Mātāṅgī, eine Schäferin, ein Brahmanenmädchen, eine Kaufmannsfrau nebst zwei Türwärtern befinden.[2])

In ihren Tempeln und bei ihren Opfern fungieren meistens die den niedrigsten Kasten angehörenden Hindus, wie die Chāmārs im Norden und die Kuravas im Süden.

Man hält sie im Süden für die Mutter der sieben Śaiva-Jungfrauen, sie heisst deshalb Saptakanyānām mātā. Der Śitalā werden, wie schon erwähnt, sechs Schwestern zugeschrieben, welche verschiedene Pockenarten repräsentieren.[3]) Nach einer Angabe heissen sie ausser der ältesten,

1) Vergl. Introduction to P. R. p. 86: Die Töpferkaste der Kumhārs in Mirzapore hüten die Esel der Śītalā: „The Kumhārs are, as the keepers of Sītala's vehicle, the donkey, much addicted to this worship.“ Tribes and Castes of N. W. P. III p. 339.

2) Vergl. Ziegenbalg pp. 161—163, sowie Crookes Introduction to the Popular Religion ... p. 81: Earthenware representations of elephants are placed at her shrine.

3) Siehe: Introduction to the popular religion of India pp. 80, 81; The Tribes and Castes of Bengal by H. H. Risley, Vol. II, 61, 62: One of the chief occupations of this caste (mālī) is inocculating for small-pox and treating individuals attacked by any eruptive fever. Hindus believe that Sītalā, the goddess of small-pox, is one of seven sisters, who are designated Motiya, Matariyā, Pakauriya, Masūrikā, Chamariya, Khudwā and Pansā. The first four are varieties of small-pox, the names referring to the form, size, and colour af the postules, the fifth is Variola maligna, the sixth is measles; and the seventh is water-pox. Every Mālakār keeps images of one or more of these goddesses, and on the first of Chait (March 15 th) a festivalis held and the Mālakārs superintend the details. It is properly called a Mālibāgh from the garden where the service is performed, and thither Hindus and Muhammadans repair with offerings of clotted milk, cocoanuts, and plantains in the hope of propitiating the dreaded sisters.

der Śitalā, Masāni (vielleicht von śmaśāna, Verbrennungs- oder Beerdigungsplatz), Basanti (Vasantarōga, Pocken in Sanskrit), Mahā Māi, Polamde, Lamkariya und Agwāni; oder Phūlmatī, Chamariyā, Durgā Kālī, Mahā Kālī und Bhadrā Kālī; oder auch Motiya, Matariyā, Pakauriya, Masūrikā, Chamariya, Khudwā und Pansa. In Bengalen (in Hochangabad) sowie im Himālaya wird Śītalā gewöhnlich als eine gelbe, auf einem Lotus (Wasserlilie) sitzende, rot gekleidete und ein Kind stillende Frau dargestellt.

Sie fühlt sich zu den Schlangen sehr hingezogen; so ruht ihr Kopf auf einem Schlangenkissen, 500 Schlangen sind in ihr Haar eingeflochten und Schlangengehänge bilden ihren besonderen Zierat. Ihre Augen sind voll Schlangengift, sie sticht und schiesst auf die Leute, die sie anblicken, wie eine Schlange. Wer sie anlacht, den vernichtet sie.

Da in vielen Gegenden die Pockenkranken aus Furcht vor Ansteckung und vor Mariamma von ihren Angehörigen verlassen werden und einsam sterben, so nimmt Mariamma die an den Pocken gestorbenen in ihre Umgebung auf.

Milchreis ist ausser verbrannten Knochen ihre Lieblingsspeise, weshalb ihr auch Brot in Knochenform gebacken vorgesetzt wird.

Die Musik der Parias mutet sie an; sie hört daher gern die Pariatrommeln, die Tapaṭṭai, welche um die linke Schulter hängt, und die Handtrommel Uḍukkai sowie die übrigen lärmenden Instrumente dieser Menschenklasse.

Wer an sie Mantras richtet, den heilt sie von den gefährlichsten Krankheiten. Als Maṇimantraśekharī, Inhaberin eines Diadems von juwelengleichen Beschwörungen, übt sie ihre Macht über Giftsteine und Zauber.[1]) Wenn sie in den Körper junger Mädchen fährt, drehen sich diese wie vom Teufel besessen, wenn man aber die heiligen fünf Silben, das sogenannte Pañcākṣara: Verehrung sei dem Śiva (Śivāya namaḥ) an sie richtet, entfernt sie von ihnen Sündhaftigkeit.

3. Viṣahari oder Piḍari und Manasā.

Ausser Pocken, Cholera und anderen Epidemien wird in heissen Ländern wie Indien das Leben der Menschen in und ausserhalb des Hauses von giftigem Gewürm schwer bedroht. Am gefährlichsten und gefürchtetsten sind die in grosser Anzahl vorhandenen Giftschlangen, unter welchen die ihres todbringenden Bisses wegen schreckliche Cobra di Capello den ersten Platz einnimmt. Um sich vor ihr zu schützen und sich ihnen geneigt zu machen, ward ihr nicht nur bei den Indiern, welche

1) Die Grāmadēvatāpratiṣṭhā enthält folgenden Zauberspruch gegen Cholera, Blattern und andere Krankheiten, welcher dem Supplement zum Atharvaṇaveda zugeschrieben wird: Vāntibhēdikutaḍai mantram Atharvaṇavēdam pariśiṣṭam, Viṭōbākāṇḍalō — „Duṣṭō rēṇur bhauma āmōnabhasvatyaddhā āṅktō ghātukō' tatyanantō, hamsam prāpya praṇihiṁsām vidhatē tannaḥ pāyād amṛtēśvaryamōghā.“ Anēna mantrēṇa amṛtēśvarīm catuṣpathamaṇṭapē pratiṣṭhāpya gōpuranikaṭē vā tāntrikamantrair arcayitvā balim upahṛtya mahārātrō bahis samantād grāmasya vādyagōṣēṇa kalamañjarikalaśambhasā pariṣicya dēvīm udvāsayēd vamivirēcanādimārikārōgaśantir bhavati; vergleiche: Original Inhabitants, p. 484. — Weil Śitalā auf einem Esel reitet, heisst sie auch wohl Rasabhasthā, von rasabha, Esel.

die schwarze Brillenschlange, den Kṛṣṇasarpa, als Gottheit verehrten, sondern auch bei den alten Ägyptern, deren Gott Osiris sie auf seiner Krone trug, göttliche Verehrung zu Teil. Nach der indischen Volkssage schmückt ein kostbarer Edelstein den Kopf des Kṛṣṇasarpa.

Der Göttin Viṣaharī liegt es ob, wie ihr Name Giftentfernerin besagt, das Gift aus den Wunden der von Schlangen Gebissenen zu ziehen und überhaupt vor dem Schlangenbiss zu wahren.[1]) Ausser dieser ihrer eigentlichen Tätigkeit vertritt sie auch in vielen Orten die Stelle der Ortsgottheit und wird als solche in allen Nöten zu Hilfe gerufen; besonders ist dies in Südindien der Fall. Viṣaharī wird in den indischen Kosmogonien mit Manasā identifiziert und gilt als Tochter des Kaśyapa, als Schwester des Schlangenkönigs Vāsuki oder Ananta, als Gemahlin des Ṛṣi Jaratkaru und Mutter des Āstika.[2])

In ganz Nordindien, d. h. im Panjab, in Oudh, in den Northwestern Provinces, in ganz Bengalen, in Orissa wird Viṣaharī verehrt. Ihre Anbeter gehören nicht nur den niedrigsten, sondern auch den höchsten Schichten der Bevölkerung an. Neben den zigeunergleichen Bediyas und den schlangenbeschwörenden Samperias in Westbengalen, den Opiumpflanzern und Gemüsegärtnerei treibenden Kachhis, den herdenreichen Goalas in Bengalen, den verachteten Chandals in Ostbengalen und den Hufschmieden (Lohars) in Behar und Chota Nagpur finden sich auch Brahmanen unter den eifrigsten Anhängern der Viṣaharī und Manasā. So berichtet Dr. Buchanan in seiner Beschreibung von Dinajpur, dass die dortigen Einwohner während der Regenzeit viel von Schlangen zu leiden haben, welche unter der Obhut der Viṣaharī stehen. Viele Opfer werden dann ihren Götzenbildern dargebracht, ihr Lob wird laut gesungen und Zaubersprüche werden gebetet, durch die Schlangenbisse geheilt werden. An letztere glaubt nicht nur die niedrige Volksmasse, sondern dies tun auch Mohammedaner und die angesehensten Hindus[3]). Die Kāchhis verehren am meisten die Göttin Viṣaharī, deren Schrein sich in Sankisa be-

1) Zur Erklärung ihres Namens führt man folgende Stanzen an:

Viṣam saṁhartum īśā yā tasmād Viṣaharī smṛta; oder Viṣam saṁhartum īśā sā tena viṣaharīti sā.

2) Vergleiche die der Manasā geweihte Verehrungsformel:

Āstīkasya muner mātā bhaginī Vāsukes tathā
Jaratkārumuneḥ patnī namo' stu te.

Kaśyapa ist ihr Vater:

Kanyā sā ca bhagavatī Kaśyapasya ca Mānasī
Teneyam Manasādevī manasā yā ca divyati
manasā dhyāyate yā vā paramātmānam īśvarī.

3) Vergl. Dr. Buchanans Bericht in Montgomery Martins History of Eastern India II, p. 765: „At that time (rainy season) accidents are common, and a good many perish every year from the bite of these vile reptiles. They are supposed to be under the immediate direction of the goddess Bishohori. In the dangerous time, many sacrifices are offered to her images, and people are employed to sing her praises to music. Many persons are supposed to know spells (Montros), that will cure the bites of serpents, and I was gravely assured, by both Moslems and Hindus of the highest rank, that they had known these forms of prayer tried with perfect success." Siehe ebendaselbst II, S. 131, 748, 749; III, S. 167, 507.

findet. Wer sie vernachlässigt, bekommt böse Augen. Ihre Priester können nach Belieben Augenentzündungen verursachen, indem sie ein Feuer anzünden und heisse Kohlen auf ihr Bildnis werfen. Ein derartig heimgesuchter Mensch deponiert sieben Kauris, ein Stück Gelbwurz, etwas Holzkohle und einen eisernen Nagel. Hierdurch gibt er seine Absicht kund, nach ihrem Schrein zu pilgern.[1]) In Bengalen ist der Monat Śrāvaṇa der Schlangengöttin Manasā Devī geweiht und am 13. des Monats feiern die Chandals im östlichen Bengalen das Brotfest, bei dem eine Prozession der Hindu-Gottheiten, als deren Königin die Schlangengöttin angesehen wird, stattfindet. Ein Zicklein, Milch, Platanen und Zuckerwerk werden ihr geopfert, ein Umzug von Booten, eine Regatta, Ess- und Trinkgelage beschliessen das Fest. Bei den Bediyas und Mals ist die Manasā Devī ebenfalls die Hauptgottheit.[2]) Auch der fünfte Tag der schwarzen Hälfte des Monats Āṣādhā ist der Manasā geheiligt und wird Manasā pañcamī genannt.[3])

In Südindien geht Viṣaharī unter dem aus dem Sanskritwort kontrahierten Namen Piḍāri. Piḍāran heisst im Tamil ein Schlangenfänger, der auch angeblich Schlangenbisse heilt und zur Kaste der Kuṟavar gehört. In Malayālam bedeutet dasselbe Wort ebenfalls einen Schlangenfänger; neben piḍāran hat sich aber die ältere Form Piṣāran erhalten, welche auf Piṣaharī hinweist.

In Südindien hat sich der Kultus der Piḍāri als Amma noch mehr als im Norden erhalten und ist weitverbreitet; denn, obwohl auch im Süden ihr ursprünglicher Name verschwunden ist, erscheint Piḍāri nicht allein als Schlangengottheit. Es gibt nämlich sieben verschiedene Arten der Piḍāri, welche ihrem besonderen Wesen und Charakter nach als sieben Mütter (Mātaras) angesehen werden. Recht häufig erscheint sie an den Ortsgrenzen als Ellaippiḍāri, als Grenzwächterin. Derartige Gruppen, der sieben Piḍāris, finden sich z. B. in Māvalipuram und in Śāluvaṅkuppan unweit Madras.

In Südindien, wo sich die Verehrung der Piḍāri als hervorragende Grāmadevatā in ihrer Ursprünglichkeit erhalten hat, zeichnen sich die ihr geweihten Feste durch schauerliche Umzüge aus.

Das leidenschaftliche und zornige Gemüt der Piḍari spiegelt sich in ihrem feuerroten Gesicht und Körper, während Feuer auf ihrem Kopfe

1) Siehe: The Tribes and Castes of the North-Western Provinces and Oudh by W. Crooke, B. A., III, 81, 82: „They (the Kāchhis) also pay special reverence to Bisari or Visālī Devi, „the poisonous one", who has her shirne at Sankisa. She is supposed to inflict sore eyes on those who neglect her."

2) Siehe: The Tribes and castes of Bengal by H. H. Risley: Vol. I, p. 84: „Members of this caste (Semperia) are in great request at the festival of Manasā Devi, their patron deity in the month of Srávan . . being engaged by Brahmans to exhibit their collection and make the snake crawl in front of the idol; ferner p. 187 (über die Chandals), 227, 289, 498, 509, 523; II, 23, 49 (über die Mals), 293 und 330.

3) Siehe: A view of the history, literature and religion of the Hindoos . . by the Rev. W. Ward, Madras 1863, p. 108–110. „In the month Jyoisthu, on the 10th of the increase of the moon, also on the 5th of the moons increase and decrease in Ashwinu and Shravunu, as well on the last day of Shravunu, the goddess is worshipped."

lodert. Sie trägt, wie die anderen Ortsgottheiten, eine Krone, die Embleme Śivas schmücken ihre Stirn, ihre Haarlocken stehen aufrecht, an ihren geschlitzen Ohrlappen hängen oben und unten wertvolle Ohrringe und hinter den Ohren trägt sie Blumen. In ihren vier Händen hält sie respektive eine an einer Schlange hängende Trommel, einen Dreizack, sowie den Schädel Brahmas und einen Elefantenstachel. Gewöhnlich steht sie in ihrem Tempel allein und hat kein Gefolge um sich, wie die übrigen Grāmadēvatās. Manchmal befindet sich ein Standbild des Vighnēśvara neben dem ihrigen, und am Eingang des Tempels stehen zwei gigantische und schauerliche Munnaḍinār. In grossen Tempeln hat sie 18 Generale mit ihren Soldaten um sich. Manasā wird in Nordindien mit Schlangen bekleidet auf einem Lotus sitzend dargestellt.

Vor dem Tempel der Piḍāri stehen gewöhnlich ein Pipal (Ficus religiosa) und ein Margosa (Azadirachta indica)-Baum, welche mit dem üblichen Ehezeremoniell miteinander verheiratet werden, aber 20 Jahre alt sein müssen, bevor man sie beim Zeremoniell benutzen kann. Gewöhnlich steht neben einem solchen Paar ein anderes, damit, falls dem ersteren etwas zustösst, ein anderes zur Benutzung frei steht.

Wenn Dürre, Viehseuche oder sonst etwas im Dorfe auftritt, was die Verehrung der Piḍāri wünschenswert erscheinen lässt, befragt man die Brahmanen, und wenn diese in ihrer Versammlung (mahānāḍu) zugestimmt haben, so werden sogleich Vorbereitungen hierzu getroffen und Beiträge gesammelt. Im Fall einer Viehseuche wählt man gewöhnlich einen jungen fetten Bullen als Geschenk für die Piḍāri, vorgezogen wird einer, welcher mit einem Dreizack (triśūla) gezeichnet ist, und bis zu der für die Opferfeier bestimmten Zeit darf er frei umherirren. Dann wird er aus dem Feld genommen, im benachbarten Teich oder Fluss gewaschen und nach dem Tempel gebracht, worauf der Piḍāri die Glocke am Morgen läutet, um den Anfang des Festes anzuzeigen. Um 3 Uhr wird der Stier, reich dekoriert, an zwei grossen Seilen oder eisernen Ketten in Prozession durch die Hauptstrassen geführt, vor ihm geht die Musikbande und hinter ihm werden getrocknete Palmyrapalmblätter hergeschleppt. Die Frauen giessen, wenn der Zug ihre Häuser passiert, mit Safran, Limonen und Margosablättern gemischtes Wasser vor ihre Häuser. Dann folgt eine zweite Prozession, bei der die vorher getrockneten Blätter brennend hinterher geschleppt werden, indem man geronnene Butter auf die Flammen giesst, um das Feuer zu unterhalten. Man beobachtet diese Zeremonie, damit feindliche Geister nicht das Opfer stören. Beim dritten Umzug werden drei Monate alte Lämmer an allen Strassenecken und Spukhäusern, an denen die Prozession vorbeizieht, getötet. Das mit Reis vermischt fliessende Blut wird in die Luft als Opfergabe für die Teufel geworfen. Frauen und Kinder können dieser Prozession noch beiwohnen, dann aber müssen sie heimkehren und das Abendmahl bereiten. Später treffen sie sich auf einer im Fluss oder im Teich sich findenden sandigen Stelle, errichten dort eine viereckige Plattform, auf die sie einen reinen, neuen, mit einer von Bumen umgebenen faserlosen Kokusnuss bedeckten und mit Wasser gefüllten Topf stellen, den ein Mann sich auf den Kopf setzt und mit

ihm ohne ein Tropfen Wasser zu vergiessen und unter Musikbegleitung herumtanzt. Um 11 Uhr nachts wird dann der Stier bei Fackellicht und unter Musik in einen Graben, der so tief wie der Bulle hoch ist, unter einem Querriegel an eine Stange gebunden, und gegen Mitternacht, wenn sich die meisten schon aus Furcht vor der Piḍāri entfernt haben und nur wenige zurückgeblieben sind, schlägt dann ein von der Piḍāri besessener Mann mit einem Streich dem Stier den Kopf ab. Das herausströmende Blut wird in einem Gefäss aufgefangen und mit Reis vermischt. Der Pūjāri redet die Göttin mit einem Mantra an, und ein anderer Mann, den seine Freunde an einer eisernen Kette, damit ihn der Teufel nicht hole, fortziehen, wirft blutige Reisklumpen für die Teufel in die Luft. Hiermit hat die Feier ein Ende und die Göttin ist besänftigt.

Das der Piḍāri zu Ehren stattfindende Jahresfest dauert sieben bis acht Tage und wird abgehalten, um der Göttin für den im vergangenen Jahr gegen die Teufel geleisteten Schutz zu danken. Teufel werden nämlich u. a. die Selbstmörder, welche sich erhängen, ertränken oder vergiften, diejenigen, welche der Tod plötzlich ereilt, sowie solche, die sich schändlicherweise die Zunge aus dem Munde reissen und infolge davon sterben oder die von Schlangen getötet werden.

Zu Ehren der Piḍāri findet bei ihren Festen eine besondere Art des Feuertretens statt. Jeder, der daran teil nimmt, bindet sich nämlich um den rechten Arm ein mit Safran gefärbtes, mit einem kleinen eisernen Ring versehenes Band, um die Teufel fernzuhalten, weil diese Eisen nicht ausstehen können.[1]) Nachdem sie durch den Feuergraben gegangen sind, der gewöhnlich 45 Fuss lang, 5 Fuss breit und 3 Fuss tief ist, weihen sie die Safranbinde der Piḍāri.

Sonstige Ehrennamen und Amtierungen der Grāmadevatā.

In Südindien, wo sich die Nationalität der Urindier am meisten erhalten hat, wird die ehrwürdige Amma noch in den verschiedensten Namen und Gestalten verehrt. Die Tamulen erkennen in ihr die Mutter Tāy, sie bezeichnen sie als die eine und hauptsächliche Mutter, die Ēgāttaḷ (Ēgāttā, Ēgamman, Ēgāttē oder Ēkamātā), als solche ist sie die Grāmadevatā von Madras. Sie heisst auch Ēkavalli; als beschützende Mutter nennt man sie Kāttāyi, als gute Mutter Nallāttaḷ, als glückverheissende Mutter Celvāyi (Cellāyi und Celliyamman), als beschützende Mutter Tañciyammann, als glückspendende Mutter Kalliyaṇiyammāḷ, als selbstexistierende Mutter Tāntōniyamman, als Gesundheit gebende Mutter Cēmattē (so heisst die Ortsgöttin von Perambūr), als kleine Mutter Cinnammai, als junge Mutter Tāyiḷāḷamman oder Bālāmba. Als Kühlung gewährende Mutter heisst sie Kuḷuntiyamman, wenn sie Muscheln hält Cañkodiyamman, wenn sie Fussringe anhat Cilambāttāḷ, wenn sie Blumen trägt Cevantiyamman, wenn eine Perlenschnur Kolamaṇiyammaḷ; als Lotusäugig ist sie Muṇḍakkaṇṇiyamman, wenn grün Paccīyamman oder Paccaiyammāḷ, und wenn sie Frauen beim Gebären

1) Siehe oben S. 722.

hilft Paiṇḍiyamman. Unfruchtbare Frauen in Mysore bitten sie um Kinder als Unmattāmbā und sie heilt Geschwüre als Bobbalamma. Als Kriegsgöttin heisst sie Cēnaiyāttāḷ, als Schwertträgerin Vēlāttāḷ und als Schlangenmutter Nāgāttāy.

Die Grāmadevetā wird ebenfalls mit Tieren und Bäumen in Verbindung gebracht. So heisst die Ortsgottheit von Kōlār oder Kolāramma auch Vṛścikeśvarī, von vṛścika, Skorpion, denn sie heilt diejenigen, welche von Skorpionen gestochen werden; die Grāmadevatā von Pittapur ist Kukkuṭāmbā oder Kukkaṭeśvarī, nach kukkuṭa, Hahn benannt; Puttālamma (oder Vālmīkinī) von puttikā, Termite oder weisse Ameise, heisst die Ortsgöttin von Puttūru; eine andere, nach Bienen (bhramara) benannt, heisst Bhramarambā. Bäume werden häufig als Vertreterinnen der Gottheit angesehen. Deshalb werfen die Hindus Lappen auf die Bäume, welche sie verehren wollen, und verwandeln sie dadurch in Gottheiten; besonders geschieht dies beim Śamībaum. So wird die Arkapflanze (Calatropis gigantea) bei den Tamulen zur Yakkalādevī. Auch einzelne Brahmanenfamilien verehren diese Yakkamma als ihre Familiengottheit (Kuladevatā) unter dem Namen Arkamma (Arkavṛkṣasthā oder Arkeśvarī). Die Gärtner, welche die Arekapalme (Betel) kultivieren, verehren sie als Ilaikāramma; ilai[1]) bedeutet in Tamil das Blatt des Betel, das mit Arekanuss, Kalk usw. zusammengemischt, gekaut wird. Die Panaivēriyamman beschützt die Palmyra und andere Palmen (panai oder tālavṛkṣa), nach letzterem Worte heisst sie auch auf Sanskrit Tālavāsinī.[2]). Die Puḷiyi-daivāliyamman hängt mit der Tamarinde (Puḷi), unter welchem Māriyamman weilt, zusammen. Eṭṭiyamman von eṭṭi, nux vomica, beschützt gegen das Gift der Brechnuss und hat einen Tempel in Punnai.

An Repräsentantinnen verschiedener Personen erinnert u. a. die als Mukkaraśu in den Weilern der Nīlagiri-Berge verehrte Schwester des Rāvaṇa, der Sūrpanakhā[3]), welcher von Rāma die Nase abgeschnitten wurde; gleichfalls die Aśalāttāl, nach der Aśalā, einer Dienerin der Śabarī, genannt, als letztere eine Inkarnation der Parvatī, diese Gestalt annahm, zur Zeit da Śiva, ihr Gemahl, als Jäger oder Śabara erschien. Die Aśalāttāl beschützt gegen wilde Tiere, Schlangen und Dornen, und um diese zu vermeiden, betet man die Aśalamantra.

Es ist unmöglich und auch gar nicht nötig, alle Namen und Beschäftigungen der verschiedenen Repräsentanten der Grāmadevatā aufzuführen, da sie doch sämtlich nur Variationen der ursprünglichen Amma sind.[4])

Es sind allerdings im Laufe der Zeit durch den Einfluss fremdartiger Volkselemente Gestaltungen hinzugekommen, welche der urindischen An-

1) Betelblatt, leeres (veṭṭu) Blatt (in Tamil veṭṭu-ilai, in Malayālam veṭṭila), das Betele der Portugiesen, wird mit der Nuss der Areka (aḍakka) catechu zusammen gekaut.

2) Da sie nach Balabhadra entstanden sein soll, heisst sie auch Balabhadrikā.

3) Auch Śūrpī und Śūrpikā genannt, siehe S. 734.

4) Siehe: Original Inhabitants p. 502, Note 287, wo eine Anzahl dravidischer Grāmadevatās angeführt sind.

schauung nicht angehören, aber im ganzen und grossen ist der Grundcharakter der Grāmadevatā unverändert geblieben, trotzdem Brahmanen, Buddhisten, Muhammedaner und Christen auf ihn einwirkten.

Die einfachen Symbole, sei es ein Stein oder Erdhaufen, welche den schlichten Verehrern genügten, hat man in einzelnen Orten in mit Emblemen gefüllte Tempel verwandelt, aber derartige geweihte Heiligtümer machen nur auf lokale, nicht auf allgemeine Verehrung Anspruch. So werden nach der späten, von Brahmanen verfassten Grāmadevatāpratiṣṭhā in einigen derartigen Tempeln als Grāmadevatās aufgestellt: die Hirnschale Brahmas, das Haupt Viṣṇus, der Kopf der Reṇukā, die Gestalt der Draupadī, der Körper der Sītā, die unbändigen Anhänger Śivas, das Gefolge Viṣṇus, Dämonen Yoginīs, Śaktis, verschiedene Gebilde aus Holz, Stein und Ton, zu Fall gekommene Personen oder Personen, deren Opfer erfolglos geblieben, wie Śunaḥśepha, Triśaṅku und Ghaṭotkaca, Devakīs Sprösslinge, vielgestaltige Durgā und Śakti, Pūtana und andere, welche Kinder töten; Bhūtas, Pretas und Piśācas; Kūśmāṇḍas, Śākinīs, Ḍākinīs, Vetalas und andere, usw. Eine andere, noch reichhaltigere Aufzählung von Gramadevatās findet sich bei Vopadeva.[1]) Man kann daher von einer weiteren Schilderung absehen, da sie das Verständnis nicht vermehrt.

Dagegen erheischt die Umwandlung der vedischen Auffassung zum Brahmanismus und zum neueren Hinduismus nunmehr unsere besondere Aufmerksamkeit.

1) Siehe: Grāmadevatāpratiṣṭhā (Original Inhabitants pp. 455, 456): Tatra (ayatane) Brahmaṇaḥ kapālam Viṣṇośśiro Reṇukāmastakam, Draupadīmūrtiḥ, Sītātanuḥ, Pramathāḥ śaivā, Vaiṣṇavāḥ pāriṣadā, grahā yoginyaḥ śaktoyo nānavidhā dāruśilāmṛnmayā jātā bhraṣṭā ye ca yāgato na siddhim gatāḥ Śunaḥśephas Triśaṅkur Ghaṭotkacaśca ityādyā, Devakīgarbhottha, bahurūpiṇī Durgā ca Śaktiḥ Pūtanādyā bālaghātinyo Bhūtapretapiśācāśca Kūṣmaṇḍaśākinīvetālādyā Yakṣāḥ Kirātadevī Śabarī Rudraśca Śatakoṭirūpāṇi Raudrāṇi Mātaṅgī Śyāmalocchiṣṭaganapatir Ucchiṣṭacāṇḍālī Surabhāṇḍeśvarī Mohinī Rākṣasī Tripurā Laṅkhinī Saubhadevī Sāmuerikā Vanadurgā Agnidurgā ātmahantāraḥ śikṣitāḥ pativratāśca dravyadevyoguṇadevya[ḥ] kriyādevya ityādyā grāmadevatās samavāyena pūjyante. Über Bopadeva siehe: Original Inhabitants p. 456, N. 239.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 14. Juli 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Durch den Tod haben wir ein altes Mitglied, Hrn. Geh. Baurat Bauer in Magdeburg, verloren, der sich viel mit Sammlung prähistorischer Objekte befasst hat. Wir werden seiner stets in Treue gedenken! —

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

1. Hr. Hans von Schierstaedt in Frankfurt a. O.
2. „ Dr. phil. D. Gusti in Charlottenburg.

(3) Der Vorstand hat in Übereinstimmung mit dem Ausschuss Hrn. Graf Bobrinskoy auf Smjela, Gouv. Kiew, den Chef der K. Russischen Archäologischen Kommission in St. Petersburg, zum korrespondierenden Mitgliede unserer Gesellschaft erwählt. —

(4) Von der Amerikanischen Anthropologischen Gesellschaft, welche vom 29.—31. August d. J. in San Franzisko tagen wird, ist eine Einladung eingetroffen. —

(5) Wir freuen uns aus den Zeitungen zu ersehen, dass an der Universität in Zürich eine ordentliche Professur für Anthropologie geschaffen worden ist und dass der verdiente Forscher Hr. Professor Dr. Martin dieselbe erhalten hat. —

(6) Der Vorsitzende bewillkommt als Gast Hrn. Erland von Nordenskjöld aus Stockholm, der von einer längeren Forschungsreise aus Peru und Bolivia vor kurzem heimgekehrt ist, und unser Mitglied Hrn. Palliardi aus Mährisch-Budwitz, der auf der Durchreise nach Kopenhagen sich hier aufhält. Ebenso wird Hr. Dr. Theodor Koch, der von einer längeren Forschungsreise aus Südamerika glücklich heimgekehrt ist, vom Vorsitzenden begrüsst. —

(7) Hr. Professor Weinitz hat der Gesellschaft eine schöne Plakette von Bronze mit dem Bildnis von Nachtigal geschenkt, welche in dem Bureau aufgehängt werden soll. —

(8) Hr. H. ten Kate übersendet uns aus Nuwara Eliya, Ceylon, vom 26. Mai 1905

neue Mitteilungen über die blauen Geburtsflecken.

Im Anschluss an meine früheren Arbeiten über diesen Gegenstand (Globus, Bd. 81 Nr. 15 und Bd. 87 Nr. 4) kann ich folgendes hinzufügen.

Der schon früher genannte Hr. Dr. Bervoets zu Mâdjâwârnâ (Ostjava) hatte die Güte, mir neulich über toh noch brieflich mitzuteilen, dass dieses Wort, ausser dem eigentlichen Hautflecke der Neugeborenen, auch viele andere Hautflecken und Affektionen, wie Naevi, Angiome usw. bedeuten kann.

Folkloristisch interessant war das, was eine alte javanische Frau Dr. Bervoets in Bezug auf die Geburtsflecken erzählte.

Wenn die Grosseltern oder Urgrosseltern einer schwangeren Frau sterben, dann schmiert diese etwas Russ oder Holzkohle an irgend einen Körperteil der Leiche, so dass ein dunkler Fleck, etwa von der Grösse eines halben Guldens, entsteht. Die Schwangere glaubt, dass infolgedessen ihr Kind bei der Geburt auch einen dunklen Hautfleck (toh) haben wird, obwohl die Stelle nicht zu korrespondieren braucht. Wenn nun das Kind wirklich mit einem ähnlichen Fleck geboren wird, dann ist damit der Beweis geliefert, dass sowohl körperliche wie seelische Eigenschaften der Grosseltern auf das Kind übertragen worden sind (javanisch nitis). Sollte aber das Kind ohne toh geboren werden, dann wird schon den Eltern oder sonst einem der anderen Blutsverwandten in einem Traum offenbart, auf wen die Eigenschaften der Verstorbenen übertragen worden sind. Nicht die Seele selbst wird übertragen, sondern das Äussere, der Charakter, die Gewohnheiten usw.

Was mich persönlich anbetrifft, so kann ich mitteilen, dass ich vor kurzem die kongenitalen Pigmentflecken hier auf Ceylon, sowohl bei tamilischen als bei singhalesischen Kindern zu beobachten imstande war. Merkwürdigerweise konnte auch hier, wie früher auf Java, in China und sonst keiner der befragten Ärzte mir Bescheid geben. Durch mich erst wurde ihre Aufmerksamkeit auf das Vorkommen solcher Flecken gelenkt. Zunächst konnte ich im Spital zu Badulla durch die Freundlichkeit des Kolonialarztes der Provinz Uva, Hrn. Felix Oorloff, fünf Kinder untersuchen. Davon waren drei singhalesischen Blutes und zwei tamilischer Abstammung, nämlich drei Neonati und zwei 1—2 Jahre alt. Nur bei zweien der Neonati (1 Singh., 1 Tam.) konnte ich die blauen Flecken wahrnehmen. Beim Tamilkinde bedeckte ein grosser, ziemlich heller Fleck fast die ganze Sacral- und einen Teil der Glutaealgegend, besonders nach rechts. Das singhalesische Kind wies zwei kleine Flecken auf; der eine erbsengross, der andere von der Grösse eines Reiskörnchens.

Einige Zeit nachher konnte ich zu Nuwara Eliya, teilweise durch Hilfe des Hrn. Dr. F. Grenier, noch neun eingeborene Kinder untersuchen, darunter zwei tamilischer Rasse. Die zwei ungefähr einjährigen Tamilmädchen wiesen sehr deutlich blaue Flecken auf. Das eine einen Fleck von der Grösse eines halben Rupees (Gulden), unmittelbar ober-

halb der Rima, das andere einen von der Grösse eines Fünfmarkstückes in der rechten Glutaealgegend.

Ein 4 Monate alter Knabe, europäisch-singhalesischer Abstammung, hatte einen sehr deutlichen bläulich schiefergrauen Fleck, ungefähr von der Grösse eines halben Rupees, in der Gegend der linken Crista ossis ilii. Ein kleinerer Fleck, weniger deutlich, war oberhalb der Rima vorhanden. Die Mutter teilte uns ausserdem mit, dass ihr vorheriges, seitdem gestorbenes Kind, ebenso bläuliche Geburtsflecken hatte.

Von den übrigen sechs untersuchten singhalesischen Kindern wies ein 1 Monat altes Mädchen grosse, diffuse bläuliche Hautflecken auf, in der Sacralgegend und links, fast über den ganzen Rücken.

Bei den anderen, meistens ein paar Jahre alten Kindern, waren die Flecken nicht genau sichtbar. Nur einmal konnte ich einen Hautfleck andeutungsweise in der Sacralgegend erkennen. Die dunkle Hautfarbe, der Schmutz und die schlechte Beleuchtung (es war ein trüber regnerischer Tag) machte die Untersuchung schwierig und unzuverlässig.

Fassen wir nun den ganzen Befund zusammen, so ergibt sich, dass unter den 15 untersuchten Kindern (inklusive des mir mitgeteilten Falles) die Flecken bei acht Kindern zweifellos und deutlich sichtbar waren.

Der Fleck wird von den Singhalesen upan happe, d. h. „Geburtsfleck", genannt und ist unter ihnen allgemein bekannt.

Der obengenannte Hr. Oorloff — nebenbei gesagt derselbe, der vor kurzem Hrn. Prof. Gustav Fritsch zu den Weddas begleitete — hat mir gütigst versprochen, weitere Beobachtungen über die Geburtsflecken bei den Eingeborenen anzustellen und auch den diesbezüglichen Volksglauben zu erforschen.

Jedenfalls ist auch jetzt schon wieder meine frühere Vermutung (l. c.) bestätigt, dass alle mehr oder weniger stark pigmentierten Rassen diese Flecke makroskopisch aufweisen würden.

Singhalesen und Tamilen sind schon so wiederholt Gegenstand der Untersuchungen verschiedener Forscher, auch von mir selbst[1]), gewesen, dass ich mich hier über ihre Anthropologie nicht weiter verbreiten will, nur ein paar meiner

Eindrücke und Wahrnehmungen,

Ceylons Bewohner betreffend, möchte ich hier mitteilen.

Zunächst überraschte mich der wenig kindliche Gesichtsausdruck vieler Kinder, besonders der Knaben. Sie haben selten das Anziehende und Reizende, was so viele Kinder anderer farbiger Völker kennzeichnet. Der Ausdruck ist schon fast ebenso dreist und frech, wie bei den Erwachsenen, bei denen ausserdem oft etwas Hartes und Grausames in der Physiognomie liegt. Dasselbe bemerkte ich sogar bei nicht wenigen jungen Frauen und Mädchen beider Stämme, unter denen es übrigens körperlich sehr schöne Erscheinungen gibt.

1) L. Serrurier und H. ten Kate, Notices anthropologiques du Musée d'ethnographie de Leyde, No. 2. Singhalais. Leiden 1886.

Auffallend ist bei vielen Kindern der verhältnismässig grosse, an Scaphocephalie erinnernde längliche Kopf.

Übrigens weist die Kriminalstatistik für Singhalesen und Tamilen auf Ceylon, im Verhältnis zu Britisch-Indien, hohe Zahlen auf. Die englische Erziehung scheint den meisten dieser Leute bis jetzt sehr wenig genützt zu haben.

Obwohl die Singhalesen sonst den Eindruck eines intelligenten Menschenschlages machen, habe ich sowohl bei ihnen als bei den Tamilen wiederholt Beispiele gesehen von dem physiologischen, nicht pathologischen, Zustand, den ich zuerst Pseudostupor genannt habe. Es ist das ein Symptomenkomplex, der sich besonders durch eine gewisse Aprosexie, Denkhemmung und Parapraxie kennzeichnet; kurz durch ein fast automatisches Handeln, von dem ich zahlreiche Beispiele unter den Volksklassen der Japaner, Chinesen und Malayen im weiteren Sinne gesehen habe.

Auf meine Nachfrage unter den Ärzten nach dem unter den Malayen so häufig vorkommenden latah (provozierte imitatorische impulsive Myospasie, v. Brero) konnte ich nichts bestimmtes erfahren.

Abgesehen von den sogen. „Moors", Abkömmlinge arabischer Händler, gibt es unter den Singhalesen einen Typus, der an Araber bezw. Inder erinnert. Ein anderer Gesichtstypus, auch nicht selten unter den Eurasiern vorkommend, hat eine für mich unverkennbare Ähnlichkeit mit gewissen Polynesiern und Mikronesiern.

Was nun die Eingeborenen dravidischer bezw. tamilischer Rasse anbetrifft, so haben schon mehrere Anthropologen auf die grosse Ähnlichkeit im Gesamthabitus eines gewissen Typus unter ihnen mit Australiern hingewiesen. Auch mich hat diese Übereinstimmung überrascht, sowohl auf Ceylon, wie vorher in den Straits Settlements. Hier wie bei den Australiern: länglicher Kopf, breite Gesichtsbildung mit starkem torus frontalis, tiefliegendes Nasion, breite Nase, finsterer Gesichtsausdruck, lockiges Haar, starker Bartwuchs, fahlschwarze Hautfarbe, hagere Gestalt, fast wadenlose, sehr dürre Beine — alles in allem ein hässlicher, niedriger Typus.

Ein anderer Haupttypus unter den Tamilen hat dagegen hübsche, feinere Gesichtszüge und bessere Körperbildung.

(9) Hr. Kollmann schickt uns eine

II. Mitteilung: Über Rassengehirne.

Das Gehirn eines Papua von der Südküste von Holländisch Neu-Guinea, Residenz Morauke, erhielt vor kurzem L. Bolk und hat darüber in der Zeitschrift „Petrus Camper" III. Bd. ausführlich berichtet und seine Angaben durch 12 Textfiguren erläutert. Zunächst sei bemerkt, dass noch keine Beschreibung von den Gehirnen der Bevölkerung von Neu-Guinea vorliegt. Nur Huntington hat jüngst in der 15. Versammlung amerikanischer Anatomen über: „the frontal Fissures in the Brains of two Natives of British New Guinea" gesprochen und hervorgehoben, dass

die Form dieser Fissuren an allen vier Hemisphären sehr einfach ist und offenbar einem fundamentalen Typus angehört. Den Gesamteindruck, den Bolk erhalten hat, schildert er in folgenden Worten: „Das Objekt ist zu den windungsarmen Gehirnen zu rechnen. Es konnte nicht eine einzige Erscheinung im Furchensystem aufgefunden werden, die nicht schon bei Europäergehirnen konstatiert worden ist. Dem Gehirn klebt etwas fremdartiges an, das weniger gut in Worte zu fassen ist. Stellt man das Gehirn der Holländer, das Bolk als Anatom von Amsterdam seit Jahren studiert hat, mit jenem Papuagehirn zusammen, dann möchte man sagen, eine solche Kombination von Erscheinungen in den einzelnen Regionen, ein solches Oberflächenverhältnis der einzelnen Lappen findet man am holländischen Gehirn nicht. Es besitzt dieses Papuagehirn ein eigentümliches Gepräge, es bietet etwas anderes in seinem Gesamtaspekt, als durchschnittlich an den holländischen Gehirnen angetroffen wird."

Eine Gewichtsbestimmung war nicht mehr ausführbar wegen des defekten Zustandes im Gebiet des Kleinhirns und der Medulla oblongata. Hoffen wir, dass den Anatomen recht bald ein reicheres Vergleichungsmaterial zufliesse.

(10) Hr. N. W. Thomas übersendet die folgende Mitteilung:

Über Kulturkreise in Australien.

Wenn ich im folgenden gegen die Schlüsse von Hrn. Dr. Gräbner auftrete, so möchte ich keineswegs glauben lassen, dass ich seine verdienstliche Arbeit unterschätzen will. Bis man es selbst unternommen hat, die Kulturverhältnisse eines grossen Gebietes kartographisch und systematisch darzustellen, weiss man nicht, wie schwierig es ist, eine genügende Anzahl Zeugnisse zusammenzubringen. Ausserdem noch ist der Beitrag Hrn. Dr. Gräbners, wie er selbst zugibt, vielmehr als Prolegomenon aufzufassen. Mit den jetzigen Ausführungen will ich nur verhüten, dass man auf falschen Weg kommt und voreilige Schlüsse über die Verhältnisse Australiens zieht.

Zur Feststellung der Grenzen von australischen Kulturkreisen bedient sich Hr. Dr. Gräbner zweierlei Beweisgründe: der materiellen Kultur und der sozialen Organisationen der Urbewohner. Wie er aber selbst zugibt, sind unsere Nachrichten über das von ihm als mutterrechtlich bezeichnete Gebiet ziemlich dürftig, was die materielle Kultur betrifft; ausserdem noch beschränkt er sich auf die Zeugnisse von Howitt, Spencer, Gillen, Roth und Edge Partington sowie auf das Sammelwerk von Curr; drittens zieht er nur eine kleine Anzahl Merkmale heran. Es fehlen z. B. Angaben über Wasserfahrzeuge, über Hüttenbau, über Beschneidung, Mikaoperation und Zahnausschlagen usw., die man keineswegs unbeachtet lassen darf bei einem Versuch, die Grenzen der Kulturkreise auch nur annähernd zu bestimmen.

Tatsächlich beziehen sich seine Angaben auf folgende Punkte:

1. Speerschleuder (25),
2. Speer mit Steinspitze (5),

3. Steinbeil mit eingelassener Klinge (1),
5. Rindengürtel (1),
6. Schild (4),
7. Kolbenkeule (6).

Bei der geringen Anzahl seiner Zitate kommt es natürlich darauf an, ob er 1. Gewährsmänner anführt, die sich nach dem Vorhandensein der fraglichen Gegenstände im betreffenden Gebiet besonders erkundigt haben, 2. die Zeugnisse anderer, ebenso zuverlässiger Beobachter nicht übersehen hat.

1. Von den vier ersten Beobachtern beschränken sich sowohl Roth wie Spencer und Gillen auf Gebiete, die ausserhalb Hrn. Dr. Gräbners sogenannten westpapuanischen Kulturkreises liegen; Howitt hat sich überhaupt sehr wenig mit der materiellen Kultur beschäftigt; Edge Partington hat nur kurze Zeit in Australien verbracht und ist ausserdem nur wenig im betreffenden Gebiet umhergereist. Es scheint mir also ganz und gar ohne Bedeutung, dass Hr. Dr. Gräbner das Vorhandensein der als Merkmale gewählten Gegenstände im mutterrechtlichen Gebiet nicht bezeugen kann. Er hätte jedenfalls die Arbeiten von Etheridge heranziehen sollen.

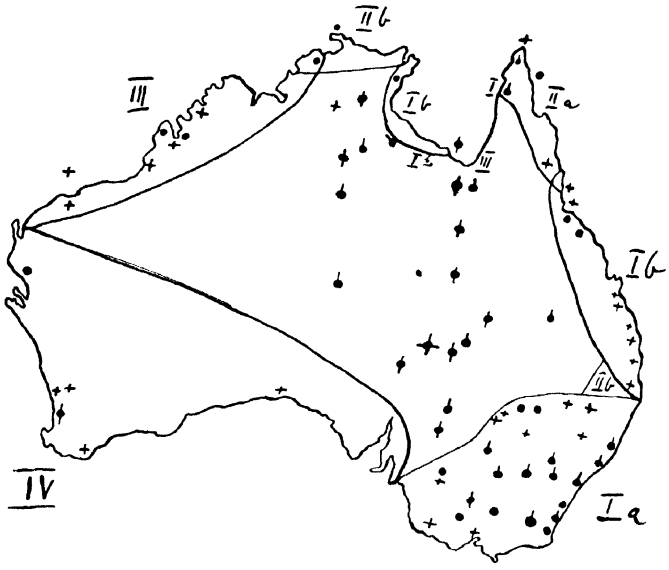
2. Ich habe zwar unter den Händen ein Verzeichnis sämtlicher Literaturangaben über die materielle sowie die geistige Kultur der Ureinwohner Australiens; der Stoff ist aber noch lange nicht gesichtet; die Arbeit ist erst seit einigen Monaten angefangen. Ich kann also noch nicht mit Bestimmtheit die Gebiete der verschiedenen Gegenstände kartographisch dartun; vorläufig habe ich nun die Wasserfahrzeuge erschöpfend behandelt und mit der Bearbeitung des Stoffes über Bestattungsweise und Hüttenbau angefangen. Auf eine Darstellung also der Verhältnisse verzichte ich vorläufig. Wo es sich darum handelt, zu wissen, inwiefern ein Gegenstand in einem Gebiete vorkommt, sollte man, wie ich denke, eigentlich bei einer kartographischen Darstellung zweierlei angeben: 1. positive und 2. negative Zeugnisse. Hätte Hr. Dr. Gräbner dies getan, so wären wir imstande gewesen, zu urteilen, in welchem Masse er sich auf das Fehlen von Nachrichten verlässt; augenscheinlich darf man nicht annehmen, dass der Schild z. B. nicht vorhanden ist, wenn man nicht erfährt, dass dies der Fall ist; es kann leicht vorkommen, dass Currs Beobachter einfach nichts davon erwähnt haben, ohne dass er tatsächlich im Westen und Norden unbekannt ist. Ich kann auch die Zeugnisse von Salvado, Gregory, Etheridge u. a. anführen, die vom Vorkommen des Schildes in der Nähe von Norcia, der Championbay, Roebuckbay und dem Alligatorfluss berichten.

Es ist also wahrscheinlich, dass eine Berücksichtigung des Gesamtmaterials ein wesentlich anderes Bild aufzeigen würde, wie auch der Fall bei der beigefügten Karte I, welche die Sitte des Zahnausschlagens und den Gebrauch von Wasserfahrzeugen darstellt.

Ich darf wohl annehmen, dass Hr. Dr. Gräbner es nicht unternommen hätte, die Kulturkreise zu unterscheiden, wenn er nicht geglaubt hätte, die Klassenorganisation und die sozialen Verhältnisse als Hauptbeweisgründe heranziehen zu können. Wenn seine Ausführungen fehlerfrei

gewesen wären, so hätte er doch einigermassen festen Grund unter den Füssen. Bei sorgfältiger Nachprüfung seiner Karten aber stellt es sich heraus, dass die Karten einerseits positiv unrichtig sind, indem sie nicht alle bestimmt mutterrechtlichen Stämme als solche bezeichnen, andererseits an dem schon erwähnten Fehler leiden, dass sie alle nicht direkt als mutterrechtlich bezeugten Gebiete zu den vaterrechtlichen rechnet. Hr. Dr. Gräbner hätte besser getan, die vaterrechtlichen Gebiete, wie ich es auf der beistehenden Karte getan habe, besonders zu bezeichnen.

Karte I.



Wasserfahrzeuge:

I Rindenkahn, a) gebogen, b) genäht. — II Holzkahn, a) mit Ausleger, b) ohne Ausleger. — III Floss. — IV Fehlen von Wasserfahrzeugen.

Sitte des Zahnausschlagens:

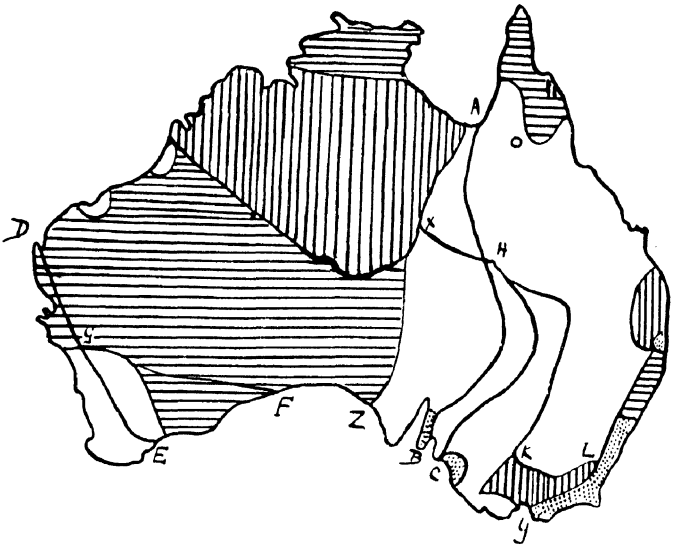
Zahnausschlagen nicht vorhanden + — Zahnausschlagen vorhanden ● — 1 Zahn ausgeschlagen — 2 Zähne ausgeschlagen — 4 Zähne ausgeschlagen

Bei einem Vergleich meiner Karte mit der Karte auf S. 30 ist es ersichtlich, dass der Gebrauch der Wommera usw. sich keineswegs auf vaterrechtliche Gebiete beschränkt; es kann also nicht behauptet werden, dass das Zusammenfallen eines wommeralosen Gebietes im Osten mit einem Teile des östlichen mutterrechtlichen Gebietes die Bedeutung hat, welche er demselben beigemessen hat.

Auch wenn es anders gewesen wäre, wenn seine Karten die Verhältnisse richtig dargestellt hätten, wäre es meiner Ansicht nach verfehlt, soviel Gewicht auf Deszendenz zu legen; sind doch deutliche Spuren einer früheren Mutterfolge unverkennbar in Zentralaustralien vorhanden. Daraus folgt, dass die Vaterfolge eine spätere Erscheinung ist.

Ist dies der Fall, so können wir nicht ohne weiteres von dadurch bestimmten ost- und westpapuanischen Kulturkreisen sprechen. Meinerseits halte ich es für wahrscheinlich, dass der Übertritt zur Vaterfolge vielmehr durch äussere Verhältnisse bedingt worden ist als durch fremde Beimischungen. Der Ausleger ist allerdings in Australien nicht unbeträchtlich vorgedrungen; dagegen aber ist der Bogen auf den äussersten Nordosten beschränkt. Dass die materielle Kultur so weit zurückgeblieben ist, während die sozialen Verhältnisse weitgehend beeinflusst worden sind, ist mir undenkbar. Vorläufig also halte ich den Übertritt zur Vaterfolge für eine innere Entwickelung, die nicht auf papuanischem Einfluss beruht.

Karte II.



Klassensystem:

Mutterfolge . . . weiss — Vaterfolge . . . |||| — Kein Klassensystem (mit Vaterfolge) . . . ⁝⁝⁝ — Unbekannt . . . ≣ — XHKLY . . . Grenze des reinen Zweiklassensystems nach Osten zu. — ZX . . . Grenze desselben, soweit bekannt, nach Westen zu.

Initiation:

DGE . . . Westliche Grenze der Beschneidung. — AHC . . . Östliche Grenze der Beschneidung. — DGZ . . . Westliche Grenze der Mika-Operation. — AHB . . . Östliche Grenze der Mika-Operation. — o . . . Sporadisches Auftreten der Mika-Operation. — Östlich von AB ist das Zahnausschlagen als Initiationsritus vorherrschend.

Zur Begründung meiner Ansicht will ich ganz kurz auf die Grenzen des reinen Zweiklassensystems aufmerksam machen (Karte II), die mitten durch das mutterrechtliche Gebiet gezogen sind, sowie auf die Grenzen der Mikaoperation und der Beschneidung. Aus dieser Karte, welche nur die allgemeinen Verhältnisse berücksichtigt, ist es ersichtlich, dass man nur schwerlich von allgemein gültigen Kulturkreisen in Australien sprechen kann.

Wenn sie auch nur wenig mit seinem Hauptthema zusammenhängen, so will ich doch auch noch ein paar Bemerkungen zu Hrn. Dr. Gräbners Ansichten über australische Verhältnisse machen.

Was er unter Unterstämmen versteht, ist mir nicht ganz klar. Damit bezeichnet er 1. die nichtexogamen, überall vorhandenen Lokalgruppen, die aus verschiedenen Totemsippschaften zusammengesetzt werden; 2. die exogamen, nichttotemistischen Horden der Kurnai usw. (die selbst in Unterhorden, d. h. eigentliche Lokalgruppen zerfallen); 3. die nichtexogamen totemistischen Lokalgruppen der Arunta und Warramunga. Seine darauf fussenden Schlüsse auf Kulturverhältnisse und -kreise sind meiner Ansicht nach voreilig. Man kann alle Erscheinungen auf diesem Gebiete durch die Vaterfolge erklären.

Von einem Aufnehmen der Totemgruppen in die Klassen bei den Warramunga (S. 35) kann keine Rede sein. Es ist ein allgemein bekanntes Resultat der mit Wohnungsänderung seitens des Weibes verbundenen Vaterfolge, dass die Hauptklassen, sowie auch die Totemsippschaften mit der Zeit bodenständig werden, wie dies auch in der Kolonie Victoria schon der Fall ist. Übrigens gilt überall die Vaterfolge, wenn es sich darum handelt, die Stammes- oder Lokalgruppenangehörigkeit zu bestimmen.

Um jetzt wieder auf die Frage der Kulturkreise zu kommen, scheint es mir, dass unsere Kenntnisse noch keine Lösung derselben zulassen. Erstens sind, wie meine Karten es zeigen, die Verbreitungsgrenzen der verschiedenen Organisationen und Gebräuche keineswegs parallel mit den von Hrn. Dr. Gräbner als für die materielle Kultur gültig bezeichneten Grenzen. Zweitens wird es sich wohl bei näherer Prüfung herausstellen, dass auch die Kulturgrenzen schwer zu bestimmen sind. Die Sägevorrichtung z. B. zur Erzeugung von Feuer ist bis an den Lachlanfluss vorgedrungen, wenn es nicht da selbständig entdeckt worden ist. Soll man es als Merkmal anwenden oder nicht? Man muss ja erst über die Merkmale einig werden, welche für die Kulturkreise massgebend sein sollen; sollte es sich nachher herausstellen, was kaum der Fall sein wird, dass man die hauptsächlichsten Kulturerscheinungen durch zwei oder drei aufeinander folgende Völkerwanderungen erklären kann, so wird es für die Wissenschaft einen grossen Fortschritt bedeuten. Bis dahin aber täte man gut, Ausdrücke wie „nigritisch“ zu vermeiden.

Bei der Wahl der Merkmale muss man auch die Lokalverhältnisse berücksichtigen. Man wird nicht z. B. erwarten, überall Laubdachhütten zu finden. Es lässt sich weiter fragen, inwiefern man nur Selbsterzeugtes als Merkmal gelten lassen soll, denn der Tauschhandel Australiens ist nicht unbeträchtlich.

Meiner Meinung nach ist es weit wichtiger, alle Angaben über die Hauptmerkmale zusammenzustellen, als eine grosse Menge Merkmale unvollständig zu verarbeiten. Ich kann also Hrn. Dr. Gräbner nicht beistimmen, wenn er eine geringe Anzahl Angaben — fünf oder sechs, wenn nicht noch weniger — für genügend hält. Man hat wohl mindestens hundert Angaben über Speere; erst wenn man die Hälfte davon auf die

Karte eingetragen hat, fängt man an, sich ein ungefähres Bild machen zu können.

Man kann die einzelnen Gegenstände oder auch die verschiedenen Gegenden monographisch behandeln. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, dass letztere die beste Methode ist, wenn man dabei mit einem Gebiet wie Australien zu tun hat; die Angaben sind durch eine grosse Anzahl Bücher zerstreut, und diese Bücher lassen sich nicht überall auftreiben.

Hr. F. Gräbner überreicht hier zu die folgenden Bemerkungen:

Nicht der geringste Zweck meines Vortrages über „Kulturkreise und Kulturschichten in Oceanien" war die Anregung einer Diskussion, und so habe ich die Erwiderung von Hrn. Thomas mit aufrichtigem Vergnügen gelesen. Die mir dadurch gebotene Gelegenheit, meine Stellung in einzelnen Punkten genauer zu präzisieren, vielleicht auch hier und da zu korrigieren, ergreife ich um so lieber, als sich meine allgemeinen Anschauungen seither, besonders durch das Studium von Howitts neuestem Werk, nicht wenig gefestigt haben.

Thomas legt mit Recht das Hauptgewicht auf methodische Fehler, die er bei mir zu finden glaubt. So tadelt er, dass ich so wenig Merkmale zur Bestimmung der Kulturgrenzen herangezogen habe. Gewiss hätte ich, wollte ich eine vollständige Darstellung der Südseekultur liefern, über die Verbreitung jeder einzelnen Erscheinung Rechenschaft geben müssen; will man aber erst Fingerzeige gewinnen für den Beginn der Arbeit, wie das meine Absicht war, so wird eine allgemeine Statistik durchaus nicht den Anspruch machen dürfen, ein einwandfreies Bild zu liefern. Viele Erscheinungen sind ganz ungenügend beobachtet worden; Thomas selbst erwähnt den nicht unbeträchtlichen Handel, und auch die Zeremonien der Beschneidung und Micaoperation haben manche Merkmale einer verhältnismässig jungen Ausbreitung; bei anderen Dingen, wie z. B. dem primitiven Hüttenbau, soll überhaupt erst festgestellt werden, welche Merkmale als charakteristisch zu gelten haben. All diese Erscheinungen fallen für den vorliegenden Zweck fort, und es scheint doch recht zweifelhaft, ob sie die Minorität bilden und nicht in einer allgemeinen Statistik das ganze Bild verwischen würden. So wird nicht diese, sondern nur eine Zusammenstellung der best bekannten und beobachteten Erscheinungen mit charakteristischer Verbreitung, Aufweisung eigenartiger Grenzen, nicht zuletzt auch das gemeinsame sporadische Vorkommen von Erscheinungen, die nicht durcheinander bedingt sind, sichere Spuren darbieten können. Natürlich ist Thomas ganz im Recht mit der Forderung, dass die Annahme, ein Gegenstand fehle in einem Gebiete, nicht auf das blosse Fehlen von Belegen, sondern, wenn anders das fragliche Gebiet nicht sehr gut bekannt ist, nur auf ausdrückliche negative Angaben gegründet sein müsse. Er tut aber Unrecht, mir jenen Fehler vorzuwerfen. Sowohl das Fehlen der Speerschleuder wie des Schildes in gewissen Gegenden Australiens ist ausdrücklich bezeugt; besonders der Nichtgebrauch des Wommera im grössten, zentralen Teile des sonst so schlecht bekannten

mutterrechtlichen Gebietes ist fast allen Gewährsmännern von Curr aufgefallen, wie ihre Daten: „no wommerah", „spears always thrown by hand" und andere deutlich zeigen.

Falsch ist auch Thomas' Annahme, dass ich das Vorkommen des Schildes in Westaustralien leugne; ich habe vielmehr erklärt, dass sie „fast im ganzen Australien vorkommen", und eine Form von der Roebuck-Bai selbst angeführt; auch meine Karte weist nur zwei kleine schildlose Gebiete auf.

Richtig hat Thomas auch die Bedeutung der sozialen Verhältnisse für meine Aufstellungen aufgefasst. Hier muss ich ihm zunächst eine Konzession machen. Die durch Zentralaustralien verlaufende Grenzlinie in meiner Karte I müsste in der Tat etwa vom 27. bis zum 30. Grad eine Lücke aufweisen; ja, es ist nicht unwahrscheinlich, dass die dünnbevölkerten Gebiete westnordwestlich dieser Lücke noch mutterrechtliche Stämme aufweisen. Deren Existenz würde dann freilich nicht gegen, sondern eher für meine Ansichten sprechen, da nach ihnen das Mutterrecht und andere „ostpapuanische" Elemente in Westaustralien ihren Weg natürlich durch Zentralaustralien genommen haben müssen. Der Vorwurf, meine Karten enthielten direkt falsche Angaben, kann sich, soweit ich sehe, nur auf meine Vorsichtsmassregel beziehen, dass ich den äussersten südöstlichen Winkel des mutterrechtlichen Gebietes, dessen Verhältnisse mir nicht ganz klar zu liegen schienen, und die auch in der Tat nach Howitts neuem Werk zum Teil abnorme Erscheinungen aufweisen, bei der Anlegung der Grenzen gar nicht berücksichtigt habe. Dagegen scheint mir — ich kenne seine Quellen nicht — die Karte von Thomas einige[1]) Unrichtigkeiten aufzuweisen: 1. Die Grenze des Vaterrechts in Zentralaustralien bleibt um gute vier Grade hinter der wahren zurück; 2. die vaterrechtlichen Stämme in Südaustralien fehlen ganz; 3. desgleichen die von Howitt im J. A. I. XVIII, Karte, eingezeichneten in N.-W.-Queensland; 4. Howitt erwähnt Vaterrecht bei Cooktown, und die Angaben bei Curr lassen es auch am Lynd-R. erschliessen. Auch das mutterrechtliche Gebiet in Südwestaustralien scheint mir nicht einwandsfrei angegeben, nämlich einerseits nach Südosten zu weit, während es im Norden ziemlich sicher etwa bis zum Nordwestkap reicht. Endlich habe ich Bedenken gegen das südliche der beiden mutterrechtlichen Gebiete an der Nordwestküste; Howitt hat es wegen der Analogie seiner Klasseneinteilung zu der der Kamilaroi zu diesen gestellt, die Deszendenz scheint aber nach Curr agnatisch zu sein.

Weiter soll ich die nichtexogamen Lokalgruppen, die nichtexogamen Totemgruppen und die exogamen Klans durcheinandergeworfen haben. Die ersten habe ich mit Bewusstsein nie herangezogen. Meine Ausführungen stützen sich eigentlich nur auf die Klans, und nur weil diese bekanntlich des öfteren Totemcharakter tragen, habe ich hypothetisch die Totemgruppen mit herangezogen, die freilich nicht immer aber doch sehr häufig, wenn nicht meist, exogam sind; und zwar sind sie dies meines

1) Auch im Nachwort nur zum Teil verbessert.

Wissens immer, wenn sie bodenständig, also Klane sind, so dass Totemgruppen und Klane tatsächlich ineinander übergehen. Trotzdem war die Zusammenstellung in meinem Vortrage nur als Hinweis gedacht, ohne einen integrierenden Bestandteil der Beweisführung zu bilden. Heute hat sich mir besonders durch Howitts Ausführungen die Vorstellung von der Zusammengehörigkeit der beiden Erscheinungen bedeutend gekräftigt; Klassen ohne Totems kommen, glaube ich, nur im mutterrechtlichen Gebiete vor, Klassen, die selbst Totemcharakter tragen, nur in der Nähe vaterrechtlicher Gebiete. Das allein zeigt deutlich, dass Howitt mit seiner Auffassung der Entwicklung nicht auf ganz festem Boden steht. Wie seinen Ausführungen, so scheint mir auch der Bemerkung von Thomas über die überall deutlich vorhandenen Spuren älteren Mutterrechts die bekannte petitio principii zugrunde zu liegen. Ähnlich liegt es, wenn Thomas die Bodenständigkeit als „allgemein bekanntes Resultat der Vaterfolge" bezeichnet; weil sie mit der Vaterfolge vereint auftritt, wird sie als deren Folgeerscheinung angesehen, es wird aber nicht bemerkt, dass diese Folgeerscheinung schon mindestens einen Keim von exogamen Lokalgruppen voraussetzt. In mutterrechtlichen Gebieten mit Zweiklassensystem, wo die Ehen innerhalb des Wohnbezirkes endogam sind, wird die Einführung agnatischer Deszendenz in der geographischen Verteilung der Klassen usw. nicht die geringste Änderung bewirken. Diese Bezirksendogamie ist aber gerade in mutterrechtlichen Gebieten sehr gewöhnlich und recht eigentlich Voraussetzung der pirrauru-Institution.

Nun noch ein Wort zu Thomas' zweiter Karte. Die Verbreitung des Zahnausschlagens entspricht meinen Angaben darüber und würde ihnen wohl noch besser entsprechen, wenn Thomas die Gebiete bezeichnet hätte, wo es den Hauptinitiationsritus bildet. In bezug auf die Wasserfahrzeuge scheint Thomas in einen von ihm selbst gerügten Fehler zu verfallen, nämlich die Überschätzung des Materials; in Wahrheit steht doch das gebogene Rindenboot dem Holzboot näher, als dem genähten Rindenboot. Und so könnte ich denn die Verbreitung der Wasserfahrzeuge ohne weiteres in meine Karten aufnehmen, die genähten Rindenboote mit den genähten Plankenbooten zusammenstellen. Doch will ich mich lieber noch nicht bestimmt äussern. Immerhin ist das Vorkommen des genähten Rindenbootes gerade an der Küste, die ich als Basis ostpapuanischen Gebietes in Australien bezeichnete, merkwürdig.

Nachtrag von Hrn. W. Thomas.

Nachdem ich Hrn. Dr. Gräbners Ausführungen gelesen, habe ich meine Karte an einigen unwesentlichen Punkten verbessert, und zwar a) die Grenze der agnatischen Deszendenz im zentralen Gebiet an einer Stelle von 25° s. Br. um 1° nach Süden verlegt; sie war früher in der Nähe des 27. Breitengrades, liegt aber wohl nördlicher jetzt[1]); b) die kleinen klassenlosen Gebiete Südaustraliens als vaterrechtlich bezeichnet; c) ein vaterrechtliches Gebiet in der Nähe von Cooktown eingetragen,

1) Spencer and Gillen, Northern Tribes S. 1. Die Grenze zwischen Arunta und Urabunna ist kaum festgestellt (vgl. die Karte in „Central Tribes").

das mir früher zwar nicht unbekannt war, aber zu unbestimmt hinsichtlich seiner geographischen Lage und seiner Ausdehnung war, um in eine nur allgemeine Verhältnisse berücksichtigende Karte eingetragen zu werden.

(11) Von dem Vorstande der Rudolf Virchow-Stiftung ist uns der folgende

Bericht des Hrn. Leo Frobenius aus Dima

vom 24. Mai d. J. zur Veröffentlichung übergeben worden.

Mein erster Bericht an Sie hängt aufs engste mit einem gleichen zusammen, den ich der Leitung der Karl Ritterstiftung überreiche und ist manches im einen Unverständliche aus dem andern Berichte zu ergänzen. —

Meine Arbeiten beschäftigten sich seit meiner Ankunft fast ausschliesslich mit den Kuilustämmen, da diese aber der Verwandtschaft zufolge ethnologisch natürlich nicht allein betrachtet werden könnten, so galt es, im weiten Ausschauen alle Stämme zwischen dem Kassai im Norden, dem Kuango im Westen, dem Loango-Kassai im Osten und etwa dem 7° s. B. in das Bereich der Studien zu ziehen. Die eigentlich ethnologischen Grenzen in diesem Gebiete haben verhältnismässig wenig mit den ethnographischen Stammeseinheiten zu tun, und Sitten der südlicher wohnenden Babunda finden sich ebensogut bei einem Teile der nördlich wohnenden Badinga und umgekehrt. Besonders klar ist das ausgebildet bei den westlichen fünf Kuilustämmen: Bajakka, Bassamba, Bamballa, Bapindi und Bahuangana, in deren Land, lediglich dorfweise getrennt, alles bunt durcheinander wohnt. Auf einem geradeausführenden Zweitagemarsche hat man meist mehrere Dörfer jedes dieser fünf Völker in unregelmässiger Reihenfolge passiert.

Dieser weit ausgedehnten ethnographischen Einheit entspricht die ethnologische Grundlagerung nicht. Es gibt z. B. im Süden einen kleinen Umkreis, in dem wunderhübsche Holzbecher geschnitzt werden. Darin liegen Dörfer der Bassamba, Bapindi, Bamballa. Bei anderen Bapindi kommt dies nicht vor, wohl sind aber in einem weiter im Norden gelegenen, ähnlichen Verbreitungsumkreis nur Bajakka und Bamballa ansässig. Eine ähnliche Insel repräsentiert das Produktionsgebiet der Sammtweber (Bahuangana, Bamballa, Bapindi bergend). Überhaupt hat sich das alte Kunstgewerbe in kleine Reservate zurückgezogen, die ihrerseits wieder wunderlich unzusammenhängend sind. Jedenfalls werden die eingehenden Aufzeichnungen über diese Erscheinungen die Grundlagen für wichtige Einzelforschung im Sinne der geographischen Kulturlehre bieten können.

Ich sprach soeben von Bechern und Sammtstoffen, und damit wird der Kenner unwillkürlich an die reichen Kunstgewerbe der Bakuba erinnert. In der Tat ist es gelungen, die Parallelerscheinungen zur Bakubakultur im Lande zwischen Inzia und Kuilu, zwischen Kuilu und Kantscha, zwischen Lubue und Loango usw. aufzufinden. Ja, die aufgefundenen Formen dürfen sogar bedingungslos als Zwischenglieder zwischen der alten Kunst von Loango und aus Kongo und den Bakuba-Baschilele-Typen an-

gesehen werden, wodurch Anreihung altbekannter an neue Varianten, eine Erklärung des westlichen Typus durch den östlichen und umgekehrt gewonnen wird. Geben geschnitzte Hörner und Becher, Webstoffe, Elfenbeinschnitzereien, Körbe usw. Veranlassung, den Blick zwischen Osten und Westen vergleichend umherwandern zu lassen, so fesselt doch die Reihenfolge der Tatsachen zwischen Nord und Süd bei weitem mehr.

Eine einfache Zahlenreihe sagt wohl schon genug. Vom Kassai beginnend und uns nach Süden wendend, dabei unterwegs in kleinen Abschnitten die Bogendurchschnittslänge messend, ergibt sich folgende Aufstellung:

Makoa und Baja (Bajiji Kundes)	125 *cm*	Länge
Madschi-Bamballa, Ngulu-Bahuangana . .	130 „	„
Kimboa-Bamballa, Mitschakila-Bajakka .	135 „	„
Landeinwärts: Dangi	150 „	„
„ Belo oder Yelenge . . .	160 „	„
Kiknit	über 160 „	„

Exakter kann keine Reihe wachsen. Dazu bilden sich im gleichen Crescendo die Formen um: aus dem anfänglich fast runden Bogenholz mit breitem inneren Einschnitt wird ein fast brettartiges Gebilde. Was aus diesen Daten und dem Formenvergleich hervorgeht, ist heute schon dahin zusammenzufassen, dass eine Bogenumbildung, eine Beeinflussung vom Kassai aus nach Süden zu stattfand, die den Existenzkampf eines älteren Typus gegen einen südlicheren darstellt. Beide Formen sind leicht zu erkennen, und es wird eine lohnende Aufgabe sein, nachzuweisen, ob nur das Kassaibecken diesen Typenkampf aufweist. In diesen und ähnlichen Fragen wird die deutsche innerafrikanische Forschungs-Expedition deswegen genügenden Arbeitsstoff mitbringen können, weil eine Mitarbeiterschaft von etwa 400—500 Herren gesichert ist.

Diesem im Bogen zum Ausdruck gelangenden Nordsüdeinfluss steht eine eigenartige Südnordverschiebung gegenüber. Die alten Einwohner dieser Länder, die Badinga-Bajansi usw., werden auf der ganzen Linie vom unteren Kuango bis über den Loango hinaus immer mehr zusammengedrängt. Sie sind zumal unter dem Andringen der Babundastämme zum Zurückgehen gezwungen. Die Badinga sind nun die wahrhaftigen alten Urwaldstämme, die Babunda die Savannenkultivatoren. Mit dem Vorrücken der Babunda nach Norden wird mit dem Urwalde aufgeräumt. Die Babunda leben zuweilen auf dem gleichen Hügel mit den Badinga. Sie sind aber stets die Höherstehenden, die Kultivierteren, die tatsächlichen Sieger. Auch sind sie fröhlicher, geben den Frauen mehr Freiheit, sind anscheinend auch heller an Hautfarbe. Der Mudinga ist düster, faul, dumm und lässt fast alle Arbeit durch seine Frau ausführen. Der Mumbunda lebt mehr von den Erträgnissen des Ackerbaues, die Badinga ziehen dagegen die Jagd als Erwerbsquelle vor.

Urwaldjäger und Steppenbauer stehen sich also in jeder Hinsicht gegenüber. Und doch haben sie wieder vieles Gemeinsame — sei es, dass solches der eine vom andern gelernt bezw. geerbt hat, sei es, dass es von Alters her überkommene Gemeinsamkeit im Besitz bedeutet. Als

solchen bezeichne ich vor allen Dingen den Kassai-Pfahlbau, eine Erscheinung, der bis heute nicht die genügende Würdigung zuteil geworden ist. Schon Wissmann, Wolf und Bateman haben erwähnt, dass die Hütten am Poggeberg eine eigentümlich hochliegende Tür und vor dieser einen Tritt haben. Im Inland nun habe ich diese Erscheinung im gewaltigsten Entwicklungsstadium angetroffen, Hütten von etwa 3×2 *m* Bodenfläche, Türschwellhöhe 1,80 *m*, ebenso hoch eine 5,10 *m* lange, dann 1,20 *m* hoch eine 1 *m* lange, dann 1 *m* lang eine 50 *cm* hohe Plattform, so dass vor der 3,20 *m* langen Hütte ein Brückenbau von 7,10 *m* Länge angebracht ist. Aber nicht dadurch allein wird diese Hütte zum Pfahlbau gestempelt, das ganze Innere ruht auf etwa 50 *cm* bis 1 *m* hohen Stützen, und lediglich die Wände sind von der Erde aus aufgeführt. Auf den Plattformen, die vor der Tür liegen, spielt sich teilweise das ganze Tagesleben ab, hier schlendert, plaudert und raucht man, hier ist dann und wann das Herdfeuer angezündet usw. Diese Kassaipfahlbauten laufen der Grenze ihrer Verbreitung zu in einfache Fenstertürhütten aus, deren Vorkommen seinerzeit im Globus besprochen wurde. Seitdem wurde eine grosse Anzahl verwandter Typen, dazu Pfahlbauten usw. entdeckt. Mir liegen seitens unserer hiesigen Mitarbeiter eingesandte Nachrichten über solche Dinge noch in Fülle vor, so dass ich heute schon sagen kann, dass die Verbreitung der verwandten Erscheinungen genau mit dem Gebiet der mehr oder weniger sumpfigen afrikanischen Urwälder zusammenfällt. Wie dieser Urwald aber langsam der Arbeit der Feldbauern weichen muss, wie die Sümpfe mehr und mehr in Bächen abwässern, so löst sich der Pfahlbau in verschiedene eigenartige Sondertypen auf, unter denen der Kassai-Pfahlbau mit am meisten Interesse beanspruchen muss.

Habe ich vordem von dem von Norden kommenden Einfluss gesprochen, der sich im Bogen äussert, so muss nunmehr aber auch dem Südanmarsch, der überall südlich der Badinga deutlich zutage tritt, Beachtung geschenkt werden. Hier einige Gegensätze:

Die alten Innerafrikaner des Urwaldes.	Die jüngeren Südafrikaner der Südsteppe.
1. Männer bekleidet, Frauen fast oder ganz nackt.	1. Männer wenig bekleidet, Frauen vollständiger.
2. Waffe lediglich Bogen.	2. Lanzenvölker herrschen über Bogenvölker.
3. Beschneidung fehlt.	3. Beschneidung gefordert.
4. Kinder und Erbschaft dem Mutterbruder.	4. Kinder und Erbschaft dem Sohne.
5. Lediglich soziale Dorfgebilde mit Schulzen.	5. Keimende Ausbildung eines Fürstentumes.
6. Die alte Palmblattpfeife zum Tabakrauchen.	6. Die Wasserpfeife für Hanf usw.

Es gelang, eine grosse Reihe solcher Dinge zu finden, und wir überschritten die verschiedensten Verbreitungsgrenzen. — Damit bin ich aber bei der Frage angekommen, die mich jetzt am meisten beschäftigt und

der ich eine sehr lange Reise ins obere Kassai- oder Luluatal zu widmen mich entschlossen habe: Von wo stammt der jüngere, jetzt von Süden gegen das Kongobecken und den grossen Urwald herangedrungene Kultureinfluss?

Die Bedeutung der Frage ist mir fast täglich klar geworden; zahlreiche Angaben über, vielleicht sogar schon heute mit historischen Daten in Einklang zu bringende, Wanderungen und Völkerverschiebungen liegen vor, und vor allem haben wir Kunde erhalten, wo noch ausgiebigeres Material winkt. Dass wir, wie gesagt, schleunigst dorthin reisen, versteht sich von selbst, wenn es auch mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist.

(12) Hr. Lissauer legt

die Doppelaxt aus Kupfer von Pyrmont

vor, welche der Hr. Brunnendirektor Frhr. von Hundelshausen in Bad Pyrmont vor einigen Tagen zur Entnahme einer Probe für die chemische Untersuchung des Metalls an die Gesellschaft überschickt hatte.

Als ich auf dem Archäologen-Kongress in Athen meinen angekündigten Vortrag über die Doppeläxte der Kupferzeit und ihre Bedeutung gehalten hatte[1]), machte mich Hr. P. Reinecke darauf aufmerksam, dass ausser den von mir aufgezählten Exemplaren im Mainzer Museum der Gipsabguss einer gleichen Axt aus Pyrmont vorhanden sei. Nach meiner Heimkehr

Fig. 1.

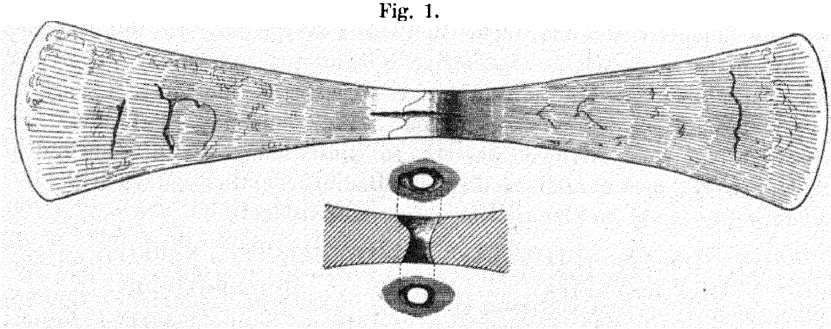


Fig. 2.

forschte ich alsbald nach dem Verbleib dieser letzteren und erhielt von Hrn. Lindenschmit in Mainz eine Zeichnung und Beschreibung derselben nach dem Gipsabguss und die Mitteilung, dass das Original sich im Besitz der Brunnendirektion zu Pyrmont befinde. Zugleich ersah ich aus der Literatur, dass Hr. Schumacher bereits auf diese Axt ebenfalls hingewiesen hatte.[2]) Auf mein direktes Ersuchen war Hr. Frhr. von Hundelshausen so freundlich, mir das Original selbst zu schicken und zugleich zu erlauben, demselben die zur Analyse des Metalls erforderliche Bohrprobe zu entnehmen. Für dieses verständnisvolle Entgegenkommen spreche ich Hrn. von Hundelshausen auch an dieser Stelle im Namen unserer Gesellschaft den wärmsten Dank aus.

1) Siehe oben S. 519ff. — 2) Westd. Zeitschr. XX S. 143.

Hr. Professor Rathgen hat nun im Laboratorium der Kgl. Museums-Verwaltung eine Probe entnommen und zunächst eine qualitative Untersuchung auf Zinn gemacht, welche negativ ausfiel; die genauere Analyse des Metalls folgt weiter unten.

Diese Doppelaxt ist im Jahre 1900 beim Ausheben von Koppelungsgräben 2,5 *m* tief im Holzhäuser Bruch bei Pyrmont gefunden worden. Sie hat, wie Sie sehen (Fig. 1), die Gestalt der andern bereits bekannten Exemplare. Von einem dickeren, schmalen Mittelstück aus entwickeln sich flügelartig immer breiter und dünner werdend die seitlichen Schneidenteile. Die Schneiden selbst sind stumpf. Das Mittelstück ist durchbohrt, die Öffnungen sind beide unregelmässig oval, der Kanal selbst zeigt in der Nähe jeder Öffnung eine vorspringende Leiste, so dass er innen viel enger ist, als an den beiden Öffnungen und ungleichmässig bikonisch erscheint (Fig. 2). Die Farbe der Axt ist aussen schmutzig kupferrotbraun, im Bohrloch rein kupferrot, die Oberfläche zeigt an mehreren Stellen Risse und Sprünge im Metall.

Die genaueren Masse sind folgende:

Grösste Länge	= 33 *cm*
Breite an den Schneiden	= 6,8 u. 7 *cm*
„ in der Mitte	= 2 *cm*
Dicke in der Mitte	= 3,2 *cm*
Obere Öffnung des Kanals	= 1,4 : 1,1 *cm*
Mitte des Kanals	= 0,8 *cm*
Untere Öffnung des Kanals	= 1,2 : 1,0 *cm*
Gewicht	= 910 *g*

Hr. Professor Rathgen teilt hierzu in einem Schreiben vom 25. Juli mit, dass die quantitative Analyse ergeben hat:

99,81 pCt.	Kupfer
0,10 „	Eisen
Spur	Wismut (?)
99,91 pCt.	
0,09 „	Rest = Oxyd usw.
100,00 pCt.	

Zinn, Arsen, Antimon, Blei, Zink nicht vorhanden.

Wismut ist so wenig vorhanden, dass ich beinahe zweifelhaft bin, ob es überhaupt zugegen ist. Das Eisen rührt wahrscheinlich vom Bohrer her, denn die Analyse der andern Portion ergab nur 0,04 pCt. Man kann also sicher sagen, dass die Doppelaxt aus reinem Kupfer besteht.

Wir sprechen Hrn. Professor Rathgen für diese Arbeit unsern besten Dank aus.

Wenn durch diese Analyse die Ansicht immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, welche wir oben S. 522 in unserer ersten These ausgesprochen haben, dass nämlich diese westeuropäischen Doppeläxte zu den frühesten Metallbarren gehören, welche aus Cypern in Europa eingeführt worden sind, so fällt auch durch die neueren Studien über Kreta mehr Licht auf die näheren Umstände des Imports selbst.

des verstorbenen alten „Kings“ Narcha im Gebiet „Boenje“ abgehalten habe. Damals interessierte sich Hr. Clotten sehr für die Mumien, doch waren alle Geldopfer und Bemühungen, ein solches Stück zu erlangen, erfolglos. Als ich Ende November nach Cairns zurückkehrte, versuchte ich aufs neue mein Glück trotz der grossen Schwierigkeiten, die besonders durch die abergläubische Verehrung der Eingeborenen bezüglich der Reste der Verstorbenen gegeben sind. Auf meinen Kreuz- und Querzügen im Gebiet des Bellenden-Ker-Gebirges kam ich an die Stelle von „Boenje“, jetzt als Upper Russel Goldfields bezeichnet, einem Hochplateau, 3000 Fuss über See, von wo eine Anzahl grosser Ströme, der Barrow-, Russel-, Mulgrave- und Johnston-River entspringen. Ein Ritt durch den Urwald, Scrub von 28 engl. Meilen, den ich mit Packpferd und einem Eingeborenen (einem früheren Blacktrouper = schwarzen Polizisten) von Atherton aus Ende Dezember unternahm, brachte mich zu einer einsamen Goldwäscherfarm, in deren Nähe die Schwarzen die Mumie des alten „Narcha“ noch immer, also seit acht Monaten, aufbewahrten. Ich sah, dass es ein Prachtexemplar war, vollständig gut erhalten, fast geruchlos, dazu ein famoser Typus der alten Uraustralier. Es muss als ein grosser Glückszufall bezeichnet werden, dass es mir gelang, die Mumie den Schwarzen gegen überreichliche Spenden an Tabak, Kleidung und Nahrung abzunehmen. Ich führte die ganze Kampgesellschaft in den kleinen primitiven Laden der Goldwäscher und erlaubte ihnen, sich soviel von den verlockenden Kulturgaben der Weissen auszusuchen, als sie nur Lust hatten, das Geldopfer mit Recht als irrelevant gegenüber dem Erfolge taxierend. Sie gaben mir die Mumie, nachdem jeder der Angehörigen sie auf den kahlen Schädel geküsst hatte. (Es ist eigentlich kein Küssen, sondern eine Art von Spucken aus kurzer Entfernung). Am nächsten Morgen wollten sie die Mumie wiederhaben, von Gewissensbissen geplagt jammerten besonders die Gins, während die Männer eine mehr materialistische Gesinnung zeigten. Ich verweigerte natürlich die Herausgabe, worauf die Schwarzen mir das sonderbare Anerbieten machten, mir zwei Schädel von Verwandten, die sie in ihren „Dilly-bags“ herumschleppten, als Ersatz für die Mumie zu geben. Ich ging scheinbar darauf ein, aber nur, um auch die herbeigebrachten rotbemalten Schädel ebenfalls einzuheimsen, die trauernden Verwandten aufs neue mit Tabak, Kleidungssachen und „Flower“ im Werte von ein paar Pound Sterling tröstend. Die Gefahr, dass die Schwarzen mir die Mumie stehlen, vielleicht auch auf andere Weise abzunehmen suchen könnten, war gross; ich rückte am nächsten Morgen aus, den toten „König“ als Siegesbeute auf das Packpferd gebunden über die vom Regen schlüpfrigen Scrubwege mit mir führend. Ich kam glücklich bis zu einem anderen Goldwäscherkamp, wo ich den Sylvesterabend in der erhabenen Einsamkeit des australischen Scrubs verbrachte. Anfang Januar mit meiner Mumie nach Cairns gelangt, verpackte ich dieselbe sorgfältig in einer mit galvanisiertem Eisen ausgeschlagenen starken Holzkiste. Ich hoffe, dass unter dem hermetischen Verschluss das kostbare Objekt ebenso wohlerhalten in den Räumen der anthropologischen Gesellschaft anlangt, wie ich es fortgesandt habe.

Über die Herstellung dieser australischen Mumien habe ich folgendes in Erfahrung gebracht: Dieselben werden nur durch langsames Räuchern angefertigt, ohne jegliche Beihilfe solcher chemischer Agentien, wie die Ägypter sie benutzten. Die ersten Phasen der Herstellung müssen sehr widerwärtig sein, weshalb die Polizei aus hygienischen Gründen die alte Sitte mit Gewalt auszurotten sucht. Die Leiche wird für einige Tage begraben, dann wieder herausgeholt und die verwesende Epidermis sowie alle Haare entfernt. Der Leib wird aufgeschnitten und der Körper auf einem Gestell aus Baumstämmen langsam über dem Feuer gedörrt. Mit dem herabtropfenden Fett und Blut schmieren sich die Gins die Haare ein, sie in Bündeln zu jener sonderbaren Trauertracht kräuselnd (sie nennen es in ihrem Blackenglish „Devil Devil-Hair"), welche an den letzten Tasmaniern auffiel.[1]) Der Körper wird dann in seine definitive Haltung gebracht, mit Stricken (aus Rindenfasern) die Extremitäten eng an den Rumpf angeschnürt. Die ganz extreme Hockerstellung, welche hierbei resultiert, deute ich in dem Sinne, dass die Haltung des Fötus im Utero nachgeahmt wird.

Die Sitte, Mumien zu machen, scheint in der Gegend von Cairns bis gegen Cooktown nördlich und Townsville südlich in alten Zeiten die vorherrschende Form der Leichenbehandlung gewesen zu sein. Keinesfalls handelt es sich um eine allgemein in Australien verbreitete Sitte; ich habe bisher keine Anzeichen einer weiteren Verbreitung gefunden, obwohl das „Trocknen" der Leichen über dem Feuer auch aus anderen Gegenden, z. B. Südaustralien berichtet ist. Gegenwärtig wird die Sitte nur noch ausnahmsweise für alte hervorragende „Warriors" (Krieger) und „Kings" beibehalten und wird in wenigen Jahrzehnten mit den Schwarzen verschwunden sein.

Über die Persönlichkeit des alten „Narcha" habe ich ermittelt, dass er einer der Häuptlinge war, welche in den blutigen Kämpfen eine wichtige Rolle spielten, als vor 15 Jahren die Goldsucher und ersten Pioniere weisser Kultur die bis dahin völlig intakte Ruhe der Eingeborenen von „Boenje" störten. Ich habe einen Teilnehmer an diesen Kämpfen, einen Schweizer gesprochen, der jetzt am Mulgrave-River eine Farm besitzt und der mir schauderhafte Einzelheiten über diesen grausamen Vernichtungskampf berichtete. Die Schwarzen, jedenfalls mit Recht aufgebracht über die weissen Störenfriede, ermordeten mehrere Goldsucher, worauf die Polizei (und darunter die schwarzen „Trouper" als die schlimmsten) Männer, Weiber und Kinder schonungslos niederschossen. Der alte „Narcha" entkam und kehrte später zurück. Es war ein Mann von hoher Statur. Ich habe eine Photographie desselben aus dem Jahre 1894 in Cairns aufgetrieben (Taf. IX Fig. 2). Er soll in allen Tugenden des Uraustraliers, der Jagd, des Erkletterns grosser Bäume, des Corroboreefechtens mit

1) Dieses Trauerhaar, das ich auch bei australischen Männern gesehen habe, wird allmählich abgeschnitten und zuweilen mit Bienenwachs in ein sehr sonderbares Halsgehänge aus Haarklumpen umgewandelt, wovon ich ein Exemplar in Cairns erhalten habe.

Schild und Holzschwert ein Muster gewesen sein. Seine „Kings"-Würde ist natürlich ebenso privater Natur, wie alle solche Bezeichnungen hier. Das grosse Messingschild, welches er um den Hals trug, und das ich mitsende, ist ihm nicht offiziell von der Regierung, sondern durch die Goldwäscher, mit denen die Schwarzen jetzt in freundlicher Beziehung stehen, geschenkt worden.

Als ich damals meinen Brief an Sie sandte, wurde meine Situation in Normanton von Tag zu Tag kritischer. Das Öffnen der Gräber rief eine solche Erregung unter der schwarzen Bevölkerung Normantons hervor, dass ich leider die bis dahin so erfolgreiche Arbeit abbrechen und mit nächstem Schiffe Normanton verlassen musste.[1]) Die in jenen öden Gewässern unglaublich zeitraubende und umständliche Seefahrt brachte mich Anfang Oktober nach Burketown am Albert-River, der am weitesten nach Westen vorgeschobenen Kulturstätte Queenslands, im Bereich des Carpentariagolfes. Hier wohnen nur etwa 200 weisse Menschen in so primitiven Zuständen, dass man das Ausharren derselben in solcher öden Gegend kaum begreift. Mit einer als „Post" bezeichneten, ebenso kostspieligen als elenden Fahrgelegenheit machte ich eine Exkursion landeinwärts zu der am Leichhardt-River gelegenen Telegraphenstation „Floraville", hauptsächlich um fossile Säugetierknochen zu sammeln, welche dort in die Geröllmasse eines mächtigen tertiären Vorläufers des jetzigen Leichhardt-River eingeschlossen vorkommen. Ich gewann sehr schöne Stücke von Unterkiefern von Diprotodon; die Gegend erwies sich jedoch nicht als günstig für die Erforschung der Fossilfauna im ganzen, da die Fragmente der Knochen an sekundärer Lagerstätte sich fanden.[2]) Interessant ist die Szenerie des Leichhardtriverbettes, in dessen unmittelbarer Umgebung reiche Vegetation und Tierwelt herrscht, während ringsum die Ebene dürr und von Buschfeuern vielfach verwüstet ein trostloses Bild liefert. An mehreren Stellen des Kalkgesteins im Bereich des alten Flussbettes fand ich kleine Vertiefungen gruppenweise beieinander, in Form und Grösse annähernd menschlichen Fusseindrücken gleichend. Diese Gruben stellen dasselbe dar, was die Franzosen für das Neolithikum als „Polissoirs" bezeichnen. Ein alter Eingeborener zeigte mir, wie die Schwarzen in diesen Gruben die flachen Geröllsteine zu polieren pflegten. So werden die von den Engländern als „Tomahawk" bezeichneten polierten Steinäxte der Australier hergestellt, welche in auffallendem Gegensatz zu den sonst so sehr primitiven (in einigen Exemplaren auch am Leichhardtriver von mir gefundenen) geschlagenen Implements paläo- oder eolithischen Charakters stehen. Es ist eine schwierige Frage, ob diese polierten „Tomahawks" eine originale Erfindung der Uraustralier oder eine von anderswo eingeführte Erwerbung darstellen.[3])

1) Die Schwarzen drohten, von Weissen über ihre Erregung befragt, dass sie den „Devil-Devil" speeren wollten, sie umlauerten das Hôtel, ob ich allein ausgehen würde, und umspähten den Raum, in welchem ich die Knochen hatte.

2) Ich fand nichts, was auf Reste von Placentaliern deuten könnte.

3) Dr. Roth teilt mir mit, dass sie auch in Westaustralien vorkommen, sie sind auch von Süden bekannt, also doch wohl echt australisch!

Gegen Ende Oktober verliess ich den Golf von Carpentaria und traf wohlbehalten aber etwas der Erholung bedürftig in Cooktown ein, dessen an sich nicht gerade hohe Kulturstufe mir nach der harten Schule im Golf als etwas Wunderbares erschien. In Cooktown leben viele Deutsche, unter denen in erster Linie Dr. Kortüm, der deutsche Konsulatsvertreter, mir sehr freundlich und hilfsbereit entgegenkam. Sein gastliches Haus bildet den Mittelpunkt einer reizenden Geselligkeit. Jagdausflüge (auf Wallabies, Tauben usw.) und Picknicks unterbrachen zeitweise die ernste Arbeit, welche ich in Cooktown zunächst auf das Ordnen meiner Sammlung richtete. Die Ausbeute vom Golf erwies sich als reich und sehr interessant, weil gerade von jenen Gegenden erst wenig Ethnographica gesammelt sind. Ich glaube kaum, dass in den deutschen Museen viel Stücke aus meinem Forschungsgebiet vertreten sind. Durch Ausflüge von Cooktown vergrösserte ich die Kollektion, so dass sie bei meiner Abreise von dort Ende November schon 250 Nummern aufwies.

Die Schwarzen in der Umgebung von Cooktown sind leider in raschem Aussterben begriffen. Wohl haben sie noch ihre Kamps dicht bei der Stadt und kommen in Kanoes über den Endeavour-River, wo Cook einst 1773 die Erforschung Queenslands einleitete; aber wie klein ist die Zahl der Schwarzen von heute gegen die zu Cooks Zeiten! Viele der hiesigen Eingeborenen machen einen erbärmlichen Eindruck — ganz anders als im Golf, die alten Gins sind abschreckend hässlich. Aus den Kämpfen, welche vor 30 Jahren auf den Palmer Goldfields bei Cooktown tobten, habe ich sehr wertvolle Schilde und Schwerter.

Für die somatischen Studien erwies sich ein Besuch der Missionarstation Cape Bedfort nördlich von Cooktown sehr nützlich. Ich fand gut gewaschenes und geduldiges Menschenmaterial, um meine Messungen fortzusetzen, deren Methoden ich allmählich mehr rationell zu gestalten suche, als dies bisher geschehen ist. Ich schrieb Ihnen wohl schon, dass ich für die Gesichtaufnahme ein neues System einer Art von Planierung habe.

Von Gladstone fuhr ich per Bahn über Bundaberg nach Maryborough, einer der ältesten (d. h. mehr als 50 Jahre alten) Städte Queenslands. Dort setzte ich meine (in Missionsanstalt Jarrabek bei Cairns) begonnenen Studien über die letzten Überlebenden der Urbevölkerung von Frazer-Island fort, ein Stamm von ausgezeichneter Körperbildung, für unsere deutsche Anthropologie besonders wichtig, weil Virchow vor zwanzig Jahren die drei Mitglieder jenes Stammes untersuchte und vorstellte, deren Bilder seitdem in allen betreffenden Büchern aufgenommen sind. Es ist ein Jammer, dass auch dieser Stamm dem rapiden Ende entgegengeht, die Gesichtszüge desselben zeigen weit mehr europäische Formationen, als ich es bei den Eingeborenen Nordqueenslands gefunden habe, und die Körper sind durchaus nicht mager.

Auf Frazer-Island bestehen Muschelhaufen, den Kjökkenmöddinger gleichend, und ich fand primitive Steinwerkzeuge, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten allgemein gebraucht wurden. Ich teilte Ihnen bereits früher mit, dass ich solche Instrumente an verschiedenen Punkten nachgewiesen habe, wo vor ihrer Vernichtung die Eingeborenen in Menge vorhanden

waren. Diese primitiven Werkzeuge, denen der letzten Tasmanier gleichend, sind sehr wichtig für die noch heute, wie ich sehe, so lebhafte Diskussion über das Problem der primitiven Steintechnik. Der Name „Eolithen" ist eigentlich ein wenig passender, da rezente Menschen, wie die Eingeborenen der Golfküsten, sich heute noch kaum bis zu dem „eolithischen" Stadium entwickelt haben.[1]) Jedenfalls mahnen diese Tatsachen zu grösster Vorsicht gegen den Schematismus einer Chronologie, gegründet auf Steintechnik, worin die Franzosen viel zu weit gehen; auch Rutot verfällt etwas in diesen Fehler. Dr. Roths neueste Abhandlung über die Steinwerkzeuge der Australier ist sehr wichtig, da sie nach praktischen Erfahrungen manche der theoretischen Zweifel beseitigt, welche immer wieder über die Artefaktnatur der „Eolithen" laut werden.

Ich arbeite jetzt hier in Sydney seit Ende März im „Australian Museum", welches die Kollektion Roths angekauft hat. Auf Dr. Roths Wunsch beende ich hier eine Publikation über die von ihm gesammelten Queenslandschädel, welche von der Regierung Queenslands veröffentlicht werden soll. Die genaue morphologische Durcharbeitung der australischen Variationen gibt mir eine reiche Fülle neuer Resultate und Anregungen.

Diese Museumsarbeiten habe ich zeitweise unterbrochen durch Exkursionen in die Umgegend. Der letzte Rest der alten Urbevölkerung lebt in einer „Reserve" in La Perouse am Ufer der Botanybai, wo Cook einst den Grundstein zur englischen Kolonisation von Australien legte. Nur wenige blutreine Mitglieder des einst so mächtigen Stammes der Blacks sind noch übrig, deren Vorfahren in grosser Zahl einst die Küsten der weitverzweigten Buchten bewohnten. Den alten „King" sehe ich zuweilen in europäischer Tracht die Strassen Sydneys durchwandern — ein sonderbar tragisches Bild. Die hiesigen Urbewohner müssen ein schöner und kräftiger Schlag gewesen sein. Der erste Governor „Philipp" nannte eine Bucht, die jetzt ein Hauptbadeort geworden ist, „Manly", nach dem tapferen und kräftigen Eindruck, den ihm die dort hausenden Eingeborenen machten.

An den flachen Küstenstrichen sind richtige „Kjökkenmöddinger" vorhanden aus riesigen Massen von Muschelschalen. Man findet dort, teilweise vom Dünensande überweht, die alten Feuerstätten und eine grosse Menge von Resten der alten Steintechnik, an manchen Stellen so lokalisiert, dass man an Zentren der Fabrikation wie im Paläolithikum Europas erinnert wird. Das Material ist grossenteils silizificiertes Holz. Ich sammelte zahlreiche Stücke, die wirklich „eolithisch" aussehen, obwohl relativ modern. Retuschen sind nur selten vorhanden, doch kommen feine kleine, keilförmige Splitter vor, die auf einer Fläche bearbeitet sind, und wahrscheinlich in Stiel gefasst — ähnlich Stücken, die Roth in Queensland gesammelt hat, — zum Schneiden der Hautnarben dienten.

Was von Steinsplittern in diesen Dünen und Küchenabfallhaufen liegt, ist von Menschen dorthin geschleppt worden, jeder andere Transport ist

1) Manche Stämme haben bezw. hatten neben den ganz rohen Artefakten die polierten Äxte!

ausgeschlossen. Deshalb ist die überaus primitive Natur dieser „Artefakte“ sehr lehrreich für die Diskussion über die „Eolithen“ Europas.

An das Paläolithikum Europas erinnern die ausserordentlich zahlreichen Felsschutzdächer[1]), welche einst als Wohnung der Urbewohner dienten. Die Buchten des Sydneyhafens und der benachbarten Flussmündungen stellen richtige Fjords dar, deren Umrandung von Sandstein gebildet wird. Dieses, nach einer hiesigen Lokalität — Hawkesbury — Sandstein genannte Material ist von den Wellen des Meeres ausgehöhlt worden zu einer Zeit, als die Küste noch nicht die jetzt herrschende Elevation erfahren hatte.

Bessere natürliche Felsenwohnungen lassen sich gar nicht denken. Die Muschelhaufen vor denselben beweisen, dass sie lange benutzt wurden. Auf gut Glück in einige dieser Haufen einschneidend, fand ich Reste von Skeletten, allerdings zum Teil sehr zerstört, aber doch wertvoll wegen ihres Alters. Jedenfalls werden hier in der kälteren Zone die Knochen nicht so rasch zerstört, als ich es in Queensland fand.

Die Ruhepause meines hiesigen Aufenthaltes gestattet mir eine gründliche Vertiefung in das mehr theoretische Gebiet der Probleme bezüglich der Bedeutung der australischen Rassen. Auf der Bibliothek hat man mir einen grossen Raum zur Verfügung gestellt, in welchem ich die reiche Literatur in Ruhe studieren kann.

Es bleibt mir noch soviel hier zu tun! Nach Warnambool werde ich wohl gehen, obwohl das allgemein übereinstimmend völlig ablehnende Urteil der hiesigen Gelehrten über die Fussabdrücke recht wenig ermutigend ist.

Nach Tasmanien muss ich natürlich auch gehen.

Ich bitte Sie, der anthropologischen Gesellschaft meinen Gruss und eventuell eine kurze Mitteilung über meine hiesige Tätigkeit zu übermitteln.

Ich füge diesem Berichte, wie dem vorigen, eine Übersicht der wichtigsten Daten meiner Reise bei, in Fortsetzung der früher[2]) gegebenen:

27. September 1904: Abreise mit Schiff von Normanton, wo die Eingeborenen wegen des Öffnens der Gräber eine drohende Haltung gegen mich einnehmen.

2. Oktober: Ankunft in Burketown am Albertriver (nur 200 weisse Bewohner!).

6.—18. Oktober: Exkursion ins Innere an den Unterlauf des Leichhardtrivers. Aufenthalt auf einsamer Telegraphenstation Floraville. Sammeln von Fossilfragmenten, hauptsächlich Diprotodon, die in dem festen Konglomerat der Schottermassen des in der Tertiärzeit mächtigen Flusses eingeschlossen vorkommen. Verschiedene Erfahrungen und Abenteuer mit Eingeborenen. Poliergruben zur Anfertigung der Steinäxte im Gestein des trockenen Flussbettes. Einige primitive Artefakte.

1) Auch die Felsenzeichnungen von Tieren!

2) Siehe oben S. 211—213.

21.—28. Oktober: Schiffreise von Burketown über Thursday-Island nach Cooktown.

28. Oktober bis 25. November: Aufenthalt in Cooktown. Ordnen meiner Sammlung. Exkursionen in die Umgebung. Zahlreiche Untersuchungen, Messungen und photographische Aufnahmen von Eingeborenen, besonders in der Missionsanstalt Cape Bedford, 14 engl. Meilen nördlich von Cooktown (deren Leiter die deutschen Missionare Schwarz und Poland).

26. November: Ankunft in Cairns.

26. November 1904 bis 1. Februar 1905: Aufenthalt im Cairnsdistrikt und Expeditionen ins Innere in das Gebiet des Bellenden-Ker-Gebirges (höchste Gipfel Centre Pick und Barth Frere 5400 engl. Fuss).

2.—13. Dezember: I. Expedition an den Unterlauf des Russelrivers und seiner Nebenflüsse (Harveyscreek[1]) und Babindacreek). Ausgezeichnete Gelegenheit zum Studium der noch frei nach alter Weise lebenden, aber nicht mehr wilden Tribes (Stämme), die leider in rapidem Aussterben sich befinden (hauptsächlich infolge des durch die Chinesen vermittelten Opiumgenusses). Zahlreiche Messungen, Aufnahmen, Studien auch über die Sprachen, Erwerbung schöner Ethnographika, zum Teil der letzten Stücke ihrer Art. Ausgraben einiger Skelette, deren schnelle Zersetzung (ein bis zwei Jahr) im Boden des Scrubs (Urwalds) auffällt.

17. Dezember 1904 bis 3. Januar 1905: II. Expedition in die höheren Teile des Bellenden-Ker-Gebirges, nach den „Upper Russel Goldfields", einem etwa 3000 engl. Fuss hohen Hochplateau, von welchem alle grösseren Flüsse der Gegend: Barrowriver, Johnstonriver, Russelriver und Mulgraveriver ihren Ursprung nehmen. Vom Endpunkt der Cairns-Barrowriver-Bahnlinie, Atherton, Ritt mit einem Blackboy und Packhorse 28 englische Meilen durch den Scrub zu der einsamen Goldwäscherfarm Fred Browns, einer in der Sprache der Eingeborenen als „Boenje" bezeichneten Gegend, wo vor etwa 15 Jahren schwere Vernichtungskämpfe der ersten Goldsucher gegen die Eingeborenen stattgefunden haben. Auf dem Wege besuche ich den interessanten Kratersee Lake Eachem, auf dem Gipfel eines vollständig mit Scrub bedeckten erloschenen Vulkanes. Erbeute im Kamp der Eingeborenen von Boenje die Mumie eines alten Häuptlings („King") Narcha, der im Mai 1904 gestorben war. Gewinne zwei bemalte Schädel aus demselben Kamp. Mache Studien über das Klettern der Eingeborenen auf hohe isolierte mächtige Bäume des Scrubs.

6.—11. Januar: Exkursion nach der schon im Juli 1904 von mir besuchten englischen Missionsanstalt Jarrabah bei Cape Grafton südlich von Cairns. Seit meinem vorigen Aufenthalt waren zahlreiche neue Eingeborene aus anderen jetzt aufgehobenen Reserven und Missionsanstalten eingetroffen, besonders die letzten Reste von Tribes aus Südqueensland (darunter von Frazer-Island, vgl. Virchows Untersuchung!). Zahlreiche Messungen und Studien besonders über die Gesichtsbildung der Australier. Gewinnung von Haarproben.

1) Creek = Bach.

11.—20. Januar: Enorme tropische Regen zwingen zu ruhigem Aufenthalt in Cairns, den ich zur Ordnung, Katalogisierung und zum Einpacken meiner bedeutend angewachsenen ethnographischen, osteologischen und zoologischen Sammlungen benutze.

21.—30. Januar: III. Expedition in das Gebiet der Ausläufer des Bellenden-Ker-Gebirges in der Nähe der Küste, besonders in die Täler und Schluchten des Mulgraveriver und seiner Nebenbäche am Fusse des fast isoliert 3000 engl. Fuss schroff aufragenden „Pyramidenberges“ in der Nähe der Zuckerplantagen von Mulgrave und Alcomba. Mache in Begleitung eines weissen Mannes Kreuz- und Querritte bezw. Fusswanderungen in nur wenig von Weissen besuchte Gegenden. Häufige Regengüsse erschweren das Fortkommen, besonders die Passage der Flüsse. Spüre zahlreiche Kamps und eine grosse Menge von Eingeborenen auf, die in Angst vor Polizei und Missionären ein verstecktes Dasein führen und bei meiner Annäherung meist die Flucht ergriffen. Unter Beihilfe einiger Farmer, darunter eines Schweizers, gewinne ich eine Anzahl Schädel, auch ein Skelett, mehrere Ethnographica und sehr grosse flache polierte Steininstrumente, welche beim Pflügen in 1—2 Fuss Tiefe aus dem (früher von Scrub bedeckten) Boden gefunden werden. Erhalte Dingoschädel und einige Knochen.

1. Februar: Abreise von Cairns nach Geraldton.

2. Februar: Abreise von Geraldton nach Lucindapoint an dem grossartigen Hinchinbrook-Channel.

3.—10. Februar: Aufenthalt in Ingham. Ausgraben mehrerer Skelette zum Teil unter schwierigen Umständen. Die immer noch steigende Hitze des nordqueensländischen Sommers nötigt mich zu dem Entschluss, die Tropen für einige Monate zu verlassen.

11. Februar: Ankunft in Townsville. Gewinne eine zweite Mumie (Kind), die 1863 auf der Stelle des späteren Cairns angefertigt wurde, und den Schädel eines im Jahre 1876 getöteten Häuptlings desjenigen Tribes (von der Mündung des Johnstonerivers), welcher 1873 eines der ersten Neuguinea-Schiffe überfiel und zahlreiche Weisse speerte. Gewinn und Verlust (durch Diebstahl) eines lebendigen Dingo. Erhalte einen Dingoschädel.

13. Februar: Abreise von Townsville.

15. Februar: Landung in Gladstone. Interessante Bekanntschaft mit dem Postmeister Illidge, der ersten Autorität in der künstlichen Züchtung der jungen Ceratodus. Sehe die, leider schon dem British-Museum zugesagten, etwa 50—85 *mm* langen vier Exemplare, wie sie niemals frei gefunden und niemals zuvor gezüchtet worden sind. Erhalte drei ganz junge Stadien.

17. Februar: Eisenbahnfahrt von Gladstone nach Bundaberg.

Hr. Waldeyer: Ich wollte mir noch eine Bemerkung erlauben zu der Ansicht von Hrn. Klaatsch über die Stellung der Mumie. Es ist möglich, dass der Gedanke zugrunde liegt, dem aus der Welt Ausscheidenden wieder dieselbe Stellung zu geben, die er einnahm, ehe er in

die Welt eintrat, als er aber schon lebte; denn die Stellung, die die Mumie einnimmt, ahmt in der Tat die Lage des Fötus nach. Indessen könnte diese Stellung der Mumie auch einen rein praktischen Grund haben. Es nimmt nämlich der Mensch in dieser Stellung den kleinsten Raum ein. Wenn die Leute die Mumien mit sich führen, so können sie kaum etwas anderes tun, als ihnen diese Stellung geben. In dieser Lage kann sie leicht in einen Sack gepackt werden, während das bei einem langgestreckten Körper nicht so leicht ist. Ich möchte beinahe glauben, dass diese praktische Rücksicht der Grund dieser Stellung ist. Es kann aber auch anders sein. Man muss sich hüten, ohne weiteres das rein Praktische als den eigentlichen Beweggrund anzusehen.

Hr. Krause: Wie wir erfahren haben, ist die Mumie geräuchert worden. Es liegt aber ausserdem ein roter Farbenüberzug darauf, der an einigen Stellen so dick ist, dass man ihn mit dem Messer abnehmen kann. Ich mache darauf aufmerksam, dass einige Forscher die Rotfärbung unserer prähistorischen Skelettknochen auf eine ähnliche Sitte zurückgeführt haben. Sie meinten, die ausgestreckten Leichen wären rot bemalt worden und die Farbe hätte sich dann auf die Knochen übertragen.

(14) Hr. Hans Virchow legt

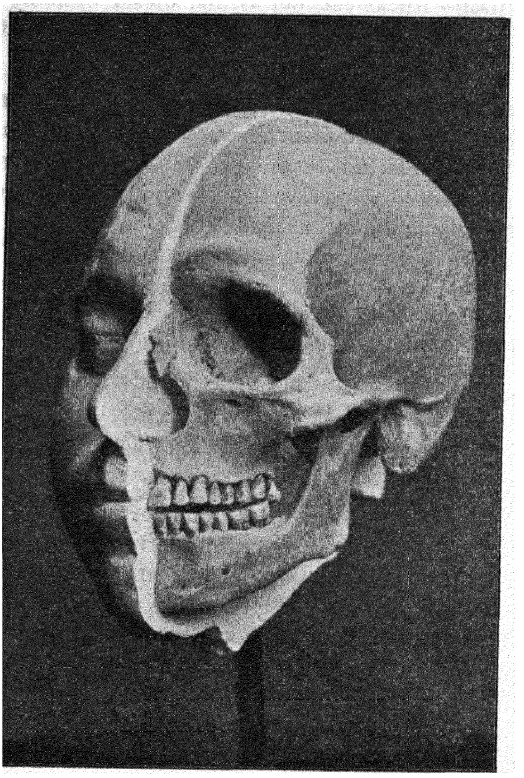
einen Kopf, der zur Hälfte aus dem Schädel, zur Hälfte aus der Gesichtsmaske besteht,

vor. Es handelt sich um den gleichen Kopf, von welchem in der Juni-Sitzung zwei Abbildungen der Gesichtsmuskeln gezeigt wurden (s. oben Fig. 1 u. 2 S. 620). An demselben waren durch Injektion von Alkohol und Formalin die Weichteile vollkommen starr gemacht. Es wurden nun durch einen genauen Medianschnitt die Weichteile bis auf den Knochen durchschnitten und auf der einen Seite der Knochen neben dem Schnitt sauber geschabt, um eine genaue Bestimmung der Weichteildicken zu erhalten. Dann wurde die intakte Gesichtshälfte mit einem schmalen Streifen des freiliegenden Knochens abgegipst. Da sich herausgestellt hatte, dass trotz festen Schlusses der Lippen die Zahnreihen in einem leichten Abstande waren — was einen feinen belebten Eindruck machte —, so wurde noch eine Hilfsform von der Umgebung des Kiefergelenkes genommen, um den Kiefer nachher in der richtigen Lage fixieren zu können. Dann wurde der Kopf genau median durchsägt, die eine Schädelhälfte maceriert und dann diese mit der abgeformten Gesichtshälfte vereinigt in der Stellung, welche sich aus dem Abguss und aus den Massen ergab.

Ich habe diese Zusammenstellung gemacht, nicht um damit irgend eine wissenschaftliche Frage direkt zu lösen oder ein Problem zur Entscheidung zu bringen, sondern um durch die unmittelbare Anschauung die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, wie wichtig solche Darstellungen sind. Masse der Weichteildicken am Kopfe sind ja schon vor Jahrzehnten genommen worden, und auf Grund von solchen sind mehrfach Rekonstruktionen der Gesichter von Köpfen versucht worden, von denen man nur die Schädel kennt, insbesondere von vorgeschichtlichen Menschen,

wie z. B. der Frau von Auvernier (Kollmann) und des Steinzeitmenschen aus dem Leinetal (Merkel). Über die Richtigkeit derartiger Rekonstruktionen lässt sich nicht eigentlich diskutieren, bezw. lässt sich nur bis zu einem gewissen Grade diskutieren, weil Niemand diese Menschen gesehen hat.

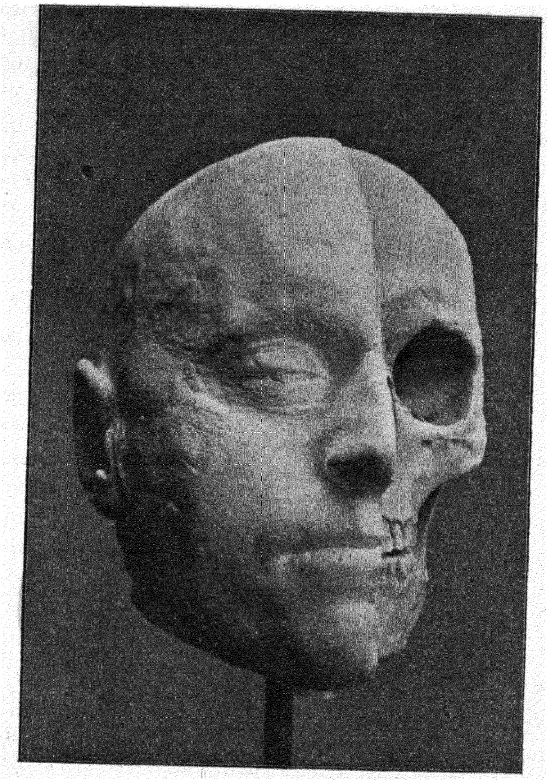
Eine andere Gruppe von Rekonstruktionen betrifft die Gesichter berühmter historischer Persönlichkeiten auf Grund ihrer dem Grabe ent-



nommenen Schädel. Hier standen dem rekonstruierenden Gelehrten ausser den Schädeln noch die Porträts zur Verfügung. Indessen hat sich mehrfach gezeigt, dass durch die Unfähigkeit oder Ungeneigtheit des Malers, ein Porträt objektiv aufzufassen, eine Quelle des Irrtums hervorgerufen war. So besass, wie Hr. W. Krause mitgeteilt hat, Leibnitz einen Breitschädel, während er auf dem Porträt mit einem schmalen Gesicht dargestellt ist. Es war also der Maler in der Zeit der Allonge-Perrücken entweder unfähig, ein Gesicht anders als hoch und schmal zu sehen, oder er hielt es nicht für schicklich, es anders darzustellen.

In dem vorgelegten Stück ist nicht nur eines, Schädel oder Gesicht, gegeben und das andere abgeleitet, sondern es ist beides, Schädel und Gesicht, gegeben, und jedes trägt zum Verständnis des andern bei. Es

scheint mir wichtig, als Grundlage für Studien des Kopfes viele solcher Darstellungen, womöglich von den verschiedenen Rassen, anzulegen. Ich habe von einer Anzahl von Köpfen die Gesichtsmasken und die zugehörigen Schädel aufbewahrt (in der Lehrsammlung der Hochschule für die bildenden Künste). Ich finde daran, dass an der Stirn und an der Oberaugenhöhlengegend der Ausdruck des Kopfes schon sehr vollständig sich am Knochen auffinden lässt, dass dagegen Wangen, Lippen, Kinn



und auch Nase sich nur mit einem geringen Grade von Wahrscheinlichkeit feststellen lassen, wenn man nur den Schädel zur Verfügung hat.

(15) Hr. Ed. Krause berichtet über die

Exkursion der Gesellschaft am 28. Juni nach Rüdersdorf.

Etwa dreissig Mitglieder der Gesellschaft fuhren zunächst nach Erkner und von da mit Dampfschiff nach Woltersdorfer Schleuse, wo die Sammlung des Hrn. H. Busse besichtigt wurde, deren Reichhaltigkeit an Funden aus näherer und weiterer Umgebung von dem unermüdlichen Fleiss des Besitzers Zeugnis ablegt. Es wurde die prächtige Aussicht von den Kranichbergen genossen, wo gerade eine Militärabteilung mit dem Heliographen arbeitete. Nachdem wir am Ufer des Sees das Mittags-

mahl eingenommen hatten, benutzten wir den Dampfer bis Kalkberge Rüdersdorf und gingen durch die interessanten alten Kalksteinbrüche am Rittergut Rüdersdorf vorüber zu dem auf dessen Grund nahe dem Stienitz-See gelegenen Gräberfelde. Hier hatte Hr. Busse in früheren Jahren schon etwa 160—180 Gräber ausgegraben. Durch die Sonde waren vor unserer Ankunft bereits einige verdächtige Stellen aufgefunden und bezeichnet worden, so dass wir bei unseren dort vorgenommenen Grabungen bald auf die Gräber stiessen. Die Fundstelle ist ein grosses, schwachhügeliges sandiges Brachfeld. Die Urnen stehen hier teils frei im Sande, teils sind sie von Steinsetzungen umgeben; einmal fand Hr. Busse sogar eine kleine rechteckige Steinkiste, die er, auf der Oberfläche wieder auf-

Grab I.

Die Gruppierung entspricht ungefähr der ursprünglichen in den Gräbern.
Aufgenommen von Ed. Krause.

gebaut, uns vorzeigte. Die Gräber stehen hier oft, wohl infolge nachträglicher Veränderungen der sandigen Oberfläche, bis zu 2 *m* tief, oft aber auch sehr flach, so dass sie bei früheren Beackerungen der Pflug berührte und zum Teil zerstörte, und im allgemeinen wenig unzerstörte Gefässe zu ergraben sind, wovon auch ein sehr grosser Scherbenhaufen, von den früheren Grabungen Hrn. Busses herrührend, Zeugnis ablegte, in welchem sich Reste interessant verzierter Gefässe befanden.

Bei unsern Grabungen stiessen wir kaum 10 *cm* tief bereits auf das erste Grab, in dem zwischen wenigen Steinen eine doppeltkonische Urne, mit Querriefeln und darüber befindlichen Gruppen von Tupfen verziert, gefunden wurde. Der Deckel (zerbrochen gefunden, wie fast alle weiteren Gefässe) ist aussen mit Tannenzweig- und andern Schraffierungen verziert und hat einen kleinen Henkel. Neben der Urne stand eine grössere

Schale, daneben ein Gefäss mit buckelartigen Verzierungen, mit Knochen gefüllt und mit Deckel, und ein kleines zweihenkliges, verziertes Gefäss, dessen Henkel aber fehlten.

(16) Hr. Velde demonstriert

eine Sammlung altchinesischer Hieb- und Stichwaffen.

Die heute hier ausgestellten, jetzt dem Museum für Völkerkunde gehörigen Waffen sind in den Jahren 1898—1900 in Peking von mir gesammelt worden. Sie sind durch Händler zusammengebracht worden, die gehört hatten, dass ich Käufer für derartige sonst nicht begehrte Sachen sei, und die nun auch versuchten, alle möglichen Geräte als Waffen los zu werden. So wurden eiserne Stäbe zum Schüren von Holzkohlenfeuer als Dolche angebracht, Tragbügel für Wagendeichseln als Steigbügel usw. Begreiflicherweise wurden an einem so alten Handels- und Verkehrsmittelpunkt auch häufig Waffen nicht chinesischen Ursprungs zum Kauf angeboten, z. B. ein alter spanischer Degen mit einem Bild Karls V.; desgleichen befindet sich in der Sammlung ein Schwert, das seiner Form nach vermutlich aus Nepal stammt.

Über das Alter der meisten Waffen lässt sich etwas Bestimmtes nicht sagen, weil dieselben Muster wahrscheinlich jahrhundertelang immer wieder hergestellt worden sind. Einige waren noch in neuester Zeit im Gebrauch, wie die Säbel mit Haken handbreit von der Spitze, deren sich die Tigersoldaten bedienten. Übungen der Letzteren konnte man noch 1899 auf dem Exerzierplatz nördlich vor Peking sehen.

Eine systematische Darstellung chinesischer Waffen habe ich in der mir zugänglichen Literatur nicht finden können. Was sich von derartigen Dingen in Europa befindet, ist bis jetzt in einzelnen Stücken in verschiedenen Waffensammlungen zerstreut gewesen. Ausser dem Artilleriemuseum in Paris verfügt meines Wissens nur die Stuttgarter ethnologische Sammlung über eine grössere Zahl chinesischer Waffen, doch können sich beide Anstalten in dieser Hinsicht nicht mit der von Grube begründeten und durch die hier ausgestellten Stücke erweiterten Sammlung unseres Museums vergleichen.

Die Lanzen und Hellebarden unterscheiden sich in ihrer Form nicht wesentlich von den im Mittelalter auch bei uns gebräuchlichen. Ein kurzer Jagdspeer mit eisernem Schaft ist heute das Wahrzeichen der zahlreich im Lande herumziehenden Bärenführer.

An den Schwertern fallen allerlei phantastische Formen auf. Charakteristisch ist, dass die kleineren paarweise in einer Scheide getragen werden. Das Bestreben, die Waffen paarweise herzustellen und zu verwenden, tritt auch bei allen übrigen Arten hervor; der Bewaffnete sollte ein Stück in der rechten, das andere in der linken Hand führen.

Unter den Dolchen ist besonders bemerkenswert ein solcher, der den Griff nach Art des indischen Khattars hat und auch nach der Seite desjenigen, der ihn führt, am Griff zwei Spitzen zeigt. Hervorzuheben ist die geringe Grösse der Griffe bei sämtlichen Waffen, so dass ein Europäer sie nicht bequem fassen kann; sie weist auf die Rasseneigentümlichkeit der kleinen Hände und Füsse bei den Chinesen hin.

Bei mehreren Streitäxten kehrt als Verzierung ein in einen spitzen Schnabel auslaufender Vogelkopf wieder, nach der Schneide der Axt geht er in drei Vogelkrallen über.

Die stumpfen Hiebwaffen zeigen eine grosse Mannigfaltigkeit der Formen: eiserne und bronzene stumpfe Klingen mit Schwertgriffen, Streitkolben mit festem Griff und an Ketten und Stricken, Schlagringe von der Form eines Schwertgriffes mit allerlei spitzen und stumpfen Fortsätzen, sowie eigentümliche Holzbolzen mit einem langen, senkrecht eingesetzten Stiel, der als Parierstange dient und den ganzen Unterarm deckt.

Als besondere Arten sind schliesslich noch zu erwähnen:

a) Vogelkrallen mit festen oder beweglichen Gliedern, an 50 *cm* langen Eisenstangen, mit denen man einen Mann vom Pferde herunterreissen soll;
b) eiserne Halbmonde, Griff am inneren Bogen, der äussere geschärft;
c) zweihändige Schwerter, deren Knauf in einen langen Dolch ausläuft und die an den Parierstangen dolchartige Fortsätze tragen (im Kampf nicht zu verwenden, ohne dass man sich selbst mehr verletzt wie den Gegner).

Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen noch zwei chinesische Geschützmodelle vorzulegen, von denen das eine die älteste chinesische Konstruktion eines fahrbaren Geschützes zeigt[1]), während bei dem andern das System der Draisine zur Fortbewegung in gänzlich misslungener Weise angewandt ist.

Es würde mich interessieren, wenn mir einer der Anwesenden mitteilen könnte, ob sich irgendwo nachweislich echte Mongolenwaffen aus der Zeit der Mongoleneinfälle in Deutschland oder zeitgenössische Abbildungen solcher Waffen befinden.

Hr. Ed. Krause: In Deutschland gibt es Parallelen zu einigen dieser Waffe mit den Ketten. Vor der Zeit der Feuerwaffen hat man zur Verteidigung der Mauern in befestigten Städten von oben herunter Knüppel gebraucht, an denen Ketten waren mit stachelbewehrten Kugeln, oder auch dreschflegelartige Keulen, die sog. Kriegskeulen. Damit hat man u. a. die Anstürmenden von oben heruntergeschlagen. Ähnliche Flegel kannten die alten Indier, Ägypter und Griechen (s. Demmie, Die Kriegswaffen. Leipzig 1893. S. 152, 185, 217 u. 792).

Hr. Ehrenreich: Noch vor wenigen Jahren habe ich im Breslauer Museum eine Waffe gesehen, die als ein Schwert von der Mongolenschlacht galt. Soweit ich die Sache beurteilen kann, handelt es sich um eine afrikanische Waffe. Ich weiss nicht, ob dieselbe heute noch mit dem gleichen Etikett geführt wird wie damals.

(17) Hr. E. Seler spricht

über die Bewohner der alten Landschaft Michuacan.

Der Vortrag wird später erscheinen. —

1) Befindet sich im Zeughaus zu Berlin.

III. Literarische Besprechungen.

Hoernes, Moriz, Die Hallstattperiode. Mit 396 Abbildungen in 23 Gruppen. Braunschweig 1905. 4°. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie, N. F. III, 4.

Die vorliegende Studie ist nur der Vorläufer eines grösseren Werkes über die Kultur der Hallstattperiode, auf dessen baldiges Erscheinen wir schon jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten. Eine Revision der ganzen Lehre von der Hallstattkultur ist ja schon lange ein dringendes Bedürfnis, nicht nur weil die Grenzen ihrer Verbreitung seit Jahren immer weiter gesteckt werden mussten, sondern auch weil die Kenntnis der verschiedenen Gruppen innerhalb derselben sich immer mehr vertieft hat. Der Verf. fasst nun in 5 Abschnitten das vorliegende Material zusammen, soweit es ihm bekannt ist, indem er zuerst die Aufstellung und Abgrenzung der Periode, dann die Wohnstätten und Gräber, ferner die in Betracht kommenden Metalle, die charakteristischen Formen und endlich die Gruppen und Stufen der Entwicklung behandelt. — Wenn wir dieser vorläufigen Arbeit hier einige kritische Bemerkungen widmen, so geschieht es in der Meinung, dass der Verf. dieselbe nur in der Absicht veröffentlicht hat, um die Ansicht anderer Forscher noch für das grössere Werk verwerten zu können.

Zunächst muss der allgemeine leitende Charakter der Hallstattkultur mehr betont und der Zusammenhang mit der griechischen und italischen Kultur einerseits, der Übergang zur La Tènekultur andrerseits schärfer präzisiert werden. Es muss daher nach unserem Ermessen der vierte Abschnitt über Technik und Stil unmittelbar dem ersten folgen. Es müssen ferner bei jeder Gruppe die leitenden, der Gesamtkultur angehörenden Funde obenan und ausführlich in ihren Beziehungen zu denen der Nachbargruppen erörtert und erst davon sich abhebend die lokalen Charaktere dargestellt werden.

In dem nordöstlichen Gruppenkomplex vermissen wir ferner die oberfränkische und pommerellische Gruppe. Oberfranken verdient wohl neben der Oberpfalz als besondere Gruppe behandelt zu werden, sowohl wegen seiner leitenden Hallstattformen: Schlangen- und Paukenfibeln, Hufeisendolch, Schwanenhalsnadeln, Messer und Schwerter, als auch wegen seiner eigenartigen Keramik von lokalem Charakter.

Besonders wichtig erscheint aber die pommerellische Gruppe. Die leitenden Formen sind dort durch Antennenschwerter, die Situlae, Fibeln, oberständige Lappenäxte und Schwanenhalsnadeln zahlreich vertreten, während die grosse Zahl der Gesichtsurnen den Einfluss der Hallstattkultur auf die lokale Keramik beweist. Dazu kommt, dass Pommerellen nicht nur die nördlichste Grenze dieser Kultur bezeichnet, sondern sehr wahrscheinlich auch deren zentralen Gruppen die grosse Menge Bernstein geliefert hat, welche ihre Gräber auszeichnet, da die meisten der oben genannten leitenden Funde von der Bernsteinküste herstammen und durch posensche, schlesische und böhmische Gruppen eine direkte Verbindung der westpreussischen mit den österreichischen Stationen bestand, während die Bernsteinküste der Nordsee von führenden Hallstattformen fast nichts besitzt.

Endlich vermissen wir auch in dem südöstlichen Gruppenkomplex jeden Hinweis auf die Beziehungen der kaukasischen Funde zur Hallstattkultur, welche dem Verf. ja gut bekannt sind und in dem grösseren Werke sicher nach Gebühr gewürdigt werden.

Mit den Grundsätzen, nach denen das vorhandene Material zu beurteilen ist, erklären wir uns im allgemeinen mit dem Verf. einverstanden; jedoch halten wir das scharfe Urteil über die prähistorische Ethnologie nicht für berechtigt, wenn auch die grösste Vorsicht bei deren Verwertung geboten ist. Lissauer.

Naue, Julius, Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturperioden. Verlag von Piloty & Loehle in München. 1905. Gr. 2°.

Die sechs Tafeln in lithographischem Farbendruck, welche der Verfasser nach eignen Aquarellkartons herausgegeben hat, zeigen Darstellungen von zwei Drittel lebensgrossen männlichen und weiblichen Figuren. Diese Figuren sind mit Waffen und Schmuckstücken geziert, welche für die vorgeschichtlichen Kulturperioden Bayerns, insbesondere für Oberbayern, charakteristisch sind. Die hübschen farbigen Gewänder der Männer und Weiber sind natürlich frei nach der Phantasie des Verfassers gefertigt; nur die Figur der sechsten Tafel wurde nach der Schilderung eines Helden in Felix Dahns „köstlichem" Roman „Felicitas" entworfen.

Die Waffen und Schmucksachen, welche die Figuren auf den Bildern tragen, sind Funde, die der Verfasser selbst in Bayern den Gräbern entnommen hat.

Tafel I, III und V zeigen uns weibliche Personen, mit reichem Schmuck ausgestattet. Der mantelähnliche Umhang wird durch grosse Bronzenadeln, hohe Knöpfe und Schliessen gehalten. Den Hals zieren Reifen; breite Gürtelbleche umgeben Taille oder Hüften, Armringe, schmale oder hohe, sind um die Handgelenke gelegt. Der Saum des Oberkleides der „weisen Frau" auf Tafel I ist mit einer breiten Borte aus sechs Reihen dicht nebeneinander sitzender Bronzeknöpfe geschmückt. In der Hand trägt sie einen langen Stab, auf welchen ein Radkreuz mit langer Dülle geschoben ist, und welchen der Verfasser als „Würdezeichen einer Priesterin" ansieht.

Auf Tafel II, IV und VI sind männliche Personen dargestellt: junge „Anführer oder Stammesfürsten". Dieselben sind mit einer Streitaxt, mit Schwert und Dolch bewaffnet. Breite Bronzebänder schützen und zieren zugleich Knie oder Schenkel. Ein Mantel von Fell wird von einer grossen Bronzenadel zusammengehalten. Das vergängliche Material des Beilschaftes ist durch einen knieförmig gebogenen Stiel, wie wir solchen ans Pfahlbaufunden kennen, ersetzt.

Der junge Bajuwarenfürst „Hortari" aus Dahns Roman Felicitas ist als Sieger in begeisterter, heroischer Haltung nach der Erstürmung von Salzburg mit aufgehobenen Armen abgebildet: den „Sax" in der Rechten, den Schild in der Linken. Drei breite, aneinander genietete Bänder aus Eisen schützen die Brust, ein Ledergurt mit eisentauschierter Schnalle und Riemenzunge umgürtet den Leib.

Aus den Formen der Waffen und Schmucksachen, welche die einzelnen Figuren tragen, lassen sich bei einiger Aufmerksamkeit die charakteristischen Unterschiede der einzelnen Kulturperioden erkennen, deren Bestimmung für Bayern wir dem Verfasser bekanntlich verdanken.

In den Schulen würden die Wandbilder einen hübschen und instruktiven Schmuck bilden; sie werden der heranwachsenden Jugend viel Anregung und Belehrung bieten.

In erster Linie dachte der Verfasser beim Komponieren der Figuren an die Jugend. Aber auch die Erwachsenen, die der prähistorischen Forschung als Laien gegenüberstehen, werden viel aus diesen Tafeln lernen können und mehr Interesse und Verständnis für die Funde der prähistorischen Zeit in den Museen gewinnen. Julie Schlemm.

Levinstein, Dr. phil. Siegfried, Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahr, mit Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde. 119 S., dazu 169 Figuren auf 85 Tafeln und 18 Tabellen im Text. Leipzig 1905. 8°.

Das Interesse an Kinderzeichnungen ist in den letzten Jahren immer mehr gewachsen und hat im Ausland, besonders in England und den Vereinigten Staaten, eine

ganze Anzahl guter Schriften gezeitigt, denen wir in Deutschland bisher keine ähnliche Arbeit entgegensetzen konnten. Das vorliegende Werk hilft daher eine grosse Lücke in unserer Literatur über naive Kunstauffassung ausfüllen.

„Die menschliche Figur ist die am besten bekannte und auch die interessanteste, die das Kind umgibt" und wird deshalb von ihm auch als Vorlage zu seinen Zeichnungen bevorzugt. Der Verfasser weist durch graphische Tabellen nach, wie die menschliche Figur von Kindern im jugendlichen Alter noch recht salopp behandelt wird, mit fortschreitenden Lebensjahren der jungen Künstler aber eine immer grössere Vervollkommnung erfährt, die zu dem Bestreben führt, ganze Szenen darzustellen. Der Versuch, einzelne Gedichte und Erzählungen von den Kindern „malen" zu lassen, lieferte interessante Ergebnisse, die der Verf. wiederum in graphischen Tabellen niederlegt, wobei er Alter und Geschlecht der Kinder berücksichtigt. Er weist nach, dass das sechsjährige Kind nur „Fragmentbilder" zustande bringt, die einzelne Objekte der Erzählung ohne inneren Zusammenhang wiedergeben. Die Zahl der dargestellten Szenen steigt dann bis zum elften Lebensjahr beständig, dann aber überwiegen wieder die „Fragmentbilder", da das Kind sich seines Nichtkönnens bewusst wird und sich zu blamieren scheut.

Im 5. Kapitel legt der Verf. an zahlreichen Beispielen dar, dass das Kind wie der Naturmensch mit seinen Zeichnungen zunächst einen Gedankengang auszudrücken sucht, und dass das ästhetische Prinzip dabei erst in zweiter Linie kommt.

Die kulturhistorischen und ethnologischen Parallelen sind gebührend berücksichtigt.

Auf Proportionen und Perspektive legt der naive Zeichner keinen sonderlichen Wert.

Während Mensch und Tier beliebte Vorlagen sind, werden Pflanzen wenig gezeichnet, da sie in ihren Einzelheiten schwerer zu erfassen sind und wegen ihrer Bewegungslosigkeit weniger Interesse erregen, als das lebendige Tier oder der Mensch.

In den „pädagogischen Konsequenzen", die der Verf. schliesslich aus seinen Darlegungen zieht, betont er den hohen erzieherischen Wert des Zeichnens und verlangt, man solle „Kinder jeden Alters dazu anhalten, zu zeichnen. Ob die Zeichnungen zuerst schön sind oder nicht, darauf kommt es garnicht an. Die Hauptsache ist, dass das Kind gern und vor allem viel zeichnet. Es kommt nur darauf an, dass die von der Natur gegebene Fähigkeit infolge Mangels an Angewöhnung nicht erst einschläft" (S. 84).

Der Lehrer soll auch hierin der Freund, der Vertraute seiner Schüler sein und sich nicht als das überlegene Wesen aufspielen, wie es in unserer aufgeklärten Zeit leider nur zu oft geschieht. Er soll die spontanen Zeichenversuche der Kinder mit allen Kräften und mit Liebe zu fördern suchen und in ihnen nicht „Kindereien" sehen, über die er lächelnd die Achseln zuckt.

Ein Vorwort des bekannten Leipziger Kulturhistorikers und Spezialisten in Kinderpsychologie Prof. Karl Lamprecht, in dem dieser auf die hohe Bedeutung des Studiums der Kinderkunst hinweist, und ein Fragebogen zur Sammlung weiteren Materials sind in deutscher und englischer Sprache dem Werk beigefügt.

Die einschlägige Literatur hat der Verf. ausgiebig herangezogen. Die zahlreichen Tafeln mit Proben von Kinderzeichnungen nebst ethnographischen Parallelen geben ein anschauliches Bild.

Der Verf. hat es verstanden, sich in den Geist des Kindes hinein zu versetzen, und seine Aufgabe mit Liebe gelöst.

Ich habe das treffliche Werk mit Vergnügen gelesen und empfehle es hiermit auch jedem Ethnologen, der sich für primitive Kunst interessiert, zum eingehenden Studium.

Th. Koch-Grünberg.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Schweinfurth, G., Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Centralafrika. Berlin 1873. 8°. (Aus: Zeitschr. der Deutschen Morgenländ. Gesellsch. Bd. XXVII.)
2. Schweinfurth, G., Über die Art des Reisens in Afrika. Berlin: Gebr. Paetel 1875. 8°. (Aus: „Deutsche Rundschau", Jahrg. I.)
3. Schweinfurth, G., Emin Paschas letzte Tagebücher in Briefen an seine Schwester. o. O. 1892. 8°. (Aus: Westermanns Monatsschr.)
4. Schweinfurth, G., Die Umgegend von Schaghab und El-Kab (Oberägypten). Berlin 1904. 8°. (Aus: Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde, Jahrg. 1904.)
5. Schweinfurth, G., Die Wiederaufnahme des alten Goldminenbetriebs in Ägypten und Nubien. o. O. 1904. 8°. (Aus: Annales du service des Antiquités de l'Egypte.)
6. Preuss, K. Th., Der Einfluss der Natur auf die Religion in Mexiko und den Vereinigten Staaten. Berlin 1905. 8°. (Aus: Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin.)
7. Preuss, K. Th., Der Ursprung der Religion und Kunst. Braunschweig 1904. 4°. (Aus: Globus Bd. 86.)
8. Milleker, Bódog [Ungarisch], A vattinai őstelep. Temesvár 1905. 8°. (Aus: „Délmagyarországi Történelmi és régészeti Értesitő" VI.) Vom Museum in Werschetz.
9. Rathgen, Friedrich, The preservation of antiquities. Translated by George A. Auden and Harold A. Auden. Cambridge-Leipzig: F. A. Brockhaus 1905. 8°. Gesch. d. Hrn. Prof. Rathgen.
10. Luschan, F. v., Beitrag zur Kenntnis der Tätowierung in Samoa. Berlin: A. Asher & Co. 1897. 8°. (Aus: Verhandl. d. Gesellsch. für Anthropologie 1896) Gesch. d. Hrn. A. Maass.
11. Fischberg, Maurice, Materials for the physical anthropology of the eastern european jews. Lancaster, Pa., U. S. A. 1905. 8°. (Aus: Memoirs of the americ. anthrop. and ethnolog. societies Vol. I.) V. d. amerik. anthrop. u. ethnolog. Gesellschaft.
12. Hoops, Johannes, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum Strassburg: K. J. Trübner 1905. 8°. Vom Verleger.
13. Merensky, A., Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit? Berlin: Walther & Apolant 1886. 8°. Gesch. d. Hrn. Prof. Schweinfurth.
14. Forrer, R., Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande 1904. 8°. (Aus: Jahrbuch d. Gesellsch. f. lothring. Gesch. u. Altertumskunde Bd. XVI.)
15. Forrer, R., Steinhammer von Fort Saint-Blaise bei Metz. o. O. 1904. 8°. (Aus: Jahrbuch d. Gesellsch. f. lothring. Gesch. u. Altertumskunde Bd. XVI.)
16. Forrer, R., Ein römisches Kopf-Balsamarium von Strassburg. o. O. u. J. 8°.
Nr. 1—16 Gesch. d. Verf.
17. Breysig, Kurt, Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. Berlin: G. Bondi 1905. 8°. Vom Verleger.

---

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

18. List of Sanskrit, Jaina and Hindi Mss. ... in the Sanskrit College, Benares during 1902. I u. II. Allahabad: Gov. Press 1904. 8°. Von Gov. Press, United Provinces.
19. Lehmann-Nitsche, Robert, Gefälschte ethnologische Gegenstände in Buenos Aires. Buenos Aires: J. Peuser 1905. 4°. (Aus: Sonntags-Zeitung. Argentinisches Familien- u. Unterhaltungsbl.)
20. Lehmann-Nitsche, Robert, El congreso de Americanistas. XIV. Sesion-Stuttgart 1904. Buenos Aires 1905. 4°. (Aus: Revista de la Universidad de Buenos Aires, tome III.)
21. Giuffrida-Ruggeri, V, Crani dell' Australia, della Nuova Caledonia e delle isole Salomone. Roma 1905. 8°. (Aus: Atti della Società Romana di Antropologia, vol. XII.)
22. Giuffrida-Ruggeri, V., Esposizione della vita scientifica e riassunto delle pubblicazioni. Scansano 1905. 8°.
23. Giuffrida-Ruggeri, V., Discussioni di antropologia generale. Firenze 1905. 8°. (Aus: Monitore Zoologico Italiano, anno XVI.)
24. Koch-Grünberg, Theodor, Abschluss meiner Reisen in den Flussgebieten des Rio Negro und Yapurá. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXVIII.)
25. Weisbach, A., Die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens. Wien: Anthropolog. Gesellschaft 1905. 4°. (Aus: Bd. XXXV [d. 3. F. Bd. V] d. Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien.)
26. Vedel, E., Oversigt over den danske Literatur om nordens forhistoriske Arkaeologi indtil og med aaret 1904. Kjøbenhavn: G. E. C. Gad 1905. 8°.
27. Delgado, J. F. Nery, Deux mots à propos du livre de Mr. Georges Engerrand „Six leçons de Préhistoire" [Lisbonne] 1905. 8°. (Aus: „Communicações" du service géologique du Portugal, Tome VI.)
28. Führer, katalogisierter, durch das Ortsmuseum in Hallstatt, zusammengestellt von Isidor Engel. Hallstatt 1904. 8°.
29. Schmidt, Max, Indianerstudien in Zentralbrasilien. Berlin: D. Reimer 1905. 8°.
30. Schlaginhaufen, Otto, Das Hautleistensystem der Primatenplanta unter Mitberücksichtigung der Palma. Leipzig: W. Engelmann 1905. 8°. (Aus: Morphol. Jahrbuch, Bd. 33 u. 34.)
31. Hoernes, Moriz, Die Hallstattperiode. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Archiv für Anthropol. N. F. Bd. III.)
32. Colini, G. A., Rapporti fra l'Italia ed altri paesi europei durante l'età neolitica. Roma 1904. 8°. (Aus: Atti della Società Romana di Antropol.)

Nr. 19—32 Gesch. d. Verf.

33. Rouffaer, G. P. en H. H. Juynboll, De Batik-Kunst in Nederlandsch-Indie. Aufl. III u. IV. Haarlem: H. Kleinmann & Co. o. J. 4°.
34. Backofen, J. J., Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. 2. Auflage. Basel: B. Schwabe 1897. 4°.
35. Post, Albert Hermann, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz, Bd. 1 u. 2. Oldenburg und Leipzig: Schulze 1894/95. 8°.
36. Weismann, August, Aufsätze über Vererbung und verwandte biologische Fragen. Jena: G. Fischer 1892. 8°.
37. Weismann, August, Vorträge über Deszendenztheorie ... 2. Auflage, Bd. 1 u. 2. Jena: G. Fischer 1904. 4°. 1. Bd.

Nr. 33—37 Angekauft.

38. Stratz, C. H., Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. 2. Auflage. Stuttgart: F. Enke 1904. 8°. Durch Austausch.
39. Wundt, Wilhelm, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze. von Sprache, Mythus und Sitte. 2. Aufl. Bd. 1 Teil 1 u. 2. Die Sprache. Leipzig: W. Engelmann 1904. 8°. Durch Austausch.
40. Naue, A. W., Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass. — Mit Benützung ... besonders der Sammlung Nessel in Hagenau. Strassburg: vorm. R. Schultz & Co. 1905. 4°. Gesch. d. Hrn. Prof. Lissauer.

41. Yvert, Alberto, Identificación por las impresiones digito-palmares (La dactiloscopia) La Plata: A. Gasperini 1905. 8°. Gesch. d. Hrn. Direktor Vucetich, La Plata.
42. Neumayer, G. v., Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. 3. Aufl. Lieferung 1 u. 2. Hannover: M. Jänecke 1905. 8°. Vom Verleger.
43. Bericht des Museums für Völkerkunde in Lübeck über das Jahr 1904. Lübeck 1905. 8°. Vom Museum in Lübeck.
44. Wimmer, Ludv. F. A., De Danske runemindesmaerker. III. Kjøbenhavn: Gyldendal 1904—1905. 2°. Von der Nordisch. Altertumsgesellsch. in Kopenhagen.
45. Festschrift der Versammlung der deutschen und österreichischen Anthropologen 1905 in Salzburg, gewidmet von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Salzburg 1905. 8°.
46. Festgabe zum Anthropologentage in Salzburg 1905. Salzburg 1904. 8°. (Aus: Jahresber. des städt. Museums in Salzburg.)

Nr. 45 u. 46 von der Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde.

47. Hrdlička, Aleš, Further instances of parictal division. Boston: Ginn & Co. 1904. 8°. (Aus: Americ. Naturalist vol. XXXVIII.)
48. Hrdlička, Aleš, Further instances of Malar division. Boston: Ginn & Co. 1904. 8°. (Aus: Americ. Naturalist vol. XXXVIII.)
49. Hrdlička, Aleš, Directions for collecting information and specimens for physical anthropology. Washington 1904. 8°. (Aus: Part. R. of Bull. of the U. St. National Museum.)
50. Hrdlička, Aleš, Brain weight in vertebrates. Washington: Smithson. Institution 1905. 8°. (Aus: Smithson. Miscellaneous collections vol. 48.)
51. Tokuno, T., Japanese wood-cutting and wood-cut printing. Washington 1894. 8°. (Aus: Report of the U. S. Nat. Mus. for 1892.)
52. Wilson, Thomas, Description of exhibit made by the Department of prehistoric anthropology in the National Museum at the Ohio Valley and Central States exposition in Cincinatti, Ohio 1888. 8°. (Aus: Proceed. U. S. Nat. Mus. vol. XI.)
53. Wilson, Thomas, Circular relating to prehistoric anthropology. o. O. u. J. (Aus: Proceed. U. S. Nat. Mus. vol. XI.)
54. True, Frederick W., Guide to a collection illustrating the families of Mammals, exhibited in the Ohio Valley centennial exposition in 1888 by the U. S. National Museum. o. O. u. J. 8°. (Aus: Proceed. U. S. Nat. Mus. vol. XI.)

Nr. 47—54 vom Smithsonian Institut, Washington geschenkt.

55. Exkursion nach Helgoland und Hamburg am 13.—17. Juni 1905. Greifswald 1905. 8° (Aus: Greifswalder Zeitung 1905 Nr. 161.) Gesch. der Geograph. Gesellsch. in Greifswald.
56. Hettner, Alfred, Das europäische Russland. Eine Studie zur Geographie des Menschen. Leipzig und Berlin: B. G. Teubner 1905. 8°. Vom Verleger.
57. Le Double, A.-F., Traité des variations des os du crane de l'homme ... Paris: Vigot fr. 1903. 8°. Angekauft.
58. Andrian, Ferdinand v., Die Altausseer. Wien: A. Hölder 1905. 8°.
59. Regàlia, E., e Stasi, Paolo E., Grotta Romanelli [Florenz] 1905. 8°. (Aus: Archivio per l'Antrop. e l'Etnolog.)
60. Obst, Hermann, Ein Museum für Länderkunde. Vortrag zu Alphons Stübels Gedächtnis. Leipzig 1905. 8°. (Aus: Wissenschaftl. Beilage d. Leipziger Zeitung.)
61. Lortet, La faune momifiée de l'ancienne Égypte. Paris 1904. 8°. (Aus: Comptes rendus de l'Association Française pour l'Avancement des Sciences. Congrès de Grenoble.)
62. Hovey, Edmund Otis, The grande soufrière of Guadeloupe. o. O. 1904. 8°. (Aus: Bulletin of the American Geograph. Soc.)

Nr. 58—62 Gesch. der Verf.

(Abgeschlossen den 15. September 1905.)

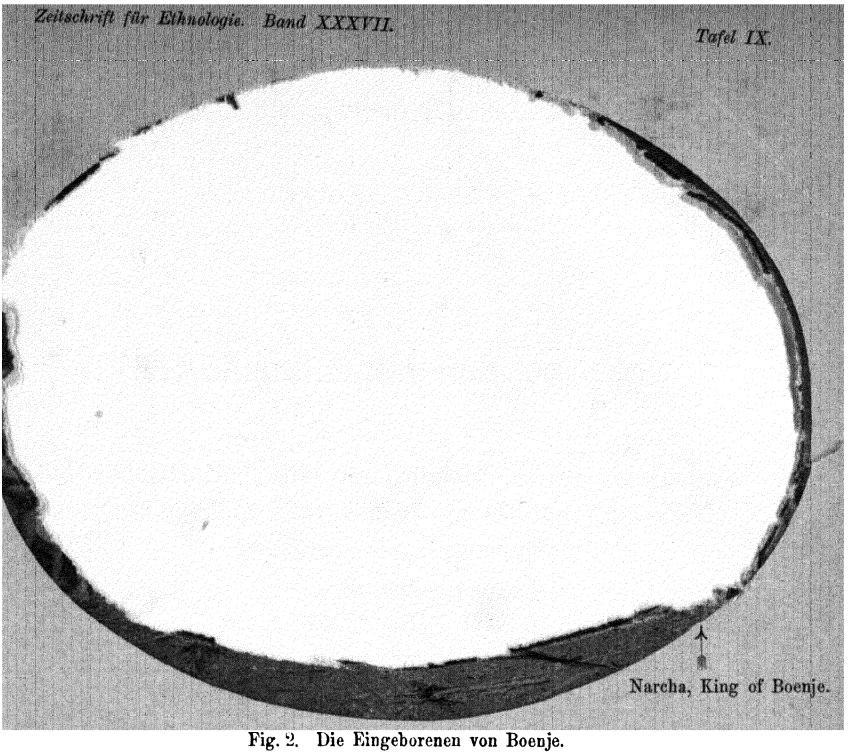


Fig. 2. Die Eingeborenen von Boenje.
(Aufgenommen von einem Photographen in Cairns. 1894.)

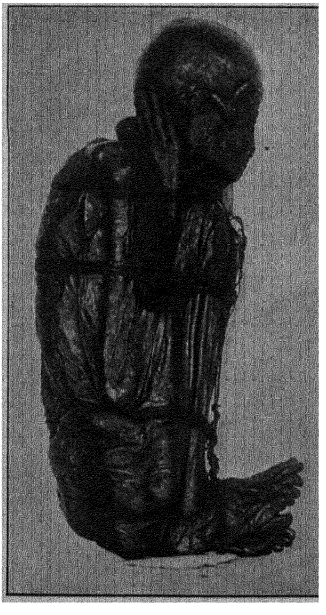


Fig. 1. Mumie des King Narcha.
H. Klaatsch: Reisebericht aus Sydney.

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. Zweiter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten.

Erstattet auf der 36. allgemeinen Versammlung in Salzburg am 28. August 1905

von

A. Lissauer-Berlin.

(Hierzu eine Kartenbeilage.)

Auch im zweiten Arbeitsjahre hat sich die Organisation der Gesellschaft für die Herstellung prähistorischer Typenkarten bewährt. Zu den in den früheren Berichten aufgeführten Mitarbeitern sind neu hinzugetreten die Herren: Buchholz-Berlin, Eichhorn-Jena, Grössler-Eisleben, Hahne-Magdeburg, Kofler-Darmstadt, Löwenhöfer-Budweis und Palliardi-Mährisch Budwitz. An Stelle des Hrn. Brunner hat Frl. Julie Schlemm-Berlin die Bearbeitung der prähistorischen Sammlung des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin übernommen. Im Namen der Zentralkommission danke ich allen Mitarbeitern und bitte sie, unser Unternehmen auch fernerhin zu unterstützen.

Nach dem Tode des Hrn. Professor Sixt in Stuttgart, welcher der uns übertragenen Aufgabe das wärmste Interesse gewidmet hatte, wurde von der Zentralkommission Hr. Hofrat Schliz in Heilbronn als Mitglied für Württemberg kooptiert, welcher zu unserer grossen Freude die Wahl angenommen hat.

Für das Arbeitsjahr 1904/05 hatte die Zentralkommission die Herstellung einer Typenkarte über die Verbreitung der Absatz- und Lappenäxte und einer zweiten über die Verbreitung einer Reihe von Nadeln beschlossen, welche alle das gemeinsam haben, dass sie am Kopf eine Vorrichtung zum Durchziehen eines Fadens oder einer Schnur besitzen. Das eingelaufene Material, besonders über die Äxte, war aber so gross und die Bearbeitung desselben so zeitraubend, dass ich für diese Versammlung nur den Bericht über die Typen der Absatzäxte und deren Verbreitung erstatten kann, während wir uns den Bericht über die Lappenäxte und

die Nadeln für das nächste Jahr vorbehalten müssen. Es hat die Karte dadurch auch an Übersichtlichkeit bedeutend gewonnen. Dazu kommt, dass das grosse Interesse, welches unser Erster Bericht über die Randäxte erregt hat, viele Mitglieder zur Lieferung von Ergänzungen veranlasste, deren Einordnung einen Nachtrag erforderlich machte. Die dort genannten Fundorte müssen die Mitglieder in ihre Karten mit den angegebenen Zeichen und Zahlen ebenfalls eintragen; sie werden dadurch die Überzeugung gewinnen, dass die im Ersten Bericht mitgeteilten Ergebnisse wesentlich bestätigt worden sind.

Im übrigen wurden die im Ersten Bericht angegebenen leitenden Grundsätze auch für die Karte der Absatzäxte befolgt.[1])

Das Verzeichnis der auch in diesem Bericht oft vorkommenden Abkürzungen ist dasselbe, wie es im Ersten Bericht S. 539 angegeben ist. Nur treten noch folgende neu hinzu: br. = breit an der Schneide. — El.-L. = Elsass-Lothringen. — Ksp. = Kirchspiel. Mortillet = Musée préhistorique 1881. — Matériaux = M. pour l'histoire ... de l'homme. — Priv. = Privatbesitz. — Schl.-H. = Schleswig-Holstein. — Splieth = Inventar der Bronzealterfunde aus Schl.-H. 1900.

Die Typenkarte der Absatzäxte.

(Hierzu die Kartenbeilage)

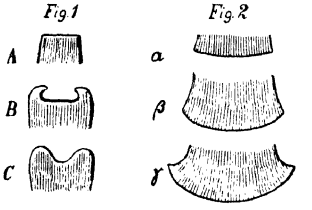
Die Betrachtung der Randäxte hatte uns gelehrt, dass die verschiedenen Typen sich hauptsächlich durch die Versuche erklären liessen, die Verbindung zwischen der Axt und dem Stiel so fest als möglich zu machen. Die Bahn, die Form der Klinge und die Randleisten wurden stetig variiert, um die ganze Schwungkraft des Hiebes möglichst auszunutzen. Allein dieses Ziel konnte mit den Randäxten nicht erreicht werden, da die erhöhten Ränder sich tief nach unten erstreckten und das Eindringen der Schneide in den zu bearbeitenden Gegenstand hemmen mussten. Die Versuche zur Vervollkommnung der Axt, dieses wichtigsten Werkzeuges in den ältesten vorgeschichtlichen Zeiten, wurden daher immer fortgesetzt und führten weiterhin zur Erfindung der Absatzäxte, welche, wie wir sehen werden, damals gewiss einen bedeutenden technischen Fortschritt bezeichneten. Auf die Form der Bahn und der Schneide legte man nun weniger Gewicht. Dagegen suchte man das Verschieben

1) Hr. Osborne hatte in einem kleinen Manuskript gegen die von uns empfohlene Terminologie die folgenden 5 Einwendungen erhoben: 1. dass das Wort Beil sprachlich richtiger als das Wort Axt sei; 2. dass das Wort Axt ein modernes, das Wort Kelt ein prähistorisches Werkzeug bedeute; 3. dass die Bezeichnung Randaxt eigentlich heissen müsse „Axt mit aufgerichteten Rändern"; 4. dass die Bezeichnung „armorikanische" Axtform für Deutschland nicht passe; 5. dass die Terminologie der Randäxte überhaupt nicht nach einem einheitlichen Prinzip, sondern teils nach der Verbreitung, teils nach der Form gewählt sei.

Die Zentralkommission hat die Einwände in ihrer Sitzung am 27. August eingehend geprüft und kann darauf nur erwidern, dass die Gründe für die von ihr gewählte Terminologie im Ersten Bericht S. 538—539 klar dargelegt seien, dass das Wort „Randaxt" nur eine Abkürzung sei, dass die Bezeichnung „armorikanische Axt" nicht von uns erfunden, sondern in Frankreich längst üblich sei, dass es uns überhaupt nicht auf eine neue, aus einem Prinzip abgeleitete, sondern nur auf eine einheitliche, von allen in gleichem Sinne gebrauchte Terminologie ankomme.

des Stiels nach unten statt durch die langen Randleisten durch einen hemmenden Absatz in der Mitte über dem Schwerpunkt der Axt zu verhindern, wodurch die darunter liegenden Teile der Randleisten überflüssig wurden. Die Entwicklung der Absatzäxte zeigt nun verschiedene Typen, welche hauptsächlich durch die in den verschiedenen geographischen Provinzen unseres Gebietes nach dieser Richtung hin gemachten Versuche entstanden sind.

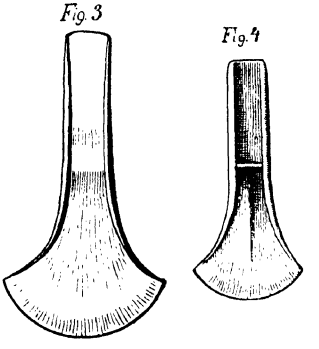
Die Varianten der Bahn sind nicht sehr zahlreich. Meistens schneidet die Bahn gerade ab (Fig. 1A), selten wird sie schwach konkav oder konvex oder seitlich abgeschrägt, noch seltener zeigt sich ein Loch unter dem oberen Rande; dagegen ist der italische Ausschnitt im Süden und Westen unseres Gebietes noch häufig im Gebrauch, etweder spitzeckig (Fig. 1B) oder mehr abgerundet (Fig. 1C). — Auch die Form der Schneide variiert nicht mehr so stark, wie bei den Randäxten, da die Wirkung des Hiebes nun fast ganz von der Kraft des Mannes abhängt. Wir haben daher in Fig. 2 nur die häufigsten Varianten berücksichtigt und ebenso in der Legende nur dort diese Verhältnisse näher angegeben, wo sie von dem Durchschnitt sehr abweichen, zumal auch die Untersuchung des reichen vorliegenden Materials nach dieser Richtung keine Verschiedenheit in der regionären Verbreitung ergeben hat.



I. Die Absatzäxte mit Stegbildung = ● (Fig. 4).

Zur Terminologie: Mortillet = Hache à bords droits avec rudiments de talons plus accentués. — Evans: Flanged celt with a slight stop-ridge. — Osborne = Kragencelt mit Querleiste.

Wir hatten schon bei den Randäxten gesehen, dass das Klingenblatt zuweilen, wahrscheinlich zufällig, in der Mitte dicker erschien (Fig. 3), so dass dadurch ein Hindernis für die Verschiebung der Schaftwangen nach unten, gleichsam eine Rast entstand. Dieses Hindernis wurde nun allmählich absichtlich verstärkt, indem man daraus einen queren Steg bildete (Fig. 4), auf welchem die Lappen des Stils ruhten. Abgesehen von dieser Neubildung behielten die Äxte ganz den Charakter der Randäxte. Die Randleisten laufen von der Bahn bis nahe der Schneide, die Bahn ist geradlinig, die Schneide tief bogenförmig.



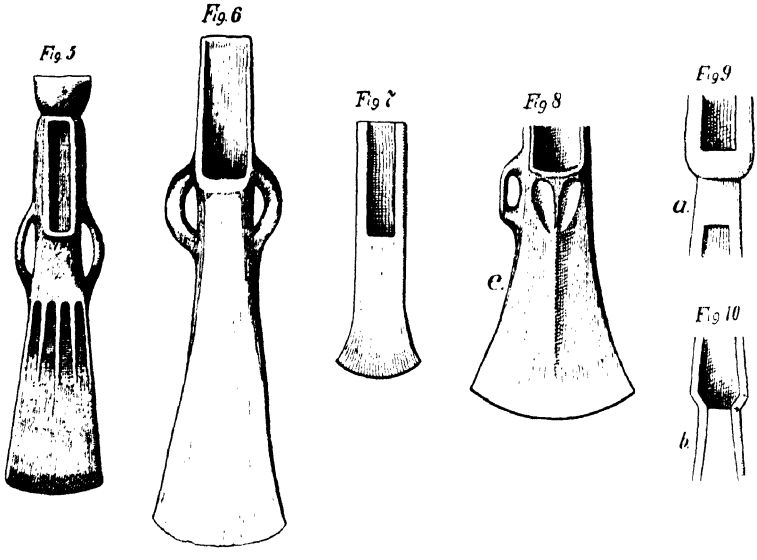
Diese Form scheint nur von kurzer Dauer und nur eine Vorstufe zu der folgenden gewesen zu sein. Nach dem mir vorliegendem Material sind uns nur wenige Exemplare davon erhalten und ausschliesslich aus jenem Gebiet, in welchem der folgende Typus verbreitet ist. Die bekannten Exemplare verteilen sich auf England, Irland, Frankreich, die Rheinlande und Norddeutschland, wie die Legende S. 803 lehrt.

Über die Zeit, aus welcher die Äxte mit Stegbildung herstammen, gibt uns nur der Fund von Babbin annähernd Aufschluss, zu welchem gleichzeitig eine Randaxt mit Andeutung einer Rast, eine Dolchklinge, ein diademähnlicher Brustschmuck und andere Gegenstände der älteren Bronzezeit Montelius II gehören.

2. Der „westeuropäische" Typus der Absatzäxte = + (Fig. 7).

Zur Terminologie: Mortillet = Haches à talons rectangulaires. — Evans = Flanged celt with a square stop-ridge. — Splieth = Äxte mit rechteckig abgesetzter tiefer Schaftrinne. — Schumacher = Absatzkelte mit gerader Rast. — Olshausen = Nutencelt. — Osborne = Leistencelt mit gerader Nute.

Wir nennen diesen Typus den „westeuropäischen", weil derselbe im westlichen Europa am dichtesten und weitesten verbreitet ist, wie wir weiter unten sehen werden.



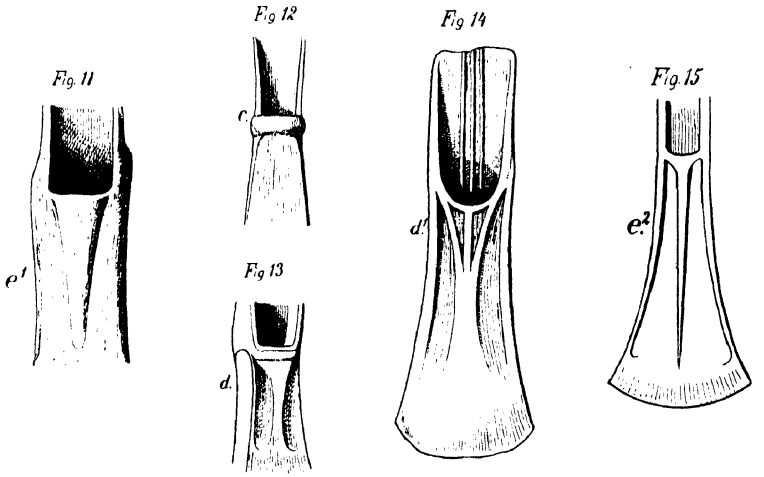
Der grosse Nachteil der Randäxte bestand ja darin, dass die Randleisten zu tief nach unten sich erstreckten und das Eindringen der Schneide in den zu bearbeitenden Gegenstand hemmten. Die Bildung des Stegs musste bald zu der Erkenntnis führen, dass die Schäftungslappen dadurch allein an einer Verschiebung nach unten verhindert und die unterhalb liegenden Teile der Randleisten überflüssig wurden. So entstanden die Äxte mit rechteckigem geradlinigen Absatz. Anfangs mochte man die Lockerung der Verschnürung zwischen Schäftungslappen und Axt[1]) noch fürchten und bildete in der Mitte an jeder Seite ein Öhr an[2]), um die Schnur dadurch fester anziehen zu können (Fig. 5).

Diese „zweiöhrigen Äxte mit rechteckigem Absatz" trifft man häufig in Portugal, Spanien, Frankreich, England und Irland; aus Deutschland

1) Vgl. „Erster Bericht" S. 542 Fig. 6. — 2) In der Legende = 2.

kennen wir nur ein Exemplar angeblich von Wildeshausen in Oldenburg (Fig. 6) im Museum zu Hamburg — sonst sind diese Äxte nirgends gefunden worden. Es ist daher wahrscheinlich, dass sie überhaupt im Westen Europas erfunden worden und den Weg des alten Kupfer- und Zinnhandels anzeigen, der sich einst von Cornwallis durch Frankreich nach der iberischen Halbinsel entwickelt hat.[1])

Allmählich ersetzte man diese Verstärkung der Verschnürung durch grössere Vertiefung der Schaftrinne und Verbreiterung des Stegs nach vorn und es entstanden so die eigentlichen Äxte mit „rechteckig abgesetzter tiefer Schaftrinne", Splieth (Fig. 7). Die Öhren wurden nun ganz verlassen und nur selten tritt bei dieser Form noch ein seitliches Öhr[2]) auf (Fig. 8). Dass der Absatz nicht immer genau rechteckig und geradlinig, sondern zuweilen etwas abgerundet ausfiel (Fig. 8), ist dabei leicht begreiflich.[3])

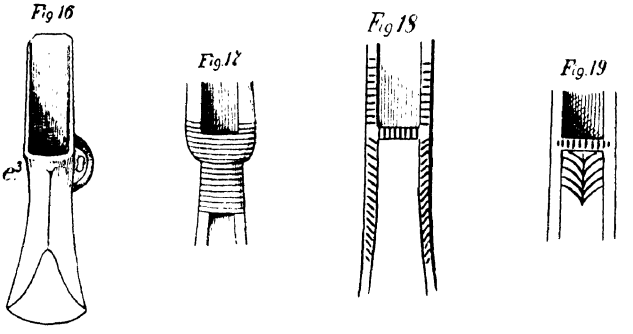


Die Form der Klinge variiert im ganzen wenig. Sie ist in der Gegend des Absatzes zuweilen verbreitert, und zwar bald mit abgerundeten[4]) (Fig. 9), bald mit eckigen Seiten[5]) (Fig. 10), so dass der darunter liegende Teil der Klinge verjüngt ansetzt. Selten ist das Gegenteil der Fall (Fig. 11). Nicht selten ist die Gegend des Absatzes durch ein flaches Band[6]) hervorgehoben (Fig. 12), eine Variante, welche den Übergang zu dem folgenden Typus bildet.

1) Vgl. hierzu Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne e du Portugal 1886 S. 230—241. — 2) In der Legende = 1. — 3) Die Bezeichnung „mit rechteckig abgesetzter Schaftrinne" oder à talons rectangulaires ist für diese Exemplare nicht ganz zutreffend —, allein da die untere Begrenzung auch nicht „bogenförmig" wie bei dem vierten Typus der Absatzäxte (siehe unten S. 799) ist, so bilden diese Exemplare streng genommen eine Übergangsform zwischen beiden Typen. Besonders lehrreich hierfür ist der grosse Bronzefund von Spandau, bei dem zwei Äxte deutlich bogenförmige Absätze haben, während bei zwei anderen die Ecken der Absätze abgerundet, die untere Begrenzung aber geradlinig ist. Siehe Legende S. 828 Nr. 191. — 4) In der Legende = a. — 5) In der Legende = b. — 6) In der Legende = c.

Diese Varianten (Fig. 9—12) scheinen mehr als Waffen, denn als Werkzeuge gedient zu haben — die erste Scheidung der Bronzeäxte zwischen Werkzeug und Waffe —, da bei ihnen die Randleisten auch für den untern Teil der Klinge noch häufig beibehalten sind. Noch mehr gilt dies wohl von den Exemplaren, bei denen das untere Klingenblatt besonders verziert ist. Die häufigste Verzierung besteht in zwei länglichen, annähernd elliptischen rinnenartigen Vertiefungen[1]) (Fig. 13), zwischen welchen zuweilen noch kleinere Vertiefungen[2]) existieren (Fig. 14). Selten ist nur eine Mittelrippe vorhanden, ohne seitliche Rinnen, und zwar beginnt sie entweder oben dreistrahlig[3]) oder nur verbreitert[4]) (wie in Fig. 11) oder sie ist durchweg einfach[5]) (Fig. 15) oder flach und endet unten zweistrahlig[6]) (Fig. 16). Zuweilen treten einfache Linienbänder (Fig. 17) oder Strichelungen (Fig. 18) oder Fiederornamente (Fig. 19) als Verzierungen auf.

Die Verbreitung dieses Typus ist geographisch scharf begrenzt. Wir finden ihn auf der pyrenäischen Halbinsel, in Frankreich, Belgien, Holland, Grossbritannien, dann wieder den Rhein hinab von Basel bis Mainz,



weiterhin in ganz Norddeutschland südlich bis zu den mitteldeutschen Gebirgen und östlich bis zur Warthe, ferner in Dänemark und Schweden. Er fehlt ganz in Italien, Österreich-Ungarn und Württemberg, fast ganz in der Schweiz, Bayern und Böhmen, von wo uns nur einzelne offenbar versprengte Exemplare bekannt geworden sind. — Wenngleich nun diese Äxte in Norddeutschland auch östlich der Elbe auftreten, so haben sie ihre grösste Verbreitung doch im westlichen Europa und daher erscheint die Bezeichnung dieses Typus als „westeuropäischer" wohl gerechtfertigt. Unsere Karte zeigt diese scharfe Begrenzung auf den ersten Blick.

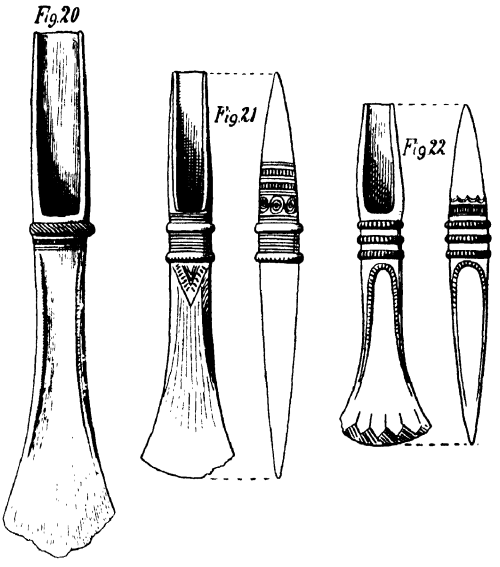
Was nun die Zeitstellung dieser Äxte betrifft, so sind sie einerseits wiederholt mit Randäxten, andrerseits mit Tüllenäxten älterer Form zusammen gefunden worden. Desgleichen wurden sie öfters von Nadeln mit geschwollenem Hals, einmal auch von einer „hannöverschen" Radnadel mit drei Öhsen begleitet; ferner kommen Dolchklingen, Schwerter mit breiter Griffzunge, massive glatte und quergerippte Armbänder mit Endstollen in ihrer Gesellschaft vor —, alles Gegenstände, welche der älteren Bronzezeit und zwar Montelius II angehören.

1) In der Legende = d. — 2) In der Legende = d^1. — 3) In der Legende = e. — 4) In der Legende = e^1. — 5) In der Legende = e^2. — 6) In der Legende = e^3.

3. Der „nordische" Typus der Absatzäxte = ▲ (Fig. 20—22).

Zur Terminologie: Osborne = Kragencelt mit bandförmiger oder profilierter Leiste.

Aus den Äxten mit „rechteckigem" Absatz und flacher einfacher Bandverzierung (Fig. 12) entwickelte sich im Norden ein besonderer Typus, welchen wir wegen seiner geographischen Begrenzung kurzweg den „nordischen" nennen. Derselbe ist dadurch ausgezeichnet, dass unter dem rechteckigen Absatz sich ein plastisches Band abhebt, welches mit parallelen Linien, schraffierten Dreiecken, Spiralen, Perlen oder Zickzackreihen sowohl auf den Breit- wie auf den Schmalseiten reich ornamentiert ist. Ebenso reich und in der gleichen Weise ist die ganze Umgebung dieses Bandes verziert (Fig. 20 bis 22). Selten sind zwei (Fig. 21) oder gar drei (Fig. 22) solcher plastischen Bänder vorhanden. Die Bahn ist meistens geradlinig (A), die Schneide zeigt gewöhnlich nur einen flachen Bogen (β) und die Randleisten sind fast stets breit und tief nach unten geführt, so dass diese Äxte sicher nur als Waffen gebraucht worden sind.



Sie werden sehr häufig und fast ausschliesslich in Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg und Mecklenburg gefunden —, je ein Exemplar ist auch aus Pommern, Sachsen und dem Elsass mitgeteilt worden, wohin dieselben wohl nur versprengt sein dürften.

Nach den begleitenden Funden gehören sie in dieselbe Zeit, wie die grosse Gruppe der „westeuropäischen" Absatzäxte, doch reichen sie nach dem Urteil von Beltz auf Grund des in Mecklenburg beobachteten Inventars der entsprechenden Gräber noch in die Periode III Montelius hinein.

Es ist von grossem Interesse zu konstatieren, dass das eigentliche Fundgebiet dieses Typus der Absatzäxte, dieser eigenartigen nordischen Waffe, sich fast genau deckt mit jenem Gebiet, welches Much und Kossinna als die Heimat der Indogermanen ansprechen.

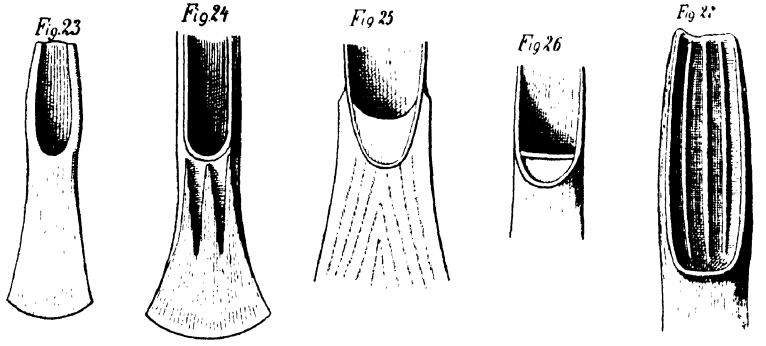
4. Der „norddeutsche" Typus der Absatzäxte = ▾ (Fig. 23).

Zur Terminologie: Mortillet = Haches à talons arqués. — Evans = Flanged celt with a somewhat curved stop-ridge. — Splieth = Schaftcelte mit bogenförmig abgesetzter tiefer Schaftrinne — Schumacher = Absatzkelte mit abgerundeter Rast. — Olshausen = Nutencelt. — Osborne = Leistencelt mit abgerundeter Nute.

Wir wählen hier wieder die geographische Bezeichnung „norddeutscher" Typus, weil derselbe in Norddeutschland am häufigsten angetroffen wird, wie wir unten sehen werden.

Im Gebiet des „westeuropäischen“ Typus der Absatzäxte lernten wir bereits Exemplare kennen, deren Schaftrinne nicht ganz rechteckig, sondern an den Ecken mehr abgerundet war und auch an der untern Begrenzung nicht ganz geradlinig abschnitt (Fig. 8). Aus dieser Form musste sich leicht ein bogenförmiger Absatz entwickeln (Fig. 23), welcher für die Befestigung des Schaftes gewisse Vorteile gegenüber dem rechteckigen Absatz bot und daher sich immer mehr verbreitete, hauptsächlich in Norddeutschland.

Die Bahn ist bei diesen Äxten meist geradlinig (A) und zeigt selten den italischen Ausschnitt (B oder C), ebenso ist die Schneide gewöhnlich flach bogenförmig (β), selten geradlinig (α) und noch seltener tief bogenförmig (γ). Die Klinge zeigt nur wenige Varianten der Form. Dagegen zeigt das Blatt sehr häufig jene beiden rinnenartigen Vertiefungen (d), welche wir bereits oben (Fig. 15) beschrieben haben, selten enden diese Rinnen unten nicht rundlich, sondern spitz[1]) (Fig. 24). Zuweilen ist eine Mittelrippe vorhanden in einer der verschiedenen Formen, welche wir schon oben bei dem „westeuropäischen“ Typus kennen gelernt (Fig. 8, 11, 15 u. 16).



Oft findet sich ein seitliches Öhr vor, um die Verschnürung kräftiger anziehen zu können, offenbar eine Reminiszenz an die älteren zweiöhrigen Äxte der pyrenäischen Halbinsel (Fig. 5), von welchen wir oben gesprochen haben. Zuweilen ist das Öhr noch nicht durchlocht, ein Zeichen, dass diese Exemplare noch nicht benutzt worden sind, da diese Öhren vollgegossen und erst später durchlocht wurden; desgleichen findet man die Gussnähte oft ganz erhalten. Andrerseits sind viele Exemplare durch den Gebrauch stark abgenutzt und durch wiederholte Herrichtung und Anschärfung stark verkürzt worden, wie dies die Maasse schon erkennen lassen.

Selten konstatierten wir eine Verdoppelung des bogenförmigen Absatzes (Fig. 25) oder eine Verbindung des rechteckigen und bogenförmigen Absatzes (Fig. 26), noch seltener eine gerippte Verzierung am Schaftteil der Axt (Fig. 14 und 27).

Die geographische Verbreitung zeigt ein Blick auf die Karte übersichtlich. Am häufigsten tritt dieser Typus auf in Hannover, Schleswig-

1) In der Legende = d^2.

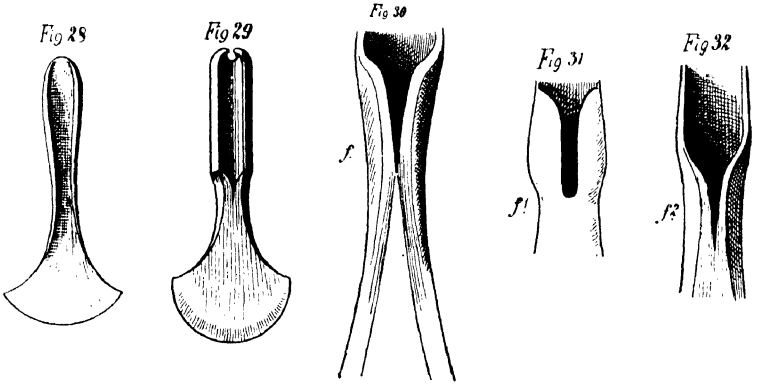
Holstein, Oldenburg, Westfalen, Braunschweig und der Provinz Sachsen —; er fehlt aber nirgends im ganzen Fundgebiet des westeuropäischen Typus, so dass wir annehmen dürfen, dass der erstere sich an verschiedenen Punkten in konvergenter Weise selbständig aus dem letzteren entwickelt hat. Aber auch nach West- und Ostpreussen bis nach Livland hin, sowie nach Württemberg und Ungarn, Gebiete, in denen Absatzäxte des „westeuropäischen" Typus nicht beobachtet sind, ist dieser Typus vorgedrungen. In Skandinavien dagegen sind sie selten, und aus Österreich und Italien sind mir gar keine Exemplare bekannt geworden.

Die Chronologie dieser Äxte ergibt sich aus den Begleitfunden, wie sie in der Legende mitgeteilt sind. Während sie einerseits noch mit Randäxten und dem Inventar der II. Periode Montelius und Splieth zusammen auftreten, finden sich in ihrer Gesellschaft doch auch schon Lappenäxte, einmal auch Tüllenäxte, ferner Nadeln mit seitlicher Öhse, Axthämmer und das Inventar der III. Periode Montelius, so dass wir die Dauer dieses Typus von der Blüte der II. bis tief in die III. Periode Montelius hinein ansetzen müssen.

5. Der „böhmische" Typus der Absatzäxte = ▼ (Fig. 29).

Zur Terminologie: Splieth = Schaftcelte, deren Schaftrinne in einen spitzen Winkel ausläuft. — Schumacher = Kelte mit herzförmigem Ausschnitt. — Osborne = Kombination des Leisten- und Lappencelts.

Eine ganz anderere Form des Absatzes bildete sich im Osten Europas aus wahrscheinlich unmittelbar aus dem schlanken Typus der Randäxte, welchen wir als den „sächsischen" bezeichnet haben (Fig. 28). Bei diesen Randäxten rücken die Randleisten in der Mitte schon sehr nahe aneinander und es bedurfte nur einer verstärkten Annäherung, um sie zu

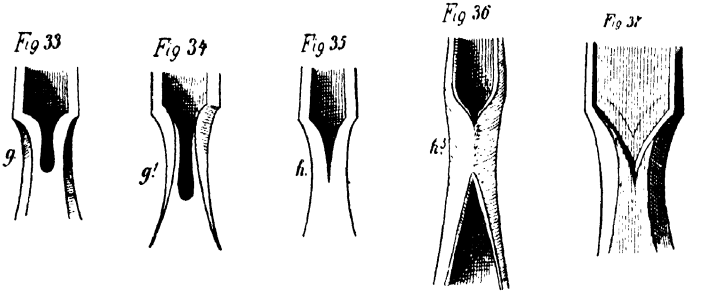


einem mehr oder weniger spitzen oder auch herzförmigen Absatz für den Schaft zusammen zu schliessen (Fig. 29). Dazu kommt, dass schon bei dem sächsischen Typus der Randäxte die Randleisten häufig nicht bis an die Schneide verliefen, ein Vorteil, welcher, wie wir sahen, erst bei den Absatzäxten für den Gebrauch als Werkzeug vollständig ausgenutzt wurde.

Dieser Typus der Äxte ist am meisten in Böhmen verbreitet, nahezu ein Viertel aller bekannten Exemplare stammen von dorther, wir

nennen ihn daher schlechtweg den „böhmischen“ Typus. Er ist aber auch, wie ein Blick auf die Karte lehrt, sehr verbreitet in Ungarn, Österreich, Bayern, Sachsen, Brandenburg und Schlesien. In den andern Teilen Deutschlands ist er selten; vereinzelt kommt er auch in der Schweiz und Frankreich vor —, in Italien, England, Dänemark und Schweden scheint er ganz zu fehlen, soweit mir bekannt geworden.

Die Bahn und Schneide variieren wie bei den anderen Absatzäxten wenig. Dagegen zeigt die Form des Absatzes selbst mehrere Varianten. Oft beginnt er oben nicht eckig und endet unten nicht kurz und spitz, wie in Fig. 29, sondern ist oben schon abgerundet[1]) (Fig. 30) und bildet einen langen, auch unten abgerundeten, breiten[2]) (Fig. 31) oder einen spitz zulaufenden schmäleren Schlitz[3]) (Fig. 32). Seltener ist der Absatz oben eckig abgestuft, unten abgerundet und von mittlerer Länge[4]) (Fig. 33). Auch Kombinationen dieser verschiedenen Formen kommen vor[5]) (Fig. 34).



Das Verhalten der Randleisten variiert ebenfalls. Zuweilen sind sie teilweise oder ganz erhalten oder fehlen ganz[6]), wie bei den Werkzeugen (Fig. 35). Häufig sind sie am unteren Teile des Klingenblattes breit entwickelt[7]) (Fig. 32) und gehen in spitzem Winkel von dem untern Ende des Absatzes ab, um sich bis zur Schneide fortzusetzen und zwar entweder unmittelbar von der Spitze des Absatzes[8]) wie oben in Fig. 30 oder durch ein lappenartiges Zwischenstück von derselben getrennt[9]) (Fig. 36). Aus diesen Formen entwickeln sich weiterhin die wirklichen Lappenäxte, über welche wir im nächsten Jahre Bericht zu erstatten haben.

In wenigen Fällen waren die Schmalseiten facettiert (Fig. 37).

Die Chronologie dieses Typus ist nach den begleitenden Funden die gleiche wie bei den übrigen Absatzäxten. Dolche, Schwerter, Sicheln und „westeuropäische“ Absatzäxte der II. Periode einerseits, Lappen- und Tüllenäxte und anderes Inventar der III. Periode Montelius bezeugen andrerseits, dass auch der „böhmische“ Typus der Absatzäxte von der II. bis in die III. Periode Montelius im Gebrauch gewesen ist.

1) In der Legende = f. — 2) In der Legende = f^1. — 3) In der Legende = f^2. — 4) In der Legende = g. — 5) In der Legende = g^1. — 6) In der Legende = h. — 7) In der Legende = h^1. — 8) In der Legende = h^2. — 9) In der Legende = h^3.

Legende zu der Typenkarte der Absatzäxte.

I. Die Äxte mit Stegbildung ●

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1	Grossbritannien: **England**	Berlin, K. M. f. V. V d 22	γ	Aus der Themse	Schlemm-Berlin
2	Grossbritannien: **Wigton**, G. Cumberland, England	S. Greenwell, London	Bahn konkav γ	—	Evans, l'âge du Bronze Pl. II Fig. 4
3	Grossbritannien: **Irland**	—	A α	—	Revue archéol. 1866 S. 1 Tf. I Fig. M.
4	Grossbritannien: **Cork**, Irland	Berlin, K. M. f. V. II 9496 u. 9499	2 Ex. A β	—	Schlemm-Berlin
5	Frankreich: Dep. **Rhône**	St. Germain en Laye	Unter d. Bahn ein Loch. Die Ecken der Schneide sind abgerundet	—	Mortillet, Musée préhist. 1884 Tf. 67 Fig. 677
6	Frankreich: **Villeneuve-St.-Georges**, Dep. Seine-et Oise	Ebendort	A γ	—	Ebendort Fig. 678
7	**Mainz**	Worms, Früh. Samml. Hardt	A γ	—	Koehl-Worms
8	**Trechtlingshausen**, Kr. St. Goar, Rheinprovinz	Bonn 15026/27	2 Ex. β. Die Bahn bildet einen italisch. Ausschnitt, der bei einem Ex. nach unten spitzwinklig endet, währ. die Spitzen bei d. andern Ex. seitl. zusammenfliessen und dort ein Loch bilden	Baggerfund aus dem Rhein	Lehner-Bonn
9	**Neuhausen**, Sachsen-Weimar	Dresden, K. prähist. S.	A α. Neben dem Steg sind die Seiten leicht verdickt, der Steg selbst ist flach nach unt. gebog.	—	Deichmüller-Dresden
10	Pr. Sachsen: **Töpferstieg** bei Nordhausen	Nordhausen	A β	—	Höfer-Wernigerode
11	Pr. Sachsen: **Breitungen**, Kr. Sangerhaus.	Ebendort	A β	—	Derselbe
12	Pr. Sachsen: **Ahlsdorf**, Mansfelder Gebirgskreis	Eisleben Nr. 145	Bahn konvex γ, 14 *cm* l., 2 *cm* br. an d. Bahn, 5 *cm* br. an d. Schneide	—	Grössler-Eisleben
13	Pr. Sachsen: **Greifenhagen**, Ebendort	Ebendort Nr. 291	Bahn konvex β, 15 *cm* l., 2 und 4 *cm* br.	—	Derselbe

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
14	Braunschweig: **Querenhorst,**[1] Kr. Helmstedt	Braunschw., Priv.-S.	A α	—	W. Blasius - Braunschweig
15	Braunschweig: **Altenbrak,** Kr. Blankenburg	Ebendort, Herzogl. M. 1392	A β	—	Scherer-Braunschweig Voges-Wolfenbüttel
16	**Kloppenburg,** Oldenburg	Ebendort 1395	A β	—	Dieselben
17	**Goehlen,**[2] Meckl.-Schwerin	Schwerin I, I $E^3 = 10$	A α	Gr.	Beltz-Schwerin Friderico-Francisceum S. 53
18	**Cladow,** Meckl.-Schwerin	Ebendort 46. 35	A γ	Einzelf.	Derselbe
19	**Oranienburg,** Kr. Niederbarnim, Pr. Brandenburg	Berlin, Märk. Pr.-M. 23 293	A γ	Einzelf.	Buchholz-Berlin
20	**Prenzlau,** Pr. Brandenburg	Ebendort 18 246	A α	Einzelf.	Derselbe
21	Pommern: **Babbin,**[3] Kr. Pyritz	Stettin I 484	2 Ex. 1) Fr. 2) ? γ mit Mittelrippe unterhalb des Stegs	Dep. 1 *m* tief im Torf	Montelius Chronologie S. 46 Nr. 38 Fig. 127 Stubenrauch-Stettin Photogr. Alb. II 21
22	Pommern: **Jarmen,** Kr. Demmin	Berlin, K. M. f. V. 1119	A α	—	Schlemm-Berlin
23	Pommern: **Rügen**	Ebendort I c 2348	A γ	—	Dieselbe
24	**Bremervörde,** Hannover	Hamburg, M. f. V.	—	—	Hagen-Hamburg
25	**Hadersleben,** Schl.-Holstein	Ebendort	—	—	Derselbe
26	**Flensburg,** Schl.-Holstein	Ebendort	—	—	Derselbe

2. Der „westeuropäische" Typus der Absatzäxte +

1	Portugal: **Ferreira d'Aves,** Pr. Beira Alta	Lissabon	19 Ex. A α 2 26 *cm* l. Unterhalb des Henkelansatzes ist das Blatt m. kurzen Rippen versehen. Der Gusszapfen oben noch erhalten	Dep.	Congrès Intern. d'Anthr. Compte rendu de la 9. session à Lisbonne 1880 S. 359 Fig. 2 Vgl. hierzu Cartailhac, Les âges préh. de l'Espagne et du Portugal. Paris 1886 S. 230—235
2	**Rodriz**[4]	Ebendort	Ganz ebenso	Im Minho gef.	Ebendort
3	**Madrid**	Madrid	Viele gleiche Ex.	—	Evans, Ancient Br. Impl. S. 97

Begleitende Funde. 1) **Querenhorst**: 2 Äxte mit bogenförmigem Absatz. — 2) **Goehlen**: Henkelurne, anscheinend Montelius II. — 3) **Babbin**: 1 Randaxt mit Andeutung einer Rast, 1 Dolchklinge, 5 Lanzenspitzen, 1 diademähnlicher Brustschmuck, Spiralarmringe, 3 Gusskuchen, Gussbarren u. a. — 4) **Rodriz**: Tüllenaxt, gross und ganz glatt, ebenfalls mit 2 Henkeln.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
4	**Tarbes**	—	A konkav β 2	—	Matér. pour l'hist. de l'homme XIV S. 192
5	**Haute-Ariège**	Toulouse	2	—	Evans l. c. S. 97
6	**Les Andelys,** Eure	St. Germain en Laye	A α e	—	Mortillet, Musée préhist. 1884 Fig. 683
7	**Lyon**	Lyon, S. Chantre	2 Ex. A α C β	Im Rhonebett	Chantre, Age du Bronze Tf. VI 3 u. 4
8	**La Balme,** Savoie	Chambéry	A konkav β	—	Ebendort Fig. 1
9	**Lac de Bourget,** Savoie	Chantillon, S. Costa	Gussform ? α 1	Pf.	Ebendort Tf. 52
10	**Doucard,** Haute Savoie	Annecy	A γ. Der Absatz bildet eine Brücke über eine Vertiefung	—	Ebendort Tf. VI Fig. 2
11	**Ainay,** Ain	Lyon, S. Chantre	B α	—	Ebendort Tf. VIII
12	**Pont d'Ain,** Ain	Lyon	2 Ex. 1) A mit Loch unter der Bahn α e[1], 2) A β	—	Ebendort Tf. X Fig. 1 und 3
13	**Grenoble,** Isère	Grenoble	2 Ex. A β e A β 1	—	Ebendort Tf. IX Fig. 2 und 4
14	**Martres,** Haute Garonne	Berlin, K. M. f. V. V a 490	A konvex α b	—	Schlemm-Berlin
15	**Langoirau,** Gironde	—	— 2	—	Evans, l. c. S. 97
16	**Auxonne,** Côte d'Or	St. Germain en Laye	2 Ex. C γ und A konkav β e[2]	—	Chantre, l. c. Tf. VI 5 u. Tf. IX 5
17	**Santenay,**[1] Côte d'Or	S. Longwy in Santenay	2 Ex. B α u. B γ	Gussstätte	Matér. pour l'hist. de l'homme 1873 Tf. V Fig. 1 u. 3
18	**Mailly-le Mont,** Côte d'Or	Berlin, K. M. f. V. V a 590	B γ a	—	Schlemm-Berlin
19	**Vaudeléville,** Meurthe	Metz, S. E. Huber	A konkav β, Ecken der Schneide abgerundet, 17,3 cm l.	—	Keune-Metz
20	**d'Anzy le Duc** Saone et Loire	Marcigny, S. Leysond	2 Ex. A γ ? e C γ	Giesserfund	Matériaux, l. c. 1873 Tf. IV Fig. 2 u. 3
21	**Villeneuve-St. Georges,** Seine et Oise	St. Germain en Laye	? α e	—	Mortillet, Musée préh. Fig. 682
22	**Morbihan**	Vannes	? α 1	—	Mortillet l. c. Fig. 686
23	**Seulis,** Dep. Oise	Berlin, K. M. f. V. V a 475	A β b	—	Schlemm-Berlin
24	**Tongern,** Pr. Limburg, Belgien	Berlin, K. M. f. V. V c 239	? β	—	Dieselbe

Frankreich

Begleitende Funde. 1) **Santenay**: Randäxte; Knopfsicheln.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
25	Holland	**Norg,** Drente	Leiden	A γ 1	—	Pleyte Nederl. Oudh. Afd. Drente Tf. 71 Fig. 3
26	Holland	**Marum,** Friesland	Groningen	A β. Ecken abgerundet	—	Ebendort, Afd. Friesland Tf. 45 Fig. 6
27	England	**Westbury on Trym,** Gloucest.	Berlin, K. M. f. V. V. d 19	? β e^2	—	Schlemm-Berlin
28	England	**West-Buckland** Sommersetshire	Priv.-S.	A β 2	—	Evans, l. c. S. 96
29	England	**Bryn Crûy** bei Carnavoon	—	2	—	Ebendort
30	England	**Penvores,** Cornwall	London, Br. M.	A α 2. Ecken d. Absatzes etwas abgerundet	—	Evans, l'âge du Bronze Tf. IV Fig. 5
31	England	**Brassington.** Derby	S. Evans	A β e^2 1	—	Ebendort Pl. IV Fig. 1
32	England	**Harcourt,** Oxford	Ebendort	A konvex α c 1	—	Ebendort Pl. IV Fig. 3
33	England	**Bottisham,** Cambridge	Ebendort	A konvex γ e^2 1	—	Ebendort Pl. IV Fig. 4
34		**Dublin,** Irland	Berlin, K. M. f. V.	A β e^1	—	Schlemm-Berlin
35		**Zürich**	Zürich	A konkav β a	Aus dem Letten	Heierli in Festgabe auf d. Eröffn. des Schw. Land.-M. in Zürich Tf. IV Fig. 6
36	Elsass	**Kalsheim,** Kr. Mühlhausen	Freiburg i. B.	B β	Einzelf.	W. Naue, Denkm. d. vorröm. Metallzeit i. Elsass. Strassbg. 1905 S. 495 f.
37	Elsass	**Rohrschweier,** Kr. Rappoltsweiler	Strassburg i. E.	A β	H. Gr.	Ebendort S. 334
38	Elsass	**Ammerschweier,** Kr. Rappoltsweiler	Ebendort	A β	Einzelf.	Ebendort S. 333 Nr. 6b
39	Elsass	**Ballöl,** Kr. Erstein	Ebendort	A β	H. Gr.	Ebendort S. 302
40	Elsass	**Ehl,** Kr. Erstein	Ebendort	B β	—	Ebend. S. 293 Nr. 4b
41	Elsass	**Bischofsheim,** Kr. Molsheim	Ebendort	—	Zwischen Hönheim u. B.	Ebendort S. 252
42	Elsass	**Burg Nideck,** Kr. Molsheim	Ebendort	—	—	Ebendort S. 272
43	Elsass	**Pfaffenhofen,** Kr. Zabern	Mühlheim a. Rh.	—	—	Ebendort S. 252 Nr. 1
44	Elsass	**Strassburg**	Freiburg i. B.	—	Einzelf.	Ebendort S. 239
45	Elsass	**Schiltigheim,** Kr. Strassburg	Berlin, K. M. f. V. II c 2243	A β b	—	Schlemm-Berlin
46	Elsass	**Hagenau**	1) Ebendort II c 2252 2) Hagenau	2 Ex. 1) ? β b 2) A β	Aus dem H. Walde —	1) Dieselbe 2) W. Naue, l. c. S. 46

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
47	Elsass	**Kirchlach,**[1] Kr. Hagenau	Hagenau, S. Nessel	A β	H. Gr.	W. Naue, l. c. S. 190
48	Elsass	**Schirrheinerweg,** K. Hagenau	Ebendort	A β	H. Gr.	Ebendort S. 174
49	Elsass	**Kurzgeländ,** Kr. Hagenau	Ebendort	A β	H. Gr.	Ebendort S. 168
50	Elsass	**Oberfeld,** Kr. Hagenau	Ebendort	A β	—	Ebendort S. 135
51	Elsass	**Nieder-Betschdorf,** Kr. Würsemberg	Colmar	A β	—	Ebendort S. 36
52	Lothringen	**Dornot,**[2] Kr. Metz	Metz, Städt. M.	B β, 14,2 bis 14,5 *cm* l.	Baggerfund aus der Mosel	Keune-Metz Westd. Z. XXII S. 355
53	Lothringen	**Pouilly,**[3] Kr. Metz	Metz, 4 im Priesterseminar, 1 im Städt. M., 3 in Nancy	5 Ex. 4 = A konkav α 1 = A konvex α	Dep. im Walde 1867 im Ganzen 11 Ex., davon 3 versprengt	Keune-Metz Mémoires de la S. d'arch. et d'hist. de la Moselle XVII 1887 Lothring. Jahrb. V 2 (1893) S. 174
54	Lothringen	**Novéant,**	Metz, Städt. M.	A β	Gef. zwischen N. u. Jouy-aux-Arches	Keune-Metz
55	Pfalz	**Lachen**	Stuttgart, Staats-M.	A β	—	Schliz-Heilbronn
56	Pfalz	**Schifferstadt**[4] bei Speyer	München, Nat.-M.	3 Ex. C β, 19,7—20 *cm* l., 6,5—6,8 *cm* br. an der Schneide	1835 gef. im Gewann „Griesgarten"	Mehlis-Neustadt a. H. Hager, Kat. d. N. M. IV Nr. 390—392 Schumacher im Correspondenzbl. der Deutschen a. G. 1903 S. 92 Nr. 7
57	Pfalz	**Klingenmünster**[5] bei Landau	Neustadt a. H. S. Mehlis	2 Ex. 16 und 15 *cm* l.	1904 in einem H. Gr. zwisch. K. und Herschelheim	Mehlis-Neustadt a. H.
58	Pfalz	**Dürkheim**	Ebendort	18,5 *cm* l.	Umgebung von D.	Derselbe
59	Pfalz	**Rheinpfalz**	Mainz	A γ e 1	—	Lindenschmit-Mainz
60	Pfalz	**Germersheim**	Speyer	2 Ex. 1) A konkav β, 2) B β. Beide schon einmal abgenutzt	1) in Beimersheim gef. 2) bei Kandel	Hildebrand-Speyer
61	Baden	**Rheinbischofsheim,** A. Kehl,	Karlsruhe 2501	A konkav β, 18,4 *cm* l.	1854 gef.	Wagner-Karlsruhe
62	Baden	**Liedolsheim,** A. Karlsruhe	Ebendort 5679	3 Ex. B β, 20, 17,7 und 16 *cm* l.	1888 beim Torfstich gef.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Kirchlach**: Dolch mit 4 Nieten und eine Nadel. — 2) **Dornot**: Randaxt süddeutscher Form. — 3) **Pouilly**: 23 Sicheln. — 4) **Schifferstadt**: Der „goldene Hut". — 5) **Klingenmünster**: 2 Nadeln mit geschwollenem Hals; 2 Dolche mit je 2 Nietnägeln; 1 Ohrring.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
63		**Jöhlingen,**[1] A. Durlach, Baden	Karlsruhe 7726	B β c	1898 in einem H. Gr. gef.	Wagner-Karlsruhe
64		**Kl. Winters-heim** bei Mainz	Wiesbaden 1537	B α	—	Ritterling-Wiesbaden
65		**Pfungstadt** bei Darmstadt	Frankfurt a. M. 12	A α. Unter dem Absatz verziert	Im Torfmoor gef.	Welcker-Frankfurt a. M.
66		**Kranichsteiner Park**[2] bei Darmstadt	Darmstadt, Gr. Kabinets-M.	5 Ex. 1 = A β, 2 = C β, 3 = ? β, 4 = A α, 5 = C β c	H. Gr., 4 u. 5 aus einer gröss. Gruppe	Müller-Darmstadt Kofler-Darmstadt
67		**Lichtenberg,** Odenwald	Darmstadt, Landes-M.	A β c 1	—	Müller-Darmstadt
68		**Kängernheim,** Rheinhessen	Mainz	—	—	Schumacher i. Wstd. Z. XX S. 199
69	Hessen-Darmstadt	**Mainz**	1 Ex. in Darmstadt, Landes-M., 8 Ex. in Mainz	A α oder A β oder A γ oder C β oder C γ	Aus dem Rhein	Kofler-Darmstadt u. Lindenschmit-Mainz Westd. Z. XII S. 392 Tf. 12 Fig. 3, XIV S. 388 Tf. 14 Fig. 13, XIX S. 396 Tf. 16 Fig. 10, XX S. 353 Tf. 12 Fig. 6, XXI S. 427 Tf. 7 Fig. 22
70		**Wollstein,** Kr. Alzey	Mainz	B. Fr.	—	Lindenschmit-Mainz
71		**Rheinhessen**	Ebendort	4 Ex. C β e oder A α oder A β	—	Derselbe
72		**Bingen**	Ebendort	C γ	—	Derselbe
73		**Lauterbach,** Oberhessen	Ebendort	C β	—	Derselbe
74		**Wallenrod**[3] bei Lauterbach	Darmstadt, Landes-M.	A α	—	Müller-Darmstadt
75		**Giessen** bei der Schanz	Wiesbaden 1553	A β	—	Ritterling-Wiesbaden
76		**Weilburg,** Nassau	Ebendort 1556	A β	—	Derselbe
77		**Geishecke** bei Wiesbaden, Nassau	Bonn, U. 1890	C α	—	Lehner-Bonn
78	Rheinprovinz	**Trier** und Umgegend	Trier, S. d. G. f. nützliche Forschungen 81—83	3 Ex. 1 = A β, 2 und 3 = B α	1870 in der Mosel gef.	Graeve-Trier
79	Rheinprovinz	**Tünnelsdorf,**[4] Kr. Saarburg	Ebendort	B α	Dep.	Derselbe Jahresb. d. G. f. nützl. Forsch. 1855 S. 71
80	Rheinprovinz	**Brauweiler,** Kr. Kreuznach	Bonn 4760	? α	—	Lehner-Bonn

Begleitende Funde. 1) **Jöhlingen:** 1 Henkeltopf aus Ton; 5 torquierte Ringe und Fr. eines Ringes. — 2) **Kranichsteiner Park:** ad 3) Nadel mit Petschaftkopf; Dolch mit Teilen des Holzgriffs; ad 4) Randaxt; 2 massive, offene Armringe; 2 Petschaftnadeln mit geschwollenem, gerieftem Hals; eine desgl. mit durchlochtem Hals; Stück eines bearbeiteten Feuersteins; ad 5) Offener Ring; Nadel; Dolch mit Blattrippe. — 3) **Wallenrod:** Spiralnadel; Petschaftnadel; Dolch. — 4) **Tünnelsdorf:** 12 Äxte.

Lfd Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
81	Rheinprovinz	**Wetzlar**	Bonn, U. 1928	C α	—	Lehner-Bonn
82	Rheinprovinz	**Trechtlingshausen,** Kr. St. Goar	Ebendort 15 030/31	2 Ex. C α und C β	Baggerfund aus dem Rhein	Derselbe
83	Rheinprovinz	**Bacharach**	Ebendort 13 443	C α	—	Derselbe
84	Rheinprovinz	**Oberwinter,** Kr. Remagen	Ebendort 6431	A β	—	Derselbe
85	Rheinprovinz	**Düsseldorf**	Berlin, K. M. f. V. II 9502	2 Ex. 1 = ?, 2 = A α	—	Schlemm-Berlin
86		**Windsbach,**[1] Mittelfranken	Gunzenhausen, S. d. V. in G.	A dachförmig ? e? 1	Dep. Im Sande	Eidam-Gunzenhausen in Pr. Bl. 1897 S. 1 Tf. I Fig. 5
87		**Graitschen,**[2] Gr. Camburg, Sachs.-Meiningen	Meiningen	A a, Ecken des Absatzes etwas abgerundet	H. Gr. am Silberberg	Eichhorn-Jena Schriften d. V. für S.-Meiningensche G. u. Landeskunde Heft 20 Tf. III 3
88		**Dollmar,**[3] Sachs.-Meiningen	Ebendort	B (?) β a, Ecken d. Absatzes etwas abgerundet; die Gegend d. Absatz. schön graviert	—	Arch. d. Henneberg. Altert.-V. IV. Lfg. Meiningen 1842 Tf. II Fig. 1
89		**Liebenwerda,** Pr. Sachsen	Berlin, K. M. f. V. II 11 191	A β	—	Schlemm-Berlin
90		**Neuhaldensleben,**[4] Pr. Sachsen	Magdeburg	A α e	Dep ?	Hahne-Magdeburg
91	Braunschweig	**Gandersheim,**	Braunschweig. Hgl. M. 1684/5	2 Ex. 1 = A α, mit Strichen verziert, 2 = A β	—	Scherer-Braunschweig Voges-Braunschwg.
92	Braunschweig	**Delligsee,** Kr. Gandersheim	Ebendort 1401	Defekt	—	Dieselben
93	Braunschweig	**Dankelsheim,** Kr. Gandersheim	Ebendort 1397 u. 1403	2 Ex, 1) DieRänd. d. Klinge sind gekerbt. 2 Schneide ganz abgerundet, meisselförm.	—	Dieselben
94	Braunschweig	**Heimburg,** A. Blankenburg	Ebendort 1404	Absatzecken abgerundet	—	Dieselben
95	Westfalen	**Rheine,** Kr. Steinfurt	Münster, S. d. V. für G. und Alt. Westfalens 15	? α, 4,8 *cm* br.	—	Wormstall-Coesfeld
96	Westfalen	**Werne** an der Lippe	Ebendort 19	A ? β e^1, 16 *cm* l., 4 *cm* br.	—	Derselbe
97	Westfalen	**Ahaus**	Ebendort Priv.	A konvex α, Absatzeck. abgerdt.	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Windsbach**: 1 mittelständige Lappenaxt; Sichel; Lanzenspitze; 1 quergeripptes, massives Armband mit Endstollen; 1 Dolch, 19,2 *cm* l. — 2) **Graitschen**: 3 Halsringe mit Endspiralen; 1 torquierter und 2 quergerippte Halsringe. — 3) **Dollmar**: 1 Dolch und 1 Nadel mit geschwollenem Hals. — 4) **Neuhaldensleben**: 1 mittelständige Lappenaxt und 1 Axt mit herzförmigem Absatz, böhmischer Typus.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
98	Westfalen	**Borken**	Priv.	♀ β, Absatzecken abgerundet	—	Wormstall-Coesfeld
99	Westfalen	**Nordvelen,** Kr. Borken	Priv.	Ebenso	—	Derselbe
100	Westfalen	**Dülmen,** Kr. Coesfeld	Priv.	A β, Absatzecken abgerundet	—	Derselbe
101	Oldenburg	**Wildeshausen**	Hamburg, M. f. Völkerk. S. vorg. Alt. 1) 1883. 65 2) 1902. 320	1) A β 2 2) ♀ β e^1		Hagen-Hamburg
102	Oldenburg	**Delmenhorst**	Ebendort 1902. 3	A β	—	Derselbe
103	Oldenburg	**Edewecht,** A. Westersteele	Oldenburg	A β, 14 *cm* l., 3,9 *cm* br.		Martin-Oldenburg
104	Oldenburg	**Luttener Moor,** A. Vechta	Ebendort	A ♀ e^2, 14 *cm* l., 4,9 *cm* br.	—	Derselbe
105	Oldenburg	**Visbeck,** A. Vechta	Ebendort	2 Ex. — A α 1) — 15,3 *cm* l., 4,15 *cm* br., 2) — 15,5 *cm* l., 4,4 *cm* br.	H. Gr.	Derselbe
106	Oldenburg	**Düvelsmoor** bei Visbeck	Ebendort	A ♀, 11,8 *cm* l., 3,8 *cm* br. Seitenwände zum Teil gekerbt	—	Derselbe
107	Oldenburg	**Osterfeine,** A. Vechta	Ebendort	A ♀, 13,5 *cm* l., 4,7 *cm* br.	—	Derselbe
108	Hannover	**Uelzen**	1) Berlin. K. M. f. V. I 19482 2) Hannover, Kestner-M.	2 Ex. 1) ? α d 2) A β	—	1) Schlemm-Berlin 2) Reimers-Hannover
109	Hannover	**Schmalförden**[1] Kr. Sulingen	Berlin, K. M. f. V. I 1617	♀ β c	H. Gr.	Schlemm-Berlin
110	Hannover	**Langwedel,** Kr. Verden	Ebendort I 1565	A β b	—	Dieselbe
111	Hannover	**Sülze,** Lüneburger Heide	Braunschweig, Städt. M. 475	A β	—	Fuhse-Braunschweig
112	Hannover	**Amelinghausen,** Ldkr. Lüneburg	Ebendort Herzogl. M. Nr. 1398	A β	—	Scherer-Voges-Braunschweig
113	Hannover	**Sittensen,** Kr. Harburg	Hamburg, M. f. Völkerk. 1901. 18	C β	—	Hagen-Hamburg
114	Hannover	**Leer**	Hannover, Pr. M. 5451	A ♀ c	—	Reimers-Hannover
115	Hannover	**Oerie,** Kr. Springe	Ebendort 5606	B β	—	Derselbe
116	Hannover	**Afferde,** Kr. Hameln	Ebendort 5608	A β	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Schmalförden**: 1 Radnadel vom „hannöverschen Typus".

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
117	Hannover	**Gronau,** Kr. Hameln	Hannover 5859	A ? β 1	—	Reimers-Hannover
118	Hannover	**Hardegen,** Kr. Northeim	Göttingen	A β	—	Derselbe
119	Hannover	**Marxen,** Kr. Winsen a. d. L.	Lüneburg 993	C (?) α	H. Gr.	Derselbe
120	Hannover	**Wetzen,** Kr. Winsen a. d. L.	Ebendort 1062	A konkav α	—	Derselbe
121	Hannover	**Bleckede**	Hannover, Pr. M. 13780	A α	—	Derselbe
122	Hannover	**Asendorf,** Kr. Winsen a. d. L.	Ebendort 13795	A β	—	Derselbe
123	Hannover	**Egendorf,** Kr. Winsen a. d. L.	Ebendort 13782	C β	—	Derselbe
124	Hannover	**Soltau**	1) Pr. M. 13792 2) Kestner-M.	2 Ex. A β	—	Derselbe
125	Hannover	**Bohlsen,** Kr. Uelzen	Ebendort Pr. M. 13785	A β (?)	—	Derselbe
126	Hannover	**Holxen,** Kr. Uelzen	Ebendort 4602	A β	—	Derselbe
127	Hannover	**Nienburg a. W.**	Ebendort 5612	A γ 1		Derselbe Lindenschmit, A. h. V. I 1, t. 25
128	Hannover	**Rodenwald,** Kr. Neustadt	Ebendort 5605	A β c	—	Reimers-Hannover
129	Hannover	**Bentheim**	Münster, S. d. V. für G. u. Alt. Westfalens 21	Absatzecken abgerund., Bahn und Schneide beschädigt, 13,2 *cm* l., 4,2 *cm* br.	In der Brechte gef.	Wormstall-Coesfeld
130	Hannover	**Quakenbrück**	Oldenburg	A β, Absatzecken abgerundet, 11,6 *cm* l., 4,2 *cm* br. Gegend des Absatzes mit Linear- u. Bogenornam. verziert	—	Martin-Oldenburg
131	Hannover	**Martfeld** bei Bruchhausen	Bremen	? α, 10,5 *cm* l., 4,5 *cm* br.	—	Derselbe
132	Hannover	**Bussum**	Ebendort	? α, 10 *cm* l., 4,2 *cm* br.	Im Moorgrunde gef.	Derselbe
133	Schleswig-Holstein	**Vaale,** Kr. Rendsburg	Berlin, K. M. f. V. Im 1171	? β b. Unter der Mittelleiste mit Fiederornament verziert	In einem H. in der Nähe eines grossen erratischen Blockes	Schlemm-Berlin
134	Schleswig-Holstein	**Schafstedt,** Kr. Süder-Dithmarschen	Ebendort II 2668 und 2671	2 Ex 1) C γ b, 2) ? β	H. Gr.	Dieselbe
135	Schleswig-Holstein	**Flensburg**	Ebendort II 9476	? β b	—	Dieselbe
136	Schleswig-Holstein	**Sylt**	Braunschweig, Hzg. M. 1100	Defekt β	—	Scherer-Voges-Braunschweig

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
137	Schl.-Holstein: **Neustadt**	Hamburg, M. f. V. 1900. 10	C ? α d	—	Hagen-Hamburg
138	Schl.-Holstein: **Ladegaard I,** Kspl. Aastrup	Hadersleben 1524	A β d	Erdfund	Mestorf-Kiel
139	Schl.-Holstein: **Kappeln**[1])	Kiel XVI 2	11 Ex. A β d	In einer Wiese	Dieselbe Splieth S. 38 Nr. 683
140	**Dänemark**	Kopenhagen	3 Varianten 1) A α e 2) A α e² 3) A γ e²	 ad 1) = 69 Ex. ad 2) = 144 Ex. ad 3) = 2 Ex.	Sophus Müller, Ordning Bronzealdern ad 1) = Fig. 132 ad 2) = Fig. 133 ad 3) = Fig. 135
141	**Nerike,** Schweden	Stockholm	A α d	—	Montelius, Tidsbestämn. Tf II Fig. 18 Svenska fornsaker Fig. 117
142	**Mirstorf** bei Grevesmühlen, Meckl.-Schwerin	Hamburg, M. f. V. 1889. 14	A β d	—	Hagen-Hamburg
143	Brandenburg: **Glienicke,** Kr. Beeskow	Berlin, Märk. Pr.-M. 9290	A α	Dep.	Buchholz-Berlin
144	Brandenburg: **Muschten,** Kr. Züllichau	Ebendort 6405	C β	Einzelfund	Derselbe
145	Brandenburg: **Neulangsow,** Kr. Lebus	Berlin, K. M. f. V. I f 7800	A γ	—	Schlemm-Berlin
146	Brandenburg: **Zootzen,** Kr. Templin	Ebendort I f 3233	? α	—	Dieselbe
147	Brandenburg: **Kähnen,** Kr. Krossen	Ebendort I f 3665	A β	—	Dieselbe
148	Brandenburg: **Gränzhof,** K. Königsbg. Nm.	Ebendort II 9894	A α	—	Dieselbe
149	Brandenburg: **Schönwald,** Kr. Luckau	Ebendort II 10883	?		Dieselbe
150	Brandenburg: **Koppatz,** Kr. Kottbus	Ebendort II 11270	A β	—	Dieselbe
151	Brandenburg: **Güstebiese,** K. Königsbg. Nm.	Ebendort II 6755/56	2 Ex. A β	—	Dieselbe
152	Brandenburg: **Guben** (?)	Dresden, K. prähist. S.	A α	—	Deichmüller-Dresden
153	Pommern: **Swinemünde,** Kr. Usedom-Wollin	Berlin, K. M. f. V. II 188. 91	? α b	—	Schlemm-Berlin
154	Pommern: **Rügen**	Ebendort I c 2945	? α e²	—	Dieselbe
155	Pommern: **Fritzow,** Kr. Kammin	Stettin 2269 b	A β	Ausgepflügt	Stubenrauch-Stettin
156	Pommern: **Bruchhausen,** Kr. Saatzig	Ebendort 3206	A β	—	Derselbe Monatsbl. d. G. für Pommersche G... 1892 II S. 17—23

Begleitende Funde. 1) **Kappeln:** 1 Axte mit bogenförmigem Absatz; 2 glatte Tüllenäxte; 1 Axthammer; 1 Sichel; 1 Nadel mit durchlochtem Hals.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
	Schlesien				
157	**Droschkau,** Kr. Glatz	Berlin, K. M. f. V. I e 1253	A a	—	Schlemm-Berlin
158	**Glogau**	Dresden, K. präh. S.	A a	—	Deichmüller-Dresden
159	**Altendorf,** Kr. Ratibor	Breslau	A β c	—	Seger-Breslau
160	**Ratibor**	Ebendort	A a c	—	Derselbe
161	**Münsterberg**	Ebendort	A a c	—	Derselbe
162	**Sulau,** Kr. Militsch	Ebendort	A β c	—	Derselbe
163	**Gurkwitz,**[1] Kr. Militsch	Ebendort	A a c	Dep.	Derselbe
164	**Gr. Tinz,**[2] Kr. Liegnitz	Ebendort	A a	Dep.	Derselbe Schlesiens Vorzeit IV S. 240 Fig. 1 u. VI Tf. V Fig. 3
165	**Mariendorf,**[3] Kr. Filehne	Berlin, K. M. f. V.	C a, 16,9 *cm* l., 3,5 *cm* br.	Dep.	Nachrichten 1893 S. 65
166	**Schneidemühl**	Ebendort II 10773	A a	—	Schlemm-Berlin
167	**Radzim,**[4] Kr. Obornik	1) Ebendort II 2095—97 2) Posen, K. Friedr.-M. 3) Posen, Poln. M.	1) 3 Ex. = A β 2) = A β 3) = A a a	—	1) Dieselbe 2) Kämmerer-Posen 3) Erzepki u. Köhler, Pos. Alb. II S. 11 und Tf. 26 Fig. 3
168	**Gonsiorowo,** Kr. Schroda	Posen, K. Friedr.-M.	C β	—	Kämmerer-Posen
169	**Schwerin a. d. W.**	Stettin 4098	A β	—	Stubenrauch-Stettin
170	**Smilowo**[5] bei Zerkow, Kr. Jarotschin	Posen, Poln. M.	A konkav β e^2 Absatzecken abgerundet	—	Erzepki und Köhler, Posener Album I S. 16 Tf. 18 Fig. 8
171	**Sarka-Vokovice,** Böhmen	Prag	2 Ex. 1) = A a, schon abgenutzt und wieder angeschliffen. 2) = A? β	—	Pič-Prag Čechy předh. I S. 217
172	**Rheinzabern,** Pfalz	Speyer	B β, 19,8 *cm* l., 5 *cm* br.	—	Hildebrand-Speyer
173	**Reislerhof** bei Dahn, Pfalz	Ebendort	B a, 16,7 *cm* l., 3,5 *cm* br.	—	Derselbe
174	**Hassloch** bei Neustadt, Pfalz	Ebendort	? B, 13 *cm* l., 4,1 *cm* br., schon einmal abgenutzt	—	Derselbe
175	**Hansfelderbrück,** Kr. Schlochau, Westpreussen	Danzig II 111	A γ, 15 *cm* l., 4 *cm* br., schlank, unter dem Absatz verziert	—	Conwentz-Danzig

Begleitende Funde. 1) **Gurkwitz:** 1 Axt mit herzförmigem Absatz. — 2) **Gr. Tinz:** 1 Axt mit herzförmigem Absatz. — 3) **Mariendorf:** 1 torquierter Armspiralring; 1 Spiralscheibenfibel u. a. m. — 4) **Radzim:** ad 3) 1 Schwert mit breiter Griffzunge. — 5) **Smilowo:** 1 Randaxt, 1 Meissel und 1 Messer.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
		3. Der „nordische" Typus der Absatzäxte ▲				
1		**Schonen,** Schweden	Lund	A, β c	—	Montelius, Tidsbestämning Tf. II 16
2		**Oeland,** Schweden	Stockholm	A konkav, β c sehr schön ornamentiert	—	Ebendort Tf. II 17 Montelius, Svenska Fornsaker Nr. 116
3	Dänemark	**Dänemark**	Kopenhagen	A, β c und A α c, sehr reich ornamentiert	Gegen 80 Ex., meist aus H. Gr.	Sophus Müller, Ordning Bronzealdern Tf III Fig. 38 und 39
4	Dänemark	**Kjøge,** Seeland	Berlin, K. M. f. V. VI a 1743	A abgeschrägt, β (?)	—	Schlemm-Berlin
5	Dänemark	**Lyngby,** Seeland	Hamburg, M. f. V. 1849. 60	A, β, reich ornamentiert	—	Hagen-Hamburg
6	Dänemark	**Skodsburg,**[1] Jütland	Kopenhagen B 2391	—	H. Gr.	Mestorf-Kiel
7	Schleswig-Holstein	**Holstein**	Hamburg, M. f. V. 1882. 58 und 321. 7	2 Ex. ?, β c, sehr reich ornamentiert	—	Hagen-Hamburg
8	Schleswig-Holstein	**Schleswig**	Ebendort 568. 69 1896. 79 und 508. 9	3 Ex. A, β, reich verziert	—	Derselbe
9	Schleswig-Holstein	**Brickeln,** Kr. Süder-Dithmarschen	Berlin, K. M. f. V. II 2667	A, β	—	Schlemm-Berlin
10	Schleswig-Holstein	**Sommerstedt,** Kr. Hadersleben	Ebendort I m 769	A, β	—	Dieselbe
11	Schleswig-Holstein	**Preetz** bei Kiel	Ebendort II 9466	?, β	—	Dieselbe
12	Schleswig-Holstein	**Egstede,**[2] Kr. Süder-Dithmarschen	Ebendort II 2673	2 Ex. A, β c	H. Gr.	1) Dieselbe 2) Bastian u. Voss, Bronzeschwerter Tf. VII Fig. 6 u. 11
13	Schleswig-Holstein	**Jels,**[3] Kspl. Hadersleben	Kiel 1213	A, β	In einer sargförmigen Steinkiste in Rummelshö	Mestorf-Kiel
14	Schleswig-Holstein	**Foldingbro,** Kspl. Lintrup	Eberdort 6229	A, β c	Erdf.	Dieselbe
15	Schleswig-Holstein	**Endrupskov,**[4] Kspl. Gramm	Ebendort 1901	?, β c, reich ornamentiert	H. Gr.	Dieselbe
16	Schleswig-Holstein	**Rolsnap,** Kspl. Nustrup	Hadersleben 3534	A, β c	Gr.	Dieselbe
17	Schleswig-Holstein	**Strandelhjörn,** Kspl. Bestoft	Ebendort 2602	A, β a	Gr.	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Skodsburg**: 1 Schwert Splieth 36. — 2) **Egstede**: ad 1) Schwertklinge, Band aus Goldblech und Lanzenspitze; ad 2) Schwert, Goldspirale, Messer u. a. m. — 3) **Jels**: Fr. eines Schwertes und 1 Gürtelhaken wie Splieth 41. — 4) **Endrupskov**: Fr. eines Schwertes und Flintsachen.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
18	**Wellerup,** Kspl. Aggerskov	Hadersleben 809	A, β c	Gr.	Mestorf-Kiel
19	**Lunderup.**[1] Kspl. Ries	1) Apenrade 2) Kiel 11525	— 2) A, β, wie Splieth 26	1) In einer Steinsetzung 2) Gr.	Dieselbe
20	**Miöls,**[2] Kspl. Ries	Apenrade	A, β, wie Splieth 26	Gr. in einem Steinhaufen	Dieselbe Splieth Nr. 114
21	**Bollersleben,**[3] Kspl. Apenrade	Kopenhagen von 1780	Ebenso	Sk.-Gr. in einem Steinhaufen	Mestorf-Kiel Splieth S. 34 Nr. 142 Boye, Egekister 109
22	**Blans,** Kspl. Ulderup	Kiel 2093	Stark verwittert!	—	Mestorf-Kiel
23	**Lunden.** Kspl. Hagenberg	Flensburg 201	A, β, wie Splieth 26	H. Gr.	Dieselbe Splieth Nr. 145
24	Insel **Sylt**[4]	Kiel 7520, 7561, 4578 und 7483	4 Ex. A, β, wie Splieth 26	Sk.-Gr. 1) in ein. Steinkiste 2) i. Steinhauf. 3) in Gr. 4) in Steinkamm.	Mestorf-Kiel Splieth Nr. 132, 133, 139 Handelmann, Amtl. Ausgr. 120, 116 u. 36
25	Insel **Föhr**[5]	2 Ex. in Priv.-B., 1 Ex. im M. zu Flensburg 150	2 Ex. A, β, wie Splieth 26	1) in einem Steinhaufen 2) in einer Steinkammer	Mestorf-Kiel Splieth Nr. 127, 121 und 126 Kieler Bericht XXIII S. 64
26	**Haurup,** Kspl. Handewitt	Kiel	A, β	H. Gr.?	Mestorf-Kiel
27	**Tornschonfeld,**[6] Kspl. Eggebeck	Ebendort 11310 und 5104	2 Ex. A, β, mit schönem Ornament	1) H. und 2) Gr.	Dieselbe
28	**Brarupholz,** K. Norderbrarup	Ebendort 10606	A, β, schön ornamentiert	—	Dieselbe
29	**Munkbrarup**	Ebend. 5627	A, β c	H.	Dieselbe
30	**Wester-Ohrstedt.** Kspl. Schwesing	Ebendort 953	A, β d	Gr. H.	Dieselbe
31	**Norby.**[7] Kspl. Rieseby	Ebendort 5962 c	A, β, mit Restend. hölzern. Schaftes, mit Lederriemen umwickelt	Sk. Gr. mit Steinbau	Dieselbe Splieth Nr. 116 Mitt. d. Alt.-Ver. III 23
32	**Kosel**[8]	Ebendort 4320	A, β	H. Gr.	Mestorf-Kiel

Schleswig-Holstein

Begleitende Funde. 1) **Lunderup**: Fr. von Br. Unter den Steinen fand sich eine durchbohrte Dioritkugel. — 2) **Miöls**: Schwert wie Splieth Typ 37 und Dolch wie Splieth Typ 33. — 3) **Bollersleben**: Schwert Splieth Typ 37, Dolch Splieth Typ 6—7, Fiebel Splieth Typ 50a, Kamm Splieth Typ 56, hölzerne Schale Splieth Typ 62 mit Zinnstiften und Bronzenägeln verziert. — 4) **Sylt**: ad 1) Nordisches Schwert Splieth Typ 36; ad 2) Schwert 33, Fibel 50c, Flintspan 25b und Fr. eines Buckels; ad 3) Holzschaft mit Bronzebandumwicklung, z. T. erhalten, Schwert 33, Fibel 50b; ad 4) Schwert 33, Armring 44c, 2 Fingerringe 45 und 49b, 2 Fibeln 50c. — 5) **Föhr**: ad 1) Schwert Splieth 36, ad 2) Schwert 36; ad 3) Schwert 35 und Fibel 50. — 6) **Tornschonfeld**: Je ein Fr. eines Schwertes und einer Lanzenspitze. — 7) **Norby**: Schwert Splieth 36, Speer 42, Pinzette 55, Rindenschachtel, Polierstein u. a. m. — 8) **Kosel**: Fr. eines Schwertes 36 und ein Armring.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
33	Schleswig-Holstein	**Hallingstedt,**[1] Kspl. Delve	Kiel 8813	A, β, Fr.	Gr. H.	Mestorf-Kiel Splieth Nr. 118 Mitt. d. Alt.-V. XIV 12
34		**Glüsing,**[2] Ksp. Tellingstedt	Priv.	—	Gr. H.	Mestorf-Kiel
35		**Tellingstedt**[3]	Meldorf 1005	A, β	Sk. in Steinhaufen	Dieselbe Splieth Nr. 109
36		**Heide**[4]	Kiel 8083	Fr. ?, β	Sk Gr. in Steinkammer	Dieselbe Splieth Nr. 113
37		**Gudendorf,**[5] Kspl. Meldorf	Priv.	A, β	H.	Dieselbe Splieth Nr. 105
38		**Jarsdorf,**[6] Kspl. Hademarschen	Kiel 7051	Fr. A, β. Das Band ist am Absatz rechteckig	Sk. in Steinhaufen	Dieselbe Splieth Nr. 83
39		**Liesbüttel,**[7] Kspl. Hademarschen	Ebendort 6957	A, β. Schön ornamentiert	Sk. in Steinhaufen	Dieselbe Splieth Nr. 91
40		**Lütjen-Bornholt,** Kspl. Hademarschen	Ebendort 8823	A, β. Ohne Ornament	Gr. H.	Dieselbe
41		**Vaale,**[8] Kspl Schenefeld	Ebendort 6028	A, β c	Sk. in Baumsarg od. Boot i. Steinkamm.	Dieselbe Splieth Nr. 76, Mitt. XIV 13
42		**Reher,** Kspl. Schenefeld	Ebendort 6126	A, β. Ohne Ornament	H. Gr.	Dieselbe
43		**Drage,**[9] Kspl. Hohenaspe	Ebendort 6609 u. 6484	2 Ex. A, β	Sk. Gr. ohne Steinsetzung	Dieselbe Splieth Nr. 96 u. 97 Mitt. XI 26 u. XIV 13 u. 28
44						
45		**Ottenbüttel,**[10] Kspl. Hohenaspe	Ebendort 10 817	A, β. Schön ornamentiert	Sk. in einer Steinkiste	Dieselbe Splieth Nr. 93
46		**Rastorf.** Kspl. Preetz	Ebendort 11 152	Stark verwittert	Erdf.	Dieselbe
47		**Scharsdorf,** Kspl. Preetz	Ebendort 11 145	A, β. Schön ornamentiert	Dep.	Dieselbe
48		**Löja,**[11] Kspl. Bosau	Ebendort 10 127	A, β	Grabkammer	Dieselbe Splieth Nr. 71
		Schmalensee, Kspl. Bornhöved	Ebendort 7930 u. 7937	2 Ex. 1) A, β ohne Orn. 2) Fr. A, β	H. Gr.	Dieselbe
49		**Muggesfelde,** Kspl. Schlamersdorf	Ebendort 951	A, β. Band flach	Erdf.	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Hallingstedt**: Schwert Splieth Typ 37, Armring 16, 4 Knäufe 61a. — 2) **Glüsing**: Schwert, Dolch, eine norddeutsche Absatzaxt und Goldblech. — 3) **Tellingstedt**: Schwert 33, Speer 42, 2 Armringe 48, Gürtelhaken 41, Pinzette 55, Flintspeer 25c, Schwefelkies. — 4) **Heide**: Schwert 35, Ortband 38, Speer 42, Buckel 52, Fibel 50a, Gürtelhaken 41. 5) **Gudendorf**: Schwert 36, Dolch 36, Ortband 38 und 39. — 6) **Jarsdorf**: Speer 42, Fibel 50 (?), Gürtelhaken 41, Pinzette 55. — 7) **Liesbüttel**: Schwert 36, Flintspan 25b. — 8) **Vaale**: Schwert 37, Dolch 7, Fibel 50a und b, 1 Tongefäss, 2 Bolzen und 1 Wehrgehenk. — 9) **Drage**: ad 1) Schwert 33, Ortband 38, 2 Fibeln 50a und b; ad 2) Schwert 33 und 3 Knäufe 61a. — 10) **Ottenbüttel**: Schwert 36, 8 Knäufe 61a und b, 2 Bolzen und 2 Haken. — 11) **Löja**: Schwert 36.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
50	Schleswig-Holstein: **Heidenfeld,** Kspl. Leezen	Kiel 5743	A β, Band flach	Erdf.	Mestorf-Kiel
51	**Lentförden,** K. Kaltenkirchen	Ebendort 1311	A β, Band flach	Erdf.	Dieselbe
52	**Putlos,** Kspl. Oldenburg	Ebendort 20	A β, ebenso	—	Dieselbe
53	**Bargteheide**[1])	Ebendort 11430	A β, ebenso	Sk. in Steinhaufen	Dieselbe
54	**Hammoor,**[2]) Ksp. Bargteheide	Ebendort 10852	A β mit gekreuzt. schrägen Linien ornamentiert	Ebenso	Dieselbe Splieth Nr. 66
55	**Nordhastedt**	Ebend. 8787	Fr. A β	—	Dieselbe
56	**Albersdorf**	Ebendort 8806	A β, schön ornamentiert	—	Dieselbe
57	**Röst,** Kspl. Albersdorf	Ebendort 11686	A β	Erdf.	Dieselbe
58	**Schl.-Holstein,** ohne bestimmten Fundort	Ebendort	16 Ex.	—	Dieselbe
59	Hannover: **Siedenburg** bei Stade	Hamburg, M. f. Völk. 1896 118	A β c, schön ornamentiert	—	Hagen-Hamburg
60	**Dorusode,**[3]) Kr. Bremervörde	Ebendort 1895. 105	? β c, mit Strich. reich verziert	Steinkisten-Gr.	Derselbe
61	**Horneburg**	Ebendort 1883. 16	? β c	—	Derselbe
62	**Wester-Wanna**[4]) bei Otterndorf	Ebendort 1) 1903. 426 2) 1204	1) A β c 2) ? ? c	Hünengrab im Bullenberg	Derselbe
63	**Meckelstedt,**[5]) Kr. Lehe	Hannover, Pr. M. 15558	A α c	Steinkisten-Gr.	Reimers-Hannover
64	**Nindorf,**[6]) Kr. Neuhaus a. D.	Ebendort 5380	A α c	H. Gr.	Derselbe
65	**Stade**	Ebendort 5446	A α c	—	Derselbe
66	**Ehestorf,**[7]) Kr. Zeven	Ebendort 5524	A α	—	Derselbe
67	**Wallhöfen,** K. Osterholz	Ebendort 5456	?	—	Derselbe
68	**Bevensen,** Kr. Uelzen	Ebendort 4591	A β	—	Derselbe
69	**Kl. Pretzier,** Kr. Bodenteich	?	A β	—	v. Estorff S. 81 Tf. VII 22
70	**Delmenhorst,** Oldenburg	Hamburg, M. f. Völk. 1902. 2	A β c	—	Hagen-Hamburg

Begleitende Funde. 1) **Bargteheide**: Schwert Splieth Typ 37, Fibel 50a, Ortband 38, Buckel 51. — 2) **Hammoor**: Schwert 35. — 3) **Dorusode**: Schwert und Fibel. — 4) **Wester-Wanna**: Schwert, 65 *cm* l., wie Naue, Schwerter Tf. IX 5. — 5) **Meckelstedt**: Schwert, Dolch, Ortband, Schädelknochen und kleines Tongefäss. — 6) **Nindorf**: Schwert, Dolch, Tutulus und kleiner Goldring. — 7) **Ehestorf**: Dolch, Lanzenspitze und Haken.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
71	Mecklenburg-Schwerin: **Schwerin**	Schwerin L I E³ = 38	A, β	Einzelf.	Beltz-Schwerin
72	Mecklenburg-Schwerin: **Wüstmark** bei Schwerin	Ebendort 410	A, β	Gr.	Derselbe
73	Mecklenburg-Schwerin: **Perlin** bei Wittenburg	Ebendort B 562	A, β	Gr.	Derselbe
74	Mecklenburg-Schwerin: **Bobzin**[1]) bei Wittenburg	Ebendort 387	A, β d	K. Gr.	Derselbe. Mecklenb. Jahrb. III S. 62
75	Mecklenburg-Schwerin: **Toddin**[2]) bei Hagenow	Ebendort K I E³ – 5	A, β d	Gr.	Derselbe. Frieder.-Francisceum S. 54
76	Mecklenburg-Schwerin: **Crivitz**	Ebendort L I E³ = 40	A, β	Einzelf.	Derselbe
77	Mecklenburg-Schwerin: **Lübz**[3])	Ebendort L I E³ – 3	A, β	Einzelf.	Derselbe
78	Mecklenburg-Schwerin: **Karnitz** bei Neukalen	Priv.	A, β d	Gr.	Derselbe
79	Mecklenburg-Schwerin: **Schulenburg**[4]) bei Morlow	Schwerin 3646	A, β d	Gr.	Derselbe Meckl. Jahrbuch Bd. 29 S. 138
80	**Seeger,** Kr. Bublitz, Pommern	Stettin 1865	? α b, ohne Ornament	Angeblich aus einem Hünengrab	Stubenrauch-Stettin
81	**Weidmannsdorf** bei Remse, Kgr. Sachsen	Altenburg	A α c	—	Auerbach-Gera
82	**Schlieben,** Pr. Sachsen	Hamburg, M. f. V. 1882. 57	A ? c, reich verziert	—	Hagen-Hamburg
83	**Kurzgeländ,**[5]) Kr. Hagenau, Elsass	Hagenau, S. Nessel	B, β c, 17 *cm* l., 4 *cm* br., schön verziert, Reste d. Holzschäftung erhalten.	H. Sk. Gr.	W. Naue, Denkmäl. der vorrömischen Metallzeit. Elsass Strassburg 1905 S. 163

4. Der „norddeutsche" Typus der Absatzäxte

1	**Landskrona,** Schweden	Berlin, K. M. f. V. II 8540	A, β d	—	Schlemm-Berlin
2	**Dänemark**	Kopenhagen	A α	11 Ex.	Sophus Müller, Ordning, Bronzealdern Tf. IX Fig. 134
3	**Meldorf,** Süder-Dithmarsch., Schleswig-Holstein	Berlin, K. M. f. V. II 9456 bis 9464	9 Ex. A, β d	Im Torfmoor gef.	Schlemm-Berlin
4	**Brickeln,** Ebendort	Ebendort II 2669	?, β	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Bobzin**: Fibel im Charakter Montelius II. — 2) **Toddin**: Inventar im Charakter Montelius III. — 3) **Lübz**: Schwert und Halskragen im Charakter Montelius III. — 4) **Schulenburg**: Schwert im Charakter Montelius III. — 5) **Kurzgeländ**: Nadel mit geschwollenem Hals, Dolch mit 2 Nieten am oberen Abschluss, Pfeilspitze mit Dorn u. a. m.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
5	Schleswig-Holstein	**Alsen**	Berlin, K. M. f. V. II 9475	?, γ d	—	Schlemm-Berlin
6		**Schleswig**	Hamburg, M. f. V. 1899. 58	?, β	—	Hagen-Hamburg
7		**Itzehoe**	Ebendort 1903. 76	?, β e, der Schaftteil der Klinge zeigt 3 Rippen	—	Derselbe
8		**Liesbüttel**	Ebendort 1881. 519	?, β d	Im Moor gef.	Derselbe
9		**Rickling.**[1]) Gönnebecker Heide	Ebendort 1904. 82/84	3 Ex. A α e¹, 18 *cm* l., Gussnähte erhalten	Dep., 30 *cm* tief auf gewachsenem Bod. m. kohlehaltiger Erde	Derselbe Splieth Tf. IV 69
10		**Brundelund,** Kspl. Nustrup	Hadersleben Nr. 818	A, β d	Moorf.	Mestorf-Kiel
11		**Pamhoel,** Kspl. Nustrup	Ebendort Nr. 2611	A α d	Erdf.	Dieselbe
12		**Hadersleben**	Kiel 864	A, β e	Erdf.	Dieselbe
13		**Ries**	Kiel 2235	A, β, Klinge schmal	H. Gr.	Dieselbe
14		**Blansgaard,** Kspl. Ulderup	Kiel 3050	A, β, kleines Ex.	H. Gr.	Dieselbe
15		**Kappeln**[2]) und Umgegend	Kiel M. XVI 2 u. K. S. 8827	2 Ex. 1) A, β d 2) A, β	In einer Wiese gef.	Dieselbe Splieth S. 38 Nr. 183
16		**Klappenholz,** Kspl. Havetoft	Kiel 10877	A, β, 8,5 *cm* l.	Erdf.	Dieselbe
17		**Stolk,** Ksp. Fahrenstedt	Kiel 6172	A, β e¹	Unter einem grossen Stein	Dieselbe
18		**Steinfeld,** Kspl. Ulmis	Kiel 4577	A α	Erdf.	Dieselbe
19		**Schönhagen,** Kspl. Schwansen	Kiel 3777	A, β d	Erdf.	Dieselbe
20		**Glüsing,**[3]) Ksp. Tellingstedt	Priv.	—	H. Gr.	Dieselbe
21		**Heide**	Kiel 4541	?, β e¹	Erdf.	Dieselbe
22		**Wennbüttel,** Kspl. Albersdorf	Kiel 268	A, β d	—	Dieselbe
23		**Tennbüttel,** Ebendort	Kiel 8783	A, β d	Moorf.	Dieselbe
24		**Arkebek,** Ebendort	Kiel 8792	A, β e¹	—	Dieselbe
25		**Grossen-Bornholt,** Kspl. Hademarschen	Kiel 8822	?, β d	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Rickling**: Dolch, 34 *cm* l., und 2 Zierscheiben, 114 *mm* im Dm., mit Öse auf der Rückseite, schön ornamentiert. — 2) **Kappeln**: 11 Absatzäxte von westeuropäischem Typus, 2 Tüllenäxte, 1 Sichel, 1 Nadel, Periode II Montelius. 3) **Glüsing**: 1 nordische Absatzaxt, 1 Schwert, 1 Dolch und Goldblech.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben		Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
26	Schleswig-Holstein	**Thaden,** Kspl. Hademarschen	Kiel 6376	A, β d	Erdf.	Mestorf-Kiel
27		**Mehlblack,** Kspl. Wasken	Kiel 4693	A, β	Moorf.	Dieselbe
28		**Holstenniendorf,** Kspl. Schenefeld	Kiel 6960	A α d	H. Gr.	Dieselbe
29		**Scharsdorf,** [1] Kspl. Preetz	Kiel 11 145	4 Ex. A, β d	In einer Wiese	Dieselbe
30		**Deutsch-Nienhof,** Kspl. Westensee	Priv.	A, β d	Moorf.	Dieselbe
31		**Bockelholm,** Kspl. Rendsburg	Priv.	A, β d 1	Erdf.	Dieselbe
32		**Einfeld.** Ksp. Neumünster	Kiel 4432	A, β	Erdf.	Dieselbe
33		**Segeberg,** Umgegend	Kiel 7943	A, β e^1	—	Dieselbe
34		**Altengörs,** Kspl. Segeberg	Kiel 11 050	A α	Erdf.	Dieselbe
35		**Offendorf,** Kspl. Ratekau	Kiel 11 223	A, β e^1	Erdf.	Dieselbe
36		**Garbeck,** Kspl. Warder	Kiel 2181	A, β d	Erdf.	Dieselbe
37		**Bramstedt**	Kiel 1309	A, β e^1	—	Dieselbe
38		**Schäferhof** bei Pinneberg	Kiel 11 181	A, β e	Erdf.	Dieselbe
39		**Eichede**	Kiel 1181	A, β d 1	Erdf.	Dieselbe
40		**Bargteheide**	Kiel 6313 und 11 546	2 Ex. A, β d	Erdf.	Dieselbe
41		**Hammoor,** Ksp. Bargteheide	Kiel 10 853	A, β d	Sk. in Steinhaufen	Dieselbe Splieth II. Periode Nr. 65
42		**Kl. Hansdorf,** Ebendort	Kiel 6227	A, β d	Erdf.	Dieselbe
43		**Wentorf,** Kspl. Sandersneben	Kiel 4263	2 Ex. A, β e^1, mit Gussnähten	In einer trichterförm. Vertief. gef.	Dieselbe Splieth II. Periode Nr. 177
44		**Müssen,** [2] Kspl. Siebeneichen	Kiel 1693	A, β d, kurz	Sk. in Steinhaufen	Dieselbe Splieth II. Periode Nr. 64
45		**Sachsenwald-Aumühle,** Kspl. Brunsdorf	Kiel 2298	A, β	H. Gr.	Dieselbe
46		**Norderdithmarschen**	Kiel 2731	A, β 1, am Schaftende etwas schlanker	—	Dieselbe
47		**Schleswig-Holstein**	Kiel	18 Ex. A, β	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Scharsdorf**: Tüllenaxt mit Henkel, 3 Lanzenspitzen und 2 Sicheln. — 2) **Müssen**: Dolch und Speerspitze.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
48	Schleswig-Holstein: **Fehmarn**[1])	Lübeck H 78	A α d	Dep. vom Strande	Festschr. z. 28. Vers. d. Deutsch. Anthr. G. in Lübeck 1897 S. 29 Tf. VI Fig. 4
49	Schleswig-Holstein: **Wacken,** Kspl. Rendsburg	Ebendort 31 645	A α c	—	Ebendort Tf. VI Fig. 5
50	Schleswig-Holstein: **Egstede,**[2]) Dithmarschen	Berlin, K. M. f. V.	A β	H. Gr.	Bastian und Voss, Bronzeschwerter Tf. VII Fig. 14
51	**Hamburg**	Hamburg, M. f. V. 1884. 26	? α e[1]	Stadtgebiet Norden	Hagen-Hamburg
52	**Stickenbüttel,** Hamburg	Ebendort 259. 26	A α e[1]	Im Moor	Derselbe
53	**Bremerhaven,** Bremen	Ebendort 1883. 291	? β	—	Derselbe
54	Hannover: **Sulingen**	Berlin, K. M. f. V. I 122	A β	—	Schlemm-Berlin
55	Hannover: **Bergen** a. d. Dumme	Ebendort I 1218 und II 11 184	2 Ex. A β d	—	Dieselbe
56	Hannover: **Langwedel,** Kr. Verden	Ebendort I 1447	A α	—	Dieselbe
57	Hannover: **Rotenburg,** R.-B. Stade	Ebendort I 1 201	? γ	—	Dieselbe
58	Hannover: **Westen,** Kr. Verden	Ebendort I 1 623	? β	—	Dieselbe
59	Hannover: **Uelzen**	Ebendort I 172 u. 199	2 Ex. A α und A γ d	—	Dieselbe
60	Hannover: **Börger,** Kr. Hümling	Ebendort I 1 577	A γ	—	Dieselbe
61	Hannover: **Beverstedt,** Kr. Geestemünde	Ebendort I 1 200	? ? c	—	Dieselbe
62	Hannover: **Bardowiek,** Lkr. Lüneburg und Umgegend	1) Hannover 4593 2) Hamburg M. f. V. 1898. 9	1) A β d 2) A α	2) Zwischen B. und Lüneburg	1) Reimers-Hannov. 2) Hagen-Hamburg
63	Hannover: **Buchholz,** Kr. Harburg	Hamburg, M. f. V. 1901. 3	? α e[1]	—	Hagen-Hamburg
64	Hannover: **Sittensen,** Ebendort	Ebendort 1901. 19	? β	—	Derselbe
65	Hannover: **Lehe**	Ebendort 1883. 66	A β e[1]	—	Derselbe
66	Hannover: **Lüneburg**	Ebendort 1) 1901. 12 2) 1883. 190 3) 1889. 18	3 Ex. 1) ? β d 2) A α e[1] 3) ? ? d	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Fehmarn**: 15 mittelständige Lappenäxte. — 2) **Egstede**: Eine Schwertklinge.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
67		**Bevensen,**[1] Kr. Uelzen	1) Hannover Pr. M. 4587	A, *β* d	—	Reimers-Hannover Lindenschmit, Alt. h. V. I 1, 4, 26
			2) Hamburg M. f. V. 1902. 98	A *α* d, 14,9 *cm* l.	ad 2) Sk. Gr. in Steinsetzung	Hagen-Hamburg, Jahrb. d. Hambg. Wiss. Anst. 1903. Berichte für 1902 S. 43ff.
68		**Terheide,** Kr. Wittmund	Emden 1705	B, *β*	Fr. 10 *m* tief auf dem Urboden der Heide gef.	Reimers-Hannover
69		**Plaggenburg,** Kr. Aurich	Emden 55	?, *β*	—	Derselbe. Tergast, Die heidnisch Alt. Ostfrieslds. Fig. 32 Berl. Aust.-Kat. 1880 S. 152 Nr. 38
70		**Werlte.** Kr. Hümmling	Emden 588	B, *γ*	—	Reimers-Hannover
71		Im **Hümmling**	Osnabrück 575	?, *γ*	—	Derselbe
72		**Leschede,** Kr. Lingen	Ebendort 401	?, *β*	—	Derselbe
73	Hannover	**Meppen**	1) Hannover Pr. M. 6024	1) A, *β* d		1) Derselbe
			2) Münster, S. d. V. f. G. u. Alt Westfalen Nr. 80	2) ?, *γ*, unterhalb des Absatzes eine breite flache Rinne		2) Wormstall-Coesfeld
74		**Fürstenau,** Kr. Bersenbrück	Osnabrück 401	C, *β*	—	Reimers-Hannover
75		**Stade**	Hannover Pr. M. 5149	C, *β* d	—	Derselbe
76		**Neukloster.** Kr. Stade	Ebendort 5367	9 Ex. A *α* d	—	Derselbe. Tewes, Uns. Vorz. Fig. 45
77		**Harsefeld,** Ebendort	Ebendort 5452	A, *β* e 1	—	Derselbe
78		**Dähle,** Kr. Winsen a. d. L.	Ebendort 13791	A, *β* b	—	Derselbe
79		**Osterholz,** Lkr. Lüneburg	Ebendort 5144	A, *β*	—	Derselbe
80		**Garlstedt,** Kr. Osterholz	Ebendort 5148	A, *β* e	—	Derselbe Lindenschmit, A. u. h. V. I 1, 4, 29
81		**Nindorf.** Kr. Winsen a. d. L.	Ebendort 13781	A, *β* b	H. Gr. am Walde	Derselbe
82		**Grünhagen,** Lkr. Lüneburg	Ebendort 4585	A, *β* d	—	Derselbe
83		**Jameln,** Kr. Dannenberg	Ebendort 4590	A *α* d	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Bevensen:** ad 2) 1 Schwert, 62 *cm* l., wie Naue Schwerter Tf VIII 7 und IX 5 mit Griffzunge mit erhöhtem Rande, 2 seitlichen Hörnern und einem rechteckigen Mittelzapfen Montelius II; ferner 1 Lanzenspitze, 21 *cm* l.; 1 Nadel mit doppelt kegelförmigem Kopf und Strichornament am Halse; 1 kleiner Schleifstein.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
84	**Rahnhorst,** Kr. Rotenburg	Hannover Pr. M. 5443	A β	—	Reimers-Hannover
85	**Brietlingen,** Lkr. Lüneburg	Lüneburg 952	A α d	—	Derselbe
86	**Dannenberg**	1) Hannover, Kestner-M. 2) Lüneburg 1021 u. 1021	3 Ex. 2 = A β 1 = A β d	—	Derselbe
87	**Verden** a. A.	Hannover, Pr. M. 10924 und 5445	2 Ex. 1) A β d 2) A α d	—	Derselbe
88	**Wrestedt,** Kr. Uelzen	Ebendort 4586	A β d	—	Derselbe. Lindenschmit, Alt. h. V. I 1, 4, 30
89	**Bohlsen,** Ebendort	Ebendort 1596/97	2 Ex. A β d A α d	—	Derselbe
90	**Posade,** Kr. Dannenberg	Lüneburg 955	A α d	—	Derselbe
91	**Schwarme,** Kr. Hoya	Hannover, Pr. M. 16026	A β	—	Derselbe
92	**Gr. Süstedt,** Kr. Uelzen	Ebendort 13789	A β	—	Derselbe
93	**Suderburg,** Ebendort	Ebendort 4603	A α d	—	Derselbe. Lindenschmit, Alt. h. V. I 1, 4, 27
94	**Oldenstedt,** Ebendort	Hildesheim	? β d	—	Derselbe
95	**Beverbeck,** Ebendort	Hannover, Pr. M. 13791	A β b	—	Derselbe
96	**Veerssen,** Ebendort	Ebendort 13809	A γ	—	Derselbe
97	**Kuppendorf,** Kr. Sulingen	Hildesheim 331	A α d	H. Gr.	Derselbe
98	**Fallingbostel**	Lüneburg 1032	? β d	—	Derselbe
99	**Hermannsburg** Lkr. Celle	Ebendort 1025	? β d	—	Derselbe
100	**Allersehl,** Kr. Isenhagen	Ebendort 1023	A β d	—	Derselbe
101	**Schäferhof,** Kr. Nienburg	Hannover, Pr. M. 6155	A β d	—	Derselbe
102	**Leese,** Kr. Stolzenau	Ebendort 6154	A α	—	Reimers-Müller
103	**Hämelerswald,** Kr. Peine	Ebendort 5857	A β d	—	Derselbe
104	**Wiedersahl,** Kr. Stolzenau	Ebendort 5611	? β	—	Derselbe
105	**Heiersum,**[1] Kr. Gronau	Hildesheim	10 Ex. A α	Dep. beim Ausroden ein. Baumes	Derselbe

Hannover

Begleitende Funde. 1) **Heiersum:** 3 Nadeln.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
106	Hannover	**Dinklar,** Kr. Marienberg	Hildesheim	A β d	—	Reimers-Hannover
107		**Plesse,** Kr. Göttingen	Hannover, Pr. M. 5858	A α d	—	Derselbe
108		**Sattenhausen,** Ebendort	Göttingen	A β	—	Derselbe
109		**Rosdorf,** Ebendort	Hildesheim	A α	—	Derselbe
110		**Göttingen**	Hannover, Pr. M. 10278	? α	—	Derselbe
111		**Bremke,** Kr. Göttingen	Ebendort 5860	A γ	—	Derselbe
112		**Dransfeld,** Kr. Münden	Ebendort 5862	A γ	—	Derselbe
113		**Osnabrück**	Hildesheim 332	? β	—	Derselbe
114		**Hameln**	Hannover, Pr. M. 2545	? β	—	Derselbe
115		**Eldagsen,** Kr. Springe	Ebendort 5610	? β d	—	Derselbe
116		**Hildesheim**	Ebendort 10279 und 5855	2 Ex. ? β, A α	—	Derselbe
117		**Mehle,** Kr. Gronau	Ebendort 5863	? β	—	Derselbe
118		**Bentheim**	Münster, S. d. V. f. G. u. Alt. Westfalen Nr. 13	? β 1, 11,6 *cm* l., 4,3 *cm* br.	Gef. in der Brechte	Wormstall-Coesfeld
119		**Quakenbrück**	Oldenburg	A γ, 15,5 *cm* 5,0 *cm* br.	—	Martin-Oldenburg
120		**Wachtumer Moor,** A. Hasclünne	Priv.	? γ, 11,4 *cm* l., 4,7 *cm* br.	—	Derselbe
121		**Hornfeld** bei Bruchhausen	Bremen	A γ, 13,6 *cm* l., 4,9 *cm* br.	—	Derselbe
122		**Aumunt** bei Vegesack	Ebendort	A γ, 13,2 *cm* l., 3,6 *cm* br.	—	Derselbe
123		**Bärnsen**	Hannover?	A γ d	—	v. Estorf S. 81 Tf. VII Fig. 26
124	Oldenburg	**Goldenstedt**	Hamburg, M. f. V. 1902. 47	A β c[1]	—	Hagen-Hamburg
125		**Hude**	Ebendort 1901. 13 und 1902. 1	A β und ? β 1	—	Derselbe
126		**Zetel**	Hildesheim Nr. 334	? β	—	Reimers-Hannover
127		**Lagermoor,** Amt Varel	Oldenburg	2 Ex. A β u. A γ, 15,5 u. 13,95 *cm* l., 3,8 u. 4,6 *cm* br.	—	Martin-Oldenburg

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
128	Oldenburg: **Rastede**	Oldenburg	A γ e, 13 *cm* l., 3,7 *cm* br. Mit 2 Längsrippen a. d. Klingenbl. dicht nebeneinander	–	Martin-Oldenburg
129	Oldenburg: **Nuttel** bei Rastede	Ebendort	A β, 15,4 *cm* l.	—	Derselbe
130	Oldenburg: **Adelheide,** AmtDelmenhorst	Ebendort	A α, 15,6 *cm* l., 4,3 *cm* br.	—	Derselbe
131	Oldenburg: **Stuhr,** Ebendort	Ebendort	A γ, 11,7 *cm* l., 4,9 *cm* br.	Bei der Landwehr gef.	Derselbe
132	Oldenburg: **Ostrittrum,** A. Wildeshausen	Ebendort	A γ, 16,9 *cm* l., 6,5 *cm* br.	—	Derselbe
133	Oldenburg: **Apeler Tannen** bei Holzhausen, Ebendort	Ebendort	A γ e, 15,5 *cm* l., 3,6 *cm* br.	—	Derselbe
134	Oldenburg: **Heide,** A. Kloppenburg	Ebendort	A γ, 15,2 *cm* l., 5,28 *cm* br.	—	Derselbe
135	Oldenburg: **Herberger Moor,** Amt Löningen	Ebendort	A β, 16,5 *cm* l., 5,1 *cm* br.	—	Derselbe
136	Oldenburg: **Angelbeck,** Ebendort	Ebendort	A ?, 11,4 *cm* l.	—	Derselbe
137	Oldenburg: **Elberger Moor,** Ebendort	Priv.	A β, 16 *cm* l., 4,9 *cm* br.	—	Derselbe
138	Oldenburg: **Bunnen,** Ebendort	Priv.	A β, 16,3 *cm* l., 5,1 *cm* br.	—	Derselbe
139	Oldenburg: **Wildeshausen**	Bremen	? γ, stark verwittert	—	Derselbe
140	Westfalen: **Ibbenbüren**	Berlin, K.M. f. V. II 5665	A α d[1], mit 3 Rinnen	—	Schlemm-Berlin
141	Westfalen: **Delbrück** bei Paderborn	Hannover, Pr. M. 428	A α	—	Reimers-Hannover
142	Westfalen: **Hausberge**[1]) bei Minden	Münster, S. d. V. f. G. u. Alt. Westfalen 47	A γ, 17 *cm* l., 6,5 *cm* br. Mit 2 bogenförmig. Absatz übereinand. und darunter mit Schrägstrf. verz.	Gef. 1845 auf der sog. Stiege	Wormstall-Coesfeld
143	Westfalen: **Werne,** Kr. Lüdinghausen	Ebendort 6	Gussform für eine Axt dieses Typus. A α 1 Die Form 19 *cm* l. Die Axt 17 *cm* l. und 4,6 *cm* br.	In der Lippe	Derselbe
144	Westfalen: **Holthausen,** Kr. Recklinghausen	Ebendort 23	? γ, unter d. Absatz eine breite, flache Rinne	—	Derselbe
145	Westfalen: **Billerbeck,** Kr. Coesfeld	Ebendort 18	? β, 13 *cm* l., 4,9 *cm* br.	—	Derselbe
146	Westfalen: **Ottenstein,** Kr. Ahaus	Ebendort 13	A γ, 16,4 *cm* l., 6,5 *cm* br.	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Hausberge**: Eine Randaxt und eine Dolchklinge.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben		Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
147	Westfalen	**Rheine,** Kr. Steinfurt	Münster, S. d. V. f. G. u. Alt. Westfalen 14	? β e^1, 15,3 *cm* l., 4,4 *cm* br.	Im Rheinerberge gef.	Wormstall-Coesfeld
148		**Coesfeld**	Coesfeld, S. d. Gymnas.	? β, 14,5 *cm* l., 5,3 *cm* br.	—	Derselbe
149		**Borken,** Regbz. Münster	Priv.	? γ, 14 *cm* l., 4,8 *cm* br.	—	Derselbe
150		**Greven,** Lkr. Münster	Münster. Westf. Priv.-M.	A α, 9,5 *cm* l., 3,5 *cm* br.	Gef. in der Kroner Heide	Derselbe
151		**Heek,** Kr. Ahaus	Ebendort	A konvex ? 12,3 *cm* l.	In der Heide gef.	Derselbe
152		**Schöppingen,** Ebendort	Münster, S. der westf. Gr. für Anthropol.	Defekt, 14 *cm* l.	—	Derselbe
153	Braunschweig	**Wenden**	Braunschweig, Städt. M. 71	A β	Neben der Kirche	Fuhse-Braunschweig
154		**Kl. Schöppenstedt**	Ebendort 320	A β	—	Derselbe
155		**Querenhorst,** Kr. Helmstedt	Braunschweig, S. W. Blasius	2 Ex. ? α e^1 und A β d	—	W. Blasius-Braunschweig
156		**Lüstorf,** Kr. Holzminden	Priv. Schletter und Bremke	A α	In der Feldmark gef.	Derselbe
157		**Blankenburg a. H.**	Blankenburg, Städt. M.	A β	Gef. am Regenstein in Pletenberg	Derselbe
158		**Räbke,** Kr. Helmstedt	Braunschweig, Hzg. M. Nr. 1611	A β d	—	Scherer-Braunschweig
159	Prov. Sachsen	**Tangerhütte,** Kr. Stendal	Berlin, K. M. f. V. II 5665	A α d^1 mit 3 Rinnen	—	Schlemm-Berlin
160		**Altmark**	Ebendort I g 37	A β d	—	Dieselbe
161		**Quedlinburg**	Wernigerode	A α	—	Höfer-Wernigerode
162		**Halberstadt**	Halle 808. 1 II	A, 16,5 *cm* l., 4,5 *cm* br.	—	Förtsch-Halle
163		**Samswegen,** Kr. Wolmirstedt	1) Ebendort 291 I 2) Magdeburg	1) A, 18 *cm* l., 4 *cm* br. 2) A α e, 17,5 *cm* l.	— 2) Im Torfmoor	1) Derselbe 2) Hahne-Magdeburg
164		**Elbey,** Ebendort	Halle 358 I	A, 10,5 *cm* l., 4,2 *cm* br.	—	Förtsch-Halle
165		**Zielitz,** Ebendort	Halle 861 I	A, 14 *cm* l., 4,2 *cm* br.	—	Derselbe
166		**Lindhorst,** Ebendort	Halle 175 I	A, 14,5 *cm* l., 3 *cm* br.	—	Derselbe
167		**Hundisburg**	Magdeburg	A α, 17 *cm* l.	—	Hahne-Magdeburg

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
168	Prov. Sachsen: **Neuhaldensleben**[1])	Magdeburg	A β, mit zwei bogenförmigen Absätzen übereinander	Dep. von der Rosmarienbreite?	Hahne-Magdeburg
169	Prov. Sachsen: **Jeckel**, Kr. Salzwedel	Salzwedel	A β d, 16 *cm* l. In den Rinnen sitzen 2 Buckel v. d. Form zweier Nagelköpfe	Im Torfmoor	Zechlin-Salzwedel
170	Prov. Sachsen: **Salzwedel**	Ebendort	C β d	Auf dem Kirchhof	Derselbe
171	Prov. Sachsen: **Buchwitz**, Kr. Salzwedel	Ebendort	A β, 11,3 *cm* l., 2,5 *cm* br., 2,2 *cm* dick	Auf d. wüsten Feldmark Kranke	Derselbe
172	Prov. Sachsen: **Störpke**, Ebendort	Ebendort	C β, 15 *cm* l., 2,8 *cm* br., 2,5 *cm* dick	—	Derselbe
173	Prov. Sachsen: **Zechlingen**, Ebendort	Ebendort	A β d, 18 *cm* l.	—	Derselbe
174	Prov. Sachsen: **Audorf**, Ebendort	Ebendort	C α d, 13,2 *cm* l, 2,5 *cm* br., 2,2 *cm* dick	Beim Ziehen eines Grabens	Derselbe
175	Prov. Sachsen: **Langenapel**, Ebendort	Ebendort	A α d	Auf dem Acker gef.	Derselbe
176	Prov. Sachsen: **Osterwohl**, Ebendort	Ebendort	A β d	Ebenso	Derselbe
177	Prov. Sachsen: **Cheine**, Ebendort	Ebendort	C γ d, unter der Bahn ein Loch	Im Moor	Derselbe
178	**Altbernsdorf** a. d. Eigen Kgr. Sachsen	Görlitz	B γ, 17,2 *cm* l., 5,5 *cm* br.	1798 gef.	Deichmüller-Dresd. Feyerabend-Görlitz Preusker, Oberlaus. Alt. 1827 S. 141, 161 Derselbe, Blicke in d. vaterländ. Vorz. II 1843 S. 153 A. Moschkau, Präh. Alt. d. Oberl. S. 46
179	Brandenburg: **Sorau**	Berlin, Märk. Pr.-M. 8916	A α d	Dep.	Buchholz-Berlin
180	Brandenburg: **Potsdam**	Ebendort 4647	A β d	Einzelf.	Derselbe
181	Brandenburg: **Wittstock**, Ostpriegnitz	Ebendort 16223	A α d	Einzelf.	Derselbe
182	Brandenburg: **Joachimsthal**, Kr. Angermünde	Ebendort 11243	A α d	In der Forst	Derselbe
183	Brandenburg: **Prenzlau**	Ebendort 18245 u. 18247	2 Ex. A β und A γ, schlank	Dep.	Derselbe
184	Brandenburg: **Seelow**, Kr. Lebus	Berlin, K. M. f. V.	A β, mit einem rechteckigen Absatz über dem bogenförmigen	—	Schlemm-Berlin

Begleitende Funde. 1) **Neuhaldensleben**: Eine Absatzaxt von westeuropäischem Typus und eine mittelständige Lappenaxt.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
185	Brandenburg	**Todtenkopf,** Westpriegnitz	Berlin, K.M. f. V. I f 5844	C ? d	—	Schlemm-Berlin
186		**Neu-Pinnow,** Ebendort	Ebendort I f 2620	? β d	—	Dieselbe
187		**Reinickendorf,** Kr. Nied.-Barnim	Ebendort I f 312	?	—	Dieselbe
188		**Mohrin,** Kr. Königsberg in der N.-M.	Ebendort II 9890	A γ	—	Dieselbe
189		**Dahme,** Kr. Jüterbogk	Ebendort II 5221	A β d	—	Dieselbe
190		**Grossberge,**[1]) Westpriegnitz	Ebendort I f 2872 c	A β	—	Dieselbe
191		**Spandau**[2])	Ebendort	4 Ex. 1) A β d, 2) ? β d, 3) A α, 4) ? γ. 3 Ex. sind an den Seiten mit Bogenlinien verziert, 2 u. 3 bilden Übergangsform. zu dem westeuropäischen Typus	Pf.	B. V. 1882 S. 125 Tf. XIII Fig. 1—4
192		**Havelberg**	Hamburg. M. f. V. 1896. 121	? β d	—	Hagen-Hamburg
193		**Bredow**	Danzig II 68	A ? d, 18 *cm* l.	—	Conwentz-Danzig
194	Mecklenburg-Schwerin	**Barendorf** b. Grevesmühlen	Schwerin. L I E^3 – 25	A β d	Moorf.	Beltz-Schwerin
195		**Warnow,** Ebendort	Ebendort L I^3 – 22	A β d	Einzelf.	Derselbe
196		**Wismar**	Ebendort 3065 u. 4360	2 Ex. A β d	2 Einzelf.	Derselbe
197		**Proseken** bei Wismar	Ebendort 3284	A β d	2 Einzelf.	Derselbe. Mecklb. Jahrb. B. 23 S. 284
198		**Steinbeck**[3]) bei Gadebusch	Ebendort L I E^3 – 7	A β d	Gr.	Derselbe. Friderico-Francisceum S. 54
199		**Peckatel** bei Schwerin	Ebendort L I E^3 – 23	A β d	Moorf.	Derselbe
200		**Plate,** Ebendort	Ebendort L I E^3 – 37	A β d	Moorf.	Derselbe
201		**Wohld** bei Wittenburg	Ebendort 400	A β d	Gr.	Derselbe. Mecklb. Jahrb. B. 4 S. 30
202		**Testorf,** Ebendort	Ebendort L I E^3 – 21	A β d	Einzelf.	Derselbe
203		**Helm,** Ebendort	Ebendort 2177	A β d	Einzelf.	Derselbe
204		**Pogresz**[4]) bei Wittenburg	Ebendort Br 355	A β d	Keg. Gr.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Grossberge**: Fr. von Armbergen, offenen Armringen. — 2) **Spandau**: Schwerter, Dolche, Tüllenäxte, Lanzenspitzen, eine Zierwaffe, Hirschhornäxte, Harpunen u. a. m. — 3) **Steinbeck**: Inventar im Charakter Montelius III. — 4) **Pogresz**: Inventar von Montelius III.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
205	Mecklenburg-Schwerin	**Neustadt**	Schwerin 2007	A β d	Moorf.	Beltz-Schwerin
206		**Goldberg**	Ebendort 772	A β d	Einzelf.	Derselbe
207		**Hohenpritz** bei Sternberg	Ebendort 4522	A β d	Moorf.	Derselbe. Mecklb. Jahrb. B. 43 S. 201
208		**Lüssow**[1]) bei Güstrow	Ebendort L I E^3 = 15	A β d	Gr.	Derselbe
209		**Malchow**	Ebendort L I E^3 = 41	A γ d	Einzelf.	Derselbe
210		**Röbel**	Ebendort 47	A γ d	Moorf.	Derselbe. Mecklb. Jahrb. B. II S. 47
211		**Zepkow**[2]) bei Röbel	Ebendort Br 320	A β d	Gr.	Derselbe
212		**Stuer** bei Plau	Ebendort L I E^3 = 34	A β d	Einzelf.	Derselbe
213		**Kl. Vielist**[3]) bei Waren	Priv.	A β d	Gr.	Derselbe
214		**Hallalit**[4]) bei Teterow	Priv.	A β d	Gr.	Derselbe. Mecklb. Jahrb. B. 67 S. 161
214		**Warsow** bei Neukalen	Schwerin L I E^3 = 26	A β d	Aus sumpfig. Boden Einzelf.	Derselbe
216		**Kl. Lunow** bei Gnoien	Ebendort 1145	A β d	Gr.	Derselbe
217		**Schroedershof,** Ebendort	Priv.	A β d	Moorf.	Derselbe
218		**Remlin,** Ebendort	Schwerin 3039	A β d	Moorf.	Derselbe. Mecklb. Jahrb. B. 19 S. 319
219		**Gnoien**	Güstrow u. Schwer. 1103	2 Ex. A β d	2 Einzelf. 1 im Moor	Derselbe
220		**Wiek**[5]) bei Schwaan	Schwerin L I E^3 = 20	3 fast gleiche Ex. A β d	Dep.	Derselbe. Mecklb. Jahrb. B. 12 S. 414
221		**Redderstorf** bei Sülze	Ebendort 2639	A β d	Einzelf.	Derselbe
222		**Oberhof** bei Ribnitz	Ebendort L I E^3 = 18	A β d	Gr.	Derselbe
223		**Niendorf** bei Ludwigslust	Hamburg, M. f. V. 1896. 119	A β d	—	Hagen-Hamburg
224	Pommern	**Rügen**	Berlin, K. M. f. V. I c 2946 und 2349/50	3 Ex. A β d^1, A β und A α d^1	—	Schlemm-Berlin
225		**Haushagen,** Kr. Franzburg	Ebendort 996	? β d	—	Dieselbe
226		**Lühmannsdorf,** Kr. Greifswald	Ebendort 997	? α d	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Lüssow**: Die Grabfunde sind gemengt aus Montelius II und III und schwerlich zusammengehörig. — 2) **Zepkow**: Inventar Montelius III. — 3) **Kl. Vielist**: Inventar Montelius III. — 4) **Hallalit**: Inventar Montelius III. — 5) **Wiek**: Radnadel, Sicheln, Axthammer.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
227	Pommern: **Pretzen,**[1] Kr. Anklam	Stettin 2052	A konvex β d	Moorf.	Stubenrauch-Stettin Mon.-Bl. 1889 S. 132
228	Pommern: **Butzow,** Ebendort	Stettin 5476	A α d	—	Derselbe
229	Pommern: **Neuendorf,** Ebendort	Stettin 4159	A konvex β d	Bei Drainierarbeiten gef.	Derselbe
230	Pommern: **Zanow,** Kr. Köslin	Stettin 1180a	A α	—	Derselbe. Photogr. Alb. III Tf. 11
231	Pommern: **Alt-Kenzlin,** Kr. Demmin	Stettin 207	A β d	—	Derselbe
232	Pommern: **Pommern**	Stettin	A β d	—	Derselbe
233	**Warszenko,**[2] Kr. Carthaus, Westpreussen	Danzig	A α d	H. Gr.	Conwentz-Danzig. Lissauer, Alt. der Bronzez. i. Westpr. S. 8 Tf. II Fig. 1
234	**Tilsit,** Ostpreussen	Königsberg i. Pr., Prussia-M.	A α	In der Umgegend von Tilsit	Katal. d. Prussia-M. S. Gisevius S. 8 Nr. 12
235	Livland: **Karkus,** Kr. Fellin	Reval	A α	—	Haussmann-Dorpat
236	Livland: **Assuma,** Ebendort	Fellin	A α	—	Derselbe. Sitzungsb. der Rigaer G. 1897 S. 7
237	**Posen**	Berlin, K. M. f. V. I 1093	? β d	—	Schlemm-Berlin
238	Schlesien: **Obernigk,** Kr. Trebnitz	Breslau	A α	—	Seger-Breslau
239	Schlesien: **Kasawe,** Kr. Militsch	Breslau	A β	—	Derselbe
240	Schlesien: **Köberwitz,** Kr. Ratibor	Breslau	A γ	—	Derselbe
241	Schlesien: **Wanowitz,** Kr. Leobschütz	Breslau	? γ	—	Derselbe
242	Böhmen: **Königgrätz**	Königgrätz	—	—	Pič-Prag und Mus. Königgrätz
243	Böhmen: **Vosice**	Königgrätz	—	—	Dieselben
244	Böhmen: **Chlum**	Königgrätz	—	—	Dieselben
245	Böhmen: **Maškovice**[3] bei Leitmeritz	Prag, Nat.-M.	Fr. ? γ d 1	Giesserf.	Richly Tf. XIX Fig. 3 und S. 105
246	**Pilin,** Kom. Neograd, Ungarn	Berlin, Virchow-S. im K. M. f. V.	A β_1	Gr.	Verhandl d. Berliner Anthrop. G. B. 24 S. 573 Fig. 8
247	**Ungarn**	Ebendort IV d 774	C β	—	Schlemm-Berlin
248	**Deetz,**[4] Kr. Zerbst, Anhalt	Kühnau, Herz. Schloss 164	2 Ex. A α d und A α, 17 *cm* l. u. 3,0—3,5 *cm* br.	Dep. unter einem grossen Stein	Seelmann-Alten

Begleitende Funde. 1) **Pretzen**: 1 Tüllenaxt, 3 Hals- und 3 Armringe. — 2) **Warszenko**: Nadeln mit seitlicher Öhse, Armbänder, Tutulus u. a. m. — 3) **Maškovice**: Rand-, Lappen- und Tüllenäxte, Ringe, Sicheln u. a. Gussmaterial. — 4) **Deetz**: 2 mittelständige Lappenäxte, 12 Sicheln, 7 Ringe und 3 Stück rohen Metalls.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
249	**Gollbogen,**[1] Kr. Zerbst, Anhalt	Kühnau, Herz Schloss 144	? β c 12,5 *cm* l. 2,9 *cm* br.	Dep.	Seelmann-Alten
250	**Ramsla,** S. Weimar	Dresden, K. präh. S.	A β d	—	Deichmüller-Dresden
251	**Saalburg** a. d. Saale, Reuss j. L.	M. d. V. in Hohenleuben z. Reichenfels	A γ	1839 gef. 1 Fuss tief	Auerbach-Gera
252	**Rastenberg,**[2] A. Buttstedt, S. Weimar	Jena	A α	—	Eichhorn-Jena
253	**Eulsbrunn**[3] bei Regensburg, Bayern	Regensburg, Ulrich-M.	A β h	H. Gr. im Walde	Steinmetz - Regensburg. Verh. d. hist. V. f. d. Oberpfalz Bd. 42. S. 344
254	**Giessen,**[4] Oberhessen	Giessen	B β	H. Gr. Sk. a. d. Exerzierplatz Trieb	Kramer-Giessen
255	**Mainz**	Mainz	2 Ex. A α u. A γ	Aus d. Rhein	Lindenschmit-Mainz
256	**Heslach,** O.-A. Stuttgart	Stuttgart Staats-S. 1921	A konvex α	—	Schliz-Heilbronn
257	**Heilbronn,**[5] Württemberg	Heilbronn, M. d. hist. V.	A β	Gr. H. mit Steinsatz aus grossen Blöcken a. d. Schweinsberg	Derselbe
258	**Hockenheim,** B.-A. Schwetzingen, Baden	Berlin, K. M. f. V. IIc 3857	B β	—	Schlemm-Berlin
259	**Unter-Uhldingen** am Überlinger See, Baden	Konstanz	A β	Pfahlb.	Leiner-Konstanz
260	Elsass-Lothringen **Hoenheim,** Kr. Strassburg	Berlin, K. M. f. V. IIc 1647	A β 1	—	Schlemm-Berlin
261	Elsass-Lothringen **Kurzgeländ,**[6] Kr. Hagenau	Hagenau	A β	H. Gr.	W. Naue, Denkmäler d. vorröm. Metallzeit i. Els., Strassburg 1905 S. 151
262	Elsass-Lothringen **Bramath,**[7] Kr. Strassburg	Strassburg	A β c verziert mit Querlinien	H. Gr.	Derselbe. Ebendort S. 228
263	Elsass-Lothringen **Plobsheim,** Kr. Erstein	Ebendort	defekt	—	Derselbe. Ebendort S. 289
264	**Basel,** Schweiz	Ebendort S. Forrer	A β	In der Birs	Forrer-Strassburg
265	**Steinegg,** Thurgau, Schweiz	Konstanz	A β	—	Leiner-Konstanz

Begleitende Funde. 1) **Gollbogen**: 1 Wurfwaffe, 1 Ring, 1 sichelförmiges Messer in einem grossen Aschenkruge. — 2) **Rastenberg**: Einige Knopfsicheln. — 3) **Eulsbrunn**: Kinderarmreif mit 2 kleinen Spiralscheiben, Bronzeknopf, Feuersteinplatte. — 4) **Giessen**: 1 Petschaftnadel, 1 Dolch mit zwei Nieten, 1 Messer und Nägel. — 5) **Heilbronn**: 1 Dolch, 1 Nadel mit geschwollenem Hals, Nägel und Fr. eines Ringes. — 6) **Kurzgeländ**: Dolchklinge, Nadel. — 7) **Bramath**: Nadel, Messer.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
266		**Rheinpfalz,**	Stuttgart Staats-S. S. Urach	2 Ex. A γ e[1] und C γ mit geknickten Seiten	—	Schliz-Heilbronn
267		**Westheim,** Pfalz	Speyer	A α 1 16,2 *cm* l. 4 *cm* br.	—	Hildebrand-Speyer
268		**Otterstadt** bei Speyer, Pfalz	Ebendort	A α 10,8 *cm* l. 3 *cm* br.	—	Derselbe
269	Rheinprovinz	**Gelp,** Kr. Krefeld	Berlin, K. M. f. V. II 934	A β 1	—	Schlemm-Berlin
270	Rheinprovinz	**Andernach**	1) Darmstadt Gr. Landes-M. 2) Bonn 15 807	1) A α 2) ? β die Wand der Schaftrinne ist gerippt	— —	1) Müller-Darmstadt 2) Lehner-Bonn
271	Rheinprovinz	**Kreuznach**	Bonn 1732	C β	—	Lehner-Bonn
272	Rheinprovinz	**Uedem,** Kr. Cleve	Bonn 467	? γ	—	Derselbe
273	Frankreich	**Donsard,** Haute Savoie,	Lyon	A γ	—	Chantre, Congrès Internat. in Stockholm 1874 S. 418 Fig. 17
274	Frankreich	**Dijon**	Berlin, K. M. f. V. Va 585/86	2 Ex. A β 1 und ? β	—	Schlemm-Berlin
275	Frankreich	**Arras,** Pas de Calais	Ebendort Va 491	A β d	—	Dieselbe
276	Frankreich	**Clermont-Ferrand,** Puy de Dôme	Ebendort Va 492	A α 1	—	Dieselbe
277	Frankreich	**Paris**	Ebendort Va 462	? γ 1 unter dem Absatz verziert	—	Dieselbe
278	Frankreich	**Besançon,** Dep. Doubs	Ebendort Va 589	?	—	Dieselbe
279	Frankreich	**Seine inférieure**	—	A α e[2]	—	Revue archéol. 1866 S. 1 Tf. 1 Fig. B
280	Frankreich	**Verneuil,** Seine et Marne	St. Germain en Laye	? α 1	—	Mortillet, Musée préhist. 1884 Tf. 67 Fig. 685
281	Frankreich	**Vernaison**[1])	Lyon	A β e	Gussstätte	Chantre, Age du Bronze Tf. 34
282		**Colwick** bei Nottingham, England	S. Evans	A γ mit doppeltem Absatz	—	Evans, l'âge du Bronze Pl. III Fig. 1
283		**England**	Berlin, K. M. f. V. Vd 21	A konvex β 1 d	In der Themse gef.	Schlemm-Berlin
284		**Irland**	Ebendort Vd 9	A konvex β 1 d	—	Dieselbe
285		**Carlow,** Pr. Leinster, Irland	Ebendort Vd 39	A konvex γ unter dem Absatz verziert	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Vernaison**: Randäxte, Absatzäxte westeurop. Typus, Armbänder, Schwerter, Lanzenspitzen u. a. m.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
		5. Der „böhmische“ Typus der Absatzäxte = ▼				
1	Ungarn	**Duna Pentele**	Berlin. K. M. f. V. II 10376/77	2 Ex. A α und A β	—	Schlemm-Berlin
2		**Bauhida,** Kom. Komárom	Budapest	Defekt	—	Márton-Budapest
3		**Csáka,** Kom. Fejér	Budapest	Fr.	—	Derselbe
4		**Dabas** bei Pest	Budapest	Fr.	—	Derselbe
5		**Duna Földvár,** Kom. Tolna	Budapest	Fr.	—	Derselbe
6		**Eresi,** Kom. Fejér	Budapest	Gussform	Am Donauufer gef.	Derselbe
7		**Györ,** Kom. Györ	Budapest	A β	—	Derselbe
8		**Nagy Hangos,** Kom. Tolna	Budapest	—	—	Derselbe
9		**Nyitra.**[1]) Kom. Nyitra	Budapest	Fr.	—	Derselbe
10		**Pilin,** Kom. Nográd	Budapest	7 Ex. A ? f^1	—	Derselbe
11		**Pozsony**	Budapest	3 Ex. 2 = A β 1 = defekt	In der Umgegend von P. gef.	Derselbe
12		**Szirák,** Kom. Nográd	Budapest	C γ	—	Derselbe
13		**Zuiv-Varalja,**[2]) Kom. Turócz	Budapest	? α	—	Derselbe
14		**Zsolna,** Kom. Trencsén	Budapest	A β	—	Derselbe
15		**Sárbogárd,** Kom. Fejér	Budapest	A β	—	Derselbe
16		**Simon,**[3]) Kom. Fejér	Budapest	A β	Dep.	Derselbe
17	Österreich	**Merkersdorf** bei Retz	S. Palliardi, M.-Budwitz	? f^2	—	Palliardi-M.-Budwitz
18		**Zellerndorf,** G.-B. Retz	Wien	? β	—	Wiener Mitt. 1900 S. 72 Tf. IV Fig. 15
19		**Sachsendorf,** G.-B. Eggenburg	Wien	A α f^2	—	Ebendort S. 71 Tf. IV Fig. 8
20		**Zwettl**	Wien	A β g	—	v. Sacken in Sitz.-Ber. der ph.-h. Cl. der Akad. Bd. III S. 591 Tf. II Fig. 56
21		**Glanthal,** B.-A. Braunau	?	? β f^2	—	Wiener Mitt. 1887 S. [55] Abb. 7—9

Begleitende Funde. 1) **Nyitra**: Tüllenäxte. — 2) **Zuiv-Varalja**: Tüllenäxte. — 3) **Simon**: Rohmaterial, Fr. von Sicheln, Brillenspirale, Gürtelbleche u. a. m.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
22	**Niklowitz,** bei Znaim, Mähren	S. Palliardi, M.-Budwitz	A konvex γ f	—	Palliardi-M.-Budwitz Časopis v. m. spol. Olomouckého 1895 S. 33
23	**Ratischowitz,** B.-A. Kronau, Mähren	Ebendort	A konkav β f[2]	—	Derselbe Časopis l. c.
24	**Kout** im Böhmer Wald bei Poděbrad	S. Woldrich, Prag	B γ	Vom Riesenberg	Wiener Mitt. 1883 S. 26 Tf. II Fig. 43
25	**Schlan**[1])	Prag	? γ	Siedelung Kulturschicht	Pič, Čechy před. I S. 216 Tf. 75 Fig. 3
26	**Hladoměř**[2]) bei Blowitz	Prag	A β	H. Gr. (Nr. 4)	Ebendort II S. 139 Tf. 2 Fig. 6
27	**Kbel**[3]) bei Lužan	Prag	A β	H. Gr. (Nr. 1a)	Ebendort S. 140 Tf. 3 Fig. 3
28	**Gr.-Dobra**[4]) bei Kladno	Prag	B α g[1]	H. Gr. (Nr. 13)	Ebendort S 160 Tf. 6 Fig. 3
29	**Stockau**[5]) (Pivoň)	Prag	A β a	H. Gr.	Ebendort S. 146 Tf. 9 Fig. 3
30	**Lhotic,** Bez. Lischan	Budweis	A γ, 11,8 *cm* l., 4,5 *cm* br.	Einzelf.	Ebendort
31	**Mazalow**	Budweis	C β f[1]	—	Löwenhöfer-Budweis
32	**Albrechtic** bei Moldauthein	Budweis	B β f[1]	—	Derselbe Pič, Čechy předh. II S. 148
33	**Pardubitz**	Pardubitz	A β	—	Pič-Čechy před. I S. 211 M. Pardubitz
34	**Rokytno**	Pardubitz	A konkav γ rundlich f[1]	—	Ebendort
35	**Libáň**	Prag	A α f[1]	—	Pič-Prag und Čechy před. II S. 168
36	**Domousnitz**	Prag	A α h[3]	—	Ebendort
37	**Ledeč**	Prag	A α h[3]	—	Ebendort
38	**Sobčchleby**	Prag	A β g	—	Pič-Prag
39	**Velvary**	Prag	B α f[1]	—	Derselbe, Čechy před. I S. 199
40	**Tynischt**	Prag	A konkav β	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Schlan**: 1 Nadel mit angegossener Schleife; viele Geräte aus Knochen und Stein; Randäxte vom sächsischen Typus; Armbänder; Gefässe u. a. m. — 2) **Hladoměř**: Eine durchlochte geschwollene Nadel; 1 Dolch mit 2 erhaltenen Nieten; 1 dünner Armring. — 3) **Kbel**: 1 Spiralfingerring; 1 Nadel; 1 Schwert mit 4 Nieten; 1 Dolch mit Nieten; 1 Pfeilspitze. — 4) **Gr.-Dobra**: 1 Schwert mit 4 Nieten; 1 Dolch mit 2 Nieten und Mittelrippe; 4 breite, schön verzierte Armbänder; 1 Nadel mit plattem Kopf und Säbelkrümmung. — 5) **Stockau**: In verschiedenen Hügeln daselbst wurden gefunden: 2 Nadeln mit plattem Kopf; 1 Zierplatte mit Öhse am oberen Rand und einem Dorn in der Mitte; 1 dreieckige Scheibe mit einer Spirale an jedem Ende; Armbänder u. a. m.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
41	**Hasenburk**	Prag	A konkav α g	—	Pič-Prag
42	**Königgrätz**	Prag	A konkav α g	—	Derselbe
43	**Rokitzau**	Prag	A konkav γ	—	Derselbe
44	**Leitmeritz**	Prag	2 Ex. A β u. A konkav γ	—	Derselbe. Čechy před. II S. 168
45	**Aussig** (Usti)	Prag	A konkav α h^3	—	Derselbe. Ebendort S 172
46	**Svatá**	Prag	A β	—	Derselbe
47	**Hořelice**	Prag	2 Ex. A γ u. B γ h^2	—	Derselbe. Ebendort S. 164
48	**Železna**	Prag	2 Ex. A γ h^2	—	Derselbe
49	**Holubice**	Prag	C γ	—	Derselbe. Ebendort I S. 192
50	**Komárov**	Prag	? β h^3	—	Derselbe
51	**Horešovice**[1])	Prag	A γ	—	Derselbe. Ebendort I S. 206
52	**Tursko**	Prag	A konkav α f^1	—	Derselbe Ebendort I S. 218
53	**Šarka-Vokovice**	Prag	2 Ex. A α u. B α h^3	—	Derselbe. Ebendort I S. 217
54	**Černice**	Pilsen	A β	—	Pič-Prag, Čechy před. II S. 164 M. Pilsen
55	**Strunkovice**	Pilsen	A α f^1	—	Derselbe
56	**Chotešov**	Pilsen	2 Ex. A γ u. A konkav γ	—	Derselbe Ebendort II S. 164
57	**Zdice**	Pilsen	A β	—	Derselbe
58	**Ober-Cerekwe**[2]) bei Tabor	Prag Priv.	? β g	Giesserfund	Richly S. 68 Tf. IV Fig. 2
59	**Hostau** bei Pilsen	?	A γ 19 *cm* l. 7 *cm* br. Schmalseiten facettiert	Dep.	Derselbe S. 77 Tf. IX
60	**Kyšice**[3]) bei Pilsen	Prag	A konkav γ 18,1 *cm* l. 6,2 *cm* br. Untere Hälfte der Schmalseiten facettiert	Dep.	Derselbe S. 92 Tf. XV Fig. 2
61	**Jičiněves**	Prag	A β 19 *cm* l. 5 *cm* br. 580 *g*	Dep.	Derselbe S. 79 Tf. XXX
62	**Gr. Wosow**[4]) bei Prag	Osow, S. Schwarzenberg	2 Ex. A konkav γ f^1	Dep.	Derselbe Tf. XLI Fig. 9 u. 10
63	**Libochowitz**	S. Palliardi, M. Budwitz	? f^2	—	Palliardi-M. Budwitz
64	**Osterfeld** bei Straubing, Bayern	Landshut Nr. 47	A β 12 *cm* l.	—	Pollinger-Landshut
65	**Regensburg**, Bayern	Berlin, K. M. f. V. II 3199	?	—	Schlemm-Berlin

Böhmen

Begleitende Funde. 1) **Horešovice**: Zinnenring (?). — 2) **Ober-Cerekwe**: Randäxte, Lappenäxte, Tüllenäxte u. a. m. — 3) **Kyšice**: 2 Randäxte. — 4) **Gr. Wosow**: Randäxte; Nadeln mit durchlochtem Kopf; Ringe; Lanzenspitze.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
66	Bayern: **Brunn**[1] bei Laber, Oberpfalz	Regensburg, Ulrich-M.	2 Ex. aus 2 Gr. = B α	H. Gr. in der Nekropole bei Brunn	Steinmetz-Regensburg. Verh. d. hist. V. f. d. Oberpfalz B. 55 S. 205 u. 212
67	Bayern: **Ablachhof**[2] bei Regenstauf	Ebendort	B α	H. Gr.	Derselbe. Ebendort B. 28 S. 286
68	Bayern: **Irating,** Oberpfalz	Ebendort	B α h^3	In d. Felsenspalte eines alten Steinbruchs gef.	Derselbe
69	Bayern: **Habsberg,** Oberpfalz	Ebendort	A konvex γ f^1	Von d. Einöde Finkenheide	Derselbe. Ebendort B. 23 S. 480
70	Bayern: **Heman,** Oberpfalz	Ebendort	B β g^1	—	Derselbe. Ebendort B. X S. 137
71	Bayern: **Altenried** bei Stadtamhof, Oberpfalz	München, Nat.-M.	B β	Dep. am Lorenzberg	Hager, Katalog des Bayr. Nat.-M. IV 1892 S. 20 Nr. 119 Tf. VII, 6
72	Bayern: **Ronsolden**[3] bei Parsberg, Oberpfalz	Nürnberg, S. Scheidemandel	B β	H. Gr.	Scheidemandel, Hügelgräberfeld b. Parsberg Tf. III, 1
73	Bayern: **Hohenfels** bei Parsberg	München, Staats-S. 1888. 5	A konkav β	—	Birkner-München
74	Bayern: **Eltelbrunn**	Ebendort 1903 B. 2. 1	A konkav β	—	Derselbe
75	Bayern: **Parsberg**[4]	Ebendort	A β	H. Gr.	Naue-München
76	Bayern: **Rabeneck,** B.-A. Pegnitz	Berlin, K. M. f. V. IIc 261	B γ h^3	—	Schlemm-Berlin
77	Bayern: **Prönsdorf,** Kr. Parsberg	Ebendort IIc 3047	C β	—	Dieselbe
78	Bayern: **Eichensee,** Kr. Parsberg	Ebendort IIc 1423	C γ abgerundet	—	Dieselbe
79	Bayern: **Mühlthal,**[5] Oberbayern	München, Staats-S.	B β h^3 19,6 *cm* l. 4,5 *cm* br.	H. Gr. Nr. 3 75 *cm* tief Sk. Gr.	Naue, Die Bronzezeit i Oberbayern, München 1894 S. 37. 65 und 272 Tf. XII Fig. 7 Birkner-München
80	Bayern: **Landberg,** Oberbayern	Berlin, K. M. f. V. IIc 2766	A konkav β	—	Schlemm-Berlin
81	**Schmölln,** Sachsen-Altenburg	Altenburg	A α	—	Auerbach-Gera
82	**Ettersburg,** Sachsen-Weimar	Dresden, K. präh. S.	A α	—	Deichmüller-Dresden

Begleitende Funde. 1) **Brunn**: ad 1) Messer mit angegossenem Griff; Nadel mit geschwollenem Hals; Lanzenspitze; zweihenklige bauchige Schüssel mit Schnurverzierung. ad 2) Dolch 31 *cm* l. mit spitzbogigem Abschluss und 3 plumpen Nietnägeln; Bauchurne mit steilem Hals. — 2) **Ablachhof**: Aus 2 H. Gr.: Dolch mit geradem Abschluss, Mittelrippe und 2 starken Nieten; Nadel mit geschwollenem Hals, geriefelt. — 3) **Ronsolden**: Dolch; Nadel mit Schraubenkopf; Pinzette. — 4) **Parsberg**: 1 Dolch mit 2 Nägeln, 1 kurze, am Halse geschwollene Nadel. — 5) **Mühlthal**: 1 Dolch mit 4 Nägeln; Fr. eines Messers; 1 Nadel mit geschwollenem, durchlochtem Hals.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
83	**Rastenberg,**[1] Amt Buttstedt, Sachsen-Weimar	Jena	A konkav α 1	Dep.	Eichhorn-Jena
84	**Dessau,** Herzogt. Anhalt	Alten, S. Alten K. V. 1969	? β g^1, 14,7 *cm* l., 3 *cm* br.	1 *m* tief in einer ehemalig. Sandgrube gef.	Seelmann-Alten
85	**Zabitz,**[2] Kr. Cöthen, Anhalt	Kühnau, Herz. Schloss Nr. 139	2 Ex. = A β g^1, 17,5 u. 18,5 *cm* l., 4,5 u. 4,0 *cm* br.	1852 auf dem Begräbnisplatz der Gemeinde Zabitz gef.	Derselbe
86	**Wörlitz,**[3] Kr. Dessau, Anhalt	Ebendort Nr. 152	A konvex α, 12,6 *cm* l., 4,0 *cm* br.	Aus dem gothischen Hause zu Wörlitz	Derselbe
87	**Mansfeld,**	Ilbersdorf Priv.	B γ g^1, 17,8 *cm* l., 5,0 *cm* br.	—	Derselbe
88	**Wildenau,** Kr. Schweinitz	Berlin, K. M. f. V. I g 2536	?	—	Schlemm-Berlin
89	**Kösen,** K. Naumburg a. d. S.	Ebendort I g 3208	C γ	—	Dieselbe
90	**Wildenhain,** Kr. Torgau	Ebendort I g 539	A β f^1	—	Dieselbe
91	**Reinsdorf,** Kr. Eckartsberga	Ebendort I g 1746	A β f^1	—	Dieselbe
92	**Hochstedt,** Kr. Hohenstein	Ebendort II 4150	A β	—	Dieselbe
93	**Collochau,** Kr. Schweinitz	Ebendort II 936	A konkav γ Die Seitenfläche dreikantig	4 F. tief unter den Wurzeln eines Baumes gefunden	Dieselbe
94	**Neuhaldensleben**	Braunschweig, S. Saul	A γ	—	Fuhse-Braunschweig
95	**Aschersleben**	Ebendort	? α	—	Derselbe
96	**Quedlinburg**	Quedlinburg	A γ	—	Höfer-Wernigerode
97	**Aebtischrode,** Mansfelder Seekreis	Eisleben 1342	A β, 14,7 *cm* l., 4,5 *cm* br.	—	Derselbe Grössler-Eisleben Mansfelder Bl. 1904 S. 164
98	**Donndorf,** Kr. Eckartsberga	Eisleben 1935	A γ, 15,5 *cm* l., 4 *cm* br.	Beim Roden im Walde bei Langenroda nahe beim Kloster Donndorf gef.	Höfer-Wernigerode Grössler-Eisleben Mansfelder Bl. 1904 S. 165
99	**Blankenheim,** Kr. Sangerhausen	Eisleben Nr. 279	A konvex γ h^2 mit facettierten Schmalseiten, 16 *cm* l., 2,5 *cm* br.	—	Derselbe. Ebendort S. 164

Prov. Sachsen

Begleitende Funde. 1) **Rastenberg**: 3 oberständige Lappenäxte und 3 Knopfsicheln. — 2) **Zabitz**: 2 sichelförmige Messer; 2 „Streitäxte". — 3) **Wörlitz**: 7 „Streitben".

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
100	Prov. Sachsen	**Othal** bei Beyernaumburg	Priv.	A γ h^3, 17 *cm* l., 5 *cm* br.	—	Grössler-Eisleben
101	Prov. Sachsen	**Ranis**[1])	M. d. vogtl. alt. V. zu Hohenleuben in Reichenfels Nr. 155 u. 156	2 Ex. A konvex γ und A γ	—	Auerbach-Gera
102	Prov. Sachsen	**Nienstedt,** K. Sangerhausen	Halle 70 II	A, 17 *cm* l., 5,5 *cm* br.	—	Förtsch-Halle
103	Prov. Sachsen	**Ziegelrode,** Kr. Querfurt	Halle 2218 II	A. 14,5 *cm* l., 2,4 *cm* br.	—	Derselbe
104	Prov. Sachsen	**Saubach,** Kr. Eckartsberga	Buttstedt Priv.	Fr. ? α	—	Derselbe
105	Königr. Sachsen	**Lossa,** Kr. Grimma	Berlin, K. M. f. V. I g 223	A γ, abgerundet	—	Schlemm-Berlin
106	Königr. Sachsen	**Birkowitz a. E.,** Amt Pirna	Priv.	A β f^1	1845 beim Lehmstechen in der Ziegelei gef.	Deichmüller-Dresden
107	Königr. Sachsen	**Seeligstadt,**[2]) Amt Stolpen	Pirna, M. des Gebirgsv. f. die Sächs. Schweiz	A α f^1	Dep., 1882 unter einem Eichenstock gef.	Derselbe. Der „sächsische Erzähler" 1882 S. 515
108	Königr. Sachsen	**Kleinsaubernitz**	Dresden, K. pr. S.	A α f^1	—	Derselbe
109	Königr. Sachsen	**Weissig**[3]) a. Roschütz	Ebendort	3 Ex. 2 = A α f^1 1 = A β f^1	Dep.	Derselbe
110	Königr. Sachsen	**Okrilla,**[4]) Amt Meissen	Ebendort	A β	Dep.	Derselbe
111		**Frauenberg** bei Budweis, am rechten Ufer der Moldau, Böhmen	Ebendort	2 Ex. = A γ, 16,5 *cm* l., 6 *cm* br.	—	Wiener Mitt. 1883 S. 26 Tf. II Fig. 42
112	Schlesien	**Gurkau,**[5]) Kr. Glogau	Berlin, K. M. f. V.	A β	Dep.	Montelius, Chronologie S. 38 Nr. 10
113	Schlesien	**Buschen,** Kr. Wohlau	Ebendort I e 1223	A α f^1	—	Schlemm-Berlin
114	Schlesien	**Bunzlau**	Ebendort I e 860	A α f^1	—	Dieselbe
115	Schlesien	**Malmitz,** Kr. Lüben	Breslau	C γ	—	Seger-Breslau
116	Schlesien	**Herdain,** Kr. Breslau	Breslau	A β	—	Derselbe
117	Schlesien	**Wehrauer Heide,** Kr. Bunzlau	Breslau	A γ	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Ranis**: 1 Pfriemen. — 2) **Seeligstadt**: 1 Absatzaxt; 1 Knopfsichel; 2 Sichelfragmente; 2 torquierte Armringe; 2 St. Rohbronze. — 3) **Weissig**: 5 Lappenäxte u. a. m. — 4) **Okrilla**: 1 Lappenaxt; 2 torquierte Armringe; Fr von Ringen und Sicheln. — 5) **Gurkau**: 1 Halsring und 9 offene Armringe mit wenig aufgebogenen Enden; 2 sehr starke, massive Armringe und ein Kettengehänge.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
118		**Schlesien**	Breslau	3 Ex. 1) C? 2) A α f¹ 3) A β f¹	—	Seger-Breslau, Schlesiens Vorzeit VII 350 Fig. 13 u. III 32 Tf. I, 3
119		**Braunschwitz,** Kr. Neisse	Breslau	A α f¹	—	Derselbe
120		**Ratibor**	Breslau	A β f¹	—	Derselbe
121		**Köberwitz,** Kr. Ratibor	Breslau	2 Ex. A β f¹	—	Derselbe
122		**Wrbkau,** Kr. Ratibor	Breslau	A β f¹	—	Derselbe
123		**Kosel**	Breslau	A β f¹ Mit Holzschaft	Im Torf gef.	Derselbe
124		**Pol. Neukirch,** Kr. Kosel	Breslau	A β f¹	—	Derselbe
125	Schlesien	**Kobelwitz,** Kr. Kosel	Breslau	?? [1]	—	Derselbe
126		**Kl. Silsterwitz** am Zobten	Breslau	A β f¹	—	Derselbe
127		**Zobtenberg**	Breslau	A α f¹	—	Derselbe
128		**Striegau**	Breslau	C β f¹	—	Derselbe
129		**Gr. Zauche,** Kr Militsch	Breslau	2 Ex. A β f¹	—	Derselbe
130		**Gr. Tinz,** Kr. Liegnitz	Breslau	A α h³	Dep. ?	Derselbe. Schlesiens Vorzeit IV 240 Fig 2 und VI 88 Tf. V, 2
131		**Tschirne,** Kr. Bunzlau	Breslau	A β f¹	—	Derselbe
132		**Gurkwitz,**[1] Kr. Militsch	Breslau	? α f¹	Dep. ?	Derselbe
133		**Niesky,** Oberlausitz	Görlitz	A β 20,5 *cm* l.	—	Feyerabend-Görlitz
134		**Rawitsch,** Pr. Posen	Posen, Kaiser Friedrich-M.	A α	—	Kämmerer-Posen
135		**Bromberg,** Pr. Posen	Stettin 4612	A α f¹	—	Stubenrauch-Stettin
136		**Lindenberg,**[2] Kr. Ostprignitz	Berlin, Märkisches Prov.-M. 9460	A β h	Dep.	Buchholz-Berlin
137	Brandenburg	**Seelow,** Kr. Lebus	Berlin, K. M. f. V. II 4393	? β	—	Schlemm-Berlin
138		**Burg,**[3] Kr. Kottbus	Ebendort If 39 u. II 8569	2 Ex. 1) A α g 2) A ? f¹	—	Dieselbe
139		**Straupitz,** Kr. Lübben	Ebendort If 217a	? α f¹	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Gurkwitz**: 1 „westeuropäische“ Absatzaxt. — 2) **Lindenberg**: Armringe. — 3) **Burg**: Lausitzer Keramik; Nadel mit quergeriefeltem Hals.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
140	Brandenburg: **Senftenberg,** Kr. Kalau	Berlin, K. M. f. V. I f 2392	A α g	—	Schlemm-Berlin
141	**Waldow,** Kr. Luckau	Ebendort II 3786	A α f¹	—	Dieselbe
142	**Belzig**	Ebendort II 5746	A β f¹	—	Dieselbe
143	**Scheuno,** Kr. Sorau	Ebendort II 9767	C γ	—	Dieselbe
144	**Ragow,** Kr. Lübben	Ebendort II 10058	A β f¹	—	Dieselbe
145	**Spremberg**	Ebendort I f 3038	A α f¹	—	Dieselbe
146	**Falkenberg,** Kr. Luckau	Ebendort I f 2232	A α h	—	Dieselbe
147	**Sommerfeld,** Kr. Krossen	Ebendort I f 5246	A α	—	Dieselbe
148	**Nassenheide,** Kr. Niederbarnim	Ebendort II c 5464	A γ	—	Dieselbe
149	**Eichow** bei Lübbenau	Ebendort S. Virchow	A β f¹ 18 *cm* l. 3,9 *cm* br.	—	B. V. 1880 S. 380 Fig. 2
150	**Rügen**	Ebendort I c 2351	A α f¹	—	Schlemm-Berlin
151	**Alt-Grape,** Kr. Pyritz	Stettin 3743	A γ	Moorfund	Stubenrauch-Stettin
152	**Polzin,** Kr. Belgard	Stettin 2944	C γ	Moorfund	Derselbe
153	Mecklb.-Schwerin: **Leisten**[1]) bei Plau	Schwerin 3427	A β Verziert mit Strichreihen	Gr.	Beltz-Schwerin
154	**Ivenack** bei Stavenhagen	Schwerin 4643	A β	Einzelfund	Derselbe
155	**Quitzenow** bei Gnoien	Schwerin 3456	?	—	Derselbe
156	**Meldorf,** Holstein	Berlin, K. M. f. V. II 9465	? α f¹	1½ Fuss tief, beim Deichgraben gef.	Schlemm-Berlin
157	**Schleswig**	Hamburg, M. f. V. 1896. 80	A β h	—	Hagen-Hamburg
158	**Marxen,** Kr. Winsen a. L., Hannover	Lüneburg 994	? β	H. Gr.	Reimers-Hannover

Begleitende Funde. 1) **Leisten:** Beifunde von Montelius III.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
159	**Brietlingen,** Lkr. Lüneburg, Hannover	Lüneburg 953	A α	—	Reimers-Hannover
160	Hessen-Darmstadt: **Steinfurth,** Kr. Friedberg	Darmstadt, Landes-M.	C γ h^2	—	Müller-Darmstadt
161	Hessen-Darmstadt: **Mainz**	1) Wiesbaden 2) Mainz	1) A konkav α 2) A β f^1	1) — 2) Im Rhein bei den Rittbergen gefunden	1) Ritterling-Wiesbaden 2) Lindenschmit-Mainz
162	Hessen-Darmstadt: **Mühlbach**	Mainz	A konkav β h^3	—	Lindenschmit-Mainz
163	Hessen-Darmstadt: **Rheinhessen**	Mainz	3 Ex. 1) A konkav γ 2) A β f^1 3) C γ	—	Derselbe
164	**Dürkheim,** Pfalz	Neustadt a. H., S. Mehlis	? 15,2 *cm* l.	—	Mehlis-Neustadt a. H.
165	**Lüscherz** am Bieler See Schweiz	Berlin, K. M. f. V. II 11 213	A konkav β	—	Schlemm-Berlin
166	**Ville sur Cousance,** Dep. Meuse, Frankreich	Ebendort V a 893	A konkav γ	—	Dieselbe

Nachtrag zu dem Ersten Bericht

der Kommission für prähistorische Typenkarten.

Zeitschrift für Ethnologie 1904 S. 536ff.

I. Die Typenkarte der Flach- und Randäxte

(Erster Bericht S. 538).

A. Die Flachäxte aus Bronze + (Erster Bericht S. 550).

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
60	Umgegend von **Eisleben,** Pr. Sachsen	Eisleben Nr. 362	a: C teilweise abgebrochen 11,25 *cm* l. 2,2 *cm* br. a. d. Bahn 1,5 *cm* br. a. d. Schneide 1 *cm* dick i. d. Mitte	—	Grössler-Eisleben. Mansfelder Bl. 1901 S. 160ff.
61	**Wormsleben,** Mansfelder Seekreis, Pr. Sachsen	Ebendort Nr. 1521	d: C 15 *cm* l. 2,5 *cm* br. a. d. Bahn 6,5 *cm* br. a. d. Schneide 1,5 *cm* dick	Gef. in der Nähe eines megalith. Gr.	Derselbe. Ebendort

B. Die Randäxte.

I. Der „armorikanische" Typus ■ (Erster Bericht S. 553).

49	Mecklenburg-Schwerin	**Schwerin**	Schwerin 1. 4189 2. 4096 3. 4097	1. ?: B 2. ?: B 3. a: B	—	Beltz-Schwerin
50		**Neu-Wüstenfelde**	Ebendort 1. 4731 2. 4732	1. ?: B 2. ?: A—B	—	Derselbe
51		**Goehlen**	Ebendort LIE[3] 10	a: B Übergang zum nordd. Typus	—	Derselbe
52		**Goehren**	Ebendort LIE[3] 35	?: B	—	Derselbe
53		**Cladow**	Ebendort 4625	a: B	—	Derselbe
54		**Ludwigslust**	Ebendort LIE[3] 39	a: B Leichte stegartige Erhöhung i. d. Mitte	—	Derselbe
55		**Grevesmühlen**	Ebendort LIE[3] 42	a: B	—	Derselbe
56		**Eggenfelden,**[1]) Niederbayern	Landshut Niederbayern Nr. 305 b	d: B Die scharfen erhöhten Ränder bilden mit den Klingenflächen einen r. Winkel	—	Pollinger-Landshut

Begleitende Funde. 1) **Eggenfelden**: Wahrscheinlich zusammen mit einer mittelständigen Lappenaxt, einer Scheibennadel, einem Armring und einer Zierscheibe mit Öhr.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
57	**Gnarrenburg,** Hannover	Hamburg M. f. V. 1902. 46	? a : A mit schwacher Andeutung einer Rast	—	Hagen-Hamburg
58	**Taucher-Wald,**[1] Kgr. Sachsen	Bautzen Stieber M.	a : B	Im Wald bei Bischofswerda. H. Gr.?	Deichmüller-Dresden
59	**Stünzenhain** bei Altenburg, Hrzgt. Sachsen-Altenburg	Dresden K. prähist. S.	a : B	—	Derselbe

2. Der „norddeutsche" Typus (Erster Bericht S. 556).

89	Mecklenburg-Schwerin	**Bruel**	Schwerin 3227	b : C nur schmäler als der eigentliche Typus	—	Beltz-Schwerin
90		**Retzow**	Ebendort 569 u. 2008	1) b : C 2) b : B mit sehr schwach. Seitenrändern	—	Derselbe
91		**Lütgenhof** (Prieschendorf)	Ebendort 465	f : B Seitenränder sehr niedrig	Gesamtf.	Derselbe
92		**Waren**	Ebendort Br. 493	? B Kupfer?	Gesamtf.	Derselbe
93		**Glaisin**	Ebendort	? C Übergang zum sächsischen Typus. Andeutg. eines Stegs	—	Derselbe
94		**Redentin**	Ebendort 2910	? B mit hohen Rändern. Andeutg. ein. Stegs	—	Derselbe
95		**Dargun**	Ebendort LIE[3] 33	a : B	—	Derselbe
96		**Ventschow**	Ebendort LIE[3] 16	? zerbrochen	—	Derselbe
97		**Aebtischroda,** Mansfelder Seekreis, Pr. Sachsen	Eisleben Nr. 106	a : B mit sehr schwach. Randleisten 10,5 *cm* l. 2,5 *cm* br. a. d. Bahn 4,5 *cm* br. a. d. Schneide 1,5 *cm* dick	Einzelf. a. d. Felde	Grössler-Eisleben. Mansfelder Bl. 1904 S. 160ff.
98		**Greifenhagen,** Ebendort	Ebendort 291	a : B Rastbildg. 15 *cm* l 2 *cm* br. a. d. Bahn 4,5 *cm* br. a. d. Schneide 1,75 *cm* dick i. d. Mitte	Gef. in der Forst von einem Holzhauer	Derselbe. Ebendort
99		**Hadersleben,** Schleswig-Holstein	Hamburg M. f. V. 1896. 122	b : E mit Andeutung einer Rast	—	Hagen-Hamburg
100		**Lopstedt,** Schleswig-Holstein	Ebendort 211	b : E schwache Andeutung einer Rast	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Taucher-Wald**: Eine Randaxt, Fr. einer Nadel mit halbkugligem Kopf.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
101	**Laaber,** Oberpfalz, Bayern	Regensburg Ullrich-M.	d : C	Im Walde unter einem Baume nahe der Eselsburg gef.	Steinmetz-Regensburg
102	**Neuenkirchen,** Kr. Randow, Pommern	Löcknitz S. Schumann	a : B Spur einer Rast	—	Schumann-Löcknitz
103	**Retzin,** Kr. Randow, Pommern	Ebendort	a ? : B	Im Torf a. d. Randowbruch gef.	Derselbe
104	**Gundorf** bei Leipzig	Dresden K. pr. S.	a : B m. niedrig. Rast i. d. Mitte	Einzelf. beim Lehmstechen i. d. Ziegelei v. Schlobach	Deichmüller-Dresden
105	**Briessnitz** a. d. E. bei Dresden, Kgr. Sachsen	Ebendort	? : B	Einzelf. beim Lehmstechen i. d. Ziegelei v. Nostzold	Derselbe. Sitzungsber. der Isis in Dresden 1901 S. 8
106	**Wettin,** Pr. Sachsen	Ebendort	b : B	—	Derselbe
107	**Avenches**[1]) bei Neuchâtel, Schweiz	Priv.	d : C	—	Gundermann-Tübingen
108	**Schifferstadt,** Pfalz	Speyer	d : C 13,2 *cm* l. 5,7 *cm* br.	—	Hildebrand-Speyer
109	**Fussgönheim,** Pfalz	Ebendort	2 Ex. a : C 16 u. 16,9 *cm* l. 7 u. 7 *cm* br.	—	Derselbe
110	**Leimen-Merzalben,** Pfalz	Ebendort	a : B 14,5 *cm* l. 5,3 *cm* br.	—	Derselbe
111	**Pfalz**	Ebendort	b : B 11,2 *cm* l. 4,5 *cm* br.	—	Derselbe

3. Der „süddeutsche" Typus ▽ (Erster Bericht S. 561).

20	**Kalmünz**[2]) bei Burglengenfeld, Bayern	Regensburg Ullrich-M.	2 Ex. d : B und c : B	—	Steinmetz-Regensburg
21	**Hammermühlberg** bei Parsberg	Ebendort	a : C mit abgerundeten Ecken	Ausgegrab. v. Dr. Scheidemandel	Derselbe
22	**Helbra,** Mansfelder Seekreis, Pr. Sachsen	Eisleben Vereins-S.	a : B 13,2 *cm* l. 4 *cm* br.	Im Gutsgarten gef.	Grössler-Eisleben
23	**Seusslitz** a. d. Elbe bei Meissen, Kgr. Sachsen	Dresden K. präh. S.	f : B	—	Deichmüller-Dresden
24	**Plessa** bei Elsterwerda, Pr. Sachsen	Ebendort	f : E Zwischenform zwischen der nord- u. süddeutschen Form	Unter einem grossen Stein gef.	Deichmüller-Dresden. Preussker, Blicke etc. II 1843 S. 154 Tf. I Fig. 52

Begleitende Funde. 1) **Avenches**: Zwei Dolche, ein geschweiftes Messer und eine Mohnkopfnadel mit „am Ende gebogenem Schaft". — 2) **Kalmünz**: Ein triangulärer Dolch und eine Nadel.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
25	**Zittau,** Kgr. Sachsen	Görlitz	f : D 15,4 *cm* l. 5 *cm* br.	Dep.	Feyerabend-Görlitz. Oberlaus. Jahresh. II S. 37
26	**Schenkendorf,** Niederlausitz, Schlesien	Ebendort	f : B 13 *cm* l. 4 *cm* br.	—	Derselbe
27	**Friedelsheim,** Pfalz	Speyer	d : B 16,5 *cm* l. 4,4 *cm* br.	Zwischen Fr. und Makenheim	Hildebrand-Speyer
28	**Westheim,** Pfalz	Ebendort	d : C 18 *cm* l. 5,5 *cm* br.	—	Derselbe
29	**Lambsheimer Heide,** Pfalz	Ebendort	d : B 16,5 *cm* l. 5,8 *cm* br.	—	Derselbe
	4. Der „sächsische" Typus ▲ (Erster Bericht S. 563).				
47	**Amrum,** Schleswig-Holstein	Kiel	a : C	Sk. in Steinhaufen	Splieth, Inventar S. 16 Nr. 38 B. V. 1890 S. 275. 278
48	**Tinsdahl,**[1]) Holstein, Ksp. Nienstedt	Kiel	a : C mit Andeutung einer Rast	Dep. in einem Tongefäss	Mestorf in B.V. 1885 S. 179. Montelius, Chronologie S. 50 Nr. 48 u. Fig. 138 bis 144
49	**Neu-Kalen,** Mecklenb.-Schwerin	Schwerin 3610	b : C mit nachgehämmerter Schneide	—	Beltz-Schwerin
50	**Bülow,** Mecklenb.-Schwerin	Ebendort LIE[3] 44	b : C mit Steg	—	Derselbe
51	**Schwerin,** Mecklenb.-Schwerin	Ebendort 3252	a : C m. Andeutg. eines Stegs	—	Derselbe
52	**Börnecke** b. Blankenburg a. H.	Blankenburg a. H.	b : B a. d. Bahn und Schneide beschädigt	—	W. Blasius-Braunschweig
53	**Beierstedt** bei Jerxheim, Braunschweig	S. Vasel in Beierstedt	b : B an der Bahn beschädigt	—	Derselbe
54	**Neuglück** bei Bornstädt, Kr. Sangerhausen, Pr. Sachsen	Eisleben Nr. 2532	d (?) : C ganz niedrige Randleiste u. gedengelte Schneide 14,75 *cm* l. 2,25 *cm* br. a. d. Bahn 6 *cm* br. a. d. Schneide 1 *cm* dick i. d. Mitte	—	Grössler-Eisleben. Mansfelder Bl. 1904 S. 160 ff.
55	**Bennewitz** bei Gröbers im Saalkreise, Pr. Sachsen	Ebendort Nr. 1509	b : C Randleiste schwach, zinnarm 15,5 *cm* l. 2,5 *cm* br. a. d. Bahn 6 *cm* br. a. d. Schneide 1,25 *cm* dick in der Mitte	Dep. v. 297 Ex. in einer Tierhaut eingenäht	Derselbe. Ebendort. Vgl. hierzu Erster Bericht usw. S. 564 Nr. 17

Begleitende Funde. 1) **Tinsdahl:** 1 Lanzenspitze; 1 Halsschmuck aus 7 glatten Ringen; 4 offene, spitz zulaufende Armringe; 2 Armspangen und 4 Ohrringe von dünnem Blech; 4 Nadeln mit durchlochtem Kopf; 10 Bernsteinperlen.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
56	**Dederstedt,** Mansfelder Seekreis, Pr. Sachsen	Eisleben Nr. 193a—l 292—293	b : C u. c : C 9,5—12 *cm* l., etwa 2 *cm* br. an der Bahn 1,5—2 *cm* br. in der Mitte 5—5,5 *cm* br. an der Schneide 1,5 *cm* dick in der Mitte	Dep. v. 14 Ex. Gef.a.d.Anger a. d. Mühle zu Dederstedt in einem offenen Topf m. Asche Knochen und einer roten Masse ähnlich d. Ziegelerde. Nur 12 Ex. sind erhalten	Grössler-Eisleben. Mansfelder Bl. 1904 S. 160ff. Vgl. hierzu Erster Bericht usw. S. 564 Nr. 20
57	**Ahlsdorf,** Mansfelder Gebirgskreis, Pr. Sachsen	Ebendort Nr. 145	a : C Rastbildg. 14 *cm* l. 2 *cm* br. a. d. Bahn 5 *cm* br. a. d. Schneide 1,5 *cm* dick	—	Derselbe. Ebendort.
58	**Knautkleeberg** bei Leipzig, Kgr. Sachsen	Dresden	b : C – D	Beim Lehmstechen in der Rossbachsch. Ziegelei gef.	Deichmüller-Dresden
59	**Wurschen** b. Pommritz, Amt Bautzen, Kgr. Sachsen	Bautzen	c : C. Randleisten enden kurz vor der Schneide	Einzelf.	Derselbe
60	**Neuschwitz** bei Bautzen, Kgr. Sachsen	Ebendort	b : B. Randleisten reichen über $^3/_4$ der Länge	Einzelf.	Derselbe
61	**Giebichenstein** bei Halle, Pr. Sachsen	Dresden	a : C mit flachem Steg	—	Derselbe
62	**Eisleben,** Pr. Sachsen	Eisleben S. Grössler	b : C 13,1 *cm* l. 5 *cm* br.	In der Umgegend von Eisleben gef.	Grössler-Eisleben
63	**Zingst**[1]) bei Nebra, Kr. Querfurt, Pr. Sachsen	Zingst Priv.	2 Ex. b : C, 12,5 u. 10,25 *cm* l., 5,25 u. 3,5 *cm* br., mit sehr niedr. Ränd.	Im Walde zwischen Z. und Kl. Wangen	Derselbe
64	**Binnewitz,** Kgr. Sachsen	Dresden K. präh. S.	b : C	Einzelf. bei d. Feldbestell.	Deichmüller-Dresden
65	**Hausneindorf**[2]) bei Halberstadt, Kr. Aschersleben	Halberstadt S. Bärthold	b : B 15 *cm* l. mit schwacher Rastbildung	Dep. in einem Tongefäss	Höfer-Wernigerode. Vgl. hierzu Erster Bericht usw. S. 564 Nr. 19
66	**Passau,** Niederbayern	Landshut Niederbayern Nr. 294c	b : C aus zinnarmer Br. roher Guss ohne Glattschleif. d. Fläche	—	Pollinger-Landshut
67	**Trochtelfingen,** O.-A. Neresheim, Württemberg	Schloss Neresheim	f : F 485 gr. G.	Auf d. Goldberg gef. beim Steinbrechen nahe einer steinzeitlich. Niederlassg. vom Michelsberger Typus	Schliz-Heilbronn nach Mitt. von Pfarrer Schips
68	**Hausach,** A. Wolfach, Baden	Lahr Städt. S.	b : C	—	Wagner-Karlsruhe

Begleitende Funde. 1) **Zingst**: 1 keilförmige Flachaxt aus Kupfer; 1 Flachaxt aus Bronze; 1 Hammeraxt ungarischer Form; 1 „Säbelnadel" mit knolligem Kopf. — 2) **Hausneindorf**: Im ganzen enthielt das Gefäss 10 Randäxte.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
	5. Der Typus der „geknickten" Randäxte ▲ (Erster Bericht S. 566).				
24	**Hundersingen,** O.-A. Münsingen, Württemberg	Berlin K. M. f. V. IIc 3843	f : B	H. Gr. Sk. Die Axt lag rechts a. Kopf	Schlemm-Berlin
25	**Pfalz**	Speyer	d : A 14,5 *cm* l. 3 *cm* br.	—	Hildebrand-Speyer
	6. Der Typus der „langgestielten" Randäxte ◗ (Erster Bericht S. 568).				
42	**Nex,** Mecklenb.-Schwerin	Schwerin 3377	a : C sehr elegant	—	Beltz-Schwerin
43	**Oberlausitz**	Görlitz	d : E 18,5 *cm* l.	—	Feyerabend-Görlitz

III. Die Typenkarte der Radnadeln

(Erster Bericht S. 586).

2. Der „oberrheinische" Typus der Radnadeln mit einer Öse + (Erster Bericht S. 595).

113	**Neuenheim** bei Ellwangen, Württemberg	Nürnberg Germanisch. Nat. M.	2 Ex. c	H. Gr. Sk.	Kurtz in Mitt. aus dem Germ. Nat. M. I S. 241 ff.

3b. Der „mitteldeutsche" Typus der Radnadeln mit vier Ösen ■ (Erster Bericht S. 604).

11	**Gandersheim,**[1] Braunschweig	Braunschweig	1. 2 Ex.? 2. 1 Ex ?	H. Gr. 1. im Dankelsheimer Forst in einem Korbe 2. im Rimmeroder Forst in einem Korbe	Fuhse im Globus Bd. 87 1905 Nr 7

4. Der „hannoversche" Typus der Radnadeln mit drei Ösen ▲ (Erster Bericht S. 605).

34	**Bühne,** 5 *km* nördlich von Calbe (Milde), Pr. Sachsen	S. Müller in Calbe a. d. Milde	a Schaft defekt Länge d. ganzen Nadel noch 19,3 *cm*. Dm. der Radscheibe 6 *cm*. Auf dem verbreiterten Rande 3 konzentr. Kreise	—	Müller-Calbe(Milde)
35	**Drömhorst,**[2] Holstein	Kiel 11 526	b Schaft 9,5 *cm* l. Radscheibe 6,5 *cm* im Dm. Schaft oben 1 *cm* dick unten 0,6 *cm*	Bestattung im Baumsarg m. Steinüberschüttung (rös) im Hügel	Mestorf-Kiel

Begleitende Funde: 1) **Gandersheim:** ad 1: 1 massiver runder Halsring; 4 Spiralen zahlreiche Röhrchen in groben Wollstoff gewickelt; ad 2: Reste von Draht mit dreieckigem Querschnitt. — 2) **Drömhorst:** 1 Halskragen an den Enden mit 2 Löchern, nicht gerollt, Splieth, Inventar Fig. 65; 1 Zierscheibe mit Spiralen, ebd. Fig. 69; 1 flacher Knopf mit Ösen, ebd. Fig. 111; 1 Tutulus; 1 Dolch, 11 *cm* lang, Mittelgrat schwach markiert, mit 2 Nieten am Griffende; 1 Armspirale ganz zerbrochen, mit kleinen Endspiralen; 2 Fingerspiralen und eine Anzahl Fr.

2. Die fünf im Kindbett gestorbenen Frauen des Westens und die fünf Götter des Südens in der mexikanischen Mythologie.[1])

Von

W. Lehmann-Berlin.

In der Bibliothèque Nationale zu Paris befindet sich in der Sammlung Aubin (Nr. 20) ein bisher wenig beachtetes und falsch gedeutetes Blatt schöner tzapotekischer Bilderschrift, das ich im folgenden zu besprechen gedenke. Vorher aber noch einige Worte über die Geschichte des Blattes. Unser Dokument ist bereits in dem Katalog des Museo Indiano Boturini's (1702—1750) erwähnt[2]):

> „Assi mismo se reduce à esta classe (Año ritual) otro Mapa, que tengo en una Piel curada, con un circulo en el medio de quentas coloradas, que forman los números de 4 Triadecatéridas, accompañadas de una cabeza de conejo, y se ven en las 4 angulos de este Mapa diferentes figuras de Idolos muy feos, que eran como Guardas, y custodios del Cyclo, á los quales assi en el ingresso de él, como á su salida, se hacian grandes fiestas, que se especifarán en la Historia general."

In den acht Inventaren der auf Befehl des Vizekönigs konfiszierten Sammlung des Mailänders Boturini vom September 1743 finde ich dasselbe Dokument im Inventario 6° zitiert:

> „Una piel de 1 vara de largo y media de ancho, pinta en una rueda como de cuentas, el Siglo Indiano de 52 años, y al rededor de ella diferentes figuras de idolos feos, que eran los custodios de los siglos y edades, á los cuales hacian grandes fiestas, al acabarse dicho siglo."[3])

Nach dem Tode Boturini's (um 1750), dem es nicht vergönnt war, nach Mexiko zurückzukehren und dort in den, ihm vom Philipp V. von Spanien[4]) als rechtmässig zuerkannten Besitz seines Archives zu treten,

---

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 15. April 1905.

2) Anhang zur „Idea de una nueva Hist. general de la America septentrional". Madrid 1746. § XXX Nr. 3.

3) Inventario 6°. Nr. 24. Das wichtige, im Museo Nacional de Mexico befindliche Ms. wurde von Peñafiel in den „Monumentos del arte mex. antig." Textband, Kap. XII p. 56—68 abgedruckt. Eine Reihe von Kopien aus den Jahren 1743, 1804 und 1823 zeigt den zunehmenden Verfall dieser einstmals so grossartigen Sammlung.

4) Dekret vom 19. Dezember 1746.

teilte das Manuskript die merkwürdigen und traurigen Schicksale der ganzen Sammlung, die zunächst in den Archiven des Vizeköniglichen Palastes in Mexiko magaziniert war, um dann von einem Institut zum andern geschleppt zu werden, bei jedem Wechsel zahlreiche Stücke einbüssend.

Bald nach dem Tode Boturini's scheint jedoch der Historiker Veytia (1718–1779) die Erlaubnis erhalten zu haben, die Schätze der Sammlung für sein — ziemlich unbedeutendes — Geschichtswerk zu benützen.[1]) Jedenfalls kam nach seinem Tode und nach neuen Streitigkeiten ein grosser Teil der Sammlung in den Besitz des Astronomen Leon y Gama (1735 bis 1802), und nach dessen Tode in die Hände seines Testamentsvollstreckers Pichardo (1748—1812). Des letzteren Hinterlassenschaft ging teils in den Besitz seines Testamentsvollstreckers Sanchez über[2]), teils wurde sie während der folgenden politischen Wirren verstreut.

Jedenfalls waren alle bemerkenswerten Stücke der Boturini'schen Sammlung im Lande geblieben, so dass es den Bemühungen Aubin's (1802—1891) gelang, in den Jahren 1830—1840 die hier und da versprengten Dokumente wieder zu vereinigen, neue hinzuzufügen, und das Ganze glücklich nach Paris zu schaffen (1840). Diese in aller Stille entstandene, selbst Humboldt, Buschmann und anderen unbekannt gebliebene Sammlung hielt Aubin mit misstrauischer Eifersucht verborgen. Vergebens bemühte sich Peñafiel, sie für Mexiko zurückzukaufen. Vielmehr entschloss sich Aubin, erst als er betagt und in Bedrängnis geraten war, dazu, sie an Eugène Goupil 1889 zu verkaufen[3]), nach dessen Tode die Sammlung von der Witwe Goupil der Bibliothèque Nationale zu Paris überwiesen wurde.[4])

Da unser Blatt nun von Leon y Gama kopiert wurde, und es bekannt ist, dass dieser von den in seinem Besitz befindlichen Dokumenten Abschriften und Kopien anfertigte, so ist es am wahrscheinlichsten, dass unser Blatt durch die Hände Veytia's, Gama's und Pichardo's ging, bis es zwischen 1830—1840 von Aubin nebst der Gama'schen Kopie erworben wurde.[5])

Woher Boturini das Dokument hatte, ist schwer zu sagen; vielleicht gehörte es schon der Sammlung Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl's (1568–1648), des Urenkels des letzten Königs von Tetzcoco an, oder

1) Vgl. Ortega in Veytia's Historia antigua de Mexico. 1836. I p. XXII—XXIV. Aubin in seiner „Notice sur une collection d'antiquités mexicaines" sagt geradezu, Veytia sei der Testamentsvollstrecker Boturini's gewesen.

2) S. Bustamante, Ausgabe des „Dos Piedras" Leon y Gama's. Mexico 1832. Einleitung.

3) S. Genin, Lettre Préface des „Catalogue Raisonné" von Boban, Vol. I.

4) S. Albert Réville, Revue des Bibliothèques, Mars-Mai 1898, sowie den Catalogue de la Bibliothèque Américaine de feu M.-E. Goupil. Paris 1899, p. XI—XVIII.

5) S. Aubin „Notice sur une collect. d'antiquités mex." Paris 1851, p. 18: „D'autres articles du même catalogue (Boturini's) m'appartiennent encore, entre autres 18 feuilles originales du Tonalamatl et la belle peinture originale sur peau S. XXX No. 3 avec sa copie."

der seines Erben, des gelehrten Siguenza y Góngora (1645—1700), oder aber es wurde von Boturini irgendwo gelegentlich erworben.

Die einzige zuverlässige, leider farblose und verkleinerte Publikation des Originals findet sich, soweit mir bekannt ist, im Atlas von Goupil-Boban[1]), ebenda auch die Kopie Gama's.[2]) Eine bunte Reproduktion dieser übrigens sehr ungenauen Kopie steht in den Anales del Museo Nacional de Mexico.[3]) Endlich hat auch Peñafiel noch eine Photographie der Kopie Gama's herausgegeben, die die sonderbare Bezeichnung „Piedra policroma de Gondra, perdida en la Plaza Mayor de México" führt.[4])

Hiermit hat es aber eine eigene Bewandtnis: Zur Zeit Gondra's sollte nämlich, gelegentlich einer Neupflasterung der Plaza Mayor in Mexico, ein grosser zylindrischer Stein gefunden worden sein, dessen mit leuchtenden Farben übermalte Oberfläche prächtige Skulpturen zeigte. Da die Regierung angeblich für die Ausgrabung des Steines kein Geld übrig hatte und Gondra eigene Kosten scheute, so liess er von den besagten „Skulpturen" eine Zeichnung anfertigen. Aber schon Brantz Meyer[5]), der als erster diese Zeichnung des „gladiatorial stone" in Faksimile wiedergibt, äussert — mit vollem Recht — Bedenken über die Gondra'sche Auffassung, da die Berichte der alten Autoren mit diesem angeblichen *Temalacatl* nicht übereinstimmten. Diesen Angaben folgen Prescott[6]) und Bancroft[7]), auch Boban[8]) wiederholt sie kritiklos. Orozco y Berra[9]) bemerkt, dass dieser Opferstein (*teoquauhxicalli* ó piedra pintada de *Axayacatl* ó alguno de su especie), nicht Krieger, sondern Gottheiten, darunter *Huitzilopochtli*, darstelle, dass man phantastische Tiere unterscheiden könne, sowie Zeichen der Sonne und der Tage des Monats mit Symbolen, ähnlich denen der rituellen Bilderschriften. Er fügt hinzu, dass die Nachforschungen des Ministro de Fomento D. Vicente Riva Palacio nach diesem rätselhaften Steine 1877 vergeblich waren.

Ein Blick auf die Abbildungen Brantz Meyer's, Prescott's und Bancrofts genügt jedoch, um zu erkennen, dass die Skulptur jenes „Steines" nichts anderes ist, als das Mittelstück der Kopie Gama's nach dem Original unseres Pariser Blattes. Dass jemals ein Stein gefunden worden sein sollte, der so völlig mit den Darstellungen dieser Bilderschrift

1) Documents pour servir à l'histoire du Mexique. Catalogue Raisonné de la Collect. Goupil. Atlas pl. 20.

2) Ibidem pl. 21.

3) Vol. III (1882), vor p. 233.

4) „Antiguedades Mexicanas". Album 1902, fol. 106.

5) „Mexico, as it was and as it is." New-York 1844, p. 123.

6) Prescott, Historia de la conquista de Mexico; span. Übersetzung aus dem Engl. Mexico 1844. Tome I p. 85.

7) Bancroft, Native Races. London 1875. Vol. IV p. 516.

8) Boban, Cat. Raisonné. Vol. I p. 331: „Tous les détails de ce document sur la théogonie et l'astronomie des anciens Mexicains sont sculptés sur le *teoquauhxicalli*, grand monolithe cylindrique dont les basreliefs étaient recouverts d'une peinture brillante. Ce Monument ... est encore enfoui sous le pavage de la Place d'Armes de Mexico."

9) Orozco y Berra, Historia de Mexico. Vol. III p. 348 und Anm. 3.

übereinstimmt, ist undenkbar. Hier muss ein Missverständnis oder eine Mystifikation Gondra's vorliegen, dessen Ehrgeiz vielleicht einem Leon y Gama nacheiferte, zu dessen Zeit (Juni 1790) in der Tat zwei prächtig skulpierte Steine in der Plaza Mayor gefunden worden waren, deren Erklärung ihn ein Werk von bleibendem Wert schreiben liess.[1])

Bei einem Vergleich der Gama'schen Kopie mit dem Original fällt zunächst auf, dass die Kopie viel mehr enthält als das Original, wo insbesondere die Mitte leider fast ganz zerstört ist. Nach welcher Vorlage hat Gama gezeichnet, oder ist seine Zeichnung eine Rekonstruktion?[2]) Ich glaube, dass zu seiner Zeit das Original weit besser erhalten war, als es heute der Fall ist, dass die Gama'sche Kopie keine Schöpfung der Phantasie ist, sondern sich unmittelbar an das besser konservierte Original anschloss, wobei freilich viele Ungenauigkeiten mit untergelaufen sind.

Das Original in Paris ist ein Stück gegerbten Hirschleders (*maza-euatl*), das man vielfach zu „Codices" verwandte und das durch einen Stucküberzug (barniz blanco) zur besseren Aufnahme der Farben besonders präpariert wurde. Die Stuckschicht, die verschiedene Autoren erwähnen[3]), blättert aber leicht im Laufe der Zeit ab, und mit ihr die Darstellungen. Da das Blatt, das 91 *cm* lang und 51 *cm* hoch ist[4]), früher mindestens zweimal gefaltet gewesen war, der Breite und Länge nach, so ist es klar, warum gerade die Stuckschicht der Mitte, des oberen und unteren Randes abgesprungen ist, warum gerade die Daten in der Mitte dieser Ränder zerstört sind. Ebenso erklärt es sich auch, dass die Bilder der übrigen, innerhalb der Falten gelegenen Felder verhältnismässig am besten konserviert sind.

Zu meinen Studien konnte ich nur über die von Boban reproduzierte, farblose, verkleinerte Photographie verfügen; doch genügte sie, das Dargestellte mit Sicherheit zu deuten. Eine Untersuchung des Originals an Ort und Stelle würde insofern wertvoll sein, als sich gewiss noch einzelne Linien feststellen liessen, vor allem aber die Farben, die ja gerade bei den Himmelsrichtungen entsprechenden Bildern eine besondere Rolle spielen.

Das ganze Blatt zerfällt zunächst in fünf Hauptdarstellungen, von denen vier sich um eine fünfte mittlere, von einem Ringe umschlossene, gruppieren. Die Reihenfolge geht von rechts nach links oben über die Mitte nach links und rechts unten, folgenden Himmelsrichtungen entsprechend: Osten, Norden, Mitte (oben-unten), Westen, Süden. Jede Gruppe wird von einer männlichen und weiblichen Figur gebildet, zwischen

1) Leon y Gama, „Descripcion historica y chronologica de las dos piedras que en ocasion del nuevo empedrado que se esta formando en la plaza principal de Mexico se hallaron en ella el año 1790. I. Ausgabe, Mexico 1792; italienische Ausgabe, Rom 1804; II. Ausgabe von Bustamante, Mexico 1832.

2) Leon y Gama hat z. B. die beiden ersten, fehlenden Blätter des Tonalamatl-Aubin nach anderen Quellen „rekonstruiert".

3) Vgl. Del Paso y Troncoso.

4) Boban gibt versehentlich die Masse 0,91 *cm* und 0,51 *cm* statt 0,91 *m* und 0,51 *m*.

denen je ein mit der Zahl 1 verbundenes Datum steht (nur das Datum der Mitte ist zerstört). Die Daten sind:

1. *ce maçatl* „1 Hirsch“ 2. *ce quiauitl* „1 Regen“ 3. *(ce oçomàtli)* („1 Affe“) 4. *ce calli* „1 Haus“ 5. *ce quauhtli* „1 Adler“

Sie sind auf die weiblichen Figuren zu beziehen, da die Daten 2. und 5. deutlich mit der weiblichen Figur verbunden sind.

Die Gruppen stehen auf symbolengeschmückten Feldern und auf rechtwinklig gebogenen Streifen, die gleichfalls mit Symbolen besetzt sind.

Zu jeder Gruppe gehören ferner je 52 Tageskreise, von denen $4 \cdot 52 = 208$ den äusseren Rand bilden, derart, dass auf je 52 Kreise ein mit der Zahl 5 verbundenes Datum folgt (doch ist von diesen das der Mitte des oberen und unteren Randes zerstört), während in der mittleren Gruppe weitere 52 Kreise den Ring anfüllen. Die je mit der Zahl 5 verbundenen, auf die männlichen Figuren zu beziehenden Daten lauten:

1. *macuilli cuetzpalin* „5 Eidechse“. 2. *(macuilli cozcaquauhtli)* („5 Halsbandadler“). 3. *macuilli tochtli* „5 Kaninchen“. 4. *macuilli xochitl* „5 Blume“ 5. *(macuilli malinalli)* („5 Gras“).

Eine genauere Untersuchung jeder dieser 5 Gruppen lässt folgende Einzelheiten erkennen:

I. Osten (*tlapco, tonatiuh in ieuayan*). a) Daten: rechts am Rand *macuilli cuetzpalin* „5 Eidechse“, in der Mitte zwischen den Personen *ce maçatl* „1 Hirsch“ (s. Fig. 1).

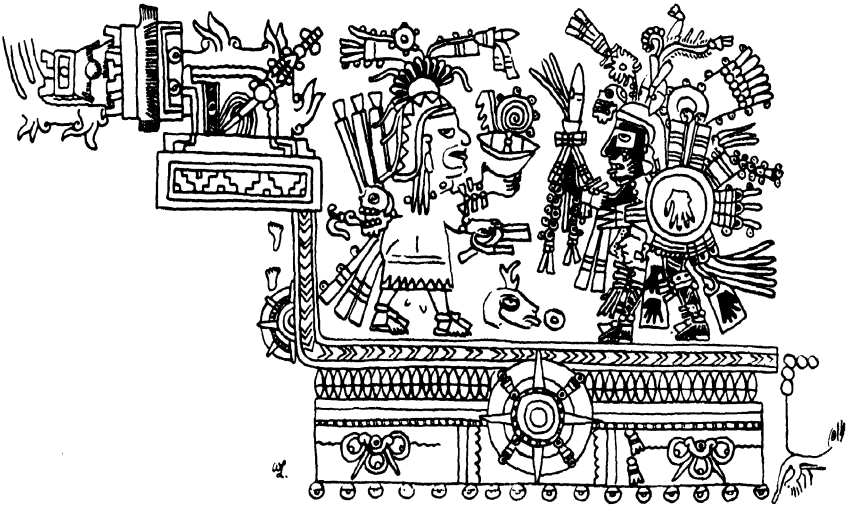
b) Symbole: Das Feld, auf dem die Figuren stehen, wird von einer Art Himmelsfries gebildet. Unterhalb des spitzwinklig gemusterten, rechtwinklig nach oben umgebogenen Streifens sieht man zunächst eine Borte aneinander gereihter Feuersteinmesser (*tecpatl*), in der Mitte eine Sonnenscheibe (*tonatiuh*) mit je vier Strahlen und gestielten Augen, rechts und links davon eine Augenrosette. Unten ist das Feld mit einer Augenborte gesäumt (*tenixyô*). Diese Vorstellung des Ostens wird noch einmal besonders hervorgehoben durch eine kleinere halbe Sonnenscheibe, die sich links vom aufsteigenden Schenkel des Streifens befindet, über der zwei, mit den Zehen nach oben gerichtete Fussspuren die Idee des „Sonnenaufgangs“, der sich im Osten erhebenden Sonne, zum Ausdruck bringen. Hierzu möchte ich als Parallele eine Darstellung des Codex Vindobonensis[1]) heranziehen, wo über einem in der Mitte gespaltenen Ballspielplatz (*tlachtli*) eine brennende Kautschukkugel zu sehen ist, zu der zwei Fussspuren führen (s. Fig. 2). Da der Ballspielplatz den Lauf der Sonne symbolisiert, die Kautschukkugel *olli* der rollende (*olini*) Sonnenball ist, so besagt das Symbol wohl die im Osten flammend aufgehende Sonnenkugel, der man übrigens, entsprechend ihrer Bahn (*naui olin*), viermal am Tage Weihrauchkugeln darbrachte.[2])

1) Cod. Vindob. (edidit Kingsborough, Vol. II) Blatt 7 l. ob., 19 unt. m.

2) Vgl. Sahagun gelegentlich der Schilderung des grossen Festens am *Etzalqualiztli*-Fest; es heisst dort vom Räucherpriester: *mec cal-aqui om-mo-tlalia tle-cuil-i-qua-c oncan c-on-tema nauh-tetl i-ne-papatla-ya uentelolôtli* „dann geht er ins Haus, legt für sich an der Vorderseite des Feuerherdes, dort legt er hin für seine Person vier Opferkugeln.“

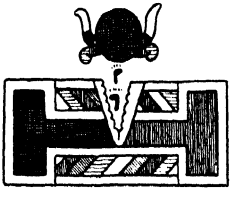
Der rechtwinklig umgebogene Streifen endet links an einem Gebäude, dessen aus zwei Zinnen bestehendes Dach umgestürzt ist, aus dem Flammen emporschlagen, während ein Speer das Innere getroffen hat, Darstellungen, wie wir sie ähnlich in anderen Bilderschriften finden[1]) (s. Fig. 3).

Fig. 1.



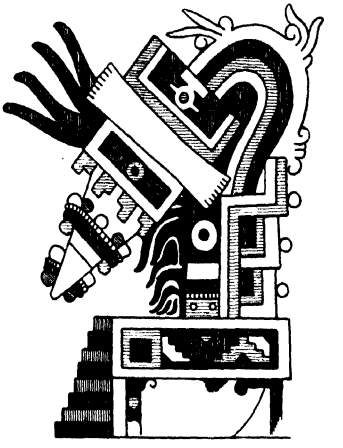
Ostgruppe. Blatt Aubin Nr. 20. Bibl. Nat. Paris.

Fig. 2.



Aufgehender Sonnenball.
Codex Vindob. 7, l. ob.; 19 unt. m.

Fig. 3.



Brennender Tempel. Codex Becker 1.

c) Die weibliche Figur (links) *ce maçatl* „1 Hirsch" hält in der mit drei Schleifen geschmückten Rechten eine Opferschale, die mit Opfermesser (*tecpatl*), Grasballen (*çacatapayolli*) und Agaveblattdorn (*uiztli*) ge-

1) Z. B. Codex Becker 1, Cod. Vat. B. 66, Cod. Borgia 63 (ob. m.), und. im Codex Mendoza Teil I, ganz allgemein als Zeichen einer eroberten, feindlichen Stadt.

füllt ist, Symbolen der Kasteiung. In der Linken hält sie eine kleine Fahne (*amapamitl*) und entweder einen Strick (*mecatl*) oder ein kleines *amaneapanalli*. Dem um die Hüften geschlagenen Tuch (*cuēitl*), dessen unterer Saum gezackt erscheint, sitzt am hinteren Knoten statt des *tezcacuitlapilli* ein Totenschädel auf, mit Feuerflamme davor, während drei streifenartige Bänder herabfallen und drei Fahnen emporragen. Das Ohr hat einen Pflock (*nacaznacochtli*).

Die Gesichtsbemalung scheint die für die *tlaçolteotl* charakteristische, die Lippen umrahmende Kautschuk-Umfassung, *mo-ten-ol-copin-ticac*, zu sein. Das Haar bedeckt ein, gleich dem Rocksaum gezacktes Tuch.[1]) Darüber erhebt sich eine Krone aus schwarzen, mit weissem Endfleck versehenen Federn, aus der einzelne längere Federn hervorragen[2]), dazu eine umgebogene Fahne (*pantoyaualli*).[3]) Der Halsschmuck ist undeutlich. Um die Schultern ist ein *amaneapanalli* geschlungen. Die Sandalen (*cactli*) weisen wie die der übrigen Figuren, ausser *Macuil cuetzpalin's* und *ce ocomàtli's*, nichts Besonderes auf.

d) Die männliche Figur (rechts) *Macuil cuetzpalin* „5 Eidechse" trägt in der erhobenen Rechten einen mit *tecpatl* besetzten lanzenartigen Stab, der reich mit Federn, Riemenschleifen, Bändern und lang herabfallenden Edelsteinketten (*cozcatl*) behangen ist. Die Linke hält ausser drei Handfahnen (*pamitl*), von denen eine mit einer Edelsteinkette versehen ist, und drei Speeren (*tlacochtli*), einen mit Federbusch ausgestatteten Schild (*chimalli*), dessen Oberfläche mit einer Handdevise geziert ist, wie sie ähnlich eine Abbildung im Sahagun-Manuskript der Bibl. de la Historia aufweist.[4])

Ähnliche Hände, schwarz auf hellem Grunde, sehen wir noch auf dem vorderen und hinteren Ende der Schambinde (*maxtlatl*) und entsprechend, aber hell auf dunklem Grunde, bei der männlichen Figur des Westens. Dies erinnert mich an ein Bild *Ueuecoyotl's*, der die dunkle Handbemalung als eine Art Tatuierung auf Beinen, rechtem Arm und Brust hat[5]) (s. Fig. 4).

Auch das Hauptcharakteristikum unserer Figur ist eine Hand, die hell auf dunklem Grunde um den Mund herum gemalt ist (*tenmacpalli*), wie wir es bei *Macuilxochitl* und verwandten Gestalten in anderen Bilderschriften häufig finden[6]), eine Bemalung, die sich gewiss mit der Schmetterlingsmundbemalung nahe berührt.

1) Ähnlich Cod. Vindob. Blatt 33, Kolumne II, 3.

2) Ähnlich wie bei *Tlauizcalpantecùtli*, Cod. Vat. B. 57.

3) Vgl. Kopfputz *Mictlantecùtli's*, Cod. Vat. B. 58.

4) Vgl. Seler, Ges. W. II p. 579, Abb. 122 „*macpallo chimalli*".

5) Codex Nuttall 78 r. ob.

6) Z. B. Cod. Borgia 72 l. ob., ibid. 53 unt. r, 7 ob., 15 ob., 50 bei *Macuil tochtli* Sahagun Ms. Bibl. del Palacio (Seler, Veröffentl. Kgl. Mus. f. Völkerkunde I, 4 p 160 Fig. 28), ferner bei *5 Olin*, *5 ècatl*, *5 mazatl* und *5 Mallinalli* Cod. Borgia, Blatt 49—52, wo diese Gottheiten einmal sitzend, das andere Mal in Begleitung einer weiblichen Gottheit als „Dämonen" vom Himmel herab kommend und mit merkwürdigen Attributen in den Händen dargestellt sind.

Die übrige Gesichtsbemalung ist schwarz und lässt nur einen schmalen, hellen Saum an den Konturen, sowie um das Auge ein helles rechteckiges Feld frei, das gleichfalls für *Macuilxochitl* und seine Genossen spezifisch ist.

Am unteren Rande dieses Rechteckes scheint noch ein kleiner heller Streifen ausgespart zu sein. Die übrigen nackten Körperteile sind schwarz gehalten, die Beine anscheinend mit Feldern gemustert, die auf dunklem Grunde jene entgegengesetzt aneinander gelegten Voluten enthalten, wie wir

Fig. 4.

Cuecoyotl. Cod. Nuttall 78 r. ob.

sie auf Sandalen[1]), dem Kochtopf *Xolotl-Nanauatzin's*[2]), als Fries[3]) usw.[4]) häufig finden, und die in Honduras auf dem Bein einer der merkwürdigen

1) Tonalamatl Aubin, Blatt 7, 9, 13, 19. Cod. Tell. 5. Dass dies Symbol aber die „Schnelligkeit" der betreffenden, von einander ganz verschiedenen Gottheiten bezeichnen sollte, wie Preuss (Globus, Bd. 86 p. 325) annimmt, halte ich für sehr gewagt.

2) Cod. Vat. B. 29 m. ob.

3) Z. B. auf den Reliefs der vier prähistorischen Weltalter, die bei den Ausgrabungen in der Hauptstadt Mexico gefunden wurden (Seler, Ges. W. II p. 855), auf einer Steinkiste, die Peñafiel „Antiguedades mex." Atlas Blatt 52, 2 abbildet. Sehr häufig im Cod. Bodleianus I.

4) Z. B. den Darstellungen des Schreibens, Cod. Tell. Rem. 30a (la Pintora), Cod. Mendoza 71, 72 („Pintor"), entsprechend gewissen Himmelsschildern der Mayahandschriften worin Förstemann den Saturn zu finden geneigt ist. Doch scheint, wenigstens für die Mayaform, die Urform eher eine Art *cipactli*-Rachen zu sein.

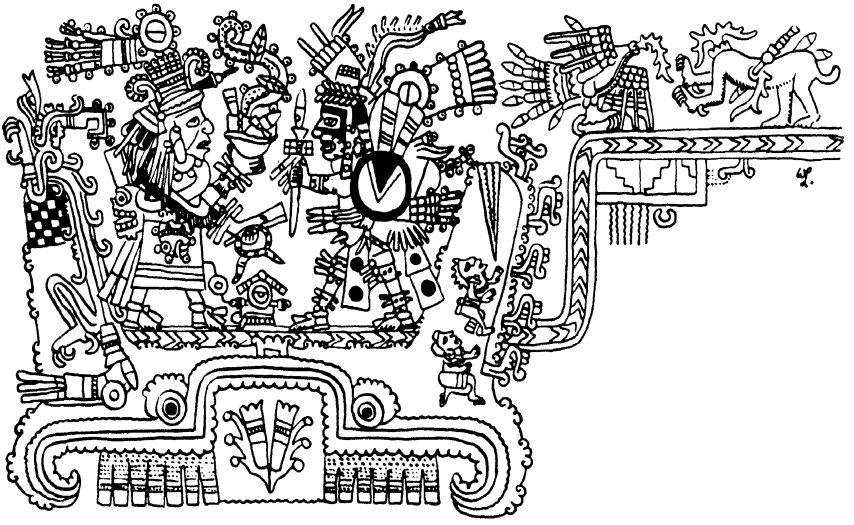
Ich möchte in diesem Zeichen, vom Grundbegriff „Tag", d. h. Fest (*ilhuitl*) ausgehend, eher eine Andeutung der „Lust" erblicken, was sehr gut dazu passt, dass man dies Zeichen am Kochtopf *Xolotl-Nanauatzin's* und mit dem Schmetterling kombiniert findet. Im übrigen meine ich, dass das Zeichen auf den meisten Tongefässen, Stempeln usw. keinen besonderen tiefen Sinn mehr besitzt und lediglich als Ornament behandelt ist.

gefesselten Figuren wiederkehren, die als prächtige Wandmalereien in Santa Rita entdeckt wurden.

Am rechten Arm bemerken wir noch eine Art Manschette mit Riemen und zwei lang herabfallende Bänder; ähnlicher Riemenschmuck mit Schellen umgibt Knie- und Fussgelenke. Bemerkenswert sind die Sandalen; sie entsprechen den Obsidian-Sandalen (*itz cactli*) *Tezcatlipoca's* und *Iztapal Totec's*.[1])

Zur linken Seite des Schildes fällt noch ein abgerissener Menschenkopf auf mit geschlossenem Auge, der bei der Figur des Nordens und Westens wiederkehrt und am Hals einen Blutstrom erkennen lässt.[2]) Hinter dem Kopf ist ein Bandstreifen sichtbar, mit zwei dunklen Kreisen und kleinen Punkten herum gemustert.

Fig. 5.



Nordgruppe. Blatt Aubin Nr. 20.

Den Kopf bedeckt ein Tuch; die Stelle des *ixquatechimalli* vertritt ein Totenschädel; über der Kopfkappe erheben sich zwei Feuersteinmesser, aus einer Art *aztaxelli* eine männliche Maisblütenrispe (*miauatl*) und ein Maiskolben sowie, ein Charakteristikum des Sonnengottes, der biegsame Fellstreifen, endlich noch an einem strickartigen Gebilde eine Schmetterlingsquaste, in Federn endigend.[3]) Der in der Gegend des Nackens sichtbare Federbusch scheint seinen Ursprung vom Rücken zu nehmen nach Art des „Topffederschmuckes“ (*quetzalcomitl*) *Tezcatlipoca's*.[4])

II. Norden (*mictlan*). a) Daten: *macuilli cozcaquauhtli* „5 Halsbandadler“ (zerstört) und *ce quiauitl* „1 Regen“ (s. Fig. 5).

1) Tonalamatl-Aubin, Blatt 6; ibid. Blatt 20 (links).

2) Ähnliche abgerissene Köpfe finden sich bei dem Fledermausgott (z. B. Cod. Borgia 49) und gewissen Mayafiguren.

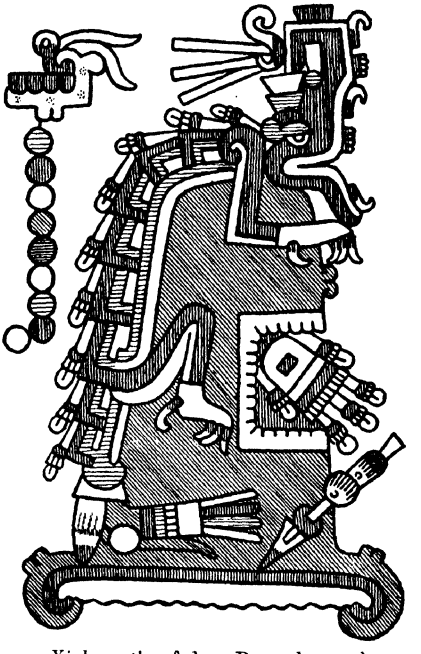
3) Vgl. z. B. Cod. Laud., Blatt 16 (Kingsborough'scher Zählung).

4) Vgl. z. B. Cod. Borgia, Blatt 21 unten.

b) Symbole: Die Figuren stehen auf dem Streifen gleichsam in einer Schlucht, die von zwei Berglehnen gebildet wird, deren gemeinsame Basis ein grosser Ungeheuer-Rachen ist, dessen Nase jenen Streifen berührt. Weiter unten rechts und links sind die Augen. Die Basis ist von punktierten Fransen gesäumt. In der Mitte des Rachens befinden sich in einem besonderen Feld zwei Agaveblattspitzen (*uitzli*) mit Opferblut (*chalchiuh-ātl*).

Über dem linken Berge, dessen Spitze schachbrettartig gemustert ist, kauert einer Feuerschlange (*xiuhcouatl*), die genau ebenso im Codex Nuttall wiederkehrt[1]) (s. Fig. 6). Der rechte Berg zeigt oben einen spitzwinkligen Spalt, am rechten Rande eine Schaumborte mit fünf Voluten, die Wolken oder Flammen (?) anzeigen. Am merkwürdigsten aber sind zwei kleine Gestalten, die obere männlich, die untere weiblich, die an dem Berg emporklettern, und, nach dem eingekniffenen Mundwinkel zu urteilen, wohl das greise Götterpaar *Tonacatecùtli* und *Tonacaciuatl*, die im 13. Himmel, dem *Omeyocan* residieren, darstellen.

Fig. 6.



Xiuhcouatl auf dem Berge kauernd.
Codex Nuttall 79 ob. r.

Hierzu bietet nun der Codex Vindobonensis, der mit dem Codex Nuttall so innig verwandt ist, eine überraschende Parallele.[2]) Wir sehen daselbst eine Reihe von sechs Bergen mit gemeinsamer, leicht gefranster Basis, von denen die zwei rechts wie auf unserm Blatt sich verhalten, der eine gemustert, der andere gespalten ist[3]) An den beiden mittleren Bergen aber klettert je ein alter Mann und eine alte Frau empor! (s. Fig. 7, 8 und 8a.)

Auf dem nach oben umgebogenen Streifen unseres Blattes bewegen sich ein mit Feuersteinmessern besetzter Adler und Jaguar (*quauhtli ocelotl*), denen die Köpfe abgerissen sind und aus deren Wunden Blutströme quellen.[4]) Unterhalb des Streifens sieht man noch einige unklare Symbole.

1) Codex Nuttall, Blatt 79 ob. r.

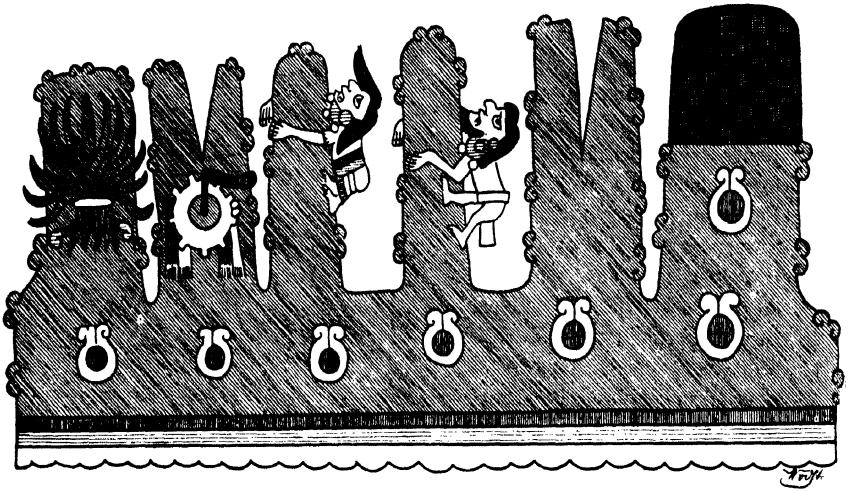
2) Cod. Vindobonensis, Blatt 21.

3) Der gespaltene und der Schachbrettberg für sich allein finden sich noch Cod. Vindob., Blatt 45 und Codex Colombinus lám. 2. pag. IV unten rechts.

4) Vgl. Cod. Borgia 50 (m. l.) den Baum, der von den über der Mondscheibe sich vereinigenden Blutströmen derselben Opfertiere befruchtet wird.

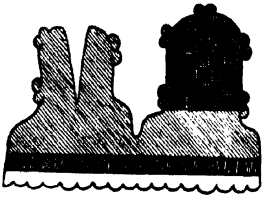
c) Die weibliche Person (links) *ce quiauitl* trägt eine Enagua, am Bundknoten den Totenschädel, zwei Bänder herabhängend, eine Fahne aufragend, um die Schultern das *amaneapanalli*, dessen vorderer Teil mit einem Blutsaum versehen ist, von dem ein stilisiertes herausgerissenes Menschenherz herabhängt [1]) Die Linke hält Handfahne und Strick (*mecatl*), die Rechte in der Schale Opfermesser, Agaveblattdorn und Räucherwerk

Fig. 7.



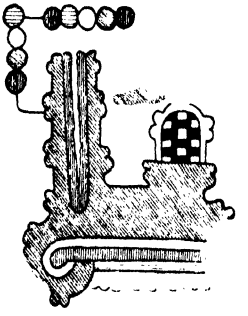
Schachbrett- und gespaltener Berg: das alte Götterpaar an Bergen emporkletternd. Cod. Vindob. Bl. 21.

Fig. 8.



Schachbrett- und gespaltener Berg. Cod. Vindob. 45.

Fig. 8a.



Schachbrett und gespaltener Berg. Codex Colombinus, lám. 2 pag. IV unt. r.

(Brennholzbündel?), von dem eine grosse Rauchwolke aufsteigt, die von zwei blattähnlichen Gebilden besetzt bezw. geteilt erscheint, wie wir sie auch Codex Nuttall 68 links oben bei *8 miquiztli* sehen. Das Gesicht ist durch eine schräg vom Unterkiefer nach der Nase verlaufende Linie offenbar in zwei verschiedenfarbige Felder geteilt. Die Mundkautschukumrahmung scheint zu fehlen. Im Ohr steckt ein Baumwollflausch (*ichcaxochitl*). Da-

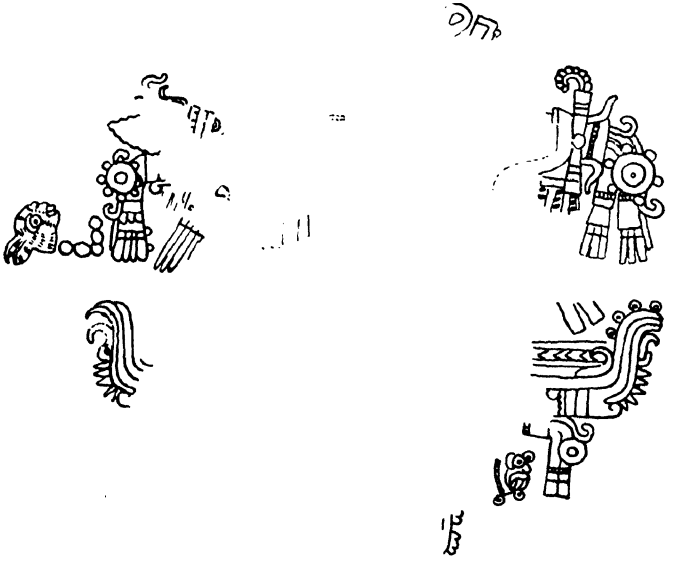
1) Im Stil des Cod. Borgia und Cod. Magliabechi (Blatt 3 v.).

hinter fällt das Haar in vier Strähnen herab. Die Stirn umgibt eine Binde ungesponnener Baumwolle mit darin steckender Spindel (*mamalacaquetzalli*); darüber ragt eine *quauhtzontli*-ähnliche Krone empor, jederseits von einer Maisrispe (*miauatl*) eingefasst. Ein flügelartiger Nackenschmuck mit einzelnen längeren Federn und ein Halsband vervollständigen den Putz.

d) Die männliche Figur 5 *cozcaquauhtli* hält in der Rechten den Lanzenstab, in der Linken Speerbündel, Fahnen und Schild; letzterer ist dunkel segmentiert. Seitlich davon ein abgerissener Menschenkopf. Die Schambinden sind vorn und hinten mit je zwei grossen dunklen Kreisen bemalt. Knie- und Fussgelenke umgeben Riemenumwicklungen.

Das Gesicht ist schwarz bemalt; um das Auge ist ein rechteckiges helles Feld ausgespart, sowie um den Mund eine gestrichelte Scheibe — die rudimentäre Schmetterlingsbemalung, wie wir sie z. B. Cod. Féjerváry-Meyer, Blatt 26, sehen können. Der Ohrschmuck ist undeutlich. Eine lange verzierte Haarsträhne scheint davor herabzufallen, dahinter ist ein Bausch ungesponnener Wolle mit den üblichen Häkchen gezeichnet. Die Stirnbinde ist vielleicht aus *malinalli*-Gras geflochten und mit einem Aufsatz von Opfermessern versehen. Am Scheitel ist der sich gabelnde Reiherfederschmuck (*aztaxelli*), der Kriegerschmuck *Tezcatlipoca's*, befestigt, aus dem noch ein Fellstreifen, einseitig mit kleinen Federn besetzt und in ein kleineres *aztaxelli* endigend, hervorragt. Der grosse Rückenfederschmuck ragt bis an den Nacken heran.

Fig. 9.



Mittlere Gruppe. Blatt Aubin Nr. 20.

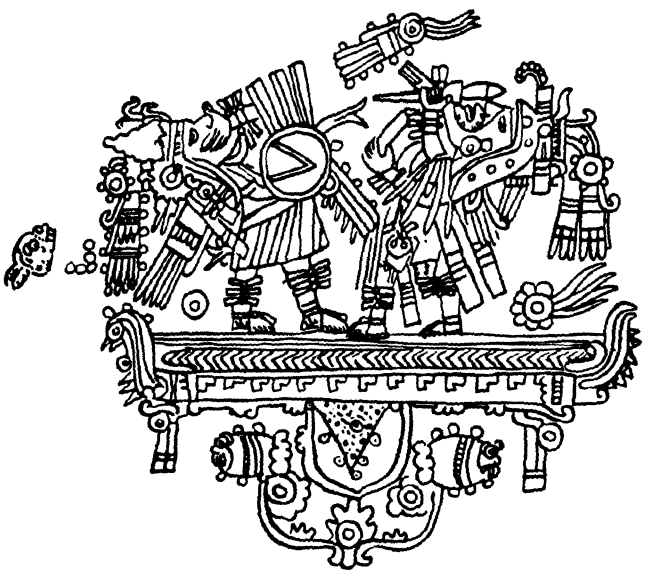
III. Die Mitte (Oben-Unten, *aco-tlani*). (S. Fig. 9 u. 10.)

a) Daten: Innerhalb des Ringes 52 Tageskreise, links das Tageszeichen *tochtli* „Kaninchen", dessen zugehörige Zahl 5 (*macuilli*) bereits

in dem Feld der Hauptdarstellung steht. Das andere Datum *ce oçomàtli* ist zerstört; ebenso der grösste Teil der Symbole und Figuren. Doch lässt die Kopie Gamas noch einige wichtige Details erkennen.

b) Symbole: Die Figuren stehen auf dem mit spitzwinkligen Feldern gefüllten Streifen, unter dem eine mit Stufen oder Zinnen besetzte Borte folgt, deren unterer Rand die Schnörkel des Berges aufweist und die rechts und links in je einen aufwärts gerichteten Krokodilsrachen (*cipactli*) endigt. Darunter in der Mitte folgt ein grosser Ungeheuerrachen, ähnlich dem des Berges der zweiten Gruppe des Nordens, mit Nase, Augen und dem eigentlichen Rachen, einem Feld, in dem sich ein merkwürdiges mit nach unten gerichteter Spitze gezeichnetes dreieckiges Gebilde befindet,

Fig. 10.



Mittlere Gruppe. Blatt Aubin Nr. 21. (Kopie Leon y Gama's.)

das an den Seiten mit Kreisen und im Innern mit grösseren, von kleineren schwarzen umgebenen Punkten versehen ist. Dies Gebilde werden wir in der Wasserschale des Westens wiederfinden. Seitlich davon, oberhalb der Augen des Ungeheuers, ist je ein mit Augen und Zähnen ausgestattetes Herz gezeichnet.

c) Die Figuren sind in einer von den übrigen völlig abweichenden Haltung dargestellt, mit nach oben und ein wenig nach hinten gerichtetem Kopf[1]) (s. Fig. 11).

Die männliche Figur ist *Macuil-tochtli* „5 Kaninchen", besonders ausgezeichnet durch das grosse Feuersteinmesser, aus dessen Zahnreihe der Kopf hervorsieht, ähnlich dem Steinmessergott (*Itztli-yayauhqui Tezcatli-*

1) Vgl. die Haltung der *5 Tlaloquê* z. B., Cod. Borgia 28; Cod. Nuttall 21 unt. r. *chiconaui èècatl.*

poca).[1]) Unsere Figur hat ferner eine Hand vor dem Mund wie gleichfalls *Itztli-Tezcatlipoca*[2]) und der zweite der *Uitznahuá* im Cod. Vat. B.[3]), der dort das Opfermesser als Brustschmuck trägt. In der Kopie Gama's hat unsere Figur noch das *aztaxelli*, in der Hand den segmentbemalten Schild ähnlich der Figur des Nordens. Die auch auf den Steinmessergott hinweisende Obsidiansandale (*itzcactli*) ist dieselbe wie die der entsprechenden Figur des Ostens.

Fig. 11.

Chiconauiëëcatl. Codex Nuttall 21 unt. r.

d) Die weibliche Figur rechts ist *ce oçomàtli* „1 Affe". An ihr ist besonders hervorzuheben das mit Scheiben besetzte Kopftuch mit einer Binde, die an der Stirnseite eine Maisrispe trägt, und einer reichen Federkrone darüber — die rudimentäre Schmetterlingsmundbemalung, eine vom Mundwinkel (aber wohl am Unterkiefer beginnende) zur Stirn hinziehende Linie, der Lanzenstab in der Rechten. Das Gebilde der Linken, die keinen Schild zu tragen scheint, ist undeutlich.

IV. Westen (*cihuatlampa*).

a) Daten: links am Rande *Macuilli xochitl* „5 Blume", zwischen den Figuren *ce calli* „1 Haus" (s. Fig. 12).

b) Symbole: Die Figuren stehen auf dem Streifen, darunter folgt eine grosse Wasserschale[4]), deren oberer Rand die Schaumborte zeigt. Innerhalb des Wassers in der Mitte das mit der Spitze nach oben gerichtete dreieckige Gebilde, das schon bei Beschreibung der Symbole der Mitte erwähnt wurde. Rechts davon die vom Speer getroffene Muschelschale (*tecciztli*), aus der ein Blutstrom quillt[5]), links davon, gleichfalls vom Speer getroffen und mit hervorströmendem Blut, die Feuerschlange (*xiuhcouatl*).

Der rechtwinklig umgebogene Streifen endet rechts an einem Tempel (*teocalli*), zu dem eine Treppe (*temamatlatl*) emporführt, dessen Dach vom Speer getroffen ist, während Feuerwolken auflodern. Von und nach dem Gebäude führen acht Fussspuren, die man sonst kreisförmig angeordnet als Ausdruck für „Krieg" findet.[6]) Über dem Streifen vor dem Tempel ist noch im Stil der Schwester-Codices (Codex Vindob. und

1) Cod. Vat. 19 unt. r. — Cod. Nuttall 5, m. r. *chiquacen ātl* „6 Wasser", 6. Tag des 12. Tonalamatlabschnittes von 13 Tagen, dessen Regent in der Tat *Itztlacoliuhqui* ist.

2) Vgl. Cod. Vat. B. 30, Cod. Borgia 11, Cod. Fej. 44.

3) Cod. Vat. B. 78 ob. r.

4) Vgl. Cod. Borgia, Bl. 20 unten.

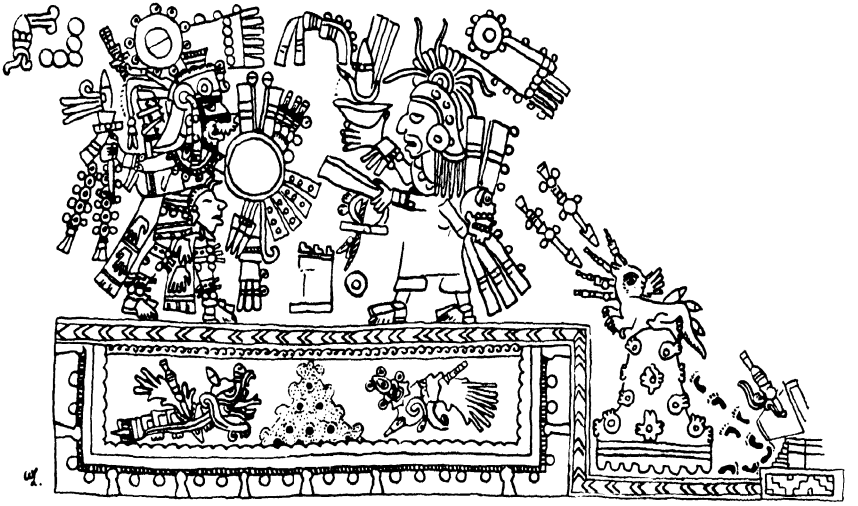
5) Vgl. Cod. Borgia 53 unt. l. bei der vom Speer des Planeten Venus getroffenen Wassergöttin *Chalchiuitlicue*.

6) Vgl. z. B. Cod. Boturini, Bl. 20 ob. r. (Kingsborough), Bl. 8 ob. l.

Codex Nuttall) ein Berg mit gefranster Basis gezeichnet, auf dessen Spitze ein Jaguar (*ocelotl*) mit nach hinten gewandtem Kopf hockt, dessen Rücken mit Feuersteinmessern besetzt ist und dessen Kopf von vier kleinen Pfeilen getroffen ist, mit einem Blutstrom rechts in der Nähe des Mundes. Zwei weitere grössere Pfeile zielen von links her auf das Tier. Der Berg ist ausserdem mit acht jener eigentümlich verschnörkelten Gebilde bedeckt, wie ich sie nur bei dem Regengotte des Westens(!)[1]) im Codex Borgia habe wiederfinden können, deren Bedeutung mir aber nicht klar ist.

c) Die weibliche Figur (rechts) *ce calli* „1 Haus" ist zwar stark zerstört, aber unter Zuhilfenahme der Kopie recht gut rekonstruierbar. Sie trägt eine Enagua, statt des Kreuzspiegels am Bundknoten den Toten-

Fig. 12.



Westgruppe. Blatt Aubin Nr. 20.

schädel, drei Streifen herabfallend, zwei Fahnen emporragend, um die Schultern das *amaneapanelli*, von dem wohl ein Herz herabhing, Halsschmuck, an den Handgelenken eine riemen- und schellenbesetzte Manschette, im Ohr anscheinend eine ausgehöhlte grosse Scheibe (*xiuhcoyolnacochtli*). Die Kopfhaare sind mit einem, mit Scheiben besetzten Kopftuch besetzt, unter dem vier Haarsträhnen hervorkommen; hierüber erhebt sich die reiche Federkrone der weiblichen Figur des Ostens. Die Mundbemalung ist das *motenolcopinticac*. Die Rechte hält eine Schale empor, in der sich ein Strick (*mecatl*), Opfermesser (*tecpatl*), zwei Agaveblattdornen (*uitzli*) und eine umgebogene Fahne (*pantoyaualli*) befinden. Die Linke hält Handfahne (*amapamitl*), Strick und ein kleines *amaneapanalli*.

1) Cod. Borgia, Bl. 28 ob. r.

d) Die männliche Figur (links) ist *Macuilxochitl* „5 Blume". Sie trägt ein kurzes Hüftentuch, dessen unterer Saum gestrichelt ist, gleich den Enden der vorderen und hinteren Schambindenstreifen, und dem vorn ein abgerissener menschlicher Kopf aufsitzt, dessen Haar an der Stirn in zwei Locken aufragt, dessen Ohr einen Pflock mit weissem Bausch trägt, dessen Hals einen Blutstrom zeigt.

Die Gelenke der Extremitäten sind mit schellen- und riemenbesetzten Umwicklungen versehen. Die Rechte hält den reichbehangenen Lanzenstab, die Linke Speerbündel, Fahne und einen unten mit vier Streifen besetzten Schild, die je mit drei Kreisen bemalt sind. Den Halsschmuck bildet das edelsteinbesetzte Halsband (*chalchiuh-cozcapetlatl*).

Das Gesicht ist vor allem ausgezeichnet durch den Nasenschmuck (*yacapapalotl*) und die Bemalung, die ein helles rechteckiges Feld um das Auge frei lässt, sowie um den Mund die am Rande gestrichelte Scheibe der rudimentären Schmetterlingsbemalung. Aus dem Ohr hängt ein in der Art des *chalchiuitl* gezeichneter Schmuck herab. Das Haar bedeckt ein Kopftuch, dem oben in der Mitte eine Edelsteinscheibe aufsitzt, während an der Schläfenseite das als reichverzierte Quaste gefasste Haar durch einen Ring gezogen ist, um vor dem Ohr bis zum Halsschmuck herabzufallen.[1]) An der Stirnseite ist noch an Stelle des *ixquatechimalli* jene in ein *chalchiuitl* endigende Volute gezeichnet, die wohl als Verkümmerung des *coxcoxtli*-Vogelkopfes aufzufassen ist.[2]) Über dem Kopftuch bemerken wir weiter einen Besatz von Adlerdaunen (*quauhtlachcayotl*) und eine kleine Federkrone (*iuitzontli*). Am Scheitel liegt das *aztaxelli*, aus dem nach unten der biegsame Fellstreifen herausragt; darunter folgt ein flügelartiger Nackenschmuck. Die mächtige Rückendevise ist mit dem grossen Federbanner nach rechts über den Kopfputz hinaus vorgeschlagen.

V. Süden (*Uitztlampa, xochitlalpan*). (S. Fig. 13).

a) Daten: Links (unten) 5 *malinalli* „5 Gras" bis auf zwei oder drei Kreise zerstört; zwischen den Figuren *ce quauhtli* „1 Adler".

b) Symbole: rechts von der weiblichen Figur steht ein aus Totenknochen gebildeter Tempel, zu dem von links eine Treppe führt. Das Dach bilden ein grosser Totenschädel, mehrere Totenknochen und ein kleiner Totenschädel. Zwei Totenschädel auf dunklem Grunde füllen ein rechteckiges Feld rechts von der Treppe aus.[3]) Das ganze Haus ruht auf einer Art Ungeheuerberg mit grossem, von mächtiger Braue überwölbtem Auge. Die Basis ist gefranst, im Innern ist noch ein Feld alternierend zueinander geneigter Streifen.

Unterhalb des rechtwinklig gebogenen Streifens gewahrt man ein längliches Viereck, das, von Zinnen eingefasst, im Innern drei horizontale

1) Vgl. Cod. Fej. Mayer 4 und Vat. B. unt. bei *Tepeyollotli*.

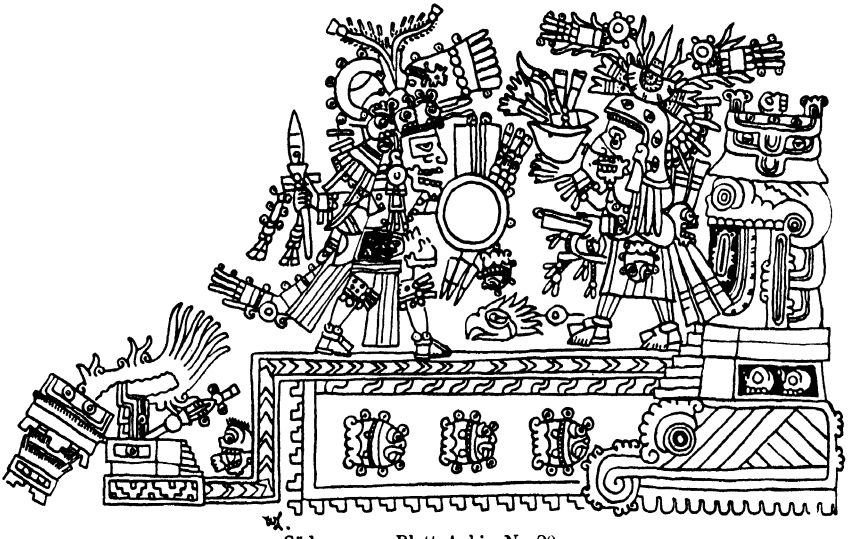
2) Als Nasenschmuck in Form eines vollständigen Vogelkopfes z. B. bei *xiuhtecùtli*, Cod. Borgia 69; im Cod. Vat. B 57 aber bereits ein rudimentäres Gebilde.

3) Vgl Cod. Vindob., Bl. 15 unt. l.; Cod. Nuttall 44 unt. r.; Cod. Bodlej. 4 unt., 23 ob.; Cod. Selden 6 und 7 usw.

Herzen (*yollotl*) aufweist. Am absteigenden Schenkel des Streifens ist noch ein kleiner Totenschädel angebracht, ein Herz verschlingend. Der Streifen endet links an einem Tempel, aus dessen umgestürztem, mehretagigem, zinnengeschmücktem und strohgedecktem Dach eine Feuergarbe emporschlägt. Eine Speer hat das Innere getroffen.

c) Die weibliche Person (rechts) *ce quauhtli* „1 Adler" trägt eine längsbemalte Enagua; am Bundkoten einen Totenschädel, drei herabfallende Bänder und zwei aufrechte Fahnen, um die Schultern das *amaneapanalli* mit herabhängendem Herzen, einen Halsschmuck, im Ohr einen Pflock mit herabhängendem Bausch. In der Rechten trägt sie eine Schale gefüllt mit Opfermesser, zwei *Mallinalli*-Grasbüschen, zwei Agaveblattdornen und einem Schlangenschwanzende[1]), in der Linken Handfahne, Strick und kleines *amaneapanalli*.

Fig. 13.



Südgruppe. Blatt Aubin Nr. 20.

Sehr charakteristisch ist das Gesicht mit dem herausquellenden Auge, das auch *Xolotl* besitzt, und dem fleischlosen Kiefer mit den freiliegenden Zähnen. Von der Unterkiefergegend zieht eine Linie schräg unterhalb des Auges nach dem Nasenrücken. Den Kopf bedeckt ein Tuch, das mit vier Nachtaugen besetzt zu sein scheint und unter dem das Haar vierströhnig herabfällt. Darüber erhebt sich ein Trachtabzeichen *Xipe's*, auf einer Rosette die spitze Mütze (*yopitzontli*) und nach jeder Seite zwei schwalbenschwanzartig ausgeschnittene Bänder (*maxaliuhqui*), die mit dunklem Kreis und kleinen Punkten herum gemustert sind. Zwei komplizierte Federbüschel gehen das eine nach rechts, das andere nach links

1) Derselbe Schlangenschwanz findet sich in der Hand der „*Ixcuina*" Cod. Tell. Rem., Bl. XIII und bei der *Tlaçolteotl* Cod. Laud., Bl. 15 (Kingsborough'scher Zählung).

ab. Am Nacken ist endlich noch ein grosser, fächerförmiger Schmuck befestigt, aus dem vier grössere Federn emporragen, zwischen kleinen, anscheinend gestielten Augen.

d) Die männliche Figur (links) ist *Macuil malinalli* „5 Gras". Sie trägt um die Hüften ein Tuch mit gekreuzten Totenknochen auf dunklem Grunde, vorn einen Totenschädel oder das Zeichen *Malinalli* und hinter diesem noch einen ganz kleinen Totenschädel. Dem Bundknoten sitzt der Kreuzspiegel (*tezca cuitlapilli*) auf. Die vorderen und hinteren Schambindenstreifen sind längs bemalt. Schellenbesetzte Riemenumwicklungen zieren die Gelenke am Arm und Bein. Ein reiches Federbanner fällt vom Rücken herab. Den Hals schmückt ein Schellenhalsband. Die Rechte hält den mit Schleifen und Ketten behangenen Lanzenstab, die Linke Speerbündel, Fahnen und Schild mit herabhängendem Herzen. Im Ohr sitzt ein *xiuhcoyolnacochtli* mit einem Gehänge, das als Mittelstück ein trapezförmiges Gebilde hat. Das Gesicht zeigt den fleischlosen Kiefer mit freiliegenden Zähnen, ein helles rechteckiges Feld ums Auge.

Über dem Kopfhaar, das am Hinterhaupt noch einen Knoten mit herabfallendem Bande hat, folgt zunächst eine Reihe von drei Totenschädeln.[1]) Zwischen diesen erheben sich Haarlocken (wie Codex Nuttall, Blatt 68 l. oben). Über dem mittleren Schädel ragt ein *aztaxelli* empor, aus dem zwei biegsame, einseitig mit kleinen Federn besetzte Fellstreifen sich abzweigen, während nach rechts herüber an einem Strick ein Schmetterling (*papalotl*) sichtbar wird, ähnlich der entsprechenden Figur des Ostens.[2]) Ein flügelartiger Federschmuck ist am Nacken befestigt. Die grosse Rückendevise ist nach vorn über den Kopfputz hinaus vorgeschlagen. —

Die Deutungen, die unser Blatt bisher erfahren hat, treffen alle nicht das Richtige. Schon die kurze Beschreibung Boturini's[3]) weist auf eine irrige Voraussetzung hin. Denn es handelt sich nicht um die 4 · 13 Jahre des Zyklus und demgemäss auch nicht um die Hüter dieser „siglos y edades", sondern vielmehr nur um gewisse Viertel des Tonalamatl's von 13 · 20 Tagen.

Auch Boban ist durchaus im Irrtum, wenn er sagt, es sei auf dem Blatt ein „culte rendu au soleil" dargestellt, oder etwa gar die „destruction des soleils".[4]) Weder Krieger noch Priester sind hier gemalt, die Figuren des Mittelstückes beobachten auch kein astronomisches Phänomen, auch ist in der Mittelgruppe nichts von einer Weltkatastrophe zu sehen — kein umgestürzter Berg und keine Überschwemmung. Denn was Boban für Fische hält, sind herausgerissene stilisierte Herzen. Das kometenartige Gebilde[5]), das Boban in der Gama'schen Kopie zu sehen glaubt,

1) Vgl. den Kopfputz der Figur Cod. Vindob., Bl. 33, II. Kolumne 4.
2) Vgl. den Kopfputz der Figur Cod. Laud. 16 (Kingsborough).
3) Vgl. Anm. 1.
4) Cat. Raisonné, Vol. I p. 331ff., 345.
5) Ibidem I p. 333.

ist offenbar nur ein willkürlicher Zusatz Gama's, von dem im Original nichts zu bemerken ist.

Glücklicherweise gestattet uns aber die Anordnung des Tonalamatl's selbst, den Inhalt dieses Blattes mit mathematischer Sicherheit zu bestimmen.

Die auf dem Pariser Blatt dargestellten fünf Paare von Gottheiten, deren Daten je um 52 Tage von einander abstehen, gehören dem nach den vier Himmelsrichtungen angeordneten Tonalamatl an, dessen vier Viertel mit den Daten 1 *cipactli*, 1 *ocelotl*, 1 *maçatl*, 1 *xochitl* beginnen, entsprechend dem Osten, Norden, Westen und Süden.

ce maçatl, ce quiauitl, ce ocomàtli, ce calli, ce quauhtli bilden die erste der 13 fünfgliedrigen Säulen des III. Viertels (Westen) und sind der 27., 79., 131., 183., 235. Tag. Das auf unserem Blatt zerstörte dritte Datum muss also *ce oçomatli* gewesen sein.

Die mit der Zahl 5 verbundenen Daten 5 *cuetzpalin*, 5 *cozcaquauhtli*, 5 *tochtli*, 5 *xochitl*, 5 *malinalli* bilden die fünfte der 13 fünfgliedrigen Säulen des IV. Viertels (Süden) und sind der 44., 96., 148., 200., 252. Tag. Danach ist das auf unserem Blatt zerstörte zweite und fünfte Datum rekonstruierbar.

Innerhalb dieser Viertel des Tonalamatl's sind die fünf Glieder wiederum den Himmelsrichtungen zugeteilt, auf unserem Blatt dem Osten, Norden, der Mitte, dem Westen und Süden.

Die mit den Ziffern 1 und 5 verbundenen Zeichen sind aber zugleich die Namen der an diesen Tagen herrschenden Gottheiten und Dämonen.

Wir wissen aus Sahagun[1]), dass die fünf Daten *ce maçatl, ce quiauitl* usw. die Tage waren, an denen die im Kindbett gestorbenen Frauen zur Erde herabkamen. Sie hiessen *Ciuateteo*, *Ciuapipiltin*, *mociuaquetzque*, *ixcuinanme*. Sie hausten im Westen (*Cihuatlampa* „Region der Frauen") und waren die aus Gründen des Tonalamatl's in der Fünfzahl auftretend gedachten Formen der Erdgöttin *Tlaçolteotl*, die ja der Sage nach das erste Weib war, das gebar. Sie trieben ihren nächtlichen Spuk auf den Kreuzwegen. Ihr gespenstischer Charakter kommt auch auf unserm Blatt zum Ausdruck, da sie hier das zum Totenschmuck gehörige *amaneapanalli*, die herabhängenden Herzen, die umgebogene Fahne tragen, und besonders eine, die *ciuateotl* des Südens, den Totenkiefer im Gesicht und das hervorquellende Auge aufweist.

Abgesehen von der Parallele im Cod. Vat. B. (Blatt 77—79 unten) ist besonders wichtig die des Codex Borgia (Bl. 47—48 mittlere Reihe). Hier geht noch eine höchst interessante Darstellung voraus (Bl. 47 m. r.). Man sieht dort eine nackte Frau mit Binde um die Augen, nach Art des *ixquimilli* aus einem Edelstein (*calchiuitl*), dem Symbol des Herzens und der Empfängnis, hervorkommen, umgeben von vier Schlangen und Skolopendren, die sich aus zwei Töpfen hervorringeln, von denen einer „lebend",

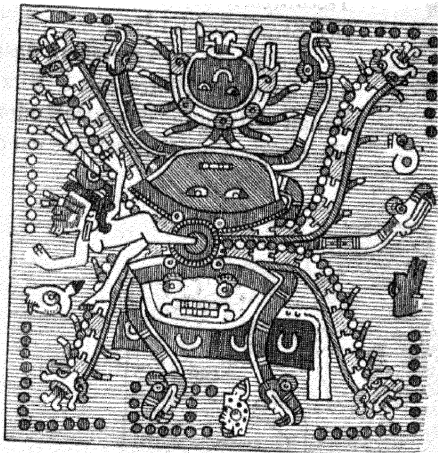
1) **Sahagun**, Hist. gen., Buch 4, Kap. 3, 11, 22, 27 und 33. Vgl. Interpret des Cod. Tell. Rem. Bl. XV bezüglich des Tages *ce calli*, Bl. IX bezüglich des Tages *ce quauhtli*, mex. Originaltext vgl. Seler, Kommentar z. Cod. Vat. B. p. 305.

der andere „tot“ gezeichnet ist, über einem mit vier Nasenhalbmonden und einem Baumwollflausch versehenen Tuche. Die fünfte Himmelsrichtung ist durch einen Skorpion angedeutet. Am Rande verteilt aber stehen die 5 Daten: 13 *miquiztli*, 13 *tecpatl*, 13 *itzcuintli*, 13 *ècatl*, 13 *ocelotl*, die im Tonalamatl genau den Tagen der Ciuateteo vorhergehen (s. Fig. 14).

Die Erdgöttin *Tlaçolteotl*, die sich in diesen *Ciuateteo* verkörpert, ist als Göttin der Erde, des Staubes, des Unrates, die Göttin der Sünde, der Fleischeslust, die sie sowohl erregt, als straft. Eines ihrer Symbole ist daher auch der Kot (s. Fig. 15).

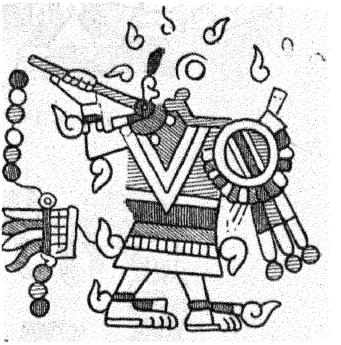
In diesem Sinne entsprechen die 5 *Ciuateteo* sehr gut den 5 *Uitznahua*, insofern diese sich wieder mit *Tezcatlipoca* berühren. Dieser heisst geradezu der *Uitznahuac teotl* „der südliche Gott“.

Fig. 14.



Cod. Borgia 47, m. r.

Fig. 15.



Erdgöttin 9 *Mallinalli* mit vielfachem Symbol *cuitlatl* (Kot).
Cod. Bodleianus 34, ob. r.

Die Region des Südens ist die des Überflusses, der üppigen grünen Vegetation, daher *Xochitlalpan* „Blumenregion“ genannt.[1]) Die 5 *Uitznahua* tragen als Götter der Lust, des Überflusses, die Hand als Mundbemalung, da die Zahl 5 (*macuilli*) eine über das Mass des Erlaubten hinausgehende Ausgelassenheit andeutet.[2]) Eine Abart ist die Schmetterlingsmundbemalung, die wir bei *Macuilxochitl-Xochipilli*, dem Regenten des Tageszeichens *oçomàtli* „Affe“ finden.[3]) Beide Mundbemalungen sehen wir bei den Figuren unseres Blattes, besonders schön die Handmundbemalung in den Paralleldarstellungen des Cod. Vat. B. und Codex Borgia.

Der bekannteste Vertreter dieser 5 *Uitznahua* ist unstreitig *Macuilxochitl-Xochipilli* (s. Fig. 16 u. 17). *Macuilxochitl* ist der Gott der Feste

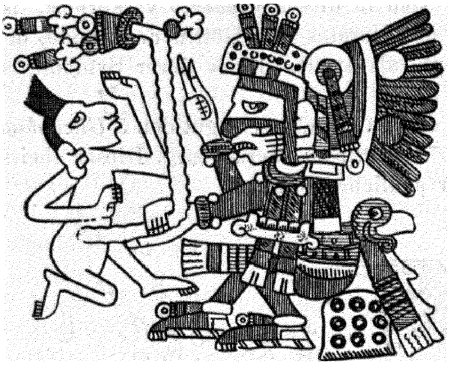
1) Anales de Quauhtitlan § 1.

2) Vgl. den Mythus von dem Stammvater der ohne Schambinde lebenden Huaxteken, der nach Erfindung des Pulque nicht sich mit vier Schalen Wein begnügte, sondern deren fünf trank, sich betrank und seine Schambinde fortwarf. Sahagun, Buch 10, Kap. 29, § 12.

3) Z. B. Cod. Borgia 13 o. l.

und Spiele, von Musik und Tanz, der Gott des Ballspieles (sofern es ein Spiel wie z. B. auch das *patolli* ist). Die Lust führt aber leicht zur Ausschweifung, vor allem im geschlechtlichen Sinne, und die Strafe hierfür ist die Krankheit, die Krankheit κατ' ἐξοχήν aber die Syphilis (*nauauatl*). Bemerkenswerterweise sind die von Sahagun[1]) angegebenen Krankheiten, die die Fastenbrecher am *Xochilhuitl*-Fest *Macuilxochitl-Xochipilli's* treffen, lauter Geschlechtskrankheiten, und diese wieder fast genau dieselben wie die, welche *Tezcatlipoca* den Fastenbrechern zur Strafe sendet.[2])

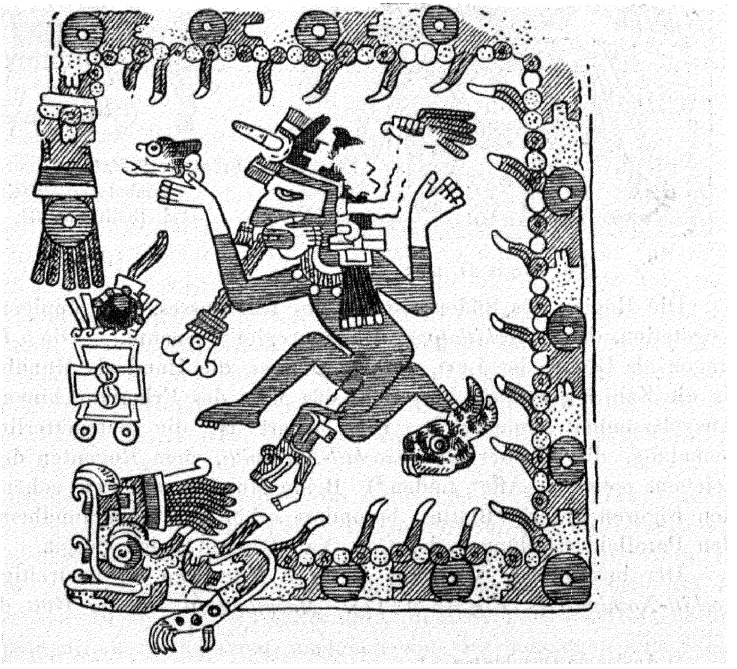
Fig. 16.



Cod. Borgia 15.

So ist es zu verstehen, dass auf unserem Blatte die 5 Uitznahua Attribute des strafenden *Tezcatlipoca* aufweisen: das *azta-*

Fig. 17.



Cod. Borgia 72, o. l.

xelli, das *quetzalcomitl*, das Kopftuch, die Obsidiansandale (*itzcactli*), während andrerseits auch *Tezcatlipoca-Itztlacoliuhqui* gelegentlich die Handmund-

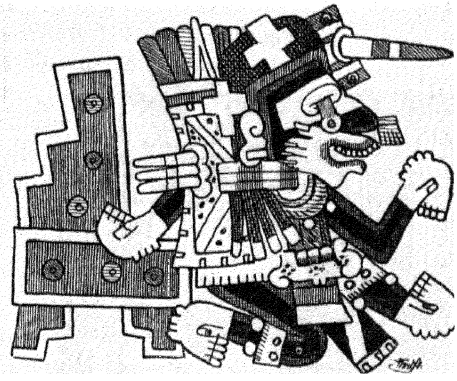
1) Sahagun, Buch 1, Kap. 14.

2) Vgl. Seler, Veröffentl. aus d. Kgl. Mus. f. Völkerk. Berlin IV S. 145

bemalung und das rechtwinklige Feld ums Auge zeigt, das *Macuilxochitl* und seine Genossen aufweisen.[1]) Auch die Paralleldarstellungen der 5 *Uitznahua* im Cod. Vat. B. zeigen Attribute *Tezcatlipoca's*: das *aztaxelli*, den *anauatl*-Halsschmuck, das Kopftuch, die Hand vor dem Munde; ebenso tragen die Figuren des Cod. Borgia alle das *anauatl*.

Macuilxochitl-Xochipilli waren aber weiter die Götter der Leute, die der Kurzweil der Grossen in den Palästen dienten (*tecpantzinca in teouh*).[2]) Das waren die Buckligen und die Zwerge, die *Xolomê*[3]), Albinos und andere Monstra.[4]) Ein Name der Syphilis nun ist bei Molina mit *tecpilnanauatl* „Herrensyphilis" angegeben. In der Liste der 20 Tageszeichen der Chronica de la S. Prov. del Santissimo Nombre de Jesus de Guatemala findet sich aber für das 17. Tageszeichen *olin*, dessen Regent *Xolotl* (der Gott der Missgeburten; *Nanauatzin* „der arme Syphilitiker") ist, die Bezeichnung *tecpilanauatl* angegeben[5]), dessen Übersetzung „el temple" offenbar missverstanden ist. *Tecpilanauatl* ist sicherlich nur ein Schreibfehler für *tecpilnanauatl*.

Fig. 18.



Cod. Borgia 10, o. r.

Alles dies weist uns auf die merkwürdige Figur *Xolotl's* (s. Fig. 18) hin, deren erschöpfende Darstellung aber hier bei weitem den zulässigen

---

1) Z. B. Codex Borgia, Bl. 50.

2) Sahagun, Buch 1, Kap. 14.

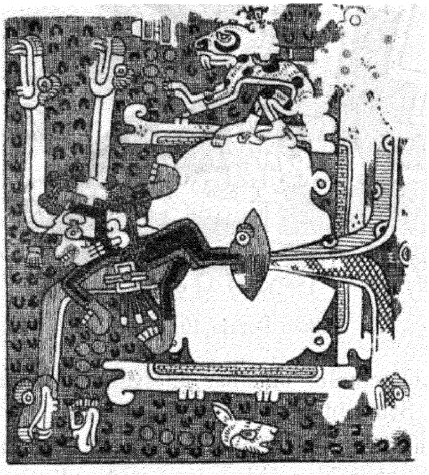
3) *Xolotl* bedeutet nicht bloss Zwilling, Missgeburt, sondern der im Palast gehaltene Zwilling, der Diener, Sklave.

4) Wenn Cortes (Brief 2, bei Ramusio, Raccolta III 1565 p. 201) berichtet, dass in dem einen Hause *Motecuzoma's* Vögel und Albinos gehalten wurden, in dem anderen aber Raubtiere und Missgestaltete, Bucklige und Zwerge, so liegt darin kein Gegensatz. Albinos und Missgestaltete waren eben zusammen *xolomè*, die man auf das *totocalli* und *tequanpixcalli* verteilt hatte und die durchaus in keinem Zusammenhange mit dem Regengott und Kriegsgott zu stehen brauchen, auf welche Gottheiten jene Häuser an und für sich hinweisen würden. Die späteren Autoren haben diese Häuser und ihre Insassen verwechselt und durcheinander geworfen. (Vgl. z. B. Thomas Gage „Nouvelle Relation .." 1699 tome I p. 121 usw.)

5) S. Seler, Tonalamatl Aubin p. 7. Dies *tecpil nanauatl* „Herrensyphilis" erinnert mich an eine merkwürdige Stelle der Scholien des Ximenez, die sich auf Guatemala beziehen „y tambien como à Dios se le dan muchos epitetos de grande, sabio y otras cosas le dan el nombre de *Tepeu*, este significa „las bubas", y en su gentilidad era grandeza de los Señores el tenirlas, porque era señal de mas poder para cohibitar con muchas mugeres de adonde se suelen contraer, cosa que la gente ordinaria no podia. y de ahí se tomó por grandeza y magestad el nombre de *Tepeu*". *Tepeu* aber ist mexik. *tepeua* „Herr"! Über *tepeu* s. auch Brasseur de Bourbourg, Hist. des Nat. civil. I p. 183, Anm. 2 von p. 182.

Rahmen meiner Abhandlung überschreiten würde. Ich verweise deshalb auf die letzten Untersuchungen Seler's im Kommentar zum Codex Borgia und hebe nur noch die Darstellung hervor, die im Codex Borgia der Reihe der 5 *Uitznahua* vorhergeht[1]) (s. Fig. 19). Dort sehen wir auf dunklem Nachtgrunde zwei Töpfe, auf drei Totenknochen ruhend, aus denen fünf Schlangen sich hervorwinden. Auf dem Topf hockt ein mit schwarzen Flecken gezeichneter Hund mit den weissen Kreuzen *Xolotl's* im Kopfhaar. Aus einem Opfermesser über der Berührungsstelle beider Töpfe kommt ein kleiner schwarzer *Xolotl* heraus, mit verkrümmten, gelähmten Gliedern, mit weissen Kreuzen im wirren Kopfhaar, hervorquellendem Auge, dem hellen Feld herum und der Handmundbemalung *Macuilxochitl's*. Die 5 Daten am Rande 4 *calli* 4 *quauhtli*, 4 *mazatl*, 4 *quiauitl*, 4 *oçomàtli* gehen genau den 5 Tagen der *Uitznahua* voraus.

Fig. 19.



Cod. Borgia 47, o. r.

Die Beziehungen zwischen *Macuilxochitl* und *Xolotl-Nanauatzin* kommen auch sonst in den Bilderschriften deutlich zum Ausdruck. So trägt der letztere die Handmundbemalung und das helle Feld ums Auge, das *Macuilxochitl* auszeichnet.[2]) Dieser wiederum den Totenkiefer *Xolotl's*[3]) und die weissen Kreuze, die Xolotl und Quetzalcouatl als Zwillingsbrüder gemeinsam haben.[4]) Auch wurde *Xolotl*, der Regent des 17. Tageszeichens, auf die 16. Woche (*cozcaquauhtli*) übertragen, deren 5. Tag *macuilli xochitl* und im Codex Telleriano Remensis ausdrücklich durch eine hinweisende Hand hervorgehoben ist.[5])

Wie gesagt, würden diese Untersuchungen hier viel zu weit führen. Ich begnüge mich daher, die Bedeutung des Pariser Blattes dargetan zu haben. Sie äussert sich vor allem darin, dass sie eine wichtige Parallele zu anderen, an der Grenze der alten Tzapoteken-Kultur entstandenen Bilderschriften darstellt, zum Codex Borgia und Vat. B. Bemerkenswert sind auch Parallelen in den begleitenden Symbolen zu den mixteko-tzapotekischen Bilderschriften, zum Codex Columbinus, vornehmlich aber

1) Cod. Borgia, Bl. 47 r. oben.
2) Z. B. Cod. Borgia, Bl. 10 oben.
3) Cod. Borgia, Bl. 15 l. oben; Bl. 10.
4) Interessant ist auch, dass *Quetzalcouatl-yecatl (ẽẽcatl)* als Syphilitiker genannt wird. Vgl. Duran, tomo I Kap. 84 p. 122—123.
5) Cod. Tell. Rem, Bl. 19.

zum Codex Vindobonensis und Nuttall. Besonders wertvoll ist hier der Umstand, dass an der Deutung der fünf Figurenpaare des Pariser Blattes kein Zweifel bestehen kann, da ihr Charakter aus der Stellung im Tonalamatl sich mit vollständiger Sicherheit ergibt.

Der kleine Beitrag, den so das Pariser Blatt auch zum Verständnis des Codex Vindobonensis und Nuttall liefert, zeigt, dass wir uns schrittweise der Erklärung der zahlreichen Probleme, die diese beiden prächtigen Bilderschriften noch immer der Wissenschaft darbieten, nähern können. Hoffen wir, dass dies Ziel wirklich ganz erreicht werde!

Hr. Seler: Es ist ausserordentlich erfreulich und dankenswert, dass das Handschriftblatt, das Ihnen eben im Bilde vorgeführt worden ist, das, seiner mangelhaften Kopie halber, bisher nicht recht beachtet worden ist, das aber doch eines der wichtigsten bilderschriftlichen Dokumente der alten mexikanischen Zeit darstellt, von Hrn. Lehmann, und in so gründlicher Weise, untersucht worden ist. Auf einem, auch schon von Hrn. Lehmann hervorgehobenen Umstand möchte ich hier noch besonders aufmerksam machen, das ist, dass das von Hrn. Lehmann behandelte Blatt in der Darstellung eine grosse Verwandtschaft mit denen der beiden Handschriften der Gruppe der Wiener Handschrift, des Codex Nuttall und der Wiener Handschrift, zeigt. Diese beiden Handschriften stellen eine besondere und interessante Abteilung der alten mexikanischen Literatur dar, haben aber bisher noch nicht eine durchgeführte Deutung erfahren. Es ist das die grosse Aufgabe der Zukunft in diesem speziellen Zweige der mexikanischen Wissenschaft, und es steht zu hoffen, dass die Vergleichung, die das von Hrn. Lehmann behandelte Blatt ermöglicht, auch für diese weitere Aufgabe sich nützlich erweisen wird.

3. Some Initiation Ceremonies of the Aborigines of Victoria.[1])

By

R. H. Mathews, L. S.

Corr. Memb. Anthrop. Soc., Washington, U. S. A.

In a treatise communicated to the Anthropological Society at Washington, U. S. A., in 1898[2]), I described certain ceremonies of initiation practised among some tribes of Victoria, Australia. In the following pages I shall give a short account of some corresponding inaugural rites in force on the Campaspe, Lodden and Lower Goulburn rivers, in the State mentioned, also crossing the Murray river a little way into the State of New South Wales.

No description of the Wōnggumuk ceremony has ever been published, and I consider myself fortunate in being the first author to report its highly interesting details. Considerations of space will, however, render it necessary to deal only with the fundamental elements of the ceremony.

The Kannety is another form of initiatory rite practised in the southwestern portion of the State of Victoria, which it is hoped will prove valuable for comparison with analogous ceremonies in other parts of Australia.

The whole of this article has been prepared from notes written down by myself from the lips of the aborigines, whilst visiting their camps in the pursuit of my investigations respecting their language, their laws of marriage, and their customs generally.

The Wōnggumuk Ceremony of Initiation.

When a tribe has some youths who have reached the proper age for initiation, messengers are sent to summon the neighbouring tribes to participate in the ceremony. Each messenger carries a message stick, mūtthē, painted with red ochre, and marked with notches and lines. Such a summons is nearly always accepted, and the invited tribe gets ready for the march but the women and boys are kept in ignorance of the purpose of the journey.

While the messengers are away gathering the different tribes, the whole of the men who remain at home select a suitable place for the meeting. In close proximity to the camp, a fairly level patch of ground

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 20. Februar 1904.

2) „The Victorian Aborigines: Their Initiation Ceremonies and Divisional Systems", American Anthropologist, vol. IX, pp. 325—343, with map of Victoria.

is cleared of all rubbish and loose sticks, by collecting them into heaps and burning them off. The grass is then chipped off and the surface made smooth this space is enclosed by a circular bank of loose earth about six inches or a foot high and is called goanǵa.[1])

While waiting for the invited contingents to reach this general meeting ground, there are dances and other amusements, and ceremonial songs every evening. As each contingent arrives at the goanga, it is received in a formal manner by the hosts. The novices brought by each contingent, together with those who have previously arrived, are put into the goanga about dusk and kept there in company of some strangers for a short time.

After all the tribes who are expected have made their appearance in answer to the summons, the principal men of each contingent consult together and fix the date when the novices will be separated from their parents and taken charge of by the initiating party of men.

On the day preceding this event all the novices belonging to every tribe present are painted and cords bound round their upper arms. That evening all the people shift up close to the ring and camp there, every one keeping quiet. Each novice mother spreads leaves on the ground for him to lie upon, and she remains beside him for a while. About an hour after dark a number of young men headed by the elders of the different tribes, provide themselves with bushes and run past where the novices are lying, shaking and rustling the bushes they are carrying, in imitation of a violent storm of wind. They stamp their feet heavily on the ground, and repeat the rushing past several times, backwards and forwards. While this „storm" is going on, each mother lays her head on her son body as a sign of protection. When the „storm" is over, the women retire and leave the novices with the men for the remainder of the night.

At daylight next morning, girdles are put round the boys' waists, and they are freshly painted. Each novice is held up on the shoulders of the men who have charge of him, and leaves are thrown at him by the people standing around The boys are then all carried into the goanga, and let down on their feet in the centre, where they stand together.

The custodians of the novices now spread a large new opossum rug, made expressly for the purpose, over their heads, a man holding each corner of the rug. Under this canopy the novices keep moving round and round in such a way that those who are in the centre at one round will be on the outside at the next. This is done under the direction of some chief men who are in attendance.

A large fire which had been lit during the previous night close by the ring, has by this time burnt down, so that it contains only ashes and

1) Compare with my „Burbung of the Wiradthuri Tribes", Journ. Anthrop. Inst., vol. XXV, pp 295—318; vol. XXVI, pp. 272—285. Proc. Roy. Soc. Queensland, vol. XVI, pp. 35 - 38.

burning embers.[1]) Pieces of bark, shaped something like a bricklayer's trowel, have also been cut ready for use. As soon as the canopy is cast over the boys in the way described, a number of active men selected from every tribe present, pick up the bark shovels, each man taking one, and lift hot coals and ashes out of the fire, and cast them on top of the opossum rug. The men who are holding the corners of the rug shake it upwards, and make the hot materials fall to the ground, some alighting on the boys who happen to be on the outside. The youths continue surging around under the rug, and in the next lap the remainder of the boys are on the outside, and receive their share of the hot coals and ashes as they fall from the covering. The rug bearers are necessarily subjected to the same ordeal.

The men with the bark, who may be called the „shovel-men", keep up a continual shower of ashes and embers. The men who are holding the rug, and also the novices, shake their shoulders and jump, in order to dislodge the hot materials which descend upon them. This fire-throwing performance lasts only a few minutes, and the old men in charge give the order to cease. The novices are then marched away in a body to a scrubby place near by, where they are made to turn rapidly round and round for the purpose of making them giddy. Their feet are then inserted in shallow holes dug in the soil for the purpose, a hole for each foot. A man belonging to a strange tribe then comes behind a boy, and placing him on his knee holds his arms, while another man places a wooden punch, dhirra, against one of the boys upper incisor teeth, and strikes it with a mallet, lillena. The operator then draws the tooth out with his fingers and holds it up, when all the men standing around shout „Wir-r-r!" The blood flowing from the gum must be swallowed by the novice. During these proceedings, a bullroarer, dhūlpaka, is sounded in the adjacent bush, but out of sight of the boys. In some tribes, two front teeth were extracted. The tooth was kept by the novice's uncle or some near and responsible relative, and was eventually given to the person from whom it had been extracted.

A rug is now thrown over each novice by the man who has charge of him[2]), and they are all taken away about a quarter of a mile and put sitting down with a few feeble old men. The able-bodied fellows go on ahead a short distance, to paint their bodies, and otherwise prepare themselves for their duties. The novices being now alone with the old men, the latter pretend to discuss among themselves, so that novices can hear all that is said. They say something to this effect: „All the young men have gone away and left us poor old fellows to provide food for these youths. We cannot climb trees to catch opossums or similar animals. We cannot run after game on the ground. All of us will starve." They then

1) See my „Buman Ceremony of New South Wales, American Anthropologist", vol. IX, pp. 327—344. „The Keeparra Ceremony of Initiation", Journ. Anthrop. Inst., vol. XXVI. pp. 320—340.

2) Read also my „Bora of the Kamilaroi Tribes", Proc. Roy. Soc. Victoria, vol. IX, N. S., pp. 137—173.

sing a melancholy song to suit the occasion, and some of them will pinch the ears of the dogs to make them howl. This has a very depressing effect on the poor boys, who are sitting down motionless, with their hands held to their sore mouths, and the rugs still over their heads, so that they can see nothing of what is going on around them. Presently one of the old men will say „Never mind, we will do our best to feed ourselves and the boys. We can climb leaning trees for opossums, and also get yams and grubs".

After a while they help the novices to their feet and lead them along for a quarter or half a mile, till they come to the place where the other men went to. They make the novices believe that they have accidentally encountered their friends again. Each novice is now given into the charge of the man who is to act as his guardian and sponsor throughout the remainder of the ceremony. The guardian must not belong to the novice's own people, but is selected from among some of the visiting tribes, into which the boy can marry later on. The whole party now starts away towards some place which has been decided upon. The boys have the rugs over their heads and are led by their guardians, but the other men engage in hunting.

Towards sunset they come to the vicinity of a creek or waterhole, and erect a breakwind of boughs, with an opening in one side.[1]) Within this enclosure the novices are placed sitting down upon leaves, and a little fire lighted near them. A small hole about six inches deep and a foot in diameter is made in the clay beside where the boys are camped, and water is brought by the men and put into it. Each boy is then provided with a piece of reed, from which the pith has been removed. He kneels down beside the little pool with one end of this reed in his mouth, and dips the other end of it into the water, and sucks up a mouthful of water through the reed. He must not swallow the water, but keeps it in his mouth, and rises to his feet. All the novices do the same, and after some palaver by an old man each boy walks to the fire and squirts the water out of his mouth into the flame. If this quenches the fire, it is an omen that some of the novices will become sick, but if the blaze comes up again after the sluicing, all will be well. In some districts the signification of the omen is varied — if the fire goes out under the treatment described, there is sure to be wet weather, but if the fire blazes up again, the weather will be fine.

At the conclusion of this ceremony, the novices are allowed to drink a little water from the clay-hole by means of the reed, and then a small quantity of opossum flesh, from which the bone has been removed, is given to each boy. Afterward they lie down on their couch of leaves and all the party go to sleep for the night.

Next morning after breakfast the men start out hunting, taking the novices with them, in the custody of their respective guardians. During

1) Compare with my „Joara Ceremony of the Dippil Tribes of Queensland", American Anthropologist, vol. 2, N. S., pp. 139—144.

the day they meet a person who appears to be a woman in the family way, but which is in reality a man with a net full of grass or other soft material fastened on his stomach by means of strings passing round his back. When the men come up to this personage, one of them stumbles against him as if by accident, and both fall down. The other men then turn over the disguised person and expose his genitalia, upon which several of the men expectorate copiously, until the saliva runs over the man's posterior.

During the sojourn of the novitiates in the bush with the old men numerous other pantomimic performances are indulged in. Sometimes the men pretend to be cockatoos, and have tufts of the feathers of that bird in their hair. At other times they imitate the plain turkey by squatting down close on the ground, and then upon being disturbed they run along swaying their arms up and down, to represent the habit of these birds flapping their wings to enable them to raise their heavy bodies from the ground when they commence flying.

Another time a man imitates a night-owl, thudúandha, sitting in the attitude of that bird with his eyes immovable, pretending he is not taking any notice. He has a net spread across a pathway, and several men, imitating emus walk into it and are caught. They were supposed to be looking at the owl, and did not see the net till they were within its meshes.

The game of „Thunder" is played by a lot of men sitting down and beating the ground simultaneously with pieces of bark to make a loud report, which is followed by other lighter beats to represent the rolling of the thunder till it dies away.

One evening a man pretends to be a buck opossum running after a doe. He rushes at one of the the men near the camp fire, who runs away into the darkness, pursued by the buck. Another time the porcupine is selected as the theme of amusement. He is duly caricatured, and then the novices are told that in ancient times he used to steal bird's eggs, and being overtaken by pursuers, his body was pierced by many spears. This is why he has such an armoury of quills at the present day.

During the evening a man takes a small stick about eighteen inches or two feet long and binds a piece of the pelt of some animal, newly skined, on one end, which he then inserts in his anus, the free end having previously been lighted in the fire. He now moves back into the darkness swaying his rump from side to side in imitation of the „Willywagtail" bird. Several men may join in this performance.

All the representations in the bush are accompanied by much merriment, and many of them by obscenity[1]), but the novitiates are not permitted to utter a word, or to laugh at anything, no matter how ludicrous or absurd it may appear. There are many other performances of a similar character to those I have briefly described.

1) Read my „Burbung or Initiation Ceremonies of the Murrumbidgee Tribes", Journ. Roy. Soc. N.-S.-Wales. vol. XXXI, pp. 111—153.

When the rôle of ceremonial exhibitions has been completed, the dhūlpaka, or bulbroarer is shown to the novitiates in an impressive manner, and they are cautioned never to divulge any portion of the rites to the uninitiated or to women, on pain of death.

We must now go back to that part of the narrative where the novices were separated from their mothers. During the „fire ceremony" all the women and children, under the supervision of some old men, had to remain in the general camp, with their faces turned in the contrary direction. After the novices had been taken out of sight, the women and their families were permitted to rise. The mothers of the novices, and any girls who are eligible to them in marriage, are painted similarly to the boys. During the day, the mothers go to the goanga with a spear in one hand, bearing on its end a portion of a boy's kilt. In the evening the mothers wave burning sticks from off the fire, and sing songs prepared for such occasions.

If a man belonging to the kuringal, or bush mob, who have the boys, wishes to go back to the women's camp on any business, he remains a little distance off, and some men go to him, and light a fire beside a tree, and smoke him by burning green leaves, after which he delivers his message.

When the formalities in the bush have been continued for three or four weeks, messengers are sent to the women that the novices will be taken back and exhibited to their mothers and elderly relatives in the following manner. On the day which has been fixed for this ceremonial, a bough shed or screen is erected on the outskirts of the women's camp, and a large fire lighted near it. A quantity of green bushes are cut, and heaped up close to the fire, ready for use as described farther on.

During the afternoon, the approach of the Kuringal and novices is announced by the shouting of the men. On the shoulders of the novices forked green boughs have been placed, so that half the bushy part is in front and half in rear. Each shoulder is treated in the same manner. The novices now advance at a jog, and in a serpentine line, accompanied by their guardians, and march twice round the bough screen above mentioned, and then come to a halt near the fire. The green bushes which had been placed in readiness, together with the boughs on the shoulders of the boys, are now thrown upon the fire by the men in charge of it, and a dense smoke arises. Each boy is caught by his guardian and held in such manner that the smoke ascends all round him. The mothers and old female relatives of the novices are sitting in the bough screen and see their sons marching past, and as soon as the smoke ordeal is finished, the women go away to their own camp in the vicinity.

The guardians next take the boys away about half a mile, where they cook such game as may have been caught during the day, and after satisfying their hunger, all hands return to the bough screen, and camp there for that night.

On the following morning the novices are again taken away into the bush by their guardians and the old men, for the purpose of receiving further instruction, and are kept there for a few weeks or such time as

may be determined by the elders, after full discussion among themselves. At the end of the prescribed period, the novices are again brought back to a bough screen and are smoked as on the former occasion. They then sit down beside netted bags of food which have been placed there by their mothers. The old women and mothers of the boys are sitting down a short distance off, and can look at their sons, but the young women must look in the contrary direction.

The novices sleep at the bough screen that night and next day are taken to a camp provided for them near the single men's quarters. They are now called Wōng-ūp-ka, and can go out hunting with the men.

Every novice must spend a further term of probation among some of the visiting tribes, the duration of which is regulated by the old men, in accordance with the age of the novitiate, being longer for the younger boys than for those verging upon manhood. During this probationary period, the youth must not learn to speak the language of the people among whom he is temporarily residing, because every boy is required to perpetuate the speech of his father's tribe.

The Kannety Ceremony of Initiation.

Among the tribes inhabiting the territory between the Gellibrand and Glenelg rivers, and extending westward into South Australia, there is a simpler form of initiation ceremony called Kannety, of which the following is a condensed description, now for the first time published.

The preliminaries connected with the mustering of the people at an appointed meeting place are analogous to those of the Wōnggumuk, but there is no circular enclosure like the goanga, or any figures delineated on the ground. The proponents for initiation are painted with red ochre and pipe-clay, and cords manufactured from the fur of opossums and other similar animals are bound round the biceps of each arm to make them swell. It is believed by the natives that this swelling causes the muscles to develop and become stronger than without this treatment.

On the day settled upon by the old men for taking charge of the novices, all the people get up at the first sign of the dawn, and assemble in a central part of the general encampment. The boys are mustered and elevated on the shoulders of their guardians[1]), and their female relatives touch them with boughs, or throw handfuls of leaves at them. The men now surround the novices, who are taken away in the custody of their guardians to some locality previously decided upon. A couch of boughs is prepared for each boy, and he is made to lie down upon it. One or more of the men belonging to one of the strange tribes present then squat beside him, and pull out by the roots all the hair of his beard, the pubes and the armpits. When the plucking out of the hair has been completed, the novice is freshly painted and allowed to rest for some time. In the evening the youths are required to drink some of the urine of the

1) „The Walloonggurra Ceremony", Queensland Geographical Journal, vol. XV, pp. 67—74. „The Murrawin Ceremony", Ibid., vol. XVI, pp. 35—41.

chief men, and a small quantity of human ordure must also be eaten by each novice.[1]) All the party now go to sleep by their camp fires.

On the next and following days the men go out hunting, taking the boys with them. Each boy carries a leafy bough under his arm, and when he is allowed by his guardian to rest, he sits down upon this bough, because he is not permitted to squat upon the bare ground. If the hunting party have occasion to cross a watercourse, or pass through wet or swampy ground, the novices must be carried upon the shoulders of their guardians. If a log obstructs their line of march, the boys must either crawl under it, if there is space enough, or else walk round one end of it — they must not step over the log.[2]) When a novice becomes thirsty, he is allowed to crouch down on his hands and knees on the margin of a pool or stream, and suck up the water through a reed. The guardian stands alongside, and places his foot under the boy's throat for the purpose of making the swallowing of the water difficult and slow, so that he may not drink too much. Instead of the man's foot being used in this way, a log of wood is sometimes placed under the boy's neck for the same purpose. A few performances, similar in character to those described in the Wōnggumuk ceremony, are enacted during the detention of the boys in the bush among the men. Inviolable secrecy is enjoined respecting every part of the ceremonies.

In a few days time the novice are invested with the brow-band, waist-belt and kilt, and taken to the confines of the women's camp, where they are exhibited to their mothers and elder female relatives, and are smoked at a fire covered with smouldering green bushes. The novices are now called Thummirūrŭng, and are allowed to occupy quarters near the single-men's camp.

The novitiates belonging to each tribe are next taken away by some of their neighbours. Each boy will probably have some relatives by blood or marriage, among one of the visiting tribes, and will accompany them into their country. In this manner the novitiates of each tribe will be dispersed amongst their neighbours, who will instruct them in the laws and folklore current among them. In the course of several months, or it may be the greater part of a year, the novices are brought back to their fathers, on which occasions there are friendly corroborees, and presents are given and received by both parties. It is usually at these meetings that betrothals and intermarriages are arranged.

1) See my „Wandarral of the Richmond and Clarence river Tribes", Proc. Roy. Soc. Victoria, vol. X, N.-S, pp. 29—42.

2) Read also my „Kudsha Ceremony", Journ. Roy. Soc. N.-S.-Wales, vol. XXXIV, pp. 276—281.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 21. Oktober 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder mit dem Wunsche, dass sie alle erfrischt aus den Ferien wieder heimgekehrt sein mögen. —

(2) Auf Wunsch Seiner Majestät des Kaisers und Königs wurden die irdischen Überreste Adolf Bastians hierher übergeführt und am 17. d. M. auf dem Matthäikirchhof in Gegenwart von Verwandten und einer grossen Zahl von Verehrern des Verstorbenen beigesetzt. Nach der Rede des Geistlichen entwarf der Generaldirektor der Kgl. Museen, Hr. Dr. Schöne in warm empfundenen Worten ein treues Bild von der selbstlosen Persönlichkeit des Verstorbenen und seinen Verdiensten um das Museum für Völkerkunde und die Ethnologie.

(3) Einen grossen Verlust erlitt die deutsche Wissenschaft überhaupt und unsere Gesellschaft insbesondere durch den am 6. Oktober d. J. erfolgten Tod unseres langjährigen Mitgliedes, des Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde, Geheimen Regierungsrats und Professors Ferdinand Freiherr v. Richthofen. War seine Haupttätigkeit auch den geographischen Wissenschaften, speziell der Geologie gewidmet, so förderte er doch auch durch Rat und Tat die ethnologischen Forschungen nicht nur, soweit sie von der heutigen Erdkunde ebenfalls umfasst werden, sondern auch als langjähriges pflichttreues Mitglied der ethnologischen Sachverständigen-Kommission des Kgl. Museums f. Völkerkunde, welcher er ein schwer zu ersetzender Berater besonders für ostasiatische Erwerbungen war.

Der Tod hat uns ferner ein zweites ordentliches Mitglied, den Geh. Sanitätsrat Professor Dr. Laehr in Zehlendorf, der unserer Gesellschaft seit ihrem Bestehen angehörte, und ein korrespondierendes Mitglied, den Capt. George M. Wheeler in Washington geraubt, der seinerzeit um die amerikanische Expedition westlich vom hundertsten Meridian sich grosse Verdienste erworben hat. —

Auch von Nichtmitgliedern beklagen wir den Tod des Präsidenten der Archäologischen Kommission für Java und Madura, Dr. Brandes,

der im Juni d. J. zu Weltevreden, ferner des Afrikaforschers Grafen de Brazza, der im September in Dakar verstorben ist. De Brazza hatte besonders an der Erforschung Senegambiens und des Kongogebietes grossen Anteil und arbeitete eifrig an der wirtschaftlichen Erschliessung der französischen Kolonie in Mittelafrika.

Wir werden allen diesen Toten ein ehrendes Andenken bewahren. —

(4) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Dr. med. Carl Davidsohn, Assistent am Pathologischen Institut, Berlin.
2. „ Prof. Dr. Eugen Petersen, Halensee-Berlin.
3. „ Prof. Dr. Schwalbe, Strassburg.
4. „ Sanitätsrat Dr. med. Koehl, Worms.
5. „ Dr. Gust. Eichhorn, Konservator am Germanischen Museum in Jena.
6. „ Dr. phil. H. P. Steensby, Kopenhagen.
7. „ Dr. O. Reche, Berlin.
8. „ Oberlehrer Dr. Albert Mennung, Schönebeck a. E.

(5) Hr. Graf Bobrinskoy dankt in einem Schreiben vom 4./17. August d. J. aus Sméla für seine Ernennung zum korrespondierenden Mitglied mit folgenden Worten:

In Beantwortung Ihres werten Schreibens vom 20. Juli a. c. ergreife ich die Feder, nicht nur um meine Ernennung zum korrespondierenden Mitglied anzunehmen, sondern auch um ganz besonders hervorzuheben, wie sehr ich es schätze, Ihrer von mir so hoch gehaltenen Gesellschaft näher gestellt worden zu sein.

Anbei erlaube ich mir, meine Arbeiten in russischer Sprache beizulegen und gefälligst zu bitten, dieselben für die Bibliothek der Gesellschaft annehmen zu wollen.

Indem ich Sie, meine Herren, bitte, mich vor der verehrten Gesellschaft zu vertreten, um ihr meine innige Ehrerbietung und meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, verbleibe ich

hochachtungsvoll

Graf Alexis Bobrinskoy.

(6) Der Vorsitzende teilt mit, dass die Herren Professoren Fritsch und Baessler von ihren Forschungsreisen glücklich heimgekehrt sind, dass dagegen Hr. Professor Grünwedel wiederum nach Chinesisch-Turkestan und Hr. Dr. Preuss nach Mexiko ihre Ausreise angetreten haben. Von Hrn. Professor v. Luschan sind die letzten Nachrichten bereits aus Suez hier eingetroffen, so dass wir seine Ankunft täglich erwarten dürfen. Nach seinen Briefen ist seine Reise glücklich verlaufen und seine wissenschaftliche Ausbeute sehr gross. —

(7) Wir freuen uns ferner mitteilen zu können, dass Hr. Dr. F. W. K. Müller zum Professor ernannt und gleichzeitig mit Hrn. Professor Grünwedel zum Mitgliede der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen erwählt worden ist. —

(8) Hr. Geh. Rat Professor Lucae, der berühmte Ohrenarzt und unser langjähriges Mitglied, hat am 24. August seinen 70. Geburtstag in voller Frische gefeiert. Wir sprechen dem Jubilar im Namen der Gesellschaft unsere herzlichen Glückwünsche aus.

Eines andern Jubiläums haben wir noch zu gedenken, das unsere Gesellschaft besonders angeht. Am 16. Oktober waren es gerade 25 Jahre, seitdem der erste Bericht des Hrn. Cordel über unsere Sitzung in der „Vossischen Zeitung" erschien. Bastian war kurz vorher von seiner fünften Reise heimgekehrt und hatte in jener Sitzung über die samoanische Schöpfungsgeschichte gesprochen sowie der Konsul Wetzstein über das Mutterrecht bei den Völkern Kleinasiens. Seitdem hat Hr. Cordel ununterbrochen über die Verhandlungen unserer und der deutschen anthropologischen Gesellschaft für die „Vossische Zeitung" Bericht erstattet und wir wünschen ihm, dass er diese Aufgabe noch recht lange erfüllen möge! —

(9) Der XV. Internationale Amerikanisten-Kongress wird in Quebec vom 10.—15. September 1906 stattfinden. Der Beitrag für die Mitglieder beträgt 12 Mk. und kann schon jetzt an den Schatzmeister des Kongresses Mr. Alphons Gagnon, Department of Public Works, Quebec, Canada eingesandt werden. —

(10) Hr. Oscar Cannstatt übersendet aus Wiesbaden eine Abhandlung über

die indianische Bevölkerung der alten Jesuitenreduktionen in Südamerika.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für das Gelingen der jesuitischen Missions- und Kolonisationsarbeit in Südamerika vor Jahrhunderten war die Auswahl der wilden Volksstämme, welche sich die Missionare zur Bekehrung ausersehen hatten und deren Lebensweise, Sitten, Bräuche und herkömmliches Gemeindewesen, von dem Vieles auch noch nach Ansiedelung der Indianer in den Reduktionen beibehalten wurde.

Die Legende lässt die Bevölkerung ganz Südamerikas — wie hier bemerkt sein mag — von zwei Brüdern: Guarani und Tupi, Söhnen der ersten Menschen aus dem See Ipacaray, abstammen. Tupi zog nach dem heutigen Brasilien und bevölkerte dieses weite Reich bis Pará und an die Ufer des Amazonenstromes, während Guarani Paraguay bevölkerte, dessen Bewohner noch bis auf unsere Tage aus Guarani bestehen.

Diese Rasse verbreitete sich über ganz Paraguay, einen grossen Teil Brasiliens, Uruguays, Argentiniens und Boliviens und bildete somit in Südamerika neben den Azteken von Mexiko, den Tschibtschas von Columbien und den Inkas von Peru den vierten grossen indianischen Volksstamm.

Die Sage von der gemeinschaftlichen Abstammung der Guarani- und Tupi-Völker und ihrer Verbreitung von Paraguay aus über den grösseren Teil Südamerikas findet — wie das erst neuerdings wieder R. v. Fischer-Treuenfeld nachgewiesen — ihre Bestätigung in der Verwandtschaft beider

Sprachen, die von 400 indianischen Völkerstämmen gesprochen wurden und zum Teil noch gesprochen werden.

Der polysynthetische Aufbau, d. h. die Eigentümlichkeit, verschiedene Satzteile oder Begriffe durch Einverleibung in ein Wort zusammenzufassen, wie das in der Guaranisprache so viel vorkommt, verleiht derselben eine Fähigkeit präziserer Darstellung, welche in anderen Indianersprachen gar nicht möglich und nur durch zusammengesetzte Ausdrucksformen zu erreichen ist.

Diesen Umstand machten sich die Jesuiten zu Nutzen und daraus erklärt sich die weite Verbreitung der Guaranisprache und ihre Erhaltung bis auf die Gegenwart.

Sehr förderlich für die jesuitische Mission war dann bei der Sesshaftmachung der Indianer und Einrichtung der weitverzweigten Reduktionen die Belassung der Häuptlinge oder Kaziken in ihrer dominierenden Würde. Jedem derselben unterstand eine Sektion oder ein Quartier, welches eine Anzahl Strassen umfasste und dem je nach dem Stande der Gefolgschaft ein mehr oder minder ausgedehntes Feldgelände zur Bebauung zugemessen war.

Derartige Klanschaften existierten innerhalb einer Missionsstätte oft gegen 20 und unterschieden sich nicht selten auch durch starke Sprachverschiedenheiten von einander.

Immerhin zeigten diese zusammengetriebenen „gentes", Dank den Bemühungen der Patres, einen starken Zusammenhalt, der sich in der mannigfachsten Weise äusserte. Gefestigt wurde dieser besonders in den Zeiten, als die Reduktionen den räuberischen Überfällen der Paulistas oder Mameluken — abenteuernden und sklavenjagenden brasilianischen Banden aus S. Paulo — ausgesetzt waren und später, als die Jesuiten ihren Staat — denn als solcher musste die Gesamtheit der Reduktionen gelten — gegen die spanischen und portugiesischen Truppen zu verteidigen hatten.

Im Übrigen bildete in den jesuitischen Reduktionen Religion und Arbeit — ora et labora — das Band und Mittel zur Beherrschung der Wilden.

Das Verhalten der Kaziken oder Häuptlinge war in der Regel massgebend für den ganzen Stamm. Dementsprechend liessen es sich die Jesuiten angelegen sein, nach Möglichkeit diese einflussreichen Stammeshäupter zu allererst für die Bekehrung und den Eintritt in ihre Reduktionen zu gewinnen.

Auch nach dem Übertritt zum Christentum und Ansiedelung in den jesuitischen Niederlassungen verabsäumte man es nicht, ihnen einen höheren Rang unter ihren Stammesgenossen zuzuerkennen und ihnen besondere Abzeichen ihrer Würde, wie Kommandostäbe und bunte Streifen an den Gewändern zu verleihen.

Als Beamte wurden die Kaziken unter anderem zur Beihilfe bei Herstellung und Kontrolle der Stammrollen zugezogen, in denen sämtliche Eingesessene einer Reduktion verzeichnet waren. Wesentliche Dienste leisteten den Patres aber die Kaziken vor allem bei der kriegerischen

Abwehr der Paulistas und Bekämpfung der Spanier, wie bei der Übung der indianischen Christen in den Waffen. Ihnen vornehmlich war deren Führung anvertraut. Auf diese Weise wurde es möglich, dass die paraguayanischen Reduktionen mehr wie einmal Armeen von nicht weniger als 30 000 Kriegern ins Feld zu stellen vermochten. Die Truppen bestanden aus Reiterei uud Fussvolk. Letzteres war mit Keulen, Bogen und Pfeilen, Schleudern, Säbeln und Flinten bewaffnet. Die Reiter führten Säbel, Lanzen und Musketen.

Alle Montage hatten sich diese kriegerischen Scharen unter dem „Corregidor" in der Handhabung ihrer Waffen zu üben.

An der Spitze der gesamten Klanschaften bzw. der Reduktion stand ein Fiskal, der das besondere Vertrauen der Väter besass und gleichsam als Bürgermeister fungierte. Derselbe ging aus der Wahl sämtlicher Kaziken hervor und wurde vom Pater Rektor alsdann im Amte bestätigt.

Alle fünf Jahre fand eine Neuwahl statt.

Dem Fiskal standen noch andere Beamte zur Seite, die zusammen eine Art Ratskollegium bildeten. Die Anfsicht über die kirchlichen Obliegenheiten der Gemeindeglieder und über den Jugendunterricht führte ein „Teniente".

Damit sind jedoch die Eingeborenenämter nicht alle erwähnt. Da waren noch „Alkalden" und vor Allem militärische Würdenträger: Kapitäne, Unterleutnants, Sergeanten mit Hellebarden als Abzeichen.

Den Werkstätten standen endlich die Meister der Gewerke vor, welche einen Stab mit silbernem Apfel trugen. Dazu kamen die in der Kirche ausser dem Teniente Bediensteten, deren 6 bis 8 waren.

Pater Dobritzhoffer zählt an indianischen Beamten auf: den Kapell- und Sangmeister. den Ober- und Untersakristan, den Farmverwalter, den Magazinverwalter, den Malerobermeister, den Zimmerobermeister, den Rosenkranzkapitän, den Oberdrechslermeister, den Schmiedeobermeister, den Goldschmiedemeister, den Oberwebermeister, den Wachszieherobermeister, den Kapitän der Maultiere und Sattlermeister, den Oberschuhmachermeister usw.

Die Einsetzung in diese Ämter geschah am Neujahrstage jedesmal mit grossem Pompe von Seiten des Pfarrers unter Glockengeläute und Einhändigung der Amtsabzeichen, die der Anzustellende kniend in Empfang nahm. Alles war, wie man ersieht, militärisch streng geordnet.

Die schlimmen Erfahrungen, welche die deutsche Verwaltung mit der Begünstigung von Eingeborenen-Häuptlingen in Deutschsüdwestafrika gemacht hat, scheinen den alten Jesuitenmissionaren trotz ihrer weitgegangenen Heranziehung der Indianerkaziken in der Verwaltung erspart geblieben zu sein.

So wenig von einer Gesittung der Bevölkerung nach europäischem Massstabe im Allgemeinen sonst in den Reduktionen die Rede sein konnte, so wurde von den Vätern der Gesellschaft Jesu doch darauf gehalten, dass die christianisierten Indianer nach und nach von der Vielweiberei abliessen und sich zu einer geregelten Ehe bequemten. Um dies zu erzielen,

wurde in den paraguayanischen Reduktionen die Eheschliessung förmlich zum Gesetz erhoben und kein Unverheiratetsein geduldet. „Der Jüngling musste sich bei den Chiquitos mit dem 14., das Mädchen mit dem 11. oder 12. Jahre verheiraten; die Witwer und die Witwen dagegen mussten, wenn nicht etwa ihr Alter dem im Wege stand, nach 6 Monaten wieder in den Stand der Ehe treten. Bei den Guaranis war das Heiratsalter auf das 17. und 15. resp. 16. und 14. Lebensjahr bestimmt.

Es ist mehr als zweifelhaft, ob diese Vorschriften lediglich aus sittlichen Gründen getroffen und nicht vielmehr deshalb geschaffen wurden, um einer allmählichen Minderung der Bevölkerung vorzubeugen.[1])

Der Eheschliessung ging auch eine ganz formelle Verlobung voraus. Was zur Begründung des jungen Hausstands von nöten schien, wurde von den Patres zur Verfügung gestellt. Dahin gehörte vor allem das Haus bzw. die Hütte, ein hochzeitlich Kleid und je fünf Ellen Flanell. Auch die Hochzeit selbst, d. h. ein Festmahl, welches mit ein oder zwei Kühen, zwei Laib Brot, etwas Salz und Honig bestritten wurde, besorgte der Pater, ohne dass sich die neuen Eheleute darum zu kümmern brauchten. Über die sonstigen Vorgänge und Bräuche bei den indianischen Eheschliessungen in den Reduktionen berichtet Pater Sepp: „Die Ehesteuer ist ein Kürbis, welchen die Braut dem Bräutigam zubringt mit der Pflicht, das Wasser zu holen, wogegen der Indianer sich am liebsten nichts verspricht, als das Holz in die Küche zu tragen. Es stehet aber ihm nicht zu, die Braut auszuwählen, sondern das Mägdlein saget dem Pater, sie möchte gern diesen oder jenen jungen Gesellen zur Ehe haben, welchen der Missionar vor sich fordert und insgemein ohne Widerrede von ihm die Einwilligung erhält“

Die auf diese Weise geschaffenen Paare wurden meist in grösserer Anzahl zu gleicher Zeit unter entsprechendem kirchlichen Gepränge einander angetraut. Die Eheringe, welche von den Hochzeitsleuten gewechselt wurden, waren Eigentum der Kirche und gelangten nach beendeter Zeremonie wieder in deren Besitz. Das Gleiche geschah mit einer nach spanischer Sitte dem Bräutigam von dem amtierenden Pfarrer eingehändigten in Geld bestehenden Morgengabe.

Das Hochzeitsmahl fand im Hause der Brauteltern statt.

Bei dieser Gelegenheit erhielten die Neuvermählten als Hochzeitsgeschenk aus der Hand des Paters ein einfaches Tischmesser, dem am Neujahrstage noch eine Axt folgte.

Höchst willkommen war es den Patres, wenn den geschlossenen Ehen recht viele Kinder entsprossen. Denn je stärker der Nachwuchs in den Missionsniederlassungen, desto grösser in der Folge die Zahl der Arbeitskräfte.

Alle Eheleute mussten, so lange sie noch keine Kinder hatten, kurzes Haar tragen; erst von dem Zeitpunkt ab, wo die Ehe mit Kindern gesegnet war, durften Frau und Mann ihr Haar wachsen lassen. Langes Haar galt deshalb als ein Ehrenzeichen und Allen war es angelegentlich

1) Pfotenhauer, Gesch. d. Jes. in Paraguay. Band II. S. 143.

darum zu tun, dazu zu gelangen. Die Chiquitos pflegten das Haar alsdann für gewöhnlich zu Zöpfen zu flechten, nur beim Kirchgang oder bei religiösen Festen aber aufgelöst zu tragen.

Trotz der Fürsorge für die Bevölkerungszunahme überstieg die Sterblichkeit in den Reduktionen und somit die Minderung der Bewohner auffallender Weise zu Zeiten bei weitem deren Vermehrung. Den Grund hierfür hatte man einerseits in der Unreinlichkeit und Gefrässigkeit sowie in dem unzuträglichen engen Zusammenhausen der Indianer, anderseits in der Übertragung von allerhand Krankheiten der Europäer auf sie zu suchen.

Die indianische Gierigkeit bei der Mahlzeit schildert Pater Sepp mit den Worten: „Der Brater ist ein hölzerner Stecken, daran sie das Fleisch stecken, von welchem, da es auf der einen Seite bratet, sie auf der andern schon abschneiden und essen, dass der Brater und Fresser mit einander fertig werden; sobald der Indianer ein Stuck Fleisch verschluckt hat, hungert ihn schon nach einem andern. Es gibt Indianer, welche diese Gedult nicht haben, sondern nehmen ein Stuck Fleisch, schwingen es dreymahl durch den Rauch und Flammen und fahren damit gleich dem Maul zu, da es noch safftig ist, dass ihnen die rote Suppen zu beyden Seiten des Kinnes herabrinnt."

Von dem gedrängten Zusammenwohnen der Leute und der Unreinlichkeit ihrer Behausungen aber erhält man einen Begriff, wenn man von ihren geistlichen Vormündern vernimmt, dass „in einer Stuben beisammenwohnen Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Kinder und Kindskinder, vier Hund, so viel Katzen, noch mehr Ratzen, Mäuss, Grillen, die schwarzen Brodkäfer aber Tausendweis."

Am häufigsten traten eine Art Grippe oder Influenza, ferner Blattern, Masern, Scharlach und Dysenterie auf, indessen wissen die Patres auch von verheerenden Pestepidemien zu berichten, wie sie sich namentlich in den Jahren 1618, 1619, 1635, 1636, 1718 und 1719 fühlbar machten.

Die Beköstigung der gesamten Bewohnerschaft war bei dem Viehreichtum des Landes und der Fruchtbarkeit des Bodens nicht allzu schwierig, war aber von den Patres nichtsdestoweniger derart geregelt, dass an Nahrungsmitteln wenig verloren ging.

Bei Pfotenhauer finden wir darüber folgende Angaben: „Frühmorgens nach dem ersten Gottesdienst, der um 4 Uhr mit der Hersagung des Vaterunsers, des Ave Marias oder Credos begann, welches der Älteste im Haushalte, noch in der Hängematte liegend, vorbetete, ward jedem Hausvater sein Mass Tee (Yerba maté) zugeteilt, so viel er bis abends nach der Rosenkranzandacht benötigte. (Im Jahre belief sich der Teeverbrauch einer Familie auf 30—40 Pfd.)

Zur selben Zeit sass die männliche Jugend auf dem Hofe der Väter nach der Ordnung des Alters; zuerst die von 16 Jahren bis herunter zu den Kleinsten, bis sie alle aufgerufen wurden, damit ein jedes sein warmes Frühstück empfinge, bestehend in gekochtem Mais oder aus Eingeweiden von Ochsen, als Leber und Lunge. Entweder zu gleicher Zeit oder gleich

nach den Knaben bekamen die Mägde ihr Essen auf der Strasse in nämlicher Weise.

Beide assen das Dargereichte auf der Stelle oder gingen damit nach Hause. Mittags und abends nach dem Gottesdienste fand wiederum die Verteilung der nötigen Speise aus der Hand und vom Herde der Väter statt. Für die Kranken wurde eigens gekocht. Hatte allgemeine Fleischverteilung stattgefunden und dies geschah wöchentlich dreimal, so fiel allem Anschein nach die mittägliche Speisung fort; und erhielten dann die Kinder die Eingeweidestücke, welche sonst zubereitet wurden, in rohem Zustande.[1])

Die Fleischrationen waren sehr reichlich bemessen, entsprachen aber nur knapp der enormen Aufnahmefähigkeit der indianischen Mägen. Der Verbrauch an Schlachtvieh belief sich infolgedessen in manchen Reduktionen auf 16—40 Stück am Tage. Ausser dem Tee empfingen Sonntags die Männer noch etwas Tabak und Salz; von diesem für die ganze Familie aber nur einen Löffel voll. Schon dieses Quantum verursachte eine bedeutende Ausgabe, da damals $^1/_4$ Ctr. des eingeführten Salzes auf acht Gulden zu stehen kam.

Als Zugemüse und Brot wurde viel Maismehl konsumiert. Weniger diente hierfür Reis, da den Indianern das Enthülsen des letzteren zu mühselig erschien.

Über die intellektuelle Befähigung der zur Christianisierung von der Gesellschaft Jesu seiner Zeit ausersehenen Völkerschaften im südlichen Amerika lauteten die Berichte der jesuitischen Missionare sehr verschieden. Sie reichte indessen ohne Zweifel dazu hin, um die ihnen erteilte Dressur lohnend erscheinen zu lassen. Auch lag es garnicht in der Absicht der Jesuiten ihre indianischen Gemeindeglieder auf eine höhere Bildungsstufe zu heben. Ihnen genügte es, sie zu brauchbaren Arbeitskräften für ihre Zwecke zu erziehen und aus ihnen ad majorem Dei gloriam sogenannte Christen, d. h. Gläubige der römisch-katholischen Kirche zu machen.

Die meisten der in den Reduktionen vereinigten Indianerstämme verstanden nicht einmal zu zählen. Nie gelang es ihren Lehrern sie darin über die Zahlbegriffe der vorhandenen Finger und Zehen hinaus zu fördern. Jeder Mehrbegriff wurde in das Wort „viel“ zusammengefasst.

Etwas gelehriger erwiesen sich die Wilden im Lesen und Schreiben. Wird uns doch sogar erzählt, dass sich von den bekehrten Guaranis manche mit der Zeit ganz gut auf das Ablesen spanischer und lateinischer Gebete verstanden hätten, wenn ihnen auch das Verständnis für das Abgelesene gefehlt habe.

Zur Zeit der spanischen Entdeckung und Eroberung von Paraguay, dem Hauptfeld jesuitischer Missionstätigkeit, war dieses ausser von Guaranis, von Payaguas, Ayaces, Guanas, Tobas, Abipons, Lenguas, Guaycurus, Mbayaés, Chiquitos, Etilinas und vielen anderen Indianerstämmen bevölkert. Manche dieser Völkerschaften wurden durch die spanischen und portugiesischen Eroberer vernichtet und ihre Reste, soweit

1) Pfotenhauer Ges. d. Jes. II S. 147.

sie nicht das Christentum und eine gewisse Zivilisation angenommen hatten, zogen sich nach dem Chacogebiet und den jungfräulichen Wäldern Brasiliens und Boliviens zurück, wo sie der unaufhaltsam vordringenden Kultur Schritt für Schritt ihre reichen Jagdgründe und Weideplätze ausliefern müssen.

Nicht über alle mit Jesuitenmissionaren in Berührung gekommene Indianerstämme sind uns genauere Schilderungen überliefert worden. Immerhin enthält der Briefwechsel der Mitglieder der Gesellschaft Jesu mit ihren Vorgesetzten oder Souveränen, wie Ordensgenossen und Verwandten in Europa manch schätzenswertes ethnographisches Material. Über die Chiquitos unterrichten uns besonders die Briefe des Rektors P. Franciscus Burgos. Derselbe schreibt im Jahre 1703 an den König von Spanien:

„Die Schikiten oder Schlieffer (also genannt, weil sie nemlich in ihre niedere Hütten nicht aufrecht eingehen; sondern hinein schlieffen müssen,) liegen zwischen dem Steinbocks-Wend und dem 16. Grad Suderbreite; sie haben gegen Abend die Landschafft des Heil. Creutzes von Sierra und die Sanct Lorentz-Stadt. Sie erstrecken sich gegen Aufgang beyläuffig hundert viertzig Stund weit bis an den Fluss Paraguay. Gegen Norden scheidet sie das Tapacurische Gebürg von denen Moxen ab. Gegen Mittag aber gräntzen sie an das Gebiet der alten Stadt Heilig-Creutz.

Das gesamte Land begreifft von Suden gegen Norden etwann hundert Stund in seiner Breite: hat ein gebürgichtes Lager, und bringt die Menge Honig hervor u. s. w." „Die ungleiche Witterung (da es bald nass, bald trocken, bald unleydentlich kalt, bald wieder unerträglich warm ist) verursacht mancherley Kranckheiten, und öffters die Pest selbst, welche unter dem armen Volck eine entsetzliche Niederlag anrichtet, absonderlich, weil dieses ihm selbst weder zu rathen noch zu helffen, ja nicht einmal die Mittel, mit welchen man sich wider die Kälte verwahrt, vorzukehren weiss.

Sie bedienen sich in all ihren Kranckheiten nur folgender zwo Künsten; nemlich, dass sie ihnen durch einen Cazik den krancken Theil des Leibes lassen aussaugen, welcher Artzt dem Siechen viel Fragen vorträgt, als da sind: Was ihm dann wehe thue? wo er gleich vor seiner Unpässlichkeit gewesen? ob er kein Tschika (ein voll und toll machendes Getränck) ausgegossen? ob er kein Hirsch- oder Schildkrotten-Fleisch hinweg geworffen habe?

Sagt er ja: Eben das ist es, spricht der Artzt, der Ursprung deines Ubels; inmassen die Seel des Hirschens oder der Schild-Krötte, um sich des Schimpffs zu rächen, in Deinen Leib gefahren ist. Er saugt mithin den bresthafften Theil aus, und wirfft nach einiger Weile eine schwartze Materie aus dem Maul und sagt: Das ist der Gifft, den ich aus Deinem Leib gezogen hab.

Die andere Weis sich der Kranckheit loszumachen, ist gar barbarisch, indem diese Indianer ihre Weiber todtschlagen, auf dass der Tod mit solchem Opffer vergnügt denen Männern verschone. Sie schreiben all ihre Zuständ nur äusserlichen Ursachen zu, weil sie von der innerlichen Be-

schaffenheit des Menschen nicht das Geringste verstehen. Sie sind übrigens von schöner und grosser Leibes-Gestalt mit etwas ablänglichtem Angesicht. Erst mit 20 Jahren lassen sie ihnen das Haar wachsen: sie gehen fast nackend daher; doch lassen sie von ihren Schultern einen Buschen von Affen-Schweiffen, und Federn jener Vöglen, so sie selbst getödtet haben, herabhangen, um hierdurch zu zeigen, was sie für gute Schützen sind.

Sie durchbohren ihre Ohren, und die untere Leffzen, welche sie mit einem Stücklein Zinn behencken.

So tragen sie auch eine gewisse Gattung Feder-Hüt, so wegen Unterschied deren Farben nicht übel in das Aug fallen. Niemand denn die Cazik allein tragen kleine Camisol, die Weiber aber einen Schurtz, den sie Tyboy nennen.

Man findet bey ihnen weder Policey, noch eine gewisse Regiments-Gestalt, doch halten sie zuweilen ihre Versammlungen; in welchen sie dem Rath ihrer Caziken, so die Vornehmste des Volcks sind und deren ältesten Männern folgen. Die Cazik aber werden nicht geboren, sondern nach ihrer Dapfferkeit und Verdiensten erwehlt, wann nemlich einer seinen Feind verwundet oder gefangen hat. Offtmal sagen sie einander ab, und heben einen Krieg an aus blosser Begierd den andern um etliche Stück Eisen zu bringen oder über ihn den Meister zu spielen, wozu sie dann von ihrem stoltzen Gemüth, und wilder Natur hefftig angetrieben werden. Uebrigens gehen sie mit ihren Gefangenen so gütig um, dass sie denenselben vielmal ihre Töchter vermählen.

Wiewol einem jeden nur ein Weib erlaubt ist, so haben doch die Cazik die Freyheit zwey oder drey zu heyrathen; dann weil dieselbe denen übrigen öffters einen Schmaus von Tschica (so ein aus Türckischem Weitzen und andern Früchten gemachtes Bier ist) geben müssen, solches Getränck aber nur von denen Weibern zubereitet wird, würde eine allein hiezu nicht erklecken.

Die Kinder wachsen ohne einige Zucht auf, wie das Viehe, ja viel schlechter; angesehen sie um die Eltern nichts fragen, und diese sich derenselben hinwiederum nicht bekümmern.

Obschon ihre Hütten, wie oben gedacht hab, in Gestalt eines Backofens so nieder gebaut sind, dass sie durch ein Loch hineinschlieffen müssen, und sich darinnen nicht aufrichten können, damit ihnen nemlich die Schnacken keine Ungelegenheit machen; so haben sie dannoch annebst auch etliche grosse aus Aesten und Reisern aufgeführte Häuser, in welchen die junge Pursch, sobald sie das fünfzehende Jahr erreichen beysammen wohnen; gestaltsam sie sich von diesem Alter an nicht mehr bey ihren Eltern aufhalten dörffen. In eben diesen Gebäuen beherbergen sie ihre Gäst, und ergetzen sie mit ihrem Tschica-Bier. Dergleichen Gastmahle währen insgemein drey Tage aneinander, da sich dann mit Essen, Trincken und Tantzen erlustigen.

Wer zum besten sauffen kan, der ist der grösste Held. Nachdem sie sich nun voll getruncken haben, fangen sie an mit einander zu zancken,

zu haddern und zu rauffen, dass offt dererley Freuden-Fest mit Todtschlägen beschlossen werden.

Jetzt komme ich auf ihre Tag-Ordnung; Mit Sonn-Aufgang nehmen sie das Frühestück ein, hiernechst blasen sie eines auf der Flauten, (die nicht mehr als ein Loch, mithin nur zwey Tön oder Stimmen hat) so lang, biss der Thau, welchen sie für sehr schädlich halten, vergangen ist. Nach solchem, wann die Sonne schon ein wenig sehr hoch stehet, arbeiten sie auf dem Feld mit hölzernen Schauffeln, und verfügen sich zum Mittagmahl wieder nach Haus. Abends gehen sie spatzieren, suchen einander heim, da dann ein Nachbar dem andern zu essen und zu trincken giebt: alles, was man aufsetzt, wird unter allen gegenwärtigen getheilt.

Gleichwie ihre Weiber der harten Arbeit abhold sind, also bringen sie fast den gantzen Tag mit Besuchungen und Schwätzen zu: ihr eigenthumliches Geschäfft ist Wasser schöpffen, Holtz tragen, den Türckischen Weitz, die Wurtze Yuca und andere Früchten kochen: wie nicht weniger spinnen, und so wol ihre Schürtz-Tücher als die Camisol und die Bett-Netz für ihre Männer würcken, dann sie selbst schlaffen auf harter Erden, auf welcher sie eine aus Palmen-Blättern gewürckte Decken oder eine aus höltzernen Reisern verfertigte Flechten ausbreiten. Bey Sonn-Untergang essen sie zu Nacht, und gehen darauf alle gleich schlaffen, die ledige Gesellen ausgenommen, welche sich unter denen Bäumen versammelen, hierauf aber eine Wohnung des Dorffes nach der andern besuchen, und vor einer jeden absonderlich tantzen.

Ihr Tantz hat was seltsames an sich, dann sie schliessen einen grossen Kreis, in dessen Mitte zwey Indianer auf der Flauten spielen, wobey die Knaben sich wacker tummelen und hüpffen ohne ihre Stell jemals zu verändern. Die Indianerinnen machen gleicher gestalten einen Creis und tantzen hinter denen Mannsbildern: Sie gehen auch nicht ehender schlaffen, als biss sie diese Lustbarkeit biss zwey oder drey Stund in die Nacht fortgesetzt haben.

Nach ihrer Ernde gehen sie auf die Jagt; dann so bald das Regenwetter, so von dem November an bis in den May-Monat anhält, vorbey ist, zertheilen sie sich in verschiedene Rotten und gehen auf dem Gebürg zwey bis drey Monat jagen, dass sie erst gegen den August-Monat zurück kommen um welche Zeit sie ihr Feld pflegen anzubauen.

Man wird nicht bald ein Volck, so wild es auch seyn mag, antreffen, dass nicht eine Gottheit erkenne: allein die Schikiten erweisen keinem weder sichtbaren noch unsichtbaren Ding, ja nicht einmal dem Teuffel, welchen sie über die massen fürchten, die geringste Ehr, leben mithin, wie das Gewild ohne Erkantnus eines künfftigen Lebens, auch ohne anderen Gott, als ihren Bauch, indem sie von keiner anderen Seligkeit weder wissen noch hören wollen, als welche auf dieser Welt durch die Lüsten genossen wird. Darum haben sie alle Zauberer und Schwartzkünstler ausgerottet, welche sie für Feind des menschlichen Lebens dermassen gewiss halten, dass heutiges Tags, wenn jemand aus ihnen nur träumen solte, dass dieser oder jener ein Zauberer seyn, solches ihn aus dem Weeg zu geraumen, eine genugsame Ursach seyn würde. Dessen unerachtet sind

sie sehr aberglaubisch, absonderlich in Bemerckung des Vogel-Gesangs, welches sie auf das genaueste beobachten, und aus solchem alle künfftige Drangsalen abmessen: Womit es bey ihnen schon so weit kommen ist, dass sie aus demselben auch wahrsagen wollen, ob die Spanier gesinnt seyen, ihr Land zu überfallen? Diese Einbildung allein ohne andern Grund-Schein macht öffters, dass sie in die Berg und Wälder fliehen: Mit welcher Gelegenheit die Kinder sich von ihren Eltern vielmal scheiden, ohne dass diese auf jene Achtung geben, weil einem Theil an dem andern so wenig gelegen ist, dass ein Vatter seinen Sohn um ein Messer oder um eine Holtzhacke zu verhandeln kein Bedencken hat. Derentwegen stunden die Missionarii in nicht geringer Sorg, sie möchten ein so wildes Volck in ordentliche Dorffschafften nicht versammlen können.

Der Glaub musste von dem Collegio zu Tarischa aus, welches Hl. Fernandez de Campero, Rittmeister und des Ordens von Calatrava Ritter gestifftet hatte, dahin gebracht werden; weil solches in all dieser Völckern Nachbarschafft gelegen, und von seiner Urheber zu solchem End angesehen ist: Allein man war vielmehr bedacht, die Länder deren Tschiriguanen, deren Matageyen, deren Tobas und deren Mocobien zu bekehren.

P. Josephus Franciscus von Arce und P. Joannes Baptista von Cea haben das Eis die erste gebrochen, und sich bey denen Tschiriguanen eingefunden um zu sehen, wie die Gemüther allda beschaffen und welcher Orten man Missionarios ansetzen konte. Sie sind endlich mit harter Mühe bey dem Fluss Guapay angelangt, und so wol von denen Caziken als von denen Indianern ziemlich gut empfangen worden.

Wie wol Arce de la Concha als Land-Vogt der Meynung ware, man solte vielmehr die Schikiten als ein wildes Volck, dann die wilden und grausamen Tschiriguanen, so man denen Jesuitern von Peru überlassen könte, von Seiten der Paraguarischen Provintz zu gewinnen, sich lassen angelegen seyn, und solches sein Gutachten den Patri Generali nach Rom wie auch dem Patri Provinciali von Paraguarien zu überschicken auf sich genommen hatte, setzte dannoch mittler Weil gedachter P. de Arce sein Vorhaben ins Werck und durchwanderte nicht allein das Tschiriguaner-Gebiet, sondern stifftete auch daselbst, als ihm einige Missionarii zu Hülff kommen waren, Anno 1691 die erste Mission an dem Flusse Guapay, und gab ihr den Nahmen Mariä-Opfferung. Den 31. Julii desselben Jahres legte er unter den Nahmen des H. Ignatii in dem zwischen der Stadt Tarischa und dem Fluss Guapay gelegenen Thal eine andere Mission an, kehrte aber hiernechst bald in das Collegium zu Tarischa zuruck und unterredete sich mit seinen Obern über die Art, wie man das Evangelische Licht im Schikiter-Land mögte ausbreiten, welcher ihm dann befahle, den Fluss Paraguay auszukundschafften und die Schikiten, ob sie den wahren Glauben anzunehmen geneigt wären, wol auszunehmen.

Er verfügte sich dem zu folg nach Heilig Creutz von Sierra, allwo (weil Augustin de la Concha mittler weil war abgelöset worden) sich die Spanier seinem Vorhaben aus all ihren Kräfften derenwegen wiedersetzt haben, weil sie sich nemlich besorgten, es werde ihnen, falls dieses Land das Christenthum annehmen solte, nicht mehr gestattet werden, in dasselbe

einzufallen, die Leute aufzufangen, zu Leibeigenen zu machen und folgends um grosses Geld zu verkauffen. Darum konte er weder Dollmetscher noch Weegweiser finden, die ihn dahin begleiten mögten, bis endlich zwey Jüngling, denen der Weg ziemlich bekannt ware, sich anerboten haben, ihn biss zu denen Pignocas, welche an die Schikiten angräntzen, zu führen.

Er brache also zu Anfang des Christ-Monats 1691 auf, reisete vier Wochenlang über unersteigliche Berg und Flüss durch allerhand Wüsten und Wildnussen und langte nach unzählich viel überstandenen Mühseligkeiten endlich bey denen Pignoken glücklich an, unter welchen zu seinem grössten Leyd die Kinds-Blattern gleich einer Pestilentz täglich eine Menge Leut aufrieben.

Die betrübte Indianer empfingen ihn mit Freuden; sie bezeugten eine grosse Lust zum wahren Glauben; sie versicherten ihn, dass, wann er ehender kommen wäre, er ihrer viel vor ihrem Tod hätte tauffen können; sie versahen ihn mit Türckischem Korn, mit Patateu, Kürbis und andern Waldobs; sie baten ihn hefftig, bey ihnen zu verharren, mit der Versicherung, dass sie nicht allein bald eine Kirch bauen, sondern ihn auch mit aller Nothdurfft nach Kräfften versehen würden.

Solcher unverhoffte Willkommen bewoge den Mann Gottes, weil das vierteljährige Regen-Wetter bereits eingefallen ware, bey diesen guten Schikiten bis in April, da es wieder trocken wird, zu verharren, welches die Indianer dergestalt erfreuete, dass sie obschon noch kräncklich, einen Platz zur Kirchen ausgesehen, auf denselben nicht allein ein Creutz gepflantzt, sondern solches auch fussfällig angebettet, ja noch denselben Abend Holtz gefällt und mit dem Bau so hurtig fortgefahren sind, dass inner vierzehen Tagen das Gottes-Hauss verfertiget; und dem Heiligen Francisco Xaverio eingeweyet wurde.

Sie haben sich in demselben alle Tag versammlet und die Christliche Lehr mit solchem Eyffer angehört, dass der Priester öffters bis in die späte Nacht damit beschäfftiget ware, theils um ihnen, was sie nicht verstanden, deutlicher auszulegen; theils auch zu wiederholen, was sie vergessen hatten. Viel Caziken sind samt ihren Völkerschafften dahin gezogen und haben sich daselbst häusslich niedergelassen, wodurch die Zahl deren Neuglaubigen also zunahme, dass ihnen die Kirch bald zu eng worden ist. Die aus so schönen Anfang geschöpffte Freud ward kurtz hernach zerstört, theils wegen einer gefährlichen Kranckheit Patris de Arce's, theils wegen einem plötzlichen Einfall deren Portugiesischen Mameluken, welche um der wohlverdienten Straff zu entgehen, sich an die Gräntzen von Brasilien ziehen, allda sich zusammenrotten, und mit grossem Hauffen, auch gewaffneter Hand, weil sie keinen Oberherrn erkennen, nach ihrem Muthwillen in denen benachbarten Ländern weit und breit herumstreiffen. Diese gottlosen Schnapp-Hahnen hatten ihnen für diesesmal vorgenommen bis nach Heilig-Creutz von Sierra einen Zug zu wagen, und alle Schikiten so sie unterwegs antreffen würden, in die erbärmlichste Dienstbarkeit hinzuschleppen.

Als man diese Kundschafft durch einen Indianer, so ihnen aus der Gefangenschafft unter Wegs entrunnen ware, erhalten hatte, machte sich Pater de Arce mit drey Indianern auf die Reis, um ihren Zug von nahem auszuspähen. Er wanderte gegen Sonn-Aufgang durch das Gebiet deren Boros, deren Tabicas, deren Tancas und anderen Völckern mehr, welche ihn alle freundlich empfangen, und sich zum wahren Glauben wohlgeneigt erwiesen haben. Er ward so wol durch etliche mit grosser Furcht flüchtige Indianer, als durch den Musqueten-Knall bald gewahr, dass die Mameluken nicht weit mehr sein könnten. Darum warnte er die Indianer mit Weib und Kind sich zusammen und in einen abgelegenen sicheren Ort zu ziehen, biss der Schwarm würde vorbey sein.

Sie folgten seinem Rath, und begaben sich nach Capoco, einem Ort, allwo nach der Zeit die Mission des Heiligen Raphaelis ist gestiftet worden. Sie waren daselbst fast sicher, weil ein dicker Wald zwischen ihnen und zwischen der Strassen, welchen sich die Land-Räuber hielten, in der Mitten stunde. Der Missionarius suchte sie heim und predigte ihnen mit dieser Gelegenheit das Evangelium; doch hielte er sich nicht zu lang auf, sondern verfügte sich nach seiner funfftzig Meil von dannen entfernten Mission Sancti Xaverii und ferner gar nach Heilig Creutz von Sierra, um dem Spanischen Land-Vogt des Orts diese Zeitung zu hinterbringen und ihn um schnelle Hülff anzuflehen, welcher ihm dreyssig Soldaten mitgegeben, die mit dem Pater eilends nach Sanct Xaverii gezogen und hierselbst sich mit fünff Hundert mit Pfeil und Bogen gewaffneten Schikiten vereinbart haben. Inmassen aber der Ort nicht vortheilhaftig ware, marschirte dieses geringe Kriegs-Heer an den Fluss Apere, oder Sanct Michel, von wannen der Hauptmann ohne Zeits-Verlust Kundschafften gegen den Feind ausgeschickt, durch solche aber folgenden Tags vernommen hat, dass derselbe in dem kurz vorhin verlassenen Fleck Sancti Xaverii sein Lager geschlagen hätte. Der Portugiesische Parthey-Führer hat sogar Patri de Arce folgenden Brief geschrieben:

„Ehrwürdiger Pater! Ich bin allhier mit zwo Compagnien dapfferer Portugesischen Soldaten angelangt, nicht in Absehen Euer Ehrwürden oder denen Ihrigen ein Leyd anzufügen, sondern etliche unserer Leuten, so von uns in dieses Land übergelauffen sind, aufzusuchen. Darum belieben dieselbe samt ihren Neuglaubigen nach Hauss zu gehen, allwo Sie unser wegen gantz sicher und ruhig werden verbleiben können. Womit ich Euer Ehrwürden in die Göttliche Obhut empfehle.

Antonius Ferraëz.

Nach gelesenem Brief begabe sich der Spanische Commandant samt seiner Kriegs-Schaar grad gegen den Feind auf den Marsch und kam Nachmittag um drey Uhr nur eine Stunde weit von dessen Lager an; hielte allda still, liesse seine Leute Odem schöpffen, mit Befehl, sie solten zur Erwerbung Göttlichen Beystandes ihre Beicht verrichten, mit welcher Anhörung die mitgekommene Missionarii bis um Mitternacht sind beschäfftiget gewesen. Um drey Uhr früh liesse er zur Feld-Schlacht alles veranstalten. Er wolte zwar die Portugesen, das Gewehr zu strecken, vorhin auffordern;

allein sechs spanische Soldaten reitzten einen gegenüberstehenden Portugesischen Indianer so hefftig an, dass er vor Ungedult auf sie losgeschossen, und einen aus ihnen erlegt hat, dessen Tod aber alsobald durch Erschiessung zwey Portugeser gerochen wurde. Da gienge der Tantz an. Die Spanier und Schikiten gaben auf die Portugesen eine Salve, in welcher beyde feindliche Hauptleute, Nahmens Antonius Ferraëz und Manuel de Friaz sind getödtet worden.

Die Niederlag der Häupter erschröckte den gemeinen Mann feindlicher Seits dermassen, dass die Mameluken Haufenweis in den Fluss Apere gesprungen sind, in der Hoffnung sich mit Schwimmen zu erretten, aber umsonst; dann die Spanier und Schikiten verfolgten sie und richteten ein solches Blut-Bad an, dass von Hundert funffzig Mann, als viel sie waren, nur sechs mit dem Leben davon kommen, derer drey sich gefangen ergeben, drey aber die Flucht ergriffen, und einem andern Hauffen ihrer Leuten, welche in dem Pegnoker-Land tausend fünffhundert Indianer aufgefangen hatten, solche Nachricht überbracht haben. Kaum hatten dieselbe solches vernommen, als sie eilends über den Strom Paraguay sich nach Brasilien, die Spanier aber nach Heilig Creutz von Sierra zurück gezogen haben.

Der Königliche Spanische Rath von Tscharkas warnete hierüber alle in dem Land Paraguarien befindliche Missionarios samt ihren untergebenen Christenheiten sich vor diesen Menschen-Dieben wohl in Acht zu nehmen, damit sie nicht etwann gleicher Weis von ihnen überfallen würden; angesehen ihre Absicht dahin gerichtet ist, ihnen einen freyen Pass in die Landschafft Peru zu öffnen, ohne sich, dass die neue Christenheiten hierdurch zerstört werden, viel zu bekümmern, wann sie nur ihrem unersättlichen Diebs-Geitz ein Genügen leisten können.

Wir haben von Gabriele Antonio Maziel, einem deren drey gefangenen Portugesen, von ihrem Zug folgende Marsch-Ruthe erhalten, dass sie nemlich bey ihrem Aufbruch von Sanct Paul in Brasilien auf dem Strom Anemby, welcher Nordwerts sich in den Fluss Parana stürtzt, sich auf Kahnen eingeschifft, mithin aus besagtem Anemby in den Parana, von diesem aber in den Fluss Imuncina durch dessen Sudwerts befindliche Mundung eingefahren, und auf solchem acht Tag lang, doch mit gar kleinen Tag-Reisen aufwärts geschifft, bis sie endlich bey der nunmehr zerstörten Stadt Scheres ankommen sind, allwo sie ihre von Sanct Paul aus mitgenommene Kahnen samt einer Wacht zurückgelassen, welcher zugleich oblage ein Stück Felds anzusäen, auf dass sie bei ihrer Ruck-Reis etwas zu essen fänden. Von dannen giengen sie zwölff halbe Tag-Reisen über die anmuthige Felder von Scheres zu Fuss, bis an das Ufer des Fluss Boinbay, welcher Nordwerts in den Paraguay fliesst; allda machten sie neue Kahnen, und baueten für ihre Ruck-Kehr etliche Früchten an. Auf dem Boynbay reiseten sie zehn Täge abwerts nach dem Strom, bis sie in den Fluss Paragüay eingelauffen, auf diesem aber acht Tag wider den Strom aufwerts gerudert und bey dem Eingang des grossen Teichs Maniore, von dannen ferner nach einer Tag-Reis bey dem Indischen Hafen Itatines eingetroffen, und daselbst ihre Weidling in den Sand bis

zu ihrer Zurückkunfft verscharrt haben. Von hier aus marschierten sie abermal zu Fuss, doch so gemächlich, dass sie des Tags nur ein oder höchstens zwey Meil zuruckgelegt, damit sie noch Vormittag zeitlich das Lager beziehen und in dem Gebürg etwas von Gewild zu ihrer Nahrung schiessen möchten. Von hier aus beobachten sie diese Reis-Ordnung: Den 1. Tag giengen sie von dem Itatinischen Haafen gegen Westen zu Norden und kamen bey einem gesaltzenen Sumpff zu stehen. Den 2. wie auch die übrigen Täge, gienge der Zug gegen Sonn-Untergang, und blieben für dissmal zu Mbocaytibazon, wo es ihnen an Wasser gemangelt über Nacht. Den 3. dreheten sie sich gegen Westen zu Suden, und erreichten die Gestätten eines Bächleins. Den 4. kamen sie an den Morast Guacuruti. Den 5. an ein in ebenem Feld rinnendes Bächlein. Den 6. an ein anderes dergleichen Wässerlein, so bey dem Fuss eines Bergs vorbey fliesst. Den 7. zu einem in dem weiten Feld Jacuba befindlichen See. Den 8. zu einem Bächlein, so durch eine weitläuffige Ebene durchstreicht. Den 9. auf eben diesem Strich nach Yacu. Den 10. wendeten sie sich besser gegen Norden, und langten nach überstiegenem Berg bey einem Sumpff an. Den 11. wanderten sie über ein Feld gegen Westen. Den 12. auf eben dieser Zeile kamen sie über eine Fläche zu einem wüsten Marck-Fleck, so denen Itatinern zugehört hatte. Den 13. abermal auf selber Strass zu einem andern verheerten Itatiner-Fleck. Den 14. in einer Ebene zu einem Bächlein. Den 15. überstiegen sie einen Berg, wendeten sich gegen Westen zu Süden und verharreten an einem Bächlein. Den 16. kehrten sie sich gegen Westen zu Norden und übernachteten an einem kleinen Bach. Den 17. zogen sie gegen Norden, und blieben zwischen zwey Hügeln stehen. Den 18. setzten sie ihren Marsch gegen Norden fort und kamen zu dem Eingang von Tareyri. Den 19. schwangen sie sich um gegen Suden zu Westen und blieben an dem Fuss eines Bergs bey einem rinnenden Wässerlein über Nacht. Den 20. lencketen sie sich nach Norden gegen den Ursprung dieses Bächleins, und langten, nachdem sie acht Tag auf diese Weise fortgereiset waren, in dem Taucas-Gebiet, so zu dem Schikiter-Land gehört, endlich an; von dannen aus erblickt man den Berg Agnapurahey, der sich gegen Mittag ausstreckt. Den 28. giengen sie nach Suden in einen Fleck, der näher an diesem Berg liegt. Den 29. marschierten sie über einen Berg, kehrten sich demnach gegen Westen und erreichten einen Teich, so in dem Pegnoky-Gebiet in einem grossen Feld stehet. Den 30. wanderten sie an eben diesem Teich nach Westen biss zu dessen End, allwo das Pignokas-Gebürg anfangte. Den 31. hatten sie einen schlimmen Weg in einem mit Bergen und Palmbäumen überzogenen Land; sie wendeten sich gegen Westen zu Norden, kamen an den Bühel Kimekas und hielten sich solchen Strichs vier Tag. In dieser Gegend ist etliche Jahr vorher Hans Borallo de Almada, Mamelukен-Obrist von denen Pegnoky geschlagen worden. Den 35. da sie ihren Gang grad gegen Westen gerichtet, erreicheten sie den Fluss Apere oder Sanct Michel. Den 36. und 37. zogen sie über Gebürg und kamen in die Wohnungen deren Xamarus. Den 38. überstiegen sie das Pignokas-Gebürg samt dem Fluss Apere, damit sie in die Flecken deren Pignoky mögten

einfallen. Letzlich beschlossen sie ihren gantzen Zug in dem Quimes-Gebiet und in dem Fleck des Hl. Francisci Xaverii, welcher in dem Pignokas-Gebiet liegt, allwo sie erwehnter massen alle in die Pfanne sind gehauen worden.

Der Portuges, welcher uns jetzt beschriebene Reis-Ordnung geoffenbart, hat uns über dieses auch erzehlt, dass drey Jahr vorher eine andere Parthey so wider den Strom auf dem Fluss Paraguay aufwerts in das Gebiet deren Paresis sich zu wagen versucht habe; da sie dann ihren Zug von dem Eingang des Teichs Maniore angefangen, und inner vier Tägen die Insul deren Yaraos (Langohren oder Lappen) erreicht hätten: die Spanier haben diesen Leuten solchen Namen derenwegen aufgetrungen, weil sie ihre Ohr-Läplein durchpfriemen und dieselben mit langen höltzernen Zungen behencken. Nachdem nun die Mameluken damals die Insul durchstrichen hatten, konnten sie kaum in vier Tagen die Mundung des Fluss Yapuy, welcher sich lincker Hand in den Paraguay-Strom ausstürzt, entdecken. Von dannen langten sie in vier andern Tagen bei der Mundung des Isipati an; setzten ihre Schiffarth immer fort und befanden sich fünff Tag hernach bey denen Völkerschafften deren Guarayus, deren Caraberes und deren Araaybaibas. Hiernechst reiseten sie drey Tag zu Fuss, da sie längst eines ziemlich langen Gebürgs endlich zu denen Paresis und Mboriyaras kommen, von wannen sie eben den Weeg, dessen sie sich in ihrem Anzug bedient hatten, nach Brasilien wieder zurückgekehrt sind.

Aus Sorg diese Mameluken mögten sich bald wieder einstellen, hat die Missionarios bewogen, den Ort des H. Xaverii zu verlassen, und sich samt denen Inwohnern nach Pari, einen am Fluss Apere gelegenen Ort zu ziehen, so vom Sanct Lorentz nur 8 Meil entlegen ist. Die Pignoken und Xamarus versammelten sich allda, und baueten einen grossen Marckfleck. Aber die Spanier von Sanct Lorentz überfielen sie feindlich, und führten einen Theil des Volcks in die knechtische Dienstbarkeit. Sie haben sich sogar wider die Missionarios, welche sich ihrem lasterhaften Beginnen widersetzten, gröblich vergriffen. Derenwegen hat P. Lucas Cavalhero das Lager seiner Mission noch einmal verändert und diese in eine 18 Meil weiters an eben demselben Strom gelegene Gegend übersetzt. Dergleichen unsicheres und müheseliges Hin- und Her-Ziehen samt der hieraus entstandenen Hungers-Noth und Kranckheiten hat deren neuglaubigen Zahl ziemlich verringert; dann etliche zerstreueten sich auf dem Gebürg, andere hingegen sind vor Hunger und Elend verschmachtet. Doch ist zu hoffen, dass diese Völkerschafft an Inwohnern bald mercklich werde zunehmen; indem die nechstgelegene Völcker Namens Kibikias, Tubasis und Guapas sich daselbst häuslich niederzulassen versprochen haben.

Die andere von dem H. Raphael benante Mission ist von der ersten bey 34 Meil gegen Osten entfernt: Pater de Cèa und P. Franciscus Herbas haben solche aus denen Völckerschafften Tabicas und Taus und andern dergleichen zusammen gezogen, hiemit aber über tausend Indianer an diesem Ort versammelt: Allein die Pest, so allda zwey Jahr an einem Stück tobete, hat solche so dünn gemacht, dass sie für nöthig erachtet diese Mission samt der gantzen Gemeinde von dannen vierzig Meil weiter an

den Fluss Guabis, so sich in den Paraguay-Strom entladet, im Jahr 1701 zu übersetzen, welches Lager gar bequem ist, weil man von dort aus leichtlich an gemeldeten Fluss Paraguay und zu denen Missionibus von Guaranis gelangen, folgends mit diesen eine genaue Verständnus unterhalten kan.

Die Neubekehrte obgedachter Mission freueten sich Anno 1702 nicht wenig, als P. Herbas und P. Yegros in Gesellschafft vierzig Indianern glücklich ankommen sind. Ihre so mühselige als wegen Feinds-Gefahr ängstige Reis daurete zwey Monat und mattete sie hefftig ab, ohne an dere Nahrung als ihrer eigenen gar wunderbaren Jagt und Fisch-Fang; inmassen das Wildprett und die Fisch ihnen durch Göttlichen Antrieb gleichsam in die Händ geloffen, geflogen und geschwummen sind. Diese Indianer schaffen dem christlichen Wachstum desto mehr Beförderuus, je besser sie sich auf die Schiffahrt deren Strömen verstehen und die herumliegende Heydnische Völckerschafften zu entdecken wissen, gleich wie sie denen Missionariis die Wohnungen deren Guaten, Curucuanen, Baretschien, Saraben und anderer Völcker mehr, so an beyden Ufern des Paraguay aufwerts gegen dessen Ursprung wohnen, bereits verrathen.'

Die dritte Mission, so den Nahmen von dem H. Joseph führt, liegt gegen Osten zwölff Meil weit von dem neuen Flecken des H. Xaverii auf hohen Hügelen. Sie ist An. 1697 von P. Philippo Suarez gestifftet worden.

Die Missionarii haben allda wegen Kranckheiten, Hunger und Abgang aller behörigen Nothdurfft viel ausgestanden, worab P. Antonius Fideli im Jahr 1702 gestorben ist. Diese Mission begreift in sich die Geschlechter Boros, Penotos, Caiotos, Xamarus und einen Theil deren Pignoken.

Die Mission des Hl. Joannis des Tauffers ist die vierte. Sie stehet gegen Osten zu Norden mehr als dreyssig Meil weit von Sanct Joseph, und wird haubtsächlich von denen Xamarus bewohnt, welche gleichsam zwischen all diesen Missionen, so sich von Auf- gegen Niedergang nach der Reihe erstrecken, in der Mitten liegen; dieser Fleck wird bald durch die Geschlechter Tamipicas, Casicas, und Pekicas, so sich wollen dahin ziehen, vermehrt werden. Die Sorg dieser Mission tragt dermalen P. Joannes Fernandez. H. Joannes Fernandez Campero aber hat aus seinen Mittlen die Kirchen eingerichtet und mit aller Nothdurfft versehen. Von der Zeit an sind noch andere neue Völcker ausgekundschafftet worden, als da sind die Petas, die Subertschias, die Piococas, die Tocnicas, Purasicas, Aruporceas, Borilos und andere mehr; welche so wol den Hauffen deren Christglaubigen, als die Zahl deren Spanischen Unterthanen, wie zu hoffen, bald vermehren werden."

Im weiteren Verlaufe seines Berichts spricht P. Burgas die Überzeugung aus: Die Guaranischen Missionen würden noch weit zahlreicher bewohnt werden, „wann nicht der Ehr- und Geld-Geitz deren Brasilianischen Mameluken solches verhinderte, welche alle diese Länder verwüstet und bisher wie für gewiss vorgegeben wird, bis dreymal Hunderttausend Indianer in die Gefangenschafft entführt haben. Nichtsdestoweniger hat der dapffere Eyffer unserer Missionarien durch alle dergleichen Wuth und Gewalt so fern nicht können weder gebrochen noch geschwächt werden,

dass sie vielmehr ihren Muth unter so vielen Widerwärtigkeiten verdoppelen, und in besagtem 1702ten Jahr nicht weniger als 29 grosse Missiones, in solchen aber neun und achtzig tausend fünffhundert und ein neuglaubige Christen gezehlt haben.

Allein eine so schöne Saat leydet grosse Gefahr von einem Land-Reif, ich will sagen, von denen Heydnischen Indianern selbst und zwar von denjenigen, welche da in der Mitte zwischen obgenannten Völckerschafften und der Pflantz-Stadt des Heiligen Sacraments, so grad von Buenos Ayres gegenüber liegt, wohnen, und mit denen Portugesen ihren mit denen Spaniern hierüber errichteten Vertrag handgreifflich überschritten. Im Jahre 1701 haben die Indianer, da sonst alle Völcker der Gegend im höchsten Frieden lebten, mit gewaffneter Hand sich des grossen Flecks Yapeyu oder deren Heiligen Drey Königen bemächtiget; derselben geplündert, die Kirchen samt deren Bildern, Kelchen, Messgewändern und anderem Vorrath entheiliget, bey dem Abzug aber eine Menge Pferd und grosse Heerd Rind-Vieh hinweg getrieben. Solcher Muthwillen hat unsere Neubekehrte zur Gegenwehr gezwungen. Der Commandant von Buenos Ayres gabe ihnen zum Feld-Obrist einen Obrist-Wachtmeister samt einigen Spanischen Kriegs-Knechten, welche samt denen Indianern bis zweytausend Mann starck dem Feind entgegen gezogen, und ihm eine blutige Schlacht, in welcher beyderseits viel todt blieben, gelieffert haben. Die unglaubige Indianer baten hierauf, die Portugesen um Hülff, und liessen sich, nachdem sie solche erhalten, zum andern mal in ein hartes Treffen ein, welches fünff Tage zu ihrem eigenen Verderben gewährt hat; dann sie wurden alle entweders getödtet oder gefangen. Woraus zur Genüge erhellet, in was Gefahr unsere neue Christenheiten allda stehen, wann sie nicht wider die Indische Heyden und Portugesische Mameluken geschützt werden, welche letztere sich äusserst bestreben unsere Neuglaubige zu fangen, auf dass sie sich derselben theils zum Feld-Bau, theils auf ihren Zucker-Mühlen bedienen.

Diese Gewaltthätigkeiten verhindern stark die Bekehrung deren Heyden zum wahren Glauben; weil sie aus ewiger Sorg einer so harten Dienstbarkeit sich hin und wieder auf dem Gebürg und in denen Wäldern verlauffen, noch in ihre Dorffschafften und Flecken einträchtig versammlen wollen, ehe und bevor man ihnen von Seiten Spaniens eine sichere Ruhe verschaffen wird."

Heute sind kaum noch geringe Spuren von den vor Jahrhunderten ins Leben gerufenen Schöpfungen der Jesuiten in Südamerika wahrnehmbar. Selbst die Indianerstämme, mit denen sie vornehmlich zu tun hatten und über die uns die alten Schriften des Ordens der Gesellschaft Jesu Nachricht geben, sind zum grössten Teil ganz verschwunden oder die schwachen Reste der noch existierenden Horden sind von der vordringenden Kultur in die fernsten Tiefen der Urwälder zurückgedrängt worden. Um sie kennen zu lernen und ihre Sitten und Lebensweise zu studieren, genügt es nicht mehr, am Paraguay stehen zu bleiben, sondern man muss sich nach dem äussersten Westen und Norden von Matto Grosso und in das obere Amazonasgebiet begeben.

(11) Hr. K. Brunner berichtet über

Funde von Iwno, Kr. Schubin, Posen.

Auf dem jetzt der Kgl. Ansiedelungskommission gehörigen Rittergute Iwno bei Exin waren in früheren Jahren wiederholt vorgeschichtliche Funde gemacht worden, ohne dass die damaligen Besitzer des Gutes hiervon an ein Museum Mitteilung gemacht hätten. Nach der Übernahme des Gutes durch die Ansiedelungskommission erhielt das Kgl. Museum f. Völkerkunde in Berlin diese Nachricht und es wurden infolgedessen in den Jahren 1903—1904 dreimal Ausgrabungen veranstaltet, welche zu sehr wertvollen Ergebnissen führten.

Es sei mir hier gestattet der Kgl. Ansiedelungskommission in Posen Namens der Verwaltung des Kgl. Museums für die Benachrichtigungen über derartige Funde und die ausgiebige Unterstützung bei den Ausgrabungen den ehrerbietigsten Dank auszusprechen.

Von ganz besonderer Dankbarkeit ist der Verfasser erfüllt gegen den Hrn. Regierungsrat Dr. Grossmann, seinerzeit Dezernent bei der Kgl. Ansiedelungskommission, welcher durch sein hohes Interesse für die Vorgeschichte des Landes und seine rastlose Tätigkeit bei Ermittelung und Untersuchung von Fundstellen sich die grössten Verdienste erworben hat.

Auch dem Verwalter des Gutes Iwno, Hrn. Böse, sei hier für seine immer bereite Hilfe bei den Ausgrabungen bestens gedankt.

Die erhaltenen Nachrichten über vorgeschichtliche Funde in Iwno knüpften sich an zwei Punkte, von denen der eine etwa 2 *km* westlich vom Gutshofe, der andere in entgegengesetzter Richtung ungefähr ebensoweit östlich vom Gute liegt. An beiden Stellen waren angeblich „Urnen" in grosser Zahl gefunden, von denen aber ausser einer grossen Urne, welche der Vorbesitzer mit nach Berlin genommen hatte, nichts mehr erhalten war.

Der westliche Fundplatz stellte sich bei der Untersuchung als ein schon stark durch den Pflug mitgenommenes Flachgräberfeld der Hallstattperiode heraus. Die Gräber waren meistens ohne Steinschutz und enthielten Urnen und Beigefässe nebst geringfügigen Bronzebeigaben im Leichenbrande. Eine von hier stammende Miniaturbronzesichel ist Ztschr. f. Ethnol. 1904, S. 438 Anm. 3, von Hub. Schmidt in seiner Abhandlung über den Bronzesichelfund von Oberthau erwähnt.

Die Tongefässe dieses Gräberfeldes entsprechen den gewöhnlichen Erscheinungen auf den zahlreichen derartigen Fundplätzen der Provinz. Es sind verkümmerte Buckelgefässe, tonnenförmige Becher, einhenklige flache Schalen u. dgl.

Bei weitem grösseres Interesse erweckten die Funde auf der zweiten, östlich vom Gute gelegenen Ausgrabungsstelle, die im Folgenden ausführlicher beschrieben werden sollen.

Dieser östliche Fundplatz ist eine in ebenem Felde gelegene ausgedehnte sandige Erhebung von anscheinend natürlicher Bildung und geringer Höhe. Sie ist mit Bäumen bestanden und wird durch einen vom Gut nach der Exiner Chaussee führenden Weg geschnitten.

Hier waren am Wegrande, besonders im Süden, früher viele z. T. recht grosse Urnen gefunden worden und es lagen auch noch vereinzelt grobe und dicke Tonscherben auf der Oberfläche zerstreut umher. Meine Ausgrabung bezog sich hauptsächlich auf den südlich am Weg gelegenen Teil der Erhebung, die aus reinem weissen Sande bestand und dem Wege parallel bis 1 *m*, stellenweise bis 1,5 *m* Tiefe durchgegraben wurde.

Ausser den im nachfolgenden Fundberichte genauer besprochenen und abgebildeten Gefässen und Geräten von dieser Stelle wurden dazwischen ganz unregelmässig verstreut mehrere Brandgräber aufgedeckt, deren Charakter z. T. den sogen. Glockengräbern entsprach (vgl. G. Ossowski: Monuments préhistoriques de l'ancienne Pologne I, 3, Taf. 30—31 und Lissauer: Die praehist. Denkmäler der Provinz Westpreussen, S. 65 – 66). In einem dieser Brandgräber fand sich eine Urne von einfacher Form, mit einer Schale bedeckt, und zwischen den Knochen in den Urnen eine eiserne Nadel, Reste von Bronzeringen und blauen Glasperlen. Auch diese Funde sind nichts seltenes in dortiger Gegend und gehören dem Ende der Hallstattperiode an. In denselben Formenkreis gehört die oben erwähnte, einzig von allen früheren Funden von Iwno erhalten gebliebene und hier ausgegrabene grosse Urne, welche der frühere Besitzer des Gutes, Hr. Katz, mit nach Berlin genommen und dem Kgl. Museum überwiesen hat.

Von wesentlich anderem Charakter und von höchstem Interesse sind dagegen die Funde, denen wir uns nun zuwenden und die ebenfalls auf dieser östlichen Station erhoben wurden.

Fundbericht.

I. Südlich am Wege in 1 *m* Tiefe neben einem grossen unbearbeiteten Steine stand ein oben stark beschädigtes Tongefäss (Fig. 1), 13 *cm* hoch. Der Rand ladet kräftig aus; darunter ziehen sich zwei parallele, ziemlich breite Furchen um den Hals herum, die an einer Stelle von einem nach unten geöffneten bogenförmigen Reliefornament unterbrochen werden. Der Vereinigungspunkt der Halsfurchen ist durch eine leichte knopfartige Erhebung in der Mitte des Bogens markiert. Ausserdem zieht sich unter den wagerechten zwei Furchen ein System von doppelten Schrägfurchen in abwechselnder Richtung zickzackartig um das Gefäss. Auch diese Furchen sind in derselben Manier wie die wagerechten ausgeführt und ziemlich regelmässig gezogen. Das Gefäss hatte nur den weissen Sand der Umgebung als Inhalt. In der Nähe fanden sich zerstreut kleine Scherben von anderen Tongefässen ohne bemerkenswerte Eigenschaften und ein kleiner Splitter von der Kante eines geschliffenen Feuersteinbeiles oder -Meissels. Auf der Oberfläche dieser Fundstelle lag ein faustgrosser Arbeitsstein.

II. 5—6 *m* ostnordöstlich von I lag in 90 *cm* Tiefe zwischen unregelmässig gelagerten grossen Steinen unter Baumwurzeln eine zersprungene grosse runde Bernsteinperle mit weiter Durchbohrung in der Mitte und einem bogenförmigen Ausschnitt an der Kante. Die Perle ist scheibenförmig, hat 6,2 *cm* Durchmesser und wird von der Mitte nach aussen hin

dünner. (Fig. 2). In der Nähe lag ein 6 *cm* langer Feuersteinspan mit Gebrauchsspuren.

Etwa 1 *m* östlich von der Perle lag in 1 *m* Tiefe neben einem grossen unbearbeiteten Steine auf der Seite und mit der Mündung etwas abwärts geneigt eine einhenklige Tontasse (Fig. 3) mit charakteristischer Verzierung, welche sehr regelmässige Linien zeigt, die durch Eindrücken eines gezahnten Rädchens hergestellt zu sein scheinen. Das Muster besteht nach Art neolithischer Ornamente aus zwei Gruppen wagerechter Linien, zwischen die in abwechselnder Richtung kurze schräge Linienbündel gesetzt sind. Das Gefäss ist 10 *cm* hoch und ziemlich dickwandig, der Boden etwas konkav. Inhalt Sand.

Dicht daneben lag ein Bruchstück eines durchbohrten Hammers aus dioritischem Gestein, ausserdem muss in der Nähe ein Gefässcherben mit Schnurornament von ähnlichem Muster wie das Gefäss (Fig. 3) gelegen haben,

Fig. 1.

Fig. 2.

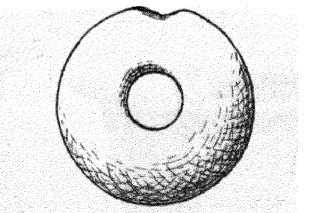


Fig. 3.

der sich bald darauf im Abraum vorfand. Ferner fand sich hier ein kleiner rötlicher Klumpen von Tonerde, der ziemlich kräftig abfärbt. Spuren von Knochen wurden nicht entdeckt.

Da ein Teil der an dieser Stelle in bedeutender Tiefe unregelmässig gelagerten grossen Findlingssteine von den Wurzeln grosser Bäume bedeckt war, konnte ihre etwa beabsichtigte Anordnung nicht festgestellt werden, zumal viele bei früheren Grabungen bereits entfernt sein mochten.

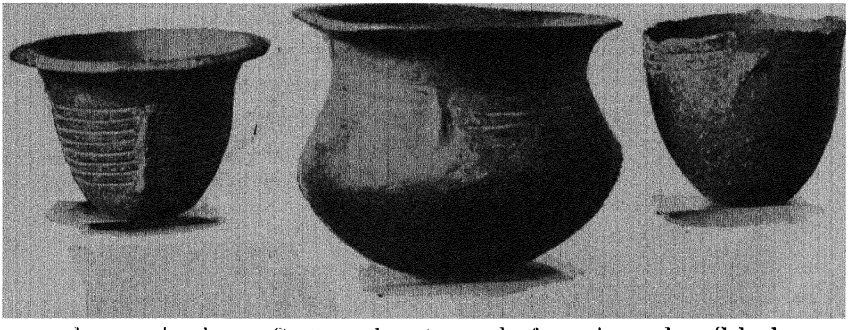
III. Etwa 14 *m* westlich von der vorigen Fundstelle wurde eine grosse unregelmässige Steinpackung blossgelegt, die von Nord nach Süd etwa 3 *m*, von Ost nach West etwa 2 *m* breit war und 30 *cm* unter der Oberfläche begann. In ungleichmässiger Lagerung zogen sich die Steine bis in 125 *cm* Tiefe hinab; einige waren ziemlich gross und auf die Kante gestellt. Eine irgendwie regelmässige Figur war in der Anordnung der Steine

nicht erkennbar, auch fanden sich keinerlei Knochenreste dazwischen oder darunter vor. Mitten zwischen den Steinen dieser Packung befand sich auch ein halber Mahlstein mit einer glatten und einer gewölbten Seite.

Im nordwestlichen Teile der Packung lag auf der Seite ein 7 *cm* hohes becherförmiges Tongefäss (Fig. 4) mit kräftig ausladendem Rande. Der mittlere Teil des Gefässes ist mit acht wagerechten Furchen umzogen, die einmal durch eine senkrechte Reliefleiste unterbrochen werden. Diese stellt gewissermassen das Mittelglied eines Halsschmuckes dar.

Neben dem Becher und zum Teil dicht darüber fanden sich zu einem Haufen vereinigt Scherben mehrerer Gefässe, aus denen sich zwei wieder zusammensetzen liessen. Es sind das Fig. 5, ein Topf von 11 *cm* Höhe mit ausladendem Rande und einer ähnlichen Verzierung wie bei Fig. 4, ferner Fig. 6, ein Becher mit unvollständigem Rande, 8 *cm* hoch, und mit einer Verzierung versehen, die im Wesentlichen der von Fig. 5 entspricht, nur dass statt des senkrechten Reliefs ein knopfartiger Auswuchs auftritt,

Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.



von dem zwei schräge Grate nach unten verlaufen. Ausserdem Scherben eines Topfes wie Fig. 5 mit einer Verzierung wie bei Fig. 6, — schliesslich mehrere Bruchstücke eines Bechers mit charakteristisch neolithischem Stichkanalornament und zapfenartigem Ansatz.

Dicht neben diesen Funden lehnte schräg auf der Kante ein runder, wenig hohler Teller mit vier kräftigen Füssen (Fig. 7 a u. b). Seine Höhe beträgt 7, sein Durchmesser 23 *cm*. Er ist am äusseren Rande mit drei unregelmässig eingestrichenen parallelen Furchen verziert.

Der Inhalt aller Gefässe und Scherben war nur der Sand der Umgebung. Von einer Bestattung fand sich keine Spur, wenn nicht leicht geschwärzte kleine Erdstellen, die sich hier und da innerhalb der Steinpackung vorfanden, vielleicht darauf hindeuten.

Während durchgehends bei der Ausgrabung der sandige Boden bis zu einem Meter Tiefe schichtweise durchsucht wurde, liess ich an dieser Stelle sogar bis 1,5 *m* Tiefe graben, ohne weitere Spuren zu finden, die den Zweck dieser Anlage zweifellos aufzuklären geeignet gewesen wären.

IV. Westlich dicht neben der obigen Anlage fand sich eine kleinere teilweise hoch hinauf reichende Steinpackung von rundlicher aber sehr unregelmässiger Form. Oben darauf lag ein ziemlich grosser massiger

Stein, der fast bis zur Erdoberfläche reichte. Die darunter liegenden Steine waren kleiner. Der Durchmesser des Ganzen betrug 1 bis 1,2 *m*. Neben dem grossen Deckstein lagen einige grobe dicke Tonscherben. Knochenreste oder Brandspuren fehlten. Auch zu dieser Packung war ein kleineres Stück eines Mahlsteines verwendet. Im Abraum fand sich noch ein Bruchstück eines Wetzsteines aus Quarzit, ein Arbeitsstein u. a. vor.

Fig. 7a.

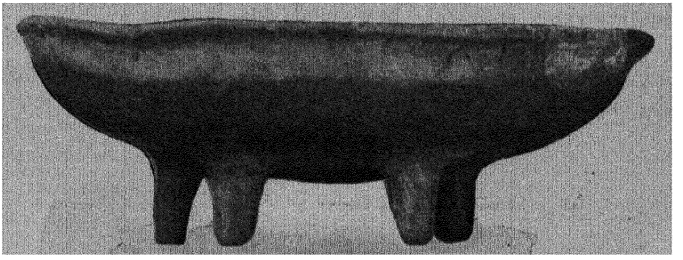
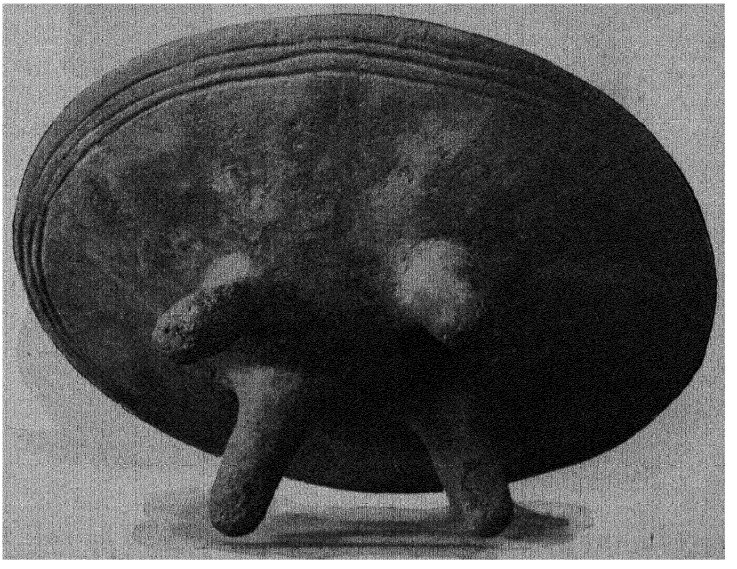


Fig. 7b.



V. 3—4 *m* nordwestlich von III fand sich 80 *cm* tief, frei im Sande auf der Seite liegend ein zerdrücktes braunes Tongefäss mit reicher Stichverzierung (Fig. 8) vor. Es ist 14 *cm* hoch, zweihenklig, mit wagerechten und schrägen Doppelreihen von länglichen Einstichen verziert, welche den oberen Teil der Ausbauchung bedecken. Am Umbruch des Bauches sind vier kleine Zapfen symmetrisch angebracht. Der Inhalt war nur der Sand der Umgebung.

Südlich, ganz dicht neben diesem Gefässe lag in gleicher Tiefe ein Steinhammer mit Stielloch und in derselben Richtung dicht hinter ihm ein

flaches Steinbeil (Fig. 9 u. 10). Der Hammer ist von ziemlich unregelmässiger Form und 12 *cm* lang, das Beil 8 *cm* lang und ziemlich sorgfältig bearbeitet. Beide Geräte sind aus schieferartigem, grauem Gestein.

Spuren einer Bestattung waren auch hier nicht zu finden. Westlich neben den Funden lagen in etwa 20 *cm* Entfernung von ihnen in gleicher Tiefe zwei Feuersteinstücke, anscheinend bearbeitet.

VI. Etwa 1 *m* nördlich von der Steinpackung III wurde noch eine kleine Steinsetzung entdeckt, bestehend aus je zwei parallelen Wänden, die aus je zwei nebeneinander auf die Kante gestellten Steinen erbaut waren. Von der Oberkante der Steine aus gemessen betrug die Tiefe unter der Oberfläche 80 *cm*. Die beiden Steinwände hatten ungefähr die

Fig. 9.

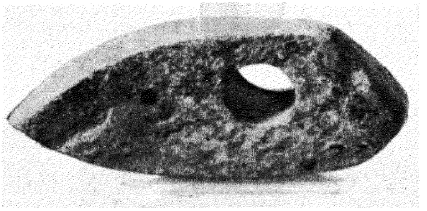
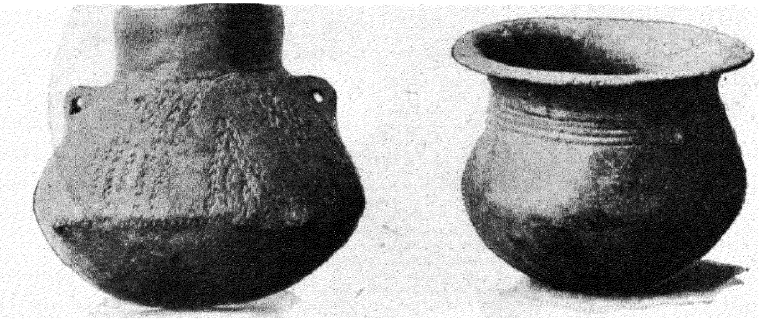


Fig. 8.

Fig. 10.

Fig. 11.



Richtung von Ost nach West und bildeten gleichsam eine an zwei Seiten offene Kammer von 60 *cm* Länge und 40 *cm* Breite. Der Zweck dieser Anlage war nicht erkennbar, da der Innenraum ebenso wie die Umgebung keinerlei Einschlüsse enthielt.

VII. 7—8 *m* südlich von IV fanden sich zwei mittelgrosse Steine 50 *cm* tief im sandigen Boden. Dicht neben ihnen lag ein Tongefäss (Fig. 11) von 9 *cm* Höhe mit Sand gefüllt auf der Seite. Es ist mit einem kräftig ausladenden Rande versehen und am Halse mit wagerechten Furchen und darunter mit einem Bande leicht eingeritzter Zickzacklinien verziert. An einer Stelle wird die Verzierung durch einen niedrigen Zapfen unterbrochen.

Hart an diesem Topfe stand aufrecht auf vier Füssen eine Tonschale von ziemlicher Tiefe, aussen mit einer kleinen Henkelöse versehen, aber unverziert. Ihre Höhe beträgt 7,4, ihr Durchmesser 20 *cm* (Fig. 12).

In dem Sande der die Höhlung dieser Schale erfüllte, steckte liegend ein kleiner Tonbecher (Fig. 13) von 6 *cm* Höhe mit den schon mehrfach bemerkten charakteristischen Eigentümlichkeiten der Randbildung und Verzierung.

Fig. 12. Fig. 13.

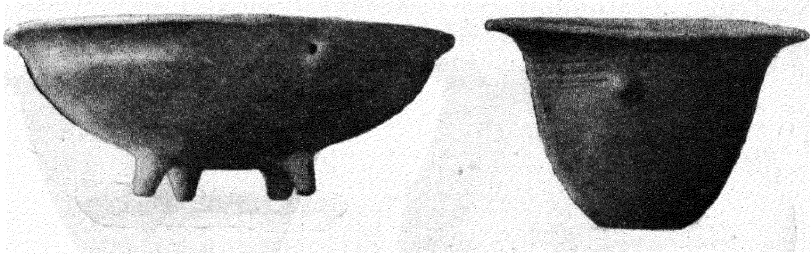
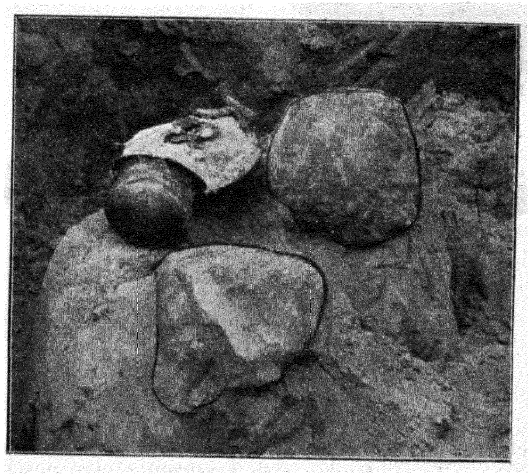


Fig. 14.



In Fig. 14 ist die Lage der Gefässe in der Erde nach Photographie dargestellt. Die rechts befindlichen beiden Steine sind unbearbeitet und liegen nördlich von den Gefässen.

VIII. Östlich neben dem vorigen Funde, etwa 2 *m* entfernt, wurde eine rundliche unregelmässige Steinpackung von 1 *m* Durchmesser aus teilweise geschlagenen Steinen freigelegt. Die Art dieser Anlage erinnerte an Gräber der Hallstattperiode mit ihrem Inhalt meist zerdrückter Urnen und Beigefässe. Im Gegensatz hierzu fand sich aber hier ebensowenig wie bei den übrigen Funden die geringste Spur von Brand oder Knochenresten.

Im nördlichen Teile der Packung stand aufrecht ein Tongefäss (Fig. 15) von 12,5 *cm* Höhe mit dem charakteristischen ausladenden Rande, vier

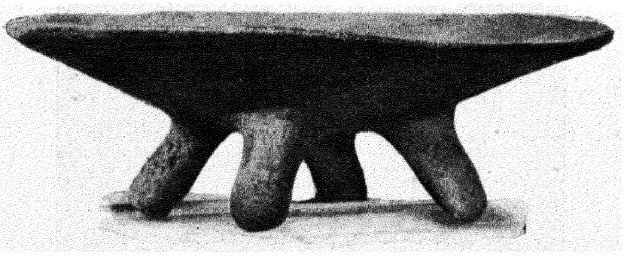
wagerechten Furchen um den Hals und kaum noch erkennbaren seichten Zickzaklinien darunter. An einer Stelle ist das Ornament durch eine kurze senkrechte Reliefleiste unterbrochen. Im Gegensatz zu den übrigen Gefässen dieser Gattung ist der Boden leicht konkav.

An dieses Gefäss gelehnt fand sich östlich auf der Seite liegend ein Becher (Fig. 16) von 7 *cm* Höhe vor, der dieselben Eigentümlichkeiten der Randbildung und Verzierung zeigt wie der vorige Topf.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.



Beide Gefässe lagen in 1 *m* Tiefe und enthielten nur den Sand der Umgebung. Über ihnen fanden sich zerstreut einige geschlagene Feuersteinstücke und grobe Scherben von Ton, wie sie vereinzelt überhaupt auf der ganzen Fundstelle in verschiedenen Tiefen vorkommen.

80 *cm* südlich von diesem Funde, anscheinend innerhalb oder am Rande derselben Steinpackung, fanden sich zwei stark zerstörte Tongefässe vor, eine aufrecht stehende vierfüssige Schale (Fig. 17) von 9 *cm* Höhe und 26,5 *cm* Durchmesser sowie 30 *cm* von ihr entfernt ein auf der Seite liegender Becher (Fig. 18) von 9 *cm* Höhe mit ausladendem Rande, wagerechten Furchen und Zickzacklinien darunter nebst der eigentümlichen das Ornament unterbrechenden hier knopfartigen Reliefleiste. Von Knochen oder Beigaben fand sich auch hier keine Spur.

Zwischen den beiden vorigen Fundstellen VII und VIII befanden sich ziemlich hochliegende, unregelmässige, grössere Steinpackungen aus

grösseren Blöcken, in denen nur wenige verstreute grobe Tonscherben lagen. Solche Packungen ohne erkennbaren Zweck und Inhalt fanden sich im Verlauf der Ausgrabung noch mehrfach. In gleicher Tiefe, 20—50 *cm*, wurden auch vereinzelte Arbeitssteine von Faustgrösse aufgenommen; dann fand sich auch etwa 40 Schritte südlich von der Hauptgruppe der Fundstellen ein trogförmiger Mahlstein vor, der mit einer Kante aus der Erde hervorsah. Etwa in der Mitte der natürlichen Bodenerhebung, welche alle diese Funde barg, fand sich eine ausgedehnte Kulturschicht vor mit Einschlüssen von Arbeitssteinen, geschlagenen Feuersteinstücken und groben, unverzierten Topfscherben, hier und da auch Brandspuren und einigen Tierknochen.

Fig. 18.

Fig. 19.

IX. Von den übrigen vereinzelten Funden ist schliesslich noch ein in grösserer Entfernung östlich von VII und VIII vereinzelt in der Erde gefundener Tonscherben (Fig. 19) zu erwähnen, der mit einem sehr charakteristischen, senkrecht durchlochten Henkelzapfen und sicher neolithischen Verzierungen versehen ist.

Wenden wir uns nun der Erörterung über die Art der Fundverhältnisse zu, so erscheint es in einigen Fällen, wo andere Beigaben mit oder doch in verhältnismässiger Nähe von den Tongefässen gefunden sind, zweifellos dass es sich um Gräber handelt, wenn auch keine Überreste der Toten selbst mehr vorhanden waren.

Das trifft auf Nr. II und V des obigen Fundberichtes zu. Bei beiden Funden waren charakteristische Gefässe sowohl als andere Beigaben. Wir können annehmen, dass es Gräber waren, in denen der Tote unverbrannt beigesetzt worden ist. Das völlige Schwinden der körperlichen Reste des Toten hat nichts auffälliges, da derartige Beobachtungen schon oft gemacht worden sind. Vgl. H. Schumann: Die Steinzeitgräber der Uckermark, Prenzlau 1904, S. 66—67.

Mit geringerer Sicherheit aber doch sehr grosser Wahrscheinlichkeit kann man die Funde Nr. I, III, IV, VII und VIII auch als Gräber ansehen, obwohl sie zum Teil keinerlei Beigaben enthielten und auch unter einander viele Besonderheiten zeigten.

Ganz ohne Steinschutz lag der Fund Nr. V, aus einem Gefäss mit reicher Stichverzierung, einem Steinhammer und einem Steinbeil (Fig. 8—10) bestehend. Alle übrigen „Gräber" waren durch Steine in sehr verschiedener Weise markiert.

In einigen Fällen (I, II und VII) lagen ziemlich grosse Steine dicht neben den Gefässen, anscheinend wie zu ihrem Schutz dahin gelegt; in zwei Fällen (III und VIII) lagen die Gefässe im nördlichen Teil von ganz unregelmässigen Steinpackungen; eine besonders merkwürdige Erscheinung war Nr. VI, ein kleiner kammerartiger Steinbau, aber ohne jeden Inhalt.

Was nun die Fundstücke selbst anbelangt, so unterliegt es keinem Bedenken das stichverzierte Tongefäss (Fig. 8) aus Grab V mit seinen Begleitfunden, einem Steinhammer und Steinbeil von thüringisch-böhmischem Charakter (Fig. 9—10) als steinzeitlich anzusprechen. Es gehört in den Kreis der sogen. Bandkeramik und könnte, da näherliegende Parallelfunde nicht bekannt ist, etwa mit dem Gefäss vom Hinkelstein bei Monsheim, Rheinhessen, abgebildet bei Lindenschmit: Altertümer unserer heidnischen Vorzeit II, H VII, Taf. 1, Fig. 5, verglichen werden.

Ähnliche Verzierungen finden sich auch an Gefässen der Bandkeramik im Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin von Beuditz, Kr. Weissenfels (I g 1943) und von Merseburg (I g 2602), ferner an einem Fuss eines grossen becherförmigen Gefässes von Gnichwitz, Kr. Breslau (I e 210). Letzteres Stück gehört allerdings zu den Funden aus einem Gräberfelde der älteren Bronzezeit, wo auch alte Buckelgefässe (vgl. Kossinna: Die indogerman. Frage, in Zeitschr. f. Ethnol. 1902 S. 211—212) neben schlauchförmigen Krügen (s. Seger: Schlesiens Vorzeit N. F. III S. 37) vorkommen und also eine zeitlich sehr ausgedehnte Besiedelung dieses Platzes anzunehmen ist.

Während nämlich Seger a. a. O. die hohen schlauchförmigen Krüge den Übergang von der neolithischen Schnurkeramik in Schlesien zum Aunjetitzer Typus der frühen Bronzezeit mit Hockergräbern vermitteln lässt, setzt Kossinna a. a. O. die alten schweren Formen der Buckelgefässe in den Beginn der dritten Periode der Bronzezeit mit Brandgräbern.

Bei der Voraussetzung, dass es sich bei dem Iwnoer Funde um ein Skeletgrab handelt, würde also eine gewisse Spätzeitlichkeit innerhalb der neolithischen Periode für ihn angenommen werden können, womit auch die späte Datierung (vgl. Götze: Gefässformen und Ornamente der neolithischen schnurverz. Keramik im Flussgebiet der Saale S. 9) der Bandkeramik gut übereinstimmt.

Von nicht geringerem Interesse ist der Fund Nr. II. Das graubraune, ziemlich dickwandige Tongefäss (Fig. 3) trägt auf den ersten Blick ebenfalls steinzeitlichen Charakter. Die Form ist durchaus typisch, vgl. Brunner: Die steinzeitl. Keramik in der Mark Brandenburg Fig. 54 von Liepe, Kr. Angermünde, u. Nachr. üb. deutsche Altertumsf. 1899 S. 42 Fig. 5 von Ketzin, Osthavelld. Beide Gefässe zeigen auch dasselbe Ornamentmuster wie unser Iwnoer, aber in jedesmal anderer Ausführung. Während es in Liepe Schnurornamente, in Ketzin Strichlinien sind, tritt an dem von Iwno eine neue Art, nämlich das Rädchenornament auf.

Das ist für die zeitliche Bestimmung des Fundes von der grössten Bedeutung, denn diese Art der Verzierung kommt durchaus nur an spätneolithischen bzw. frühbronzezeitlichen Gefässen, sowie auch in späteren metallzeitlichen Perioden vor. So ist bei Montelius: Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien 1900, S. 90 Fig. 245, ein sog Glockenbecher (Zonenbecher) mit derartiger Verzierung abgebildet. Solche Becher gehören nach Montelius überall dem Ende des Steinalters oder dem Anfange des Bronzealters an. Ferner besitzt das Kgl. Mus. f. Völkerk. hier eine Reihe von Funden aus einem Gräberfelde der Steinzeit und ältesten Bronzezeit von Kalbe, Regbz. Magdeburg, unter denen sich ein Gefäss mit Rädchenverzierung (I 2198) befindet.

In Bezug auf Form und Verzierungsmuster unseres Iwnoer Gefässes kann schliesslich noch auf die vergleichbaren Gefässe aus dem Hockerskelettgräberfelde v. Marschwitz, Kr. Ohlau, verwiesen werden (Schlesiens Vorzeit N. F. III. S. 32—33, Fig. 12, 23 und 24). Dieses Gräberfeld wird von Seger an den Ausgang der Steinzeit gesetzt und enthielt sowohl Feuerstein-Speerspitzen als kleine Bronzen neben reichem keramischen Material.

Die Bernsteinperle (Fig. 2), welche in etwa 1 *m* Entfernung vom Gefäss Fig. 3 in ungefähr gleicher Tiefe gefunden wurde, glaube ich umsomehr berechtigt zu sein als Beigabe desselben Grabes aufzufassen, als alle Vorkommnisse dieser Art auf dasselbe Alter hinweisen, welches nach dem oben Gesagten dem Gefässe zuzusprechen ist. Eine Bernsteinscheibe derselben höchst charakteristischen Form, namentlich hinsichtlich des Randausschnittes ist durch Stubenrauch: Pomm. Monatsbl. 1904 Nr. 1 S. 1 ff., von Buchholz, Kr. Greifenhagen, veröffentlicht worden. Es handelt sich hier um zwei Leichenbrandgräber in Grubenform mit Steinüberwölbung welche ausser der Bernsteinperle von 9 *cm* Durchmesser mit Randausschnitt zwei Feuersteinspeerspitzen, ein stark kupferhaltiges Bronzeringstück usw., ferner einen Goldring und Tongefässe enthielten. Von den Tongefässen hat eins charakteristische Becherform und ist mit einem gegabelten Griffzapfen versehen, ein anderer schalenartiger Becher hat einen kleinen senkrecht länglichen Henkelansatz, wie sie uns ähnlich bei unseren unten näher zu betrachtenden anderen Iwnoer Gefässen entgegentreten werden.

Schumann setzt diesen Fund gleichzeitig mit dem Aunjetitzer Typus der ältesten Metallzeit Süddeutschlands (Steinzeitgräber der Uckermark S. 100).

Wie man sieht, kann diese zeitliche Bestimmung der Bernsteinperle wohl mit der für das Gefäss von Iwno oben gefundenen als im Einklang stehend bezeichnet werden Zu wiederholten Malen fand ich auch in der Literatur den Hinweis, dass grosse Bernsteinscheiben in Gräbern der frühen Bronzezeit vorkommen. Solche Scheiben mit bogenförmigem Randausschnitt sind im Kgl. Museum hier noch vertreten von Büddow, Kr. Dramburg, und von Strasburg i. d. U., letztere von 12 *cm* Durchmesser, also besonders gross. Leider sind über diese Stücke keine Fundnachrichten erhalten.

Mit weniger Bestimmtheit als in den eben besprochenen Fällen, aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit sind die Funde I, III, VII und VIII ebenfalls der spätneolithischen bzw. bronzezeitlichen Periode zuzuweisen. Zwar fehlen Beigaben aus Stein oder Metallen hier ganz, auch gibt es anscheinend bisher keine zureichenden Vergleichsstücke für die eigentümlichen Gefässe aus diesen Funden, aber die grosse Feinheit der aus der Hand gearbeiteten Gefässe mit dem schwungvoll ausladenden Rande nicht minder als das Vorkommen eines echt neolithischen Verzierungsmusters im Funde III (Stichkanal) lässt obige Bestimmung nicht unbegründet erscheinen.

Es sind drei Gefässformen, welche diese Funde enthalten: Topf, Becher und vierfüssige Schale.

Die Topfform ist vertreten durch Fig. 1, 5, 11 und 15 und Bruchstücke eines weiteren im Funde III. Diese Gefässe zeichnen sich durch ein schön geschwungenes S-förmiges Profil aus. Der Rand ist weit ausladend, die Verzierung durch glatt eingefurchte Halsreifen und meist noch Zickzackfurchen darunter gebildet. Diese Halsreifen werden immer nur an einer Stelle von reliefartigen Vorsprüngen in Leisten- oder Knopfform unterbrochen. Bei Fig. 1 ist es ein Knopf mit beiderseits schräg nach unten auslaufenden Leisten. Die Tonwandung dieser feingearbeiteten Gefässe ist meist ausserordentlich dünn. In einem Falle beträgt sie am Halse nur 2—3 *mm*. Auch die Glättung ist vollkommen.

Nicht minder fein gearbeitet ist die zweite, in der Verzierungsweise und Technik übereinstimmende Gefässform, der Becher, welcher durch Fig. 4, 6, 13, 16 und 18 vertreten ist.

Zu diesen beiden Gefässformen ist in drei Fällen, Fig. 7, 12 und 13, die vierfüssige Schale gesellt, die in Fig. 7 eine den Halsfurchen der Töpfe entsprechende Randverzierung zeigt, während die beiden anderen unverziert geblieben sind. Nur bei Fig. 12 ist eine kleine Schnuröse angebracht. In Fig. 14 ist die Art der Vergesellschaftung dieser Gefässe nach dem Befunde dargestellt.

Suchen wir nach Vergleichsstücken für diese Gefässgruppe, so ergibt sich, dass solche in den Museen des Ostens, soweit sie mir bekannt sind, wenigstens hinsichtlich der beiden ersten Formen, bisher nicht vorhanden sind, auch in der Literatur anscheinend nicht. Vielleicht könnte ein von Götze i. d. Nachr. üb. deutsche Altertumsfunde 1902 S. 5 Fig. 1 veröffentlichter Fund von Topolno, Kr. Schwetz, verglichen werden. Es sind zwei mit den Mündungen zusammenliegende becherförmige Gefässe übereinander, die wie die unsrigen keinen Inhalt aufwiesen. Auch hier blieb es zweifelhaft, ob es sich um einen Grabfund handele; ebensowenig war eine zeitliche Bestimmung möglich.

Weniger selten sind Schalen mit vier Füssen. Das Kgl. Museum hier enthält solche von Weissagk, Kr. Luckau, (I f 255), und von Starkowo, Kr. Bomst, (I d 542), beide aus Gräberfeldern der jüngeren Bronzezeit bzw. Hallstattperiode. Beispiele aus anderen Perioden liessen sich aus der Literatur wahrscheinlich mehrfach sammeln, da bereits in neolithischer

Zeit Schalen mit mehreren Füssen auftreten. (Vgl. Götze, Schnurkeramik Taf. I Fig. 40—41).

Das im Funde III mit den Gefässen Fig. 4—7 zusammenliegende, leider sehr unvollständige becherförmige Gefäss mit Furchenstich (Stichkanal)-verzierung ist das kräftigste Argument für die zeitliche Ansetzung dieser ganzen eigentümlichen Gefässgruppe. Dieses Ornament ist durchaus neolithisch. Im Gebiet der nordwestdeutschen Megalithengräber ist es in einer besonders breiten und kräftigen Variation vorhanden; in feinerer Ausführung ist es dem sogenannten Bernburger Typus (vgl. Brunner, steinzeitl Keramik S. 31) eigentümlich und auch der Schnurkeramik (vgl. die Amphore I g. 1143 v. Kötschen, Kr. Merseburg, i. Kgl Mus., Berlin) nicht fremd. Unser Iwnoer Gefäss zeigt ebenfalls feine Linien mit eingesetzten Punkten, ausserdem einen zapfenartigen Ansatz, wie sie an steinzeitlichen Bechern sehr häufig auftreten.

Wenn es mir gelungen sein sollte die im obigen besprochenen Funde von Iwno unter Beifall der Kenner dahin zu bestimmen, dass sie dem Ende der Steinzeit oder auch, wenigstens zum Teil, dem Beginn der Bronzezeit also etwa dem 2. Jahrtausend vor Chr., angehören dürften, so muss dennoch darauf hingewiesen werden, dass diese Annahme der weiteren Bestätigung und genaueren Ausführung noch gar sehr bedarf, welche hoffentlich durch neue Funde bald ermöglicht wird.

Jedenfalls aber handelt es sich bei der Gruppe der Gefässe mit dem schön geschwungenen Rande um eine neue, bisher noch nicht in weiteren Kreisen bekannte Erscheinung, die in Formgebung und Verzierung den Gefässen aus dem Beginn der Bronzezeit am nächsten zu stehen scheint. Zeichnen sich doch gerade diese durch kräftig geschwungene Profile und die von der steinzeitlichen Ornamentik durchaus abweichenden, z. T. wohl auf Nachahmung von Stein-, Holz- und Metallgefässen beruhenden einfachen Verzierungslinien aus, welche in den späteren Perioden der Vorgeschichte dann nie wieder ganz verschwinden und so die sichere zeitliche Bestimmung mancher keramischen Erzeugnisse oft sehr erschweren.

Auch der Mangel an Beigaben, wie er bei den besprochenen Gefässfunden von Iwno in die Erscheinung tritt, ist nicht geeignet die Unsicherheit der zeitlichen Bestimmung zu mindern. Denn, wenn auch dieselbe Beobachtung vielfach an frühbronzezeitlichen Grabfunden gemacht worden ist, so kann sie allein doch keineswegs einen positiven Anhalt für das Alter dieser Funde gewähren.

Zum Schluss noch einige Worte über die Grabform der Funde von Iwno! Wie oben schon erwähnt, sind wir wohl berechtigt, hier Gräber mit ehemaliger Körperbestattung, nicht mit Leichenverbrennung anzunehmen. In der Tat haben auch die Gefässe wegen ihrer nicht bedeutenden Grösse mehr den Charakter blosser Beigaben als den von Urnen zur Aufnahme der Knochenüberreste. Ein weiterer Stützpunkt für die Annahme von Skelett-Gräbern ist wohl auch das gewiss nicht zufällige Zusammentreffen je einer vierfüssigen Schale mit topf- oder becherförmigen Gefässen in drei ver-

schiedenen Funden. Man kann wohl annehmen, dass diese Gefässe entweder bei der Totenfeier für Speise und Trank gebraucht oder als Behälter für beides den Toten mit ins Grab gegeben wurden. Dass im allgemeinen die Sitte, ihre Toten unverbrannt zu begraben als älter, der Leichenverbrennung bei den vorgeschichtlichen Bewohnern unseres Landes, besonders in der Stein- und älteren Bronzezeit, vorangehend angesehen wird, ist ja genügend bekannt und es mag deshalb auch hierin eine weitere Stütze für die frühe zeitliche Ansetzung der Funde von Iwno zu sehen erlaubt sein.

(12) Hr. Schweinfurth spricht über

Pseudoeolithen im nordischen Geschiebemergel.

Es ist den Mitgliedern der Gesellschaft bekannt, dass ich während der letzten Jahre den diluvialen Ablagerungen in der Umgegend von Theben nachgeforscht und die darin in Gestalt von Werkzeugen aus Kieselstein erhaltenen Zeugen vom Dasein unserer menschlichen Vorfahren aus ältester Zeit in grosser Menge und in grosser Mannigfaltigkeit der Formen eingesammelt habe.

Ich hoffe die Bedeutung des Niltals für die Vorgeschichte des Menschen von neuem augenscheinlich gemacht zu haben. Nicht nur finden wir hier alle unserer Vorstellung zugänglichen historischen Epochen vertreten, es geht auch in der Frühzeit der menschlichen Entwicklung durch das Niltal ein Zug von Kontinuität, wie es die Erde kaum irgendwo anders aufzuweisen haben mag, und vielleicht wird es hier einmal gestattet sein, alle Glieder der Menschengeschichte im Zusammenhange zu überschauen.

Die Übereinstimmung der menschlichen Lebensgewohnheiten, wie solche sich in den im Niltal hinterlassenen primitiven Kieselgeräten kundzugeben scheint, lässt eine grosse Gleichartigkeit der Urrassen vermuten und das erhöht die Bedeutung dieses Forschungsgebietes für die menschliche Entwicklungsgeschichte. Der Nachweis ist erbracht, dass trotz grosser klimatischer Verschiedenheiten, die während der quartären Glazialperioden zwischen Europa und anderen weitentlegenen Länderstrecken der nördlichen Hemisphäre bestanden, die primitiven Steingeräte in allen diesen Gebieten eine wunderbare Ähnlichkeit unter sich bekunden. Sehr verschiedene Epochen sind in den Ablagerungen, die sich am Rande des Niltals erhalten haben und die zum Teil der Bildung des Tales selbst vorausgegangen sind, durch eingeschlossene Steinwerkzeuge beglaubigt. Streckenweise sind diese Überbleibsel, die von der Tätigkeit des Urmenschen auf den Bergen bei Theben Zeugnis ablegen, mit ungestörter Lagerung an der Oberfläche seit den ältesten Zeiten in situ geblieben, so dass sie daselbst nicht nur in unverletzter Gestalt, sondern auch unter Verhältnissen zutage treten, die eher eine Erklärung ihrer Herstellungs- und Verwendungsart gestatten, als das an irgend einer Örtlichkeit Europas geboten erscheint.

Den vielen Gelehrten, die in der näheren Umgebung von Theben derartige Steinwerkzeuge auflasen, sind die reichen, erst von mir erkundeten Fundstätten unbekannt geblieben. Gefahr war im Verzug, da andere, die meinen Spuren folgten, leicht die besten Stücke daselbst

vorweg nehmen konnten und deshalb bin ich unablässig bemüht gewesen, das noch jungfräuliche Gebiet nach Kräften auszubeuten und unseren Museen eine Auslese, den Vorzug des ersten Finders zu sichern.

Das Ergebnis meiner Sammlungen ist nun in 25 Museen der Prüfung durch Fachmänner zugänglich gemacht.

Die vollständigste Sammlung ist im hiesigen Museum für Völkerkunde niedergelegt. In Berlin ist ausserdem noch im Märkischen Museum sowie in dem der Ägyptischen Altertümer eine Reihe der charakteristischen Typen zu sehen, wie ich solche für die Kieselmanufakte von Theben aufgestellt habe.

Nach so vielen Jahren ägyptischer Forschung ist mir die Genugtuung geworden, nun auch zur Aufhellung solcher Probleme beitragen zu können, die für unsere nordischen Flachländer von Bedeutung sind. Es handelt sich hierbei um die richtige Kennzeichnung der durch analoge, zum Teil vielleicht identische Formen an ägyptischen Fundstätten klargemachten primitiven Werkzeuge von bearbeitetem Kieselstein, die sich als älteste Zeugen vom Vorhandensein menschlicher Geschöpfe im Bereich unserer nordischen Diluvialebene vorfinden und die nun von solchen unterschieden werden sollen, die durch natürliche Vorgänge verändert und umgestaltet worden sind. Wichtige Ergebnisse der geologischen Diluvialforschung, die während der letzten Jahre in England, in Nordfrankreich und namentlich in Belgien erzielt wurden, haben unsere Geologen veranlasst, bei ihren Lokalstudien mit diesen Erzeugnissen von primitiver Menschenhand (wenn als solche glaubhaft gemacht) wie mit Fossilien zu rechnen, die zur Charakterisierung der einzelnen Schichten dienen.

Aus diesem Grunde haben meine Sammlungen bei unseren Landesgeologen ein besonderes Interesse erweckt, namentlich auch deshalb, weil die ägyptischen Fundstücke sich durch besondere Deutlichkeit der Merkmale und eine sonst nirgends erreichte Fülle von Formtypen auszeichnen.

Es war nun für mich von besonderem Reiz, die in unseren nordischen Kiesgruben anstehenden Geschiebemergel zu durchmustern und die in ihnen als den Zeugen der letzten Interglazialzeit dargebotenen Kieselknollen und deren Sprengstücke einer Prüfung in bezug auf die Frage zu unterziehen, ob hier wirklich eolithische Manufakte vorlägen, die einen Vergleich mit den ausser Zweifel gestellten ägyptischen wohl zu bestehen vermöchten. Ich muss gestehen, dass das Ergebnis meiner Nachforschungen bisher negativer Art gewesen ist. Es war mir nicht möglich, von Kieselknollen, ganzen sowohl wie fragmentären, derartige Beispiele ausfindig zu machen, die im Hinblick auf die Art der an ihnen zur Schau gestellten Verletzungen eine vollständige Übereinstimmung mit den von Menschenhand absichtlich veranlassten kundgaben. Vereinzelte Stücke, die sich unter zahllosen von (im Vergleich zu Eolithen) völlig verschiedener Art ihrer Verletzungen in unseren Kiesgruben vorfanden, können allerdings auf den ersten Blick den Eindruck einer überraschenden Ähnlichkeit mit Manufakten machen. Bei näherem Zuschauen aber offenbaren sich verschiedene Eigentümlichkeiten, die die untersuchten Verletzungsstellen von denjenigen beglaubigter, auch von denen selbst angefertigter Manufakte unterscheiden. Es würde zu weit führen, wenn ich hier auf alle Einzel-

heiten dieser subtilen und nur erst zum Teil definierbaren Unterscheidung eingehen wollte. Ich erwähne indes, als zuverlässiges Merkmal, an den „Pseudoeolithen" den Mangel an unverletzten Scharfkanten, die sich an solchen ausgesparten konkaven Stellen vorfinden, die zwischen vortretenden Erhöhungen eingeschaltet sind. Die abwetzende Tätigkeit des Rollens im Flussbett bezw. im Gletscherwasser erstreckt sich auf alle Teile eines kantigen Kieselsteins, schleift alle Scharfkanten in gleichmässiger Weise ab, dringt auch in die Tiefe der Höhlungen und Kantenausbuchtungen ein. Die Abnutzung des Gebrauchs, beim Schlagen und beim Schaben, lässt immer gewisse Teile, die ausserhalb der Berührungslinie fallen, unverletzt. Ein zweites Merkmal, das sich sehr häufig an den Pseudoeolithen erkennen lässt, betrifft das Abgeschliffen- oder Abgewetztsein von Kanten, die für die Schlagführung des Gebrauchs gar nicht in Betracht kommen, weil seitlich und in perpendikulärer Richtung zu derjenigen der Berührungslinie verlaufend.

Derartige Abwetzungsfälle wird man an wirklichen Manufakten des beabsichtigten Gebrauchs so leicht nicht ausfindig zu machen vermögen. In auffälligsten Gegensatz zu den eolithischen Manufakten setzen sich solche Absplissnarben an den verletzten Kieselsteinen der nordischen Geschiebe, die jene sattelförmige Wölbung ihrer Fläche an den Tag legen, von der ich bereits in früheren Berichten gesprochen habe.

Ich habe im vergangenen Sommer eine der grössten Kiesausschachtungen unserer Gegend in Augenschein genommen, die am „Kiesberg" beim Mühlholz in Südost und 3 *km* von Neu-Brandenburg gelegene, die einen hochinteressanten, vielgegliederten Schichtenaufschluss von gegen 40 *m* zur Schau stellt. Die der obersten Kreide entstammenden Kieselknollen verraten einen hohen Grad von Abgerolltsein und eine eigentümliche Häufung der Absplissnarben, die auf eine in verschiedenen Zeiträumen wiederholte Reihe von Verletzungen schliessen lässt, denen die Stücke unterzogen wurden. Wie bei Biere im Magdeburgischen finden sich in den unteren Schichten der Geschiebemergel dieser tiefen Ausschachtung gewisse feinkiesige Lagen, in denen schärfere kleine, z. T. täuschend den Schabern vom Typus Le Moustier gleichende Splitter zusammengeschwemmt wurden; es sind die abgedrückten Positive der vielen Absplissnarben, die sich an allen grösseren Knollen in erwähnt gehäufter Art vorfinden. Die grosse Kiesgrube bei Neu-Brandenburg ist bemerkenswert durch das häufige Vorkommen sehr mannigfaltiger verkieselter Petrefakten aus dem Obersenon. Das Museum von Neu-Strelitz enthält eine interessante Sammlung derselben, die Prof. Deecke einer genauen Prüfung unterzogen hat.

Andere zurzeit noch wenig untersuchte Kiesgruben habe ich bei Neu-Strelitz ausgebeutet und lege von den dort zahlreich vertretenen „Pseudoeolithen" ein überraschendes Exemplar, einen Schläger vom Typus der Reutelarbeitsweise, hier vor. Die Kiesgruben, zwei an der Zahl, befinden sich auf der Nordseite der Stadt am Ende der Elisabethstrasse. Die Ausschachtung beträgt gegen 7 *m* und die erschlossenen Schichten erweisen sich als übereinstimmend mit den untersten des grossen Kiesberges von Neu-Brandenburg.

(13) Hr. Wiegers überreicht zu dem Vortrage des Hrn. Favreau einige kritische Bemerkungen über

die paläolithischen Funde aus dem Interglazial von Hundisburg.

Auf S. 275—284 im 37. Bande dieser Zeitschrift hat Hr. Dr. Favreau über „neue Funde aus dem Diluvium aus der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schlosspark von Hundisburg" eine kleine Abhandlung veröffentlicht, welche den Inhalt eines am 21. Januar 1905 von ihm gehaltenen Vortrages wiedergibt. Während der kleinere Teil der Abhandlung den Funden selbst gewidmet ist, soll der grössere Teil Aufschluss geben über die geologischen Verhältnisse der Fundstellen. Zu dieser letzteren Darlegung hat Hr. Favreau, abgesehen von einer kurzen Mitteilung des Hrn. Geheimrats Prof. Wahnschaffe hauptsächlich die Ergebnisse meiner Untersuchungen benutzt[1]), die ihm durch persönliche Mitteilungen bekannt waren, da meine Arbeit[2]) erst kurz vor der Veröffentlichung Favreaus im Druck erschien.

Zu meinem Bedauern macht sich in Favreaus Wiedergabe meiner Beobachtungen und Schlüsse eine Reihe von Irrtümern und falschen Auffassungen bemerkbar, von denen ich im folgenden einige richtigstellen muss.

Bezüglich der Gesteinsarten, die die Schotter zusammensetzen, sind in der ganzen Arbeit die quarzfreien „Porphyrite" von Dönstedt irrtümlich als (Quarz-)„Porphyre" bezeichnet worden.

Auf S. 277 heisst es: „Die Fundschicht der Manufakte ist geologisch ziemlich genau bestimmt; sie ist eine Süsswasserablagerung und gehört in das letzte Interglazial, und zwar entstammt sie dem Ende desselben, da die in ihr enthaltenen Schnecken auf kaltes Klima deuten". Der Schlusssatz, der offenbar eine ganz genaue Bestimmung enthält, widerlegt zunächst den Vordersatz, der die Bestimmung nur als „ziemlich" genau hinstellt. Nun habe ich Hrn. Favreau seinerzeit gesagt, dass die — damals bestimmten — Schnecken allerdings keine typische Interglazialfauna eines wärmeren Klimas, als das jetzige ist, seien, sondern eine Übergangsfauna, auf die sich der Einfluss des heranrückenden Eises bereits irgendwie geltend gemacht habe. Darin liegt die Begründung für die Verlegung der Ablagerung in das Ende der Interglazialzeit. Die Auffassung Favreaus, dass die Schnecken in einem kalten Klima und doch auch in der Interglazialzeit, wenn auch gegen Ende derselben, gelebt hätten, ist ein Widerspruch in sich, da die Grundbedingung der Interglazialzeit das wärmere Klima ist. Zeigen die Schnecken aber wirklich kaltes Klima an, so müssten sie unbedingt in der auf die Interglazialzeit folgenden Glazialzeit gelebt haben. Hr. Favreau muss mich hier also wohl missverstanden oder eine dritte, ebenfalls ungenannte Quelle benutzt haben.

1) F. Wiegers, Diluviale Flussschotter aus der Gegend von Neuhaldensleben, z. T. als Fundstätten paläolithischer Werkzeuge. Monatsber. der deutschen geol. Gesellsch. 1905, S. 2—5.

2) F. Wiegers, Diluviale Flussschotter aus der Gegend von Neuhaldensleben. Jahrb. der geol. Land. u. Bergakad. 1905, S. 58—80.

„Die Stücke — Reste von Elephas primigenius — sollen über der Schotterbank gefunden sein; da ... die Finder auf die geologische Lagerung nicht geachtet haben, ist die Bestimmung der Fundschicht nicht durchaus sicher.“ In meiner Abhandlung habe ich auf S. 71 berichtet, wie ausserordentlich genau der Finder, Hr. Hauptlehrer Laue in Hundisburg auf die sehr wichtige Lagerung der in und unter — nicht über — den Schottern gefundenen Knochen geachtet hat und er würde auch Hrn. Favreau, so gut wie mir, Auskunft darüber gegeben haben, wenn dieser ihn nur danach gefragt hätte.

Auf S. 278 wird von Grube II an der Süplinger Chaussee gesagt: ... „deren grosse Zahl, besonders nordische Granite, sofort beim Betreten der Grube auffällt.“ Das letztere ist richtig, aber die Granite stammen nicht aus den Schottern — wie Hr. Favreau meint — sondern aus dem sie überlagernden jüngeren Geschiebedecksand. Ferner: „Die Schottermasse führt so gut wie keine organischen Reste, während die sie um- und überlagernden Sande zahllose Bruchstücke von Muscheln- und Schneckenschalen enthalten.“ Durch diese an sich ja richtige Angabe soll ein Vergleich zwischen den glazialen Kiesen der Grube II und den interglazialen Schottern der Hundisburger Grube (I) gezogen werden, die ja viele Schalreste von Schnecken und Zweischalern enthalten. Ganz abgesehen von dem unmöglichen Vergleich der so verschiedenaltrigen Bildungen hat Hr. Favreau aber auch übersehen, dass es sich in Hundisburg um diluviale, interglaziale Schnecken handelt, die an Ort und Stelle gelebt haben, sich mithin in primärer Lagerung befinden, während es sich in der Grube an der Süplinger Chaussee um viel ältere, tertiäre Schnecken auf sekundärer Lagerstätte handelt, Fossilien, die das Eis auf seinem Wege von irgendwoher aus dem nördlicher gelegenen Oligocän aufgenommen und die die Schmelzwässer wieder ausgewaschen und mit den Sanden zugleich abgelagert haben.

S. 279: „Das Material — der Grube III an der Detzeler Landstrasse — ist ungefähr identisch mit dem von Grube I ... jedoch im allgemeinen feiner und um fast 30° gegen den Horizont geneigt“ Nach meinen Beobachtungen ist es durchaus ident, nur im allgemeinen gröber und um 8—10° gegen den Horizont geneigt.

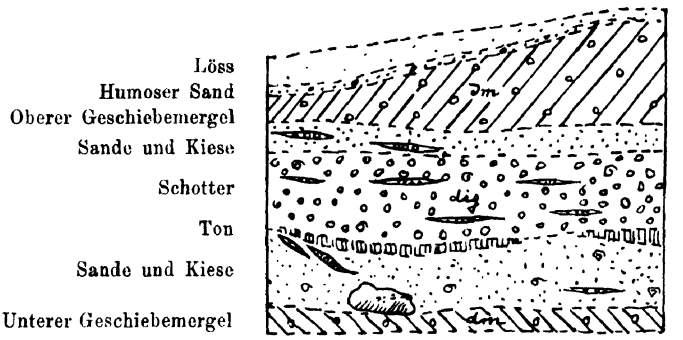
„Die Ablagerungen in den drei Gruben sind sicher diluvialen Ursprunges, da sie unverkennbare Zeichen der grossen Vergletscherungen des Diluviums zeigen. Welcher Stufe des Diluviums aber die Fundschichten angehören, hat jedoch bis auf Grube I noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden können.“ Hierzu erlaube ich mir, zu konstatieren, dass ich im Sommer 1904 Hrn. Favreau in Hundisburg an Ort und Stelle über die geologischen Verhältnisse der Grube aufgeklärt und dass ich im Herbst (20. Oktober 1904) ihm die Gründe mitgeteilt habe, die mich veranlassten, die Schotter der Grube III bei Detzel als die Fortsetzung der Hundisburger Schotter, d. h. als Ablagerung derselben interglazialen Bever anzusehen. Am 21. Januar 1905, wenige Minuten vor seinem Vortrage, aber habe ich Hrn. Favreau betreffs der Grube II, die er irrtümlich auch für interglazial hielt, dahin berichtigt, dass es sich hier um eine end-

moränenartige, d. h. glaziale Ablagerung handle. Es ist mir danach unverständlich, wie Hr. Favreau zu der Behauptung im Schlusssatz des obigen Absatzes kommen konnte; auch der erste Satz ist nur zum Teil richtig, denn den beiden interglazialen Schottern fehlen ja gerade „die unverkennbaren Zeichen der grossen Vereisungen".

S. 280: „Der obere, etwa 2 *m* starke Teil der Schotterbank — (in Grube I) — führt keine Manufakte . . . . fanden sich einige Knochenfragmente, die aber ihrer rudimentären Beschaffenheit wegen nicht haben bestimmt werden können." Nun ist freilich die ganze Schotterbank nur 1,5 *m* mächtig, aber diese „rudimentären" Knochen wären von ganz ausserordentlicher Bedeutung, wenn es nur leider nicht „fragmentäre Knochen" wären! Und so fort.

Was nun die tatsächlichen geologischen Lagerungsverhältnisse betrifft, so kann ich zu dem am 21. Januar in der Diskussion über diesen Gegenstand gesagten einiges neue hinzufügen. Nach Abschluss meiner diesjährigen Untersuchungen ist in Hundisburg folgendes Profil aufgeschlossen (Fig. 1).

Fig. 1.



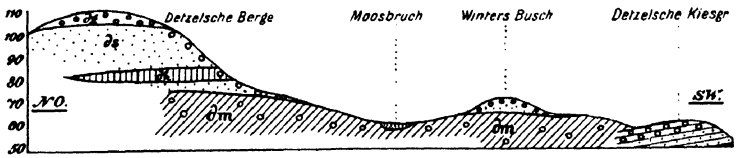
Profil an der Nordostwand der Hundisburger Kiesgrube:

1. Sandiger Löss, ganz schwach humos . . . . . 0,75 *m*
2. Humoser, schwach lehmiger Sand, an dessen Grunde stellenweise eine dünne Steinsohle vorhanden ist; ehemalige Vegetationsoberfläche vor der Bildung des Löss 0,20 „
3. Oberer Geschiebemergel . . . . . 0,5—2,5 *m*
   Nach Süden keilt sich der Geschiebemergel aus und es treten gelbe, rein nordische, grandige Sande an seine Stelle . . . . . 2—2,5 *m*
4. Kiese, Mergelsande und Sande mit dünnen Kiesbänken 0,2—0,5 *m*
5. Grobe Schotter mit Einlagerungen von Sanden, Mergelsanden und sandigem Ton, mit Land- und Süsswasserschnecken (29 Arten), Wirbeltierknochen (Equus caballus, Rhinoceros antiquitatis und Elephas primigenius) und Steinwerkzeugen . . . . . 1,5 *m*

6. Grüngelber, toniger Feinsand bis sandiger Ton mit Wirbeltierresten . . . . . 0,1—0,3 *m*
7. Sande mit Kiesbänken, Schnecken führend . . . . 1—1,5 *m*
8. Gelber Mergelsand . . . . . 0,1 *m*
9. Unterer Geschiebemergel . . . . . 0,6—1,0 *m*
10. Schwarzer, feinsandiger Tertiärton.

Über das Altersverhältnis der Fundschichten in den drei Gruben, das in dem Favreauschen Aufsatze keineswegs klar dargestellt ist, möge das folgende, meiner Abhandlung entnommene Profil von der Detzelschen Kiesgrube (Grube III) zu den Detzelschen Bergen Aufschluss geben: (Fig. 2).

Fig. 2.



Die schwach geneigten Schichten rechts bedeuten die aus einheimischem Material bestehenden Schotter, die eine frühere Bever in interglazialer Zeit bei Hundisburg (I) und Detzel (III) abgelagert hat und die bei Hundisburg noch von dem Geschiebemergel der Haupteiszeit (*δm*) unterlagert werden. Auf diese Schotter legt sich bei Hundisburg und Detzel der Geschiebemergel der letzten Eiszeit (*δm*). Als dieses Inlandeis sich nach Norden zurückzog, zerstörten die Schmelzwässer einen grossen Teil der Moränen, deren Bestandteile je nach der Korngrösse, als Kiese (*δg*), Sande (*δs*) oder Tone (*δth*) über dem intakt bleibenden Teil des Geschiebemergels zur Ablagerung kamen, ihn teils unter einer dünnen Decke verhüllend, an den Stillstandslagen des Eises aber zu gewaltigen Endmoränen sich auftürmend. In solchen Sanden und Kiesen liegt die Grube II.

Da das Eis beim Hinwegschreiten über die interglazialen Schichten einen Teil derselben in sich aufnahm, so kann es nicht wundernehmen, dass wir auch in den Abschmelzsanden und -Kiesen einige Manufakte finden, die aus der Interglazialzeit stammen. Sie können von demselben Menschen stammen, dessen Schaber wir in den Hundisburger Schottern gefunden haben, aber sie liegen auf sekundärer Lagerstätte.

Nun noch einige Worte über die Funde selbst. Hr. Favreau sagt von ihnen auf S. 281: „Die Manufakte lassen sich einteilen in solche mit a) Eolithen-, b) Paläolithencharakter, oder aber in solche, die ad 1 (!) Schrammungen, ad 2 keine Schrammungen durch Gletscher zeigen. . . . . Zeigt nun ein Stück auf der Rückseite eine Schlagmarke, und über diese hinweggehende Schrammung, so ist letztere von den Gletschern der vorletzten Vereisung bewirkt, und ist damit das Stück bereits im vorletzten Interglazial in Menschenhand gewesen."

Wäre das, was Hr. Favreau schreibt, richtig, so würde seine Arbeit ohne Zweifel von grösster Bedeutung für die deutsche vorgeschichtliche

Wissenschaft sein, würde sie uns doch einen Beweis an die Hand geben für die Annahme, dass eine paläolithische Industrie bereits vor dem Herannahen des Hauptinlandeises auf deutschem Boden bestanden hätte und damit den Vergleich mit den belgischen Industrien wesentlich erleichtern.

Leider kann ich mich der Ansicht Favreaus nicht anschliessen, zumal da ich seine „geschrammten" Manufakte gesehen habe. Bei einem Teil waren die angeblichen Schrammen nichts weiter als ein schrammenähnlicher, geradlinig-splitteriger Bruch, wie er am Feuerstein nicht selten ist; bei einem anderen Stück stellte sich die „Schramme" als der durch Herausfallen einer dünnen, nadelförmigen Bryozoe entstandene Hohlraum heraus. Das waren, wie Hr. Favreau sagte, seine besten Beweisstücke. Andere endlich waren tatsächlich geschrammt und solche habe ich auch selber gefunden. Das Vorhandensein von geschrammten Flinten ist also nicht zu leugnen, die Entstehung der Schrammen ist aber keineswegs ohne weiteres auf das Eis zu schieben. Meine Beobachtungen haben bis jetzt folgendes ergeben: Glazialschrammen auf anstehendem Gestein sind in der Neuhaldenslebener Gegend nur an zwei Stellen gefunden worden, in der Nähe von Hundisburg von Hrn. Wahnschaffe[1]) und bei Flechtingen von mir.[2]) Hier ist die Grauwacke von dem letzten Inlandeise gekritzt worden, dort vielleicht vom vorhergehenden; genau steht das zurzeit nicht fest. Das Eis vermag nun nicht blos den Felsboden, den es überschreitet, zu schrammen und zu glätten, sondern es schrammt und poliert auch die in der Grundmoräne mittransportierten Geschiebe. Solche gekritzten Steine sind in dem dortigen Gebiete aber ausserordentlich selten; in vier Jahren habe ich nur einmal einen geschrammten Süplinger Porphyrit gefunden und schliesse daraus mit Recht, dass gekritzte Geschiebe hier keineswegs häufig sind. Ich habe auf die interglazialen Schotter besonders geachtet, deren heimisches Material von den felsigen Ufern der Bever stammt, von denen manches Stück mit dem ersten Eise in Berührung gekommen sein wird, aber auch nicht ein Stein wies typische Schrammung auf, obwohl diese bei dem geringen Transport der Gerölle hätten erhalten bleiben müssen und manche, wie Kalk- und Sandsteine, für die Schrammung sehr günstige Objekte sind.

Wenn in diesen Schottern nun einzelne Feuersteine vorkommen, die wirklich spärlich feine Kritzchen zeigen, so liegt durchaus keine Veranlassung vor, diese Ritzungen auf Eiswirkungen zurückzuführen. Schon die scharfen Ränder der Kritzen lassen vermuten, dass diese erst in den Schottern selbst entstanden sind. Es ist doch zu bedenken, dass über die ganze Ablagerung eine mächtige Decke von Inlandeis hinweggeschritten ist und dabei einen sehr starken Druck auf die Unterlage ausgeübt hat. Bei dieser Zusammenpressung, die bis zu einem gewissen Grade ohne

1) F. Wahnschaffe, Über das Vorkommen von Glazialschrammen auf den Culmbildungen des Magdeburgischen bei Hundisburg. Jahrb. der geol. Land- und Bergak. f. 1898.

2) F. Wiegers, Über Glazialschrammen auf der Culmgrauwacke bei Flechtingen. Ebendas. f. 1904.

Zweifel stattgefunden hat, ist es nur eine natürliche Folgeerscheinung, dass zwischen den in Bewegung geratenden Schottern kleine Streifungen und Kritzungen eintraten. Es ist das eine durchaus ungezwungene Erklärung der pseudoglazialen Erscheinungen; denn als solche und nicht anders sind die Kritzchen aufzufassen.

Damit wird die Schlussfolgerung Favreaus hinfällig; wir haben bis jetzt keine Beweise, dass in Hundisburg vor dem letzten Interglazial der diluviale Mensch gelebt habe.

Von den Manufakten sind diejenigen unzweifelhaft, die eine deutliche Bearbeitung, d. h. paläolithischen Charakter tragen. Die eolithischen Typen bedürfen wohl einer erneuten kritischen Untersuchung, nachdem Boule[1]) uns gezeigt hat, in wie hohem Masse eolithische Formen auf natürlichem Wege entstehen können. Wir können die Möglichkeit wenigstens, dass das starkfliessende Wasser der interglazialen Bever und die schweren Schotter, die in ihm fortbewegt wurden, vielfach formierend auf die Feuersteine eingewirkt haben, nicht von der Hand weisen. Eine mit grösster Objektivität erfolgende Nachprüfung der eolithischen Typen dürfte gerade hier von Wichtigkeit sein, da Hundisburg einer der wenigen deutschen Fundorte ist, an dem diese Gegenstände auf primärer Lagerstätte liegen.

(14) Hr. H. Busse legte den vollständigen Inhalt eines Grabes aus der jüngeren Bronzezeit vor von dem grossen

Urnenfeld bei Wilmersdorf im Kreise Storkow-Beeskow.

Die Fundstücke bestehen aus der grossen Haupturne und sieben Beigefässen, darunter eine schöne Buckelurne und ein sehr seltenes Gefäss mit aufgesetzten scharfen horizontalen Kanten; ferner aus einem durchlochten Steinhammer, drei Knochenperlen und elf Spielsteinen aus Kiesel und Bergkristall.

Aus zwei andern Gräbern stammen acht Gefässe her, derselben Zeit angehörig, unter denen eine schöne Buckelurne, ein kleiner Trinkbecher und ein Henkelbecher mit sechs kleinen Buckeln besonders hervorragend sind.

(15) Hr. Baessler übergibt folgende

Tahitische Legenden.[2])

Die Entstehung des Isthmus von Taravao. Maui, einer der ersten Bewohner von Tahiti, hatte viel Ärger; täglich legte er die Steine seines Ofens aus, um sie von der Sonne erwärmen zu lassen und Tag für Tag verschwand das Gestirn vom Firmament, ehe dieselben heiss genug waren, um sie zum Bereiten des Essens verwerten zu können. Deshalb entschloss er sich, die Hitze ausstrahlende Scheibe vom Himmel herunter zu holen. Er nahm ein grosses Seil, brachte an dem einen Ende eine Schlinge an, warf diese um den Stern und begann zu ziehen. Damit er

1) M. Boule, l'Origine des Eolithes. L'Anthropologie 1905, Bd. XVI, p. 257—67.
2) Siehe: Baessler, Neue Südsee-Bilder, Seite 149.

hierzu einen besseren Halt habe, schlang er das in seinen Händen befindliche andere Ende um Tahiti an der Stelle, wo sich jetzt Taravao befindet, indem er es im Meer unter die Insel herumführte. Während er dann so angestrengt arbeitete, dass die Sonne schon etwas tiefer zu stehen kam, geriet seine Schwester in Streit mit jemand und suchte ihren Bruder auf, um dessen Hilfe zu erbitten. Da sie ihn eifrig beschäftigt fand und befürchtete, dass er ihretwegen seine Arbeit nicht unterbrechen würde, schlug sie ihren Tapaschurz in die Höhe und verbarg dahinter ihr Gesicht. Als Maui eine ihm unbekannte Frau auf sich zukommen sah und in ihr eine ihm wohlwollende Schöne vermutete, eilte er auf sie zu, liess dabei jedoch den Strick fahren. Die Sonne schnellte in die Höhe, und das Tau, welches schon vorher beim Ziehen kleinere Erdstücke losgelöst hatte, riss nun durch den plötzlichen starken Ruck ein so grosses hinweg, dass nur noch ein schmaler Streifen Landes übrig blieb, der heute die Landenge von Taravao bildet. Sowie Maui seine Schwester erkannte, versuchte er das Seil wieder zu erhaschen, doch gelang ihm dies nicht. Auch die Sonne erreichte ihre frühere Höhe nicht wieder; sie blieb näher der Erde stehen, und das ist der Grund, weshalb es auf Tahiti so warm ist.

Die Entstehung der Kokospalme. Tautua, ein junges schönes Mädchen, wohnte in der Nähe des Flusses Teohu im Distrikt Vaiari. Regelmässig ging sie gegen Abend zu dem Bergstrom, um in seinen kalten Fluten ihren heissen Körper zu kühlen. Da geschah es eines Tages, dass während ihres Bades ein kleiner, hübsch aussehender Aal so zutraulich um sie herumschwamm, dass sie mit ihm zu spielen begann und ihm von ihren mitgebrachten Leckerbissen etwas abgab. Dies wiederholte sich von da ab täglich, bis die Schöne einst bemerkte, dass der Aal in ungewohnter Weise an Umfang zunahm. Es war so auffallend, dass sie an jedem Tag leicht feststellen konnte, um wieviel er wieder grösser und stärker geworden war, bis sie sich plötzlich einem so mächtigen Tier gegenüber sah, dass sie Angst bekam, aus dem Wasser sprang und floh. Der Aal aber kroch ans Land und setzte ihr nach. Als sie ihr Dorf erreichte, flehte sie ihre *fetii*[1]) um Hilfe an und bat sie, das sie verfolgende Ungeheuer zu töten. Schnell bauten diese quer über den Weg und zu dessen beiden Seiten eine so hohe Mauer, dass das Tier nicht darüber setzen konnte, liessen aber die nach dem Fluss zu liegende Seite vorläufig offen und schlossen sie nicht früher, als bis der Aal in den Bau eingedrungen war und sich so selbst gefangen hatte. Da es schon zu dunkeln begann, kamen sie überein, das Tier erst am nächsten Morgen zu töten. In der Nacht erschien der Aal dem Mädchen im Traum und sprach zu ihm: „Du willst meinen Tod und ich weiss, dass ich durch Deine Leute sterben werde. Wenn ich erschlagen bin, so schneide meinen Kopf ab und vergrabe ihn in der Nähe des Strandes; es wird daraus ein Baum erstehen, der Früchte trägt. So oft Du eine von diesen geniesst, werden wir beide das Gefühl der Befriedigung haben". Am andern Morgen kamen die *fetii* und erschlugen den Aal mit grossen Äxten. Da-

1) A. a. O., Seite 125.

bei geschah es, dass sie den Kopf aus Versehen erst der Länge nach spalteten, ehe sie ihn vom Rumpf trennten; den Körper zerhackten sie in lauter kleine Stücke. Tautua nahm alsbald, wie ihr im Traum geheissen, das abgeschlagene Haupt und vergrub es am Strand. Bald keimte daraus eine junge Pflanze, die schnell zu einer grossen Palme emporwuchs und Früchte trug: es war die erste Kokospalme. Beim Reifen zeigten die Früchte eine Eigentümlichkeit, sie hatten Mund und Augen und ähnelten dem Gesicht eines Aales. Als Tautua die erste geöffnete Nuss an die Lippen setzte, war sie entzückt über den herrlichen kühlen Trank, der unsterbliche Aal aber hatte gleichzeitig das Gefühl, als ob er von der Geliebten geküsst würde. Noch heute behaupten die Tahitier, dass sich die Nuss leicht spalten lässt, wenn man das Messer zwischen die Augen einschlägt, ihr also einen Schlag versetzt ähnlich dem, den einst der Kopf des Aales erhalten hatte.

Der letzte Menschenfresser auf Tahiti. Die heute lebenden Tahitier behaupten, dass ihre Vorfahren niemals Menschenfleisch gegessen hätten; im Gegensatz hierzu steht nachfolgende Legende:

Tuture war der Sohn einer mit fast übernatürlichen Kräften ausgestatteten Frau namens Haumea, die über alles Menschenfleisch liebte und es sogar roh verzehrte. Für ihren Sohn bereitete sie es aber stets mit heissen Steinen im Ofen, denn er verabscheute es ungekocht und ass es auch gedünstet nur ungern. Da die Gier der Alten beständig wuchs, um so mehr, als sie nie so viel von ihrem Lieblingsgericht erlangen konnte, als sie gewünscht hätte, so mussten schliesslich Tuture selbst und seine Frau für ihr Leben fürchten. Sie beschlossen deshalb, zu fliehen. Nachdem sie sich darüber beraten hatten, auf welche Weise die Matrone überlistet werden könnte, begann der Sohn eines Tages Kalabassen, *ano*, aus grossen Kokosnüssen anzufertigen. Erstaunt frägt ihn die Mutter: „was er denn da mache". „Ich schnitze *ano*" erwidert Tuture. „Aber wir haben doch deren genug", entgegnet Haumea. „Ich habe gerade nichts zu tun und will meine Zeit nützlich verwenden", meint der Sohn. Die Mutter wundert sich, doch schweigt. Heimlich aber und von ihr unbemerkt bringt Tuture am Boden eines jeden Gefässes ein kleines Loch an. Als ihm die Zahl der Kalabassen genügt, stellt er sich krank und bleibt auf seinem Lager liegen. Teilnehmend fragt die Mutter: „was ihm fehle". „Ich bin leidend und habe grossen Durst", antwortet er. Haumea will seine Frau rufen, er aber bittet sie, ihm selbst zu trinken zu geben. Die Mutter nimmt eine Schale, um sie am Brunnen zu füllen, aber der Sohn widersetzt sich dem; „ich will kein Wasser vom Brunnen, auch nicht aus dem Fluss, sondern von der auf dem Berg entspringenden Quelle. Mutter, nimm alle Kalabassen und bringe sie voll von dort zurück, dann reicht das Wasser, bis ich wieder gesund bin". Die Mutter erfüllt seinen Wunsch und geht. Sowie sie aus Sehweite ist, springt der Sohn auf, ruft seine Leute zusammen, und befiehlt ihnen, so schnell als möglich ein Boot, *vaa*, zu bauen, das sie alle zu fassen vermag und in demselben mit ihm zu entfliehen. Prompt wird der Befehl ausgeführt und sowie der Einbaum fertig ist, stossen die Leute vom Land.

Unterdessen hatte Haumea den Berg erklommen, die Kalabassen gefüllt und war bereits auf dem Rückweg, als sie bemerkte, dass sämtliche Gefässe leer waren. Sie kehrte deshalb wieder um, füllte sie von neuem und war zum zweiten Mal auf dem Weg ins Tal, als die Kürbisse abermals kein Wasser mehr enthielten. Sie stieg zum dritten Mal hinauf, aber es half ihr nichts; auch dieses und jedes folgende Mal war der Inhalt aus den Kürbissen verschwunden, sowie sie einen Teil des Rückwegs zurückgelegt hatte. Immer und immer wieder versuchte sie es, dem Sohn das Gewünschte zu bringen, aber stets vergeblich. Da sah sie plötzlich, während sie neuerdings die Gefässe füllte, im Wasser den Schatten eines Bootes. Als nämlich die Fliehenden das Riff passierten, stand die Sonne gerade so, dass der Schatten derselben auf die Quelle fiel. „Das ist ja ein *vaa*", rief sie aus, „und in ihm sehe ich die Gestalt meines Sohnes". Sie blickte auf und erkannte nicht nur ihren Sohn, sondern auch die anderen Leute. Sofort war ihr klar, um was es sich handelte. Unbekümmert um die Kalabassen, eilte sie den Berg hinunter, sprang ins Meer und setzte schwimmend den Ausreissern nach. Diese hatten inzwischen auf einer im Boot hergerichteten Feuerstelle heisse Steine bereitet und als sich die Alte nun dem Fahrzeug nähert, meint Tuture teilnehmend: „Du wirst durstig sein, Mutter, trinke eine gewärmte Kokosnuss (*faarava*)", und reicht ihr dabei eine geöffnete Frucht, in die er einige der heissen Steine getan hatte, und, als diese geleert war, auch noch eine zweite ebenso zubereitete, da er eifrigst besorgt war, die Mutter an dem Besteigen des Bootes zu hindern. Durstig von der gehabten Anstrengung trinkt Haumea beide Nüsse aus und verschluckt dabei auch die Steine, ohne von diesen aber das leiseste Unbehagen zu fühlen. Die Bootsinsassen sind verzweifelt; wenn es Haumea gelingt, in das Boot zu kommen, haben sie das Schlimmste zu befürchten. Auf der Feuerstelle liegt nur noch ein Stein, es ist ein *ofai araea*, — *ofai*: Stein, *araea*: rote Erde, — und diese Art gilt als besonders gefährlich. Tuture ergreift ihn und wirft ihn in eine dritte Nuss. Auch diese leert Haumea bis auf den Grund, sowie sie aber den Stein im Magen fühlt, erkennt sie ihre Lage. „Ich weiss, dass ich einen *ofai araea* verschluckt habe", ruft sie aus, „nun muss ich sterben." Kaum gesagt, versinkt sie im Meer.

Tuture kehrte mit seinen Leuten nach seinem Dorf zurück, Menschenfleisch hat er nie wieder angerührt. Im Distrikt Hitiaa wurden mir Leute gezeigt, die von ihm abstammen sollen. Über Haumea sprechen sie nie.

Die Entstehung des Namens Huahine. Die Insel Moorea war in alten Zeiten bekannt durch grosse schöne Feste, die regelmässig auf ihr gefeiert wurden; alle Inseln der Gruppe nahmen entweder einzeln oder gemeinsam daran teil und die dabei verlebten Tage zählte jeder Festgenosse zu den fröhlichsten seines Lebens. Nach alter Sitte wurden den Ankommenden Mädchen geschenkt und solche auch von diesen als Gegengabe überreicht. Da es aber sehr oft an weiblichen Geschöpfen auf den Inseln mangelte, so ersetzte man sie gewöhnlich durch Männer. Nur die Eingeborenen von Mateira ermöglichten es, jedesmal mindestens zwei bis drei mitzubringen, was natürlich stets grosse Freude erregte, denn der Bei-

schlaf mit einem Weib war um so mehr begehrt, je seltener er geboten wurde. Sahen deshalb die Mooreaner nur die Boote von weitem nahen, so brachen sie, in Erwartung der bevorstehenden Genüsse, schon in freudiges Lärmen aus, kündigten sie aber nicht als die von Mateira an, sondern riefen scherzend: „Seht, da kommen die Schiffe von Huavahine". *Hua* bedeutet *penis*, in Verbindung mit *vahine*, Weib, aber sowohl *vagina* als auch *coitus* zwischen Mann und Frau. Der ursprünglich nur im Scherz gegebene Name verblieb dann der Insel, während die eigentliche Bezeichnung Mateira verloren ging. Als die Missionare ins Land kamen und die Bedeutung des Namens erfuhren, fanden sie ihn so anstössig, dass sie ihn mit Weglassung des *va* derartig verstümmelten, dass er jede Deutung verlor. So entstand aus Huavahine der Name Huahine.

(16) Hr. Baessler spricht über

Fischen auf Tahiti.

Das alte tahitische Jahr bestand aus zwölf Monaten, von denen jeder an einem Neumond begann, während der Jahresanfang mit dem Eintritt der kühleren Witterung zusammenfiel, so dass der erste tahitische Monat etwa mit unserem vierten korrespondierte. Den Mondwechsel sah man als eine Neuvermählung des Mondes an: jeder neue Mond wurde anders benannt als seine Vorgänger und bekam eine neue Gattin zugeteilt; man sprach daher nicht von Monaten, sondern von Mondehen. Die Namen der beiden Gatten waren derartig, dass sich aus ihnen schon die Art und Weise schliessen liess, wie Mann und Frau zusammen lebten; je nachdem dies geschah, wurden Menschen, Tiere, Pflanzen und Winde davon beeinflusst. Für das Fischen kamen nur die Winde in Betracht und zwar galten südliche für günstig, nördliche für ungünstig. Die einzelnen Mondehen wurden folgendermassen bezeichnet:

Erste Mondehe: Paroromua te marama o te Tetiu-o-te-toa te vahine. *Mua*: eins, der erste; *marama*: Mond; *toa*: Koralle, Riff; *vahine*: Frau.

Zweite Mondehe: Paroromuri te marama Tetaaraa-te-hoa te vahine. *Muri*: der nächste, der zweite; *tetaa*: trennen; *hoa*: Freund.

Dritte Mondehe: Muriaha te marama Teuraifaau te vahine. *Teura*: ein Vogel mit roten Federn; *faau*: zusammenbringen.

Vierte Mondehe: Hiaia te marama Turaiarea te vahine. *Hia*: fallen; *turai*: auf die Seite schieben; *area*: Platz machen.

Fünfte Mondehe: Taaoa te marama Terereoaoa te vahine. *Taa*: Kinnlade; *oa*: schmieren; *terere*: fliegen; *oaoa*: schön.

Sechste Mondehe: Huriama te marama te Matotauraroa te vahine. *Huri*: auf dem Kopf stehen; *mato*: Felsen; *taura*: Seil; *roa*: lang.

Siebente Mondehe: Teeri te marama o te Moepaapa te vahine. *Teeri*: wegspülen des Landes bei Grosswasser; *moepaapa*: auf der Seite liegen.

Achte Mondehe: Tetai te marama Teheifaataha te vahine. *Tetai*: schreien, klagen; *hei*: Riff; *faataha*: ein seitwärts getragener Kopfkranz.

Neunte Mondehe: Avarehu te marama o te Oteatea te vahine. *Ava*: Rum; *rehu*: aschfarben; *oteatea*: ein tahitischer Tanz.

Zehnte Mondehe: Faahu te marama o te Pahunui-ia-taitere-te-tamoe te vahine. *Faahu*: heiss; *pahu*: Trommel; *nui*: gross; *taitere*: anmutig; *tamoe*: träumen.

Elfte Mondehe: Pipiri te marama o Pirima-ai-fenua te vahine. *Pipiri*: geizig; *pirima ai fenua*: Bewachen des Feldes, stehlen auf dem Feld.

Zwölfte Mondehe: Aunuunu te marama Uaunumatetaio te vahine. *Aunuunu*: ausruhen; *uaunu*: zurückgehen; *mate*: Ende; *taio*: zählen.

Bezug auf den Fischfang und zwar auch nur indirekt durch die Winde nehmen allein die beiden ersten Mondehen. Die Namen sind, wie auch die aller übrigen zweideutig. Paroromua te marama o te Tetiu-o-te-toa te vahine heisst, wenn man Paroro und Tetiu als Namen auffasst, weiter nichts als: Mond Paroro der Erste und (d. h. verheiratet sich mit) Frau Tetiu, die durch o-te-toa noch näher gekennzeichnet wird. *Tetiu* bezeichnet nämlich das Rauschen, welches die an dem Tahiti im Norden vorgelagerten Riff, *toa*, sich brechenden Wellen verursachen, wenn südliche Winde über die Insel wehen, an den Bergen von Moorea abprallen und dann die Wogen nach dem Riff zurücktreiben. Dieses Geräusch klingt ganz anders als das Tosen, wenn nördliche Winde das Meer gegen das Riff werfen und wird der sich vollziehenden Vereinigung des Mondes mit seiner Gattin Tetiu zugeschrieben. Nun bedeutet *mua* aber auch 'vorn, von vorn' und *paroro* 'mit einem Bohrer ein Loch bohren', weshalb es auch für 'coitieren' gebraucht wird, so dass die Übersetzung mit der der beiden Namen lautet: Der Mond vereinigt sich mit seiner Frau von vorn unter einem eigentümlichen Geräusch auf dem Riff. Diese Ehe beeinflusst die Menschen dergestalt, dass auch sie während dieses Monats den Beischlaf in der natürlichen Lage ausüben. Für den Fischfang kommen nur die in dieser Zeit wehenden südlichen Winde in Betracht, die, wie bereits erwähnt, dafür besonders günstig sind. Anders während der zweiten Mondehe. Das Wort *tetaa* zeigt an, dass die Frau keine guten Eigenschaften besitzt, sie trennt, sie sät Zwietracht unter die besten Freunde, *hoa;* sie geht darauf aus, den Menschen lieber Unangenehmes als Freude zu bereiten, und anstatt ihnen beim Erlangen ihrer zum Leben notwendigen Nahrung zu helfen, verdirbt sie jeden Fischzug durch ungünstige nördliche Winde, die sie während der ganzen Dauer ihrer Ehe über Tahiti wehen lässt. Paroromuri und Tetaaraa wiederum als Namen, te-hoa als Erläuterung zu letzterem angenommen, würde Paroromuri te marama Tetaaraa-te-hoa te vahine weiter nichts heissen als: Mond Paroro der Zweite und (d. h. verheiratet sich mit) Frau Tetaaraa (te-hoa). Nun bedeutet aber *muri* auch 'hinten, von hinten', und so lautet die zweite Lesart dieser Worte: Der Mond coitiert mit einer Zwietracht unter die besten Freunde säenden Frau (d. h. mit einem bösen Weib) von hinten. Der Einfluss einer solchen Ehe auf die Menschen kann natürlich kein guter sein; sie folgen dem Beispiel des Mondes und

zwar nicht nur Männer mit Frauen, sondern auch Männer untereinander. Für den Fischfang kommen wiederum nur die während dieser Ehe wehenden Winde in Betracht, die diesmal als nördliche ungünstig sind.

Die übrigen Mondehen bringen keine weiteren Angaben über Windverhältnisse und Fischfang. Genaue Anweisungen für letzteren, besonders darüber, an welchen Tagen man fischen soll und welche Fische sich an diesen zum Fang eignen, geben aber die einzelnen Monatstage; merkwürdigerweise sind sie für jeden Tag im Monat verschieden, aber für alle Monate gleich. Sie lauten:

Erster Tag: Tireo. Der Neumond steht direkt am Horizont; die Schaltiere steigen auf, alle Fische kommen aus ihren Höhlen heraus.

Zweiter Tag: Hirohiti. Der Mond ist ein wenig gestiegen und steht etwas über dem Horizont; ebenso steigen die Fische auf; besonders günstig für den Fang von Krabben.

Dritter Tag: Hoata. Der Stand des Mondes ist so, dass das Gestirn gesehen werden kann; günstig für den Fang des *uu*, eines grossen, roten Fisches, und aller bunten Fische.

Vierter Tag: Hamiama.
Fünfter Tag: Roto hamiama.
Sechster Tag: Faaoti hamiama.

Günstig für den Fang aller Fische. *Roto*: der mittlere; *faaoti*: der letzte.

Siebenter Tag: Oreore mua.
Achter Tag: Oreore faaoti.

Wegen nördlicher Winde ungünstig für den Fischfang. *Ore*: keiner, nichts.

Neunter Tag: Tamatea. *Tamatea* bedeutet so viel wie: 'aus dem Weg'. Die Fische schlagen für gewöhnlich bestimmte Wege ein, heute aber weichen sie davon ab und sind daher leicht zu fangen: Boniten sind in grossen Mengen vorhanden.

Zehnter Tag: Huna. *Huna*: versteckt. Die Fische haben sich in ihren Höhlen versteckt und sind daher rar.

Elfter Tag: Rapu. *Rapu*: Trauer. Trauer darüber, dass man nichts fängt.

Zwölfter Tag: Maharu.
Dreizehnter Tag: Hua.
Vierzehnter Tag: Maitu.

Die Fische ziehen in Strichen und sind leicht zu fangen.

Fünfzehnter Tag: Hotu. *Hotu*: Frucht, fruchttragend, gebären. Bananen und alle Bäume, die essbare Früchte tragen, müssen an diesem Tag gepflanzt werden. Fische sind in grosser Anzahl vorhanden.

Sechzehnter Tag: Marai. Der Mond geht nieder, wenn die Sonne aufgeht. Der Tag eignet sich besonders für den Fang von Landkrabben.

Siebzehnter Tag: Turu. Der Tag eignet sich wie der vorhergehende besonders für den Fang von Landkrabben.

Achtzehnter Tag: Raau tahi.
Neunzehnter Tag: Raau roto.
Zwanzigster Tag: Raau faaoti.

See und Land sind voller böser Geister, deshalb soll jedermann zu Haus bleiben und nicht auf den Fischfang gehen. *Tahi*: der erste.

Einundzwanzigster Tag: Oreore tahi. Zweiundzwanzigster Tag: Oreore roto. Dreiundzwanzigster Tag: Oreore faaoti.	Wegen nördlicher Winde ungünstig für den Fischfang.
Vierundzwanzigster Tag: Taaroa tahi. Fünfundzwanzigster Tag: Taaroa roto. Sechsundzwanzigster Tag: Taaroa faaoti.	Günstige Tage für den Fischfang; besonders geeignet zum Fang des Thunfisches.

Taaroa war der Erschaffer der Welt; ein während dieser drei Tage geborener Knabe wurde ein tüchtiger Krieger, jedes Mädchen eine Schönheit.

Siebenundzwanzigster Tag: Tane. Achtundzwanzigster Tag: Roonui. Neunundzwanzigster Tag: Roomauri.	Günstige Tage für den Fischfang im allgemeinen, besonders aber für grössere Arten. *Tane*: Mensch; *roonui*: guter Ruf; *roomauri*: schlechter Ruf.

Dreissigster Tag: Motu te po maurimate te ao. *Motu*: geteilt, abgeschnitten; *po*: Nacht; *mauri*: Geist; *mate*: Ende; *ao*: Himmel. Die Nacht ist geteilt: der nächste Morgen heisst: *maurimate te ao*, worauf der Lauf der Tage von neuem beginnt.

Tahiti ist eine bergige Insel mit einem schmalen, nur im Süden etwas breiteren Streifen Flachland am Strand. Hier allein befanden sich und befinden sich auch heutigen Tages noch die Wohnungen der Eingeborenen, die mit ihrer Nahrung auf die essbaren Früchte des Landes und auf die Produkte des Meeres angewiesen waren. Fische bildeten somit nicht nur eine beliebte Mahlzeit, sondern waren zur Ernährung des Körpers und zur Stillung des Hungers mehr oder weniger notwendig. Der Fischfang wurde daher im kleinen und im grossen betrieben, und zwar zu allen Jahreszeiten, tags sowohl wie nachts, von Männern ebenso wie von Frauen und Kindern. Um so auffälliger ist es, dass die tahitische Sprache kein eigentliches Wort für Fischen besitzt. Fisch heisst *ia*, Fischen müsste demnach *ta-ia* lauten, doch wird dieser Ausdruck allein so gut wie nicht gebraucht, und wendet ihn jetzt einmal jemand an, so versteht er darunter nur das Fangen der Tiere mit einer Angel. Der Tahitier spricht niemals von Fischen im allgemeinen, sondern bezeichnet stets genau die Art und Weise, wie gefischt wurde oder gefischt werden soll, oder den Fisch, dessen Fang in Frage steht. Hierbei gebraucht er *ta-ia*, wie in *hora ta-ia*: Fischen durch Betäubung, nur selten, bedient sich vielmehr des Wortes *tautai*, indem er das Gerät, welches er beim Fang anwendet, oder den Namen des Fisches, den er fangen will, hinzufügt, also z. B.: *tautai matau*: Fischen mit Haken, angeln; *tautai raoere*: Fischen mit Netzen; *tautai patui*: Fangen des *patui*; *tautai mao*: Fangen des Haifisches usw. Das Wort *tautai* wird in dieser Weise sowohl bei der Bezeichnung der Art des Fischens, als auch bei der Nennung eines Fischgeräts, ebenso wie bei der Angabe des durch einen Fischzug erzielten Ertrags verwendet.

Fischen mit Händen: *tautai tanao*, mit Hüftentuch: *tautai pareu*, mit Körben: *tautai ete*. Die einfachste Art des Fischens besteht in dem Fangen der Tiere mit den Händen. In dem um die ganze Insel, mit Ausnahme einer kurzen Strecke im Osten, laufenden Korallenriff, *aau*, befinden sich überall Löcher, *paoa*; in diesen werden grössere Fische mit der Hand gefangen, kleinere dadurch, dass man einen aus gespaltenen Kokosblättern, *niau*, geflochtenen grossen Korb, *ete*, hineinstellt, dann mit einem Stock, *mara*, auf die Steine klopft und dadurch die Fische aus den kleinen Höhlungen, *apoo-ia*, heraus- und in den Korb hineintreibt. *Mara* ist eigentlich *nauclea forsteri*; der erste beim Fischen verwendete Stock mag zufällig von diesem Strauch gestammt und dadurch die Bezeichnung auf den Stab übertragen haben. Jetzt verwendet man alle möglichen Knüppel und bezeichnet jeden derselben als *mara*. *Tanao* soviel wie: 'die Hand einführen', nämlich: 'in das Loch'. Die gefangenen Fische werden in kleineren, ebenfalls aus Kokosblättern geflochtenen Körben, *oini*, gesammelt, die man an Henkeln am Arm trägt oder über die Schulter hängt. Dieses Fischen geschieht bei Nacht mit Fackeln, *rama*, die aus ganzen, bis vier Meter langen, zusammengebundenen Kokosblättern hergestellt sind, wobei man sich zum Binden derselben eines gespaltenen Blattes der gleichen Palme bedient.

Bei Gewitter schwimmt der *maito*, ein schwerer, sehr fetter, flacher, in Gestalt der Flunder ähnlicher Fisch in grossen Zügen auf das Riff zu, um sich in dessen Höhlungen zu bergen. Dabei wird er ebenfalls entweder einzeln mit der Hand, oder, wenn die Züge dicht sind, zu mehreren mit dem Hüftentuch und mit Körben gefangen. Hierzu hält man den am unteren Saum mit beiden Händen gefassten Schurz, oder den ebenfalls mit beiden Händen ergriffenen Korb vor sich und hebt ihn schnell aus dem Wasser, sowie sich die Tiere darüber befinden. Letztere Fangart wird auch bei Süsswasserkrabben, *oura pape*, und bei *nato*, einer Art kleiner Forellen angewendet.

Zwei- bis viermal erscheinen in jedem Jahr in der Nähe des Strandes und an den Mündungen der Flüsse ungeheuere Züge von *einaa*, kleinen, kaum einige Zentimeter grossen Fischchen. Sie gehen mit den Wellen und können für gewöhnlich mit Körben geradezu geschöpft werden; gleichzeitig ist auch der Fang der sie in grosser Zahl verfolgenden grösseren Fische sehr einträglich. Grosse Furcht zeigen sie vor Aalen; an Stellen, an denen sich solche aufhalten, schnellen sie oft bis zu anderthalb Meter hoch über das Wasser heraus und suchen sich auf Felsen oder auf Baumzweigen, die über dem Wasser hängen, zu retten. Bis zu ein viertel Meter dicke Schichten lagern manchmal auf diesen und brauchen nur mit der Hand abgestrichen zu werden.

Mit einem Korb von besonderer länglicher Form, einer Art Reuse, *tavai*, wird der Aal, *puhi*, gefangen. Die Fischer suchen im Wasser zuerst mit der Hand den Fisch in den Wurzellöchern der am Ufer stehenden Bäume, in denen er sich gern aufhält, oder in den Höhlungen, die von den im Fluss liegenden Steinen gebildet werden und in die er sich vor seinen Verfolgern flüchtet. Haben sie ihn gefunden, so scheuchen sie

ihn, ebenfalls mit der Hand, aus seinem Versteck heraus und hinein in den vor die Öffnung gehaltenen Korb. Da solcher Fang nur möglich ist, wenn das Wasser den Fischenden nicht über die Schulter reicht, so nimmt in tieferem Wasser der Fischer, wenn er durch Tauchen das Vorhandensein eines Aales mit der Hand festgestellt hat, eine dünne aber haltbare Rute, *rou puhi*, aus Guava, die mit einem kurz und spitz zugeschnittenen Zweig einen Haken bilden muss, hakt damit den Leib des Tieres fest und zerrt es heraus.

Aale werden ausserdem auch noch mit Hühnerdärmen, *te aau moa*, gefangen, die einfach an der Rippe eines Kokosblatts befestigt sind; der Aal verbeisst sich darin so fest, dass ein Korb oder ein Haken zum Fang ganz überflüssig ist

Fischen durch Erschlagen der Tiere: *tautai paahue*, *tautai faoa*, *tautai tairi*. Eine sehr einfache Art des Fischens bestand darin, die Tiere mit Knüppeln totzuschlagen, was an der Nordküste nachts bei Fackelbeleuchtung vom Boot aus geschah. Das Boot, *vaa*, war ein ausgehöhlter Baumstamm mit einem Ausleger, *eama* (*e*: das ist; *ama*: Ast), an einer Seite. Langsam fuhr man über das Wasser, die brennende Fackel vor sich an dem Einbaum befestigt, in der Hand einen Stock aus Eisenholz, *aito*. Die durch das Licht angezogenen Fische kamen in Scharen an die Oberfläche, wo sie so geblendet wurden, dass sie sich nicht mehr bewegen und leicht mit dem Stock erschlagen werden konnten. Der ursprüngliche Name für dieses Fischen ist verloren gegangen, wird aber wahrscheinlich *tautai aito* gelautet haben. Neuerdings sind die Utensilien zum Fang anderer Art und haben den jetzigen Namen *tautai paahue* veranlasst. Nur der Einbaum ist derselbe geblieben, statt der Fackel steht auf einem Brettchen ein Windlicht, *mori matai* (*mori*: Öl, Lampe; *matai*: Wind), gewöhnlich eine der neuen aus Europa eingeführten Wagenlaternen mit recht starkem Reflektor, statt des Stockes wird ein Stück Bandeisen verwendet, das ausnahmslos der gerade gebogene Reifen eines importierten Fasses ist; *paa*: Fassreifen, *hue*: schlagen, daher *tautai paahue*: Fischen durch Schlagen mit einem Fassreifen.

Statt der Eisenholzstöcke gebrauchte man früher auch Steine an hölzernen Griffen. Ein dünnes Stück Holz wurde von der Mitte aus zurückgebogen, der Stein dazwischen gelegt und befestigt, und die langen, gleichgrossen Enden durch *nape*, eine aus Kokosnussbast verfertigte Schnur, zusammen gebunden. Da der Stein *faoa* hiess, so nannte man dies Fischen: *tautai faoa*.

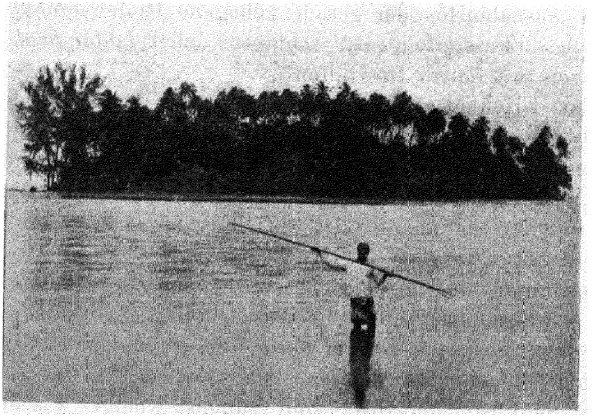
Zur Gewinnung des *nape*, nicht zu verwechseln mit dem Fisch *nape*, wurde der Kokosnussbast zuerst in Wasser gelegt und solange darin ausgelaugt, bis nur die guten Fasern übrig blieben, die dann verarbeitet ein sehr haltbares Material lieferten.

An der Südküste der Insel sind zumeist weniger Fische vorhanden als an der Nordküste, bei schwerer See bringen die Wellen sie aber oft in grossen Mengen dahin und werfen sie auf das Riff, wo sie von den Eingeborenen mit drei bis vier Meter langen Stöcken, die aus frischem, elastischem, unzerbrechlichem Holz geschnitten sein müssen, totgeschlagen

werden. Es gilt den Augenblick zu erfassen, wenn die Woge sich gebrochen hat und im Zurückfliessen ist und schnell hinzuzuspringen, um den auf dem Riff zappelnden Fisch noch zu erreichen, ehe er ins Meer zurückgespült wird. So behend müssen die Leute dabei laufen und springen, dass selbst die dicken Sohlen ihrer nackten Füsse oft von den scharfen Kanten der Korallen zerrissen werden; sie schützen sich dagegen durch Anlegen von Sandalen, *tiaa more*, eine dicke, aus *purau*-Bast, *more*, eng geflochtene Fussbekleidung, *tiaa*, mit der man die Eingeborenen, ausser bei dieser Gelegenheit, nur sehr selten bekleidet sieht, *purau*: *paritium tiliaceum*. Dies Fischen heisst nach dem Wort *tairi*, welches 'peitschen, schlagen' bedeutet: *tautai tairi*.

Fischen durch Betäubung: *hora ta-ia*. Mühelos ist der Fang durch Betäubung der Meeresbewohner. Die Frucht des *tumu hotu*, des *hotu*-Baumes, *e maa hotu* (*tumu*: Baum; *e*: der, das ist; *maa*: essen; *e maa hotu*: das was vom *hotu* gegessen werden kann, also: die Frucht), wird abends auf dem Riff geschabt und ins Meer geworfen. Am nächsten Morgen kann man sicher sein, eine grosse Anzahl von Fischen betäubt und regungslos auf der Oberfläche liegend zu finden; man braucht sie dann nur zu sammeln und zu kochen, um sie unbesorgt essen zu können; gekocht schadet der vergiftete Fisch dem menschlichen Organismus nicht. *Hora* heisst 'vergiften', diese Art des Fischfangs wird daher mit *hora ta-ia* bezeichnet.

Fischen mit dem Speer: *patia ia*. Beliebt ist das Fischen mit Speeren, welches aber nie auf dem Riff geschieht, weil auf den harten Korallen die Spitzen abbrechen würden. Der einfachste Speer war früher ein gewöhnlicher, unten zugespitzter Stecken, an dem man später mehrere



gesplitterte Bambusspitzen befestigte, um das Treffen zu erleichtern. Dann verfertigte man bessere Speere, *atai*, aus *purau*-Holz als Schaft, an den man zehn bis zwölf Spitzen aus Eisenholz oder aus *toroea*, einem gleich

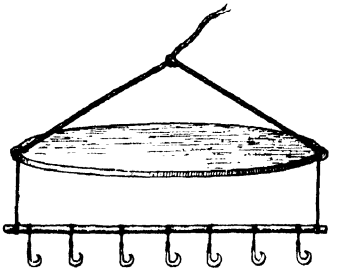
harten Strauch, anbrachte. Bei einem anderen Fischspeer, namens *puoeoe*, ein Wort, das 'sehr scharf' bedeutet, sitzen an dem ebenfalls aus *purau*-Holz hergestellten Schaft dreissig bis vierzig sehr feine Spitzen aus gesplittertem Bambus. Bei dem jetzt gewöhnlich gebrauchten Speer ist an einem Bambusstab, *ohe*, ein zugespitztes Stück Eisen, *auri*, gebunden, weshalb der Speer *auri ohe* genannt wird. *Patia* heisst Lanze und weil der Speer auf nicht ganz nahe Fische wie eine Lanze geworfen wird, heisst dies Fischen: *patia ia*. Es wird dergestalt ausgeführt, dass man die Waffe mit der Rechten emporhält und entweder vom Ufer aus nahe herankommende Fische spiesst oder langsam im Wasser schreitend mit dem hochgehaltenen Speer auf nahe Fische stösst, auf weitere ihn aber, wie gesagt, wie eine Lanze wirft, siehe vorstehende Abbildung. Da die Eingeborenen sich von Jugend auf im Werfen des Speeres üben, so ist ihre Treffsicherheit eine ganz erstaunliche.

Fischen mit Haken: *tautai matau*. Es gab ursprünglich Holzhaken, *matau raau*, und Perlmutterhaken, *matau parau*. An die Spitze von kleinen hölzernen Haken befestigte man gewöhnlich einen zugespitzten Schweinsknochen, während man dieses bei grossen, wie z. B. bei den zum Haifischfang gebrauchten, die so stark waren, dass der Umfang des Holzes in der Biegung bis zu 16 *cm* und darüber mass, nicht bedurfte. Bei den Holzhaken wurden kleine Fische, Krabben oder Fleisch als Köder, *ainu*, verwendet, an die Perlmutterhaken wurden nur weissgebleichte Schweinsborsten, *huruhuru pua*, angebunden. Nach der Grösse der Haken unterschied man *matau hua*: kleine Haken, *matau nainai*: mittelgrosse Haken und *matau rahi*: grosse Haken. Alle drei Arten knüpfte man an Schnuren und gebrauchte sie als Angeln, nur kleine wurden auch an ungefähr vier Meter lange Bambusstäbe befestigt, mit denen man aus dem Boot heraus nach den Fischen schlug und sie im Maul zu treffen suchte, wozu es allerdings einer grossen Geschicklichkeit bedurfte. Die Angelleinen waren aus gedrehtem *roa*, *pipturus argenteus*, verfertigt, wobei sowohl die Blätter als auch die Rinde und die Wurzeln des Strauches Verwendung fanden. Das Material war so haltbar, dass auch die dünnsten Schnuren nicht leicht zerrissen. Heutigen Tages gebraucht man importierte Leinen, *anave*, wie auch zumeist importierte eiserne Haken.

Geangelt wurde auf die verschiedenste Weise. Die einfachste Art war die, vom Ufer aus den an einen Faden gebundenen Haken ins Wasser zu werfen und zu warten, bis ein Fisch angebissen hatte. Verbessert wurde dies Verfahren dadurch, dass man die Schnur an einen langen Stab, den Angelstock, befestigte, wodurch sich der Haken besser dirigieren liess. Auch band man ihn an einen sehr langen, dünnen Strick und warf ihn so weit als möglich ins Meer, selbst mit Hülfe eines Bootes, legte die Leine nach dem Ufer zu über in den Sand gerammte Stäbe und holte sie dann langsam ein; dies nannte man *tautai otiri*. Weiter wurden Angeln so hergestellt, dass man an das Ende der Hauptleine eine Anzahl kurzer Schnuren knüpfte, von denen jede einen besonderen Haken trug, so dass ein gleichzeitiges Fangen mehrerer Fische ermöglicht wurde. Sehr bequem liess sich damit der *patui* haschen, ein mittelgrosser, gesprenkelter Fisch,

der zwar nicht zu den wohlschmeckendsten gehört, aber sehr leicht anbeisst. Wenn die Wellen auf das Riff schlagen, legt man in die *paoa* desselben die Angeln; beim Zurückfliessen des Wassers kann man dann mit Sicherheit auf Beute rechnen: *tautai patui.*

Eine ganz besondere Art von Angel gebrauchte man bei dem Fang des *nape*, eines kleinen Bartfisches. Die Leine schloss nicht mit einem einfachen Haken ab, sondern war mit einem aus einer ellipsenförmigen Holzplatte hergestellten Schwimmer verbunden, siehe nebenstehende Abbildung. An den Enden der Längsachse derselben hingen kurze Stricke, die einen Holzstab hielten; eine Reihe hölzerner Haken war an diesem angebracht und jeder von ihnen trug ein Stückchen gekochter Brotfrucht, *uru*. So geladen wurde der Apparat namens *poito*, ein Wort, welches 'Schwimmer' bedeutet, wie eine gewöhnliche Angel ausgeworfen.



Wollte man in tiefem Wasser angeln, so fuhr man im Boot nach der gewünschten Stelle und blieb dort ruhig liegen. Nur wenn man sich allein befand, konnte man die in mehreren Schnuren endende Leine verwenden, da sich sonst die vielen Fäden leicht verfitzt hätten; war man zu mehreren im Boot, wurde mit einfachen Stricken gearbeitet. Die Leute sassen dann im Fahrzeug nebeneinander und jeder hatte zwei bis drei Leinen über die Bordwand hängen, auf die er gespannt acht gab. Bei der geringsten Bewegung von einer fuhr er mit dem Zeigefinger der Rechten unter diese und riss sie um Armeslänge in die Höhe, damit durch den plötzlichen Ruck der am Köder naschende Fisch sich finge.

Eine besondere Art zu angeln geschieht durch das *tautai puto*, *puto* bedeutet 'ziehen im Rücken'. Ein im Boot sitzender Mann fasst die Angelschnur mit den Füssen und wirft sie rückwärts über die Schulter, während er durch eifriges Rudern so schnell als möglich vorwärts zu kommen strebt. Der Haken tanzt hinter dem Einbaum lustig in und auf dem Wasser und der dadurch aufmerksam gemachte Fisch schnappt gierig nach dem Köder; sowie er ihn fasst, merkt der Fischer den Ruck an der Schulter und zieht die Beute ein. Liess man die ausgeworfene Angel während der Fahrt einfach nachschleifen, so nannte man dies: *tautai matuu.*

Mit eigens konstruierten Doppelböten, *tira*, wurde der Thunfisch, *aahi*, und der Bonite, *auhopu*, gefangen. *Tira* bedeutet eigentlich 'Mast', bezeichnet aber auch ein Doppelfahrzeug, an dessen Vorderteil, über das Boot hinausragend, ein schräg liegender Mast sich befindet, dessen im Wasser ruhende Spitze früher einen *matau rahi* aus Perlmutter trug. Jetzt verwendet man bronzene Haken, nie eiserne, die aber auch stets von den Fischern selbst hergestellt sind; sie kaufen nur die importierten bronzenen Stangen und formen dann die Haken eigenhändig.

Als Köder werden einige kleine Fische daran befestigt, während man andere aus einem Korb, der zwischen den beiden ausgehöhlten Baumstämmen hängt, auswirft; beim Schnappen nach diesen wird auch der Köder mit verschluckt. Der Mast ist beweglich und wird, sowie der grosse, oft ein bis zwei Meter lange Fisch angebissen hat, rasch von mehreren Männern in die Höhe gezogen, so dass die Beute emporschnellt und mit einem Ruck in die Arme eines zum Auffangen bereitstehenden Mannes fliegt. Das *tira* muss gross genug sein, um mehreren Männern Platz zu gewähren, dennoch ist die Jagd gefährlich und nicht selten schlägt das Boot um, wobei dann die Insassen zusehen müssen, nicht selbst von einem jagenden Hai gefangen zu werden.

Eine eigenartige Angel muss man beim Fang des Oktopus, *fee*, anwenden. Von zwei bis drei Tigerschnecken, *poreho*, werden die oberen Teile auf Steinen abgeschliffen und an ungefähr einen halben Meter lange Schnuren gebunden, nachdem ihr Inneres mit Fisch ausgefüllt ist. An einer grösseren Leine lässt man sie dann ins Meer. Die zusammenschlagenden Muscheln erregen die Aufmerksamkeit des Tieres, das seine Lieblingsspeise vor sich zu haben glaubt und sie mit den Armen fest umklammert. Schnell an die Oberfläche gezogen, wird es mittels eines mit Haken versehenen Speeres durchs Auge harpuniert oder mit der Hand getötet, indem man ihm den Kopf eindrückt.

Fischen mittels Schlinge: *tautai mao* und *tautai varo*. Die beiden mit Schlingen gefangenen Tiere waren der *mao*, Haifisch, und der *varo*, eine Art Seekrebs.

Der Haifisch wurde ausser mit den schon erwähnten grossen Haken auch mit Schlingen auf sehr einfache Art und Weise geködert. Man brachte am Ende eines Strickes aus *nape* eine Schlinge an, liess diese an der Seite des Bootes ins Wasser, hielt mit der Hand davor einen Fisch und zog sie fest zu, sowie der dadurch angelockte Hai den Kopf hindurchgesteckt hatte. Diese Schlinge hiess *marei*.

Viel komplizierter war der Fang des *varo*, der mit einer Schlinge namens *here* gefangen wurde, die jetzt fast vollständig durch die importierten, eisernen Angelhaken verdrängt worden ist. An einem ungefähr 1 *m* langen, 1—2 *mm* starken Stäbchen einer Kokosblattrippe sitzen am unteren Ende oder etwas vor demselben kreuzförmig vier dünne Schlingen aus *nape*; darüber ist mit einem aus *roa* hergestellten Faden ein Stück Fisch als Köder angebunden, siehe nebenstehende Abbildung. Mit diesem Fangapparat sucht man am Strand unter dem Wasser die Behausung des Tieres auf, ein Loch, welches es mit Sand fest schliesst, wenn es sich darin befindet. Die Schlingen werden mit der Linken darüber gehalten, während man mit den gebogenen ersten beiden Fingern der Rechten rhythmisch ins Meer schnippt und dabei folgenden Vers singt:

varo varo patiti, varo varo patata
e mau taetae, e mau omii
tahoro atu to maa iti tooreva.
o tane iti oe au ae inia
o vahine iti oe au ae inia.
e ra atu te heva oioi mai
e ra atu te heva oioi mai.

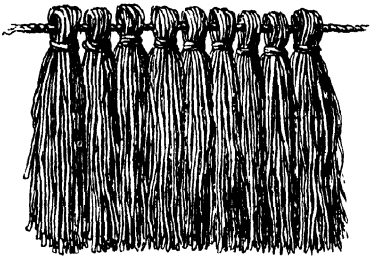
Die Übersetzung lautet: *varo, varo* bewege Deinen Schwanz, damit man Dich beim Kopf oder bei den Beinen fangen kann; verschlinge das gute Stück Fisch; bist Du männlich, so komme herauf, bist Du weiblich, so komme herauf; ein Geist ist hinter Dir, daher beeile Dich; ein Geist ist hinter Dir, daher beeile Dich. Im Rhythmus des Tahitischen würden die Worte ungefähr folgendermassen wiederzugeben sein:

Varo Varo lockre Deinen Schwanz,
Damit Du gefangen werden kannst,
Sei's beim Kopf oder sei's bei den Beinen.
Bist du männlich, musst Du jetzt erscheinen,
Bist Du weiblich kriege auch zur Stell.
Friss den Fisch und mache mache schnell.
Geister Geister sind hinter Dir,
Lass Dich bitten, folge folge mir.

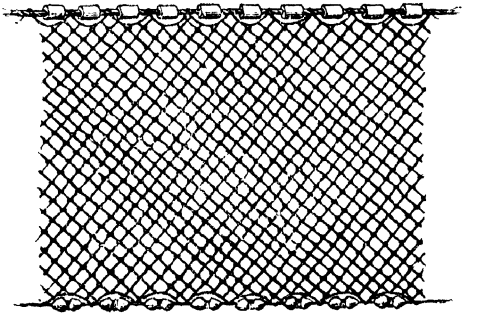
Die dazu gehörige Melodie ist halb einschläfernd, halb anregend; doch wohl weniger angelockt durch den Gesang, wie die Tahitier glauben, als aufmerksam gemacht durch das Schnippen mit den Fingern im Wasser, öffnet der *varo* sein Loch und kommt heraus, um vorsichtig Umschau zu halten. Dabei hält er sich durch Ausspreizen seines Schwanzes in der Höhlung fest, weshalb in dem Lied die Aufforderung an ihn ergeht, seinen Schwanz zu bewegen, d. h. einzuziehen. Beim Erblicken des Fisches fährt er natürlich auf denselben zu, stösst aber dabei wohl öfters an eine der Schlingen, ohne hindurch zu kommen, wodurch die Rute in Bewegung gerät. Sowie dies der Fischer bemerkt, hört er mit Schnippen auf und beginnt langsam mit den Fingern an dem Stäbchen von oben nach unten zu streichen, bis es nicht mehr vibriert. Dadurch wird gleichzeitig der durch den Anprall vielleicht erschreckte und stutzig gemachte Höhlenbewohner beruhigt und zu einer neuen Attacke verleitet. Dies wiederholt sich so oft, als der Krebs vergeblich versucht, des Köders habhaft zu werden. Gelingt ihm letzteres, so muss er mit dem Kopf durch eine der Schlingen gefahren sein, die der Fischer nun schnell zuzieht und mit der Beute ans Land wirft. Hat man einen männlichen *varo* gefangen, so ist es leicht, auch das Weibchen aus dem Loch zu locken, indem man nach einiger Zeit dieselbe Prozedur wiederholt. Will man sicher sein, das Tier gut gemästet zu erhalten, so überlässt man es drei bis vier Tage sich selbst und fängt es erst dann. Man bekommt so stets ein ausnehmend fettes Exemplar.

Fischen mit Netzen: *tautai raoere. Raoere* heisst eigentlich Blatt; die ersten wie Netze gebrauchten Fangapparate waren aus Blättern her-

gestellt, daher die Bezeichnung, die sich später auf die Netze selbst übertrug, siehe nachstehende Abbildung. Auf einen aus *purau*-Rinde gedrehten Strick wurden ungefähr 1—1,3 *m* lange Bündel aus gespaltenen Kokosblättern, dicht aneinandergereiht, derartig aufgezogen, dass sie oben einen Knauf bildeten, durch den das Seil gezogen werden konnte, das manchmal bis zu 100 *m* lang war. Mit dem einen Ende dieses Besens blieb man im Wasser am Ufer stehen, mit dem andern fuhr man im Boot möglichst weit ins Meer und bewegte dann das *caa* langsam im Bogen so nach dem Land zurück, dass man schliesslich am Ausgangspunkt wieder ankam. Dadurch schloss sich ein Kreis, in dem die Fische gefangen waren und der nun immer enger und enger gezogen wurde, während Frauen und Kinder ausserhalb desselben durch Lärmen und Herumspringen, durch Schlagen mit Ruten und Werfen mit Steinen die Tiere am Ausbrechen zu hindern suchten. War der Kreis klein genug, so wurden die Fische mit den Händen, mit dem Hüftenschurz und mit Körben gefangen.



Als die Europäer geflochtene Netze, *upea*, nach Tahiti brachten, wurden diese sofort von den Eingeborenen nachgeahmt, indem man aus Stricken, die aus *purau*-Rinde oder aus *roa* verfertigt waren, solche herstellte, siehe nachstehende Abbildung. Dabei wurde das Maschenwerk oben und unten mit Tauwerk eingesäumt und an den Seiten zum Halten der Spannweite mit Stäben versehen. An dem starken oberen Tau, das auf dem Wasser schwimmen sollte, befestigte man die aus *purau*-Holz hergestellten Schwimmer, ungefähr 10 *cm* lange Zylinder mit einem Durchmesser von etwa 5 *cm*, die der Länge nach mit einem Schweinsknochen durchbohrt waren, an der dünneren, auf dem Boden schleifenden Leine Sensteine von ellipsenförmiger Gestalt, die ungefähr 15 *cm* lang, 6 *cm* breit und entweder auch durchbohrt waren, so dass sie einfach auf das Seil gezogen werden konnten oder eine Einkerbung besassen, mittels derer sie daran gebunden wurden. Die Maschen dieser für den Fang grosser Fische bestimmten Netze, *tahi* (das Fischen mit denselben hiess *tautai tahi*), waren relativ weit, doch gab es auch solche mit engen für kleinere Fische namens *pahihi;* diese wurden aber nicht im freien Meer verwendet, sondern nur vor die im Riff befindlichen kleinen Kanäle, *e avava*, gehalten, um die Tiere hineinzutreiben: *tautai pahihi*. Beide Arten sind, weil sie leicht zerrissen,



längst nicht mehr im Gebrauch, selbst die alten Namen *tahi* und *pahihi* sind aus der Umgangssprache verschwunden.

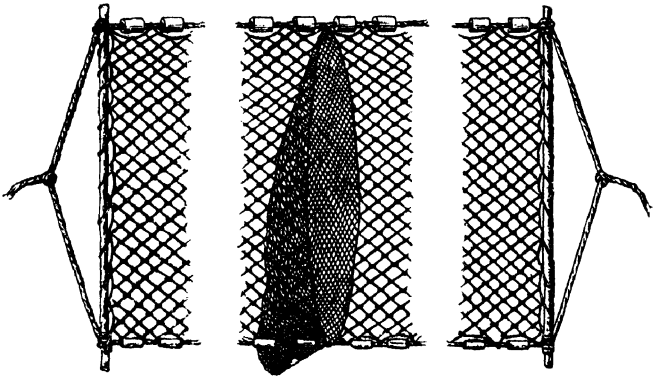
Durch ihre Benutzung hatte man aber erfahren, um wieviel mehr sich mit einem Netz fangen liess als mit dem ursprünglichen Schleppbesen. Deshalb entschloss man sich trotz der hohen Ausgabe zum Kauf der importierten Ware. Dies war aber nicht ganz einfach. Bei der Umständlichkeit der Eingeborenen, wenn es sich um etwas Nichtalltägliches handelt, sind viele Palaver notwendig und verstreicht eine lange Zeit zwischen dem Fassen eines Gedankens und seiner Ausführung. Ein grosses, gutes Netz, kostet ohne Ausrüstung in Papeete ungefähr 2000 Mark, nicht jeder Tahitier besitzt ein solches Vermögen. Findet sich einer bereit, die Ausgabe zu machen, so beginnt folgendes Spiel.

Zuerst bespricht der Käufer alles, die Grösse des Netzes, die Maschenweite, wieviel Überschuss zum Ausbessern angeschafft werden soll usw. mit seinen *fetii*[1]), dann, wenn auch die geringste Kleinigkeit bereits geordnet ist, gerät die Angelegenheit aber plötzlich ins Stocken und nach und nach anscheinend vollkommen in Vergessenheit; niemand verliert auch nur noch ein Wort darüber, weder der Geldgeber noch einer seiner Verwandten. Nachdem Monate verstrichen sind, geht dann eines Tages der angesehenste Mann von der Sippe zu ersterem und bemerkt beiläufig, als ob er zum ersten Mal davon spräche, „dass er doch ein Netz kaufen könne, da er das Geld dazu habe". „Das will ich wohl tun", antwortet dieser und lässt darauf das Thema wieder fallen, um erst nach Wochen das Versprechen auszuführen. Nunmehr vergeht selbstverständlich wieder eine geraume Zeit, bis das Netz aus Europa oder aus Amerika eintreffen kann. Mag sie aber noch so lang sein, so kümmert sich, wenn das sehnlichst erwartete endlich ankommt, wovon jeder sofort unter der Hand Kenntnis erhält, doch wiederum anscheinend niemand darum, sondern ruhig bleibt es unbesehen in dem betreffenden Importhaus liegen. Erst müssen wieder Wochen vergehen, ehe sich der angesehene *fetii* entschliesst, den Käufer darauf aufmerksam zu machen, dass das *upea* angekommen sei, und ihn zu ersuchen, es nunmehr herzugeben, damit es fertiggestellt werde. Doch so schnell entscheidet sich der Eigentümer nicht. Wiederum wartet er einige Zeit, bevor er gelegentlich äussert: „Ihr könnt Euch das Netz abholen, es liegt da und da." Dabei ernennt er gleichzeitig einen Anführer, *raatira*, der nunmehr an die Spitze der zu bildenden Gilde tritt, zu der alle die gehören, die mit dem Netz irgend etwas zu tun haben. Jedes Netz hat seine eigene Gilde und Gilden gibt es wiederum nur in Verbindung mit Netzen und zwar schon von der Zeit her, als noch mit den Schleppbesen gefischt wurde. Alles übrige Fischen betreibt jeder für sich nach Gutdünken auf eigene Rechnung und Gefahr. Der erwählte Hauptmann, der kein anderer ist als der bereits öfters erwähnte *fetii*, und den alle schon lange als solchen stillschweigend anerkannt haben, übernimmt nun das Kommando und teilt jedem seine Arbeit zu, der Besitzer hat dabei absolut nichts mehr zu sagen; mit der Übergabe des Netzes an die Gilde hat er

1) Siehe: Baessler, Neue Südseebilder, S. 125.

sich vollständig aller Vorrechte begeben. Nur wenn der Gewinn später geteilt wird, erhält er für sich allein die eine Hälfte desselben, alle übrigen zusammen die andere.

Die Leute der Gilde holen nunmehr das Netz und machen es fertig zum Gebrauch. Zuerst wird es eingesäumt, oben mit einem starken Tau, auf das die Schwimmer gezogen, unten mit einem dünneren Seil, an das statt der früheren Senksteine jetzt gekaufte 2 *mm* starke Bleiplatten von ungefähr 7 × 14 *cm* Grösse befestigt werden, die aber nicht den Namen Senkblei erhalten haben, sondern auch heutigen Tages noch *ofai taumi*, Senksteine, heissen; *ofai:* Stein, *taumi*: steifen, straffen. An beiden Seiten werden kräftige, oben und unten etwas überragende Stäbe aus jungem,



etwa 5 *cm* starkem *purau*-Holz angebracht und an deren Enden Stricke gebunden, die sich mit der Zugleine vereinigen, siehe vorstehende Abbildung. In der Mitte des Netzes wird ein Schlitz hergestellt und hinter demselben ein kleineres, sackförmiges Netz mit engeren Maschen angebracht, in das die Fische flüchten, wenn beim Fang das grosse Netz sich schliesst. Das grösste *upea* auf Tahiti ist 220 *m* lang und 3,7 *m*, oder hundert Maschen tief; dafür wurden 360 *m* Netzwerk angeschafft, indem der Überschuss für Ausbesserungen gerechnet war. Der Name dieses Netzes ist *puaatoro*[1]), um damit anzudeuten, dass es stark und kräftig ist wie ein Stier; der Name des Netzes ist auch zugleich der der Gilde.

Ist das Netz fertiggestellt, so sucht der *raatira* wiederum den Besitzer auf und teilt ihm dies mit, gleichzeitig hinzufügend: „wo aber ist das dazu gehörige Boot?“ „Das liefere ich auch“, antwortet jener, wählt unter seinen *fetii* drei nahe verwandte kräftige Männer aus und ersucht sie, das *vaa* herzustellen. „Ich habe da und da noch eine kleine Schuld“, bemerkt dabei vielleicht der eine von diesen, worauf er die Zusicherung erhält, dass sie bezahlt werden wird; „ich will es Dir zu Gefallen tun“, erklärt möglicherweise der zweite, und der dritte muss eventuell *nolens volens* mittun, weil es der Regel nach eben drei sein müssen. Diese drei suchen im Wald einen Baum von ungefähr 1 *m* Durchmesser aus, fällen ihn, höhlen ihn aus, bearbeiten ihn vorläufig grob und bringen ihn an den

1) A. a. O. S. 57.

Strand, wo er glatt behauen und mit einem Ausleger versehen wird. Feste Sitze erhält der Einbaum nicht, sie würden beim Fischen stören, doch kleine Holzbretter, die man nötigenfalls als Sitze überall hinlegen kann. Nachdem die Arbeit soweit gediehen, melden die drei, dass das *vaa* fertig sei. Als Belohnung erhalten sie nunmehr Geschenke, etwa einen schwarzen Rock, mit dem man sich gern des Sonntags beim Kirchgang zeigt, oder ein paar Kleider für die Frau oder ähnliches, und werden zu einem grossen Essen, bei dem, trotz der geringen Zahl der Teilnehmer, stets mehrere kleine Schweine geschlachtet werden, eingeladen und zwar nur sie allein, andere Gäste sind ausgeschlossen. Auf die Erklärung des Eigentümers des Bootes dem *raatira* gegenüber, das Boot sei fertiggestellt, holt es sich die Gilde und beginnt endlich mit dem Fischen, nachdem vorher aber noch die mit einem grossen Schmaus verbundene Netztaufe, *tupahuraa tahi*, stattgefunden hat; das Wort *tupahuraa*, taufen, wird nur bei der Weihe Netzen gebraucht.

Wird beim ersten Fischzug ein grosser Fisch gefangen, so ist es für das Netz eine gute Vorbedeutung, fängt sich lange nichts, so wird es gewendet, d. h. Schwimmer und Senkblei werden vertauscht. Zur Bedienung eines grossen *upea* sind ungefähr fünfundzwanzig bis dreissig Personen — Männer, Frauen und Kinder — nötig. Das eine Ende des Netzes wird am Strand festgemacht, der übrige Teil gut gefaltet in den Einbaum getan und während man damit in gerader Linie ins Meer hinausfährt langsam ausgeworfen. Ist dies mit dem ganzen Netz geschehen, kehrt man in grossem Bogen nach dem Ausgangspunkt zurück, wobei zwei bis drei Mann im Boot bleiben, vier aber längs des Netzes herumschwimmen und es in Ordnung halten, untertauchen und es klar machen, wenn es irgendwo hängen geblieben ist, es straffen usw., während Frauen und Kinder es bereits einzuziehen beginnen; zu seiner vollen Einholung bedarf es dann aber noch mindestens sechs kräftiger Männer. Nachdem alle Fische aus dem Netz genommen sind, beginnt man einen neuen Fischzug und wiederholt diesen so oft, bis alle Mitglieder der Gilde genügend Essen für sich haben; erst dann fischt man für den Verkauf. Hat eine andere in der Nähe arbeitende Gilde Unglück, d. h. fängt sie nicht genug für ihren Bedarf, so gibt man ihr wohl mal vom eignen Überfluss ab, alle anderen Dorfbewohner, die kommen, um sich Fische zu holen, erhalten solche aber nur gegen Bezahlung.

Sind viele Fische vorhanden, so bereiten die Frauen zwischen einzelnen Zügen ein Mahl gleich am Strand, auch kommt es vor, dass man, wenn der Fang sehr günstig ist, einen oder mehrere Tage daselbst bleibt und aus Kokosblättern Windschützer und primitive Hütten errichtet, unter denen man auf mitgebrachten Matten ausruht und schläft. Darüber bestimmt der *raatira*, ebenso wie er bei den Zügen alles genau angibt. Da jeder seine Überlegenheit neidlos anerkennt, so werden seine Anordnungen stets ohne Widerrede befolgt. Es ist ganz erstaunlich, wie gut alle Eingeborenen mit dem Fischfang bescheid wissen, ganz besonders gilt dies aber von Leuten, die wegen ihrer Kenntnisse zu Anführern gewählt werden. Am Wind, an der Welle, an der Farbe des Meeres, am Wetter,

ob Sonne oder Mond klar oder bedeckt sind, kurz an allem Sichtbaren in der Natur und besonders an der kleinsten Veränderung in ihr erkennen sie, ob der Tag oder die Nacht zum Fischen günstig oder ungünstig sein wird, ob nur einzelne Fische herumstreichen oder ganze Züge zu erwarten sind, und nach dem ersten Fischzug wissen sie bereits, ob es sich lohnt, weiter zu arbeiten oder nicht und entscheiden darüber ruhig und bestimmt. Nur selten täuschen sie sich, wenn es ihnen auch nicht alle Fische so leicht machen wie der *euhu*, ein blauer Fisch (Papageifisch), der stets in Zügen kommt und stets von einem roten Fisch geführt wird. Dieser Leiter wird vorsorglich aus der gefangenen Schar ausgelesen und wieder ins Meer geworfen. Man kann sicher sein, dass er bald mit einem neuen Zug zurückkehrt und ihn genau an dieselbe Stelle bringt wie den vorhergehenden. Das Fangen dieser Fische bezeichnet man mit *horo euhu*. *Horo* bedeutet 'laufen', hier 'gemeinsam laufen', *horo euhu* also 'den in Zügen laufenden *euhu* (nämlich) fangen', wobei ausnahmsweise das 'fangen' durch *tautai* nicht besonders ausgedrückt wird.

Ist der Fang beendet, so werden die Fische gewaschen, an Fäden, die die Kinder inzwischen aus Bast, Rinde oder gespaltenen Blättern verfertigt haben, aufgezogen und an Stöcken über der Schulter von den Männern, die auch bei einem langen Weg schwere Lasten mit Leichtigkeit bewältigen, zu Markt getragen. Jeder Einzelne verkauft hier seinen Teil für sich und liefert seine Einnahme an den *raatira* ab. Anscheinend unkontrolliert übernimmt dieser den Erlös, den er gleichgültig in einen grossen Sack wirft, in Wirklichkeit sieht er dabei mit einem kurzen Blick genau, ob die Summe stimmt. Scheint ihm das öfters nicht der Fall zu sein, so wird der Betreffende nicht wieder auf den Markt geschickt. Unterdessen waschen die Zurückgebliebenen das Netz aus, wozu wiederum sechs bis sieben Mann nötig sind und was selbst für diese Zahl keine leichte Arbeit ist, hängen es auf Stangen zum Trocknen, bessern etwaige entstandene Risse aus und legen es sorgsam zusammen.

Sobald der Sack des *raatira* mit Geld gefüllt ist, ladet der Hauptmann den Eigentümer ein, gelegentlich nach seinem Haus zu kommen. *Eane*, vielleicht, antwortet jener, obgleich er schon längst diesen Augenblick ersehnt hat, seine Unruhe aber nicht verraten will. *Eane* ist ein von dem Tahitier sehr gern und deshalb sehr häufig gebrauchtes Wort; es passt so recht zu seiner Natur, sagt nicht ja und sagt nicht nein, sondern lässt alles unbestimmt, so dass er sich in seinem *dolce far niente* nicht stören zu lassen braucht. Schliesslich bestimmt er aber doch einen Tag und wird an demselben von dem *raatira* und dessen Familie auf der Veranda ihres Hauses empfangen. Sogleich beginnt eine lebhafte Unterhaltung und man spricht von allem möglichen, nur nicht von dem, weshalb man hier zusammengekommen ist. Endlich bemerkt der *raatira*, dass sie doch mal ins Haus gehen könnten. Während dies geschieht, kommen aus umliegenden Häusern, aus Ecken und Winkeln die nächsten *fetii* herzu, die versteckt bis dahin auf diesen wichtigen Moment gelauert hatten, jetzt aber anscheinend höchst überrascht den Eigentümer begrüssen. Das Haupt der Gilde holt nun den Sack herbei und setzt ihn in die Mitte des Zimmers,

während die Anwesenden sich darum auf den Boden kauern und untereinander schwatzen. Endlich stösst er ihn um, schüttet ihn aus, unbekümmert um die dabei wegrollenden Geldstücke, und beginnt zu sortieren. Ist jede Geldart für sich auf einen Haufen gelegt, so teilt er die Dollarstücke in zwei Teile, indem er einmal eins auf diese, dann ein anderes auf jene Seite legt; sind die Dollars zu Ende, so fährt er mit den halben Dollars fort, und zwar so, dass wenn er mit den Dollars bei A angefangen hat und der letzte Dollar auch wieder auf A fällt, er nun nicht B zwei halbe Dollar gibt, sondern nur eine Münze, also einen halben Dollar. Nach den halben Dollars wird mit den Zwanzigcent- und dann mit den Zehncentstücken ebenso verfahren. Ist dies beendet, werden die im Zimmer noch herumliegenden Geldstücke zusammengesucht, sortiert und ebenso verteilt. Darauf schiebt der *raatira* den einen Haufen dem Eigentümer zu und ersucht ihn, sein Geld zu zählen. Ohne dies aber zu tun, wirft dieser seinen Schatz in einen mitgebrachten Sack und empfiehlt sich.

Nunmehr kommen alle Mitglieder der Gilde ins Zimmer und lassen sich auf den Boden nieder, während der *raatira* vor ihren Augen das Geld genau zählt. Erst wenn alle zugegen sind, beginnt die Verteilung und jeder erhält das Seine aus der Hand des Chefs. Glaubt einer zu wenig erhalten zu haben, so beschwert er sich, worauf er sofort den Grund des gemachten Abzugs zu erfahren bekommt: „Du hast zweimal zu wenig Geld abgeliefert und dafür Rum in der Stadt getrunken"; „Du hast Dir von dem eingenommenen Geld einen *pareu* gekauft" usw. Obgleich er, wie schon gesagt, anscheinend die Erlöse stets auf Treu und Glauben angenommen hatte, hat er doch jeden einzelnen kontrolliert und weiss auch genau, wo das fehlende Geld geblieben ist; seine Entscheidungen müssen stets anerkannt werden. Der Sack wird aufgehoben und dient bei den nächsten Fischzügen wieder zur Aufnahme der neuen Einnahmen.

Ein Netz hält ungefähr fünf Jahre, macht sich aber schon im ersten Jahr bezahlt. Wird ein neues Netz nötig und der bisherige Eigentümer hat kein Geld oder keine Lust, um eins zu kaufen, so löst sich die Gilde auf, doch ist dies zur Zeit der jetzt auf Tahiti lebenden Europäer noch nicht vorgekommen. Würde sich dafür eine neue Gilde bilden, müssten Netz und Gilde einen neuen Namen erhalten. Alle Netze auf der Insel sind seit vielen Generationen im Besitz bestimmter Familien; fiele es einem Weissen, der in eine solche hineinheiratet, ein, ein Netz anzuschaffen, so würde die Gilde, auch wenn jener sonst beliebt ist, wohl genügend fürs eigene Essen fischen, aber nie für den Verkauf und auf das Netz wenig acht geben. Mit Sicherheit könnte er darauf rechnen, in kurzer Zeit Geld und Netz los zu sein. Anders wäre es, wenn eines seiner Kinder als Käufer auftrete, da diese als Kinder ihrer Mutter als zur Sippe gehörig angesehen werden. Deshalb wird das Fischen auf Tahiti, mit Ausnahme der als Sport von den Weissen betriebenen Vergnügungen, wohl noch lange ein Privileg der Eingeborenen bleiben.

Ausserordentliche Sitzung am 11. November 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst den Vortragenden des Abends, Hrn. Professor Dr. med. et phil. K. A. Haberer, welcher nach einem Aufenthalt von 7 Jahren in China und Japan nach Deutschland heimgekehrt ist und die Museen in Wien, München, Karlsruhe, Strassburg und Berlin mit wertvollen Sammlungen beschenkt hat. Die von verschiedenen Fachmännern hierüber erschienenen Veröffentlichungen werden vorgelegt. —

(2) Hr. Haberer spricht über

die Menschenrassen des japanischen Reiches.

Wenn wir die langgestreckten Inselgruppen des japanischen Reiches in seiner neuen Gestaltung seit 1895 von den nördlichsten Kurilen bis zur Südspitze von Formosa durchgehen, so finden wir eine solche Verschiedenheit des Klimas, der Flora, der Fauna und der Lebensbedingungen, dass wir uns nicht wundern dürfen, wenn auch der Mensch in mehreren rassenhaften Formen vorkommt. Es sind dies die Aino, die Japaner, die auf Formosa wohnenden Chinesen und Malayen.

Die Aino und die Japaner wurden kurz behandelt, da über sie schon seit längerer Zeit bekannte vortreffliche Arbeiten von Baelz und Scheube existieren, sie wurden lediglich der Vollständigkeit halber erwähnt und durch eine Reihe interessanter Lichtbilder demonstriert. Die Aino klein, noch kleiner als die durchschnittlich 159 *cm* hohen Japaner, aber mit stark gedrungenem Körperbau. Bemerkenswert ist die enorme, gekräuselte Behaarung des ganzen Körpers, was um so auffallender ist, als die Aino inmitten von glatt und wenig behaarten Völkern ihre Wohnsitze haben. Sie finden sich jetzt noch unvermischt auf einigen Kurilen, Sachalin und Yezo; ihre Spuren wurden aber in der Neuzeit von Baelz auf den Liukiuinseln nachgewiesen, und es ist kein Zweifel, dass diese Rasse einst das ganze heutige Japan bewohnt hat und von den Japanern sogar noch in historischer Zeit zum Teil nach hartem Kampfe in ihre heutigen nordischen Wohnsitze verdrängt worden ist.

Bei der zweiten Gruppe, den Japanern, führte der Vortragende aus, sie seien keine reine Rasse, sondern ein Mischvolk, bestehend aus mongolischen und malayischen Elementen. Durch Lichtbilder wurden dann die beiden Baelzschen Typen erläutert, der feine und der plumpe Typus,

deren Unterschied oft so auffallend ist, dass man Angehörige verschiedener Rassen vor sich zu haben glaubt. Nach einigen Demonstrationen von japanischer Tätowierung, die bei stark schwitzenden Berufsklassen sich auf Teile erstreckt, welche beim bekleideten Menschen bedeckt sind und eine Kleidung vortäuscht, ging der Vortragende auf die Bewohner von Formosa über.

Die Insel Formosa fiel 1895 den Japanern als Kriegsbeute von den Chinesen zu. Eine geringe chinesische Einwanderung fand auf dieser Insel, welche an Grösse Württemberg und Baden etwas übertrifft, ungefähr im 7. Jahrhundert n. Chr. statt; die Chinesen fanden aber das Land schon bewohnt von Fremden mit unverständlicher Sprache.[1]) Erst im 15. Jahrhundert besiedelten Hakka aus der Kwangtungprovinz herüberkommend grosse Strecken der Westküste. Die Hakka bilden in Südchina ein ansehnliches Kontingent der Bevölkerung, sie werden als heimatlos betrachtet, das Wort bedeutet Fremder, und obgleich sie Gewerbe und Ackerbau betreiben, wurden sie doch von ihren Mitbewohnern bedrängt. So kamen sie nach Formosa. Die neuen Ankömmlinge vertrieben die Ureinwohner aus den Ebenen in die Gebirge und sind heute noch die Pioniere, welche im Kampfe mit den unabhängigen Stämmen den jetzigen Herren neue Gebiete erschliessen. Die Hakka sind kriegerischen Sinnes und verkrüppeln, wie die Mandschu, ihren Frauen die Füsse nicht. Sie arbeiten meistens in den Holz- und Teeplantagen der Japaner und Chinesen oder verdingen sich als eine Art Schutztruppe an der Wildengrenze. Sie sind mittelgross, sehnig gebaut; ihre Frauen mit eigentümlicher hoher Haartracht verrichten Feldarbeit, sind Lastträgerinnen und so schnellfüssig, dass sie als Wagenschieberinnen bei den durch Menschenhand betriebenen Schmalspurbahnen Verwendung finden.

Die reichen Gefilde der Westküste Formosas veranlassten eine starke Einwanderung auch von Chinesen aus der Provinz Fukien, den Hoklo, die jetzt mit dem Festlande lebhaften Handel treiben. Diese Hoklo oder Fukienchinesen bilden die reiche Bevölkerung der grossen Städte der Insel; sie stellen mit den Hakka zusammen eine Bevölkerung von nahezu 3 Millionen Seelen dar. Die Frauen der Hoklo haben verkrüppelte Füsse. Hieran knüpft der Vortragende seine Beobachtungen über die Sitte der Fussverkrüppelung, welche zweifellos von den Chinesen für ein ausgezeichnetes Verschönerungsmittel des weiblichen Geschlechts angesehen wird.

Während seines halbjährigen Aufenthaltes auf Formosa hat Prof. Haberer mehrfach Gelegenheit gehabt, einige unabhängige Stämme im gebirgigen Innern der Insel zu besuchen. Dass die Besiedlung der Insel einst durch Bewohner der asiatisch-australischen Inselwelt vor sich gegangen ist, beweisen nicht nur die von ihnen noch jetzt gesprochenen malayischen Dialekte, sondern auch andere ethnographische Momente. Die Einwanderung dieser Stämme in Formosa scheint zu verschiedenen

1) Siehe Riess, Geschichte der Insel Formosa. Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Tokio.

Zeiten und von verschiedenen Inselgruppen stattgefunden zu haben, denn noch jetzt teilt sich diese malayische Bevölkerung in sieben deutliche Gruppen, die sich durch Sprache, Kleidung, Bauart der Häuser, Tätowierung usw. wesentlich unterscheiden. An die Atayal im Norden reihen sich nach Süden zu die Vonum-, die Tsou, die Tsalisen, die Paiwan, die Puyuma und die Amistämme. Als achte Gruppe kommen die Pepohoan in Betracht, welche ihre Unabhängigkeit schon an die Chinesen verloren haben und als Knechte ein dürftiges Dasein fristen. Einige von diesen Gruppen, wie die Puyuma oder Ami, bewohnen die zugänglicheren Teile der Insel und sind daher bekannter, andere aber wie die Vonum, Tsou oder Atayal haben ihre Wohnsitze in den wilden Tälern der beiden Gebirgsstöcke des Morrison (4500 *m*) und des Silvia (3800 *m*). Alle Stämme sind Ackerbauer, mehrere von ihnen gefährliche Kopfjäger. Diese grausame Gewohnheit beherrscht ihr ganzes soziales Leben so, dass sie bloss mit der Ausrottung der ihr ergebenen Stämme beseitigt werden kann. Besonders die grösste nördliche Gruppe, die Atayals, huldigen ihr in ausgedehntem Masse. Erst nach Beibringung eines Kopfes eines Fremdlings, sei er Angehöriger eines andern Stammes, Chinese oder Japaner, erhält der Jüngling die Tätowierung zum Manne und darf heiraten.

Die Köpfe werden auf Holzgestellen (bei den Atayal) oder zwischen aufeinandergelegten Steinplatten (Paiwan) aufbewahrt und bleiben dort als eine Art Heiligtum. Besonders die kampferbereitenden Chinesen in den von den Malayen beherrschten Gebieten sind gefährdet und gehen deshalb mit Flinten bewaffnet an die Arbeit, begleitet von einer Schaar wolfsartiger Hunde. Die Japaner haben an der Grenze solcher Distrikte, welche durch Kopfjäger unsicher gemacht werden, mit Wall und Gräben befestigte Niederlassungen erbaut, die auch für Tauschhandel eingerichtet sind.

Die Malayen werden von den Japanern mit dem Kollektivnamen Sebanshin oder Wilde bezeichnet. Die Zahl der auf Formosa lebenden unabhängigen Stämme wird auf etwa 115 000 Seelen angegeben. Der Schädelkult erstreckt sich nicht nur auf menschliche crania, sondern auch auf solche von Affen (Vonum) und vom kleinen Munjakhirsche (Ami). Die Tätowierung ist bei den einzelnen Gruppen verschieden. Die Männer der Atayals erkennt man an der senkrechten blauen breiten Linie von der Haargrenze über die Mitte der Stirne bis zu den Augenbrauen, ferner an der senkrechten Linie am Kinn. Die Frauen sind mit einem blauen breiten Band von Ohr zu Ohr über den Mund tätowiert. Bei den Ami werden die Handgelenke der Frauen mit mehreren Bändern tätowiert usw.

Bei den Atayal und Vonum ist es Sitte, bei beiden Geschlechtern im Pubertätsalter die seitlichen oberen Schneidezähne auszuziehen. Bei den Ami sind die Junggesellenhäuser zu erwähnen, in denen die Knaben und Jünglinge bis zu ihrer Verheiratung wohnen.

Ehebruch wird strenge bestraft und auch die Häuptlinge sollen nur eine Frau besitzen.

Die Wilden sind von ausserordentlicher Gewandtheit, in den Urwäldern bahnen sie sich schmale Pfade mit ihren kurzen Schwertern, welche sie immer bei sich tragen. Ihre Körpergrösse ist sehr verschieden.

Wie die Aino sind sie ausserordentlich unreinlich und Augen- und Hautkrankheiten hat der Vortragende häufig beobachtet. Dem Trunke sind sie sehr ergeben, als Getränk dient ihnen Sake (Reiswein), den sie selbst brauen oder der ihnen von Japanern und Chinesen geliefert wird. Schon von Jugend auf sind sie starke Raucher und Betelkauer. Als Schmuck tragen die Atayal geschnitzte Stöcke in den Ohrläppchen, andere Stämme Hals- und Kopfbinden von einer Art Achat. Sehr hübsch verziert sind oft die Schwertgriffe und Pfeifenköpfe bei den Ami. Sie sind mit Silberstäbchen eingelegt, die aus Thalerstücken auf kaltem Wege verarbeitet sind.

Der Vortragende erwähnte zum Schlusse noch die Insel Kotosho oder Botel Tobago südöstlich von Formosa. Sie wird von einem primitiv lebenden Stamm bewohnt, der sich auf mehrere Dörfer verteilt. Die Zahl der Eingeborenen beträgt ungefähr 1300 Seelen. Sie betreiben keine Kopfjagd und gelten als harmlos. Als Wohnungen haben sie zweierlei Hütten für die kalte und warme Jahreszeit. Tätowierung konnte weder an Männern noch an Weibern wahrgenommen werden. Ausserordentlich zierlich sind die Kanoes, doppelt aufgeschweift und reich mit Schnitzerei versehen.

Sitzung vom 18. November 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Die Gesellschaft hat durch den Tod des Hrn. Major a. D. Dr. Förtsch in Halle wiederum ein hochverehrtes Mitglied verloren. Der Verstorbene hatte noch im Mannesalter, nachdem er seinen Abschied als Offizier genommen, die Universität bezogen, um Archäologie zu studieren, und widmete sich, nachdem er rite promoviert worden, mit Begeisterung den prähistorischen Forschungen, so dass er nach dem Tode von Julius Schmidt zum Direktor des Provinzialmuseums in Halle gewählt wurde. In dieser Stellung hat er sich grosse Verdienste um die vorgeschichtliche Erforschung der Provinz Sachsen erworben, sowohl durch zahlreiche exakte Ausgrabungen, wie durch seine Veröffentlichungen, besonders auch durch die Begründung und Redaktion der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Sein biederes und freundliches Wesen gewann ihm die Herzen aller, die ihn näher kennen lernten. Sein Andenken werden wir treu und dankbar bewahren! —

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Dr. med. Hindenburg, prakt. Arzt, Grossbeeren b. Berlin.
2. „ „ Otto Schlaginhaufen, Friedenau b. Berlin.
3. „ „ Wladimir Demetrykiewicz, Dozent an der k. k. Universität Krakau.
4. „ stud. phil. Walter Krickeberg, Charlottenburg.
5. „ A. A. Goldenweiser, Berlin.

(3) Aus der Hinterlassenschaft unseres verewigten Begründers Adolf Bastian hat Frau Mathilde Raecke geb. Bastian zu Offenbach a. Main der Gesellschaft ein Geschenk von 1000 Mk. überwiesen, für welche auch hier der edlen Frau unser wärmster Dank ausgesprochen werden soll. —

(4) Als Gäste werden begrüsst die Herren: Erland Nordenskiöld aus Stockholm, der Vortragende des Abends, Professor L. Lejeal vom Collège de France in Paris, Paul Rodin von der Columbia-Universität in New-York, Willy Laschke, stud. rer. techn. aus Charlottenburg.

Der Vorsitzende begrüsst ferner mit warmen Worten die Herren Professoren G. Fritsch und Felix v. Luschan, welche von ihren Forschungsreisen wieder glücklich heimgekehrt sind und uns ausführliche Berichte über ihre Untersuchungen in Aussicht gestellt haben.

Hr. M. Blanckenhorn ist wiederum nach Palästina und Ägypten gereist, um seine früheren geologischen und urgeschichtlichen Forschungen wieder aufzunehmen. —

(5) Hr. Lejeal überbringt persönlich die Einladung des Comités für die Organisation des Internationalen Kongresses für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie, welcher unter dem Protektorat des Fürsten Albert I vom 16.—21. April 1906 in Monaco tagen wird, und weist auf die Bedeutung des Programms[1]) hin, welches für die Verhandlungen in Vorschlag gebracht worden ist.

Der Vorsitzende bedauert lebhaft im Namen der Gesellschaft, dass dies der einzige von allen Internationalen Kongressen ist, der ausschliesslich den Gebrauch der französischen Sprache für die Vorträge gestattet und sich beständig weigert, die englische, deutsche und italienische Sprache, wie meist doch üblich ist, zuzulassen.

Hr. Lejeal meint, das beste Mittel, eine Änderung dieser Bestimmung zu erreichen, sei eine recht zahlreiche Teilnahme an dem Kongress, dessen Organisations-Comité er von den Wünschen der Gesellschaft in Kenntnis setzen werde. —

(6) Hr. Lehmann-Nitsche übersendet aus La Plata eine Abhandlung über

die Adalbertsteine zu Strelno, Kujawien.

Als ich im Jahre 1900 einen Teil meines Urlaubs in meiner kujawischen Heimat verlebte, nahm ich die Gelegenheit wahr, auch dem Kreisstädtchen Strelno einen Besuch abzustatten, speziell zu dem Zwecke, meine Notizen über die dortigen Adalbertsteine, die ich schon vor Jahren gesammelt hatte, zu vervollständigen. Aber erst jetzt komme ich dazu,

1) **QUESTIONS PROPOSÉES PAR LE COMITÉ.**

Première Partie

Le Préhistorique dans la région de Monaco.

1° Grottes des Baoussé-Roussé (Stratigraphie et paléogéographie; paléontologie, anthropologie et archéologie. — Le type humain de Grimaldi (négroïde) et ses survivances.

2° L'époque néolithique.

3° Les enceintes dites ligures.

IIe Partie

Questions générales.

1° Etude des pierres dites utilisées ou travaillées aux temps préquaternaires.

2° Classification des temps quaternaires au triple point de vue de la stratigraphie, de la paléontologie et de l'archéologie.

3° Documents nouveaux sur l'art des cavernes.

4° Etude des temps intermédiaires entre le paléolithique et le néolithique.

5° Origine de la civilisation néolithique. Les premières céramiques.

6° Géographie des civilisations de Hallstatt et de La Tène.

7° Les civilisations proto-historiques dans les deux bassins de la Méditerranée (Egéen, Minoen, Mycénien, etc.).

8° Les industries de la pierre en Asie, en Afrique et en Amérique.

9° Unification des mesures anthropologiques.

dieselben verarbeiten und veröffentlichen zu können. Einleitende Angaben über Stadt und Kirche zu Strelno sind unerlässlich. Ich entnehme dieselben, teilweise wörtlich, dem trefflichen Werke Kohtes[1]), welches wie selten ein Buch gerade das Gesuchte in übersichtlichster Weise bietet.

Die ersten christlichen Kirchen in der Provinz Posen waren Holzbauten, von denen sich nichts erhalten hat. Erst später nahm man Stein. Nach der einen Überlieferung soll Herzog Mieczyslaus I mit der Annahme des Christentums den Steinbau in seinem Lande eingeführt haben; eine andere Überlieferung schreibt den Bau steinerner Kirchen dem Grafen Peter Wlast, dem Sohne Wladimirs, zu, welcher häufig auch Peter der Däne ('Dunin) genannt wird, unter Herzog Boleslaus III der angesehenste Magnat des Reiches war, unter dessen Nachfolger Wladislaus II aber in Ungnade fiel und nachdem er der Augen beraubt und an der Zunge verstümmelt worden war, um das Jahr 1153 starb. Jedenfalls darf als gesichert betrachtet werden, dass die ältesten Steinbauten in Polen und im Gebiete der Provinz Posen insbesondere während der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden. Die noch erhaltenen gehen aber in so frühe Zeit nicht zurück. Die ältesten noch vorhandenen entstanden erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, nämlich die S. Johanneskirche bei Posen nach 1187 und die Klosterkirche in Strelno, 1216 geweiht.

Die Strelnoer Klosterkirche ist daher die zweitälteste erhaltene Kirche der Provinz Posen überhaupt. Strelno selber wird als Dorf 1145 im Besitze der Abtei Tremessen, seit dem 13. Jahrhundert als Stadt im Besitze des Prämonstratenserinnen-Klosters genannt. Folgende Angaben sind wegen der genauen zeitlichen Feststellung für uns hier von Wichtigkeit. Die nach Bischof Bogufal II von Posen benannte Chronik zählt Kloster Strelno unter den geistlichen Stiftungen auf, welche der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebende Graf Peter Wlast gründete (mon. Pol. hist. II p. 520). Diese Überlieferung findet eine gewisse Bestätigung in der Inschrift des Reliefs über der Tür der S. Barbara-Kapelle und die älteste urkundliche Erwähnung des Klosters bietet der Schutzbrief, welchen Papst Cölestin III dem Kloster 1193 ausstellte (Cod. dipl. Nr. 32). Laut einem alten im Staatsarchive zu Posen aufbewahrten Pergamentblatte wurde die Kirche 1216 geweiht. Diese, die jetzige katholische Pfarrkirche, ist ein romanischer Langbau, der hl. Dreifaltigkeit und der hl. Jungfrau geweiht, ehemals Kirche des Prämonstratenserinnen-Klosters. Nahebei, auf der Nordseite davon gelegen, ist die später gebaute S. Prokopiuskapelle, ein romanischer Zentralbau, vermutlich im Anfange des 13. Jahrhunderts errichtet. —

Obwohl Kohte, dem wir bis hierher z. T. wörtlich gefolgt sind, in seinem Werke ausdrücklich erklärt, dass prähistorische Denkmale nicht aufgenommen wurden, so wundert man sich doch, so auffallend gelagerte

1) Kohte, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen, Berlin 1896—1898, Band I S. 41, 42; Band IV S. 47ff.

mächtige Steine wie die beiden rechts und links vor dem Hauptportale der Klosterkirche (s. Fig. 1) und einen dritten 21 *m* rechts seitlich davor gelegenen[1]) auch nicht mit der geringsten Silbe erwähnt zu finden. Und doch macht ihre Lage und Eigentümlichkeit es äusserst wahrscheinlich, dass sie älter als die Kirche selber sind.

Alle drei sind erratische Blöcke aus rötlichem Granit, z. T. mit kristallinischen Quarzeinlagerungen versehen und offenbar gut zu einem Drittel ihres Volumens im Erdreich versenkt. Der erste (A), links am Eingang zum Hauptportal befindlich, wenn man aus diesem ins Freie tritt, ist rundlich, ragt 0,65 *m* über dem Boden hervor und sein grösster

Fig. 1.

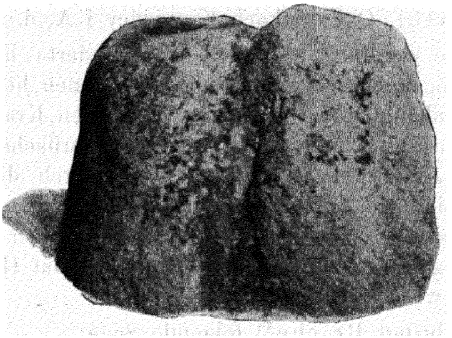
Durchmesser, senkrecht zu der gleich zu beschreibenden Rinne gelegen, misst etwas über 1 *m*. Durch eine Rinne, welche in Vorderansicht des Steins (und der Kirche) schmal und tief, hinten breit und flach verläuft, ist er in zwei ziemlich symmetrische Hälften geteilt, die jede oben eine flache Delle tragen. Die vordere Seite ist schräg nach vorn geneigt, die hintere fällt ziemlich steil ab.

Sein Gegenstück auf der rechten Seite des Hauptportals (B) ist von ihm 7 *m* entfernt, von Mitte zu Mitte der beiden Steine gerechnet. Seine Form ist ungefähr dieselbe, nach vorne zu flach geneigt, nach hinten steiler abfallend. Oben ist eine einzige flache Schale; von einer Rinne keine Spur. Der Stein misst 1,45 *m* in der grössten Länge, 1,15 *m* in der grössten Breite und ragt ebenfalls nur 0,65 *m* über das Erdreich hervor.

1) Die hier reproduzierten Photographien verdanke ich der Güte des Rittergutsbesitzers Hrn. J. von Kozłowski auf Tarnówko bei Kruschwitz, Kujawien.

Der dritte Stein (C) liegt auf dem Platze vor der Kirche, jetzt im Gebüsch versteckt, 21 *m* rechts von dem vorigen entfernt und zwar so, dass alle drei einen stumpfen Winkel von vielleicht 120° bilden. Er ist flach und nähert sich in seinem Umriss von oben gesehen einem Rechteck. Grösste Länge 1,50 *m*, grösste Breite 1,25 *m*, Höhe über dem Boden

Fig. 2. (C)



0,50 *m*. Die Oberfläche ist stark verwittert und mit einer Anzahl sehr flacher und breiter Schalen bedeckt, deren Zahl mindestens sieben beträgt. Genaueres lässt sich wegen der starken Verwitterung nicht feststellen.

Diese drei Steine sind unter der polnischen katholischen Bevölkerung als die „Adalbertsteine" bekannt und verehrt. In unserer engeren Fachliteratur wird der erste hier beschriebene (A) von Koehler[1]) im Anschluss an seine Aufzählung der Steine mit Fussspuren folgendermassen aufgeführt:

„Ein Stein mit eingehauener Rinne und einem Näpfchen, der in der Nähe der Kirche von Strzelno, Provinz Posen, liegt, mag hier nur Erwähnung finden. Diese Rinne entstand nach der Sage durch ein Rad eines Wagens, auf dem der hl. Adalbert die Gegend bereiste."

Ein polnisches Buch[2]) erzählt folgendes (in deutscher Übersetzung):

„Zehn Kilometer von dem historischen Goplosee in Kujawien liegt ein Städtchen namens Strelno. Dort liegen drei grosse Steine, von denen sich die Leute sehr viel erzählen. Zwei von diesen Steinen sind vor der Pfarrkirche in der Erde eingegraben. Der eine von ihnen hat ein deutliches Zeichen, als wenn ein Wagenrad herübergegangen wäre. Eine fromme Sage erzählt, dass, als der heilige Adalbert vorüberfuhr, der Stein so auf dem Wege lag, dass der Fuhrmann nicht daran vorbeifahren konnte. Sobald das Rad sich aber auf dem Steine befand, wurde dieser so weich wie Teig, damit der Gottesmann keinen Schaden erlitte. Und

1) Koehler, Steine mit Fussspuren. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1896, Nr. 7, S. 55—58, spez. S. 57.

2) Chwalebny żywot ŚW. Wojciecha biskupa i męczennika podług najlepszych źródeł na nowo opracował Ks. H. Koszutski, dziekan i proboszcz w Mielżynie. Dochód na ochronkę Św. Wojciecha w Gnieźnie. Gniezno 1885. 8° min. 479 Seiten, spez. S. 171 und 172.

von dieser Zeit an blieb die Spur auf dem Stein zurück. — Auf den beiden anderen Steinen soll der heilige Adalbert ausgeruht, gebetet und das Volk gelehrt haben.

Nach einer andern Sage soll der heilige Adalbert seine Apostelreise von Gnesen durch Strelno auf einem Wagen gemacht haben. Der Fuhrmann soll unvorsichtig auf diesen Stein gefahren und mit dem Wagen umgestürzt sein, und von dieser Zeit blieb die Spur davon auf dem Steine zurück (Lepkowski, O Zabytkach Kruszwicy i A. d. str. 180).

Die Legende erzählt, dass viele Jahrhunderte hindurch das Volk diesen Steinen gegenüber als Erinnerungen an jenen heiligen Mann grosse Ehrfurcht und Anhänglichkeit bewies. Es kamen Kranke nach Strelno, nahmen davon das Moos und die verwitterte Oberfläche, kochten das und tranken es als Arznei gegen Fieber. Und durch dieses fortwährende Schaben haben sich die Vertiefungen in diesen Steinen gebildet, wo sich dann das Regenwasser sammelte. Mit diesem Wasser haben die Leute ihre kranken Augen sowie Wunden im Gesichte, auf Händen und Füssen eingerieben und wurden gesund."

Schliesslich bringt Reiche[1]) folgende Sage:

„'Der Adalbertstein zu Strelno'. Auf dem Klosterhofe zu Strelno, zur Seite eines Standbildes der Madonna, erblickt man drei Feldsteine von ungewöhnlicher Grösse. Auf dem einen derselben bemerkt man eine Vertiefung, gleich der eines ausgefahrenen Wagengeleises. Der Volkssage nach ward dieses Merkzeichen dem Stein bei folgender Gelegenheit eingedrückt: Dem Bischof Adalbert soll nämlich auf seiner Reise von Gnesen nach dem preussischen Ostseelande über die Strelnoer Gemarkung ein Rad seines Fuhrwerks auf den weit hervorragenden Fels geraten, der ungeschickte Wagenlenker herabgestürzt und tot liegen geblieben sein. In solcher Gefahr habe dann der Bischof gebetet und nicht nur bewirkt, dass das Wagenrad, wie in weiche Erde, tief in den Stein einschnitt und dadurch das Gleichgewicht hergestellt wurde, sondern auch der tote Fuhrmann zu neuem Leben erweckt ward.

Später wurde der mit der wunderbaren Geleisvertiefung bezeichnete Stein nebst zwei dabeiliegenden an den Ort gebracht, an welchem er sich noch heute befindet. Die umwohnenden Landleute messen ihm Heilkraft bei, kratzen mit Messern und anderen eisernen Werkzeugen daran, sammeln sorgsam den abgeriebenen Staub und trinken ihn, mit Branntwein vermischt, als Mittel gegen das dreitägige Fieber."

Der hl. Adalbert, der Patron der Gegend, hat auch anderwärts, wie nebenbei bemerkt sein mag, seine Steine, z. B. einen bei Budziejewo[2]) und einen anderen bei Wongrowitz.[3]) Letzterer zeigt eine schalenartige

1) Reiche, Preussens Vorzeit, Bd. IV S. 212. — Zitiert nach Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Posen 1893 S. 280.

2) Knoop a. a. O. S. 275.

3) Hockenbeck, Die Näpfchensteine an den Pfarrkirchen zu Klecko, Lekno, Rogasen und Wongrowitz. Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, I, 1885 S. 118—133, spez. S. 126. — Knoop a. a. O. S. 274.

und eine wohl später zugefügte rechteckige fussähnliche Vertiefung. Neben dem Stein befindet sich das Holzbild eines Bischofs, nach dem Volksglauben des Adalbert, der bei seiner Wanderung von Gnesen nach Preussen hier vorübergekommen sei und an dieser Stelle gepredigt habe. — Auch vor dem Steine bei Budziejewo hat der hl. Adalbert gepredigt; nach seinem Tode sollte der Stein nach Gnesen geschafft werden und wurde auf einen Schlitten geladen, aber dieser sowie der Stein versanken in der Niederung, wo er noch heute liegt.

Doch kehren wir zu Strelno zurück, zu den beiden Steinen, welche wie Tempelobelisken den Eingang zur Kirche flankieren, und zu dem dritten einzeln gelegenen. Offenbar handelt es sich um eine Kultusstätte aus heidnischer Zeit, angelegt auf der höchsten Erhebung des flachen Landes. Als dann das Christentum kam, wurde die Stelle zum Bau der 1216 eingeweihten Kirche einfach übernommen. Ob die Steine sich noch in (geologisch) ursprünglicher Lagerung befinden, lässt sich natürlich nicht mehr entscheiden. Die beiden vor dem Eingang, namentlich der erste mit der Rinne, haben eine ganz charakteristische Form, die auch anderwärts innerhalb des ehemals slavischen Gebietes beobachtet wird und für slavische Opfersteine typisch zu sein scheint: Vorderseite schräg nach vorn geneigt, Hinterseite steil abfallend, quer darüber gewöhnlich eine sattelartige Rinne und oben Vertiefungen. Z. B. weist der sog. Opferstein in der Nähe des Herthasees auf Rügen[1]), den ich im September 1900 gesehen habe, ein grosser auf der einen Seite sattelartig vertiefter Block, mit dem ersten der Strelnoer Adalbertsteine (A) auch in der Grösse eine frappante Ähnlichkeit auf. (Überflüssigerweise hat man nachträglich, um den Rügener Sommergästen das „Blutauffangen" augenscheinlicher zu machen, eine der so häufigen prähistorischen Steinmulden, noch dazu zerbrochen, daneben gelegt.) Auch der Bischofstein von Niemegk im Regierungsbezirk Potsdam[2]) scheint dazu zu gehören, obwohl er etwas grösser ist und in der Höhe etwa 1,50 *m* und im Umfang 8 *m* misst. Auch er „hat eine geneigte und eine abschüssige Seite und oben in der Mitte eine muldenartige Höhlung. — Oben finden sich mehrere rundliche Näpfchen von der Grösse eines Fünfmarkstückes."

Für die Provinz Posen bieten also die Strelnoer Adalbersteine das hohe Interesse, dass sie eine Stätte heidnischen Kults darstellen, dessen spätestes Aufhören durch die Einweihung der ihn ablösenden christlichen Kirche geschichtlich beglaubigt ist. —

1) Nicht zu verwechseln mit dem sog. Herthastein, in der Nähe davon gelegen. Dies ist ein flacher, im Umriss unregelmässig geformter Stein, der $^1/_2$ *m* aus dem Waldboden herausragt, gegen 1,20 *m* lang und etwa 1 *m* breit ist und auf seiner höckerigen Oberseite eine Fussspur, ausserdem eine grössere und zwei kleinere Vertiefungen, alle mit glatter Oberfläche, aufweist.

2) Friedel, Über Näpfchen- und Rillensteine. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1878 S. 56–58, spez. S. 57.

(7) Vom Ober-Kommando der Schutztruppen ist uns eine Abhandlung des Oberstabsarztes in der Kgl. Schutztruppe für Südwestafrika, Hrn. Dr. Werner, übersendet worden, betitelt

Anthropologische, ethnologische und ethnographische Betrachtungen über die Heikum und Kungbuschleute,

welche später erscheinen wird.

(8) Hr. E. Schnippel-Osterode (Ostpreussen), übersendet einen Bericht über

Reste einer steinzeitlichen Ansiedlung im ostpreussischen Oberlande.

Das ostpreussische Oberland umfasst dem heutigen Sprachgebrauche nach im engeren Sinn etwa die landrätlichen Kreise Mohrungen und Osterode, im weiteren ausserdem noch die Kreise Pr.-Holland und Neidenburg, also im wesentlichen den Südwesten der Provinz Ostpreussen. Ebenso wie die angrenzenden Teile von Westpreussen, die Löbau und das Kulmerland, und das geographisch und kulturgeschichtlich gleichartige nördliche Polen ist es überaus reich an Spuren einer mehrtausendjährigen Vergangenheit, die noch wenig erforscht und meist recht unscheinbar sind, aber der Wissenschaft noch mancherlei Aufschlüsse liefern, freilich auch noch mancherlei Probleme stellen dürften.

Den natürlichen Mittelpunkt des ostpreussischen Oberlandes bildet die Stadt Osterode, die sich in den letzten Jahrzehnten zu einer blühenden Mittelstadt entwickelt hat, übrigens auch schon vom deutschen Orden in seinem bekannten Scharfblick zum Komtursitz für einen weiten Bezirk erwählt war. Gerade die engere und weitere Umgebung dieser Stadt hat nun lückenlos nach rückwärts, besonders an der Keramik aufs schärfste zu scheiden, Spuren sowohl altpreussischer wie altslawischer Bevölkerungen, dann aber auch solche aus der Völkerwanderungs- und der sogenannten römischen Zeit, aus der La Tène- und Hallstädter Zeit, aus der ältesten Bronze- und auch aus der Steinzeit geliefert. Und wenn es sich dabei auch vorwiegend um kleine und wohl auch arme Ansiedlungen handelt, wie es bei der geographischen Eigenart der Landschaft als einer „Seenplatte" nicht anders möglich war, desto zahlreicher müssen dieselben in den meisten Perioden gewesen sein. Kaum gibt es hier — wie in der Mark Brandenburg oder im Samlande — ein höher gelegenes Feld oder niedere Hügel, die nicht bei sorgfältigem Suchen Spuren solcher Ansiedlungen aufwiesen[1]), freilich meist in unerfreulichem Grade zersplittert und zerstreut. Nur die ausgedehnten Gräberfelder, die einst durch O. Tischler für die vorgeschichtlichen Forschungen so wichtig wurden, scheinen hier, wenngleich vorhanden,[2]) doch weniger ausgedehnt und zahlreich zu sein, als ander-

1) Ganz besonders häufig sind namentlich die frühmittelalterlichen, sog. altslawischen oder „wendischen", bereits mit der Drehscheibe gefertigten Urnenscherben von älterem und jüngerem „Burgwalltypus" in reichster Mannigfaltigkeit, mit Wellen- und Stempelornament, unterkehltem Rande usw.

2) Das Gräberfeld im sogen. Schiesswalde unweit Czierspienten bei Osterode hat noch Tischler selbst ausgebeutet (vergl. Ostpr. Altertümer, hgg. v. H. Kemke, Königsberg 1902, S. 33); über das Thierberger Gräberfeld wird demnächst A. Bezzenberger berichten, zweifellos gibt es aber noch manche unentdeckte.

wärts im deutschen Nordosten, so dass es immer mehr auf glücklichen Zufall ankommt, als auf systematische Grabungen, wenn wichtigere Funde gemacht werden, und auch diese sich meist auf Einzelfunde beschränken. Dergleichen kommen denn aber in der genannten Gegend fortwährend in solcher Mannigfaltigkeit zum Vorschein, dass ich dies auch noch deshalb besonders hervorhebe, weil immer und immer wieder auch in neueren und neuesten Werken über Urgeschichte usw. der schwere methodische Fehler gemacht worden ist, ein Nichtvorhandensein von Funden für weitere Gebiete anzunehmen und zu behaupten, weil solche zufälligerweise nicht — oder wenigstens nicht in weiteren Kreisen — bekannt geworden sind.

Spuren einer recht alten, zweifellos neolithischen Bevölkerung, kenntlich an sehr primitiven Feuersteinartefakten und entsprechenden Urnenscherben, waren nun allerdings schon früher mehrfach vereinzelt im Oberlande zu Tage getreten. So bei Waldau, Buchwalde, Seubersdorf, Czierspienten, Collishof, Kraplau, Borchersdorf und anderen Orten. Ebenso ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass recht alte Pfahlbauten in den oberländischen wie in den masurischen Seen und Sümpfen vorhanden gewesen sein müssen; aus dem Kownatken-See unweit Gilgenburg z. B. hatte J. Heydeck einige typische Scherben, Horngeräte usw. entnommen (Katalog des Prussia-Museums, I, Königsberg 1893, S. 48, vergl. Sitzungsberichte usw. ebda. 1887 und R. Virchow, Verh. der Berl. Ges. f. Anthropologie usw. 1887, S. 491).

Neuerdings hat nun aber, wie so oft, ein Zufall zahlreichere und deutlichere Reste einer steinzeitlichen Ansiedlung in der nächsten Umgegend unserer Stadt zu Tage gefördert, die zwar an und für sich ebenfalls ziemlich unscheinbar, aber wie mir scheint, recht merkwürdig und z. T. in hohem Grade charakteristisch sind.

Im Nordosten der Stadt Osterode liegt am Abhange eines niedrigen Höhenzuges die Vorstadt Senden, deren Name bemerkenswerterweise aus der Bezeichnung, „auf oder an den Sänden", d. h. den Sandbergen, eben jenen Höhen, hervorgegangen ist. Einstmals müssen diese Sandhügel, aus dem Diluvialschutt der Eiszeit bestehend und von Ost nach West streichend, rings von Wasser umgeben gewesen sein, nämlich von Teilen des früher sehr viel grösseren Drewenzsees, aus dem sie etwa $2^1/_2$ *km* lang und $^1/_2$ *km* breit als langgestreckte Insel hervorragten. Am Ostende dieser Insel, das einen vorgebirgsartigen Vorsprung bildet, boten geschützte Buchten und Engen vorzügliche Stätten für die üblichen Ansiedlungen in See und Sumpf.

Gerade dieses Ostende ist nun vor einigen Jahren beim Bau einer Chaussee zum grösseren Teile abgeschnitten worden, so dass ein ziemlich steiler Abhang entstand, der durch allmähliche Sandabfuhr noch etwas nach rückwärts verlegt ward. So liegt denn jetzt die Höhe des oberen Randes nur noch etwa 10 *m* über dem Niveau der Chaussee, etwa 15 *m* über dem der vorliegenden sumpfigen Wiesen und etwa 18 *m* über dem Tiefstande der Drewenz, die diese durchfliesst.

Unmittelbar unter dem oberen Rande dieses Abfalles sind die im folgenden zu besprechenden Funde gemacht worden.

Die Oberfläche des Vorsprungs ist nämlich — wenigstens an der hier in Betracht kommenden östlichsten Höhe — nur mit spärlichem Graswuchs bedeckt, und der unberührte, von keiner Kulturschicht durchzogene, gänzlich unfruchtbare Sandabhang zeigt, dass sie auch niemals bebaut, höchstens wohl gelegentlich als Weide benutzt gewesen ist. Unzweifelhaft ist nun infolge dieses Umstandes die jahrtausende lange Erhaltung der Reste an Ort und Stelle möglich gewesen, die sich denn auch ohne Ausnahme unmittelbar unter der Grasnarbe gefunden haben und höchstens durch die atmosphärischen Niederschläge etwas am Abhange herabgespült worden waren.

Freilich ist sicherlich der bei weitem grösste Teil dieser Reste leider mit den abgefahrenen Sandmassen in den Körper der vorüberführenden Chaussee hineingekommen und dort allerdings für immer verloren. Andererseits sind nachträglich auch auf einem benachbarten Hügel, jenseits der früheren Seenenge, im Winkel der Warglitter und Lubainer Chaussee, mehrfach ganz gleiche Scherben (mit Schnurornament usw.) und Feuersteinabfälle zu Tage getreten. Das Terrain ist jedoch hier in alter Kultur und auch jetzt beackert, so dass schwerlich wertvollere Funde zu erwarten sind.

Hervorzuheben ist allerdings von vornherein, dass auch die Hauptfundstelle (unmittelbar an der Chaussee Osterode-Warglitten nach Westen zu, zwischen Kilometerstein 0,4 und 0,5) aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Stätte der steinzeitlichen Ansiedlung selber gewesen ist. Denn bisher wenigstens haben sich nicht die geringsten Spuren der sonst so charakteristischen und im gewachsenen Sande sich so scharf abhebenden Wohngruben gefunden, die anderwärts und wahrscheinlich auch bei uns aus anderen Perioden nachweisbar sind. Auch etwa vorhandene, aus Steinen zusammengestellte „Herdstätten", die ja in sehr alte Zeit zurückreichen, haben sich begreiflicherweise nicht erhalten. Und einige, vielleicht als Herdgruben anzusprechende, ganz flache Vertiefungen mit wenigen Resten von Holzkohle oder verkohltem Holze, stammen wahrscheinlich aus sehr viel späterer Zeit, von Hirtenfeuern oder dergl.

So muss denn jene vorspringende Kuppe, die uns so zahlreiche, wenn auch nur trümmerhafte Reste uralter Bewohnerschaften erhalten hat, bis auf weiteres mehr als eine Arbeits- und Erholungsstätte, denn als deren eigentlicher Sitz betrachtet werden. Und da auch rings in der Umgebung keinerlei Spuren von Wohngelegenheiten sich gefunden haben, muss doch wohl auch hier (vergl. A. Lissauer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen, Leipzig 1887, S. 20 ff.), ein Pfahlbau in den unmittelbar vorliegenden Seen als solcher angenommen werden, wo die jetzigen Sumpfwiesen in der Tat an mehreren Stellen dergleichen vermuten lassen.

Zwei ältere Schüler unseres Gymnasiums — ich will auch ihre Namen als die der ersten Entdecker nennen — die Obersekundaner Torkler und Willamowski, brachten mir nun Ende März d. J. von dem oben näher be-

zeichneten Vorsprunge der Sendener Höhen mehrere offenbar bearbeitete Feuersteinstücke, worunter einige Pfeilspitzen älterer Art, und, was zunächst noch interessanter erschien, einige sehr charakteristische Urnenscherben mit allerlei auffälligen Verzierungen.

Bei sofortigem und mehrmals wiederholtem genaueren Nachsuchen fanden sich denn bald noch mehrere derartige Objekte hinzu, und sehr bald bestätigte sich — auch nach Befragung befreundeter Fachmänner — mein erster Eindruck, dass die Bedeutung dieser Funde darin besteht, dass sie nicht nur, von ganz vereinzelten Spuren abgesehen, die ersten sicheren Funde dieser Art im eigentlichen Binnenlande von Ost- und Westpreussen sind, sondern auch die zeitliche Zusammengehörigkeit gewisser Typen der Feuersteintechnik mit ebensolchen der Keramik für unsere Gegend dartun und in ganz bestimmten Besonderheiten der Formengebung nur in Funden weit entlegener Fundorte Analogien finden.

Es ist dies auch der Grund, weshalb ich es für geboten erachtete, genaueren Bericht darüber zu erstatten, was denn im Folgenden geschehen soll, soweit es für einen vollbeschäftigten Schulmann an einem entlegenen Wohnorte ohne grössere wissenschaftliche Hilfsmittel angängig war. Wobei es denn allerdings gar nicht vermieden werden konnte, auch eine ganze Reihe allgemeinerer Fragen zu berühren, für die sich vielleicht aus den festzustellenden Tatsachen einige bescheidene Beiträge ergeben können.

Die Fundgegenstände, die bis auf wenige abgegebene Proben in die kleine, aber wertvolle geschichtlich-völkerkundliche Sammlung des Gymnasiums zu Osterode-Ostpr. übergegangen sind, bestehen nun fast ausschliesslich, wie schon bemerkt, aus Feuersteinartefakten und sehr zerkleinerten Urnenscherben. Da beide immer und immer wieder in der gleichen Schicht und an den gleichen Stellen zusammengefunden sind, so gehören sie nicht bloss zweifellos zeitlich zusammen, sondern rühren ebenso zweifellos von derselben Bevölkerung her, die erstere, wie schon die Splitter und Abfälle zeigen, ebendort, wahrscheinlich in mehreren Generationen gefertigt hat.

Grade diese Zusammengehörigkeit ist aber, wie gesagt, von besonderem Interesse. Denn Feuersteinwerkstätten finden sich im Oberlande und z. B. auch in Masuren (vergl. z. B. O. Tischler, Steinzeit in Ostpreussen, a. d. Schriften der Phys.-Ökon. Ges. zu Königsberg 1881 bis 1883, bes. 1882, S. 26 — Claussen am Druglin-See und Eckertsberg am Spirding-See — und 1883, S. 111, Waplitz, Kr. Ortelsburg, und Bardungen, Kr. Neidenburg, die Bujack entdeckt hatte — und E. Hollack, Mitteilungen der Gesellschaft Masovia, Heft 9, Lötzen 1903, S. 207 ff.) nicht selten und werden sich bei sorgfältigem Nachsuchen m. E. auch noch vielfach finden lassen. Dagegen ist wohl kaum jemals in Ost- und Westpreussen eine Stätte gefunden worden mit einer so scharf charakterisierten gleichzeitigrn und einheitlichen Keramik, woraus erst ein volles Licht auf die Stellung beider innerhalb der Perioden der prähistorischen Kultur fällt.

Zwar sind an der gleichen Stätte auch einige kleine Knochenfragmente gefunden worden. Da jedoch ihre Zusammengehörigkeit mit den übrigen

Funden nicht gänzlich zweifellos ist, kommen sie wissenschaftlich nicht in Betracht. Zudem sind Spuren von Bearbeitung an diesen Resten bisher nicht festgestellt worden, auch die Art der Zertrümmerung ist nicht mehr deutlich erkenntlich. Fischreste, die man bei der Nähe fischreicher Gewässer erwarten sollte, oder Horngeräte, die sonst im Oberlande sich ebenfalls mehrfach gefunden haben, in Gestalt von Dolchen, Pfriemen, Hämmern und dergl. sind bisher nicht zu Tage getreten.

Das Material der bisher gefundenen etwa 250 Feuersteingegenstände und -Splitter bilden fast ausschliesslich die einheimischen, sogen. Schwalben- oder Blitzsteine, die bekannten kleinen, meist etwa 4—7 *cm* langen, meist flachen, oder doch etwas abgeplatteten, länglich runden, ziemlich regelmässigen Feuersteinknollen mit gelblicher oder gelblichgrauer, etwas krauser natürlicher Kruste, die im Diluvialschutt des uralisch-baltischen Landrückens — denn auf ihm liegt das ostpreussische Oberland — sich noch jetzt ziemlich häufig finden.[1]) Die Farbe des Gesteins selber, wenn es zerschlagen ist, wechselt von milchweisser und gelblicher, selbst rötlicher bis zu graublau, dunkelgrau und schwarz; an der Luft bleicht sie mit der Zeit zu einem matten Graugelb. Die grösseren Feuersteinknollen aus der Kreide, hier etwa faustgross, mochten auch damals schon, wie jetzt, in der bezeichneten Gegend erheblich seltener vorkommen. Doch sind auch davon mehrere Fragmente vorhanden, meist dunkel- oder hell- (selbst bläulich-) grau, während in der weiteren Umgebung sich mehrfach auch solche — mehr oder weniger bearbeitet — von intensiv schwarzer Farbe gefunden haben.

Im allgemeinen brachte es schon die Beschaffenheit des vorhandenen Materials mit sich, dass Feuersteingeräte von der Grösse und Vollendung z. B. skandinavischer Arbeiten hier nicht geschaffen werden konnten, dass man sich jedoch an Ort und Stelle mit der Bearbeitung des für die Kultur der Menschheit überhaupt so bedeutsam gewordenen Feuersteins (M. Much, Heimat der Indogermanen, Berlin 1902, S. 272), abgegeben haben muss, beweisen ausser den bereits erwähnten zahlreichen Abfallsplittern auch weggeworfene missratene Stücke und namentlich die angeschlagenen Knollen und Spaltkerne (Nuclei), deren sich etwa 1 Dutzend vorgefunden haben. Ein Schlagstein, kenntlich an der „beiderseits geschweiften Form“ (Rosenberg) und namentlich an den scharfen Rissen am unteren Ende, wie sie bei der Feuersteinbearbeitung entstehen müssen und kaum auf andere Weise entstehen können, ist zwar auch unweit der Stelle auf offenem Felde gefunden worden, aber nicht notwendig zu den alten Funden zugehörig. Und zudem wissen wir ja

1) Gelegentlich kommen auch durchwachsene oder durchbohrte Exemplare davon vor die — wie anderwärts — auch in Gräbern der verschiedensten prähistorischen Perioden als Schmuckanhänger, Amulette u. dergl. und in jüngerer Zeit zu abergläubischen Zwecken (vergl. die Trudensteine in Süddeutschland) Verwendung fanden. — S. auch W. v. Schulenburg, Z. f. Ethnologie, Berlin 1880, S. 254 ff. mit Fig. 1, u. S. 256 u. 257, Anm. 1, sowie H. Jentsch, Vorgeschichtl. Altertümer, Progr. Guben, 1886, S. 7, 8 mit Abb. Taf. III, Fig. No. 51. Auch unter den berühmten Tolkemiter Küchenabfällen haben sich solche Blitzsteine gefunden.

jetzt auch, dass die Silexartefakte vielfach auch durch Quetschen und Abdrücken namentlich an den frisch aus der Erde kommenden, noch weichen Knollen, aber nicht bloss diesen, hergestellt wurden, wie es noch heute die Feuerländer ausüben, wenn sie aus Glasscherben gefundener Flaschen sich ihre Pfeilspitzen machen (vergl. E. Krause, Vorgeschichtliche Fischereigeräte, Berlin 1904, S. 41 u. ö.).

An wirklichen Geräten befinden sich nun bisher unter den Fundgegenständen — ich wiederhole, dass zweifellos eine sehr viel grössere Zahl für immer verloren gegangen ist — etwa 12 Schaberchen[1]), worunter 5 sägeartig, ein „Messer" und 16 zum Teil vorzügliche Pfeil- oder Speerspitzen, wozu noch etwa 10 desgleichen unvollendete oder verworfene kommen mögen.

Die Schaberchen haben teils die bekannte, weitverbreitete länglich-rechteckige Form mit geradliniger Schneide an jeder Langseite, flach-gleichschenklig dreieckigem Durchschnitt und daher mit niedrigem Grat auf der einen und ganz ebener Fläche auf der anderen Seite, wie sie Fig. 1 und das

Fig 1

Fig 1a

Fig 2

Fig 3

schöne, erst jüngst gefundene, mit vorzüglicher Sägung versehene Stück Fig. 1a aufzeigt[2]), teils — und zwar häufiger — die der Rundschaber (vgl. Fig. 2) mit gebogenen, nicht parallelen Kanten, wie sie beim Spalten als grössere Splitter oft von selbst entstehen mochten und dann etwas zurechtgehauen wurden, aber meist noch jetzt haarscharfe Schneiden aufweisen. Nur die sägeartigen, etwas plumperen, sind stark abgenutzt.

Das „Messer" (s. Figur 3), das auch die natürliche Wölbung des Knollens zeigt, ist ein kleines Meisterstück, dessen Verfertiger im Abspalten wie im Zurechthauen des hellgelben Feuersteins eine ganz ausserordentliche Übung und Sicherheit gehabt haben muss. Ein ähnliches Stück aus Briesen ist abgebildet bei G. Bujack, Preuss. Steingeräte, Königsberg 1875, Taf. V, Fig. 14. Von einem Griffe aus Holz oder Horn findet sich weder hier noch bei den kleineren Schabern eine Spur. Bei

1) Ich behalte einstweilen diese bei uns übliche ältere Bezeichnung auch für die kleinen dünnen prismatischen Artefakte bei, die vielleicht richtiger als „Messerchen" zu bezeichnen wären. Nur die breitrückigen („dicknackigen") oder nur die feingesägten Stücke als Schaber zu bezeichnen, hat sich anscheinend doch nicht eingebürgert, allerdings wäre hier wohl eine gleichmässige, möglichst scharfe und genaue Terminologie ein dringendes Bedürfnis.

2) Die sämtlichen Textfiguren sind genau in $^{2}/_{3}$ der natürlichen Grösse gehalten und vom Zeichner zugleich unter Benutzung der Photographie hergestellt worden.

einzelnen Stücken (s. auch Fig. 1a), scheint vielmehr eine Abschrägung an dem einen Ende darauf hinzudeuten, dass sie lediglich mit den Fingern gehandhabt wurden, vielleicht auch bei der Holzbearbeitung — Much, a. a. O., S. 232 — u. dgl., wobei dann der Zeigefinger auf jene Abschrägung zu liegen kam, vgl. A. Götze in W. Dörpfeld, Troja und Ilion, Athen 1902, S. 386. Ein Kennzeichen der Artefakte ist aber auch hier beständig, dass der breiten Fläche einerseits zwei oder drei entsprechende Flächen (Facetten) andrerseits gegenüberliegen, was bei vielen Formen der Pfeil- und Speerspitzen wiederkehrt und auf natürlichem Wege kaum entstanden sein kann.

Erheblich interessanter aber, als diese so häufig in gleicher Weise vorkommenden Geräte sind die Pfeil- und Speerspitzen aus Feuerstein, da sie eine ganze Reihe von selteneren und im allgemeinen sicherlich älteren Typen darstellen, wie denn überhaupt auch sonst in unserer Umgebung recht mannigfache, von den herrschenden abweichende und anscheinend eine ganze Entwicklungsreihe darstellende Formen sich nachweisen lassen, worüber ich gelegentlich noch besonders zu berichten gedenke.

Zweifelhaft kann es allerdings mehrfach sein, ob eine Spitze als Pfeil- oder als Speer- oder gar Lanzenspitze zu bezeichnen ist. Ich glaube nun schon im allgemeinen, dass der grosse Unterschied zwischen Wurfspeer und Stosslanze meist nicht genügend beachtet wird. Und bezüglich der Pfeilspitzen, die ja hauptsächlich bei der Jagd auf Vögel und Fische benutzt wurden, bin ich auf Grund vielfacher Vergleichungen geneigt, nur die allerkleinsten, allerhöchstens etwa 2—3 *cm* langen Spitzen als wirkliche Pfeilspitzen anzusprechen, sowohl weil sie in Schilfrohr eingefügt werden mussten, als auch wegen der Analogie der noch jetzt in der Steinzeit lebenden Naturvölker. Die grösseren sind m. E. meist richtiger als die Spitzen von Wurfspeeren anzusehen[1]), etwa in Länge der afrikanischen Hassagaien, die gerade auch für die Jagd so vorzügliche Waffen sind. Nur die allerstärksten dürften als die Spitzen von Stosslanzen zu bezeichnen sein.

Das entscheidende, hier nie fehlende Kennzeichen aber, dass wir es wirklich mit Waffenspitzen zu tun haben, ist, wie anderwärts häufig übersehen worden, die auf beiden Seitenkanten nahe der Basis vorhandene kleine Einschnürung oder Einkerbung, die ganz offenbar stets absichtlich zu einem ganz bestimmten Zwecke hergestellt ist, besonders deutlich bei Figur 5 und 10 (s. unten). Es kann nach zahlreichen Analogien keinem Zweifel unterliegen, dass diese Seitenkerben zur Umschnürung, also zum bequemeren Festbinden der Spitze an den Schaft vermittels Bast, Sehnen, Schnüre u. dergl. dienten.[2])

1) Dass zeitlich im allgemeinen die „Speer- oder Wurfwaffenzeit" vor der Erfindung von Pfeil und Bogen liegt, betont Sophus Müller, Urgeschichte Europas, deutsch von O. L. Jiriczek, Strassburg 1905, S. 12 ff.

2) Die oben hervorgehobenen Seitenkerben unweit der Basis, die für unsere Gegend bei den älteren Typen der Pfeil- und Lanzenspitzen geradezu charakteristisch zu sein scheinen (schon O. Tischler hat die grosse Mannigfaltigkeit gerade der ostpreussischen

Nur eine einzige, besonders zierliche Spitze, die leider verloren gegangen ist, macht darin eine Ausnahme, die in Textfigur 4 in $^3/_5$ natürlicher Grösse dargestellte flach-zweiseitige mit bogenförmig eingezogener Basis, die dem späteren, in allen prähistorischen Museen so überwiegend vertretenen und oft so kunstreich ausgebildeten „haifischzahnartigen" Typus entspricht. Hier sind wohl stets die beiden unteren Ecken („Flügel") selber zum Befestigen der Spitze benutzt worden[1]), doch lässt sich nicht leugnen, dass jene Seitenkerben mindestens ebenso zweckmässig dafür waren, was auch E. Krause a. a. O. hervorhebt.

Der Winkel an der Spitze beträgt in auffallend konstanter Weise stets zwischen 40 und 50°. Eine derartige Zuspitzung muss wohl die Praxis als die treffsicherste erprobt haben. Die Basis liegt oft schief, d. h. ungleichwinklig zur Höhe, wie es denn wohl so der Gesteinssplitter ergab. Die Dicke der Pfeilspitze über steigtkaum je 6 *mm*. Die Fig. 5, 5a, 6 und 7 zeigen deutlich, wie durch Zurechthauen („Retouchen"), besonders Zuspitzen, das abgesplitterte Stück in die gewünschte Form gebracht ist.

Andere im Oberlande oder sonst in Ostpreussen vertretene Formen, insbesondere auch die gleichseitig-dreikantige, die blattförmige, und die lanzenförmige haben sich bisher an unserer Stelle noch nicht gefunden. Im allgemeinen erscheinen die bisher vorliegenden sicherlich gegenüber den anderwärts vorherrschenden, wenn auch nicht roher, so doch einer primitiveren Entwicklungsstufe der ganzen Feuersteintechnik, und zwar noch innerhalb der Periode des geschlagenen Steins angehörig, was ich auch deshalb hervorhebe, weil gerade jetzt den Feuersteinartefakten ein besonderes Interesse entgegengebracht wird. Einzelne von den angeführten sonstigen Typen könnten eine Fortbildung der hier vertretenen darstellen, ohne dass natürlich die einzelnen Exemplare darum notwendig jünger zu sein brauchen.

Feuersteinpfeilspitzen öfters betont, z. B. a. a. O. 1883, S. 102, doch noch nicht ausreichend geschieden), sind erheblich weiter verbreitet, als bisher bekannt ist. So liegt mir eine zierliche, aus einem kleinen Feuersteinsplitter gefertigte, spitzdreieckige und ganz flache Pfeilspitze von den Düppeler Schanzen vor, der hiesigen Gymnasialsammlung gehörig, 1,4 cm lang, 1,15 cm breit und 0,05 cm dick, die in allerdeutlichster Weise diese absichtlich angebrachten Kerben (mit Schlagmarke) zeigt. Und auch bei den Funden aus der Steinzeit Ägyptens, die seit Reiss, Schweinfurth usw. so zahlreich zutage getreten sind, kommen dieselben gar nicht selten vor. Bei mexikanischen usw. Obsidian-Pfeilspitzen finden sie sich in ganz ausgezeichneter Weise, bei E. Krause, a. a. O. Abb. 73 und 209, wozu S. 58 und 163.

1) In einen dünnen Rohrschaft oben eingesteckt, bilden sie bisweilen zugleich Widerhaken.

Dass ich dann weiter die in den Textfiguren 8, 9 und 10 wiedergegebenen kräftigeren Spitzen und ähnliche als Speerspitzen ansehen möchte, folgt aus dem Obengesagten. Vergleicht man diese schönen Formen, von denen Fig. 9 u. 10 auch eine besonders sorgfältige „Schartung" zeigen, mit den in der Literatur abgebildeten, so erscheinen auch sie als verhältnismässig ältere und primitivere Typen, wenngleich bereits in einer sehr geschickten, auf längere Tradition hinweisenden Handhabung der Technik und auch schon in einer von einem gewissen Formgefühl getragenen Ausbildung. Auch sie zeigen übrigens mehr oder weniger deutlich die mehrerwähnten Seitenkerben nahe der Basis. Möchte sich unser Vorrat mit der Zeit noch erweitern, und die Fragen, die sich an diese so wichtige uralte Technik knüpfen, mit lösen helfen!

Lehrreich ist nun also, dass alle die angeführten Feuersteingegenstände sich mit so bestimmt charakterisierten Urnenscherben zusammengefunden haben, wie es hier der Fall ist.

Denn nur mit Scherben, noch dazu sehr stark zertrümmerten, haben wir es zu tun. Nicht nur, dass bisher kein einziges einigermassen unversehrtes Gefäss zutage gekommen ist, nicht einmal die Form der

Fig 8

Fig 9

Fig 10

ursprünglichen Gefässe ist mit einiger Sicherheit zu erkennen. Es scheinen neben mehr rundlichen, annähernd kugeligen Urnen auch solche von mehr länglicher Form vorhanden gewesen zu sein, und auffallend sind die zahlreichen, verhältnismässig flachen Scherben, die eine Rekonstruktion in keiner Weise gestatten. Auch ob etwa die länglich-wannenförmigen Gefässe, wie sie sich bei Tolkemit, bei Putzig und auf der Kurischen Nehrung in der gleichen Art der Keramik gefunden haben, und die man für Öllampen hält, hier vertreten waren, ist nicht zu entscheiden. Eher könnte man die bekannte, so weit verbreitete Form der geschweiften Becher, auch in der „trinkglasartigen" Form wie der Vandsburger Becher bei H. Conwentz, Das Provinzialmuseum zu Danzig, Taf. 43, Fig. 1, aus dem Kreise Flatow, mit reichem Schnurornament, in manchen Scherben wiederfinden. Rand- und Bodenscherben rundlicher Gefässe lassen einen Durchmesser von 8—20 *cm* konstruieren.

Die Zahl der Scherben beträgt bisher weit über 1600, die von vielen Hunderten verschiedener Gefässe herrühren müssen. Doch sind sie meist so klein, dass die Gesamtmasse in drei Zigarrenkisten Platz hat. Wie es kommt, dass sie in dieser Menge gerade auf die Höhe hinaufgebracht sind, und wodurch die Anhäufung so zahlreicher Reste und die Zer-

trümmerung[1]) selber stattgefunden hat, lässt sich nach Lage der Sache und der Lokalität nicht einmal vermuten. Eine Töpferwerkstatt würde man, wie anderwärts, mehr am Fusse des Hügels suchen, wo aber bis jetzt keinerlei Spuren einer solchen gefunden worden sind. Andererseits hat aber auch schon O. Tischler verwandte neolithische Funde gerade auf ähnlichen Hügeln verzeichnet (Die Steinzeit in Ostpreussen, Schriften der Phys.-Ök. Ges. zu Königsberg, 1882, S. 22, aus Weissenburg, Willenberg und Nikolaiken im Kreise Stuhm, und ebda. 1883, S. 102, vom Bobr im angrenzenden Polen).

Die grosse Masse der Scherben ist ziemlich homogen und verhältnismassig dünnwandig (meist 3–8, gewöhnlich 4–6 *mm* dick), was also bereits eine ausgebildete Töpferkunst voraussetzt. Mit der Drehscheibe, die in der hiesigen Gegend auch kaum vor etwa 450 n. Chr. bekannt geworden sein dürfte, ist keine einzige gefertigt, nur sehr wenige fallen durch schärferen Brand oder die Art des Stoffes etwas aus der grossen Menge heraus. Immerhin lassen sich unter dieser doch auch vollkommener und unvollkommener gearbeitete unterscheiden, so dass man sich eben zu der Annahme von verschiedenen Generationen gedrängt sieht, denen diese Reste zu verdanken sind, — da bei der grossen Menge derselben die Unterschiede der Geschicklichkeit bei den Individuen der Verfertiger doch nicht zur Erklärung dieser Mannigfaltigkeit ausreichen.

Der Farbe nach sind die allermeisten gelblich mit einem leisen Stich ins Rötliche, wenige nur grau. Bei den letzteren ist das Material offenbar der natürliche, überall rings vorhandene Fluss- oder Seenschlamm, doch stets gemischt mit „Steingrus“, d. h. grobem, selten feinerem, weissem Quarzsande, sogenannten Kieselbrocken, die von zerschlagenen Findlingsgesteinen herzurühren scheinen, da natürlicher weisser Quarzsand in der Nähe nicht vorhanden ist. Ich hebe hervor, dass die Beimischung solcher Brocken in ununterbrochener Folge alle folgenden Entwicklungsstufen der Keramik hindurch, auch scheinbar rückläufigen, in der hiesigen Gegend bis zur spätesten Völkerwanderungszeit sich kontinuierlich erhalten hat, bis sie mit den sogenannten altslavischen Scherben plötzlich aufzuhören scheint.

Das Material der gelben Scherben dagegen ist mehr oder weniger der mehrfach am Fusse der Sendener Höhen und auch sonst in der Umgegend (besonders mächtig bei Collishof an der Drewenz) anstehende Lehm, der aber ebenfalls meist stark mit gröberen oder feineren Quarzstückchen[2]) vermischt ist. Nur etwa ein Zehntel zeigt diese — sonst an

1) Gelegentlich mag weidendes Vieh — wie anderwärts — zu dieser beigetragen haben.

2) Bemerkenswert sind jedoch bezüglich dieser so weit verbreiteten Beimischung sogenannter Quarzbrocken noch immer die Ausführungen von G. Behrend, Schriften der Phys.-Ök. Ges. zu Königsberg XIII, 1872, S. 100, über das Material der pommerellischen Gesichtsurnen: „In diesen (sand- und geschiebefreien, feinen Diluvial-) Thon mengte man aber, wie solches bei sämtlichen Graburnen der Provinz Preussen zu bemerken ist, grobe, scharfkantige Feldspatbrocken, wie sie zwischen unseren Sanden oder auch Granden nicht so scharf vorkommen und auch nicht ausgelesen werden könnten, jedoch beim Zerschlagen einer überall verbreiteten Granitart, welche besonders reich an rotem

jeder Bruchfläche und meist auch an der Innenseite deutlich erkennbare — Beimischung nicht. Anscheinend ist dann sogar bisweilen das Material, sei es Lehm oder Schlamm, geradezu geschlemmt gewesen, wodurch auch ein feineres Aussehen des Gefässes nach aussen erreicht ward. In der grossen Mehrzahl der Fälle ward dies aber durch einen besonders aufgetragenen feineren Lehmüberzug erzeugt (vergl. G. Behrend, a. a. O.), der bisweilen sogar auch hier schon auf der Innenseite auftritt und vielfach ebenfalls jene glänzenden „Glimmerplättchen" aufweist. Der Überzug oder auch nur die Oberfläche ist dann offensichtlich meist noch mit Glättknochen oder -steinen, bezw. -stäbchen, oder auch nur mit Büscheln von Gras, Stroh, Binsen, Schilf, Blättern u. dergl. abgeputzt worden, deren Spuren deutlich erkennbar sind.

Der Brand ist meist mehr als eine Art Backen zu bezeichnen — jedenfalls ein Hauptgrund für die leichte Zerbrechlichkeit und darum starke Zertrümmerung der Gefässe. Öfters macht es den Eindruck, als wäre das Brennen einfach durch Anzünden von Heu usw. im Innern der Gefässe bewerkstelligt worden. Auch innen zeigen sich übrigens noch oft die Spuren des Auswischens vermittels Grasbüscheln und ähnlichen Konvoluten, das zugleich den handgeformten Gefässen von selbst eine Art von regelmässiger Rundung verlieh.

Naturgemäss rührt die grosse Mehrzahl der Scherben von der Wandung der Gefässe her und ist demgemäss auch ohne weitere Verzierung. Bodenscherben, die ausnahmslos auf flache[1]), ziemlich unregelmässige Böden der Gefässe schliessen lassen, sind nur etwa 30, Deckelscherben, die mit Sicherheit als solche zu bezeichnen wären, bemerkenswerter Weise überhaupt noch nicht gefunden worden.

Drei Henkelscherben von gewöhnlicher, ziemlich breiter Form sind sämtlich so scharf gebrannt, dass man sie auch als späteren Ursprungs und nur zufällig hierher geraten ansehen könnte. Sie scheiden mithin für diese Betrachtung aus.

Dagegen hat sich nun zweifellos nach Art des Materials, nach Brand und Farbe zu den andern zugehörig erstlich eine, allerdings bis jetzt

Feldspat ist, leicht verwittert und deshalb oft schon bei der Berührung in scharfkantiges Grus zerfällt, ohne grosse Mühe zu erhalten ist und besonders früher war, wo sie noch häufiger sich fand. Man kann die roten, zum Teil beim Brande weiss gewordenen Feldspatbrocken auf jeder Bruchfläche sehen. Von aussen jedoch und ebenso in den meisten Fällen an der Innenseite der Urne bemerkt man nichts von grober Einmengung; man sieht nur den ebenen Ton zum Teil mit flach aufliegenden glitzernden Glimmerblättchen, die in der Regel glänzende Oberflächen bilden (NB. Farbe: schwarz, doch auch dunkelgrau, rotgrau, rötlich!). Es bedeckt hier augenscheinlich ein Überzug von reinem Ton, der wahrscheinlich ziemlich flüssig angerührt wurde und in welchen, entweder direkt oder nachdem er auf die Urne aufgetragen, Glimmerblättchen besonders eingestreut wurden, das gröbere Material, aus welchem die Urne geformt wurde." — Die Kiesbrocken erscheinen in der Tat auch bei den Sendener Scherben an den Bruchflächen öfters rötlich.

1) Dass in Ostpreussen auch Stehflächen durchaus neolithisch vielleicht sogar älter sind als rundliche oder gar kugelige Böden, hat schon A. Bezzenberger an den Funden der Kurischen Nehrung erkannt: vergl. Sitzungsberichte der Prussia, Heft 18, Königsberg 1893, S. 37, und A. Holluck, ebda. Heft 19, 1895, S. 154.

allein dastehende, bemerkenswerte Henkelöse gefunden (s. Fig. 11), wie sie bei Gefässen älterer und ältester Typen auch anderwärts vorkommen, freilich dann auch wieder in einer sehr viel jüngeren Keramik vereinzelt zu belegen sind. Sie dienten bekanntlich zum Aufhängen (und wohl auch zum Tragen) der von R. Virchow als „Hängeurnen" bezeichneten Gefässe vermittels Schnuren oder Bindfäden aus Bast, Sehnen, Därmen u. dergl., finden sich aber so immerhin überall nur ziemlich selten[1]), und sind je nach Befestigung der Schnüre teils wagrecht, teils senkrecht, immer aber etwas unterhalb des Randes angebracht. Stets lassen sie höchstens nur für einen dünnen Strick Raum, niemals für einen oder gar mehrere Finger.

Die hier gefundene höchst charakteristische Henkelöse ist nun offensichtlich besonders gefertigt und dann erst angeklebt gewesen, so dass sie auch für sich abgebrochen ist. Da sie nach der einen, jedenfalls unteren Seite hin sich etwas verjüngt, weist sie auf senkrechte Anbringung der Schnüre hin, die dann wohl unter dem Boden hingehend auf der anderen Seite durch eine zweite derartige Öse hindurchgingen. Allerdings

Fig. 11

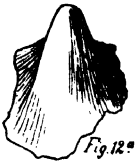


Fig. 12a

Fig. 12b

wäre es auch denkbar, dass vier Ösen vorhanden waren oder dass die Schnüre in kunstreicherer Verstrickung wagerecht um das Gefäss herumgehend angebracht waren, wie es der Versuch an ganz modernen Töpfen lehrt. Bei den troischen Funden, namentlich aus der 2. Stadt, sieht man bekanntlich die „Schnurösen", die bisweilen ganz ähnliche Formen zeigen wie unsere Henkelöse, als hauptsächlich für die Verschnürung des Deckels bestimmt an (vergl. Hubert Schmidt in W. Dörpfeld, Troja und Ilion, Athen 1902, S. 249 ff. u. 257 ff. besonders 258), was hier jedoch kaum in Betracht kommen dürfte.

Sehr viel merkwürdiger noch sind zwei (vielleicht drei) Scherben, von denen die eine, Fig. 12a und 12b, von rechts und links gezeichnet, noch einen Teil der Gefässwand behalten hat, die andere etwas knapper abgebrochen, sonst aber gut erhalten ist. Über die Art dieser Scherben kann nach Einsicht der Königsberger, Danziger und auch Berliner und Wiener Sammlungen und z. B. nach der Abbildung bei A. Lissauer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen, Leipzig 1887, Taf. II, Fig. 13 (neolithische Gefässscherbe von Trzebcz, Kr. Culm, jetzt im poln. Museum zu Thorn, nach v. Ossowski, nebst Text S. 31) kein Zweifel bestehen. Sie gehören zu denjenigen, die man früher irrtümlich als

1) Besonders ähnliche Henkel- oder Schnürösen kommen gelegentlich in Mitteldeutschland vor, z. B. an einer kleinen Urne mit Schnurornament aus Stassfurt (Verh. der Anthrop. Ges. 1889, S. 228), aber auch u. a. unter den berühmten Funden von Butmir in Bosnien.

„Henkelansätze“ zu bezeichnen pflegte, weil sie an gleicher Stelle standen, wie sonst die Henkel. Sie unterscheiden sich aber durch Form und Richtung durchaus sowohl von den hornartigen, nach innen oder aussen geschweiften Ansätzen, die, an gleicher Stelle stehend, hin und wieder vorkommen[1]), als auch den meist wagerecht gerichteten, die Stelle von Henkeln vertretenden Handgriffen oder Griffzapfen sowie den abstehenden Vorsprüngen, die sich an der unteren Rundung gelegentlich finden (Virchow, Verh. 1880, S. 323), allerdings oft auch mit „Schnurösen“ versehen sind — und waren als „Henkel“ überhaupt garnicht zu gebrauchen. Sie finden in der Tat eine genau entsprechende Analogie nur in den aus den Schliemannschen Funden bekannten sogen. Armansätzen, die sämtlich zu den troischen Gesichtsurnen der 2—5. Stadt gehören (Hubert Schmidt, a. a. O. S. 257, wonach in der dritten Entwicklungsperiode die ganz gleichen kleinen spitzen Zapfen aus den ursprünglichen langen Formen geworden sind), und es ist höchst auffallend, dass die unsrigen sich nun der ostbaltischen Schnurkeramik zugesellen[2]). Ob etwa unter den gleichartigen mitteldeutschen oder andrerseits unter den nordpolnischen und westrussischen Gefässen sich ebensolche Ansätze finden, habe ich nicht genau feststellen können. Wenn es wirklich der Fall sein sollte, scheint es ebenfalls nur ganz vereinzelt zu sein, und sehr interessant wäre es, den Ausgangspunkt oder die Herkunft dieser so eigentümlichen und so charakteristischen, stets nur sporadisch auftauchenden Form zu ermitteln.

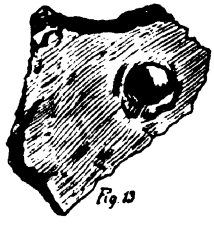


Fig. 13

Dem gleichen Urnentypus gehört aber ferner auch noch ein anderes, sehr merkwürdiges Stück an, das allerdings unter den Sendener Resten bisher ganz allein dasteht, aber vorzüglich erhalten und sehr deutlich charakterisiert ist, — ein Stück Wandscherbe, etwas gebogen, so dass es auf eine bauchige Ausbiegung des ursprünglichen Gefässes anscheinend nach oben zu schliessen lässt, mit ganz unverkennbarem Brustwarzenornament, vielleicht in dieser Form bisher einzig dastehend in der ganzen nord- und mitteleuropäischen Keramik (Fig. 13). So überraschend sie ist, die Scherbe liegt vor und ist, wie schon der erste Blick zeigt, nicht bloss

1) S. z. B. die instruktiven Abbildungen von Scherben aus Časlau in Böhmen (Verh. der Ges. für Anthrop. usw. 1889, S. 451, Fig. 19a u. b). Über „hornartige Schnurösenfortsätze an Tongefässen“ s. auch A. Voss, ebenda 1891, S. 71ff., S. Palliardi, Mitt. d. prähist. Kommission der k. k. Akad. der Wiss. zu Wien, Bd. I, Fig. 37; — M. Much a. a. O. S. 17, rechnet dieselben zu denjenigen Erscheinungen, die „da und dort in grösserer Anzahl vorkommen und in anderen Gebieten, oft durch weite Strecken getrennt, in derselben Weise wieder auftreten und daher Wanderungen ganzer Stämme voraussetzen“. Durchbohrte Knopfansätze, wohl nur eine Art Schnurösen selber, erwähnt S. Müller, a. a. O. S. 28.

2) Ganz ähnliche, doch sehr viel roher gearbeitete Ansätze finden sich nämlich vereinzelt noch unter den Funden von der Kurischen Nehrung mit Schnurornament im Provinzialmuseum zu Königsberg (Sammlung der Phys.-Ökon. Gesellschaft) und anscheinend auch unter den Tolkemiter Scherben im Museum der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg und dem Städtischen Museum zu Elbing. Genaue Abbildungen davon sind meines Wissens nicht vorhanden.

ganz anders als die flachen „knopfartigen“ Ansätze, die gelegentlich bei Graburnen aus der Zeit der Kistengräber (vgl. z. B. die Urnen von Kommerau, Kreis Schwetz, Westpr., bei C. Florkowski, Verh. der Berliner Ges. f. Anthrop. 1887, S. 517, mit Abb. Taf. II, ebenda S. 515, Fig. IIb und IIc) sowie vereinzelt in kujawischen Graburnen (Virchow, ebenda 1879, S. 430 mit Fig. 6 und 7 auf S. 428) und dann auch bei späteren slawischen Scherben vorkommen (z. B. solchen aus Niemitsch, Kreis Guben, im Völkermuseum zu Berlin), sondern auch als die kleinen neolithischen „Spitzknöpfe“, die besonders in Böhmen nachweisbar sind[1]). Es handelt sich auch keineswegs um einen ausgetriebenen Buckel, der etwa an Buckelurnen erinnern könnte, vielmehr ist auf der Innenseite keinerlei Vertiefung zu bemerken und die Erhöhung offensichtlich sehr sorgfältig — wohl mit den Fingernägeln, deren Eindrücke ringsum kenntlich sind, — aus dem Lehm selbst herausgearbeitet, also auch nicht flach oder in eine Kerbe (Z. f. Ethn. 1887, Verh. S. 524, Fig. 15) aufgesetzt. Allerdings sind die Dimensionen demgemäss verhältnismässig gering: der untere Durchmesser beträgt an der breitesten Stelle 1 *cm*, die Erhebung 0,4 *cm*, zumal ringsum durch das Herausarbeiten eine flache Grube entstanden ist. Auch hier ist wieder die Analogie mit troischen Funden in die Augen fallend, nämlich mit den Gesichtsurnen der zweiten bis fünften Stadt, bei denen — wenn auch oft nur andeutungsweise oder in Rudimenten — die Brüste kaum jemals fehlen (z. B., um nur einige wenige besonders ähnliche Abbildungen anzuführen, H. Schliemann, Ilios, S. 253, Fig. 46, und S. 329, Fig. 158 u. 159, S. 384ff. Fig. 231, 234, 235, und W. Dörpfeld, Troja und Ilion, Beilage 33, Fig. V und VI[2]). Es wäre natürlich von höchstem Interesse, wenn auch sonst dieses so frappant-unverkennbare Ornament nachgewiesen werden könnte[3]); eine andere Erklärung für dasselbe vermag ich wenigstens nicht zu geben. Si quid novisti rectius istis, candidus imperti!

Unter den ornamentierten Scherben, die offenbar meist dem oberen Teile der Gefässe, insbesondere dem Halse angehören, zeigen nun bisher

1) Vgl. Z. f. Ethn., Verh. 1887, S. 476, mit Fig. 22 „Tupfen“ und S. 522ff. mit Fig. 12 und 15, und besonders ebenda, Verh. 1889, S. 451 mit Fig. 20—22, wobei sich ganz eigentümlich gestrichelte, anscheinend mit einem kleinen Doppelrädchen hergestellte Ornamente finden. Ähnliche Knöpfchen aus Schlesien (Rudelsdorf, Kr. Nimptsch) s. Verh. 1887, S. 85, Fig. 2.

2) Die pommerellischen Gesichtsurnen haben, soviel ich durch Autopsie habe feststellen können, niemals weder Brüste, noch Nabel, noch Armansätze, die beständigen, charakteristischen Kennzeichen der troischen. Dass sie mindestens ein Jahrtausend jünger sind, hat mit gewohntem Scharfblick schon R. Virchow erkannt und aufs bestimmteste ausgesprochen.

3) Nicht hierher gehörig ist anscheinend die Tolkemiter Scherbe bei Lissauer, a. a. O. Taf. II, Fig. 15 mit Text S. 38, die wohl zugleich Henkelöse ist, und die griffartigen Randhöcker bei A. Hollack, Sitzungsberichte, Heft 19, S. 155, Abb. 7, von der Kurischen Nehrung. Dagegen wäre es möglich, dass eine Küstriner Tonscherbe sowie eine „neolithische Scherbe“ von Herbitz in Nordböhmen, beide im Völkermuseum zu Berlin, die zusammen mit gleichzeitigen Scherben der Schnurkeramik gefunden sind, das richtige Brustwarzenornament darstellen.

etwa 90 das bekannte, bereits mehrfach erwähnte echte Schnurornament. Und zwar scheint dasselbe hier doch ausnahmslos in der Tat durch Umlegen oder Eindrücken von gedrehten Schnüren um den noch feuchten Ton hervorgebracht worden zu sein, wie denn ja auch der Ursprung des ganzen Ornaments wohl in der Nachbildung der von selbst sich eindrückenden Tragschnüre zu suchen ist. Es erscheint auf unseren Scherben bis zu fünf-, ja sechsfacher Lage. Seine grosse chronologische wie allgemein kulturgeschichtliche Bedeutung besonders auch für das Ostbalticum ist namentlich von O. Tischler, Schriften der Phys.-Ök. Ges. zu Königsberg, Heft XXXI, S. 93ff., zur Genüge nachgewiesen worden. War es bisher in Ost- und Westpreussen nur an oder in der Nähe der Küste, nämlich auf der Kurischen Nehrung (s. besonders A. Bezzenberger, Sitzungsberichte, Heft 18, S. 36ff. und 128ff., A. Hollak, ebenda Heft 19, S. 146ff.), am Frischen Haff (s. namentlich R. Dorr, Führer usw. des Städt. Museums zu Elbing, S. 10), auf den Hügeln, die das Weichseldelta umkränzen (O. Tischler, Steinzeit a. a. O. 1882, S. 22ff., sowie A. Lissauer, a. a. O. S. 36) und am Putziger Wiek, besonders bei Rutzau (s. Sitzungsberichte der Naturf. Ges. zu Danzig, Anthrop. Sektion vom 12. Dez. 1894, und jetzt auch H. Conwentz, Das Provinzialmuseum zu Danzig 1905, Taf. 41—43) in höchst interessanten und z. B. von den mitteldeutschen vielfach abweichenden Stücken gefunden worden, so ist es nunmehr auch im Binnenlande von Ostpreussen nachweisbar[1]). Und zwar ist es gerade bei der Stadt Osterode ausser an der unsrigen noch an zwei anderen Stellen — immer auf Sandhügeln an Seen — nämlich an der sogenannten Waldauer Schwedenschanze und an der oben bereits angeführten Stelle im Winkel der Lubainer und Warglitter Chaussee, wenngleich nur in wenigen Stücken gefunden worden. Auch falls etwa die Scherben von Wuttrienen, Kr. Allenstein, und von Gilgenburg, Kr. Osterode, (Photographisches Album der prähistorischen Ausstellung zu Berlin vom Jahre 1880, Sektion I, Taf. V) und die „eine" Scherbe aus dem Kownatkensee an der Grenze der Kreise Osterode und Neidenburg (Prussia-Katalog I S. 48, vgl. oben) echtes Schnurornament enthalten sollten, was ich nicht mit Sicherheit habe feststellen können, würden gerade diese mit den unsrigen zusammengehören und ebenfalls der steinzeitlichen Keramik des Oberlandes zuzurechnen sein.

Fast immer ist das in Rede stehende Ornament wagerecht oder fast wagerecht bezw. parallel angebracht (s. Fig. 14). Es muss meist mit einer

1) Die angeblichen Scherben mit Schnurornament aus Dannenwalde, Kr. Pillkallen, die der Bronzezeit angehören sollten, enthalten nicht das echte Schnurornament (Verh. d. Berliner Ges. für Anthrop. usw. 1886, S. 383, und 1889, S. 524. Im übrigen s. die bez. Schriften von A. Voss, A. Götze, R. Virchow und namentlich auch Klopfleisch, Vorgeschichtl. Altert. der Prov. Sachsen usw. Halle a. S., Heft 2. Im Berliner Völkermuseum sind den unseren ähnlich die Scherben vom Vorwerk Damm und die von Freiwalde, Kr. Luckau. Ähnliche Funde aus Pommern s. Z. f. E. 1891, S. 400, wogegen in den kujawischen Gräbern Scherben mit echtem Schnurornament nur selten vorzukommen scheinen (Verh. 1880, S. 326 und 331).

ziemlich feinen, aber gut gedrehten[1]) Schnur gefertigt sein und ist nicht selten fast elegant zu nennen, bisweilen allerdings auch ungeschickter ausgefallen.

Nur zwei besonders hübsche Scherben zeigen auch die bereits von Tolkemit her bekannten Schnurgehänge, s. Fig. 15 (vgl. A. Lissauer a. a. O. Taf. II, Fig. 14, sowie auch A. Voss, Katalog der prähist. Ausstellung zu Berlin 1880, S. 412, und H. Conwentz, Wandtafeln, I, 2. Aufl., Fig. 19), die denn auch schon einen gewissen Sinn für Zierlichkeit und Symmetrie zeigen. Ganz ähnliche hübsche Scherben mit Schnurgehänge bewahrt übrigens merkwürdigerweise das Berliner Völkermuseum aus Attersee in Oberösterreich auf; auch bei ihnen dürfte die Herstellung der Verzierung wohl nur mit einer wirklichen Schnur denkbar sein.

Die in Fig. 15 abgebildete Scherbe ist nun noch besonders interessant dadurch, dass sie zugleich auch zwei andere von den charakteristischen neolithischen Ornamenten aufweist, das Grubenornament und das zu Zonen geordnete Strich- oder besser Stäbchenornament. Das erstere, bestehend aus kreisrunden, seltener quadratischen, mehr oder

Fig. 14

Fig. 15

Fig. 16

weniger flachen, niemals aber durchgehenden Vertiefungen mit ebenem Boden (ganz ähnlich z. B. bei A. Lissauer a. a. O. Taf. II, Fig. 13, A. Bezzenberger, Sitzungsberichte, Heft 18, S. 38/39, Abb. 12, 3 u. 13, 3), wie das letztere, das durch Eindrücken von falzbein- oder meisselartigen, bezw. spatelförmigen Knochen oder auch Holzspänchen hergestellt und stets auf beiden Enden ganz scharf begrenzt ist, finden sich ausserdem auch sonst noch einige Male einzeln für sich, wie denn überhaupt bereits ein gewisser Reichtum von Verzierungsmotiven vorhanden ist. Das Grubenornament, noch etwas tiefer eingedrückt als bei Fig. 15, und daher, wie es auch sonst beobachtet ist und noch häufiger bei dem durchgehenden Lochornament vorkommt, zum Zerbrechen des Gefässes führend, — ist für sich allein verwandt bei der schönen Randscherbe Fig. 16 mit einem

1) Wenn Virchow (Verh. der Berliner Ges. für Anthrop. usw., 1886, S. 55) bei zahlreichen Thüringer und verwandten Scherben mit Schnurornament festgestellt hat, dass dieses nicht durch Eindrücken einer Schnur, sondern harter kantiger Gegenstände erzeugt ist, welche regelmässig aufeinanderfolgende schrägstehende rautenförmige Flächen besassen (etwa der Rand der Herzmuschel?) und dabei auch auf die Gefässe von Nickelsdorf verweist (Verh. 1883, S. 472 und 476–477), so treffen doch die angeführten Kriterien, besonders die scharfen Ränder der Eindrücke, bei der ost- und westpreussischen Keramik kaum zu. Entscheidend würde allerdings in dieser Beziehung wohl nur eine genaue mikroskopische Untersuchung der Eindrücke sein können, die ich meinerseits nicht vorzunehmen imstande war. Das imitierte Schnurornament, das bei uns sehr selten ist, zeigt auf den ersten Blick beim Vergleiche den Unterschied.

schräg nach unten gehenden Anstrich darunter, der an das Virchowsche Stichornament (Verh. 1885, S. 338) erinnert. In flüchtigerer Form und mehr in der Gestalt von eingestochenen runden Punkten ist es z. B. bei Fig. 17 und 18 mit Stäbchenzonen verbunden.

Die letztere Ornamentform schliesslich, sowohl schrägstehend als horizontal angeordnet, findet sich ausserdem für sich allein, wenn wir die einfachen Strichzonen hinzurechnen, noch bei neun Scherben. Niemals erscheint sie zwischen parallelen Linien wie bei der Bandkeramik, ist aber selbst wieder ziemlich mannigfaltiger Art. Bei zwei Scherben, einer schönen Randscherbe, Fig. 19, und einer neuerdings gefundenen, haben wir es unzweifelhaft — wie auch sonst gelegentlich in unserer Umgebung — mit Fingernageleindrücken[1]) zu tun, die zonenartig um den Hals eines Gefässes herumliefen.

Zwei andere könnten allenfalls auch wieder wie die beiden oben erwähnten mit flachen Knochen oder Holzstäbchen hergestellt sein: bei diesen allen stehen die Eindrücke jedoch senkrecht.

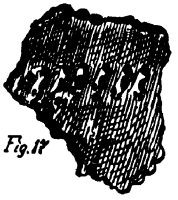


Fig. 17

Fig. 18

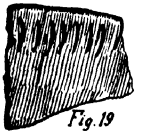


Fig. 19

Fig. 20

Das richtige Stäbchenornament, hervorgerufen durch etwas breitere, unten abgerundete Hölzchen oder dergl., erscheint (wie oben bei Fig. 15) besonders schön wiederum bei einer Randscherbe: Fig. 20, hier ebenfalls senkrecht, — aber auch (wie bei Fig. 17 und sonst) schrägstehend, und zwar sogar in zwei Zonen. In allen Fällen unterscheidet sich jedoch das Strich- oder Stäbchenornament der Sendener Gefässe aufs deutlichste von demjenigen, das bei den mit der Drehscheibe hergestellten Gefässen des älteren und besonders des jüngeren Burgwalltypus aus einer sehr viel späteren Zeit auch bei uns sich vielfach vorfindet.

Ein grosser Teil der ornamentierten Scherben sind also Randscherben, wie denn solche überhaupt unter unseren Funden besonders zahlreich — nahezu 100 — vorhanden sind, alle verschieden, also auch von verschiedenen Gefässen herrührend. Dabei ist noch hervorzuheben, dass der Rand selber bei allen diesen Gefässen stets ganz einfach glatt gestaltet, höchstens ganz leise umgebogen, wie es Fig. 14 und 16 zeigen, oder etwas verjüngt bezw. etwas dünner als die Halswandung ist, was aber mit dem offenbar in bewusster Weise absichtlich hergestellten „abgeschrägten Rande“ anderer Funde nichts zu tun hat. Eine solche Verdünnung lässt sich mehrfach deutlich erkennen, dagegen findet sich — was für die neolithische Keramik unserer Gegend ein durchgehendes

1) Man hat dabei gelegentlich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Kinder- oder Frauennägel erkennen und daraus auf die Verfertiger schliessen wollen.

Kriterium zu sein scheint – niemals ein verdickter oder gar wulstiger und ebensowenig ein profilierter oder unterkehlter, ja auch nur eingezogener oder stärker umgebogener Rand! —

Über die Zeit, oder besser die Periode, in die unsere Funde fallen, kann mit dem Spielraum, der ja in solchen Ansetzungen immer bleibt, nach alledem kaum ein Zweifel sein. Auch wenn wir ganz absehen von den negativen Instanzen wie dem Nichtvorhandensein der jüngeren Randformen, Ornamente und Anordnungen und vor allem von der gänzlichen Abwesenheit von geglätteten Feuersteinartefakten, von Gegenständen aus bearbeiteten Findlingsgesteinen, ja selbst von Steinbeilen überhaupt[1]) oder gar Metallen — sind die angeführten Kennzeichen der Feuersteingeräte sowohl wie der Urnenscherben so typisch, dass wir es offenbar mit Resten der Steinzeit, und zwar nach dem Grade der Geschicklichkeit und des Geschmackes, den die Verfertiger zeigen, der jüngeren, wenn auch — da die Feuersteinzeit zweifellos im allgemeinen vor der Zeit der bearbeiteten Geschiebe liegt — nicht der allerjüngsten Steinzeit zu tun haben.

(9) Hr. G. Fritsch legt eine

verzierte Hirschgeweihstange

vor: Für die freundlichen Worte, mit denen mich unser Hr. Vorsitzender begrüsst hat, danke ich herzlich.

Allerdings hätte es nicht meiner Reise bedurft, um Ihnen den Gegenstand mitzubringen, den ich Ihnen zuerst vorlegen möchte.

Es ist eine Reliquie, die nicht gar weit her ist; sie stammt aus Stargard in der Lausitz. Es liegt hier einer von den traurigen Fällen vor, in denen man sagen muss, die Sachen sind augenblicklich als Reliquie zu bezeichnen. Früher bestand dort ein Burgwall. Gegenwärtig existiert er nicht mehr; die Bauern haben ihn abgetragen, weil sie die sehr nahrhafte Erde als Dung auf ihren Feldern anwenden wollten.

Ich habe diese Gegenstände, die nicht ohne Interesse sind, durch einen mir befreundeten Tischlermeister in meinen Besitz bekommen.

Es handelt sich zunächst um ein paar Topfscherben, die dem Lausitzer Typus angehören. Über diese ist wohl nicht viel zu sagen.

Es ist aber ausserdem hier erhalten worden ein Stück eines Hirschgeweihes. Die Stange entstammt, wie Sie sehen, unserm jetzigen Rothirsch. Ich glaube, vom zoologischen Standpunkt ist darüber nichts zu bemerken. Sie erkennen, dass die Enden beim Graben abgeschlagen worden sind.

Wodurch die Stange aber besonderes Interesse erweckt, das sind die ausgedehnten keineswegs häufigen Verzierungen, die in die Stange eingeschnitten wurden; leider sind diese nicht leicht zu deuten. Wenigstens habe ich bisher nicht vermocht, viel Sinn in sie hineinzubringen; ich möchte hoffen, dass andere darin glücklicher sind. Ich habe hier im

1) Mehr zufällig ist es vielleicht, wenn bisher Gegenstände des menschlichen Schmuckes gänzlich fehlen.

Museum keinen ähnlichen Gegenstand gesehen, der so reich an Verzierungen gewesen wäre. Es ist die ganze eine Seite verziert und auch auf der entgegengesetzten sind einzelne Figuren zu beobachten.

Ich freue mich, diese Reliquie der Wissenschaft erhalten zu haben und überweise sie gern dem hiesigen Museum, wenn sich Interesse dafür findet.

(10) Hr. G. Fritsch demonstriert ferner den versteinerten

Ausguss von dem Mokassin eines Indianers.

Der andere Gegenstand, den ich hier mitgebracht habe, ist eine Ausbeute meiner Reise. Ich will hier gleich bemerken, dass ich die wichtigeren Ergebnisse meiner Weltreise Ihnen später vorzulegen gedenke.

Dieser Gegenstand ist von weiterem Interesse, gerade weil in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auch anderwärts auf solche Sachen gelenkt worden ist.

Ich habe den fraglichen Gegenstand bekommen in Calgari, einer von den aufstrebenden Städten im zentralen Teile des nördlichen Kanada. Dort wurde mir der Gegenstand als ein versteinerter Menschenfuss übergeben. Als ich mir ihn ansah, konnte es mir nicht zweifelhaft sein, dass es sich darum nicht handelt. Aber andererseits unterliegt es keinem Zweifel, dass ein Zusammenhang mit menschlichen Kulturresten hierbei nachweisbar ist. Nach der eingehenden Betrachtung, die ich dem Gegenstand gewidmet habe, kann ich mich, glaube ich, positiv dahin aussprechen, dass dieser Form der Mokassin eines Indianers zugrunde liegt. Wenn Sie sich das Stück genau betrachten, werden Sie an vielen Stellen rings herum, aber besonders da, wo die Hacke gewesen ist, noch Spuren einer eigentümlich markierten glatten Substanz erkennen, die offenbar die Reste des Leders darstellen. Es sind auch an mehreren Stellen eigentümliche Flecke vorhanden. Ob diese von der ursprünglichen Lederfarbe stammen, lasse ich dahingestellt. Bei genauem Anschauen werden Sie finden, dass dies kein lusus naturae ist, sondern dass besonders die Form der Sohle eines abgetragenen Schuhes in allen Einzelheiten erhalten ist. Dass es kein wirklicher Fuss sein kann, ergibt sich daraus, dass man dann den Übergang des Fusses in den Unterschenkel sehen müsste.

Wie soll man sich nun die Entstehung dieses Gebildes denken? Meiner Meinung nach ist hier zunächst darauf hinzuweisen, dass solche Bildungen unter Umständen sehr schnell entstehen können und uns dann in einer Form entgegentreten, welche nichts weiter ist, als in der Nähe heisser Quellen abgelagerter Sinter, Ablagerungen, wie sie sich noch heute bei uns, z. B. in Karlsbad, aus den Quellen abscheiden.

Dieser versteinerte Mokassin stammt vom Südufer des Kleinen Sklavensees, viele Meilen nördlich der Central Pacificbahn, tief im Innern des Landes. Es sind früher selbstverständlich die Indianer dort häufiger gewesen als jetzt, wo sie stark im Verschwinden begriffen sind.

Der vorliegende Gegenstand lässt sich nach dem eben Bemerkten seinem Alter nach schwer abschätzen.

Ich habe nie ein Hehl gemacht aus meiner Überzeugung, dass der Mensch zu Ende der Tertiärzeit auf der Erde aufgetreten ist und ich es lebhaft bedauere, dass wir bei unserem Forschen nach den Resten des fossilen Menschen nicht bessere Ergebnisse erzielen. Wir dürfen uns bei diesem Suchen nicht etwa in den Glauben hineinwiegen, dass die bisher gemachten Funde schon unanfechtbare Beweise für diese Tatsache erbracht haben. Denn das fördert nicht die Erkenntnis, sondern hemmt sie im Gegenteil.

Zu solchen Resten der früheren angeblich tertiären Menschen gehören auch Abdrücke von menschlichen Körperteilen oder Bekleidungsstücken, wie das vorliegende Stück eines ist.

Die Frage nach der Beurteilung solcher Gegenstände ist durch die Funde bei Warnambool in Australien aktuell geworden.

Diese schon vor mehreren Jahren gemachten Funde fanden bereits eine eingehende Würdigung durch Hrn. Branco in der Sitzung unserer Gesellschaft vom 21. Januar d. J.[1]), auf welche ich hiermit verweise.[2])

Der Gegenstand, den ich eben unter Ihnen herumgehen liess, ist offenbar nicht sehr jung, was sich wohl aus der bedeutenden Festigkeit des Gesteins ergibt, aber man hat auch keinen Anhaltspunkt dafür, ihn unbegrenzt Tausende von Jahren heraufzudatieren. Ich wenigstens würde mich dessen nicht anheischig machen.

(11) Hr. Baessler legt

Abbildungen von alten beschnitzten Maori-Särgen

aus Fichtenholz vor, deren Originale sich jetzt im Museum in Auckland befinden. (Hierzu Tafel X—XII.)

Die sechs Särge, die die Tafeln X und XI wiedergeben, wurden in einer durch Zufall entdeckten Höhle auf der Nordinsel von Neu-Seeland namens Waimamaku, in der Nähe von Hokianga, nördlich von Auckland gefunden; sie standen aufrecht, wie sie die Bilder zeigen, in der Höhle, angelehnt an die Rückwand derselben. Die beiden auf Tafel XII und hier im Text abgebildeten Stücke, welche nur Sargdeckel sind, ruhten, ebenfalls aufrecht, zu beiden Seiten am Eingang zu dieser Höhle. Die Särge stellen menschliche Figuren in grotesker Form dar, bei einer fehlt der Kopf, und bestehen aus ausgehöhlten glatten Unterteilen und dazu passenden, beschnitzten, ovalen Deckeln, die mit Stricken aus *mangi-mangi*, *ligodium*, auf ersteren aufgebunden waren. Reste dieser Stricke sind noch jetzt vorhanden, erwiesen sich aber schon bei der Auffindung teilweise als so morsch, dass sie einzelne der Deckel nicht mehr zu halten vermochten, weshalb mehrere derselben abgefallen auf der Erde

1) Siehe oben S. 162.

2) Ich möchte bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass ich bereits im Jahre 1864 zahlreiche Abdrücke der Füsse von damals noch in derselben Gegend lebenden Antilopenarten in jungem Sandstein bei Khopong, Bechuanaland beobachtete und in meinem Reisewerk (Drei Jahre in Südafrika, S. 349) erwähnt habe. Menschliche Fussspuren wurden darunter nicht bemerkt.

lagen, umgeben von Skelettresten, die aus dem Innern der so geöffneten Särge herausgerollt waren. Die Knochen mussten den Maori zur erneuten Bestattung überlassen werden. Zur Befestigung der Deckel auf den Unterteilen hatten je vier Löcher in ersteren und je vier an den Seitenwänden der letzteren, an jeder Ecke je eins, gedient. Dass die beiden einzelnen

Stücke wirklich Deckel sind, zu denen die Unterteile fehlen, zeigt ihre aus der Textfigur ersichtliche prismatische, an der Innenseite etwas ausgehöhlte Form, die ein Ruhen auf der Erde als Unterteile ausschliesst, und das an ihrer Oberfläche angebrachte reiche Schnitzwerk, das auch bei den Särgen nur an den Deckeln zu finden ist, während die Unterteile bei allen einfach glatt gehalten sind. Die Särge sind noch so gut erhalten, dass man annehmen muss, dass sie nicht zur ersten Beisetzung gedient haben, sondern erst zur Bestattung der wieder ausgegrabenen und gereinigten Knochen.[1]) Sie zeigen keine Spur von Farbe und scheinen nie bemalt gewesen zu sein, die beiden Sargdeckel jedoch sind mit *Kokowai*, rotem gebranntem Ocker, bestrichen. Die Grösse der Stücke ist verschieden und zwar misst auf Tafel X der linke Sarg etwa 0,9 *m*, der mittlere über 1,5 *m*, der rechte etwa 1,2 *m*; auf Tafel XI der linke etwa 1,3 *m*, der mittlere fast 2 *m*, der rechte etwa 1 *m*; von den Sargdeckeln hat der eine

1) Siehe: Baessler, Südseebilder S. 292.

Eidechse tragende der Tafel XII eine Länge von 1,2 *m*, der im Text abgebildete, der eine Figur und durchbrochenes Schnitzwerk zeigt, eine solche von 0,55 *m*, ohne zwei 8 *cm* grosse Henkel, von denen sich je einer an jeder der Schmalseiten befindet.

Von ähnlichen, jedoch viel einfacher gehaltenen Maori-Särgen habe ich nur noch zweimal gehört. Den einen erwarb vor Jahren das Museum zu Melbourne, der andere befindet sich im Privatbesitz von Hrn. Hamilton, dem jetzigen Kurator des Museums in Wellington, und ist in dessen »Maori Art« abgebildet. Das Alter der Särge wird von Hrn. Cheesman, dem Kurator des Museums in Auckland, auf über 200 Jahre geschätzt. Ihm danke ich es, dass ich diese interessanten Bilder hier vorlegen und diese kurzen Angaben dazu machen darf, während er eine ausführliche Beschreibung und eingehende Besprechung der Gegenstände für später sich selbst vorbehalten hat.

(12) Hr. Erland Nordenskiöld spricht über

ethnographische und archäologische Forschungen im Grenzgebiete zwischen Peru und Bolivien

und

(13) Hr. E. Seler über

zapotekische Bilderschriften.

Beide Vorträge werden später erscheinen.

Sitzung vom 16. Dezember 1905.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Zu den vielen Verlusten, welche der Tod im Jahre 1905 unserer Gesellschaft und unserer Wissenschaft gebracht hat, treten noch im letzten Monat drei neue hinzu, die uns schmerzlich berühren. Am 3. d. M. starb in Berlin der Generalstabsarzt Hr. Dr. v. Leuthold, den wir nur kurze Zeit zu unseren Mitgliedern zählen durften und am 10. d. M. der Professor Hr. Dr. Rabl-Rückhard, der unserer Gesellschaft seit ihrer Gründung angehörte und sich durch seine Arbeiten über die Schädel der Tiroler um die Anthropologie sehr verdient gemacht hat. In Trier starb ferner der Direktor des Provinzial-Museums daselbst, Hr. Dr. Hans Graeven, ein fleissiger Mitarbeiter an unseren Typenkarten. Wir werden aller drei Männer stets in Ehren gedenken!

(2) Als neue Mitglieder noch für das Jahr 1905 sind gemeldet die Herren:
Professor Dr. phil. et med. K. A. Haberer in Griesbach, Baden, und
Stud. phil. Erich Blume in Steglitz-Berlin.

(3) Frau Geheimrat Virchow hat in einem Schreiben an den Vorstand vom 4. d. M. erklärt, dass sie der Gesellschaft die Schädel und Skelette, welche Privateigentum ihres verstorbenen Mannes waren, als Geschenk überlasse. Der Vorstand hat der hochherzigen Frau den aufrichtigen Dank der Gesellschaft ausgesprochen und versichert, dass die von ihr geäusserten Bedingungen und Wünsche, welche mit den eigenen Absichten und Beschlüssen des Vorstandes vollständig übereinstimmen, nach Möglichkeit erfüllt werden würden, wie dies schon der diesjährige Bericht über die Verwaltung der anthropologischen Sammlung weiter unten lehrt.

(4) Mit tiefem Bedauern haben wir am 27. November vom Hrn. Generaldirektor Dr. Schöne die Nachricht erhalten, dass er am 1. Dezember aus seinem hohen Amt ausscheiden werde. Er schreibt uns:

General-Verwaltung der Königlichen Museen.

J.-Nr. E. 2217/05. Berlin C. 2, den 25. November 1905.
Lustgarten.

Dem geehrten Vorstande beehre ich mich ganz ergebenst anzuzeigen, dass ich mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 1. Dezember d. J. in den Ruhestand treten werde.

Ich scheide mit schwerem Herzen aus einer Amtstätigkeit, in der ich mich durch lange Jahre der wertvollsten und für das Museum für Völkerkunde förderlichsten Beziehungen zu der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu erfreuen gehabt habe. Ich kann mir nicht versagen, nochmals meinen wärmsten Dank für das mir vielfach bewiesene Vertrauen und für die einsichtige und opferwillige Unterstützung zum Ausdruck zu bringen, die unsere Verwaltung allezeit bei Ihnen gefunden hat.

Mit der Bitte um ein freundliches und nachsichtiges Gedenken

in vorzüglichster Hochachtung
ganz ergebenst
(l. s.) Schöne.

An
den Vorstand der Gesellschaft
für Anthropologie, Ethnologie
und Urgeschichte
hier.

Der Vorstand hat dem hochverehrten Mann den wärmsten Dank für das der Gesellschaft stets bewiesene Wohlwollen in einem besonderen Antwortschreiben ausgesprochen. Wir können nur wünschen, dass wir auch fernerhin das gleiche, verständnisvolle Entgegenkommen bei der K. General-Verwaltung finden möchten, dessen wir uns bisher rühmen durften!

(5) Der Vorsitzende erstattet den statutenmässig vorgeschriebenen

Verwaltungsbericht für das Jahr 1905.

Wiederum ist ein Jahr verflossen, das dritte bereits, seitdem uns der grosse Meister entrissen wurde, der die Gesellschaft mit starker Hand von ihrer Gründung an geleitet und sie zu jener Höhe geführt hatte, die wir heute nur mit grösster Mühe zu behaupten vermögen. Nun ist ihm auch der ideale Begründer unserer Gesellschaft, Adolf Bastian, in den Tod gefolgt. Wie früher Rudolf Virchow, so haben wir auch ihm durch eine besondere Gedächtnisfeier am 11. März d. J. unsere Dankbarkeit und Anerkennung bezeugt.

Der Personalbestand der Gesellschaft hat auch sonst zahlreiche Veränderungen erfahren.

Unsere 4 Ehrenmitglieder sind uns in voller Tätigkeit erhalten geblieben. Dagegen verloren wir durch den Tod 2 korrespondierende Mitglieder, die Herren Stolpe und Wheeler und wählten neu den Grafen Bobrinskoy. Somit ist die Zahl unserer korrespondierenden Mitglieder von 112 im Jahre 1904 gegenwärtig auf 111 gesunken.

Bei den ordentlichen Mitgliedern ist die Zahl der immerwährenden 5 unverändert geblieben. Dagegen sind von den jährlich zahlenden Mitgliedern 15 gestorben: Bastian, Bauer, v. Brand, Brecht, Croner, Ewald, Fläschendräger, Förtsch, Fritsche, Hartmann, Laehr, v. Leuthold, Rabl-Rückhard, v. Richthofen, Wetzstein.

Dafür sind neu aufgenommen 53. Da jedoch 29 ausgetreten oder wegen Zahlungsverweigerung gestrichen worden sind, so beträgt die jetzige

Zahl 531 und mit Zurechnung der immerwährenden Mitglieder 536. Gegen das Vorjahr, in welchem wir am Schlusse 527 ordentliche Mitglieder hatten, ein kleiner Zuwachs von 9 Mitgliedern.

Auch für solche Forscher, welche, obwohl nicht zur Gesellschaft gehörig, uns doch wenigstens in den Zielen nahe standen, ist das ablaufende Jahr vielfach verderblich gewesen. Ich erinnere nur an den Tod von Brandes, de Brazza, Cohen, Graeven, Oppert, v. Wissmann.

Ich bitte Sie, zu Ehren aller dieser Toten sich von ihren Sitzen zu erheben. (Geschieht.)

Bei der steigenden Höhe der Ausgaben, welche durch die reiche Ausstattung unserer Zeitschrift und die dringenden Bedürfnisse der Bibliothek bedingt ist, wäre eine Vermehrung der Zahl der ordentlichen zahlenden Mitglieder sehr zu wünschen. Der Staatszuschuss von 1500 Mk., für den wir dem Hrn. Unterrichtsminister in hohem Grade dankbar sind, genügt bei weitem nicht, um die laufenden Bedürfnisse so weit zu decken, dass wir mit einem ausreichenden Bestande an Mitteln in das neue Verwaltungsjahr eintreten können. Dazu tritt die bedeutende ausserordentliche Ausgabe für das neue Generalregister, welches hoffentlich gegen Ende des nächsten Jahres erscheinen wird, aber schon jetzt seine Schatten auf unsere Kasse vorauswirft, wie Sie aus dem nach mir zu erstattenden Bericht unseres Schatzmeisters ersehen werden. Der Vorstand muss daher von neuem an den Eifer der Mitglieder appellieren, dass sie uns neue zahlende Mitglieder zuführen.

Unsere Veröffentlichungen bieten ein reichhaltiges Bild von der vielseitigen Tätigkeit, welche in den Verhandlungen der Gesellschaft zutage tritt. Wir haben ausser den 10 satzungsgemässen Sitzungen noch zwei ausserordentliche halten müssen, um den Wünschen der Mitglieder, welche sich zu Vorträgen meldeten, nur einigermassen gerecht zu werden.

Eine gedrängte Übersicht nur über die grösseren wird dies am besten erweisen:

Aus der somatischen Anthropologie sprachen Branco und Waldeyer (Klaatsch) über die Eingeborenen Australiens, v. Luschan über ein rachitisches Chimpanse-Skelett, H. Virchow über Füsse von Chinesinnen, ich selbst über die Schädel aus Turfan.

Aus der Ethnologie hörten wir die Vorträge von Baessler über Fischerei auf Tahiti, von Brandenburg, v. Luschan und Traeger über Kysylbasch- und Jürükendörfer, von Grünwedel, Müller und Stönner über die Resultate der Turfan-Expedition, von Haberer über die Menschenrassen des japanischen Reiches, von Kiessling über das ethnologische Problem des alten Griechenland, von Nordenskiöld über die Ethnographie und Archäologie im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia, von Passarge über das Okawango-Sumpfland und seine Bewohner, von Seler über die Bewohner der alten Landschaft Michuacan und über zapotekische Bilderschriften, von Solberg über Gebräuche der Mittelmesa-Hopi, von Traeger über die Troglodyten des Matmata in Südtunis und von Velde über altchinesische Waffen.

Der vergleichenden Religionswissenschaft gehörten an die Vorträge von Breysig über die Entstehung des Göttergedankens bei den amerikanischen Urzeitvölkern, von W. Lehmann über Kapitel aus der mexikanischen Mythologie und von Oppert über die Gottheiten der Indier.

Zur Urgeschichte endlich gehörten die Vorträge von Blanckenhorn, Bracht und Schweinfurth über die Silex- und Eolithenfrage, von Busse, Kossinna und mir über das Gräberfeld von Wilhelmsau, von Kossinna über Kennzeichen der Ostgermanen und von mir über die westeuropäischen Doppeläxte aus Kupfer.

Viele dieser Vorträge waren durch Lichtbilder oder Demonstration der besprochenen Gegenstände erläutert, viele gaben zu lebhafter Diskussion Veranlassung.

Von den Forschungsreisenden unserer Gesellschaft weilen augenblicklich die Herren Fischer in Ostasien, Leo Frobenius noch im Kongogebiet, Grünwedel und v. Le Coq in Chinesisch-Turkestan, Klaatsch in Australien und Preuss in Mexico; Hr. Rudolf Pöch dürfte sich schon auf der Rückreise von Neu-Guinea befinden. Dagegen konnten wir die Herren Fritsch, Koch-Grünberg und v. Luschan nach der glücklichen Heimkehr von ihren zum Teil sehr langen wissenschaftlichen Reisen wieder unter uns begrüssen.

Auch in unserer Heimat hat die Rethra-Kommission, welche im vorigen Jahre sich zur Erforschung des alten Rethra-Heiligtums gebildet hatte, ihre Untersuchungen nicht ohne Glück fortgesetzt. Der eingehende Bericht über die interessanten Ergebnisse, welchen Hr. Oesten erstattet hat, wird Ihnen noch in der heutigen Sitzung vorgelegt werden.

Von den wissenschaftlichen Kongressen des Jahres hatten für unsere Gesellschaft besonderes Interesse der 1. internationale archäologische Kongress in Athen, der 2. deutsche Kolonial-Kongress in Berlin und die 36. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Salzburg; die beiden letzteren waren wiederum von vielen unserer Mitglieder besucht, über den glänzenden Verlauf des ersten habe ich ausführlich selbst Bericht erstattet.

Der Ausflug unserer Gesellschaft am 28. Juni d. J., welcher vom schönsten Wetter begünstigt war, führte die zahlreichen Teilnehmer zuerst nach Woltersdorfer Schleuse zur Besichtigung der Busseschen Sammlung und dann weiter nach Rüdersdorf, wo erfolgreiche Ausgrabungen veranstaltet werden konnten. Hr. E. Krause hat darüber ausführlich berichtet.

Es erübrigt nach den Statuten noch über den Stand unserer Sammlungen zu berichten.

a) Die Bibliothek ist durch Ankauf, Tausch und Geschenke in diesem Jahre um 112 Bücher und 281 Broschüren vermehrt worden. Gebunden wurden aus unseren laufenden Eingängen 65 Bände Zeitschriften, 92 Bände Bücher und 24 Sammelbände, 127 Broschüren umfassend; ferner aus der Rudolf Virchow-Bibliothek 154 Bücher und 40 Sammelbände, 103 Broschüren umfassend, im Ganzen also 375 Bände. Demnach beläuft sich der Gesamtbestand der Bibliothek augenblicklich auf 10 727 Bände und 2853 Broschüren. Der alphabetische und der Real-Katalog sind

regelmässig fortgeführt worden. Es ist mir daher eine angenehme Pflicht, unserem Bibliothekar Hrn. Maass für die sorgfältige Verwaltung den Dank der Gesellschaft auszusprechen.

Durch die William Schönlank-Stiftung war es zwar möglich, einige Lücken in den Beständen zu beseitigen, — allein sehr viele bestehen noch fort und harren der Ausfüllung, trotzdem wir alle Ankäufe auf die drei Wissenschaften, welche unsere Gesellschaft vertritt, beschränken.

Auch die Kosten für das Binden der Bücher sind, wie unser Rechnungsabschluss zeigt, in diesem Jahre sehr gewachsen, weil wir die Unterlassung der früheren Jahre jetzt gut zu machen suchen, damit die Bibliothek so liberal als möglich benutzt werden könne.

b) Die anthropologische Sammlung hat sich im Laufe des Jahres äusserlich nicht verändert, — jedoch sind wichtige Schritte geschehen, um die Sammlung von Schädeln und Skeletten, welche Hr. Dr. Curt Strauch mit so grossen Opfern an Zeit und Mühe aus dem alten pathologischen Institut der Charité für die Gesellschaft übernommen hat, im Laufe der nächsten Jahre einer wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich zu machen. Als ein äusseres Zeichen der Pietät gegen unseren unvergesslichen Ehrenpräsidenten Rudolf Virchow und im Einverständnis mit seiner Familie werden wir jene ganze Sammlung fortan als „Rudolf Virchow-Sammlung“ bezeichnen. Die nächste Aufgabe musste es nun sein, die einzelnen Stücke der Sammlung reinigen, sachverständig präparieren, aufstellen und katalogisieren zu lassen. Hr. Strauch, auf dessen Hilfe wir zunächst hierbei rechneten, erklärte leider, dass sein Beruf ihn augenblicklich verhindere, seine Zeit dieser Arbeit zu widmen. Es war daher sehr willkommen, dass Hr. Professor v. Luschan sich dazu erbot, die Leitung bei der Aufstellung und Katalogisierung zu übernehmen, so lange Hr. Strauch daran verhindert sei.

Da wir aber die durch diese Arbeiten entstehenden erheblichen Kosten nicht aus unseren knappen Mitteln bestreiten konnten, so hat der Vorstand die Rudolf Virchow-Stiftung um eine Beihilfe von zunächst 2000 Mk. ersucht, welche auch bewilligt worden sind. Bisher sind hiervon nur 1000 Mk. erhoben, welche im Kassenbericht als „Konto der Schädelsammlung“ sichtbar gemacht sind.

Die erforderlichen Schränke aber, deren Herstellung ebenfalls eine grosse Summe erfordert, hat mit hohem Verständnis für die wissenschaftliche Bedeutung der Sammlung die General-Verwaltung der K. Museen uns binnen drei Etatsperioden zu beschaffen in Aussicht gestellt und zunächst für das laufende Jahr einen Schrank für etwa 1000 Schädel und zwei Schränke für 40 Skelette in Arbeit gegeben. Wir sprechen auch an dieser Stelle sowohl dem Vorstande der Rudolf Virchow-Stiftung wie der K. General-Verwaltung für diese Bewilligungen unseren wärmsten Dank aus.

Auf Grund des § 35 unserer Statuten haben nun Vorstand und Ausschuss Hrn. v. Luschan die Leitung der Aufstellung und Katalogisierung übertragen und ihm zur Besoldung eines Assistenten monatlich 100 Mk. aus der Kasse III bewilligt.

So dürfen wir hoffen, mit Hilfe der genannten Unterstützungen und im vollen Einverständnis mit der Familie Rudolf Virchows die „Rudolf Virchow-Sammlung“ endlich der wissenschaftlichen Forschung zu erschliessen.

c) Die Sammlung der Photographien, welche im laufenden Jahre nur geringfügigen Zuwachs erfahren hat, umfasst nach dem Bericht des Hrn. Neuhauss gegenwärtig 8199 Einzelnummern, ausserdem 32 Albums und photographische Werke. Ich danke Hrn. Neuhauss für die treue Verwaltung dieser so wertvollen Sammlung.

(6) Der Schatzmeister Hr. Sökeland erstattet den

Rechnungsbericht für das Jahr 1905.

Einnahmen:

Kassenbestand	1 074 Mk. 68 Pfg.
Zinsen	1 339 „ 25 „
Staatszuschuss	1 500 „ — „
Depotzinsen	57 „ 40 „
Stiftungen	4 000 „ — „
3 Beiträge von 1904 + 03	63 „ — „
538 Mitgliederbeiträge von 1905	10 835 „ — „
Für Clichés und Korrekturen	130 „ — „
Bestand und Einnahmen zusammen:	18 999 Mk. 33 Pfg.

William Schönlank-Stiftung.

Kassenbestand am 1. Dezember 1904	126 Mk. 70 Pfg.
Zinsen bis 30. November 1905	525 „ — „
	651 Mk. 70 Pfg.

Konto der Schädelsammlung.

Von der Rudolf Virchow-Stiftung November 1905	1 000 Mk. — Pfg.
	1 000 Mk. — Pfg.

Ausgaben:

Ankauf von Effekten		3 969 Mk. 25 Pfg.
Miete an das Völkermuseum		601 „ — „
Mitgliederbeiträge an die Deutsche Anthropologische Gesellschaft		1 545 „ — „
Bankgebühren		30 „ — „
Einladungen zu den Sitzungen		414 „ 55 „
Index der Verhandlungen		150 „ — „
Porti und Frachten		1 061 „ 20 „
Buchbinder für die Bibliothek		434 „ 25 „
Bureau und Schreibmaterial		133 „ 95 „
Remunerationen		96 „ — „
Bibliothek		51 „ — „
Stenograph		60 „ — „
An Asher & Co.:		
Nachrichten über deutsche Altertumsfunde usw.	740 Mk. 98 Pfg.	
Ankauf von Exemplaren unserer Zeitschrift und überzählige Bogen	4314 „ 36 „	
Abschlagszahlung für 1905	5100 „ — „	
		10 155 „ 34 „
Kassenbestand am 1. Dezember 1905		297 „ 79 „
		18 999 Mk. 33 Pfg.

William Schönlank-Stiftung.

Für die Bibliothek ausgegeben bis 30. November 1905	601 Mk. 95 Pfg.
Bestand	49 „ 75 „
	651 Mk. 70 Pfg.

Konto der Schädelsammlung.

Für Transport usw. verausgabt bis 30. November 1905	203 Mk. — Pfg.
Bestand	797 „ — „
	1 000 Mk. — Pfg.

Das Kapitalvermögen besteht aus:

1.	den verfügbaren Beträgen	
	a) Neue Berliner 3½ prozentige Pfandbriefe	12 200 Mk.
	b) 3½ prozentige Berliner Stadtanleihe	5 400 „
	c) 3½ „ „ „	3 000 „
	d) 3½ „ „ Stadtobligationen	8 000 „
	e) 3½ „ „ Stadtanleihe	5 200 „
	f) 3½ „ Neue Berliner Pfandbriefe . . .	5 500 „
2.	dem eisernen Fonds, gebildet aus den einmaligen Zahlungen von je 300 Mk. seitens 5 lebenslänglicher Mitglieder, angelegt in 3½ prozentigen Neuen Berliner Pfandbriefen	1 500 „
3.	der William Schönlank-Stiftung, in 3½ prozentigen Neuen Berliner Pfandbriefen angelegt.	15 000 „
	Summa	55 800 Mk.

Der Vorsitzende teilt mit, dass der Vorstand statutenmässig die Rechnungen dem Ausschuss vorgelegt, dass dieser nach Prüfung durch zwei seiner Mitglieder, die Herren Friedel und Staudinger, dem Vorstande die Entlastung gemäss § 36 der Statuten erteilt hat und spricht beiden Revisoren sowie dem Schatzmeister für die gewissenhafte Erfüllung der übernommenen Pflichten den wärmsten Dank der Gesellschaft aus.

Da der Bestand der Kasse im Verhältnis zur Höhe der schwebenden Schuld, welche wir noch an die Verlagshandlung für den laufenden Jahrgang der Zeitschrift und das im Druck befindliche Generalregister zu zahlen haben, nur gering ist, so wird die Gesellschaft den Hrn. Unterrichtsminister wiederum bitten müssen, uns auch für das Jahr 1906 den bisher gewährten Zuschuss von 1500 Mk. zu bewilligen.

(7) Darauf erfolgt die

Wahl des Vorstandes für das Jahr 1906.

Der Vorsitzende verliest den § 20 der Statuten, betreffend die Wahl des Vorstandes. Hr. Olshausen stellt den Antrag, den bisherigen Vorstand durch Akklamation wieder zu wählen. Da kein Widerspruch erhoben wurde, wird die Wiederwahl durch Akklamation vollzogen. Der Vorstand für das Jahr 1906 besteht somit aus den Herren: Lissauer als Vorsitzender, Karl v. d. Steinen und Waldeyer als Stellvertreter des Vorsitzenden, Neuhauss, Traeger, Voss als Schriftführer und Sökeland als Schatzmeister.

Der Vorsitzende dankt im Namen des Vorstandes für das ihm geschenkte Vertrauen und bittet um fernere Nachsicht und Unterstützung von Seiten der Gesellschaft.

(8) Für das Jahr 1906 sind als neue Mitglieder angemeldet die Herren:

1. Gustav Baldermann, Wien.
2. Prof. Dr. Adolf Schenck, Halle a. S.
3. Willy Pastor, Schriftsteller, Berlin-Wilmersdorf.
4. Paul Radin, Berlin.
5. Prof. Dr. E. Tatarinoff, Direktor des histor. Museums in Solothurn.
6. Kiekebusch, Lehrer, Pankow.
7. Konsul a. D. Emil Brass, Berlin.
8. James P. Fleming, Mannheim.
9. Dr. med. Rob. Müllerheim, Frauenarzt, Berlin.

(9) Von Hrn. Lombroso ist die Einladung zu dem VI Internationalen Kongress für Kriminal-Anthropologie ergangen, welcher am 28. April 1906 in Turin eröffnet werden wird. Der Mitgliederbeitrag beträgt 20 Fr. und kann schon jetzt an den General-Sekretär Hrn. Professor Carrara, Via Michelangelo 26, Torino, gesandt werden.

(10) Als Gäste werden begrüsst die Herren: Geh. Sanitätsrat Dr. Delhaes und Dr. Schiff.

(11) Hr. Voss überreicht im Namen der Rethra-Kommission den

Bericht des Herrn G. Oesten über den Fortgang der Arbeiten zur Rethra-Forschung.

Nach dem Stande der örtlichen Rethra-Forschung zurzeit der Abfassung meines Berichtes im Oktober 1904 erschien es erforderlich, zunächst eine eingehende Untersuchung der Ortschaft Prillwitz, des sie umschliessenden Geländes, der Linie Prillwitz-Bacherswall und der Ausdehnung der an letzterem Orte vorgefundenen wendischen Besiedlungs- stätte vorzunehmen. Diese Nachforschungen habe ich im November 1904 und Januar 1905 ausgeführt.

In Prillwitz sind zunächst an folgenden 10 Stellen Aufgrabungen bis auf den natürlichen „gswachsenen" Boden hergestellt worden.

1. auf dem Hauslande des Pfarrhofes, östlich vom Stallgebäude desselben an der Stelle, wo nach Angabe der Pfarr-Chronik die bekannten gefälschten Prillwitzer Idole gefunden sein sollen.
2. Auf demselben Lande ca. 40 *m* weiter nach der Lieps zu.
3. Daselbst noch 10 *m* weiter nach dem Lieps-Ufer hin.
4. Zwischen dem Gutshause und der Lieps ungefähr 15 *m* vom Ufer entfernt.
5. Innerhalb des Grossherzoglichen Schlossparkes 10 *m* vom Ufer entfernt beim Eisschuppen.
6. Daselbst 30 *m* weiter nach Süden dicht am Ufer, dem Schloss gegenüber.

7. u. 8. Im sogenannten Hasenholz, einer Bodenerhebung im sumpfigen Wiesenland beim Park.

9. u. 10. Vor dem Gutshause an der Mauer des Schlossparkes.

Ausserdem habe ich in allen für landwirtschaftliche Zwecke frisch aufgeworfenen Gräben, Kartoffelmieten, beackerten Bodenflächen usw. Gefässscherben und andere Reste gesucht, solche auch fast überall an den bezeichneten Stellen gefunden, jedoch nur aus nachwendischer Zeit, besonders viele aus dem XIV. Jahrhundert.

Die gegenwärtige Bebauung von Prillwitz besteht aus dem Wirtschaftshause mit den Hofgebäuden, dem Grossherzoglichen Schloss, Sommerresidenz des Grossherzogs, der Kirche, Pfarre, dem Schulhause, einem Gasthofe und mehreren Wohn- und Nebengebäuden der Hofbediensteten und Tagelöhner. Von der im 14. Jahrhundert erbauten Burg sind noch Mauerreste vorhanden. Die ältesten Gefässscherben in Prillwitz gleichen in Masse und Technik denen, welche ich an der Stelle der ehemaligen Askanierburg am Werbellin-See gefunden habe. Da diese Burg im Beginne des 14. Jahrhunderts und nur kurze Zeit bestanden hat, so ermöglichen die dort gemachten Scherbenfunde eine genaue Datierung des Alters der Besiedlung von Prillwitz. Es reicht nicht über den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück.

In den Gräben 4 bis 6 fand ich zwar drei geringe, von den Wellen abgespülte Scherbenreste, welche älter zu sein schienen, daher habe ich hier, nachdem im Januar eine tragfähige Eisdecke auf dem See entstanden war, von dieser aus im flachen Wasser, d. h. innerhalb der alten Uferlinie, der Horizontalen in 1,5 *m* Wassertiefe, mit dem Sackbohrer gebohrt. wendische Scherben haben sich jedoch auch hier nicht gefunden. Es kann daher auch der gegenwärtig unter Wasser liegende Teil des Geländes von Prillwitz zur Wendenzeit nicht bewohnt gewesen sein. Ist der Ort aber erst im Anfange des 14. Jahrhunderts gegründet worden, alsdann kann auch die Brodaer Stiftungsurkunde, welche Priulbitz wie auch Wustrow nennt, nicht vor dieser Zeit angefertigt worden und das Datum derselben 1170 muss eine Fälschung sein.

An der Stelle, wo gegenwärtig der Hauptzugangsweg in das noch jetzt inselartige Prillwitz führt, und wo auch in alter Zeit der Übergang vom festen Lande nach der Insel gelegen haben muss, habe ich die 4 Aufgrabungen 11 bis 14 ausgeführt. Fig. 1. Bei 11 liegt das Terrain etwa 1 *m* über dem gegenwärtigen Wasserspiegel. Bis zu 1,5 *m* Tiefe lagert hier aufgeschwemmter, vielleicht auch aufgetragener Sandboden, darunter liegen 30 *cm* schwarzer Torf, darunter bis zu 2,5 *m* Tiefe braune Pflanzenerde mit Holzresten. In 1,0 *m* Tiefe, also noch im aufgeschlemmten Boden fand ich einen eisernen Steigbügel, seiner Form nach etwa aus dem 12. Jahrhundert.

Bei Aufgrabung 12 liegt das Terrain 1,8 *m* über dem gegenwärtigen Wasserspiegel. Bis zu dieser Tiefe war Sandboden, darunter bis 2,5 *m* braune Holzerde vorhanden. In 2 *m* Tiefe unter Terrain, also unter Wasserlinie in der Holzerde fand sich ein halbes kleines Hufeisen, wenig verrostet.

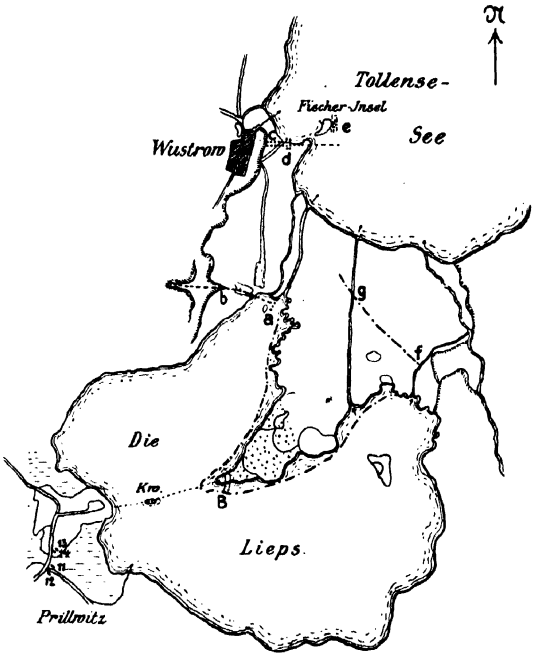
Im Graben 14, mit der Terrainhöhe von etwa 2 *m* über Wasser stiess ich in 2,4 *m* Tiefe, also 0,4 *m* unter Wasser auf eine horizontal und parallel fest aneinander gepackte Lage von starken Hölzern. Etwas höher

als diese ungefähr an der Grundwasseroberfläche lag ein kleines vollständiges Hufeisen mit starkem Rostansatz.

Im Graben 13, etwa 10 *m* von 14 entfernt, fand sich in der gleichen Tiefe derselbe Holzdamm wie in 14 wieder. Das Holz war oben weich, so dass man es mit dem Spaten abstechen konnte, darunter aber noch zäh, so dass der Spaten darin fest stecken blieb.

Eine senkrecht über beide Balkenreihen gerichtete Linie zeigte rechts an der Burg Prillwitz vorbei und würde das Ufer der Lieps an der Stelle treffen, welche dem Kietzwerder gegenüber liegt.

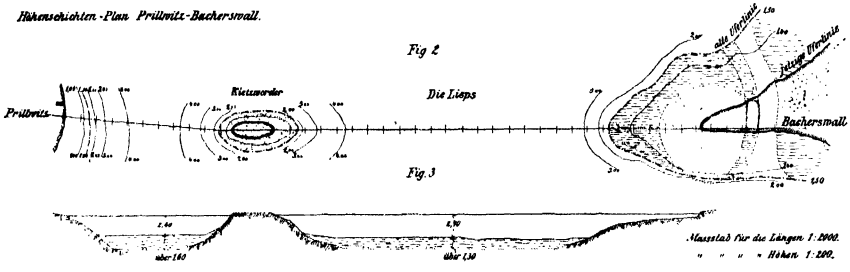
Fig. 1



Für die Beurteilung des Alters dieser Strassenbefestigung, welche nach den Fundstücken zu schliessen einem von Reitern stark benutzten Wege angehört hat, dürfte zu berücksichtigen sein, dass sie tiefer liegt als der, wie bereits früher erwähnt, durch den Bau der Vierrademühle in Neubrandenburg im Jahre 1287 um durchschnittlich 1,5 *m* aufgestaute Wasserspiegel der Seen Lieps und Tollense. Demnach muss die Strasse vor dieser Zeit und auch vor der Gründung von Prillwitz bestanden haben. Ihre Richtung deutet auf eine Verbindung nach dem Nonnenhof hin.

Nachdem sich gegen Ende Januar cr. eine tragfähige Eisdecke auf der Lieps gebildet hatte, habe ich diese benutzt, um am 26. bis 29. Januar das Längenprofil des Seegrundes in der Linie von Prillwitz über den Kietzwerder nach dem Bacherswall mit zahlreichen Querprofilen

aufzunehmen, Fig. 2 und 3, nach welchen der Höhenschichtenplan Fig. 3 angefertigt worden ist. Es wurde dies möglich durch die tatkräftige Mitwirkung des Kammeringenieur Hrn. Reinhold in Neustrelitz, der auf mein Ersuchen die erforderlichen Messungen, Peilungen und die Kartierung ausgeführt hat. Zugleich ist von mir mit zwei Sackbohrer-Kolonnen der Seegrund der Lieps um die durch den Bacherswall abgetrennte unter Wasser liegende Spitze des Nonnenhofes herum von der Eisdecke aus abgebohrt worden. Die wenigen Frosttage des Januar, welche ein Betreten der Eisdecke zuliessen, hatten gerade hingereicht, diese Arbeiten zu vollenden. Als am 29. Januar der Vorsitzende des Kuratoriums der Rudolf Virchow-Stiftung, Hr. Prof. Dr. Hans Virchow die Arbeitsstelle mit seinem Besuche beehrte und die Örtlichkeit besichtigte, war infolge des plötzlich eingetretenen Tau- und Regenwetters ein Passieren des Sees zu Eise schon nicht mehr ratsam. Es sei mir gestattet, hierbei mit grossem Dank auch der Unterstützung der Arbeiten durch Hrn. Pastor Bossart in Prillwitz zu gedenken, die er mir durch gastliche Aufnahme und Fürsorge gewährt hat.



Das Ergebnis der Winterarbeit möchte ich an der Hand der Abbildungen erläutern.

Der Höhenschichtenplan Fig. 3 zeigt zunächst die Lage und den Verlauf der Uferlinie in der Gegenwart und den zur Zeit der Redarier, letzteren in der Horizontalen 1,5 *m* unter dem gegenwärtigen Wasserstand, am Ufer bei Prillwitz, am Umfange des Kietzwerders und am Bacherswall. Man erkennt, in welchem Umfange das wasserfreie Land früher grösser war als der gegenwärtige Bestand. Die sich gegenüberstehenden Landspitzen des Prillwitzer Ufers und des Kietzwerders sowie dieser Insel und des Nonnenhofes waren in alter Zeit näher aneinander gerückt und die Wasserzwischenräume waren kleiner. Die grösste Wassertiefe zwischen Bacherswall und Kietzwerder von 2,9 *m* war nach Abzug der Wassererhöhung von 1,5 *m* noch 1,4 *m*. Es hat sich aber bei den Tiefenmessungen herausgestellt, dass der Seeboden, wie auch in dem Längenprofil ersichtlich gemacht ist, oben aus einer weicheren Schlammmasse besteht, die mit der Messlatte leicht zu durchstossen ist und dass der feste Seegrund auf Strecken der Linie erst in grösserer Tiefe als 4 *m* unter gegenwärtigem oder 2,5 *m* unter altem Wasserspiegel anzutreffen ist. Da die abspülende Wirkung der Wellen bis in solche Tiefe nicht hinabreicht, so erscheint die Möglichkeit, dass eine Damm-Verbindung zwischen dem Bacherswall

und dem Kietzwerder und von diesem nach Prillwitz bestanden haben könnte, die fortgespült worden sei, ausgeschlossen. Von Ueberresten einer Pfahl-Brücke in dieser Linie ist bei den zahlreichen Lotungen ebenfalls nichts gefunden worden. Die Möglichkeit einer geregelten Verkehrsverbindung zwischen dem Bacherswall und dem Prillwitzer Ufer als Fortsetzung der bei Prillwitz gefundenen alten Strasse, wird man deshalb jedoch noch nicht gänzlich ausschliessen können; eine solche Verbindung könnte durch Fähren auf den trennenden Wasserflächen aufrecht erhalten worden sein. In diesem Falle wäre eine befestigte Strasse auf dem Kietzwerder, dessen obere Bodenschichten weich und torfig sind, in seiner Längenausdehnung von 100 *m* notwendig gewesen, deren Reste bei noch ausstehender genauer Untersuchung des Bodens aufgefunden werden müssten. Wendische Besiedlungs-Reste finden sich auf dem Kietzwerder in seiner ganzen früheren Ausdehnung. Am Bacherswall ist durch die Bohrungen von der Eisdecke aus der Umfang der Fläche festgestellt worden, auf welcher Reste der Wendenzeit liegen. Sie hat eine runde Gestalt von 160 *m* mittlerem Durchmesser mit einem Flächeninhalt von rund 10500 *qm* oder 4 Morgen, wovon etwa 9000 *qm* unter dem gegenwärtigen Wasserspiegel liegen. Diese Stätte ist vom Lande durch den 20 *m* breiten Wall mit dahinter liegendem Graben abgetrennt. Jenseits des Grabens auf den angrenzenden Flächen des Nonnenhofes findet man wieder reichlich Reste der Wendenzeit. Die besiedelt gewesenen Flächen sind auf dem Plan durch Punktierung kenntlich gemacht.

Unter den beim Bacherswall gemachten Fundstücken befindet sich keins, welches auf eine Tempelstätte hindeuten könnte, die ganze Anlage aber macht den Eindruck eines besonders stark befestigt gewesenen Punktes als Teil des ganzen Besiedlungssystems im Liepsbruch, wie der Hanfwerder auch. Die vorhanden gewesenen starken Holzbauten sind durch Feuer zerstört, die Überreste wie die Umwallung durch die von allen Seiten angreifenden Wellen zerspült und zerrieben.

Hierbei muss ich erwähnen, dass auf dem südlichen Teil der an den Bacherswall angrenzenden flachen sandigen Erhebung, dem sogen. grossen Horst auf der Oberfläche zerstreut Gefässcherben liegen, welche von dem bekannten wendischen Typus abweichen. Die Gefässe sind ohne Töpferscheibe mit der Hand geformt, die Ränder nicht profiliert, die charakteristischen wendischen Verzierungen fehlen, sie gleichen denen der sogen. La Tène-Zeit die man im Lande Stargard auf der Hochebene findet, wo wieder die wendischen Scherben der Niederungen, Werder und Inseln fehlen. Reste von Wohnstätten sind bei den Scherben nicht vorhanden, ebensowenig ist eine Spur von Leichenbrand aufzufinden, die Scherben haben also auch nicht einem Begräbnisplatze angehört. Es sieht so aus, als wenn sie von einer vorübergehend hier lagernden Volkstruppe zurückgeblieben seien.

Bei der Fortsetzung der Nachforschungen im Juni cr. bin ich vom Ostufer der Lieps und des Liepsbruches ausgegangen. Ich habe zunächst

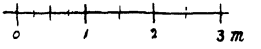
die auch von Brückner[1]) bereits erwähnten Pfähle in der Lieps zwischen der kleinen Insel „Heidensruh“ und der Einmündung des Liepswassers in den alten Graben aufgesucht und zwei derselben aufgefunden. Das Wasser war zu bewegt, um im Augenblicke mehr zu erreichen. Die Aussagen meiner Arbeiter, die ständig in diesem Teile des Liepsbruches als Torfarbeiter beschäftigt sind, bestätigen aber, dass eine Reihe von Pfählen hier vorhanden ist. Brückner hielt sie für den Rest einer Uferbefestigung des alten Grabens zum Schutze gegen Verschlammung. Ihre Bedeutung muss jedoch in anderem Lichte erscheinen, wenn man diese Pfahlstellung in Verbindung mit weiteren bei der Untersuchung ermittelten Tatsachen betrachtet. Die Pfähle stehen in festem kalkigen Seegrund, der sich in der Richtung nach dem Nonnenhof zu (Fig. 1 bei a) fortsetzt. An dieser Stelle ist seit der alten Zeit keine Verlandung oder Verschlammung vor sich gegangen, vielmehr hat Abspülung stattgefunden. Die Richtung der kürzesten Linie von den Pfählen nach dem festen Lande auf der Wustrower Seite trifft auf ein scharf eingeschnittenes Seitental des Steilufers im sogen. Hinter-Holz. Diesem Taleinschnitt entsprechend erstreckt sich, wie durch Sondierung festgestellt ist, eine Zunge von festem Boden in das torfige Wiesenland hinein. (Fig. 1 bei b.) Der Abstand von dem Endpunkt dieser Landzunge bis zu den gegenüber am Ufer der Nonnenhof-Insel befindlichen Pfählen beträgt etwa 400 *m* und ist, so viel ich bis jetzt beurteile, der kürzeste zwischen dem festeren Boden auf beiden Seiten. Diese Linie (a-b) durchschneidet einen verlassenen Torfstich. In demselben sind seiner Zeit von den Torfarbeitern Krüger I u. II und Glanz, wohnhaft in Gross-Nemerow, eichene Hölzer gefunden worden. Ferner sind ebenfalls in dieser Linie durch die Torfstechmaschine ein ganzes menschliches Skelett und eine grössere Anzahl Menschen-Schädel zu Tage befördert worden. Diese Angaben bestätigt der Zieglermeister Schulz in Wustrow. Gegenwärtig werden in dem zurzeit noch betriebenen Torfstich unmittelbar neben der bezeichneten Linie a-b in dem Situationsplan (Fig. 1) Scherben, Knochen, viel Kohle usw. angetroffen. Alle diese Umstände deuten darauf hin, dass an dieser Stelle ein Eingang in das Inselterrain vorhanden gewesen und weiter aufzufinden sein und dass die Pfahl-Stellung am Ufer der Insel ein Eingangstor in diese bedeuten wird. Eine nähere Untersuchung durch Bohrung und Aufgrabung musste ich mir für spätere Zeit vorbehalten, weil ich auf Wustrower Gebiet war und mir noch die Erlaubnis des Besitzers von Wustrow fehlte, Aufgrabungen in seinen Wiesen vorzunehmen. Auch versagten meine anderweitig dringend beschäftigten Arbeitskräfte. Nachdem mir die erbetene Erlaubnis von dem Hrn. Baron von Maltzan bereitwilligst erteilt, auch nach Beendigung der Erntearbeiten meine Arbeiter wieder frei geworden waren, konnte ich im August die Nachforschungen fortsetzen.

Ich wandte mich aber nun in erster Linie der im Jahre 1886 bei der Ausschachtung des Wustrower Steinkanals entdeckten alten Brücke zu,

1) Zeitschr. f. Ethn. 1883, S. 11.

über welche Brückner in der Zeitschr. f. Ethnol. 1887, S. (495) berichtet.

Die Brücke wurde an mehreren Stellen, mit ihrer Oberfläche 1 bis 1,2 *m* tief unter dem diesjährigen hohen Wasserspiegel, vorgefunden und freigelegt. Es stellte sich heraus, dass sie von einem natürlichen Landvorsprunge hinter dem Gutsgarten ausgehend mit einer Dammschüttung von etwa 30 *m* Länge beginnt und dass hier auf dem Ende des Dammes vor den Köpfen der Längsbalken die Antrittsschwelle der Brücke liegt, welche aus zwei starken Stücken Eichenholz besteht, wie dies die Skizze Fig. 4 zeigt. (Fig. 1 bei c.) Bis zum Steinkanal hin wurde alsdann die Brücke noch an drei Stellen frei gegraben und Teile des Bohlenbelags der Brücke, darunter solche der auf den Pfählen ruhenden Längsbalken



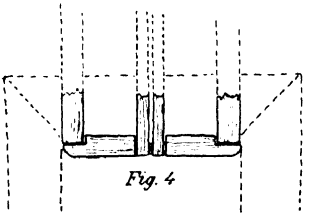
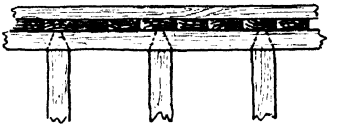


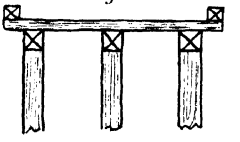
Fig. 4

Fig. 5



Längsschnitt

Fig. 6



Querschnitt

und schwächeren Längshölzer, welche auf den Enden der Querschwellen zur Verbindung derselben und wahrscheinlich auch zur Begrenzung einer Aufschüttung von Steinschlag dienten, aufgedeckt. An zwei herausbeförderten Holzteilen der Brücke wurden deutlich Zapfenlöcher von der Form einer abgestumpften Pyramide und hierin die Art der Aufkämmung der Längsbalke der Brücke auf die Pfähle erkannt. Die Konstruktion der Brücke würde in Längs- und Querschnitt den Fig. 5 u. 6 entsprechen. Das Holz ist sämtlich Eichenholz, an der Oberfläche mehr oder weniger stark verwittert, im Innern fest und zäh.

An den aufgegrabenen Stellen markierte ich die Mitten der vorgefundenen Querschwellen durch Stangen und erhielt hierdurch eine gerade Linie als Längsachse der Brücke. Diese Linie wurde durch Einrichtung weiterer Stangen über den Steinkanal hinaus verlängert. Ihre Richtung ist genau die von Westen nach Osten und zeigt am Ufer des Tollense-Sees entlang an der Fischerinsel rechts vorbei in den dieser Insel gegenüber liegenden Landvorsprung. Da jenseits des Steinkanals der Sumpfboden mit der Entfernung vom festen Lande immer weicher und für das Wasser immer durchlässiger wird, so dass dieses bei einer

Aufgrabung nicht mehr zu bewältigen war, wurde die Fortsetzung der Brücke mit Sonden gesucht. Hierbei wurde nun sehr viel festes Holz sämtlich in der Tiefe von 1,5 *m* unter dem gegenwärtigen Wasserspiegel mithin in gleicher Höhe mit dem alten aufgefunden und zwar nicht nur in der Achse der Brücke, sondern auch zu beiden Seiten derselben auf einer grösseren Fläche an mehr als hundert Stellen und in Abständen bis zu 20 *m* seitwärts von der Brückenlinie. (Fig. 1 bei d.) An 20 verteilten Stellen habe ich in diese Hölzer halbzöllige Gasröhren von 2 *m* Länge fest hineingeschlagen, die am unteren Ende zugeschärft und deren oberes Ende 0,5 *m* lang mit weisser Ölfarbe gestrichen ist. Sie stehen mit diesen weissen Enden zutage und bekunden, dass sie in der überall fast gleichen Tiefe von 1,5 *m* unter dem vorhandenen Wasserspiegel des weichen schwimmenden Moores in festem Holze stecken.

An zwei Stellen gelang es, die Hölzer durch Aufgrabung und Wasserbewältigung freizulegen und Teile davon herauszuholen. Es zeigte sich, dass es festes bearbeitetes nur aussen verwittertes Eichenholz ist. Das eine Stück enthielt auch das vorher beschriebene Zapfenloch in Gestalt einer vierseitigen Pyramide, mit dem es also auf einen Pfahl aufgekämmt oder in welches umgekehrt ein Stiel eingezapft war.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass hier am Ende der Brücke ein grösseres Bauwerk gestanden haben muss. Ob es der Rethra-Tempel sein konnte, mussten die nun in Angriff genommenen Bohrungen mit dem Sackbohrer zeigen. Diese Bohrungen wurden an verschiedenen Stellen sowohl innerhalb der Pfahlstellung und Lagerung der Schwellenhölzer als auch ausserhalb in deren Nähe und bis zu 8 *m* Tiefe unter Wasser ausgeführt, der herausbeförderte Boden wurde sorgfältig durchsucht. Es fand sich nirgend eine Spur von Kohle, das vorhanden gewesene Gebäude war also nicht niedergebrannt. Von Gefässscherben wurden in der Tiefe von 2 bis 3 *m* bei drei Bohrungen einzelne Stücke, Knochen wurden ebenso sparsam, geschlagene Steine von gleicher Grösse wie grobe Mosaiksteine reichlich in der Tiefe von etwa 1,5 *m* gefunden.

Nach diesem Befund kann das Bauwerk keine Wohnstätte, auch nicht der Kriegs- und Opfertempel der Redarier gewesen sein, wohl aber wäre es geeignet, als das Tor vor dem Tempel, das dritte, kleinere, „quae orientem respicit“ angesprochen zu werden. Man hätte alsdann die Tempelstätte dahinter zu suchen.

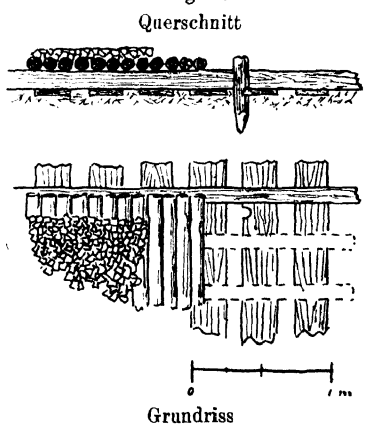
Bei den Bohrungen an dieser Stelle wurde noch eine bemerkenswerte Beobachtung gemacht. Aus der Tiefe der Hölzer und noch etwas tiefer und zwar nur aus dieser Schicht wurden bei jeder Bohrung viele Stücke von Zweigen verschiedener Hölzer mit dem Moorboden hervorgeholt. Diese Stücke sind ausgewittert, zerbrechlich, weich und zerfallen an der Luft. Ich hielt sie zuerst für angespült. Sie sind aber nicht abgerollt, sondern an der Oberfläche wohl erhalten. Es finden sich darunter häufig Stücke mit Schnittflächen, namentlich an den stärkeren Enden. Diese Schnittflächen erscheinen an den aus dem Grunde kommenden Stücken so frisch, als wären sie soeben gemacht worden. Man sieht auf der Schnittfläche noch die kleinsten Scharten, die das Messer oder Beil gehabt

und abgedrückt hat. Die Zweige sind daher nicht angeschwemmt, sondern auf den Torfboden gepackt gewesen, sie haben allem Anscheine nach dazu gedient, diesen für den darauf gelegten Schwellrost tragfähiger zu machen. Sie liegen da, wo das Moor für einen stehenden oder Pfahlrost zu tief wird oder den Erbauern so erschien. Ich habe an diesen Stellen 8 *m* tief gebohrt und ein eisernes Rohr von 11 *m* Länge in den weichen Boden eingesenkt, ohne festen Grund zu finden. Die Fundamentierung auf liegendem Rost mit untergepackten Reisern beginnt anscheinend da, wo die Tiefe des festen tragfähigen Grundes mehr als 5 bis 6 *m* beträgt.

Es lassen sich nun hinter dieser grösseren Ansammlung von Pfählen und Balken in der Richtung der Brückenachse noch auf eine Länge von 40 *m* am Ufer der Tollense entlang feste Hölzer und diese in der gleichen Tiefe wie vorher von 1,5 *m* unter dem gegenwärtigen Wasserspiegel nachweisen, alsdann hört aber das Holz auf. Die Bemühungen, insbesondere von diesem Ende aus einen durch Holzreste gekennzeichneten Verbindungsweg nach der Fischerinsel zu finden, waren bis jetzt erfolglos. Immerhin weisen die gefundenen Reste von Holzbauten unverkennbar auf die Fischer-Insel hin und diese wurde nunmehr auch der Gegenstand weiterer Nachforschungen. Inzwischen habe ich hierzu, wie ich hier einschalten möchte, in der Person des cand. arch. Hrn. Erich Brückner, des Enkels des verstorbenen Medizinalrat und Rethraforschers Brückner eine schätzenswerte und tatkräftige junge Hülfskraft gewonnen.

Gegenwärtig im Beginn der Arbeiten auf der Fischerinsel zeigt sich bereits, dass hier die Reste der Redarierzeit besonders auch von Holzbauten sehr zahlreich sind. Sie sind auch der Art, dass auf eine besondere Bedeutung dieses Ortes geschlossen werden darf. Nach den bisherigen Aufgrabungen und Bohrungen ist auf einem grossen Teile der Inselfläche eine künstliche Holzbefestigung des weichen torfigen Bodens vorhanden gewesen. Diese Fussbodenbefestigung hat die in der Skizze Fig. 7 wiedergegebene Konstruktion gehabt, Auf einer Unterlage von Zweigen, welche, wie bereits bemerkt zur Vermehrung der Tragfähigkeit des ockeren Bodens in diesen eingedrückt erscheinen, liegen Planken, welche durch kurze Pfähle gegen seitliche Verschiebung gesichert sind, auf den Planken, rechtwinklig zu ihrer Richtung, Langhölzer, auf diesen wieder Querhölzer, teils Planken, teils Knüppel aus Birken, Espen und anderen Hölzern und hierauf geschlagenen Steine in der Grösse und Art grober Mosaiksteine. Die Steine sind dann mit einer Lehmbodenschicht bedeckt und verbunden.

Fig. 7.



Dieser Bestand der Bodenbefestigung ist an vielen Stellen mehr oder weniger verschoben und zerstört an einer Stelle bis jetzt noch sehr gut

erhalten vorgefunden worden. Planken und Langhölzer sind Eiche, die Pfähle in der Regel aus weichen Hölzern. Neben der Insel und zwar vor ihrem nordöstlichen Ufer im und auf dem Grunde des Sees liegt viel starkes Eichen-Bauholz, zumeist in nordsüdlicher und westöstlicher Richtung, also rechtwinklig gegeneinander und zwar auf einer Fläche von 600 bis 800 qm. (Fig. 1 bei e.) Die Insel hat wie erklärlich früher, namentlich in der Richtung nach Norden und Osten zu, einen erheblich grösseren Umfang gehabt, als sie gegenwärtig zeigt. Ein grosser, wahrscheinlich der grösste Teil der früheren Insel liegt gegenwärtig unter Wasser. An Fundstücken sind bereits viele wendische Scherben mit Randstücken von besonders kühner und eleganter Profilierung und Verzierung, sehr viele Knochen, Kohlen und angebrannte Eichenholzstücke, gebrannte Lehmmasse, Leder, an Eisen und Metallteilen: Nägel, Messer, Schnalle, ein bronzener Schläfenring usw. zu Tage befördert worden.

Den unter Wasser liegenden Teil der alten Insel beabsichtige ich im Winter von der Eisdecke aus näher zu untersuchen. Bei offenem Wasser und bewegter Luft, wenn die Wellen den zwei Meilen langen See herunterrollen und am Ufer der Insel branden, sind diese Arbeiten zu schwierig. man glaubt, namentlich wenn bei unsichtiger Luft das Ende des Sees dem Blicke entzogen ist, am Strande des Meeres zu sein.

In der oberen Bodenschicht der Fischerinsel findet man auch Scherben und Reste, Ziegelsteinstücke, Netzbeschwerer usw. aus neuerer Zeit und bis zum 14. Jahrhundert zurück wie in Prillwitz und auch in Wustrow. Die Insel ist von Fischern immer besiedelt gewesen. Von einem „castrum Wostrow" der Brodaer Urkunde ist hier jedoch nichts vorhanden. Dasselbe lag da, wo sich gegenwärtig der Gutshof befindet. Teile der Fundamente der alten Burg aus Feldsteinen und Ziegeln vom Klosterformat habe ich hier durch zwei Aufgrabungen freigelegt, das „Wostrow castrum cum villa" der Brodaer Urkunde hat mit der in der Luftlinie 600 *m* davon entfernt im tiefen Wasser isoliert liegenden Fischerinsel nichts zu tun.

Im November cr. bin ich dann noch zwei Tage auf dem östlichen Teile des Nonnenhofes mit einer Untersuchung der Beschaffenheit des Bodens durch Sondierung, Bohrung und Aufgrabung beschäftigt gewesen, um hier vielleicht die Überreste eines Zuganges in das Inselterrain von dieser Seite zu finden. Wegen Kürze der verfügbaren Zeit habe ich diese Arbeit nicht vollenden können, sie hat aber das Ergebnis gehabt, dass der Teil der Neuverlandung von der Tollense her, welcher in der wendischen Zeit Wasser oder schon damals unbewohnbarer tiefer Sumpf gewesen sein muss, durch die in dem Plan (Fig. 1) verzeichnete punktierte Linie (f-g) abzutrennen ist, wodurch eine dreihörnige Gestalt der zur Wendenzeit vorhanden gewesenen besiedlungsfähigen Landoberfläche erheblich schärfer hervortritt, als bisher zu vermuten war.

(12) Hr. G. Fritsch hat uns eine

kritische Besprechung der Abhandlung Passarges über die Buschmänner der Kalahari

übersandt, welche später erscheinen wird.

(13) Hr. H. ten Kate sendet uns aus Tomioka, Japan, vom 25. Oktober d. J. die folgenden

Bemerkungen zur Mitteilung des Hrn. J. Kollmann über Rassengehirne.

Erst heute kam mir die Mitteilung des Hrn. Prof. Kollmann über Rassengehirne unter die Augen (Sitzung vom 24. Juni 1905, S. 601) und nötigen mich, diesbezüglich folgendes zu bemerken.

Die von mir ans Licht gebrachten und von Dr. Christfried Jakob in Buenos Aires beschriebenen Indianergehirne stammen nicht alle von Feuerländern, wie Hr. Kollmann glaubt. Hätte er die Arbeit Jakobs und Kap. V meiner damit eng zusammenhängenden Schrift „Matériaux pour servir à l'anthropologie des Indiens de la République Argentine" (Revista del Museo de La Plata, tome XII) selbst gekannt, so würde er gesehen haben, dass eigentlich nur ein ganzes Gehirn (♂) und der Teil einer Hemisphäre (♀) von Feuerländern, und zwar verschiedener Stämme, herrühren. Die beiden anderen Gehirne gehörten Araucaniern vom Stamme der Huilliches an.

Auch ich neige der Ansicht zu, obwohl viel weniger bestimmt als Hr. Kollmann, dass die psychischen Rassenunterschiede sich weder morphologisch noch mikro-anatomisch feststellen lassen. Allein dieses Problem scheint mir jetzt noch nicht spruchreif zu sein. So lange nicht grosse Reihen von Gehirnen exotischer Rassen eingehend und vergleichend studiert sind, hat man das Recht, einstweilen zu zweifeln.

Wenn nun Hr. Kollmann mit so grosser Bestimmtheit sagt, „dass Nationen nicht durch physische Zeugung entstehen, sondern durch historische Erziehung", so möchte ich darauf hinweisen, dass die „historische Erziehung" selbst doch eigentlich nur bedingt wird durch physische Faktoren. Mit anderen Worten: die Geschichte einer Nation ist nicht nur das notwendige Resultat ihrer psychisch-physischen Anlage und die ihrer Nachbarn, wobei Erblichkeit und Suggestion eine mächtige Rolle spielen, sondern fusst auch teilweise auf anthropogeographischem Boden.

(14) Hr. Hans Virchow erstattet den folgenden Bericht über den

Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1905.

Der Vorstand hat einen schmerzlich empfundenen Verlust erlitten durch den Tod seines Mitgliedes und stellvertretenden Vorsitzenden des Geheimen Regierungsrates Freiherrn von Richthofen, dessen Erfahrung in Vereinsangelegenheiten und dessen ausgebreitete persönliche Beziehungen, verbunden mit persönlicher Liebenswürdigkeit, stets der Sache der Stiftung zu gute kamen.

Als Ersatz für denselben wurde der Geheime Medizinalrat Hr. Prof. Waldeyer von der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften delegiert. Der gleiche wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden erwählt.

Das Amt von Revisoren übernahmen für die Mandatsdauer des gegenwärtigen Vorstandes die Herren Diels und Lissauer.

Sitzungen des Vorstandes fanden statt am 28. Dezember vor. Jahres, am 2. Juli und am 13. Dezember dieses Jahres.

Die Auszahlung der früher seitens der Frau Anna Bartels geb. Hertzog, Witwe des Geheimen Sanitätsrates Professor Dr. Max Bartels, in Aussicht gestellten Summe von 3000 Mk. hat stattgefunden. Hiervon sind unter Hinzunahme von 14,20 Mk. aus dem Konto der Stiftung 3000 Mk. 3½ prozentiger Westfälischer Provinzial-Anleihe gekauft und diese bei der Reichsbank niedergelegt.

Hierdurch erhöht sich das Kapitalvermögen der Stiftung, welches im vorigen Jahresbericht zu 316 800 Mk. angegeben war, auf 319 800 Mk. Diese 319 800 Mk. sind in folgender Weise untergebracht

im Staatsschuldbuch eingetragen	220 600 Mk.
im Reichsschuldbuch „	21 200 „
bei der Reichsbank niedergelegt	78 000 „

Eine weitere Verstärkung hat die Stiftung erfahren durch 307 Rubel 5 Kop. oder 662 Mk. 85 Pfg., welche als nachträglich eingesammelte Gabe russischer Ärzte zur Verstärkung der Stiftung bei Gelegenheit des 80. Geburtstages Rudolf Virchows durch die russische Botschaft an das Bankhaus Mendelsohn & Co. ausgeliefert und von diesem an Delbrück, Leo & Co. abgegeben sind. Der Dank für dieses Geschenk wurde durch ein Schreiben an das russische Ministerium des Äussern und durch ein Inserat in einer russischen ärztlichen Zeitschrift erstattet.

Ich berichte nun über die Bewilligungen aus der Stiftung bezw. über die Unternehmungen, zu welchen Beihilfen aus der Stiftung gegeben worden sind.

1. Für die Ausgrabungen im Gebiete der Oldenburg (s. vorj. Bericht S. 874) wurde die Unterstützung der Stiftung nicht ferner in Anspruch genommen, weil der Hr. Kultusminister für dieses Unternehmen eine dauernde Hilfe zur Verfügung gestellt hat.

2. Für Hrn. Mansfeld ist die gewünschte photographische Ausrüstung (s. vorj. Bericht S. 877) durch Vermittelung der Direktion des Museums für Völkerkunde beschafft worden. Die Kosten einschliesslich Transport betrugen 508 Mk. 90 Pfg. Ein Bericht ist von dem Genannten an den Vorstand noch nicht gelangt.

3. Von Hrn. Rosen (s. vorj. Bericht S. 876) ist mitgeteilt, dass er mittels Phonographen etwa 50 Lieder der Somali, Eissa Abessinier und Tigrener aufgenommen habe. Ein Bericht ist in Aussicht gestellt. Die von diesem Reisenden angekauften Gegenstände sind im Museum für Völkerkunde eingegangen.

4. Von Hrn. Frobenius (s. vorj. Bericht S. 876) ist ein Brief vom 10. Februar und ein weiterer Bericht vom 14. Mai, beide aus Dima, eingegangen. Der letztere ist im 5. Heft dieser Zeitschrift S. 767—770 zum Abdruck gelangt.

5. Die von Hrn. Oesten im Bereiche der Tollense und des Liepssees auf der Suche nach der Stätte des alten Rethra ausgeführten Nachforschungen (s. vorj. Bericht S. 875) sind fortgesetzt und sind hierfür von der ausgesetzten Summe von 3000 Mk. seitens des Hrn. Geheimrats Voss,

Vorsitzenden der Rethra-Kommission, weitere 1000 Mk. erhoben worden. Der Bericht ist durch Hrn. Lissauer bereits zum Druck gebracht worden.

6. Seitens des Vorstandes der Anthropologischen Gesellschaft ist die Summe von 2000 Mk. für Überführung, Ordnung, Ausbesserung, Katalogisierung, Aufstellung der aus dem Nachlasse Rudolf Virchows stammenden anthropologischen Objekte erbeten worden. Die Summe wurde bewilligt und sind 1000 Mk. von derselben bereits ausgezahlt worden. — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass nunmehr alle diese Gegenstände durch Schenkung seitens der Witwe in den Besitz der Anthropologischen Gesellschaft übergegangen sind.

7. Auf Gesuch der Direktion des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel übernahm der Vorstand die Ausgrabung eines neolithischen Wohnplatzes im nördlichen Teile der Insel Alsen, welche durch Hrn. Dr. Rothmann, Kustos am genannten Museum, geleitet werden sollte. Es wurden dafür zunächst 1000 Mk. bewilligt und auch ausgezahlt. Über dieses Unternehmen liegt ein sorgfältiger Bericht des Leiters der Ausgrabung vor, begleitet von 10 Photos, zu denen 11 weitere kommen, welche mir Hr. Rothmann gelegentlich eines Besuches an der Fundstelle übergeben hat. Auch hat Frl. Professor Mestorf in bereitwilligster Weise eine Anzahl ausgewählter Fundobjekte leihweise übersendet. Ich habe im August diesen Platz bereist und zwar von Kiel aus unter Führung des Hrn. Dr. Rothmann, und habe, da es mir immer schwierig erschienen war, mir auf Grund der schriftlichen Mitteilungen ein Bild der Örtlichkeit zu machen, selbst versucht, in einer Ausführung ein solches zu geben, wie ich es durch den Augenschein und durch die Erläuterungen des Hrn. Rothmann gewonnen habe. — Da die gewährte Summe durch die diesjährige Ausgrabung fast erschöpft ist, so hat der Vorstand weitere 1000 Mk. für die Fortsetzung der Arbeiten in Aussicht gestellt.

Bericht über die Örtlichkeit des „Flintholm“,

auf Grund eines am 11. August 1905 unter Führung des Dr. Rothmann ausgeführten Besuches.

Von H. Virchow.

Nicht weit vom Nordende der Insel Alsen, jedoch auf der Seite des Alsensundes, geht eine kleine Bucht in das Land mit Namen Stegwig, an welche sich eine Bodenvertiefung anschliesst, die in einer Länge von 4 *km* unter einigen leichten Biegungen südwärts, also parallel mit dem Sunde zieht. Die Stelle, an welcher diese Bodenvertiefung sich an die Bucht anschliesst, ist ganz schmal, und hier wurde vor 600 Jahren ein Damm gebaut, um die Strasse hinüberzuleiten, so dass dadurch die erwähnte Bodenvertiefung, die vordem eine Fortsetzung der Bucht gewesen war, in einen See verwandelt wurde. Im Ganzen ist die Vertiefung langgestreckt; zwar hat sie an verschiedenen Stellen Ausweitungen und dann wieder Verengerungen, aber doch erst das letzte (südliche) für uns in Betracht kommende Stück ist dermassen erweitert, dass es einen seeartigen Eindruck machen würde, wenn es noch Wasser enthielte. Dies war bis vor 40, 50 Jahren der Fall.

Damals aber kamen die Anwohner, verschiedenen Dörfern angehörend, zu der Einsicht, dass sie den Grund und Boden durch Trockenlegung besser würden verwerten können; sie vereinigten sich zu diesem Zwecke zu einer Genossenschaft, liessen einen Graben in erhöhter Lage am Rande ausführen, in welchen das Wasser gepumpt wurde und durch welchen es Ablauf fand, und bewältigten durch eine Dampfmaschine die Hauptmenge des Wassers.

In neuerer Zeit wurde ein neuer Graben angelegt und eine stärkere Maschine aufgestellt, um die Trockenlegung völlig zu beherrschen. Hierdurch hat sich der grösste Teil der seeartigen Erweiterung in schöne Wiesen verwandelt; in dem letzten am meisten nach Süden gelegenen Ende aber, welches von Hause aus flacher war, zeigte sich der Boden dermassen von dürrem Seesande gebildet, dass er höchstens eine schlechte Schafweide hervorzubringen geeignet war. Daher entschieden sich die Besitzer dafür, hieraus einen Karpfenteich zu machen, und es wurde demgemäss ein Damm quer hindurch aufgeworfen, um diesen Teich abzugrenzen. Da aber das Unternehmen sich nicht als lohnend genug erwies, so liess man neuerdings den Teich wieder ab, und zu der Zeit meines Besuches war das Gebiet mit Hafer bestellt.

In diesem Teil des ehemaligen Sees nun, dessen Sohle 3 *m* unter dem Meeresniveau liegt, findet sich eine Erhebung, die so flach ist, dass man sie kaum als solche — als Erhebung — wahrnimmt, die aber doch zu den Zeiten, wo der See noch See war, aus dem Wasser hervorragte, wahrscheinlich als Insel, vielleicht aber auch auf der einen Seite mit dem Lande verbunden, also als Halbinsel. Dies ist der Flintholm, die Stätte der Ausgrabung.

„Flintholm“ war er genannt, weil sich auf seiner Oberfläche in grosser Menge Stücke von Feuerstein, teils bearbeitet, teils unbearbeitet vorfanden. Auf sie komme ich noch zurück. Sie sind es aber nicht, welche das Objekt der Untersuchung bilden. Vielmehr ist es der Inhalt einer tieferen Schicht, welche durch den Graben aufgeschlossen wurde, der das Material für den erwähnten Damm lieferte. Der Damm und damit der Graben laufen nämlich zufällig gerade über die Mitte des Flintholms.

Die neolithische Ansiedlung bestand auf der südlichen und östlichen Seite des Holmes, d. h. auf derjenigen Seite, welche dem blinden Ende des ehemaligen Sees und nicht seinem Ausgange zugewandt war.

Die aufeinander folgenden Schichten, welche die Aufgrabung aufgedeckt hat, sind von unten nach oben gerechnet:

1. Der tonige Untergrund.
2. Eine Kulturschicht von etwa 0,5 *m* Stärke.
3. Eine Schlammschicht, die aber jetzt infolge der Austrocknung dermassen zusammengebacken ist, dass sie sich brechen lässt; sie ist im trockenen Zustande dunkelgrau und sehr reich an Conchylien. Ihre Dicke wechselt und erreicht stellenweise 1,5 *m*.
4. Eine Schicht von Kies und grobem Sande, welche obenauf liegt und die schon erwähnten Flintstücke einschliesst.

Mutmassliche Herkunft der beiden oberen Schichten.

a) Die Schlammschicht. Dieselbe ist als Ablagerung aus dem früheren See aufzufassen, und da die Conchylien, welche in grosser Menge in ihr eingeschlossen sind, die gleichen sind, welche noch heute in der Ostsee gefunden werden, so ist zu schliessen, dass um die Zeit, wo die Ablagerung sich bildete, der See mit der Ostsee in Verbindung stand und salziges, zum mindesten brackiges Wasser enthielt.

b) Die überdeckende Kiesschicht. Diese muss, da unmittelbar am Flintholm keine Höhe ansteht, welche diesen Kies liefern konnte, nach Meinung des Hrn. Dr. Rothmann durch ein mehr gewaltsames Naturereignis über den Flintholm ausgebreitet worden sein; durch eine Flut, welche den Kies von irgend einer etwas entfernteren Stelle des Ufers abriss und mit sich führte Um ein solches Ereignis in den Kreis der Anschauung zu rücken, kann daran erinnert werden, dass die Sturmflut von 1872, welche an den Küsten der Ostsee so grosse Verwüstungen anrichtete, sowohl den Damm am Eingang wie den bei Broballig weggerissen hat. Mit diesem Kiese zusammen müssen auch die in demselben enthaltenen zahlreichen Flintstücke, bearbeitete und unbearbeitete, transportiert worden sein; und da die bearbeiteten Stücke ihrem Charakter nach aus der gleichen Epoche stammen, wie die der Fundschicht, so hat es ein eigentümlicher Zufall gefügt, dass in zwei übereinanderliegenden, durch die Schlammschicht getrennten Lagen Fundstücke der gleichen Epoche senkrecht übereinander vorkommen.

Die Kulturschicht.

Der Umstand, dass diese von der Schlammschicht überdeckt ist, macht es wahrscheinlich, dass der Wohnplatz nachträglich gesunken und dadurch unter den Wasserspiegel geraten ist. Dies hat nichts Auffallendes, da man von der ganzen ost-schleswig-holsteinischen Küste weiss, z. B. durch Funde, die unter dem Boden der jetzigen Flensburger und Kieler Föhrde gemacht sind, dass sie sich gesenkt hat. Dass aber andrerseits der Wohnplatz nicht auf dem Trockenen, sondern auf einem nassen Untergrunde gelegen war, geht daraus hervor, dass die Fundschicht einen moorigen Charakter hat, der jedoch von dem der bedeckenden Schlammschicht abweicht. Insbesondere fehlen darin die Meeresconchylien. Es ist daher auch möglich und soll durch botanische Untersuchung der Bestandteile der Moorschicht noch entschieden werden, dass der Bundsee zur Zeit der Bewohnung nicht eine Meeresbucht, sondern ein Süsswassersee war.

Die Fundgegenstände lassen sich in fünf Gruppen bringen:

a) Holz- und Buschwerk, welches zum Unterbau gedient hat, und einen Packwerkbau darzustellen scheint;

b) Reste der Wohnhäuser, durch Wandbewurf aus Lehm mit Holzabdrücken dargestellt;

c) Arbeitsgeräte aus Stein, Knochen und Hirschgeweih;

d) Speisereste, gebildet aus aufgeschlagenen Knochen, Austernschalen,

Fruchtresten, unter letzteren Haselnussschalen sowie Weizen und Gerste;

e) Tongerät, darunter reichverzierte Topfscherben und zahlreiche Tellerreste, ferner kugelige Feuersteine.

Näheres über die Funde enthält der beiliegende „vorläufige Bericht".

Ganggräber der Umgebung. Die umgebende Landschaft, von dem gleichen hügeligen Charakter einer Moränenlandschaft wie die angrenzenden Teile der jütischen Halbinsel, von fruchtbarem Boden und intensiver Kultur, reich an Dörfern und Einzelgehöften, zeigte auf den umliegenden Höhen, wie Hr. Rothmann erkundet hat, noch zu Zeiten der jetzt Lebenden zahlreiche Ganggräber. Die jetzigen Besitzer der Höfe haben diese Gräber zerstört, um die schönen Steine für den Bau ihrer Häuser und Scheunen zu gewinnen. Ich sah zwei prachtvolle Granitbalken an einem Hause noch in Reserve liegen. Diese Gräber nun gehören dem Charakter der Tonwaren und Steingeräte nach in die gleiche Epoche wie der Wohnplatz, so dass sich Gräberfunde und Wohnfunde gegenseitig erläutern, indem wir einen Wohnplatz der Bevölkerung vor uns haben, die ihre Toten in den Ganggräbern beisetzte. In den Gräbern findet man schön gearbeitete ganz intakte Steinwerkzeuge. Aber man konnte immer Bedenken haben, ob nicht bei der grossen Neigung dieses Materials zum Splittern die Werkzeuge und Waffen leicht beschädigt werden müssten. Dies sehen wir nun hier auf dem Wohnplatz tatsächlich. Nichts ist heil; alles beschädigt und zerstossen. Wenn dies auch im ersten Augenblick ein Gefühl der Geringschätzung gegenüber den Funden erwecken könnte, so steigert es doch bei näherer Betrachtung gerade das Interesse, da es die Art der Benutzung und die Weiterverwertung eines schon zerbrochenen Werkzeuges kennen lehrt.

Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen auf Flintholm,

aus den Mitteln der Rudolf Virchow-Stiftung 1904.

Erstattet durch Hrn. Dr. Rothmann.

In der Zeit vom 9. Juli d. J. wurden die Untersuchungen auf dem neolithischen Wohnplatz „Flintholm" in Bundsee auf Alsen ausgeführt. Im Anschluss an die vorjährigen Versuchsgrabungen wurde eine zusammenhängende Fläche von etwa 250 *qm* der Untersuchung unterzogen. Die Fundstelle, welche zur Zeit ihrer Besiedelung wohl als Halbinsel in den ehemaligen Meeresarm, späteren See, hineinragte, ist bedeutend gesunken. Vielleicht waren ihre Bewohner durch das ansteigende Wasser gezwungen, den Wohnplatz zu verlassen. Heute liegt die alte Kulturschicht in der untersuchten Fläche reichlich 4 *m* unter dem Normalwasserstand der Ostsee. Sie fällt, dem Untergrund folgend, nach Nordost ab und ruht hier durchweg auf einer Moorschicht von wechselnder Stärke. Den Untergrund bildet blauer Ton. Die Kulturschicht ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit späteren Anschwemmungen von 1,20 — 1.50 *m* Stärke bodeckt; zunächst von einer in ruhigem Wasser abgesetzten, an Molluskenschalen reichen Schlammschicht von 80 *cm* Dicke. Auf diesem Schneckenschlamm

ruhen Sand und Kiesschichten von 35—50 *cm* Stärke, die durch heftige Fluten hier am höheren Ufer abgesetzt wurden. Diese obersten Schichten sind reich an Molluskenresten und enthalten viele bearbeitete Flintstücke, die von einem anderen Arbeits- oder Wohnplatz fortgespült, mit dem Kies aufgeworfen sind.

Dort, wo die Kulturschicht auf moorigem Boden lagert, war der Untergrund vielfach durch hingelegtes Holz befestigt; meistens Rundholz von etwa 20 *cm* Durchmesser, aber auch gespaltene Baumstämme. Die Balken scheinen regellos hingelegt zu sein, überschnitten sich oft ohne eine Verbindung erkennen zu lassen. An vielen Stellen fanden sich unter den Stämmen die Reste von Buschholz. Gehalten wurde die Fundierung durch armdicke, durch die Moorschicht in den Lehm eingetriebenen Pfähle. Sie standen unregelmässig, reichten oft bis zu 50 *cm* in den Lehm hinein und waren alle mit der Flintaxt angespitzt. Die ganze Anlage zeigte Ähnlichkeit mit einem Packwerkbau.

Zwischen und unter dem Holz lagen die meisten Fundsachen. Hier besteht die eigentliche Kulturschicht aus scharfem grauem Sand. Hier liegen eingebettet neben den Resten der Mahlzeiten (Knochen der verspeisten Tiere, Austernschalen usw.) die Scherben der zerbrochenen Gefässe, die Abfälle von der Flintbearbeitung, verbrauchte Geräte von Flint, Knochen und Hirschgeweih, zerschlagene Mahl- und Schleifsteine, Quetschsteine u. dergl., angekohltes Holz und zwischen diesem allen der jetzt hart gebrannte Lehmauwurf der Wände der Wohnungen, nicht nur Flechtwerk sondern auch Abdrücke von gespaltenen Stämmen zeigend.

Die reiche Ausbeute von Fundsachen ist überraschend! Bezeichnend ist, dass alle Geräte und Werkzeuge verbraucht sind, und zwar vollständig, sodass sie keinen weiteren Zwecken haben dienen können. In den Vordergrund treten zunächst die Tonscherben, Reste von Gefässen und Tellern. Reichlich 5000 sind aufgehoben, unter diesen gegen 300 ornamentierte, darunter viele, deren Ornamente mit einer weissen Masse (Gips, Kaliglimmer?) ausgefüllt sind. Ein so reiches und z. T. neues Scherbenmaterial kennen wir aus keinem anderen steinzeitlichen Wohnplatz unserer Heimat. — Flintsplitter, Abfälle von der Flintbearbeitung, sind 6500 Stück gesammelt. — Scheibenförmige Schaber gegen 400, Flintmesser 50, ausser vielen kleinen Fragmenten 15 Stücke verbrauchter geschliffener Äxte, zwei Vorarbeiten für Flintäxte, 30 Fragmente von Mahl- und Schleifsteinen, gegen 30 Quetschsteine. Ferner 5 Äxte aus Hirschgeweih, zahlreiche bearbeitete Knochen, Druckstöcke, Pfriemen, Meissel; Fundstücke, die unserem Lande ganz neu sind und aus Wohnplätzen bisher nicht vorlagen. An Tierknochen sind etwa 2700 aufbewahrt, sie harren noch der Bestimmung. Alle Markknochen sind zerschlagen. Neben dem Fleisch der Tiere scheint, nach den zahlreichen Schalen, die Auster einen nicht unwesentlichen Bestandteil der Nahrung ausgemacht zu haben.

Überraschend ist die grosse Einheitlichkeit des Fundes, der nach seiner ganzen Physiognomie der jüngeren neolithischen Periode angehört. Es ist die Hinterlassenschaft der Leute, die auf den um Flint-

holm liegenden Höhen ihre Toten in den grossen, jetzt zumeist zerstörten Ganggräbern bestatteten; jener Zeit, aus der uns der prächtige Gangbau des Denghooh auf Sylt mit seinem reichen Inhalt bewahrt ist! Nur die Axte aus Hirschgeweih und ein kleines Flintgerät gehören einer älteren Zeit an, doch ergaben die bisherigen Grabungen nicht, ob sie diesem Wohnplatz von vornherein angehören. Die Resultate der Untersuchungen des Moorbotanikers Hrn. Dr. Weber, Bremen, dem zahlreiche Proben während der Grabungen übersandt sind, stehen noch aus. In einem Schreiben teilt Hr. Weber nur mit, dass die Ansiedelung der Buchenzeit angehört und dass er in Proben aus der Fundschicht verschiedene Kornarten, darunter Weizen und Gerste, gefunden habe.

Mit dem 7. Juli wurden die Arbeiten eingestellt, weil die Leute von der Feldarbeit nicht länger entbehrt werden konnten. Die Wiederaufnahme ist für den Frühling (Anfang Mai) geplant. Im Anschluss an die bisherigen Untersuchungen ist dann festzustellen, ob es sich um einen ausgesprochenen Packwerkbau handelt. In Verbindung mit der Königl. geologischen Landesanstalt in Berlin und Hrn. Prof. Dr. Weber-Bremen sind die geologischen Veränderungen festzulegen und zu untersuchen, welcher Zeit das Moor unter der Kulturschicht seine Entstehung verdankt. Dann müsste vor allem die Begrenzung des Wohnplatzes und in Verbindung damit die alte Strandlinie des Holmes festgelegt werden. Die Fortsetzung der Untersuchung dieses ausserordentlich reichen Wohnplatzes ist absolut notwendig. Ausser einer weiteren mannigfaltigen Ausbeute an Fundsachen ist zu erwarten, dass weitere systematische Grabungen ein klareres Bild der ganzen Wohnstätte ergeben werden. Zu diesem Zweck stehen von der bewilligten Summe noch reichlich 300 Mk. zur Verfügung, wovon allerdings für Pacht und Nivellierungen etwa 80 Mk. abgehen.

8. Für eine planmässige Erforschung der Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz sind 5000 Mk. erbeten und bewilligt worden. Die Anregung zu dieser Unternehmung trat an den Vorstand zu gleicher Zeit heran von seiten des Kultusministeriums und von seiten eines Mitgliedes unserer Gesellschaft, des Hrn. Rechtsanwaltes Dr. Favreau in Neuhaldensleben, welcher diese Arbeit auszuführen wünschte. Der Hr. Minister hatte sein Interesse an der Angelegenheit bereits bekundet durch Einholung eines Gutachtens des Geheimen Bergrates Prof. v. Koenen in Göttingen, welcher auch späterhin eine beratende Stellung dem Unternehmer gegenüber beibehielt und einen älteren Studierenden der Geologie Hrn. Windhausen zur Mitarbeit entsendete. Der Minister übertrug im weiteren Verlauf seine Vertretung an den Regierungs-Präsidenten in Hildesheim, und von dieser Seite wurde mitgeteilt, dass das Landesdirektorium der Provinz Hannover wünsche die Interessen der Provinz dadurch gewahrt zu sehen, dass der beim Provinzialmuseum in Hannover beschäftigte Dr. Fritze an der Erforschung der Höhle beteiligt werde. Letzteres liess sich für dieses Jahr nicht mehr ermöglichen, da inzwischen die Arbeit abgebrochen wurde, weil Hr. Favreau an die Gerichtsferien gebunden ist. Es sind von der ausgesetzten Summe bisher 1700 Mk. ausgezahlt, jedoch noch 232 Mk. 99 Pfg. mehr verausgabt worden. Berichte

liegen vor seitens der Herren Favreau und Windhausen, begleitet von einer geologischen Skizze der Örtlichkeit sowie von einen neuaufgenommenen Plane der Höhle, welcher von der älteren Struckmannschen Zeichnung in manchen Punkten abweicht. Die Höhle liegt im Innern eines Höhenzuges, dessen Kern gebildet ist durch Zechsteindolomit und dessen Abdachungen gebildet sind durch Grauwacke, welche mehrere Porphyrgänge einschliesst. Ich stattete im August der Örtlichkeit einen Besuch ab, wozu auch Hr. v. Koenen von Göttingen erschienen war, und hatte mit den drei beteiligten Herren eine Besprechung über den einzuschlagenden Gang der Untersuchung. Hr. Favreau hatte bereits einen neuen Zugang zu dem nordöstlichen Ende der Höhle durch den Felsen brechen und sprengen lassen, der durch seinen horizontalen Verlauf die Möglichkeit einer vollständigen und in Zukunft nicht allzu kostspieligen Entfernung des Höhlenschuttes bot. Die Herstellung eines zweiten Zuganges am südwestlichen Ende erwies sich als untunlich wegen zu grosser Dicke des Höhenrückens an dieser Stelle. Der bisher vom Publikum benutzte Zugang, welcher auf einer schmalen steilen Treppe genommen werden muss, ist nicht verwendbar, ebensowenig wie eine durch Einsturz in dem Höhlendach entstandene Öffnung, durch welche der Schutt nur mittels Aufzuges entfernt werden könnte. Die Arbeit dieses Jahres konnte, abgesehen von den erwähnten geologischen und topographischen Aufnahmen, fast nur in der Herstellung des Zuganges bestehen; doch wurde auch an einer Stelle ein Graben bis auf die Sohle gezogen, wobei sich in dem Höhlenlehm eine 3 *m* dicke Geröllschicht sowie eine grössere Anzahl von Knochen fand, welche, soweit bestimmbar, dem Höhlenbären angehörten. Nach Mitteilung der beiden Herren zeigten dieselben fast sämtlich alte Schlagspuren und hatten wenigstens teilweise ein Aussehen, als ob sie im Feuer gelegen hätten.

9. Dem Geheimen Regierungsrat Prof. Stumpf, Direktor des Psychologischen Institutes der Universität, sind 1500 Mk. bewilligt worden zur Begründung eines Phonogrammarchives. Der Vorstand hat sich hier mitbestimmen lassen durch die Hoffnung, dass in Zukunft das Kultusministeriums geneigt und in der Lage sein werde, durch eine dauernde Unterstützung dieses Unternehmen lebensfähig zu erhalten, nachdem dessen Begründung durch die Stiftung ermöglicht worden ist.

10. Hr. Robert Mielke in Charlottenburg, Mitglied der anthropologischen Gesellschaft, hat im Anschluss an ein umfassenderes Unternehmen des Prof. Brenner in Würzburg, welches darauf ausgeht, eine Statistik der Bauernhausformen in ganz Deutschland zu gewinnen, den Plan gefasst, einen entsprechenden für Norddeutschland und insbesondere für die Mark Brandenburg geeigneten Fragebogen zusammenzustellen, und erbittet 200 Mk. für Druck und Porto zum Versenden. Die Summe wird bewilligt.

Nachtrag.

Jahresrechnung, welche seitens des Schatzmeisters der Stiftung, Hrn. Ludwig Delbrück, zum 30. Dezember vorgelegt wurde.

Jahresrechnung der Rudolf Virchow-Stiftung
für das Jahr 1905.

Effektenbestand.

Ende 1904 besass die Stiftung:

a) in das Staatsschuldbuch eingetragen:		
3 proz. preussische Konsols	111 500,— Mk.	
3½ proz. preussische Konsols	109 100,— „	220 600,— Mk.
b) in das Reichsschuldbuch eingetragen:		
3 proz. Deutsche Reichsanleihe		21 200,— „
a) bei der Reichsbank deponiert		
3½ proz. Berliner Stadtanleihe	5 000,— Mk.	
3½ proz. Westfälische Provinzialanleihe . . .	70 000,— „	75 000,— „
zusammen . . .		316 800,— Mk.

Im Jahre 1905 vermehrte sich der Effektenbestand der Stiftung durch Ankauf von

3½ proz. Westfälische Provinzialanleihe	3 000,— „
zusammen Effektenbestand am 31. Dezember 1905 . . .	319 800,— Mk.

Von diesem Effektenbesitz sind am 31. Dezember 1905

1. in das Staatsschuldbuch eingetragen:		
auf Konto (3 pCt.) V. 793: 3 proz. preussische Konsols	111 500,— Mk.	
auf Konto (3½ vorm. 4 pCt.) V. 3510: 3½ vorm. 4 proz. preussische Konsols	102 500,— „	
auf Konto (3½ pCt.) V. 2105: 3½ proz. preussischen Konsols	6 600,— „	220 600,— Mk.
2. in das Reichsschuldbuch eingetragen:		
auf Konto (3 pCt.) V. 520: 3 proz. Deutsche Reichsanleihe .		21 200,— „
3. bei der Reichsbank deponiert:		
lt. Depotschein 1335934 3½ proz. Berl. Stadtanl.	1 000,— Mk.	
„ 1335935 3½ „ „ „	1 000,— „	
„ 1335936 3½ „ Westf. Pr.-Anl.	65 000,— „	
„ 1309362 3½ „ „ „	5 000,— „	
„ 1372440 3½ „ „ „	3 000,— „	78 000,— Mk.
zusammen . . .		319 800,— Mk.

Das Barguthaben der Stiftung bei dem Bankhause Delbrück, Leo & Co. betrug ausweislich des anliegenden Konto-Korrentauszuges am 31. Dezember 1904 bezw. 1. Januar 1905 . . . . . 11 892,— Mk.
und beträgt am 31. Dezember 1905 . . . . . 18 092,10 „

Im Rechnungsjahr 1905 waren folgende Einnahmen zu verzeichnen:

1. Zuwendungen.

a) von Frau Geheimrat Anna Bartels geb. Hertzog	3 000,— Mk.	
b) Erlös für die von russischen Ärzten gesandten 307,05 Rub. russische Noten, Silber und Kupfer	662.85 „	3 662,85 Mk.

2. Zinsen

a) Von den bei der Reichsbank deponierten und in das Staatsschuldbuch bezw. Reichsschuldbuch eingetragenen Effekten (21. 3., 20. 6., 22. 6., 20. 9., 20. 12. 1905)	10 491,— Mk.	
b) Von Delbrück, Leo & Co. in laufender Rechnung (30. 6., 30. 12. 1905)	281,17 „	10 772,17 „
zusammen . . .		14 435,02 Mk.

Dem stehen folgende Ausgaben gegenüber:

1. Für Stiftungszwecke.

a) Zahlung an die Direktion des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin (Photographischer Apparat für Dr. Mansfeld)	508,90 Mk.	
b) Zahlung an die Anthropologische Gesellschaft in Berlin	1 000,— „	
c) Zahlung an die Direktion des Museums für vaterländische Altertümer in Kiel	1 000,— „	
d) Zahlung an Hrn. Rechtsanwalt Dr. Favreau (für Arbeiten an der Einhornhöhle bei Scharzfeld)	1 700,— „	
e) Zahlung an Hrn. Geheimrat Voss (Rethra-Kommission)	1 000,— „	5 208,90 Mk.

2. Gekaufte Effekten.

nom. 3000 Mk 3½ proz. Westf. Prov.-Anleihe (2. 1. 05.)	3 014,20 „

3. Allgemeine Ausgaben.

Porto und kleine Spesen bei Delbrück Leo & Co. (30. 6, 31. 12.)	11,82 „
zusammen	8 234,92 Mk.

Barguthaben am 31. Dezember 1904	11 892,— Mk.	
Einnahmen im Rechnungsjahr 1905	14 435,02 „	
zusammen	26 327,02 Mk.	
Ausgaben im Rechnungsjahr 1905	8 234,92 „	
Barguthaben der Stiftung am 31. Dezember 1905	18 092,10 Mk.	

Das Gesamtvermögen der Stiftung besteht demnach am 31. Dezember 1905:

1. aus Effekten im Nominalbetrage von	319 800,— „	
2. aus dem Barguthaben bei Delbrück Leo & Co. von	18 092,10 „	
	337 892,10 Mk.	

Der derzeitige Effektenbesitz der Stiftung im Gesamtbetrage von nominal 319 800 Mk. wird für das Jahr 1905 einen Zinsertrag von zusammen 10 529,50 Mk. ergeben und zwar:

111 500 Mk.	3 proz. preussische Konsols	ergeben Zinsen	3 345,— Mk.
109 100 „	3½ proz. „ „	„ „	3 818,50 „
21 200 „	3½ proz. deutsche Reichsanleihe	„ „	636,— „
5 000 „	3½ proz. Berliner Stadtanleihe	„ „	175,— „
73 000 „	3½ proz. westfälische Prov.-Anleihe	„ „	2 555,— „
zusammen 319 800 Mk.		ergeben Zinsen	10 529,50 Mk.

Berlin, den 30, Dezember 1905.

Von den im Vorstehenden aufgeführten 18 092 Mk. 10 Pfg. Barguthabens gehen sofort mit Beginn des neuen Jahres ab an Auszahlungen:

1. An Hrn. Stumpf zur Begründung eines Phonogrammarchives (s. oben)	1500 Mk.
2. An Hrn. Favreau zur Deckung der Auslagen, welche die ihm bisher gezahlte Summe überschreiten (s. oben)	300 „
3. An Hrn. Mielke zur Herstellung und zum Versand eines Fragebogens (s. oben)	200 „
4. An den Vorstand der anthropologischen Gesellschaft als zweite Rate der für die Rudolf Virchow-Sammlung bewilligten Summen (s. oben)	1000 „
in Summa	3000 Mk.

Die aus der Schenkung russischer Ärzte herstammenden 662 Mk. 85 Pfg. sind noch zu kapitalisieren. 5000 Mk. sind nach einem Beschluss des Vorstandes als Spezialreservefond für eine grössere Unternehmung besonders auszuscheiden.

(15) Hr. E. Seler überreicht eine Abhandlung von Hrn. K. Sapper in Tübingen über

Aztekische Ortsnamen in Mittelamerika.

Die mittelamerikanischen Ortsnamen haben sich seit langem der Aufmerksamkeit einzelner Reisenden und Linguisten zu erfreuen gehabt; es sind daher nicht nur in zahlreichen Reiseberichten, sowie ethnographischen und historischen Studien zerstreute Einzeldeutungen von Ortsnamen gegeben worden, sondern es ist auch eine Anzahl von Spezialarbeiten über die Ortsnamen einzelner Gebiete in den letzten 2 Jahrzehnten erschienen.[1]) Freilich sind dabei immer nur indianische Ortsnamen berücksichtigt worden, da die spanischen und englischen Ortsbezeichnungen mit ihren zahllosen Heiligennamen und europäischen Reminiszenzen im allgemeinen wenig Interesse erwecken können: erscheinen doch alle möglichen europäischen Städtenamen der Gegenwart, ja sogar (Costarica) des Altertums auf mittelamerikanischem Boden wieder und die Heiligennamen wiederholen sich so häufig selbst innerhalb engumschriebener Gebiete, dass die Verwaltungsbehörden genötigt waren, besondere Unterscheidungsbezeichnungen hinzuzufügen (z. B. S. Cristóbal Verapaz, S. Cristóbal de Las Casas) oder aber geradezu auf den ehemaligen Indianernamen zurückzugreifen; in letzterem Falle kam es häufig so weit, dass die Indianer ausschliesslich die spanische, die Behörden und Mischlinge aber ausschliesslich die indianische Ortsbezeichnung benutzen, wie es bei vielen Dörfern der Alta Verapaz der Fall ist, z. B. S. Miguel Tucurú, S. Pedro Carchá, S. Juan Chamelco.

Abgesehen von den ebenerwähnten Klassen spanischer und englischer Ortsbezeichnungen gibt es aber auch nicht selten Ortsnamen der beiden europäischen Idiome, die ein etwas höheres Interesse verdienten, als sie bisher gefunden haben, da sie die lokalen Bedingungen der betreffenden Örter kennzeichnen oder an gewisse historische Geschehnisse anknüpfen.[2])

1) Antonio Peñafiel, Nombres geográficos de Mexico. Mexico 1885. — José N. Rovirosa, Nombres geográficos de Tabasco. Mexico 1888. — José Maria Sanchez, Nomenclatura de los once departamentos del Estado de Chiapas. S. Cristóbal L. C. 1890. — K. Sapper, Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika, Globus Bd. 66 (1894) S. 90–96. — Santiago J. Barberena, Quicheismos. San Salvador 1894. — Alberto Membreño, Nombres geográficos indigenas de la República de Honduras. Tegucigalpa 1901. — H. Pittier, Nombres geográficos de Costarica. I. Talamanca. S. José de Costarica 1895.

2) Manche modernen Ortsnamen spiegeln auch Humor oder andere Gemütsstimmungen des Namengebers wieder, so „Peor es nada“ („Noch schlimmer ist gar nichts!“) — eine Landungsstelle am Rio Chixoy in Guatemala — oder etwa: „Quieran ó no!“ („Mögen sie wollen oder nicht!“) — Name eines einsamen Hauses bei Comolapa in Nicaragua, das der Dorfschmied im stolzen Bewusstsein seines Monopols so getauft hatte, da die Leute des Dorfes zu ihm trotz der nicht ganz geringen Entfernung kommen müssen.

Einer besonderen Bearbeitung sind diese Ortsnamen nie gewürdigt worden, da die wörtliche Deutung dieser Namen dem mit den Provinzialismen der Gegend vertrauten Mann keine Schwierigkeiten zu bereiten pflegt. Anders aber ist es mit den indianischen Ortsnamen, deren sprachliche Deutung mit den vorhandenen literarischen Hilfsmitteln häufig gar nicht erreicht werden kann. Aber auch der gewiegte Kenner einer bestimmten Indianersprache ist oft einzelnen Ortsnamen gegenüber ratlos, sei es, dass die betreffenden Namen sich im Lauf der Zeit verändert haben und unkenntlich geworden sind, sei es, dass die Wurzelwörter nicht mehr im Gebrauch sind und daher durch die lebende Sprache nicht erklärt werden können. Auch andere Schwierigkeiten stehen der Übersetzung mancher Ortsnamen entgegen: so weiss ich eine grosse Zahl von Kekchi-Ortsnamen, hergeleitet von bestimmten Pflanzen und Tieren, die ich zwar von Ansehen genau kenne, deren wissenschaftliche Namen mir aber unbekannt geblieben sind: und wie es mir ergangen ist, so wird es gewiss manchen andern Namenerklärern ebenfalls ergehen.

Naturgemäss sind diejenigen Ortsnamen am sorgfältigsten untersucht, die der bestuntersuchten und verbreitetsten Sprache entstammen, der aztekischen. Peñafiels Arbeit über die geographischen Namen Mexikos gibt die Deutung der bekannteren aztekischen Ortsnamen sehr gut wieder, und in Fällen, wo an genannter Stelle keine Übersetzung gegeben ist, ist es meist nicht schwer, sie mit philologischen Hilfsmitteln zu erlangen. Schwieriger ist es schon, wenn sich Dialekt-Einflüsse störend geltend machen und die aztekischen Wörter manchmal fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind, d. i. namentlich dann, wenn die Pipil[1])-Wörter durch den Mund der spanisch redenden Bevölkerung ohne Spur von Gesetzmässigkeit weiter umgestaltet worden sind, wie das in Mittelamerika nur zu häufig der Fall ist. Bei solchen Wörtern ist natürlich die Gefahr falscher Deutung sehr gross und es scheint mir, dass manche Namenserklärungen tüchtiger Männer deshalb verunglückt sind. Dieser Gefahr scheint mir auch Alberto Membreño in seinen sonst verdienstlichen „Nombres geográficos de Honduras" öfters erlegen zu sein, in andern Fällen sind die Deutungen zum mindesten unsicher. Aber Membreño geht weiter und erklärt die grosse Mehrzahl indianischer Ortsnamen von Honduras durch aztekische Etymologien, obgleich in zahlreichen Fällen die Endsilben deutlich auf Ursprung aus hondureñischen Indianersprachen hinweisen. Nach Membreños Ansicht waren derartige Ortsnamen doppelsprachig: aztekisch im Hauptteil des Wortes, anderssprachig in der Endung. Auch in verzweifelten Fällen gibt er noch eine Worterklärung, indem er die Namen gewaltsam zerlegt und zurechtrichtet. Meines Erachtens wäre es notwendig gewesen, zunächst genaue Sprachaufnahmen zu machen, um zu sehen, ob nicht diese Ortsnamen doch durch die einheimischen Sprachen erklärt werden könnten, ehe man zu der etwas abenteuerlichen Hypothese griff, Zusammensetzung so zahlreicher Ortsnamen aus Elementen zweier Sprachen anzunehmen. Jedermann, der

1) Pipil heisst der Dialekt der alten aztekischen Kolonien in Mittelamerika.

Membreños Vokabularien der hondureñischen Indianersprachen mit ihren paar hundert Wörtern kennt[1]), wird einsehen, dass man mit so ungenügendem sprachlichen Material höchstens einige wenige Ortsnamen übersetzen können werde. Wenn daher die Mehrzahl der hondureñischen Ortsbezeichnungen Membreños direkten Übersetzungsversuchen widerstand, so berechtigte das noch keineswegs zu der Annahme, dass die Namen zweisprachig wären. Es ist ja nicht zu leugnen, dass in Mittelamerika zweifellos Ortsnamen vorkommen, deren Bestandteile zwei verschiedenen Indianersprachen entnommen sind, so z. B. in Yucatan Mayapan oder in der Alta Verapaz Xaltenamit[2]); aber derartige Bildungen als die Regel aufzufassen im Fall der hondureñischen Ortsnamen, lag kein Grund vor; Membreño erlag eben der Versuchung, seine originelle und für einzelne Fälle brauchbare Idee zu sehr zu verallgemeinern, wie vor ihm Baberena, der alle möglichen und unmöglichen salvadoreñischen Ortsnamen durch Quichéwurzeln zu erklären suchte (in seinen „Quicheismos").

Durch solche Erklärungsversuche kommt man zu keinen brauchbaren Ergebnissen; es ist besser, wenige aber sicher gedeutete Namensübersetzungen zur Grundlage weiterer Schlüsse zu nehmen, als sich durch zahlreiche zweifelhafte und selbst unwahrscheinliche Erklärungen in nebelhafte Regionen entführen zu lassen. So geben z. B. die wenigen sicher gedeuteten, nicht-aztekischen, wohl aber indianischen Ortsnamen Mittelamerikas Anhaltspunkte über die ehemalige Ausbreitung bestimmter Stämme und in einzelnen Fällen bestätigen mündliche Überlieferungen oder historische Nachrichten noch die Richtigkeit dieser Schlüsse: wenn z. B. in Costarica an der atlantischen Küste noch Misquitonamen auftreten[3]), so erinnert das an die Tatsache, dass die Misquitos bis ins 19. Jahrhundert hinein an der costaricanischen Küste noch die Oberhoheit oder später wenigstens ein Fischereimonopol ausübten; wenn aber im jetzigen Verbreitungsgebiet der Misquitos am mittleren Rio Coco noch allenthalben Sumo-Ortsnamen vorkommen[4]), so deutet das an, dass in diesen Gegenden die Sumos vor den Misquitos sich zurückgezogen haben müssen (was in der Tat erst in den letzten Jahrzehnten der Fall war). Oder wenn im südlichen Peten und in der nördlichen Alta Verapaz im Verbreitungsgebiet des Kekchi-Volkes neben Kekchi-Namen noch Chol-Namen auftreten[5]), so erklärt sich das so, dass Choles einst dort heimisch gewesen sein müssen. (Dass der Stamm in einem Teil des Gebiets auch jetzt noch tatsächlich existiert und nur seine Sprache verloren hat, interessiert uns hier nicht.) In ähnlicher Weise lassen in Honduras und

1) Veröffentlicht in seinen „Hondureñismos" 2a edic. Tegucigalpa 1897.

2) Xal = Scharte, Sattel in Kekchi, tenamit = Dorf in Aztekisch. Man könnte hier freilich auch an ein rein aztekisches Wort denken und den ersten Bestandteis des Ortsnamens auf xalli, Sand, zurückführen. Aber da in weitem Umkreis um Xaltenamit nirgends Sand vorkommt, so muss man doch annehmen, dass das Wort zweisprachig sei.

3) Pittier a. a. O. S. 9ff.

4) Sapper, Reise auf dem Rio Coco, Globus LXXVIII S. 251.

5) Sapper, Indianische Ortsnamen, Globus LXVI Nr. 6.

Nicaragua gewisse Lenca- bezw. Matagalpa-Ortsnamen im spanischen Sprachgebiet noch jetzt die ehemalige Ausbreitung jener Stämme erkennen. Dagegen ist es noch nicht gelungen, für einzelne Stämme weite Wanderungen auf dem Wege der Ortsnamenforschung nachzuweisen, selbst dann nicht, wenn Überlieferung, linguistische und archäologische Gründe auf bestimmte Gegenden hindeuten. Es mag sein, dass die einstigen Ortsnamen beim gänzlichen Verschwinden des betreffenden Volkes ausser Gebrauch kamen, oder dass sie im Munde der sprachfremden späteren Bewohner der Gegend bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden sind. Bei dem raschen Hinschwinden vieler mittelamerikanischer Sprachen wäre es jetzt jedenfalls hohe Zeit, der Ortsnamenforschung in dem betreffenden Gebiete rege Aufmerksamkeit zu schenken.

Obgleich in vielen Fällen nachgewiesen werden kann, dass die geographische Verbreitung der Ortsnamen bestimmter Sprachen nicht mehr mit der gegenwärtigen Sprachausdehnung übereinstimmt, so handelt es sich doch im allgemeinen nur um kleine räumliche Differenzen. Nur die aztekischen Ortsnamen haben eine fast über ganz Mittelamerika sich erstreckende Verbreitung gefunden, denn nur Yucatan, Britisch Honduras, Peten, Alta Verapaz, die Mosquitia von Honduras und Nicaragua, Costarica und Panamá sind ganz oder fast ganz frei von rein-aztekischen Ortsnamen. So weit einst das Herrschaftsbereich der Pipilstaaten von Tabasco, Chiapas, Guatemala, Salvador, Nicaragua und Costarica reichte, ist das Vorkommen von Ortsnamen aztekischer Zunge selbstverständlich. Woher aber aztekische Ortsbezeichnungen inmitten fremder Sprach- und Herrschaftsgebiete in vielen Teilen Mittelamerikas stammen, ist nicht ohne weiteres klar.

Für das Gebiet des nördlichen Mittelamerika habe ich in meiner früheren Arbeit über die dortigen Ortsnamen eine Lösung dieser Frage gesucht und bin dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass vermutlich die aus Mexiko kommenden Spanier und die mit ihnen aufziehenden aztekischen Hilfstruppen durch Übersetzung ins Aztekische oder Neubenennung erst im 16. Jahrhundert diese Ortsnamen geschaffen hätten. Ich wurde in dieser Anschauung bestärkt durch den Umstand, dass eine nicht geringe Zahl chiapanekischer und guatemaltekischer Ortschaften neben der in der Verwaltungspraxis üblichen aztekischen Ortsbezeichnung noch eine zweite besitzt, die der in der betreffenden Gegend gesprochenen Indianersprache entstammt und bei den dortigen Indianern allein üblich ist. Ausserdem schien mir die Tatsache in gleichem Sinn zu sprechen, dass aztekische Ortsnamen im allgemeinen nur in jenen nichtaztekischen Gebieten des nördlichen Mittelamerika auftreten, die von den Spaniern schon im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts erobert worden waren; ich nahm an, dass die Spanier dem Übel der Vielsprachigkeit in den neueroberten Ländern dadurch entgegenzuarbeiten suchten, dass sie die wichtigste Indianersprache zu einer allgemeinen Staatssprache machen wollten. Für diese Annahme fällt stark ins Gewicht, dass bis ins 17. Jahrhundert hinein auch in nichtaztekischen Indianergebieten manche amtlichen Schriftstücke in Aztekisch

abgefasst worden sind.[1]) So erklärt sich auch das nachträgliche Auftreten halbaztekischer Orts- und Personennamen[2]) und die Aufnahme zahlreicher aztekischer Lehnwörter[3]) in die spanische Umgangssprache der mittelamerikanischen Länder. Meine Annahme wollte aber nicht recht genügen zur Erklärung des Auftretens aztekischer Ortsnamen im südlichen Mittelamerika ausserhalb der Gebiete der ehemaligen Pipilreiche. Honduras, das recht reich daran ist in seinen westlichen und mittleren Gebieten, ist zwar der Hauptsache nach von Mexiko und Guatemala her erobert worden, Nicaragua aber von Panamá her, so dass also für letzteres Gebiet meine oben gegebene Erklärung versagt, sofern man nicht annehmen will, dass erst nach Einbeziehung des südlichen Mittelamerika in die Capitania general von Guatemala die aztekischen Ortsbezeichnungen geschaffen worden wären. Damit würde zusammenstimmen, dass im östlichen Honduras (Mosquitia) und im östlichen Nicaragua, also Gebieten, die, wie Britisch Honduras, nie so recht unter spanischer Herrschaft gestanden hatten, aztekische Ortsnamen wieder fehlen. Würde sich aber danach das Auftreten aztekischer Ortsbezeichnungen im mittleren und westlichen Nicaragua verstehen lassen, so bliebe dagegen unverständlich, warum in Costarica, das ja auch zum Bereich der Capitania general von Guatemala gehörte, diese Namen fast ganz fehlen. Nun kann man freilich zugeben, dass in entlegenen Provinzen die Regierungsmassnahmen der Zentrale nicht mehr in vollem Umfang oder überhaupt nicht mehr durchgeführt worden sein mögen — wenn man von gegenwärtigen Verhältnissen auf vergangene schliessen darf.[4]) Aber selbst wenn man das annähme, wäre die Frage noch nicht völlig beantwortet, denn die Sache wird noch dadurch kompliziert, dass jenseits Costarica in der Republik Panamá zwischen Tararia und dem Almirantebusen ein aztekischer Ortsname (Corotapa) vorkommt, den M. Peralta und H. Pittier[5]) auf die Existenz einer aztekischen Kolonie in jener Gegend zurückführen wollen. Wenn aber Vasquez de Coronado in der Tat 1564 in jenem Landstrich eine Niederlassung getroffen hat, deren Häuptlinge Nahuatl redeten, so scheint mir das noch keineswegs mit Bestimmtheit für das Vorhandensein einer aztekischen Kolonie zu sprechen[6]), denn es ist ebensowohl möglich, dass

1) Diese Tatsache entkleidet auch Brintons Schluss der Beweiskraft, dass das „Alagüilac" von S. Cristóbal Acasaguastlan (Guatemala) ein aztekischer Dialekt gewesen sein müsse, weil die Rathausakten in Aztekisch geschrieben worden sind.

2) Vgl. Sapper, Ein altindianischer Landstreit in Guatemala. Globus LXXII Nr. 6.

3) Vgl. Antonio Batres, Vicios de lenguaje y provincialismos de Guatemala, Guatemala 1892. A. Membreño, Hondureñismos, Tegucigalpa 1897. Juan Fernando Ferraz, Nahuatlismos de Costarica, S. José 1892.

4) Diese Ansicht findet eine gewisse Stütze in der Tatsache, dass manche Eigentümlichkeiten aztekischer Lebensweise noch in Nicaragua gebräuchlich sind, z. B. das Pinoltrinken, aber nicht mehr in Costarica, das demnach in einem lockereren Zusammenhalt mit dem Rest der Capitania general gestanden haben dürfte, als Nicaragua.

5) A. a. O. S. 25 und: Die Sprache der Bribri-Indianer, Wien 1898 S. 9.

6) Allerdings ist Rodrigo de Contreras im Jahre 1540 mit Nicaragua, also Aztekisch redenden Hilfstruppen bis Corotapa gekommen, und es mögen einzelne seiner Leute, wie Seler hervorhebt, in Corotapa zurückgeblieben sein.

Einzelne in jener Gegend Aztekisch verstanden, weil diese Sprache für die dortige Bevölkerung durch den Handelsverkehr mit aztekischen Gebieten damals von grosser Bedeutung gewesen sein mag — ähnlich wie noch heutzutage in Guatemala die Quichésprache den Händlern und anderen Personen benachbarter Volksstämme geläufig ist infolge der wirtschaftlichen Superiorität dieses guatemaltekischen Hauptstammes. Es ist wahrscheinlich, dass, wie Seler schon früher ausgesprochen hat, aztekische Handelsleute überhaupt zuerst in sprachfremden Gebieten aztekische Ortsnamen geschaffen haben und wo dies bereits geschehen war, dürften die Spanier diese Namen einfach übernommen haben, um späterhin auch in anderen Gebieten das System aztekischer Ortsbenennung durchzuführen angesichts der weiten Verbreitung und hohen Bedeutung des Aztekischen. Zwitterbildungen mit aztekischem Hauptbestandteil und anderssprachiger Endung dürften immer zu den Ausnahmen gehört haben.

In Erwägung aller vorgenannten Umstände komme ich zu dem Ergebnis, dass die aztekischen Ortsnamen Mittelamerikas ausserhalb der Pipilgebiete teils ältere Bildungen aztekischer Handelsleute, teils neuere Schöpfungen unter spanischem Einfluss sind. Seitdem das Aztekische in Mittelamerika nicht mehr als eine Amtssprache der Indianergebiete funktionierte, sind jedenfalls keine neuen aztekischen Ortsnamen mehr gebildet worden. In Costarica dürfte während der spanischen Herrschaft das Aztekische nie eine grössere Rolle gespielt haben, womit das Fehlen aztekischer Ortsnamen daselbst sich erklären würde.

(16) Hr. Lissauer legt

eine Doppelaxt aus Kupfer von Ellierode, Kr. Northeim, Hannover,

vor, auf deren Existenz im Provinzial-Museum zu Hannover ihn Hr. P. Reinecke aufmerksam gemacht hatte. Hr. Professor Dr. Reimers, der Direktor dieses Museums, war so freundlich, die Axt zur Demonstration leihweise herzuschicken, wofür ihm der beste Dank der Gesellschaft hier

Fig. 1.

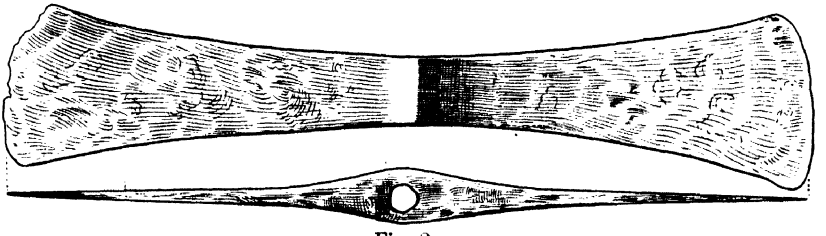


Fig. 2.

ausgesprochen sei. Leider ist aus den Museumsakten nichts über die Fundgeschichte zu ermitteln. Der Fundort liegt ungefähr zwischen Börssum und Pyrmont, von wo wir bereits 2 Exemplare dieser seltenen Stücke kennen.

Diese Doppelaxt (Fig. 1), die neunzehnte, welche bisher bekannt ge-

worden ist, gleicht in der Form den andern früher beschriebenen[1]), doch zeichnet sie sich durch einige Unterschiede aus. Die flügelartigen Blätter verdünnen sich von dem dicken Mittelstück aus so stark, dass sie zuletzt papierdünn sind und mit der Hand ohne starken Druck leicht umgebogen werden können. Die Schneiden sind daher auch sehr scharf, die eine ist stark ausgebrochen. Die obere Öffnung des Kanals, der das Mittelstück durchbohrt, ist unregelmässig rundlich (Fig. 2), die andere ziemlich kreisförmig, der Kanal selbst gleichmässig und eng. Die Farbe der Axt ist teils schmutzig kupferbraun, teils grünspanfarbig, im Bohrloch, welches behufs Gewinnung des Materials zur Analyse gemacht wurde, rein kupferrot; die Oberfläche ist stark rauh, uneben und stellenweise narbig.

Die genauen Masse sind folgende:

Grösste Länge	35,6 *cm*
Breite an den Schneiden	7,5 „
„ in der Mitte	3,0 „
Dicke in der Mitte	2,5 „
Obere Öffnung des Kanals	1,5 : 1,4 *cm*
Untere „ „ „	1,4 *cm*
Gewicht	780 *g*

Durch die chemische Analyse des Metalls, welche wir wiederum Hrn. Professor Rathgen verdanken, wurde festgestellt, dass die Axt aus reinem Kupfer besteht.

Dass diese Axt nicht als Werkzeug gedient haben kann, geht sowohl aus der Enge des Kanals als auch aus der Dünne des Metalls an den beiden Flügeln hervor — sie kann also nur wie die schon früher beschriebenen Exemplare erklärt werden.[2])

Hr. Professor v. Duhn wies mich darauf hin, dass Pigorini[3]) bereits das Vorkommen von unzweifelhaften Kupferbarren auf Cypern, Kreta, Euboea und Sardinien festgestellt habe.

Diese grossen Barren haben nun zwar keine Ähnlichkeit mit unseren Doppeläxten, sind auch viel breiter und schwerer, bis über 37 *kg*, und sämtlich undurchbohrt. Viele von ihnen trugen besondere Marken und darunter einige deutlich das kretische Zeichen der Doppelaxt in der Form unserer Doppeläxte. Zu dieser Art Barren können unsere Doppeläxte, welche höchstens 3 *kg* wiegen, nicht gezählt werden. Erwägt man aber, dass die obengenannten Barrenfunde sämtlich zu Wasser an ihre Fundstätten gebracht werden konnten, während die westeuropäischen Exemplare dazu bestimmt waren, weit über Land transportiert zu werden, so wird man die Notwendigkeit ohne weiteres zugeben müssen, dass dieselben viel leichter und zum bequemen Tragen eingerichtet sein mussten. Dazu eignete sich am besten die Durchlochung des Mittelstückes, um einen starken Draht oder Riemen durchziehen zu können.

---

1) Vgl. oben S. 520 und 770.

2) Siehe oben S. 522–525, wo ausgeführt wird, dass diese Äxte wahrscheinlich als Kupferbarren eingeführt und hier zum Teil als Würdezeichen oder Ex votos oder auch als Wertmesser verwendet wurden.

3) Bolletino di paletnologia Italiana 1904 S. 91 ff.

Dass aber kleinere Metallbarren schon im Gewicht von 10 Minen etwa = 6 *kg*) bei den Griechen die Form der Doppelaxt hatten, das wissen wir ja positiv aus der Glosse des Hesychius, wie dies schon oben S. 523 im Zusammenhange ausgeführt ist.

Von den obengenannten schweren Inselbarren wurden 19 in Hagia Triada auf Kreta selbst gefunden, 17 nahe der Küste von Euboea, ein Stück in Enkomi auf Cypern und 3 Stück in Serra Ilixi bei Cagliari auf Sardinien: alle diese Funde bezeugen den ausgedehnten Seehandel, welcher wahrscheinlich von der Insel Kreta in der frühesten Metallzeit sowohl nach Osten und Norden wie nach Westen hin getrieben wurde. Dass auch unsere kupfernen Doppeläxte wahrscheinlich aus der griechischen Inselwelt bis an die Rhonemündung gebracht seien, haben wir schon früher[1]) zu erweisen gesucht. Diese Vermutung hat nun neuerdings durch die Ausgrabungen Capitans auf der Insel Riou, welche 13 *km* westlich von Marseille und nur 3 *km* von der provençalischen Küste entfernt liegt, noch mehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Capitan berichtet in der Sitzung der Académie des Inscriptions zu Paris über seine Untersuchung der alten Fundschichten auf dieser Insel folgendermassen[2]): „Obenauf liegen zahlreiche Topfscherben der römischen Epoche; darunter sind sandige Lager, die Bruchstücke von griechischen Tongefässen enthalten. Der Ursprung dieser letzteren umfasst weite Zeiträume von der mykenischen Epoche[3]) gerechnet bis auf das 4. Jahrhundert v. Chr. Eine dritte Schichtlage ist durch Einschlüsse von Keramik ligurischer Art ausgezeichnet. Unter dieser folgt eine Schicht mit Kieselmanufakten der neolithischen Arbeitsweise von Ägypten.“ [4])

(17) Hr. Max Kiessling spricht über

das ethnische Problem des antiken Griechenland.

(Erster Teil.)

Es ist kaum mehr als ein halbes Jahr, da stand ich am Ende eines zwölfmonatlichen, an Entbehrungen und Strapazen, an Schauen und Forschen überreichen Rittes, der mich in der dörrenden Glut eines peloponnesischen Sommers und in der erstarrenden Kälte und den endlosen Regengüssen eines nordgriechischen Winters in fast ununterbrochener Folge durch die Gaue von Hellas, von Epeiros und Kreta geführt hatte; unter all den zahllosen Bergen kaum einer, von dem ich nicht meine Grüsse in die Lande hinausgeschickt hätte — unter all den einsamen, weltabgeschiedenen Tälchen kaum eines, da nicht die Hufschläge meines Pferdes erklungen wären.

1) Siehe oben S. 772.

2) Nach Schweinfurth: Prähistorische Kjökkenmöddinger auf der Insel Riou bei Marseille in der Vossischen Zeitung vom 5. September 1905, Morgenblatt.

3) Die mykenische Kultur hat sich bekanntlich zuerst (vgl. oben S. 772) auf Kreta entwickelt.

4) Die in der Diskussion angeregten Fragen sind bereits sämtlich in den früheren Mitteilungen des Vortragenden ausführlich erörtert worden. Siehe oben S. 519—525, 543—545 und 771—772.

An jenem letzten Abend stieg ich hinauf zur Akropolis und während die Sonne Homers den Hymettos in wundersames Violett, Salamis, die isthmischen und argolischen Berge, hinter denen sie schwand, in glühendrote Farben tauchte; während die goldenen Strahlen lange, seltsam schimmernde Furchen zogen zwischen den dunklen Schatten der Säulen des Parthenons — sah ich noch einmal die Trümmer der Vergangenheit zum Leben erwachen und vorüberrauschte an mir der Strom jener herrlichen, einzigartigen Kultur, die vor Jahrtausenden auf diesem heiligen Boden aufgeblüht, ausgereift und hier zu rasch zwar wieder eingegangen war, dafür aber in stolzem Siegeslaufe durch die ganze Welt ihre unvergängliche, ewige Schönheit zum allgemeinen Besitz der zivilisierten Menschheit gemacht hat. Ich habe sie genossen wie wir alle, denen sie die Herzen mit tiefer, stiller Sehnsucht füllt; aber über den Genuss hinaus lockte es den Ethnologen mit Zauberkraft, nachzusinnen und nachzuforschen den Wurzeln und Bedingungen, aus denen jene ausserordentliche Begabung eines kleines Völkchens emporgewachsen ist. Welches, soweit wir wissen oder wahrscheinlich machen können, die ethnischen Elemente sind, aus denen sich die „Hellenes" entwickelt haben — darüber darf ich Ihnen einiges vortragen, soviel der Raum dieser Abendstunden gestattet, also kaum mehr als Resultate; ich muss dabei auf die nähere Ausführung und Begründung verweisen, wie ich sie in der von mir vorbereiteten historischen Völkerkunde von Griechenland geben werde.[1])

Es erscheint natürlich, dass die Vertreter der hochentwickelten griechischen Wissenschaft selbst die Frage nach der Herkunft und den Urzuständen ihres Volkes aufgeworfen haben. Freilich, sie zu beantworten, hatten sie nur Kombinationen nach den alten Sagen und Mythen und den aus diesen künstlich zurecht gemachten Stammbäumen. Aus solchen Kombinationen, deren Gewebe wir imstande sind, in seine einzelnen Fäden wieder aufzulösen, bildete sich schon bei den alten Logographen, insonderheit bei Hekataios aus Milet, der am Ende des 6. vorchristlichen Jahrhunderts schrieb, die Meinung aus, dass einst ein den Griechen nicht verwandtes Urvolk der Pelasger, deren Spuren man überall zu begegnen glaubte, die hellenischen Gaue bewohnt habe; dass später aus Thessalien das Geschlecht des Hellen eingewandert, mit den Pelasgern verschmolzen sei und diesen seine, die hellenische, Sprache allmählich aufgedrängt habe.[2]) Die Athener und überhaupt die Ionier sieht Herodot gar als reine Pelasger an, die nur die griechische Sprache angenommen haben; die echten Hellenen werden ihm allein durch die Dorier repräsentiert. Zu solcher Lehre bestimmte den guten „Vater der Geschichte" die tiefeingewurzelte, traditionelle Vorstellung der Athener, dass sie seit Anbeginn der Welt immerdar in Attika gesessen hätten: also konnten sie nur Pelasger sein, die ja den Forschern als älteste Bewohner Griechenlands galten.

1) Ich habe darum auch im allgemeinen darauf verzichtet, die folgenden Ausführungen mit Quellennachweisen zu belasten.

2) Am vollständigsten unterrichten über diese Theorie die höchst interessanten Ausführungen Herodots (I, 56—58).

Den Glauben an die „Autochthonie“ haben überhaupt viele griechische Stämme als ihren höchsten Ruhmestitel stets verfochten. Dagegen wusste man vor allem von den Doriern durch bestimmte Tradition, dass sie einstmals (die Genealogen berechneten als Termin den Beginn des 11. Jahrhunderts) aus dem wilden Pindosgebirge Nordgriechenlands im mittleren Hellas und in der Peloponnesos eingewandert waren: die „dorische Wanderung“ ist das erste sichere Faktum der griechischen Geschichte. Ihr ausserordentlicher Einfluss auf das Land, die starken Umwälzungen, die sie hervorgerufen, der tiefe, unverlöschliche Eindruck, den sie auf die Gemüter gemacht hatte, dokumentieren sich in der Tatsache, dass sie vermocht hat, alle etwa vorhandene Erinnerung an eine ältere Einwanderung griechischer Volkselemente völlig zu vernichten und jene Mär der Autochthonie entstehen zu lassen. Diese letztere zeigt aber auch, dass jene ältere Einwanderung, wenn sie überhaupt stattgefunden hat, in eine vor die dorische Bewegung sehr weit zurückliegende Epoche hinaufgehen muss; alle genealogische Rechnung der Logographen, voran des Hekataios, die die erste und älteste Generation ins 16.—15. vorchristliche Jahrhundert setzt[1]), ist also wertlos und zeigt nur aufs Stärkste, dass jenseits der dorischen Wanderung alle historische Tradition völlig aufhört.

So kann uns die hellenische Wissenschaft nichts helfen, um Klarheit über die Ursprünge des Volkes zu gewinnen. Wir müssen unsere eigenen Wege gehen, und die verschiedensten Wissenschaften, historische Geographie und Linguistik, Anthropologie und prähistorische Archäologie, sind berufen, unsere Führer auf diesen Wegen zu sein.

Zuerst die Geographie! Griechenland ist das äusserste Glied der südosteuropäischen Halbinsel. Wenn diese, ihrer horizontalen Gliederung nach, in zwei Teile zerfällt, einen bei weitem grösseren, nördlichen von ausgesprochen kontinentalem Charakter und einen kleineren im Süden, der an der Saloniki mit den Akrokeraunien verbindenden Linie beginnt und im Gegensatz zu dem ersten vor allem an der Ostseite die denkbar reichste nach Süden zu sich immer mehr ausgestaltende Gliederung zeigt — so bildet dieser zweite Teil im wesentlichen die griechischen Lande mit Einschluss des ältesten Makedonien und des alten Epeiros.

Das ägäische Meer trennt ihn von der kompakten, massigen kleinasiatischen Halbinsel, die aber an der Westseite eine der griechischen entsprechende, ähnlich reiche Gliederung zeigt. Dazwischen liegt die bunte Inselwelt des Archipelagus. Wie sehr diese geographischen Grundbedingungen die beiden Gestadeländer des ägäischen Meeres in innigste und nächste Wechselbeziehung setzen, brauche ich Ihnen nicht auszuführen. Dagegen muss ich Sie erinnern, dass in der geologischen Vergangenheit dieser Zusammenhang noch ein ganz anderer gewesen ist: noch am Ende der Tertiärperiode und zu Anfang unseres, des quartären Zeitalters,

1) Der Urmensch Deukalion, der Vater des Hellen, wird neun Generationen vor dem trojanischen Krieg angesetzt — da dieser nach der attischen Rechnung 1209/8 beendet ist, also um 1500.

Ephoros (bei Strabo C. 463) lässt die Aitoler zehn Generationen vor der Zerstörung Trojas in ihre historischen Sitze einwandern.

während die nordischen Gletscher ganz Norddeutschland, die Alpen usw. bedeckten, gab es überhaupt kein ägäisches Meer, verband an seiner Stelle ein ägäischer Kontinent, im Süden bis Kreta reichend, Griechenland und Kleinasien so fest als möglich miteinander. Ferner: während heute die südosteuropäische Halbinsel durch eine ausserordentlich lange Basislinie, das Save-Donautal, in möglichster Breite an den europäischen Rumpf angewachsen ist, breiteten sich in jener geologischen Vergangenheit über der ungarischen und der walachischen Tiefebene grosse, wenn auch seichte Binnenmeere. Das gibt ein völlig anderes geographisches Bild, dessen wesentlichster Zug dahin charakterisiert werden muss: die südosteuropäische Halbinsel als solche existiert nicht; vielmehr sendet der asiatische Rumpf eine viel gewaltigere, weit über das Doppelte als heute grössere, kleinasiatische Halbinsel nach Westen aus, die im Karstgebirge nur durch eine schmale Landbrücke, einen Isthmus, an die Ostalpen und Europa ansetzt. Wie der ägäische Kontinent während des Diluviums und zu einem grösseren Teile schon vorher durch ungeheure, für die Mittelmeerzone besonders charakteristische Einbrüche allmählich zerstückelt worden ist, habe ich hier nicht zu verfolgen. Es kann aber — und das ist für uns von höchster Bedeutung — nicht bezweifelt werden, dass während dieser Katastrophen bereits der Mensch in jenem Ländergebiete lebte. Völlig abgetrennt von Europa, dagegen kontinental an Vorderasien angeschlossen, muss — so meine ich — die südosteuropäische Halbinsel ihre ersten menschlichen Siedler aus Asien erhalten habe.

Dieses Resultat, das durch allgemeine geographische Erwägungen gewonnen wurde, lässt sich auch durch gewisse Tatsachenmerkmale stützen: Nach den prähistorischen Ausgrabungen, die Tsuntas auf mehreren Kykladen vorgenommen hat und die im vergangenen Jahre durch den Direktor des anthropologischen Museums in Athen, Klon-Stephanu, auf Naxos fortgesetzt worden sind, hat es den Anschein, als ob die Inselbewohner dem Meere merkwürdig fremd gegenüber gestanden hätten: wäre das möglich, wenn sie zur See erst nach der Auflösung des ägäischen Kontinentes eingewandert wären? Ist es ferner nicht auffällig, dass noch heute überraschend wenig Schifffahrt auf den Inseln getrieben wird und die Inselgriechen trotz des grossen Fischreichtums ihres Meeres wesentlich von Viehzucht leben? Die Zertrümmerung der Ägäis, die Austrocknung der ungarisch-walachischen Binnenmeere haben zur Bildung der südosteuropäischen Halbinsel geführt. Es erscheint mir unwidersprechlich, dass die Loslösung von Asien, der feste und breite Anschluss an Europa auch ethnologisch die bedeutsamsten Folgen gehabt haben müssen. Dem Zuströmen asiatischer Bevölkerungselemente war fortan durch die ägäische See ein starker Riegel vorgeschoben, dagegen öffneten sich jetzt die Tore nach Zentraleuropa und von hier mussten fortan in kontinuierlichen Wellen Horden auf Horden in die Halbinsel eindringen.

Wo zum ersten Male das Licht der Geschichte auf dieses Ländergebiet fällt, finden wir es ziemlich analog seiner natürlichen orographischen Gliederung fünffach geteilt: die ungefaltete Urgebirgsscholle im Osten des Strymons bis zum Hellespont und Bosporos, also Rhodope und Balkan

und dazwischen das bedeutende Maritza-Hebros-Becken, werden von zahlreichen Einzelstämmen bewohnt, die die Griechen gewöhnt waren, unter dem Kollektivnamen „Thraken" zusammenzufassen. In dem gewaltigen Faltengebirgssystem, das sich mit südost- bis südsüdöstlicher Streichrichtung in zwei im albanischen Šar-Dagh aneinander stossenden Bögen von den Ostalpen bis nach Griechenland hinzieht, sitzen nicht weniger zahlreiche Stämme, Illyrier genannt. Zwischen die beiden, in sich einheitlichen Gebirgsmauern schiebt sich vermittelnd ein von vielen, oft abflusslosen Einbruchskesseln durchsetztes Bergland ein, die Grenzmark der Thraken und der Illyrier und dadurch vielfach strittiges Gebiet, in dem Stämme beider Gruppen durcheinanderwohnen. Nur der Süden dieses Mittellandes ist im Laufe des 6.—5. Jahrhunderts politisch geeint worden durch das Volk der Makedonen und stellt somit den dritten der oben bezeichneten Teile dar. Der vierte trägt ähnlichen Charakter, da er nur ein Stück des illyrischen Faltensystems ist, das hier Pindos heisst, von den Akrokeraunien südwärts bis zum korinthischen Golf: die Hellenen haben dieses Gebiet Epeiros und Aitolien genannt und die in ihm sesshaften Gebirgsstämme als eine besondere Einheit von den Makedonen und Illyriern unterschieden — mit sehr wenig Berechtigung, wie wir bald hören werden. Endlich schliesst sich Hellas an von Thessalien südwärts bis zur Peloponnesos, der reichst gegliederte Teil der Halbinsel, gegenüber den anderen kontinentalen Stücken durch ausgeprägten päninsularen und maritimen Charakter ausgezeichnet.

Es sind, wie wir wissen, ethnographische und sprachliche Merkmale, aber auch politische Zustände gewesen, die die Griechen veranlasst haben, eine solche Einteilung vorzunehmen. Wir wollen ihnen darum zunächst folgen und gleichfalls fünf ethnographisch-linguistische Gruppen auf der Halbinsel unterscheiden: es gilt zu untersuchen, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse die Hellenen unter ihnen stehen. Der Versuch müsste uns schnell gelingen, wenn wir das Thrakische, Illyrische usw. nur einigermassen so gut kennten wie das Griechische; leider sind uns aber die Sprachen bis auf geringe, oft noch dazu unbrauchbare Reste ganz verloren gegangen. Indessen genügt das Erhaltene doch, um mit Sicherheit ein Fundament festzulegen: die Zugehörigkeit sämtlicher fünf Gruppen zur indogermanischen Sprachfamilie. Es herrscht also nach dieser Hinsicht vor allem gegenüber dem italischen Sprachengewirr auf der südosteuropäischen Halbinsel eine bemerkenswerte Einheitlichkeit.

Am besten noch kennen wir ausser der griechischen die thrakische Sprache, als deren Tochter, allerdings von verschiedenen Seiten her stark verändert, das Armenische anzusehen ist. Es genügt für uns, das Wesentliche hervorzuheben: die Zugehörigkeit zur ostindogermanischen Gruppe der Satem-Sprachen. Sie werden genügend über die Lautverschiebungen unterrichtet sein, welche die indogermanische Sprachfamilie in eine östliche und eine westliche Gruppe geschieden haben; ich möchte nur betonen, dass sie von einschneidender Bedeutung gewesen sind.

Wenn ich vorhin bemerkt habe, dass die thrakischen Stämme die Urgebirgsscholle der Rhodope bewohnten, so trifft das nur für die

historische Zeit zu. Wie mich meine Forschungen gelehrt haben, ist ihre Verbreitung über den kontinentalen Norden der südosteuropäischen Halbinsel in sehr alter Zeit eine viel weitere gewesen, der grösste Teil des illyrischen Faltengebirges bis zur Adria und bis nach Bosnien hinein war einmal von ihnen besetzt. Das ist von hoher Bedeutung für die Beurteilung sowohl des Illyrischen wie des heutigen Albanesischen. Was man von dem erstgenannten weiss, ist beklagenswert dürftig; nur wenn die messapischen Inschriften aus Apulien und die venetischen aus dem Ostwinkel der Poebene hinzugenommen werden, erhellt sich das Dunkel ein wenig. Die Prüfung der Sprachreste, namentlich der Nomenklatur usw. zeigen in dem illyrischen Idiom ein auffälliges Schwanken, eine merkwürdige Unbeständigkeit der wichtigen, eben erwähnten indogermanischen Lautverschiebung; es herrscht daher ein erbitterter Streit unter den Linguisten, ob das Illyrische der west- oder der ostindogermanischen Gruppe zuzuzählen ist. Ich glaube mich dahin entscheiden zu müssen, dass nach Ausweis der venetischen Inschriften das illyrische Idiom sicher zu den Kentum-Sprachen gehört, durch innige Berührung mit dem Thrakischen aber stark in der Richtung der ostindogermanischen Gruppe beeinflusst und in Süd- und Ost-Illyrien geradezu ganz zu dieser übergegangen ist, weil hier zahlreiche thrakische Volkselemente mitten zwischen den Illyriern geblieben sind: so kommt es, dass das in Süd-Illyrien heute gesprochene Albanesisch Satem-Sprache ist; die Albanesen stammen eben gleicherweise von den Thraken und den Illyriern ab. Ich kann auf dieses sehr wichtige ethnographische Problem der südosteuropäischen Halbinsel natürlich nur andeutungsweise eingehen.

Am sichersten lassen sich die Spuren der einstigen Anwesenheit der Thraken im späteren Königreich Makedonien nachweisen. Bestimmte Tradition und linguistische Analyse der Ortsnamen stellen es ausser allen Zweifel, dass noch in relativ später Zeit das Hauptgebiet und Zentrum des makedonischen Königreichs, die fruchtbare Ebene, die sich nordwestwärts von Saloniki in die Gebirge hineinzieht, im alleinigen Besitze thrakischer Stämme war. Der historische Geograph erkennt deutlich, wie sich dann allmählich die später in Makedonien ansässigen Stämme vorschieben und zunächst in den Bergen im Westen und Nordwesten der Ebene festsetzen. Unter ihnen gelingt es schliesslich den aus der Pindos gekommenen Makedonen, die Ebene selbst zu okkupieren und in diesem begünstigten Landstrich relativ schnell zu staatlicher Entwicklung vorzuschreiten. Die Thraken gehen zum grösseren Teil nach Kleinasien hinüber: das ist die phrygisch-paphlagonische Wanderung.

Die Kesseltäler in den Bergen ringsum bleiben im Besitz der den Makedonen nahe verwandten Stämme, der Eordер, der Oresten, der Lynkesten u. anderer, die zunächst längere Zeit den Makedonen frei und selbständig, sogar als Rivalen in der politischen Entwicklung gegenüberstehen. Von ihnen allen können wir nun zeigen, dass sie entweder Illyrier oder Epiroten sind und einstmals im illyrischen Faltengebirge ihre Heimat gehabt haben. Es ist also ethnographisch unnütz, ja unrichtig, die Makedonen als eine besondere Gruppe unter den Völkern der südost-

europäischen Halbinsel zu unterscheiden; sie gehören vielmehr zu den Illyriern. Ihre Sprache folgt — damit übereinstimmend — der westindogermanischen Lautverschiebung. Im Übrigen hat es gar keinen Wert, das geringe erhaltene Sprachmaterial zu diskutieren, da sich daraus fast nichts für den ursprünglichen Charakter des Makedonischen gewinnen und wesentlich nur die starke Hellenisierung zeigen lässt. Ich begnüge mich, auf das eindringlichste zu betonen, dass alle Versuche, die da und dort immer von neuem gemacht werden, die Makedonen zu einem griechischen Stamme zu stempeln, von Grund aus falsch sind; sie erklären sich nur aus der Unkenntnis des sehr reichhaltigen, historisch-geographischen Materials, das wir besitzen und das keinen Zweifel lässt.

Wenn, wie ich vorhin erwähnt habe, der makedonische Stamm der Oresten zugleich zu den Epeiroten gehört, so ist damit schon die nahe Verwandtschaft zwischen Epeiroten und Makedonen angedeutet. Es lässt sich der Beweis erbringen, dass die makedonischen, epeirotischen und aitolischen Stämme bis zum korinthischen Meerbusen ethnographisch nicht von einander getrennt werden können; ohne dass sie unter sich je eine ethnische Einheit gebildet hätten, müssen sie doch in ihrer Gesamtheit der illyrischen Gruppe angegliedert werden. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn manche Sprachforscher wie die Makedonen so auch die Epeiroten zu Hellenen machen, indem sie die Tatsache verführt, dass seit dem 4.—3. Jahrh. vor Chr. in Epeiros nachweislich griechisch gesprochen wurde. Die Hellenisierung ist im 4. Jahrh. selbst erst erfolgt und wohl durch die in manchen Teilen von Epeiros seit uralter Zeit zurückgebliebenen griechischen Volkselemente sehr gefördert worden.

Das Vordringen der Makedonen in die Ebene von Saloniki, der Epeiroten nach Epeiros sind nur Einzelerscheinungen einer allgemeinen Ausbreitung illyrischer Volkselemente in der südosteuropäischen Halbinsel; als das Endglied erscheint die dorische Wanderung. Eine Reihe schwerwiegender Indizien, die ich jetzt vor Ihnen nicht erörtern kann, haben mich auf den schon früher von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf vertretenen Standpunkt geführt, dass auch die Dorier wie die Aitoler ursprünglich keine Hellenen, sondern ein epeirotisch-illyrischer Stamm waren. Und mit und nach ihnen sind, wie eine scharfe Analyse der Ortsnamen und Dialekte und mancherlei Tradition lehren, zahlreiche andere epeirotisch-illyrische Volkselemente in Hellas eingedrungen und haben ganzen Landschaften wie Boiotien, Thessalien und anderen einen so abweichenden ethnischen und kulturellen Charakter aufgeprägt.

Im Ganzen muss man sich diese Einwanderung allmählich und langsam vorwärtsschreitend vorstellen; sie findet ihre nächste Parallele in der starken albanesischen Einwanderung, die während des Mittelalters nach Griechenland gegangen ist und erhält von dieser manches aufklärende Licht. Es sind im Grunde nahe verwandte Menschen, die im 2. Jahrtausend vor Chr. und die im 2. Jahrtausend nach Chr. aus dem wilden Nordgebirge erst nach Epeiros und dann nach Hellas vordringen.

Nur nebenbei kann ich endlich erwähnen, dass in denselben mittel- und nordgriechischen Landschaften auch thrakische Schwärme in nicht

geringer Zahl Eingang gefunden und sich mit der alteingesessenen hellenischen Bevölkerung langsam verschmolzen haben.

Es ist klar, dass das durch Jahrhunderte andauernde, kontinuierliche Zuströmen fremder, im Grossen zwar unter sich verwandter, aber im Kleinen gewiss recht verschiedenartig schattierter Volkselemente und deren ungleichmässige Verteilung auf die einzelnen hellenischen Landschaften den Hauptanstoss gegeben haben zur Entwicklung so mannigfacher, vielfach sehr stark von einander abweichender Stammesindividuen, deren Vorhandensein auf so engem Raum, deren oft auffällige, innere Gegensätze bei unmittelbarster Nachbarschaft — ich erinnere etwa an Attika und Boiotien — wir staunend wahrnehmen. Ist doch ausserdem damit die Einwirkung der Zuwanderungen noch lange nicht erschöpft; sie greift viel tiefer und veranlasst Verschiebungen und Wanderungen unter der altangesessenen griechischen Bevölkerung selbst, die, wenn sie von den verschiedensten Teilen Griechenlands her sich auf denselben Punkt richteten, eine ethnische Entwicklung einleiteten, wie sie uns in so unvergleichlicher Blütenfülle an den Athenern entgegentritt. Auch hierüber mich weiter zu verbreiten, muss ich mir heute versagen.

Wir sehen uns nun unmittelbar der Frage gegenüber, wie nahe oder wie fern die althellenische Bevölkerung selbst den zuströmenden epeirotisch-illyrischen Elementen stand, die sie so zahlreich in sich absorbierte. Wir haben erkannt, wie die vorhin aufgestellten, kleineren ethnographischen Verbände der Makedonen, der Epeiroten, der Aitoler in Wahrheit der grossen illyrischen Gruppe angegliedert werden müssen. Die Einheitlichkeit, wenigstens nach der linguistischen Seite hin, ist also auf der südosteuropäischen Halbinsel noch grösser, als ich früher andeutete: Eine enggeschlossene, ostindogermanische Gruppe steht einer ebensolchen westindogermanischen gegenüber. Ist es da nicht unwahrscheinlich, dass die Hellenen eine Sonderstellung einnehmen sollten? Zunächst ist sofort klar, dass das der Lautverschiebung der Kentumsprachen folgende griechische Idiom scharf von der thrakischen Gruppe zu unterscheiden ist und auf keinen Fall in nähere Beziehung zu dieser gebracht werden darf; es schliesst sich in dieser Hinsicht der illyrischen Gruppe an. Aber es gehört auch zu dieser nicht in dem Sinne wie das Makedonische oder die epeirotischen Dialekte, vor allem, weil alles gegen eine Ableitung aus Illyrien spricht. Für sicher darf gelten, dass Epeiros einst von hellenischen Volkselementen besetzt war; es scheint ihnen an die Epeiroten verloren gegangen zu sein, ähnlich und zu gleicher Zeit wie den Thraken Makedonien an die Makedonen. Wir finden auch in der Ebene von Saloniki und im Vardartale unzweifelhafte Spuren der Hellenen, von denen wichtig ist zu konstatieren, dass sie von hier nicht durch die Makedonen, sondern durch die Thraken verdrängt worden sind. Daraus folgt nämlich zweierlei: einmal, als Makedonien noch im Besitz der Hellenen war, werden diese im Norden durch die bis an die Adria reichenden Thraken von den Illyriern völlig getrennt; zweitens, die griechischen Volkselemente müssen sehr viel früher auf der südosteuropäischen Halbinsel erschienen sein als die Illyrier. Es wäre daher müssige Spekulation, noch weiter ihrem

etwaigen verwandtschaftlichen Zusammenhang mit den Illyriern nachzuforschen. Soweit wir rückwärts sehen können, bilden sie für uns wirklich eine selbständige ethnographische Gruppe. Dass sie einmal an einem ganz anderen Ort und in einer weit entlegenen Periode in irgendwelchen Beziehungen zu den Illyriern gestanden haben, deutet die Zugehörigkeit des Hellenischen zur westindogermanischen Sprachgruppe an und erweist eine nähere, sprachliche Vergleichung, soweit eine solche mit Hilfe des Materials möglich ist.

Diese Beziehungen im Verein mit mancherlei anderen, hier nicht näher auszuführenden Erwägungen schenken uns aber eine sichere Erkenntnis, dass nicht Griechenland oder seine unmittelbaren Nachbarländer das Ursprungsgebiet der Träger der hellenischen Dialekte gewesen sind, wir werden nordwärts von der südosteuropäischen Halbinsel nach Zentraleuropa gewiesen: die Träger der hellenischen Dialekte gehören zu jenen Volkselementen, die von Norden her in die Europa angegliederte Halbinsel eingewandert sind.

Dorthin zeigte, wie wir früher sahen, der eine Wegweiser der geographischen Betrachtung, der andere wies uns hinüber nach Kleinasien; versuchen wir jetzt, diesem Winke zu folgen. Das Dunkel, der Wirrwarr die Unsicherheit, die besonders dicht ihre Schatten grade über der alten Ethnographie der anatolischen Halbinsel breiteten, sind erst in dem letzten Dezennium dem hellen Licht wirklich eindringender, systematischer Forschung gewichen, und das hohe Verdienst, hier mit einschneidender Kritik und scharfer Analyse des sprachlichen Materials die erste Ordnung geschaffen und ein sicheres Fundament für alle Zeit gelegt zu haben, gebührt dem vortrefflichen Buche Paul Kretschmers „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache". Es ist eines von den nicht gerade zahlreichen „standard works", die der Ethnologe nicht genug zu Rate ziehen kann.

Der Weg, der einzuschlagen war und den Kretschmer so erfolgreich beschritten hat, lag indessen schon lange im Bereich der historischen Geographie. Heinrich Kiepert war es, der zuerst die Aufmerksamkeit auf mehrere charakteristische Eigentümlichkeiten der kleinasiatischen Topologie lenkte; sie betreffen die sehr häufig auftretende Bildung der Ortsnamen mit Hilfe zweier Suffixe, die so typisch sind, dass sie als die sichersten, untrüglichen Führer innerhalb der ethnologischen Forschung Kleinasiens gelten müssen. Wir werden nachher näher auf sie zu sprechen kommen; vorher müssen wir in aller Kürze eine allgemeine Orientierung in der kleinasiatischen Ethnographie zu gewinnen suchen. Ungefähr die nördliche Hälfte der Halbinsel wurde von einer Anzahl Volksstämme bewohnt, die nach nicht mehr anzufechtenden, sicheren Resultaten wissenschaftlicher Forschung der uns heute genügend bekannt gewordenen thrakischen Gruppe angehören und von der südosteuropäischen Halbinsel zugewandert waren. Es sind das die Phrygen, Mysen, Paphlagonen und vor allem auch die Armenier; bis an die Grenzen von Iran, in die Längstäler des Zagrosgebirges, nach Kurdistan und noch südlicher waren einzelne thrakisch-phrygische Stämme vorgedrungen. Ich muss mich natürlich

kurz fassen und hebe nur die wesentlichsten Züge des ethnographischen Bildes hervor, lasse darum z. B. das Problem, das die Lyder stellen, beiseite.

Interessanter für uns ist die Südhälfte Anatoliens, wo sich von West nach Ost in den wilden Tälern des Taurus, den diesem eingeschmiegten kleinen Küstenebenen und auf den an der Innenseite dem Gebirge vorgelagerten Hochebenen die Völker oder Stämme der Karer, Lykier, Pisider, Kappadoken, Kiliken u. a. m. folgen. Sie boten insgesamt lange Zeit des Rätselhaften und Strittigen übergenug; bald hat man ihre Sprachen der indogermanischen, bald der semitischen Familie angliedern wollen. Diese Irrtümer sind von Paul Kretschmer in seiner wundervollen Analyse des vorhandenen Materials endgültig beseitigt worden. Dieses Material bilden, wie Sie wohl wissen werden, zunächst die vielversuchten lykischen Inschriften und die rätselvollen sogenannten hettitischen Hieroglyphen Kappadokiens und Kilikiens. Führen die letzteren auch nach Paul Jensens immerhin ingeniösen Forschungen weiterhin ein völlig problematisches Dasein, so hat selbst eine Reihe der bedeutendsten indogermanischen Linguisten auch dem Lykischen trotz aller Bilinguen nur Weniges bisher zu entlocken gewusst: ich halte aber wenigstens das eine für ganz sicher, dass diese vielen vergeblichen Versuche gerade der Indogermanisten den nicht-indogermanischen Charakter des Lykischen erwiesen haben. Ich hebe nur einen, besonders interessanten Zug der Sprache hervor, die Vokalharmonie, die sofort manchen unter Ihnen an die Turksprachen oder die uralaltaischen Idiome überhaupt erinnern wird.

Lassen wir die undankbaren Inschriften beiseite, so besteht das übrige Material aus einer ungeheuren Masse von Eigennamen, die uns namentlich die griechischen Grabinschriften kennen gelehrt haben. Hier hat Paul Kretschmer eingesetzt und indem er sie in ihrem ganzen Umfange genau durchforschte, kam er trotz des fehlenden oder noch nicht recht verstandenen, direkten Sprachguts zu den schönsten Ergebnissen. Es gelang ihm zunächst, für die südkleinasiatischen Sprachen des Karischen, Lykischen, Pisidischen, Kilikischen und die anderen die Existenz eines gemeinsamen Lautgesetzes festzustellen, nämlich die Erweichung der Tenues vor einem Nasalen zu Mediae. Wenn Sie bedenken, dass nach einem Axiom der Sprachwissenschaft für die dialektische Gliederung die Lautverhältnisse das eigentlich Charakteristische sind; dass in ihnen das intimste, ureigene Leben der Sprachen zum Ausdruck kommt, so werden Sie die fundamentale Bedeutung der besprochenen Erkenntnis ermessen können und verstehen, dass durch sie allein schon die genannten Sprachen als nahe verwandte Dialekte einer Sprache erwiesen werden. Es liessen sich aber noch eine ganze Reihe anderer sprachlicher Vorgänge aufdecken, die namentlich die durch das erwähnte Lautgesetz noch nicht ganz gesicherte Zugehörigkeit des Lydischen und Karischen zu dieser Sprache ausser Zweifel setzten. Die sprachlichen Vorgänge betreffen die Bildung der Personennamen, für die die Suffigierung der Stammwörter durch eine Anzahl von der kleinasiatischen Westküste bis zum issischen Meerbusen immerwiederkehrender und namentlich auch aus den lykischen Texten

selbst belegter Nominalsuffixe erkannt wurde. Endlich schliessen sich zahlreiche andere lexikalische Übereinstimmungen an. Kurzum: Lautgesetze, Wortbildung und Wortschatz erwiesen die Existenz eines neuen, bisher unbekannten Sprachstammes in Kleinasien, der, in viele nahe-verwandte Dialekte zerspalten, die ganze Südhälfte der Halbinsel einnahm und noch im 5.—4. Jahrhundert v. Chr. hier gesprochen wurde; der weder indogermanisch noch semitisch ist, sondern diesen beiden Sprachfamilien ganz selbständig und eigenartig gegenübersteht. Die volle Erschliessung des in den lykischen Inschriften enthaltenen, kostbaren Sprachgutes, die für die Zukunft zu erhoffen ist, wird voraussichtlich das kleinasiatische Idiom, wie ich es kurz nennen möchte, aus dieser Isolierung befreien, und wenn man einigen, recht beachtenswerten Indizien schon jetzt glauben darf, dürfte einmal der Anschluss des Kleinasiatischen nach Innerasien an die Gruppe der uralaltaischen Sprachen erfolgen. Ich will nur andeuten, dass ich bei meinem Studium der armenischen, syrischen, persischen Namenklatur, die in einem sehr starken Prozentsatz weder aus dem Semitischen noch aus dem Indogermanischen erklärt werden kann, Spuren einer Verwandtschaft mit der kleinasiatischen entdeckt habe.

Um die Stellung des kleinasiatischen Idioms in der Halbinsel selbst aber recht zu würdigen, müssen wir vor allem seinen etwaigen Spuren im phrygisch-paphlagonischen Norden nachgehen; das führt uns wieder auf die beiden vorhin schon kurz erwähnten typischen Ortssuffixe. Das eine von ihnen besteht in der Lautverbindung $\nu + \delta$, zeigt also die Einwirkung des uns bekannten Lautgesetzes und ist als Suffix in der Personennamenbildung nachweisbar. Unvergleichlich häufiger erscheint es aber in der Topologie; mit ihm abgeleitete Ortsnamen treten in erstaunlicher Zahl in Karien, Lykien, Kilikien, kurz, im ganzen Bereiche der kleinasiatischen Sprache auf und beherrschen hier geradezu die geographische Nomenklatur. Als Beispiele nenne ich Namen wie Kary-anda, Kady-anda usw. Ebenso oft begegnet aber auch das zweite, es spielt in der Personennamenbildung eine erste Rolle, wird auf den lykischen Inschriften mit -ζ geschrieben und sonst im Griechischen gewöhnlich mit σ oder $\sigma\sigma$ transscribiert: z. B. Sagalassos, Term-essos, Olb-asa. Andere, weniger wichtige Suffixe reihen sich an, sollen aber hier beiseite bleiben.

Ich habe mich nun der Aufgabe unterzogen, an der Hand des bisher über die kleinasiatischen Sprachen überhaupt Festgestellten die alte Nomenklatur des Nordens der Halbinsel zu untersuchen und gefunden, dass auch dort neben denselben Wurzelstämmen vor allem auch die charakteristischen Suffixe der Ortsnamenbildung auf Schritt und Tritt überraschend häufig vorkommen und zwar in immer höherem Prozentsatz, je weiter wir von dem abgeschlossenen mysischen Bergland im Westen auf den inneren Hochebenen nach Kappadokien und dem Osten vorschreiten. Analog zeigt sich, dass die im Nordwesten recht zahlreichen, sicher phrygisch-thrakischen Namen nach dem Innern zu immer seltener und seltener werden. Besonders interessant und Ihrer Aufmerksamkeit wert ist aber das Gebiet nahe dem östlichen Winkel des schwarzen Meeres. Noch heute existieren in dem wilden, sehr hohen Küstengebirge

von Trapezunt nahe der armenischen Grenze sehr zahlreiche griechische Dörfer, deren Namen mit jenem klein-asiatischen Ortssuffix $\nu + \delta$ durch Ableitung von Familiennamen gebildet sind. Der hier gesprochene griechische Dialekt zeichnet sich überhaupt durch eine seltsame, der neugriechischen Sprachentwicklung ganz fernstehende Altertümlichkeit aus, so dass diese „Griechen" der ethnographischen Forschung viel zu versprechen scheinen. Ich hoffe, dass mir Gelegenheit wird, Trapezunt zu besuchen und das Bergland zu durchforschen. Es dürfte Sie interessieren, wenn ich Ihnen bei dieser Gelegenheit nebenbei von einem anderen seltsamen Fortleben alt-kleinasiatischen Sprachgutes in einem heutigen griechischen Dialekt Anatoliens berichte. Der athenische Universitätsprofessor Karolides hat nämlich in seinem kappadokischen Heimatdialekt einige Zahlwörter aufgedeckt, die weder griechisch sind, noch sonst aus einer anderen Sprache erklärt werden können; ich konnte mich bei meinem Aufenthalt in Caesarea vor drei Jahren von der Richtigkeit der Angaben überzeugen.

Die letzte Schlussfolgerung aus all den Ihnen vorgetragenen Beobachtungen liegt klar auf der Hand: ehe die Thraken über den Bosporos herüberkamen, lebten in Phrygien, Bithynien, Paphlagonien usw. Menschen, die dieselbe kleinasiatische Sprache redeten, wie sie im südlichen Anatolien in weiter Ausdehnung noch zur historischen Zeit fortbestand. Es gab also eine Periode, in welcher die anatolische Halbinsel ein einheitliches, nur dialektisch differenziertes Sprachgebiet war: das kleinasiatische Idiom stellt sich uns, soweit wir zurückblicken können, als die älteste, die autochthone Sprache Kleinasiens dar — das ist das wichtige Ergebnis.

Um neue Gesichtspunkte zur ethnologischen Betrachtung des Hellenenvolkes zu gewinnen, haben wir uns so eingehend in Kleinasien umgesehen. Wenn wir nun nach Griechenland zurückkehren, das Gewonnene zu verwerten, möchte ich zunächst wenigstens mit einigen Worten der mancherlei Überlieferung gedenken, die nach Kleinasien weist. Ich darf Sie zuerst an die Berichte der hellenischen Historiker erinnern, die von der einstigen weiten Verbreitung der Karer über den ganzen Archipelagus und der darauf folgenden radikalen Verdrängung desselben Volkes hinüber nach Asien wissen. Wir haben die Karer unter den gröseren autochthon-kleinasiatischen Völkern kennen gelernt. Welche Rolle sie in manchen Theorien über die älteste ägäische Kulturentwicklung spielen, haben Sie gewiss gehört; ich muss es mir heute leider versagen, die völlige Unmöglichkeit und Irrtümlichkeit dieser „karischen" Hypothese vor Ihnen zu erweisen und zu zeigen, wie von Grund aus falsch es ist, in dem kleinasiatischen Volke die Schöpfer und Träger der sogenannten mykenischen, jetzt als kretisch erkannten Kultur und Kunst zu sehen. Über den Archipelagus gehen die Spuren dieser Karer zum griechischen Festland selbst hinüber. Wir hören von einem Zeus Karios in Boiotien, der uns an den stierköpfigen, unter dem Symbol der Doppelaxt verehrten Gott von Labraunda erinnern mag. Karia heisst die Burg von Megara und Kar der Urkönig desselben Isthmusstaates, dessen Grabmal man noch später an der berüchtigten skironischen Strasse sah. Aristoteles endlich macht die

höchst wichtige und interessante Angabe, in Epidauros und Hermione auf der argolischen Halbinsel hätten noch zur Zeit der dorischen Wanderung „Karer" gewohnt, mit denen allmählich aus der attischen Tetrapolis herbeigekommene Jonier verschmolzen wären. Wir wissen, dass im Osten Kretas bis in die hellenistische Zeit hinein sich ein Rest uralten Volkstums mit einer eigenen Sprache erhalten hat; dass in den Orten Skylake und Plakia an der Propontis noch im 5. Jahrh. gleichfalls ein kleines Enklave des kleinasiatischen Idioms mitten im phrygisch-thrakischen Sprachgebiet bestand; dass Ähnliches in der Troade der Fall war: solche Parallel-Erscheinungen lassen keinen Zweifel an der Richtigkeit des Aristotelischen Berichtes aufkommen. Es muss in diesen abgelegenen, auf Landwegen nicht leicht zu erreichenden Winkeln der argolischen Halbinsel ein fremdes, nicht-hellenisches Volkselement bis in historische Zeit unvermischt geblieben sein und eine Sprache geredet haben, die nahe Verwandtschaft mit der karischen verriet, wie etwa noch heute die griechischen Albanesen länger als sechs bis sieben Jahrhunderte die Sprache ihrer Vorfahren behalten haben.

So ist uns also kleinasiatisches Volkstum an einer Stelle in Hellas direkt bezeugt. Indessen bietet solche vereinzelte, durch Zufall auf uns gekommene Nachricht höchstens eine interessante Bestätigung des auf anderem Wege sicher zu Erschliessenden. Unsere gelehrten Lexikographen betonen selbst, dass ein ansehnlicher Teil des griechischen Vokabulars etymologisch nicht zu fassen ist und jedenfalls nicht griechisches, fremdes Sprachgut darstellt. Das zeigt sich besonders auffällig bei den Namen einheimischer Vögel, Fische und Pflanzen und lässt gewiss nur die eine Erklärung zu, dass diese Namen einer in Hellas autochthonen, dem Griechischen voranliegenden Sprache angehören, aus der sie die zugewanderten Hellenen für die ihnen neuen mittelländischen Gewächse, Tiere usw. entlehnten. In noch viel stärkerem Masse wird aber derselbe Vorgang in der geographischen Nomenklatur des alten Griechenlands beobachtet: er ist hier so eklatant, dass Heinrich Kiepert erklären konnte, überhaupt nur ein ganz verschwindender Prozentsatz aller hellenischen Ortsnamen sei griechischer Herkunft, für die meisten fehle jegliche Möglichkeit einer etymologischen Ableitung durchaus — ich füge hinzu, sowohl aus dem Griechischen selbst wie überhaupt aus dem Indogermanischen. Und zwar sind es gerade die bekanntesten Namen, die jeder Erklärung spotten: Athenai, Tanagra, Argos, Mykenai, Tiryns, Thebai, Korinthos, Olympos, Parnassos, Larisa usw. sind wirkliche Fremdwörter. Es ist geradezu spasshaft, die Modernen wie die Alten mit den gewagtesten Etymologien sich abplagen zu sehen und zu hören, etwa dass das steinige Athen, dessen dürrer Felsboden das ganze Jahr über eine starrende Einöde ist, eine „Blumenstadt" bedeute, oder dass Mykenai von „μύκης-Pilz" herkomme (Pausanias 2, 15, 3).

Wenn Sie nun alle diese unerklärlichen Ortsnamen in einer Liste vereinigen, so werden Sie überrascht sein, wie häufig darunter wiederum Bildungen auftreten, die sich durch die Ableitung der Wurzelwörter mit zwei bestimmten Suffixen charakterisieren: das eine setzt sich aus den

Lauten $\nu + \delta$ zusammen, das andere ist der Sibilant σ oder $\sigma\sigma$. Pott dürfte in seinen „Personennamen" (p. 451 ff.) zuerst auf diese beiden Klassen aufmerksam gemacht haben. Ich darf Sie nicht durch Aufzählung der ganzen grossen Liste ermüden: Namen wie Korinthos, Tirynthos, Erymanthos, Saminthos, Zakynthos oder Parnassos, Ilisos, Kephisos, Larisa, Poikilassos sind Ihnen geläufig. Das Ortssuffix auf $-\alpha\sigma$ ist natürlich ohne irgendwelche Veränderung des Lautbestandes das uns aus Anatolien wohlbekannte. Anders scheint es um das zweite zu stehen, das in Kleinasien $\nu + \delta$, in Hellas $\nu + \vartheta$ geschrieben wird. Indessen ist die Verschiedenheit nur scheinbar, da sich lautgesetzlich in dem kleinasiatischen $\nu + \delta$ älteres $\nu + \tau$ birgt und ebenso das griechische $\nu + \vartheta$ auf ein $\nu + \tau$ zurückgeht. Also diesseits wie jenseits des ägäischen Meeres dieselbe Bildung der geographischen Namenklatur durch dieselben, der kleinasiatischen Sprache angehörenden Suffixe. Wir stehen vor dem zweiten Hauptergebnis unserer Betrachtung: durch jene typischen Merkmale der Topologie wird ebenso wie für den in historischer Zeit thrakisch-phrygisch sprechenden Norden Kleinasiens so für Griechenland und die Inseln des Archipelagus die einstige Herrschaft des autochthon-kleinasiatischen Idioms erwiesen. Ehe die Hellenen einwanderten, sassen in Griechenland wirklich Menschen, die sprachlich und gewiss auch anthropologisch dem kleinasiatischen Stamme nächstverwandt waren.

Ich betone, dass die so abgeleiteten Ortsnamen, wenn sie auch im östlichen Hellas besonders zahlreich vorkommen, doch in keiner Landschaft ganz fehlen: das kennzeichnet die ehemalige Ausdehnung des kleinasiatischen Stammes über ganz Griechenland und ich darf sofort hinzufügen über einen grossen Teil der südosteuropäischen Halbinsel überhaupt, denn die Verbreitung jener Namen macht nicht Halt an der Nordgrenze von Hellas, sondern umfasst auch Makedonien und besonders Thrakien.

Unser, auf die Morphologie der Nomenklatur gestützter Beweis wird schliesslich durch wertvolle lexikalische Gleichungen zu einem vollkommenen gemacht: eine grosse Zahl jener aus dem Hellenischen nicht zu erklärenden Ortsnamen Griechenlands kehrt entweder völlig unverändert oder mit geringen lautlichen Differenzen auf kleinasiatischem Boden wieder. Als Beispiele brauche ich auch hier nicht unbekannte Orte hervorzusuchen, sondern wieder bieten sich die in der Geschichte am meisten genannten und jedem Gebildeten geläufigen dar: Athenai, Theben, Argos, die thebanische Burg Kadmea, Ida, Parnassos, Marathon, Tanagra, Larisa, Olympos und viele andere mehr. Manche Namen haben eine allgemeine Bedeutung und begegnen darum öfters in verschiedenen Gegenden: so Larisa, das „Burg" bezeichnet, so Argos, das an der „Ebene" haftet, so Olympos, das einfach „Spitze, Gipfel" bedeutet und darum nicht bloss dem majestätischen, fast 3000 m hohen Götterberge, sondern auch ganz niedrigen Erhebungen beigelegt wird. Besonders interessant ist Arna mit der Bedeutung „Stadt" oder dergleichen, in zahlreichen Zusammensetzungen von Syrien und Armenien bis zur Westküste Griechenlands, ja bis Apulien verbreitet.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen, in denen ich mich mit Absicht auf die Kardinalfragen beschränkt habe, und ich darf schliessen mit einem Rückblick und einem Ausblick zugleich. Als die hellenischen Stämme oder wie ich absichtlich immer wieder mich ausdrücken möchte — die hellenischen Volkselemente, von Zentraleuropa kommend, an den Grenzen Griechenlands erschienen, fanden sie hier eine ältere und darum von uns autochthon zu bezeichnende Bevölkerung vor, die das am weitesten westwärts vorgeschobene Glied des von uns festgestellten und nach seiner Hauptheimat „kleinasiatisch" benannten Stammes darstellt. Das Fortleben der autochthonen geographischen Nomenklatur beweist, dass diese Ureinwohner in sehr ansehnlichen Massen, vielleicht sogar ohne nennenswerte Verminderung überhaupt im Land geblieben sind. Es muss also gewiss sehr lange Zeit ein Zustand des Durcheinanderwohnens der beiden Volkselemente geherrscht haben, während dessen wohl die Autochthonen wie zuvor im Besitze des besseren Landes blieben — hier müsste eine weiterausholende Betrachtung einsetzen, zu der es nicht an Gesichtspunkten und Material fehlt. Jedenfalls ist soviel klar, dass sich in der Folgezeit allmählich ein Verschmelzungsprozess angebahnt hat, der den bedeutendsten Grundstein zu dem ἔθνος der Hellenen legte.

Auch von philologischer Seite kommt man immer mehr dazu, nach dieser Erkenntnis zu handeln und Untersuchungen in den Vordergrund zu stellen, die vor allem in der hellenischen Religion dem von jener kleinasiatischen Urbevölkerung überkommenen Erbe nachgehen. Es sind da schon jetzt schöne Resultate erzielt worden, mit denen ich meine Ihnen gebotenen Ausführungen über den ethnographischen Zusammenhang des ältesten Hellas mit dem ältesten Kleinasien hätte weiter stützen können, wenn die Zeit es erlaubte. Überhaupt muss die Umschau gerade auf religiösem Gebiete im östlichen Mittelmeerbereiche eine viel weitere werden, vieles erscheint in ganz anderem und neuem Lichte.

Zwei weitere Kapitel aber müssten sich sofort an das Ihnen heute Abend Dargestellte anschliessen und es müsste in ihnen der Versuch gemacht werden: erstens — jene beiden Volkselemente anthropologisch zu fassen und zweitens — die Stellung zu bestimmen, die das eine und das andere bei der Entstehung und Entwicklung der ältesten ägäischen Kultur bis hinab auf das mykenische Zeitalter eingenommen haben.

Ich hoffe noch einmal Gelegenheit zu haben, wenigstens das erstbezeichnete Problem nach meinen Beobachtungen im Lande, nach meinen Museumsstudien und dem von mir gesammelten, kraniologischen Material vor Ihnen behandeln zu dürfen.

Hr. Oppert: Indem ich Hrn. Kiessling für seinen interessanten Vortrag danke, erlaube ich mir, nur einige kurze Bemerkungen zu machen. Es scheint mir zunächst, dass der Vortragende, wenngleich er wohl mit Recht auf den überwiegenden Einfluss des Ostens auf Griechenland hinweist, die vom Westen von Italien ausgehende Einwirkung ausser Augen lässt. Was nun die drei in Altgriechenland sich bemerkbar machenden Sprach- und Völkergruppen betrifft, so beschränken sich diese nicht nur

auf Griechenland, sondern beeinflussen mehr oder weniger die ganze uns berührende Alte Geschichte. Sie lassen sich im Osten wie im Westen nachweisen, und erinnere ich hier nur an die dreisprachigen Keilinschriften des Perserkönigs Darius Hystaspis, in denen er seinen Völkern seine Ruhmestaten kundtut. Die Altpersisch, Assyrisch-Babylonisch, Medisch-Turanisch abgefassten Proklamationen entsprechen in gewisser Weise den drei von Hrn. Kiessling in Griechenland nachgewiesenen arischen, semitischen und turanischen Volks- und Sprachtypen, letztere dem kleinasiatisch Phrygisch-Lykischen entsprechend. Diese drei Stämme repräsentieren gewissermassen die drei Strata der Bevölkerung Altgriechenlands, das turanische stellt die älteste, das semitische die zweitälteste und das griechisch-arische die jüngste Volksschicht dar; eine Behauptung, die nicht das bezw. Alter der drei Stämme, sondern nur die Aufeinanderfolge ihres Auftretens in der Kulturgeschichte der Menschheit bezeichnen soll.

(18) Hr. Hahne spricht

über die Beziehungen der Kreidemühlen zur Eolithenfrage.

Bei wissenschaftlichen Fragen, die noch nicht genügend tiefgehende Bearbeitung erfahren haben und an deren Erörterung daher auch viele Halblaien und einseitige Beobachter teilnehmen, ist es eine gewöhnliche Erscheinung, dass jede neue „Entdeckung" je nach dem ersten Eindruck, den sie hervorruft, die diskutierenden „Parteien" übers Ziel schiessen lässt. Dieses Schicksal hat bisher auch die sogenannte Eolithenfrage gehabt, zumal da sie besondere Schwierigkeiten birgt, so das Erfordernis, dass Geologie und Archäologie zusammenarbeiten müssen an ihrem Studium. Ausreichende Vereinigung von beiderlei Kenntnissen oder genügende Zusammenarbeit von Vertretern der beiden Wissenschaften war bisher leider kaum zu erreichen; daher viele Fehler im einzelnen bei den Beobachtern, daher viel Aufbauschen der Fehler des eventuellen „Gegners", daher das Dreinreden so vieler Unberufener, alles zum Schaden der Sache.[1]) Ich möchte heute eine einschlägige „Entdeckung", die infolge der bezeichneten Gründe grossen Eindruck gemacht hat, auf das ihr gebührende Mass von Bedeutung zurückführen: die mit grosser Ekstase von den Eolithengegnern publizierten und voreilig ausgenutzten Beobachtungen an den Silexzertrümmerungsprodukten aus den sogenannten Kreidemühlen. Ihre „Entdeckung in Mantes in Frankreich soll nämlich allen als Menschenartefakte angesehenen Silexen, die älter als das Chelléen sind, den Todesstoss versetzen, weil diese Kreidemühlen angeblich alle „Typen" der sogenannten Eolithindustrien völlig in derselben Ausbildung liefern, wie z. B. die belgischen Eolithenfundplätze. Der Entdecker dieser Dinge ist Hr. Laville, ein Präparator von der École des mines in Paris; er hat nur eine kurze Notiz darüber in einer naturwissenschaftlichen Jugendschrift veröffentlicht.

1) Die einen kennen nur Eolithen (oft recht mangelhaft) und sehen infolgedessen keine Pseudoeolithen, die anderen sehen überall Pseudoeolithen, weil sie die Eolithen nicht gründlich kennen. So wirkt denn auf mancheinen das Wort „Eolithen" heute wie ein rotes Tuch!

Dann hat der Geologe Boule darüber berichtet („Anthropologie", Tome XVI, März-April 1905). Schliesslich ein Dr. Obermaier in Paris (zunächst im Beiblatt der Münch. allg. Zeitung vom 23. Juli 1905; gleichzeitig ungefähr brachte er eine Voranzeige im Corr.-Blatt, und im 1. Heft des Archiv f. Anthrop., IV. Bd., N. F. 1905, erschien dann von Obermaier ein grösserer Aufsatz über die Kreidemühlen usw.). Ich selbst lernte nun die Kreidemühlen und ihre Wirkung auf Rügen kennen (Sassnitz, Küsters Bruch), wo ich seit Anfang 1904 vielfach anderweitige Beobachtungen und Experimente[1]) im Interesse der „Eolithenfrage" gemacht habe. Beim Kongress in Salzburg (August 1905) habe ich auf Grund meiner eigenen Beobachtungen bereits die dort von Birkner vorgelegten Originale aus Mantes kurz kritisiert und genau untersucht und kann sagen, dass in Mantes und Sassnitz im ganzen Identisches in den Kreideschwemmereien fabriziert wird, sogar aus gleichartigem Silex (Senon). An der eingehenderen Vergleichung der in den Kreidemühlen entstehenden Silextrümmer mit Menschenartefakten habe ich ganz kürzlich während meines zweiten, achttägigen Aufenthaltes bei Rutot gearbeitet; denn nur das Urmaterial ist bei wissenschaftlichen Vergleichungen ausschlaggebend, weder (gegen Boule, Obermaier u. a. sage ich das) Materialproben, noch Abbildungen, noch gar Erinnerungsbilder. Im Folgenden will ich einige Hinweise geben für eine wirkliche Vergleichung und Verwertung der „Eolithentrugformen" aus den Kreidemühlen. Ich lege mein Sassnitzer Material zugrunde, das ich für i. G. analog mit dem von Mantes halte.[2])

Betreffs der in Frage kommenden Vorgänge muss ich aber leider auf Abbildungen und Beschreibung in Boules und Obermaiers Arbeiten verweisen. Als wirklichen Unterschied zwischen Mantes und Sassnitz führe ich an, dass die vier Arme der Turbine in Sassnitz abwechselnd je einer mit den eisernen Harken oder eisernen Ketten montiert sind.[3])

Für eine einigermassen zweckmässige Beschäftigung mit der vorliegenden Sache ist es nützlich, zunächst die Boule-Obermaierschen Publikationen zu besprechen:

I. Die Boulesche Arbeit charakterisiert sich nicht gerade vorteilhaft durch ihre photographischen Abbildungen, die sämtlich stark retouchiert sind, und zwar gerade an den wichtigsten Stellen der Ränder; Boule dürfte sich also gar nicht auf sie berufen. Die abgebildeten Stücke sind für Boule „verblüffend" (étonnants); nach meiner Meinung ersieht man daraus, dass er also von den Rutotschen Eolithen keine rechte Vorstellung hat. Dass Boule sich mit den Rutotschen Arbeiten und Material nicht ge-

1) Untersuchung von Moränen, Sanden, Steilküsten usw. vergl. Kongressberichte Greifswald, Breslau 1904, Salzburg 1905.

2) Auf Wunsch des Hrn. Obermeier habe ich neuerdings die in Salzburg vorgelegten Originalserien zur nochmaligen Prüfung zugesandt erhalten durch die Güte des Hrn. Professor Ranke. (s. Nachtrag.)

3) Ich erinnere kurz daran, dass es sich hier handelt um zylindrische gemauerte Bottiche, in denen die Holzkreide durch senkrecht stehende Turbinen „durchgerührt", und somit von dem groben Gesteinsbeimischungen befreit wird; diese bleiben in den Bottichen zurück, die Kreide wird durch Wasser abgeschwemmt.

nügend befasst haben kann, um derartige Urteile, wie er sie fällt, zu begründen, zeigt sich mehrfach. Ich erwähne nur z. B. (S. 2), dass die beabsichtigte Gesamtform den Eolithen zwar fehlt, dass aber eben durch Verarbeitung und Zerarbeitung in der Hand des Menschen sowie durch „Handlichmachen" die gebrauchten Silexe meist recht charakteristische Formen annehmen. — (S. 2) In den wichtigsten belgischen Eolithenlagern finden sich die Artefakte ja gerade nicht in den Schottern und Sanden überall und eben keineswegs immer mit paläolithischen Funden zusammen, sondern meist nur in besonderen hangenden Schichten derselben (tapis) und an vielen Fundstellen verschiedene „Industrien" in verschiedenen Schichten! — (S. 3) In Belgien zeigen die Eolithenlagen also eben nicht den „caractère torrentiel". — (S. 6) Dass die Vorgänge in der Kreidemühle völlig den Vorgängen in den Flüssen entsprechen, ist eine kühne Behauptung: wenn auch der Rhône bei Hochwasser dieselbe Geschwindigkeit hat (4 *m*) wie die Schwemmassen der Kreidebottiche, so muss doch die Dynamik in den zylindrischen Gefässen gänzlich anders sein als im geradeaus fliessenden Fluss, wo die Schotter sich bekanntlich nur „übereinander schieben" beim Vorwärtsgleiten, und eiserne Harken schwimmen auch in keinem Fluss.[1]) Boule teilt letzteren keine Bedeutung zu (S. 5), aber auf den Silextrümmern haben sie ihre Spuren recht deutlich hinterlassen, als Metallkritzeln. Die Ausführungen (S. 6) über die „véritables retouches" und über die „Typen" mit Fig. 5—15 beweisen klar, dass Boule eine unzureichende Vorstellung hat von dem, was Rutot und andere ernste Forscher für Eolithen halten; dass nicht jeder zerbrochene oder zerschundene Kiesel Menschenartefakt ist, wissen doch wohl alle ernst zu nehmenden unter den Verteidigern der Eolithen, auf die Boule im ganzen verachtend herabsieht: „ce genre". Die Schriften, auf die sich Boule beruft, sind ungenügende Hilfstruppen: Personalkritik dürfte in der Wissenschaft gelegentlich am Platze sein, damit Zitate grösseres Gewicht bekämen und Urteile festere Begründung.

Im ganzen ist die Boulesche Arbeit sehr kurz und bündig, man muss Boule recht vieles glauben. Verkehrt ist der Vergleich zwischen Kreidemühlenrückständen und Flussschottern u. a. Die Forderung, man solle Menschenskelette aus Eolithenlagern bringen, ist recht ideal: kennen wir etwa den Chelléenmenschen?[2]) Boule erkennt übrigens an, dass in späteren Industriestufen „Eolithenformen" vorhanden sind, dass der Mensch im Tertiär gelebt und sich entwickelt hat, dass auch primitivere Industrien dem Chelléen voraufgegangen sein müssten; er hofft auch, sie würden dereinst gefunden werden, — aber die europäischen Eolithen hasst er nun einmal seit 20 Jahren, sie genügen ihm nicht, obwohl sie für mehr und mehr Forscher und für alle, die die belgischen z. B. wirklich kennen, gerade jene voraussetzenden Industriestufen darstellen. Das so wichtige

1) Ich habe in der Elbe trotz jahrelangem Sachens nichts ähnliches, wie in den KM. gefunden. Die vielen Silexe des Elbkieses sind aus dem Diluvsum ausgeschwemmte, in der Elbe nur weiter abgerollte und polierte Stücke.

2) Rutot hält aus rein geologischen Gründen den Galley-Hill-Schädel für zugehörig zum Mafflienhorizont.

Strépyen Rutots erwähnt Boule gar nicht, ebenso spricht er nie von eigenen Experimenten!

Mir scheint aus den Schlussfolgerungen und dem bündigen Aburteilen nur eine unzureichende Beherrschung des bekämpften Materiales und Verkennung der Schwierigkeiten hervorzugehen!

II. Alles von der kurzen Arbeit Boules gesagte gilt zum Teil in erhöhtem Masse von den Aufsätzen Obermaiers; er scheint sich mit dem Tertiärmenschen überhaupt nicht befreunden zu können, das bezeugen die Gedankengänge seiner Äusserungen. Seine Arbeit im Archiv ist im ganzen eine Ausarbeitung der Bouleschen; sie geht gar nicht ein auf die wichtigsten Punkte der Frage, behandelt die Literatur, zumal die deutsche (besonders tut dies auch der populäre Zeitungsartikel!!), mindestens recht unanschaulich[1]), zieht aber ohne Begründung mit Feierlichkeit Schlüsse und fällt Urteile, die wir ernstlich zurückweisen! Jedenfalls dient Obermaiers Arbeit nicht zur Aufklärung; der ernste Leser wird dort vergeblich das „neue Licht" suchen, das er „in das Problem bringen" will.

Die zahlreichen Photos sind zwar meist unretouchiert[2]), beweisen aber dasselbe halbe Verständnis für das Bekämpfte, wie die Boules. Die zum „Vergleich" für den wissbegierigen Leser beigefügte Auswahl Rutotscher Zeichnungen ist geradezu erstaunlich schlecht wiedergegeben (durch mangelhafte Abzeichnung oder Durchpausung!). Die ziemlich am wenigsten bezeichnenden Abbildungen aus Rutots Arbeiten sind hier zusammenhanglos wiedergegeben. Dass Obermaier diese zwei Tafeln für genügend hält, um „dem Leser eine persönliche Vergleichung zu ermöglichen", zeigt, dass er nicht gerade objektiv und verständnisvoll dem bei Rutot Gesehenen gegenübersteht. Weil diese Arbeit in der grossen deutschen Zeitschrift erschienen ist, werde ich auf sie an anderer Stelle (Centralblatt) zurückkommen.[3])

III. Von den Resultaten meiner eigenen Untersuchungen gebe ich folgende als Grundlage weiteren Ausbaues der exakten „naturwissenschaftlichen" Forschungsmethode für unsere Frage[4]):

Zur Vermeidung der Fehler von Boule und Obermaier halte ich für die Hauptsache, die zu vergleichenden Dinge nebeneinander zu zeigen und Schritt für Schritt zu vergleichen, im Sinne eines ärztlichen „begründeten Gutachtens".

1) Vergl. Referat meines Vortrages in Salzburg, Kongress 1905.

2) Allerdings gerade die sehr interessante Fig. 8, Tafel XXIV desto tüchtiger.

3) Während der Drucklegung konnte ich das Manuskript einer Arbeit Rutots einsehen, in welcher (Bull. de la soc. d'antrop. belg.) die O.sche Arbeit sehr eingehend widerlegt wird.

4) Auf Grund eben dieser vielseitigen Betrachtungsart, die von uns von vornherein schriftlich und mündlich vertreten ist, hat Verworn ganz kürzlich sehr wertvolle Resultate bei seinen Ausgrabungen im Cantal gewonnen. Er vergleicht diese Methode sehr treffend mit der ärztlichen Diagnostik. Ich verweise empfehlend auf die Arbeit in den Abhandlungen der Kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen, Math.-phys. Klasse, N. F., Bd. IV, 4.

Ich habe Ihnen hier folgende Serien aufgestellt:

A. Wahllos dem Waschbottich der Kreidemühle (mit KM. im folgenden bezeichnet) entnommene (durch einen Arbeiter) Silextrümmer.

B. Ausgewählte, möglichst eolithenähnliche Stücke ebendaher; die betreffenden Stücke je in einem Kästchen mit denjenigen Eolithenformen, denen man sie etwa vergleichen könnte. Die Eolithen stammen aus dem Horizont des reinen Mafflien von St. Symphorien und dem des reinen Mesvinien von Helin-Spiennes und sind mir von Rutot geschenkt; es sind nicht „hervorragend" gute Stücke, dagegen sind die KM.-Silexe das „Beste was es dort gibt".

Der Zweck und Wert der folgenden Betrachtung ist: Hier liegen uns sichere Zufallsprodukte vor; wie sehen diese aus? haben sie Ähnlichkeit mit dem, was unter dem Namen „Eolithen" für geologisch und archäologisch älteste Menschenwerkzeuge gehalten wird? Wie weit geht die Ähnlichkeit? Was folgt aus ihr bezüglich der Beurteilung der „Eolithen"?

Wie weit der Vergleich statthaft ist zwischen dem Vorgang in der KM. und in der Natur, haben wir schon berührt. Das entscheidende Wort hierüber muss die Geologie sprechen. Ausführliche Behandlung dieses Themas s. in der oben zitierten im Druck befindlichen Arbeit Rutots. Die Folgerungen aus diesem Vergleich liegen jenseits unseres heutigen Themas. Ich bemerke, dass ich heute nur die belgischen Eolithen zum Vergleich heranziehe. Auch an den Cantalsilex von Klaatsch und Verworn sah ich das gleiche Verhalten. Betreffs der Ausdrücke verweise ich besonders auf Z. f. E. 1904, Heft 6.

A. Analysieren wir zunächst mit Vorurteilslosigkeit und absichtlicher Gründlichkeit das wahllos genommene Material:

Es sind erstens eine Menge mehrweniger verletzter Knollen; wenige kleinere intakt, kaum einer von Faustgrösse (die ganz grossen werden bereits im Kreidebruch ausgesondert.[1]) Alle Stücke tragen noch hier oder da Reste der kreidigen Kruste, die auch nach dem Waschen oft noch stark abfärbt.[2]) Die meisten Knollen haben mehrere Verletzungsstellen und zeigen dort Absprengungen nach allen Seiten.

Die überwiegende Masse sind mannigfache Trümmerformen, unter denen nicht wenige grössere Absplissflächen zeigen mit Schlaghügel oder Schlaghügelbett (negativ) bzw. nur Reste davon (s. unter Nr. 6). Selten sind Stücke vom Kubikinhalt etwa einer Streichholzschachtel. Die meisten Stücke sind vieleckig, nur wenige haben Scheibenform, wobei die Flächen ganz selten parallel sind. Ganz wenige nur können mit „lames", länglichen schmalen Spänen mit parallelen und gleichgerichteten Absplissflächen verglichen werden.

Die ursprünglich scharfen Kanten und Schneiden aller grösseren Trümmer sind durchgängig beschädigt in verschieden hohem Masse: Lange

1) Viele Stücke kommen durch Pickelhiebe, Verladung usw. schon verletzt in die Bottiche; manche mit schönen Absplisszeichen, das darf nicht vergessen werden!

2) Bürsten und Reiben entfernt Kreide und auch Metallkritzeln!

und spitzwinklige stark, kleine und stumpfwinkligere weniger; unter vielen hundert Stücken meines Materiales habe ich einen etwa 5 *cm* langen Krustenabspliss mit fast unbeschädigter Scharfkante gefunden (s. unter Nr. 2). Die Zertrümmerung der Kanten besteht meist in Absplitterungen sehr verschiedenen Kalibers, deren Verlaufsrichtung (an der Lage des Schlaghügels und der Schlagwellen zu erkennen) meist durchaus regellos ist in bezug zu den beiden Flächen, die die jeweilige Kante bilden: sie liegen teils auf der einen, teils auf der andern, sind fast nie „systematisch" nebeneinander gereiht; es sind also die Kanten nicht auf längere Strecken mit nach derselben Fläche verlaufenden Verletzungen versehen; diese sind vor allem nicht regelmässig, „systematisch übereinander geschichtet", also nicht so, dass zunächst wenige grössere nebeneinander liegen und dann an dem Rande der so durch sie neugeschaffenen Fläche eine Reihe kleinerer folgen und so fort, so dass die zuletzt erfolgten Verletzungen der Kante das kleinste Kaliber hätten!

Die grossen und kleinen Absprengstücke, deren Negativ (Bett) diese an den Kanten sichtbaren Verletzungen sind, finden sich in dem sandigen Kreideschlamm, der in der Masse der Mühlenrückstände verteilt ist: es sind kleine, meist winzige Absplisse sehr verschiedenen Kalibers und sehr verschiedener Form, wenige dicke oder dünne schuppenförmige, muschelförmige, viele eckige unregelmässige Splitterchen; in ihrer Gesamtheit eine Wiederholung der Formen der grossen Trümmer, aber mit auffällig mehr intakten Rändern. Wenige sind regelmässig oder unregelmässig an den Kanten bestossen, die meisten sind nachträglich zerbrochen.

Im ganzen also eine starke Regellosigkeit im Grossen und Kleinen. Sehr viele Stücke zeigen nun infolge gehäufter Absprengung „rundliche Formen"[1]), es ist von ihnen „alles abgeschlagen, was irgendwie abschlagbar war" — keine Kante oder Spitze ist scharf (Abrollung). Mit vielen der winzigen Splitter kann man sich aber noch verletzen.

Allen KM.-Trümmern. sind folgende besondere Merkmale gemeinsam:

1. Alle, auch die kleinen, zeigen — mit verschwindenden Ausnahmen — metallische Kritzeln und Striche, hervorgebracht durch die Reibung an den Eisenteilen der Mühle.[2])

2. Die Flächen aller einigermassen grösseren Stücke sind bedeckt mit kleinen Marken in Form von Kreisen oder Kreisteilen, die den Beginn von Kegelbrüchen darstellen und somit die Stellen sind, wo ein Schlag oder Stoss auftraf, der aber nicht geeignet war, das

1) Je länger die Kreidemühle im Gange war, desto mehr. Übrigens ist die Zahl der im ganzen eolithenähnlichen Trümmer in den Rückständen etwa gleich, ob die Mühle kurze oder lange Zeit gegangen ist.

2) Auf den mir vorliegenden Stücken von Mantes weniger als denen von Sassnitz. Man muss das Gesamtmaterial an Ort und Stelle prüfen und ohne es vorher stark zu reinigen. Die Anwendung der Ketten in S. würde erklären, dass mehr Stücke als in M. mit Metall in Berührung kommen. Ein wichtiger Unterschied zwischen den Silex dort und hier konnte nicht festgestellt werden.

Stück zu zertrümmern.[1]) Beim Waschen usw. springen solche Stücke oft nachträglich noch in diesen sozusagen angefangenen Brüchen weiter — so erklären sich wohl auch meist die Trümmer mit intakten Kanten, die sich in den Rückständen finden.

Es ist höchst charakteristisch, dass die KM.-Trümmmer desto mehr solcher „Spuren vergeblicher Schläge" zeigen, je grösser sie sind und besonders je mehr ihre Kanten bestossen sind, was, wie gesagt, wieder in direktem Zusammenhange steht; denn jemehr Schläge (Stoss, Druck) ein Stück treffen, desto eher liegt die Möglichkeit vor, dass auch der Rand getroffen wird und dort Absplitterungen entstehen, die also verschiedenes Kaliber haben müssen im vorliegenden Falle!

3. Jedes Stück fast zeigt einen kleinen oder grossen Teil der kreidigen Kruste des ehemaligen Knollens; je mehr das Stück beschädigt ist, desto weniger ist noch von der Kreide der Kruste vorhanden (Abreibung).

4. Die Sprungflächen der Trümmer haben ihr frisches, mattes Aussehen desto mehr bewahrt, je unbeschädigter sie sind; bei der Abreibung und Abrollung werden die Flächen glänzender.

5. Viele Stücke zeigen ganz feine Kritzen, wie Diamantschrammen auf Glas.[2])

6. Betreffs der Schlaghügel usw. muss nachgetragen werden, dass äusserst selten ein Stück alle Absplisserscheinungen zeigt, die wir z. B. an jedem gut gelungenen neolithischen wie eolithischen Span wahrnehmen (Z. f. E. 1904, S. 826).

Einen deutlich entwickelten Schlagkegel sah ich kaum einmal, ebenso wenig charakteristische Schlagflächen (plan); dafür findet sich sehr oft die a. a. O. von mir beschriebene Zungenform des Absplissanfanges mit fächerförmig ausstrahlenden Längsnarben[3]). „Esquilles" fehlen fast immer.

Auffällig ist das fast gänzliche Fehlen gut ausgebildeter Wellen auf den grossen und kleinen Absplissflächen; ganz selten fand ich übrigens Andeutung von Stufenbruch (der meiner Meinung Syptom starker Druckwirkung ist. Z. f. E. 1904, S. 826).

Gerade der frische Kreidefeuerstein lässt sich nun aber bekannter-

1) Vergl. Z. f. E. 1904, S. 825ff.

2) Derartiges habe ich auf Silex der verschiedensten Herkunft gesehen. Nach Rutot entstehen die Kritzen durch Zerdrücken von Quarzkörperchen zwischen Silexstücken; dieser Vorgang ist ja unter vielfachen Bedingungen denkbar.

3) Von diesen Längsnarben, die an fast jedem absichtlichen Abspliss vorhanden sind, gehen dort diese sogenannten Esquilles aus; sie laufen übrigens stets nach der Mittellinie der Absplissfläche hin, so dass sich von der rechten und linken Seite kommende oft treffen und verschiedentlich kreuzen. Sie hängen mit der Dynamik der Zertrümmerung zusammen, besonders auch der Winkel zwischen Absplissachse und ihrem Verlauf hängt mit der Kegelausbildung zusammen; sicher sind sie keine Klopfsteinverletzungen. Ihre „Positive" finden sich oft, nicht immer, anhaftend an den Kernsteinen usw., oft sind sie nur angedeutet durch kleine flache schuppenartige Wülste medianwärts der Narben am Abspliss.

massen sehr schön verarbeiten im Sinne der Technik der alten Artefakte und zeigt bei betreffenden Experimenten alle uns geläufigen Merkmale intentioneller Absplisse ganz prachtvoll; es ist also ihr Mangel an den KM.-Trümmern sehr wichtig. Er hängt damit zusammen, dass der zufällige Schlag und Stoss nur selten auf eine geeignete Schlagfläche mit geeigneter Kraft und Schnelligkeit in geeignetem Winkel auftrifft — kurz, dass eben die „Inteution" wegfällt.

In der Erkenntnis all dieser, **durch das Fehlen der Intention bewirkten Merkmale meist negativer Art,** liegt das wichtige Ergebnis dieser absichtlich detaillierten Analyse der KM.-Trümmerprodukte des Silex.

Dieses Ergebnis gewinnt seine Bedeutung, wenn wir nun die zweite Demonstrationsserie vornehmen, die direkte Vergleichung zwischen Eolithen und KM.-Trümmern.

B. Ich will keine Zahlenverhältnisse geben, die ja immer etwas Missliches haben, aber es ist sehr wichtig, dass unter etwa 200 wahllos genommenen Stücken nur höchstens 20 nach ihrem Gesamtausschen auf den ersten Blick zu einer Vergleichung brauchbar scheinen, aber nur bei oberflächlicher Betrachtung, wie wir sogleich sehen werden. Die allermeisten fallen bald weg wegen folgender, für die KM.-Trümmer ganz charakteristischen Merkmale.

Sie sind sozusagen „typisch sinnlos" in Gesamtform und Verteilung der Absplitterungen, wenn man das bei den eolithischen Artefakten gewöhnliche Verhalten dagegen hält.

1. Mehrweniger systematische, den wirklichen Randschärfungen (retouches) ähnelnde Absplitterungen finden sich bei den KM.-Trümmern immer nur auf kleinen Strecken der oft langen Kanten, die aber dann in ihrer übrigen Ausdehnung regellos zerklopft sind. Man vergleiche damit die langen, systematisch retouchierten Kanten der meisten Eolithen.

2. Sehr häufig wechselt die Richtung der ja meist ausserdem regellosen (siehe unten 3) Randabsplitterungen plötzlich mitten in der Kante, oft mehrmals. Bei Eolithen kommt die „Retouche alternante" bekanntlich in ganz anderer sinnvoller Art vor.

3. Infolge Wegfalles von Merkmal 2 regelrecht retouchiert scheinende Partien zeigen dann aber fast ausnahmslos nicht „systematische Übereinanderschichtung" der Absplissreihen, wie sie die Retouchen der Eolithen stets charakterisiert, sondern es wechseln regellos grosse Absplisse mit kleinen, was der betreffenden Kante, zumal unter der Lupe, ein ganz charakteristisches Aussehen gibt und sie in grössten Gegensatz bringt zu den betreffenden Kanten der Eolithen. („Schiefe Absplisse" [Schweinfurth] finden sich nach meiner Erfahrung bei allen Steintechniken!)

4. Sehr auffällig ist auch, dass etwaige längere Randabsplissungen sich völlig der Randdicke und dem Verlauf einer Kante anschmiegen. Für die Eolithen ist es gerade charakteristisch, dass z. B. die oft und stark nachgeschärfte Arbeitskante gerade an der jetzt dicksten Stelle des Stückes liegt, weil nämlich der ursprüngliche Verlauf des als Arbeitskante

benutzten zunächst scharfen Randes durch die Nachschärfung immer wieder in ähnlicher Form — weil für dieselbe Verrichtung — hergestellt ist.

Und hiermit hängt 5. der Hauptunterschied zwischen Eolithenwerkzeugen und diesen sinnlosen Zufalls-Trümmern zusammen: Die Lokalisierung der regelrechten Randschärfungen der Arbeitskante des Werkzeuges unter Verschonung aller anderen, oft recht zerbrechlichen Kanten; diese letzteren sind vielmehr nur, soweit es für die Handlichkeit nötig war, behauen; aber nun nicht systematisch, sondern mehr regellos und immer so, dass der Zweck der Abstumpfung klar wird an der „Anfassstelle“ gegenüber der randgeschärften Arbeitsstelle!

6. Und weiter. Ist bei einem Artefakt jene Arbeitskante auch bis zum Stumpfwerden retouchiert, so sind doch die anderen Kanten des betreffenden Stückes meist noch in ihrem alten Zustand: einige ganz intakt, einige der Handlichkeit wegen in obiger Weise abgestumpft. Im vollen Gegensatz hierzu zeigen nun die KM.-Trümmer gänzlich gleichartige, sich auf alle Kanten erstreckende atypische Zertrümmerung, die ausserdem ja begleitet ist von den genannten Parallelerscheinungen der Flächenveränderungen, zumal der gehäuften vergeblichen Schlagspuren. Dieses Merkmal schliesst auch die „erstaunlichsten“ grösseren Trugformen aus der KM. aus vom Vergleich mit belgischen Eolithen, die, auch wenn ihre Ränder sehr stark retouchiert sind, fast nie eine vergebliche Schlagspur zeigen, weil eben jeder Schlag „gezielt“ war.

7. Nun kommen zwar auch KM.-Trümmer mit Verschiedenheit in der Zerklopfung der Kanten vor, die an den Unterschied von Accomodation und Utilisation bei Eolithen erinnert; da zeigt sich dann die Sinnlosigkeit in der Verteilung dieser Kantenbeklopfung stets deutlich: so wird z. B. oft die scheinbare Arbeitskante von Kruste gebildet, oder sie ist ganz klein und liegt an einem Winkel des Stückes, während die einzige grössere ehemals scharfe Kante des Stückes zerklopft ist, also scheinbar handpasslich. Oder ganz kleine Stücke zeigen sinnlos grosse Randabsprengungen; an scheinbaren Percuteurs verlaufen die Absplisse des „Arbeitsendes“ quer zur Achse des Stückes. Stücke, die schön handpasslich erscheinen (was bei der Formenfülle der Silextrümmer nicht selten ist!), zeigen dann an der der Anfassstelle gegenüberliegenden Seite entweder gar keine Kante oder eine sinnlos zertrümmerte usw. usw.

Es fehlen unter den Trümmern infolge ihrer grossen Variationsbreite natürlich nicht Stücke, die zur Not vergleichbar sind mit Eolithen, aber eben stets immer nur bis zu einem gewissen Grade. Die Regel ist die Sinnlosigkeit. Verschwindend wenige „auffällige“ Stücke unter Massen von sinnlosen beweisen natürlich garnichts. Ein heftiger Schlag auf eine Kante erzeugt z. B. bereits einen „encoche“, die deshalb relativ häufig bei den KM.-Trümmern vorkommen. Die sinnvoll lokalisierten und nachgearbeiten und geschärften Hohlschaber sind aber recht verschieden hiervon, besonders auch durch ihren Umfang!

Es fehlen nun aber völlig die Parallelstücke zu folgenden in jeder Eolithindustrie sehr vielfach, ja hauptsächlich vertretenen charakteristischen Dingen:

a) Grosse handliche Silex als Schaber usw. verarbeitet durch grosszügige systematische „retouches d'accomodation und davon wohlunterschiedene retouches d'utilisation" an langen Kanten.

b) Grosse oder kleine scheibenförmige Stücke, die rings im gleichen Sinne randgeschärft sind.

c) Stücke, die typisch handpasslich gemacht sind, deren Arbeitskante aber nur Zeichen kurzer Benutzung ohne folgende Nachschärfung trägt (kleine, unregelmässige gleichgerichtete Randausplitterungen, Utilisation pure).

d) Es fehlt völlig jeder Anklang an die komplizierteren Werkzeuge, die in jeder Eolithindustrie mit gutem Urmaterial vorkommen; gerade aber der Rügener Silex müsste doch alle erdenklichen Formen hergeben, wenn Vorgänge, wie die in der Kreidemühle, allein imstande wären, Dinge hervorzubringen, die nicht zu unterscheiden wären von Eolithen.

e) Endlich fehlen völlig Kernsteine, die ja bereits in den eolithischen Industrien sich finden, im Mesvinien sogar schon eine ganz typische Verarbeitung zeigen!

Nach allen bisherigen kritischen Aussonderungen bleibt von den KM.-Trümmern nur eine ganz kleine Zahl Stücke übrig, vielleicht 2 von 200, die allerdings auffallend „vernünftig" erscheinen: Meist sind es Percuteurformen. Diese sind ja aber bereits fertig, wenn ein Knollen einmal getroffen wird von einem kräftigen Schlag oder Stoss, wobei Absplisse erzeugt werden, die zufällig der Achse parallel sind, wie die Verletzungen der wirklichen Percuteurs. Zweitens sind es Absplisse mit feinen, gleichgerichteten regelrechteren Randabsplitterungen auf längeren Strecken ihrer Kanten, ohne weitere Zertrümmerungszeichen. Sie sind aber ausserordentlich selten und meist nur ganz kleine Dingelchen, die gröberen Zerstossungen entgangen sind, weil sie durchschlüpften zwischen den grossen Stücken, dabei aber doch die Schärfe ihrer Kanten einbüssten infolge feiner Randabsplitterungen, die wie feinste Retouchen aussehen.

Experimente zeigen, dass Kanten, deren Flächen verschieden gross sind, die Neigung haben, leichter von der grossen Fläche aus abzusplittern als von der andern (Bracht); aber nur gegenüber gleichartigen mässigen Schlägen zeigt sich nach meinen Experimenten dieses verschiedene Verhalten, heftigere und mannigfachere Einwirkungen erzeugen Absplisse in jeder Richtung; daher die i. A. regellosen Zertrümmerungen in der Kreidemühle, wo mannigfache Kräfte wirksam sind; diese kleinen Splitter weichen eben oft den groben Stössen aus; infolge ihrer Kleinheit bieten sie keinen genügenden Gegendruck, wenn sie wirklich getroffen werden, zerbrechen aber, wenn sie z. B. zwischen zwei grössere Stücke geklemmt werden, und verlieren ihre Kanten nur, wenn diese eben von schwächeren Stössen in der geeigneten Weise getroffen werden.

Diese Stücke kopieren betreffs der Kante wirklich das bis zu einem gewissen Grade, was an den Artefakten die Regel ist, es fehlt

ihnen aber dann meist jedes andere Charakteristikum, deren die Eolithen ja doch viele haben als Menschenwerkzeuge! Besonders aber infolge ihrer Seltenheit und Kleinheit kommen sie gegenüber dem Verhalten der Eolithenfunde garnicht in Betracht, und die sinnvolle menschliche Einwirkung zwingt durch Art und Richtung der Zerarbeitung und Schläge dem Silex ein Gepräge auf, das eben nicht erzeugt wird durch sinnloses Draufloshauen. In den nicht umgelagerten belgischen Eolithenlagern, woher die vorgelegten Stücke stammen, kommt nun aber kein Stück vor, das so typisch sinnlos ist, wie also mehrweniger alle KM.-Trümmer, und wenn eines Ansätze dazu zeigt, ist das erklärbar aus seiner wahrscheinlichen Gebrauchsart.

In dem grossen Mafflienlager von St. Symphorien u. a. m. liegen nun aber die typischen Eolithen innig gemischt mit einer Mehrzahl völlig intakter, nirgends zerstossener natürlicher Sprengstücke der anstehenden Silexknollen; ihre zum Teil noch haarscharfen, aber z. B. ebenso wie die Eolithen patinierten Kanten beweisen, dass dasjenige, was jene andern zwischen dem unberührten Material liegenden Stücke auswählte und z. T. gründlich verarbeitete, eben der Mensch war!

Die Vertiefung in das KM.-Material und die Merkmale, die es von „guten" Eolithen unterscheiden, trägt also doch wesentlich dazu bei, „neues Licht in das sog. Eolithenproblem zu bringen", allerdings im entgegengesetzten Sinne, als es oberflächliche äusserliche Betrachtungsweise uns glauben machen möchte: die Werkzeugnatur der Eolithen wird hierdurch erhärtet für jeden, der überhaupt sehen kann! Unbedingt nötig ist es, unsere Vergleichung zu ergänzen wieder durch das Experiment, indem man einerseits Werkzeuge von eolithischem Charakter herstellt und verarbeitet, andererseits versucht, die Typen der KM.-Trümmer in der Hand nachzuahmen. Die Anwendung unserer Resultate auf gewisse umgelagerte belgische Eolithengruppen (Reutelien) und Eolithen anderer[1]) Herkunft (Ägypten, Schotterfunde, Norddeutschland), den Vergleich mit Produkten der Steinstrandbildung (Rügen) sowie mit experimentell hergestellten Silextrümmern werde ich demnächst erörtern; es war der Zweck meines zweimaligen Aufenthaltes in Brüssel, das grosse Originalmaterial Rutots allen meinen Untersuchungen zugrunde zu legen. Ich will hier bereits erwähnen, dass jetzt die von mir schon Z. f. Ethn. 1903 S. 494 in Gegensatz zu „Eolithen" erwähnten „mehr gewollten Formen" unserer norddeutschen „diluvialen Silex" in den Vordergrund treten,

1) Die Verhältnisse liegen schon schwieriger, wo wir es mit umgelagerten Dingen zu tun haben; weit mehr noch, wo Vergletscherung und damit zusammenhängende Vorgänge das Letzte war, das Silex „erlebt" haben, die wir nach guten Analogien (Belgien, Cantal) und weitschichtiger Vergleichung im übrigen für Menschenwerkzeuge halten zu müssen glauben. Ich kann keinem Urteil über diese Dinge Wert zu messen, das sich nicht begründet auf exakte Analyse und Vergleichung! Wir sehen heute, wie bereits mehrfach a. a. O gesagt, sehr viel „Pseudo —", wo vor drei Jahren noch kein stichhaltiger Grund vorlag. —

jemehr wir das fragliche Material aussondern und es nach unseren Erfahrungen von Beobachtungen und Experimenten als „Pseudo-Artefacte“ betrachten. Auf den Tafeln Z. f. Ethn. 1903 S. 445 sind Silex beider Arten abgebildet. — Rutot vergleicht das nunmehr so „revidierte“ norddeutsche Material dem Strépyen.

In Hundisburg sind ganz gleichartige „höhere Formen“ ja nun in einer Fossilienschicht gefunden (Z. f. Ethn. 1905 S. 275); bei Magdeburg ist die Schichtenbestimmung nicht so klar.

Betreffs Benennung und Klassifizierung der norddeutschen Diluvialfundstücke ist viel Verkehrtes gesagt.

Archäologische, wie geologische, lokale und relative Chronologie sind keineswegs gesichert! Ein nor liquet scheint mir nach wie vor das Ehrlichste, was ja nicht Vermutungen und Erklärungsversuche ausschliesst, wohl aber Behauptungen ohne Beweise und unmotiviert schroffe Verurteilung der Ansichten anderer, ohne genaue Nachprüfung: das ist aber leider gerade bei dem Auslassungen der „Eolithengegner“ so oft zu finden und stört so oft die sehr wünschenswerte Zusammenarbeit!

Berichtigung zu dem Bericht des Hrn. Ed. Krause über die

Exkursion der Gesellschaft nach Rüdersdorf (S. 783).

Durch ein Versehen ist die letzte Seite des Manuskripts nicht zum Abdruck gelangt, welche wir hier folgen lassen.

Etwa 20 *m* von dem ersten Grabe entfernt stiessen wir auf ein zweites Grab, in welchem wir um die Haupturne gruppiert eine Anzahl Beigefässe vorfanden. Die Urne selbst ist zweihenklig und mit Querfurchen um den Hals und darüber mit Gruppen kleiner Tupfen verziert. Die Deckelschale hat einen Henkel.

Auf den Knochen in der Urne lag ein kleiner nicht ganz runder Bronzering (1 *cm* Dm.). Er besteht aus einem Stück Draht von 1 *mm* Stärke, das etwa in der Mitte zu einer Öhse zusammengebogen und so verdoppelt ist, dass dadurch fast der ganze Ring doppelt wird. Um die Urne standen vier kleine Schalen ohne Henkel, dann eine zweite Urne mit zwei Henkeln, deren Hals mit wagerechten, der Bauch mit eigentümlich von den Henkeln schräg nach unten laufenden Furchen verziert ist. Neben dieser stand aufgekippt der Unterteil eines andern Gefässes mit einem seitlichen Loch, welches fast so aussieht, als ob es mit einer grossen Sonde schräg hineingestochen wäre; die Färbung und Verfärbung der umliegenden Oberflächen beweist aber wohl, dass das Loch nicht neueren Ursprungs ist.

Ein drittes Grab war noch mehr zerstört als die beiden ersten und ergab nur eine Anzahl Scherben.

In diesen drei Gräbern standen, wie dies Hrn. Busse auch meist auf diesem Gräberfelde beobachtet hat, die Urnen zwischen Steinen, die gelegentlich einmal bis zu einem halben Meter lang sind, meistens aber kleiner.

Vom Urnenfelde wanderten wir dann wieder durch das Kalksteingebirge nach Rüdersdorf-Kalkberge, von wo uns Dampfschiffe zunächst nach Woltersdorfer Schleuse, später nach Erkner zur Rückfahrt nach Berlin brachten.

III. Literarische Besprechungen.

Uhle, Max, Pachacamac. Report of the William Pepper M. D. LL. D. Peruvian Expedition of 1896. Philadelphia Pa. Published by the Department of Archaeology of the University of Pennsylvania 1903. 103 Seiten Folio, mit einem Stadtplan und 21 phototypischen Tafeln.

Die nahe der Küste des Südmeeres, in einem reichbewässerten, fruchtbaren, ehemals volkreichen Tale gelegene Stadt, die das weitberühmte Heiligtum des peruanischen „Weltschöpfers" (pacha-kamaχ) in ihren Mauern barg, ist in alter wie in neuer Zeit vielfach von Reisenden und Forschern besucht, untersucht und beschrieben worden. Der alte Ruf des Ortes, die Ansehnlichkeit der Ruinen und die Nähe der Hauptstadt Lima wirkten zusammen, die Besucher anzuziehen. 1838 und 1842 war J. J. von Tschudi hier. Der Nestor der Peruforscher, Clements R. Markham, besuchte die Stadt in den fünfziger, George Squier in den sechziger Jahren. Adolf Bastian berührte sie auf seiner grossen amerikanischen Reise 1875. Dr. Middendorf machte seine Beobachtungen in den achtziger Jahren. Endlich hat 1892 oder 1893 Adolf Bandelier sich zwei Monate in Pachacamac aufgehalten und im Auftrage des verstorbenen Henry Villard und für das New-Yorker Museum Ausgrabungen vorgenommen. All die frühern Besucher aber waren doch nur sehr kurze Zeit in den Ruinen und konnten daher keine gründliche Erforschung vornehmen. Adolf Bandelier aber hat bisher von seinen Untersuchungen und Ergebnissen nichts veröffentlicht. So wird es denn die Wissenschaft dem leider viel zu früh verstorbenen Dr. Pepper danken, dass er unsern Landsmann Dr. Max Uhle veranlasste, an dieser berühmtesten aller Kultusstätten Perus in umfassenderer Weise Messungen und Ausgrabungen zu versuchen. Erst jetzt, nach sieben Jahren, sind die Ergebnisse dieser Arbeiten von der Universität von Philadelphia bekannt gemacht worden. Aber man muss sagen, sie sind wichtig genug und verdienen eine eingehende Würdigung.

Uhle stellte zunächst fest, dass das eigentliche Heiligtum des Gottes des Ortes nicht, wie verschiedene der früheren Beobachter angenommen hatten, die Baulichkeiten sind, die den die Stadt überragenden westlichen, der See benachbarten Hügel krönen, sondern dass dieses Heiligtum Pachakamaχ's am Fusse dieses Hügels gelegen war und sich mit seinen Bauwerken an diesen lehnte.

Cieza de Leon und andere peruanische Chronisten erzählen uns, dass nicht nur die Lebenden zu Tausenden, und oft von weither, zu dem Heiligtum des Weltschöpfers in Pachacamac gewallfahrtet kamen, sondern dass dies Heiligtum das Ziel der Wallfahrt vor allem auch der Toten war, d. h. dass die Peruaner, zum mindesten der umliegenden Landschaften, aber, wie man sagt, auch von weither, ihre Toten hierher bringen liessen, damit sie im Schutze des Gottes ihre Ruhestätte fänden. So kann es nicht Wunder nehmen, dass, wie Uhle sagt, der Boden rings um das Heiligtum geradezu gestopft voll von Gräbern und menschlichen Überresten ist. Aber schon die ersten Grabungen liessen Uhle erkennen, dass diese Gräber sich zum Teil unter das Mauerwerk des Tempels selbst erstrecken. Mit andern Worten, dass der Tempel Pachakamaχ's, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, selbst schon zum Teil auf oder über einem alten Gräberfelde erbaut ist. Dies veranlasste Uhle, an diesem Punkte mit seiner Tätigkeit einzusetzen, und das Studium dieser unzweifelhaft alten Gräber ermöglichte es ihm, zum ersten Male eine auf positive Daten gestützte zeitliche Klassifizierung der peruanischen Altertümer zu versuchen.

Es zeigte sich nämlich, dass in diesen alten Gräbern, die sich zum Teil unter das Mauerwerk des Tempels erstreckten, sowohl die Tongefässe wie die Gewebereste den Figuren- und Ornamentstil aufweisen, den wir von den grossen Skulpturwerken von Tiahuanaco in Bolivien, in dem Hochtale des Titicaca-Sees, und den dort gefundenen kleinern Altertümern her kennen. Es ergibt sich daraus zunächst, dass diese Tiahuanaco-Kultur nicht, wie man früher gemeint hat, eine lokale Entwicklung darstellt — wogegen allerdings schon gewisse Funde in Ancon und an andern Orten sprechen —, sondern dass diese vielmehr eine zeitliche Entwicklungsstufe ist, dass sie eine der Perioden künstlerischer und kultureller Entwicklung, die vor der Zeit der Ausbreitung der Incaherrschaft anzusetzen sind, zur Anschauung bringt. Uhle fand in den alten Gräbern von Pachacamac die Gefässe und andere Beigaben des echten alten Tiahuanacostils untermischt mit solchen, deren Ornamentation ihm durch Degeneration aus jenem entstanden erscheinen, die er daher als epigon, einer spätern Epoche angehörig, aufgefasst wissen will. Hier muss man allerdings, meine ich, die Frage aufwerfen, ob solche Scheidung gerechtfertigt ist, ob es nicht wahrscheinlicher ist, anzunehmen, dass diese Unterschiede vielmehr einer Verschiedenheit des künstlerischen Vermögens der Verfertiger oder einer mindern Sorgsamkeit der Ausführung ihre Entstehung verdanken.

Über dem Boden dieses alten Gräberfeldes fand Uhle zwei Schichten von Mauerwerk. Unmittelbar auf ihm, und zum Teil in den Boden des alten Gräberfeldes eingegraben, fand er Reste alten Mauerwerks, die augenscheinlich einem früheren Tempel angehört hatten, der in Ruinen zerfallen und von Schutt und Erdreich überdeckt worden war, und erst auf diesem Schutt und Erdreich ruhten die Terrassen, die die Mauern des jetzigen Tempels stützen. In dem Schutt und dem Erdreich, das die Reste jenes alten Tempels überdeckte, wurden nun auch Gräber gefunden, die einer zweiten und unzweifelhaft jüngern Periode angehören müssen. Den Inhalt dieser Gräber findet Uhle grundverschieden von dem des älteren Feldes. Es treten andere Gefässformen auf, grosse bauchige Krüge mit flachem Boden und kurzen zylindrischen Hälsen, becherartig nach oben sich verbreiternde Gefässe und flache Schalen mit einem erhöhten Ring als Fuss. Der Stil der Verzierungen erscheint ihm ein andrer, nur noch entfernte Ähnlichkeit mit denen des alten Tiahuanacostils aufweisend und im Vergleich zu diesem entschieden degeneriert. Es fehlen aber in den Gräbern dieser Schicht, ebenso wie in denen des älteren Feldes, noch ganz und gar die Gefässe vom Cuzcotypus und die bekannten Formen der Fundstätten der mehr nach Norden gelegenen Teile des peruanischen Küstenlandes (Chimbote, Lambayeque, Chimu).

Ungefähr das gleiche Bild zeigten die Gräber, die das weite Feld ausserhalb der Mauern des Tempels füllen. Die Hauptmasse der Gefässe ist durchaus denen der eben beschriebenen zweiten Epoche gleich. In der Technik sind diese Gefässe am meisten dem Typus von Chancay verwandt, d. h. es sind Gefässe mit ungeglätteter Oberfläche, auf denen mit weisser, roter, schwarzer Farbe Verzierungen angebracht sind. Solche Gefässe sind auch aus der Gegend von Lima und von Ancon bekannt. Auch eine schwarze Tonware, in der Technik denen andrer Fundstätten der peruanischen Küste verwandt, aber von lokalem Typus, wurde in zahlreichen Exemplaren gefunden. Daneben aber sieht man hier Gefässe der bekannten Typen des nördlichen Küstenlandes, genau gleich denen des Santatales, von Lambayeque u. a., die augenscheinlich als importierte Ware zu betrachten sind. Die Gewebereste, die in diesen die Baulichkeiten des Tempels aussen umgebenden Gräberfeldern zahlreich gefunden wurden, weisen gegenüber denen des alten Gräberfeldes sowohl in der Technik wie in der Musterung neue Prinzipien auf. In der Technik hat sich der Übergang vom „basse-lisse" zum „haute-lisse" vollzogen. In der Verzierung tritt besonders eine Tendenz zu diagonaler Umgrenzung der Muster hervor. Beides sind Eigenheiten, die auch in den Textilfabrikaten der weiter nördlich an der Küste aufgedeckten Gräberfelder zu beobachten sind, wie denn die Gazeponchos, die in den Gräbern dieser Epoche häufig gefunden wurden, ja auch bekannte Vorkommnisse in den andern Gräberfeldern der Küste sind.

Uhle zieht nun aus all diesen Funden den Schluss, dass in der vorinkaischen Zeit zwei Kulturepochen in Pachacamac zu unterscheiden sind, die vielleicht einer Verschiedenheit der jeweilig vorherrschenden Bevölkerung entsprechen: die ältere Periode, die der

alten Gräberfelder, scheint eine Tochter der alten Hochlandkultur von Tiahuanaco zu sein und vielleicht, gleich dieser, ein Erzeugnis der Aymará-Bevölkerung, die in alter Zeit, worauf Middendorf zuerst aufmerksam gemacht hat, weit nach Norden hin verbreitet gewesen sein muss. Die jüngere Periode zeigt das Gepräge der Kulturen der benachbarten Küstenstämme.

An einer Stelle in der unmittelbaren Nachbarschaft des Pachakamaχ-Tempels, vor der untersten der Terrassen, die in der Front des Gebäudes die Baulichkeiten des Tempels stützen, wurden, einfach in dem Schutt vergraben (ohne besondere Grabkonstruktion), eine Anzahl Mumienballen gefunden, die in mehr als einer Hinsicht von denen der übrigen Gräber ringsum sich unterschieden. Die Schädel zeigten bei einigen eine ungewöhnliche mehr in die Länge gestreckte Form. Das Haar war auf dem Scheitel bis auf $^1/_2$ oder $^1/_4$ Zoll abgeschnitten. Der Kopf war bei einigen mit schwarzer Wollschnur in zahlreichen Spiralen umwunden, bei einem andern mit einem enganliegenden weissen Baumwollstreifen. Die Beigaben, die ungewöhnlich reich waren, namentlich an Zeugen und Stoffen, zeigten den unverkennbaren Cuzcotypus. Man vergleiche z. B. die Schale, die auf Tafel 7 Fig. 15 wiedergegeben ist, deren Typus man in jeder Sammlung von Tonsachen der Hochlandregion wiederfinden wird. Es scheint daraus mit Sicherheit hervorzugehen, dass hier eine Familie von Fürsten eines Hochlanddistriktes ihre Ruhestätte sich hat bereiten lassen.

Im Gegensatz zu der Hauptmasse der Gräberfelder, die in der Nachbarschaft des Tempels Pachakamaχ's aufgedeckt wurden, finden sich in der breiten Zone, die im Westen, Norden und Nordosten an die die Innenstadt umgürtende Mauer aussen sich schliesst, und die, wie die Adobefundamente noch heute erkennen lassen, ehemals von ausgedehnten Hütten-Vorstädten eingenommen war, sowohl an den Stellen der alten Häuser wie in den zahlreichen Gräbern, überall neben Stücken des lokalen Typus, wie ich sie oben aus den Gräbern der zweiten Epoche beschrieben habe, zahlreiche Gefässe, Schalen u. a. m. vom Cuzcotypus — ein Zeichen, dass diese Quartiere die Zeit repräsentieren, wo die Incaeroberer des Hochlandes hier in der alten heiligen Stadt des Küstenlandes ihre Herrschaft aufgerichtet hatten. An einer Stelle wurde in einem Gefässe auch ein Halsband aus Muschel- und aus grünen Glasperlen gefunden, ein Beweis, dass diese Vorstädte noch in spanischer Zeit bewohnt waren.

Wo die Inca ihren Fuss hinsetzten, da hielten sie das Land in strenger Abhängigkeit von der Zentralregierung. An den lokalen Verhältnissen selbst aber pflegten sie wenig zu ändern und liessen im allgemeinen auch die Götter des Landes und die Tempel, die ihnen geweiht waren, unangetastet. Aber sie setzten neben die alten Tempel ihre eignen, einen, der der Sonne gewidmet war, dem Gotte, der in den Inca sich verkörperte, und ein aχlla-huasi, ein Haus der Auserwählten, ein Kloster der mamacona oder Sonnenjungfrauen. In Pachacamac krönte der Sonnentempel den über 250 Fuss aufragenden felsigen Hügel, der im Westen der Stadt nahe der See sich erhebt, und an dessen der Stadt zugewendetem Abhange, wie ich oben sagte, der alte Tempel Pachakamaχ's erbaut ist. An der Südostfront dieses Sonnentempels zieht sich eine Terrasse hin, auf der ebenfalls ein Grabfeld sich befindet. Wie von vornherein zu vermuten ist, werden wir hier in der Beschaffenheit der Gräber und den Grabbeigaben den echten Incatypus antreffen müssen. In der Tat, die Einhüllung der Mumien, die hier beerdigt waren, ist genau dieselbe, wie die der Familie, die in der Front des Pachacamaχ-Tempels, unmittelbar vor der untersten Terrasse beigesetzt worden war, und die, wie ich oben sagte, zweifellos Fürsten eines Hochlanddistriktes waren. Die Gefässe, die bei den Leichen sich finden, gleichen im Stil und in der vollendeten Arbeit den besten Stücken, die wir aus dem Gebiete von Cuzco kennen. Die Trachtstücke und Gewebereste zeigen Formen und Muster, denen wir sonst in den altperuanischen Sammlungen nicht begegnen. Es sind eben die Gewebemuster des Hochlandes, die unsern Sammlungen fehlen, da infolge der meteorologischen Verhältnisse in den Gräbern des Hochlandes die Stoffe sich nicht erhielten. Aber mehr noch, auch die Lebensmittelbeigaben, die in den Gräbern sich fanden, waren nicht die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Küste — Yucca (Manihot sp.), Camote (Convolvulus Batatas), Lucuma (Lucuma obovata) und Pakai (Inga Feuillei), wie sie so viel in den Gräbern der Küste gefunden wurden —, sondern chuño (durch Gefrieren und Dörren schwarz getrocknete Kartoffeln), t'unta (wie sie im Aymará genannt werden),

oder moray, oder chuño blanco, Kartoffeln, die durch eine andere Art der Trocknung die weisse Farbe behalten, wipikaya und umakaya (Aymará), die in ähnlicher Weise, wie der chuño negro und chuño blanco, aus der Oca, den Knollen der Oxalis tuberosa, gewonnen wurden, anscheinend auch ullucu, die Knollen der Umbellifere Ullucus tuberosus; ferner quinoa, die Samen des Chenopodium Quinoa, die kleine, runde schwarze Bohnenart der Hochlanddistrikte, die kurzen kleinkörnigen Maiskolben des Hochlandes, endlich Cocablätter und Llixta, das stimulans der Hochlandindianer. Dabei war sowohl aus der Beschaffenheit der Skelettteile, wie aus den Trachtstücken zu schliessen, dass es durchweg Personen weiblichen Geschlechts waren, die hier beerdigt worden waren. Und es war wiederum die Tracht der Hochlandindianerinnen — das lange hemdartige Gewand (aχsu) und Schulterüberwurf (lliχlla) mit Gewandnadel (topu), der breite, kurze innere Gürtel (mama chumpi), der lange, schmale äussere Gürtel (chumpi), Kopfband (huincha) und Sandalen (usuta) — eine Tracht, genau gleich der, die noch heute in einigen Gegenden Boliviens bei den Frauen und Mädchen üblich ist. Endlich war, bei einigen Leichen wenigstens, mit Sicherheit zu erkennen, dass die Armen ihren Tod durch Erwürgen gefunden hatten. Das Gleiche scheint für die sämtlichen hier beerdigten Leichen angenommen werden zu müssen. Augenscheinlich waren diese Mädchen — denn um solche handelt es sich doch wohl — ein Teil des Jungfrauentributs, der, wie wir wissen, von den unterworfenen Landschaften nach Cuzco für die Menschenopfer geliefert werden musste, und waren direkt vom Hochlande herunter nach Pachacamac geschickt worden, um hier als Opfer für die Gottheit erwürgt zu werden.

Das Gebäude, für das in der Lokaltradition von Pachacamac noch heute der Name Mamacona sich erhalten hat, das Haus der Ausgewählten oder Sonnenjungfrauen, liegt ganz ausserhalb der Stadt, am Rande der Felder. Gräber in seiner Nähe erwähnt Uhle nicht. Aber er hebt hervor, dass dies Gebäude — und zwar einzig dies Gebäude in Pachacamac — mit Nischen an den Wänden verziert ist, die den bekannten Typus der Inca-Architektur aufweisen.

Die Arbeiten in Pachacamac wurden von Uhle im Auftrage und zum Besten des Museums der Universität von Pennsylvanien ausgeführt. Seitdem ist er in den Jahren 1899—1901 und 1903 bis jetzt im Auftrage der Universität von Californien an verschiedenen Punkten Perus tätig gewesen. Über die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind drei grössere Publikationen in Aussicht genommen, von denen die eine die Ruinen von Moche im Departement Trujillo behandelt, die zweite über Forschungen in der Gegend von Huamachuco, Chincha und Ica berichtet, die dritte endlich mit den Inca-Baulichkeiten im Tale von Pisco sich beschäftigt. Diese drei Publikationen stehen leider noch aus. Doch hat Dr. Uhle in einem dem Stuttgarter Amerikanistenkongresse des vergangenen Jahres eingesandten Berichte einige der Hauptergebnisse vorgelegt. Er ist durch die Untersuchungen insbesondere der Ruinen von Moche zu der Anschauung gelangt, dass vor der Kulturepoche, die durch die Monumente von Tiahuanaco repräsentiert ist, die die älteste der in Pachacamac bisher aufgedeckten Kulturschichten darstellt, eine noch ältere, von allen folgenden sich wesentlich unterscheidende Periode anzusetzen ist, deren Formenstil bisher nur aus dem südlichsten Teile des Gebiets, der Gegend von Ica und Arica, bekannt war. Ed. Seler.

Müller, Sophus, Urgeschichte Europas, Grundzüge einer prähistorischen Archäologie. Deutsche Ausgabe von Dr. Otto Luitpold Jiriczek. Strassburg 1905. 8°. VIII und 204 S. und 3 Tafeln.

Wir haben da ein für die Mehrzahl der Prähistoriker geradezu revolutionäres Buch vor uns. Auf der seit den Hostmann-Lindenschmitschen Angriffen unangetasteten Basis der drei Hauptperioden Stein-, Bronze und Eisenzeit wurde in den letztverflossenen Dezennien die prähistorische Chronologie bis ins Detail ausgebaut. So wie bei der Aufstellung der Hauptperioden sind es auch jetzt wieder in erster Linie nordische Gelehrte, welche das Verdienst in Anspruch nehmen, eine Jahrtausende umfassende und bis auf Bruchteile von Jahrhunderten sich einlassende Stufenteilung gefunden zu haben. Dieser Systematik liegt als leitendes Prinzip die Annahme zugrunde, dass die verschiedenen Fortschritte in der Entwicklung der prähistorischen Kultur in den verschiedenen Gegenden

Europas annähernd gleichzeitig vor sich gegangen sind, so dass beispielsweise das Datum, welches für einzelne Stufen der Mykenae-Kultur in Griechenland festgestellt werden kann, auch für parallele Erscheinungen im mittleren und nördlichen Europa gilt. Verschärft wird dieses Prinzip noch durch typologische Spekulationen, die häufig (und früher noch mehr als gegenwärtig) von einer zu weit gehenden Annahme der autochthonen Entwicklung der einzelnen Formenreihen beeinflusst sind. So ist ein System entstanden, dessen Mängel sich in den Widersprüchen offenbaren, auf welche die konsequente Ausgestaltung desselben führt. Eine Hauptquelle dieser Mängel liegt darin, dass die Festlegung unserer Detailkenntnisse im Norden anfing, wo unseren heutigen Kenntnissen nach nur die Endglieder verschiedener Entwicklungszüge liegen. Es ist kaum glaublich, wie stark dieser Umstand die meisten Prähistoriker beeinflusst und wie schwer es ist, sich von diesem schädlichen Einflusse zu befreien.

Den mutigsten und gründlichsten Versuch zu dieser Befreiung unternimmt nun Sophus Müller in dem vorliegenden Werke. Auf Grund der reichsten, überall durchleuchtenden Detailkenntnisse sucht er die grossen Zusammenhänge der vorgeschichtlichen Kulturerscheinungen auf unserem Kontinente und kommt dahin, dem alten Satze „ex Oriente lux" die breiteste Berechtigung für fast alle Perioden zuzuerkennen. Der Orient steht zu Europa in dem Verhältnis des Kulturzentrums zur Peripherie. Diese Grundbeziehungen sind in der ganzen Vorzeit Europas bestimmend gewesen. Am stärksten machen sie sich in den älteren Perioden geltend, während sie später, wo die klassische und die barbarische Welt einander gegenüberstehen, abgeschwächt sind. Der Verf. stellt diesen Gesichtspunkt (S. 49) in folgenden Sätzen fest:

„1. Der Süden war die leitende und spendende Kulturmacht; der äussere Kreis, besonders der Norden, folgte nach und empfing.
2. Der Inhalt der südlichen Kultur wurde nur vermindert und im Auszuge übermittelt.
3. Gleichzeitig unterlag er Änderungen und Umbildungen.
4. Er trat jedoch in den ferneren Gebieten oft in grosser Fülle und mit neuer Eigenart auf,
5. doch erst in anderer und späterer Zeit als der, in welcher dieselben Elemente im Süden sich ursprünglich geltend machen."

Griechenland, Süditalien, Norditalien und die um den Kopf der Adria herumgelagerten Länder Mitteleuropas sind die Etappen, auf welchen die Mehrzahl der grossen Kulturwellen und verschiedene wichtige Einzelerscheinungen nach dem Norden und dem Westen des Kontinentes und nach England gelangten. Daneben lässt sich in einzelnen Fällen die Verbreitung längs der westlichen Küsten oder auf östlichen Wegen erkennen.

Am langsamsten verbreitet sich merkwürdigerweise das kulturtragende charakteristische Rohmaterial selbst, die Bronze und das Eisen, so dass zwischen seinem Aufkommen im Orient und seiner Anwendung im Norden grosse Zeiträume, die sich bis zu einem Jahrtausend ausdehnen, liegen. Im Orient beginnt die Kenntnis der Metalle mit dem Kupfer. In Ägypten besass man es bereits vor der ersten Dynastie, also im fünften Jahrtausend. Erst nachdem im Orient die eigentliche Kupferzeit vorbei und eine volle Bronzekultur etabliert war, drang, wie es scheint, die Kenntnis des Metalles nach Südeuropa. In den tiefsten Schichten von Troja finden sich neben den Steingeräten bereits Bronzesachen und auf griechischem Gebiete findet man unmittelbar über den Steinzeitschichten die „prämikänische" ägyptisierende Kultur mit Bronze. In die äusseren Kulturkreise, Italien usw., verbreiten sich dann die ersten Metallformen, breite Dolche und Flachbeile, hauptsächlich wieder in Kupfer, wozu wohl das natürliche Metallvorkommen in einzelnen Ländern beitrug. Die Beile gelangten weiter als die Dolche, aber beide erreichten nicht in metallener Substanz den Norden. Dort erscheinen die dünnnackigen Flintbeile und die dünnen blattförmigen Flintdolchklingen als die deutlichen Nachbildungen dieser Metallformen. So sieht man die Form sich schneller verbreiten als das Material. Schneller als diese profanen Güter scheinen sich die Arten der Gräber, zuerst das Einzelgrab und dann das grosse Familiengrab die Küstenländer entlang, unter wechselnder Anpassung an die durch die geologischen Grundlagen dargebotenen Hilfsmittel, vom Orient bis in den Norden verbreitet zu haben.

Dieses Beispiel aus den Anfängen der Metallzeit zeigt uns die Art und Weise, in welcher der Verf. das ganze ausgedehnte prähistorische Material behandelt. Die eigent-

liche Bedeutung des Buches liegt in dieser Betrachtungsweise. Man kann nicht sagen, dass sie neu ist. Im Gegenteil: sie tritt in allen neueren urgeschichtlichen Werken immer stärker und stärker zutage. Aber noch nirgends ist sie in so einheitlicher und umfassender wissenschaftlicher Beherrschung des Gegenstandes zur Geltung gebracht worden, als hier. Schon das Programm, wie es sich in den Kapitelüberschriften andeutet, nimmt unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf vier, der älteren Steinzeit gewidmete Absätze folgen: „5. Beginn der neolithischen Zeit in Mittel- und Nordeuropa. 6. Die ältere neolithische Steinzeit. Die Zeit der Muschelhaufen. 7. Die jüngere Steinzeit im südlichen Europa. 8. Die vormykenische Kultur. 9. Protomykenische Bronzezeit. Mykenische Stein-Bronzezeit. Der Kreis der grossen Steingräber. 10. Die Stein-Bronzezeit im äusseren Kreise. 11. Die zentrale Kultur im Süden und die peripherische Kultur, das Klassische und das Barbarische. 12. Chronologische Übersicht. 13. Die jüngere Steinzeit im nördlichen Europa. 14. Die Mykenaekultur und ihre Aussenwirkungen. 15. Die Bronzezeit in Italien. Die ältere Bronzezeit in Westeuropa. 16. Die ältere Bronzezeit in Mitteleuropa und im Norden. 17. Die Pfahlbauten in Mitteleuropa. 18. Die Terramaren Norditaliens. 19. Die Dipylonzeit in Griechenland. 20. Italien in der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Christo: Die Villanovaperiode und die Zeit des orientalischen Stils. 21. Die Hallstattperiode, die ältere Eisenzeit in Mitteleuropa. 22. Die spätere Bronzezeit und die erste Eisenzeit im Aussenkreise. 23. Das barbarische Bronzealter, ein ergänzender Rückblick." Und weitere sieben Kapitel über die jüngeren Perioden.

Es ist wie gesagt eine kleine Revolution, die uns da mit manchen Umwertungen und mit der Verschiebung jahrzehntelang festgestandener Gleichungen entgegentritt, von der aber zu erwarten ist, dass sie sich bald durchsetzen wird. Voraussichtlich wird sie zunächst auch auf manchen Widerstand stossen und dazu dürften verschiedene Mängel des Werkes, die jedoch ausserhalb seiner Hauptaufgabe liegen, das ihrige beitragen.

Als grösster Mangel dürfte die Knappheit des Buches empfunden werden, die jedes nähere Eingehen in den Gegenstand vermeidet und durch den klaren, wahrhaft kunstreichen Vortrag nur teilweise gemildert werden kann. Es gibt nicht gar viele Prähistoriker, welchen das Material in solchem Umfange bekannt ist, dass ihnen die kurzen Andeutungen des Verf. über ganze Fundgruppen genügen können. Das hat dieser selbst erkannt und rechtfertigend in der Vorrede (S. 2) berührt. Geradezu misslich wird diese Knappheit an Stellen, welche den Widerspruch im Detail hervorzurufen geeignet sind. Beispielsweise die Datierung der paläolithischen Periode, deren ganzen Verlauf der Verf. im Gegensatze zu allen geologischen Befunden auf wenige Jahrtausende beschränkt und noch „diesseits des zehnten Jahrtausends vor Chr. bequem unterbringen" zu können glaubt. Oder die asiatische Abstammung von Nephrit und Jadeit. Solche Stellen dürften wohl allen Fachmännern als unzureichend begründet erscheinen. Aber sie werden doch niemals die einschneidende Bedeutung des Werkes verdunkeln können. Sie zeigen nur in grellerer Beleuchtung die bereits auf den ersten Blick zu erkennende Notwendigkeit, die in diesen „Grundzügen" in abgekürztester Form niedergelegten Ansichten so bald als möglich in ausführlichen, mit allen erwünschten Details ausgestatteten Abhandlungen genauer auszuarbeiten und zu begründen.

Dem gebildeten Publikum sei das Buch als der im Augenblicke vorzüglichste Leitfaden der Urgeschichte Europas wärmstens empfohlen. J. Szombathy-Wien.

Hahn, Ed., Das Alter der wirtschaftlichen Kultur. Heidelberg 1905. 256 S. 8°. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Es ist erfreulich, dass der Verf. im vorliegenden Werke seine Studien über Haustiere Hauspflanzen und Hausgeräte zu einer Urgeschichte und Geschichte der wirtschaftlichen Technik zusammenfasst. Bei solchen Zusammenfassungen, die wie die vorliegende ohne Belege gegeben ist, kommt es weniger auf die Einzelheiten an, als auf die grossen Linien die gewiesen werden.

Die Menschwerdung beginnt für Hahn mit dem Aufkommen des ständigen Gebrauchs des Feuers. Um das hohe Alter des Kulturbaues uns begreiflich zu machen, in dem wir wohnen, die mannigfachen Volks- und Naturquellen geographischer Art zu zeigen, aus denen wir schöpften, und das Anwachsen von dem knappen Besitz an Kultur und Bildung

darzustellen, worüber wir heute verfügen, schildert Verfasser, wie in ungeheuer langen Zeiträumen sich Erfindung und Entdeckung aneinanderreihten und wie diese Elemente langsam zusammenwuchsen und sich befruchteten. Er sucht in das Denken und Empfinden der vergangenen Epochen einzudringen, da noch kaum ein Schimmer der angesammelten und systematisch verarbeiteten Beobachtung und Erfahrung das Dunkel des Lebens erleuchtete, und wo mangels tieferer Verbindungen die äusserlichen Assoziationen das Denken beherrschten, bis da und dort, bald dank der Gunst der Scholle, der Fauna oder der Flora, bald dank der aufgestachelten Tüchtigkeit des Menschen Einfluss und Macht über die Natur gewonnen und Pflanze, Tier und Stein den menschlichen Erhaltungs- und Fortpflanzungszwecken dienstbar gemacht wurde. Nicht aus einem goldenen Zeitalter, sondern aus einem Zustand des Elends, der Not und des Hungerns hat sich die Menschheit in qualvollen Jahrtausenden emporgearbeitet. Dass Hahn diese Gedankengänge aus seinen Spezialstudien heraus zusammenfasst und „popularisiert", sowie dass ihm die Beschäftigung mit seinem Spezialstudium den Blick nicht verdunkelt hat, dass er nicht wie viele andere das Volk oder die Zeit, womit sie sich gerade beschäftigen, als das beste ansieht, wird man ihm zum besonderen Lobe buchen müssen.

Hahn bleibt nicht an der Schwelle der Gegenwart stehen, sondern schreitet ganz in sie hinein und tritt aus den Erfahrungen, die er aus der Vergangenheit zieht, kritisch an sie heran. Er durchstreift die Gefilde des Tags, nimmt Stellung zu allen wichtigen Fragen des Lebens von heute und was er sagt, ist mit warmem Tone und aufrichtig gesprochen. Bei so individuell geschriebenen Äusserungen ist es selbstverständlich, dass man nicht in allen Punkten mit dem Verf. gehen kann. Viel Richtiges und klar Geschautes ist darin enthalten, aber auch Anderes, worin man widersprechen muss; doch wird man mit Interesse auch die anderen Ansichten lesen. Jedenfalls kann die Lektüre dieses lebendig und anregend geschriebenen Buches den weiteren Kreisen, für die es bestimmt ist, aufs wärmste empfohlen werden. R. Thurnwald.

Naue, A. W., Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass. Mit Benutzung der einschlägigen Literatur und auf Grund der Sammlungen mit elsässischen Altertümern, besonders der Sammlung Nessel in Hagenau, zusammengestellt und beschrieben. Mit Abbildungen im Text, 2 Karten und 32 Tafeln. — Gekrönte Preisschrift der „Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass." Strassburg: Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt 1905. 4°. LXXXVI u. 529 S.

Es war in der Tat eine sehr mühevolle Arbeit, deren sich der Verf. unterzogen hat, indem er uns in dem vorliegenden Werke ein möglichst umfassendes Inventar der Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass aus der zerstreuten Literatur und den zahlreichen Sammlungen mit archivalischer Gründlichkeit zusammenstellte. Das Buch wird fortan eine wichtige Quelle für die Vorgeschichte des Elsass bilden, umsomehr als derselbe nur den objektiven Tatbestand feststellt und jede archäologische Würdigung vermeidet. Diese hat der Verf. sich für einen zweiten Band vorbehalten. Mit Recht hat daher die Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass das Verdienst des Verf. durch Erteilung des ausgeschriebenen Preises öffentlich anerkannt.

Nach einer Einleitung, welche sich hauptsächlich mit der in der folgenden Fundbeschreibung gebrauchten freilich etwas fremdartigen Terminologie befasst, werden die „Denkmäler" aller Kantone der 14 Kreise des Landes in geographischer Ordnung ausführlich und übersichtlich beschrieben, so dass alle Fundorte und Funde, soweit sie der Verf. in Erfahrung bringen konnte, zur Darstellung gelangen. Dass der Kreis Hagenau daran den Löwenanteil hat — er umfasst allein 174 Seiten — wird jeder, der die reiche Sammlung Nessel daselbst zu bewundern Gelegenheit hatte, mit besonderem Dank ersehen und das Geschick bewundern, mit welchem der Verf. die dort zu überwindenden persönlichen Schwierigkeiten zu umgehen verstanden hat. Zu unserer grossen Freude erfahren wir, dass Hr. Staatsrat Nessel in hochherziger Weise seine unschätzbare Sammlung der Stadt Hagenau zum Geschenk gemacht hat, welche für dieselbe ein eigenes öffentliches Museum zu bauen beabsichtigt. Lissauer.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Hewitt, J. N. B., und Cyrus Thomas, Xuala and Guaxule. New York 1905. 4°. (Aus: Science.)
2. Figueira, José H., Algo sobre el cúbito del pretendido hombre fósil del señor R. R. Schuller. Montevideo 1905. 2°. (Aus: El Dia.)
3. Solberg, O, Über die Báhos der Hopi. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Archiv f. Anthropologie IV.)
4. Morgan, J. de, Mission scientifique en Perse, Tome V. Études linguistiques P. 2 Paris: E. Leroux 1904. 4°.
5. Morgan, J. de, Note sur les procédés techniques en usage chez les scribes babyloniens. Paris: E. Bouillon 1905. 4°. (Aus: Recueil de Travaux relatifs ... à l'Archéologie égypt. et assyr. Vol. XXVII.)
6. Mémoires de la délégation en Perse publiés sous la direction de J. de Morgan. Tome VII. Paris: E. Leroux 1905. 4°.
7. Morgan, J. de, Fouilles a Dahchour en 1894—1895. Vienne: A. Holzhausen 1903. 4°.
8. Morgan, J. de, U. Bouriant, G. Legrain, G. Jéquier, A. Barsanti, Catalogue des monuments et inscriptions de l'Égypte antique ... 1. Serie Haute Égypte T. III Kom Ombos Partie 2 F. 1 u. 2. Vienne: A. Holzhausen 1902. 4°.
9. Bhashya Charya, The Age of Patanjali. Madras 1905. 8°. (Adyar library series No. 1.)
10. Gorjanovic-Kramberger, Karl, Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Wien 1905. 4°. (Aus: Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges.)
11. Eidam, Ausgrabungen und Funde bei Gunzenhausen. Nürnberg: W. Tümmel 1904. 4°.
12. Aguiar, Desiderio, Huarpes Parte 2a. Buenos Aires 1904. 8°.
13. Schmeltz, J. D. E., und C. van Panhuys, Verslag van het 14 de Internationale Amerikanisten congres te Stuttgart van 18 tot de 23 Augustus gehouden. o. O. 1905. 8°. (Aus: Bijvoegsel tot de Nederlandsche Staatscourant no. 214.)

Nr. 1—13 Gesch. d. Verf.

14. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Kurgane und zufällige archäologische Funde in der Nähe von Smjela. T. 1 3. St. Petersburg 1887—1901. 4°.
15. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Chersones in Taurien, Eine historische Skizze. St. Petersburg 1905. 8°.
16. Bobrinskoy, Graf Alexis, Antiquités de la Petite-Russie. Collection du Comte Alexis B. St Petersburg 1902. 8°. (Exposition des Congrès internationaux à Moscou en 1892.)
17. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Über gewisse symbolische Zeichen ... bei den Völkern Europas und Asiens. Moskau 1902. 4°.

Nr. 14—17 Gesch. d. Hrn. Grafen Bobrinskoy.

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

18. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Kiewsche Miniaturen des XI. Jahrhunderts ... St. Petersburg 1902. 8°.
19. Radloff, B. B. [Russisch], Sibirische Altertümer. Übersetzt aus dem Deutschen von Graf Alexis Bobrinskoy. St. Petersburg 1896. 8°.
20. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Antwort auf die Bearbeitung der Archäologischen Karte des Kiewschen Guberniums von Prof. W. B. Antonowitsch. St. Petersburg 1900. 8°.
21. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Bericht über die Untersuchung eines Maidans beim Dorfe Zwetna im Kreise Tschigirins, Gouv. Kiew. St. Petersburg 1896. 4°. (Aus: Bericht der Archäologischen Kommission.)
22. Anutschin, D. N. [Russisch], Über Schädel aus Kurganen und Gräbern des Kreises Isjum, Gouv. Charkow. o. O. 1901. 4°.
23. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Einige unbestimmbare Drachenzeichnungen. St. Petersburg 1898. 8°.
24. Bobrinskoy, Graf Alexis [Russisch], Einige Worte über die Gegend bei den Ruinen des Schlosses von Gursuff (Krim). o. O. u. J. 8°.
25. Melioranski, P. M. [Russisch], Sagen von Edinge und Toktamysch. Kirgisischer Text nach einer Handschrift im Besitze von Halichanoff. St. Petersburg 1905. 8°.

Nr. 18—25 Gesch. d. Hrn. Grafen Bobrinskoy.

26. Schwalbe, G., Zur Frage der Abstammung des Menschen. Eine Erwiderung ... an J. Kollmann. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus Bd. 88.)
27. Goby, Paul, et A. Guébhard, Sur les enceintes préhistoriques des préalpes maritimes. Paris o. J. 8°. (Aus: Comptes rendus de l'Association Française pour l'Avanc. d. Sciences. XXXIII. Session congrès de Grenoble 1904.)
28. Goby, Paul, Sur quelques meules a grains et un moulin ancien ressemblant au „Trapetum" découverts dans l'arrondissement de Grasse (A.-M.) Nice 1905. 8°. (Aus: Annales de la Société des Lettres, Sciences et Arts des Alpes-Maritimes, tome XIX.)
29. Guébhard, A., Sur un trésor de deniers Romains trouvé en 1901 aux environs de Nice. Nice 1904. 8°. (Aus: Annales de la Société des Lettres, Sciences et Arts des Alpes-Maritimes, tome XIX.)
30. Guébhard, Adrien, Fouilles et glanes tumulaires aux environs de Saint-Vallier-de-Thiey (Alpes-Maritimes). Le Mans 1904. 8°. (Aus: Bull. de la Société Préhistorique de France, tome I.)
31. Ehrenreich, Paul, Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Berlin: A. Asher & Co. 1905. 8°. (Aus: Supplement zu Zeitschrift für Ethnologie.)
32. Bartels, Paul, Dr. Max Bartels zum Gedächtnis. o. O. u. J. 8°. (Aus: Vorwort Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, Leipzig 1905.)
33. Schweinfurth, G., Prähistorische Kjökkenmöddinger auf der Insel Rion bei Marseille. Berlin 1905. 8°. (Aus: Voss. Zeitung Nr. 415 vom 5. Sept. 1905.)
34. Schweinfurth, G., Neue thebanische Gräberfunde. o. O. 1899. 8°. (Aus: Sphinx III,2.)
35. Schweinfurth, G., Die Wiedergeburt Ägyptens im Lichte eines aufgeklärten Islam. Berlin: Thormann & Goetsch 1895. 8°. (Aus: „Berliner Rundschau" Nr. 24.)
36. Schweinfurth, G., Über die Kultur der Dattelpalme. Berlin 1901. 8°. (Aus: „Gartenflora" Jahrg. 50.)
37. Schweinfurth, G., Das älteste Herbarium der Welt. Berlin 1904. 8°. (Aus: Voss. Zeitung.)
38. Schweinfurth, G., Ein neu entdeckter Tempel in Theben. Leipzig: J. C. Hinrichs 1904. 4°. (Aus: Zeitschr. für Ägypt. Sprache und Altertumskunde, Bd. 41.)
39. Schweinfurth, G., Recherches sur l'âge de la pierre dans la Haute-Égypte. o. O. 1905. 8°. (Aus: Annales des Antiquités de l'Égypte.)

Nr. 26—39 Gesch. d. Verf.

40. Adachi, Buntaro und Yaso Adachi, Die Handknochen der Japaner. Tokyo 1905. 8°. (Aus: Mitteilungen der med. Fakultät der Kais. Jap. Universität zu Tokyo, Bd. VI.)
41. Adachi, Buntaro, Topographische Lage des Augapfels der Japaner. Stuttgart: E. Nägele 1904. 8°. (Aus: Zeitschr. für Morphologie u. Anthropologie, Bd. VII.)
42. Adachi, Buntaro, Die Orbita und die Hauptmasse des Schädels der Japaner und. die Methode der Orbitalmessung. Stuttgart: E. Nägele 1904. 8°. (Aus: Zeitschr. für Morphologie und Anthropologie, Bd. VII.)

Nr. 40—42 Gesch. d. Verf.

43. Pič, J. L., Starožitnosti země české Díl II Sv. 3 v Praze: „Unie" 1905. 4°. Gesch. d. Hrn. Prof. Lissauer.
44. Department, The, of Anthropology of the University of California. Berkeley 1905. 8°. (Aus: University of California Publications.) Von der Universität California.
45. Festschrift, dem XIII. Internationalen Orientalisten-Kongress Hamburg 1902 gewidmet von der Deutsch-japanischen Gesellschaft (Wa-Doku-Kai) in Berlin. Berlin o. J. 8°. Gesch. d. Hrn. Prof. F. W. K. Müller.
46. Passarge, S., Die Buschmänner der Kalahari. Berlin 1905. 8°. (Aus: Mitteilungen a. d. deutschen Schutzgebieten, Bd. XVIII.)
47. Kroeber, A. L., Wishosk myths. o. O. 1905. 8°. (Aus: The Journal of Amer. Folk-Lore. Vol. XVIII.)
48. Steensby, H. P., Om Eskimokulturens oprindelse. Kobenhavn: J. Salmonsen 1905. 8°.

Nr. 46—48 Gesch. d. Verf.

49. Congrès international d'expansion économique mondiale Sect. 1 u. 5. Mons 1905. 8°. Vom Kongress.
50. Outes, Felix F., La edad de la piedra en Patagonia. Buenos Aires 1905. 4°. (Aus: Anales del Museo Nacional de Buenos Aires. Tome XII.)
51. Adriani, N., en Alb. C. Kruyt, Geklopte boomschors als Kleedingstof op Midden-Celebes. Met aanteekeningen ... van J. D. E. Schmeltz. Leiden: E. J. Brill 1905. 4°. (Aus: Internat. Archiv für Ethnographie, Bd. XIV u. XVI.)
52. Schmeltz, J. D. E., Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea. Die Stämme an der Südküste von Niederländisch-Neu-Guinea. I. Leiden: E. J. Brill 1905. 4°. (Aus: Internat. Archiv für Ethnographie, Bd. XVI.)

Nr. 50—52 Gesch. d. Verf.

53. Daalen, G. C. E. van, Inventaris van voorwerpen afkomstig van de Gajō, Alas- en Bataklanden. Verzameld (1901—1904). Batavia: G. Kolff & Co. 1905. 8°. Von Bataviaasch Genootschap v. Kunsten en Wetenschappen.
54. Lortet et M. C. Gaillard, La faune momifiée de l'ancienne Égypte. Préface de M. V. Lortet. Lyon: H. Georg 1905. 4°. Gesch. d. Hrn. Prof. Schweinfurth.
55. Studer, Th., Über neue Funde von Grypotherium Listaei Amegh. in der Eberhardtshöhle von Ultima Esperanza. Basel, Genève et Lyon: Georg & Cie. 1905. 4°.
56. Studer, Th., Étude sur un nouveau chien préhistorique de la Russie. Paris: Masson et Cie. 1905. 8°. (Aus: L'Anthropologie T. XVI.)
57. Diergart, Paul, Neue geschichtlich-technische Erörterungen zur Schiesspulverfrage im alten Indien, auf Grund literarischer Belege ... o. O. 1905. 8°. (Aus: Mitt. zur Geschichte der Medizin u. Naturwissenschaften, IV. Bd.)
58. Demetrykiewicz, Włodzimierz, Przedhistoryczna ceramika z Półksiężycowemi Uchami (Ansa lunata vel cornuta) w polsce. Kraków 1901. 4°.
59. Demetrykiewicz, Włodzimierz, Groty wykute w skałach Galicyi wschodniej pod względem archeologicznym. W. Krakowie 1903. 8°.
60. Demetrykiewicz, Włodzimierz, Wykopalisko z Kęblin i Ślady rzymskiej „Terra sigillata" w królestwie polskiem. Kraków 1905. 4°. (Aus: Wiadomości numizmatyczno-archeologiczne No. 62.)
61. Demetrykiewicz, W., und J. Zingerle, Fund aus Ostgalizien, o. O. 1904. 4°. (Aus: Jahresheften des österreichischen archäologischen Institutes, Bd. VII.)

Nr. 55—61 Gesch. d. Verf.

62. Fritsch, G., Vergleichende Betrachtungen über die ältesten ägyptischen Darstellungen von Volkstypen. Jena: G. Fischer 1904. 4°. (Aus: Naturwissenschaftl. Wochenschrift N. F. III. Bd.)
63. Hagen, B., Unter den Papuas in Deutsch-Neu-Guinea. Wiesbaden: C. W. Kreidel 1899. 4°.
64. Dulaure, J. A., Des divinités génératrices chez les anciens et les modernes avec un chapitre complémentaire par A. van Gennep. Paris: Soc. du Mercvre de France 1905. 8°.
65. Walkhoff, Die heutigen Theorien der Kinnbildung. Leipzig: A. Felix 1905. 8°. (Aus: Deutsche Monatsschrift f. Zahnheilkunde, Jahrg. XXIII.)
66. Rygh, O., Norske gaardnavne. Nedenes Amt af Amund B. Larsen. Bd. VIII. Kristiania: Cammermeyer 1905. 8°.
67. Rygh, O., Norske gaardnavne. Nordlands Amt af K. Rygh. Bd. XVI. Kristiania: Cammermeyer 1905. 8°.
68. Luschan, Felix v., Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte. Hannover: M. Jänecke 1905. 8°. (Aus: Anleitung zu wissenschaftlich. Beobacht. auf Reisen von Prof. Dr. G. v. Neumayer, III. Aufl.)
69. Rutot, A., Sur quelques découvertes paléolithiques faites dans la vallée du Rhin. — Encore les pierres-figures. — Nouvelles d'Égypte. Bruxelles 1904. 8°. (Aus Bulletin de la Soc. d'Anthropologie de Bruxelles, Tome XXIII.)
70. Rutot, A., Sur la non-existence, comme terme autonome de la série quaternaire, du limon dit „des hauts plateaux". Bruxelles 1905. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. Belge de Géologie . . Tome XVIII.)
71. Rutot, A., Sur la présence de l'assise de Herve dans le sous-sol de Bruxelles. — Sur l'âge de la glauconie de Lonzée. Bruxelles 1905. 8°. (Aus: Bulletin de la Soc. Belge de Géologie, Tome XIX.)
72. Rutot, A., Les progrès nouveaux dans la connaissance des industries éolithiques. — Les recherches du Dr. Haake. Le Néolithique dans l'Allemagne du Nord. — Sur de nouvelles découvertes faites dans le Cantal. — Encore l'homme de Krapina. Bruxelles 1905. 8°. (Aus: Bulletin de la Soc. d'Anthropologie de Bruxelles, Tome XXIII 1904.)
73. Luschan, v., Zwei Referate. o. O. u. J. 8°. (Aus: Centralblatt f. Anthropologie 1905.)
74. Stahl, A., Los indios borinqueños. Puerto-Rico 1889. 8°.
75. Hampel, József. Az első nemzetközi archaeologiai cóngressus Athenében. Budapest 1905. 4°. (Aus: Archaeologiai Értesitő.)
76. Lehmann, Walter, Altmexikanische Muschelzierrate in durchbrochener Arbeit. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXVIII.)

Nr. 62—76 Gesch. d. Verf.

77. Hilgendorf, F., Ein neuer Scylliumartiger Haifisch, Proscyllium habereri nov. subgen., n. spec. von Formosa. o. O. 1904. 8°. (Aus: Sitzungsberichte der Ges. naturforsch. Freunde, Jahrg. 1904.)
78. Moroff, Th., Studien über Octocorallien. Jena: G. Fischer 1902. 8°. (Aus: Zoolog. Jahrbücher, Bd. 17.)
79. Werner, Franz, Über Reptilien und Batrachier aus Guatemala und China ... nebst einem Anhang über seltene Formen aus anderen Gegenden. München: G. Franz 1903. 4°. (Aus: Abhandl. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. II. Kl. XXII. Bd.)
80. Doflein, F., Ostasiatische Dekapoden. München: G. Franz 1902. 4°. (Aus: Abhandl. d. K. Bayer. Akad. der Wiss. II. Kl. XXI. Bd.)
81. Schlosser, Max, Die fossilen Säugetiere Chinas nebst einer Odontographie der rezenten Antilopen. München: G. Franz 1903. 4°. (Aus: Abhandl. der K. Bayer. Akad. der Wiss. II. Kl. XXII. Bd.)
82. Haberer, A., Über die „Norma occipitalis" bei Mensch und Affe. München 1898. 4°.

Nr. 77—82 Gesch. d. Hrn. Prof. Dr. Haberer.

83. Kück, Eduard, Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Leipzig: Th. Thomas 1906. 8°. Vom Verleger.

84. Grupp, Georg, Kultur der alten Kelten und Germanen mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. München: Allg. Verlags-Gesellschaft m. b. H. 1905. 8°.
85. Brentano, Clemens, Der Philister vor, in und nach der Geschichte ... mit einem Vorwort von Paul Müller. Berlin: E. Frensdorff o. J. 8°. (Aus: Neudrucke literarhist. Seltenheiten Nr. 7.)
86. Rehm, Herm. Siegfr., Das Buch der Marionetten. Ein Beitrag zur Geschichte des Theaters aller Völker. Berlin: E. Frensdorff o. J. 8°.
Nr. 84—86 vom Verleger.
87. Jahresbericht, Elfter, der Geographischen Gesellschaft zu Hannover 1898—1905. Hannover: Th. Schäfer 1905. 8°. (Aus: Hannoversche Geschichtsbl., Jahrg. 1905.) Von d. Geogr. Gesellschaft zu Hannover.
88. Pallegoix, Description du royaume Thai ou Siam. Tome I u. II. Paris 1854. 8°.
89. Rodkinson, Michael L., History of amulets, charms, and talismans. New-York 1893. 8°.
90. Heuglin, M. Th. v., Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudán und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862. Mit Vorwort von Dr. A. E. Brehm. Jena: H. Costenoble 1868. 8°.
91. Gobineau, A. de, Trois ans en Asie (de 1855 à 1858). Paris: L. Hachette et Cie. 1859. 8°.
92. Grosier, Description générale de la Chine...Tome I et II. Paris: Moutard 1787. 8°.
93. Stieler, Handatlas, 9. Aufl. Gotha: J. Perthes 1905. 2°.
94. Sarasin, Paul und Fritz, Reisen in Celebes, ausgeführt in den Jahren 1893-1896 und 1902—1903. Wiesbaden: C. W. Kreidel 1905. 8°.
Nr. 88—94 Angekauft.
95. Woltmann, Ludwig, Die Germanen und die Renaissance in Italien. Leipzig: Thüringische Verlagsanstalt 1905. 4°.
96. Schneider, Oskar, Muschelgeld-Studien ... bearbeitet von Carl Ribbe. Dresden: E. Engelmann Nachf. 1905. 8°.
Nr. 95 und 96 vom Verleger.
97. Festschrift. Beiträge zur Landeskunde Westpreussens. Danzig 1905. 8°. Gesch. d. Hrn. Prof. Conwentz.
98. Haas, A., Ein untergegangener rügenscher Burgwall. Stralsund: F. Struck 1905. 4°. (Aus: Sonntags-Beilage der Stralsundischen Ztg.)
99. Dörpfeld, Wilhelm, Die Kretischen, Mykenischen und Homerischen Paläste. Athen 1905. 8°. (Aus: Athen. Mitteilungen)
100. Verworn, Max, Die archäolithische Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal). Berlin: Weidmann 1905. 4°. (Aus: Abhandlungen der Königl. Ges. der Wissensch. zu Göttingen, N. F. Bd. IV.)
101. Lejeal, Léon, La collection de M. de Sartiges et les „Aryballes" péruviens du Musée ethnographique du Trocadéro. o O. 1902. 8°. (Aus: Transactions of the International Congr. of Americanists.)
102. Hirth, Friedrich, Scraps from a collector's note book being notes on some chinese painters of the present dynasty with appendices on some old master's and art historians. Leiden: E. J. Brill, Leipzig: O. Harrassowitz, New-York: G. E. Stechert & Co. 1905. 8°.
103. Miske, Kálmán Freiherr v., Mitteilungen über Velem-St. Veit. Wien: Anthropolog. Gesellschaft 1905. 4°. (Aus: Bd. XXXV [der dritten Folge Bd. V] der Mitteil. d Anthropolog. Gesellsch. in Wien.)
104. Lehmann, W., Les peintures Mixtéco-Zapotèques et quelques documents apparentés. Paris 1905. 4°. (Aus: Journal de la Société des Américanistes. Nouvelle série tome II.)
105. Lenz, Rodolfo, Diccionario etimolójico de las voces chilenas derivadas de lenguas indijenas americanas. 1. Entrega. Santiago de Chile 1904—1905. 8°.
Nr. 98—105 Gesch. der Verf.
106. Harris, W. Cornwallis, The Highlands of Aethiopia. Vol. I—III. London: Longman, Brown Green, and Longmans 1844. 8°. 3 Bde. Angekauft.

107. Hager, Carl, Kaiser Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel. Leipzig: Gressner & Schramm o. J. 8°.
108. Keller, Conrad, Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Leipzig: C. F. Winter 1887. 8°.
109. Harris, Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841—1843. Deutsch von K. v. K. Bd. I u. II. Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1845. 8°. (Aus: Reisen und Länderbeschreibungen d. älteren u. neuesten Zeit. Lief. 30 u. 32.)
110. Koeppen, Carl Friedrich, Die Religion des Buddha und ihre Entstehung. Bd. 1 u. 2. Berlin: F. Schneider 1857/1859. 8°.

Nr. 107—110 Angekauft.

111. Lang, Andrew, The secret of the totem. London: Longmans, Green and Co. 1905. 8°.
112. Hirt, Hermann, Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. Bd. I. Strassburg: K. J. Trübner 1905. 8°.
113. Paur, Hermann, „Heimatschatz". Burghausen a. S.: L. Russy 1905. 8°. (Aus: „Burghauser Anzeiger".)
114. Schoembs, Jakob, Material zur Sprache von Comalapa in Guatemala. Dortmund: F. W. Ruhfus 1905. 8°.
115. Much, Rudolf, Deutsche Stammeskunde. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig G. J. Göschen 1905. 16°. (Aus: Sammlung Göschen 126.)

Nr. 111—115 vom Verleger.

(Abgeschlossen den 15. Dezember 1905.)

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

* vor der Seitenzahl bezeichnet: Vortrag, Abhandlung, briefliche Mitteilung.

† vor der Seitenzahl bezeichnet: Literarisches, Besprechungen.

A.

Seite

Absatzäxte (Lissauer) *793 ff
— böhmische 801, 833
—, nordische 799, 814
—, norddeutsche 799, 818
— mit Stegbildung 795, 803
—, Typenkarte 795
—, westeuropäische 795, 804
Abstammungslegende der Indianer Südamerikas 882
Ackerbau in Okawango 686
— in Tibet 497
Adalbertsteine, Die — zu Strelno, Kujawien (Lehmann-Nitsche) *946
Aditi, indische Göttin 344
Adityas, Die — in den Veden 321
Ägypten, Eolithenfunde 912
—, Sicheln mit Feuersteinschneiden (Blanckenhorn) *460
—, Sichelsteine (Ed. Krause) *468
—, Steinzeitforschungen (G. Schweinfurth) *922
Äxte, s. Absatzäxte
Axt, verzierte, von Strega, Kr. Guben 378
Afrika, Brief des Hrn. L. Frobenius: Reisebericht aus Dima *526 *767
—, Erfindung der Herstellung des Eisens (G. Schweinfurth) *84, 88
—, Gustav Fritsch: Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. Wiesbaden 1904 (P. Ehrenreich) †476
—, Heikum und Kungbuschleute (Werner) *952
—, Haussa-Sprichwörter und -Lieder. Rudolf Prietze (P. Staudinger) †229
—, Arthur Köhler: Verfassung usw. der Tuareg (R. Thurnwald) †228
—, Kulturkreise und Kulturschichten (B. Ankermann) *54 83
—, Das Okawangosumpfland und seine Bewohner (S. Passarge) *649

Seite

Afrika, Sichelsteine aus Ägypten (M. Blanckenhorn) *464
— — (Ed. Krause) *468
—, Steinzeitforschungen 922
—, Werner: Anthropologische, ethnologische und ethnographische Betrachtungen über die Heikum und Kungbuschleute *952
—, Zauberfetisch von Gabun (Schlemm) *440
Ainu, die Urbewohner Japans 941
Ainos auf der St. Louis-Ausstellung 214
Ainsa, indische Gottheit 329
Aiyanär, höchster Gott der urindischen Religion 719
Alsberg, Fussspuren von Warnambool 162
Alter der Funde von Osterode, Ostpr. 969
Altertümer aus Mexiko (Ed. Seler) *441
Altmark, Kieselmanufakte 209
Amerika, A. Baessler: Altperuanische Mumien (P. Ehrenreich) †177
—, Die Bewohner der Landschaft Michuacan (Ed. Seler) *786
—, Kurt Breysig: Entstehung des Gottesgedankens *216, 221
—, Oscar Cannstatt: Die Indianerbevölkerung der alten Jesuitenreduktionen in Südamerika *882
—, Dieseldorff: Jadeit- und anderer Schmuck der Mayavölker *408
—, Die fünf im Kindbett gestorbenen Frauen und die fünf Götter des Südens in der mexikanischen Mythologie (W. Lehmann) *848
— — und die Götter der Lust (W. Lehmann) *471
—, G. Fritsch: Ausguss des Mokassins eines Indianers *970
—, Erland Nordenskiöld: Forschungen zwischen Peru und Bolivien *973
—, K. Sapper: Aztekische Ortsnamen in Mittelamerika *1002

Seite

Amerika, Ed. Seler: Kopf aus jadeitartigem Gestein *527
—, Ed. Seler: Zapotekische Bilderschriften *973
—, Waldeyer: St. Louis-Ausstellung und Ausflug nach Arizona und Mexiko *213
—, Peruanische Zweigorakel (Weberbauer) *439
Amerikanisten-Kongress in Quebec 882
Andree, Richard: Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde (Ed. Hahn) †222
Anhängsel im Picenum 262
Ankermann, B., Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika *54, 83, 90
Annandale, N. and Herbert C. Robinson: Fasciculi Malayenses. Anthropological and zoological results of an expedition to Perak and the siamese malay states. Bombay 1903/04 (Alfred Maass) †639
Ansichtskarten, japanische (H. Virchow) *444
Anthropologen-Kongress in Salzburg 526
Anthropologie der Bewohner des Okawango-Sumpflandes 660
Archäologen-Kongress in Athen 355, *537
Archenhold, Zur Entstehung des Gottesgedankens *219
Arier, Die — in Indien 300
Armringe von Picenum 259
Aryaman, indische Gottheit 328
Asien, E. Brandenburg: Kysylbasch- und Jürükendörfer am Turkmendag *188
—, Inschriften aus der Synagoge von K'ai-fong-fu (F. W. K. Müller) *438
—, Menschenrassen des japanischen Reiches (Haberer) *941
—, F. W. K. Müller, Stönner: Über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung der Turfan-Handschriften *414, *415
—, F. W. K. Müller: Eine chinesische Weltkarte *366
—, Gustav Oppert: Die Gottheiten der Indier *296, *501, *717
—, Reise von Peking durch China und das tibetanische Grenzgebiet nach Birma (Assmy) 481
—, Emil Rössler: Archäologische Ausgrabungen in Transkaukasien *114
—, Schädel aus Turfan (Lissauer) *421
—, Sinai-Expedition (Flinders Petrie) *184
—, Steinzeitfunde aus Syrien-Palästina (M. Blanckenhorn) *447
—, Turfan-Expedition O. Cordel (Lissauer) *412
— s. Indien

Seite

Assmy-Oldenburg, Eine Reise von Peking durch China und das tibetanische Grenzgebiet nach Birma *481
Aśvins, Die — in den Veden 323
Athen, Internationaler Archäologischer Kongress (Lissauer) *537 ff
Ausgrabungen auf Flintholm (H. Virchow) *993
(Rothmann) *996
— bei Rüdersdorf (Ed. Krause) *783 *1035
— in Transkaukasien (Emil Rössler) *114
Ausguss eines Indianer-Mokassins (G. Fritsch) *970
Ausschuss 1
— -Wahl 152
Australien, Some initiation ceremonies of the aborigines of Victoria (R. H. Mathews) *872
—, Angebliche fossile menschliche Fussspuren (W. Branco) *162
—, Kulturkreise in — (F. Gräbner) *28, *764
—, Über Kulturkreise in — (N. W. Thomas) *759
—, Mumie aus —. W. Waldeyer (Klaatsch) *772
—, Kollmann: Rassengehirne *758
—, Reise des Hrn. H. Klaatsch *211
—, Steininstrumente von Tasmanien (Otto Schoetensack) *362
Australierschädel und Pithecanthropus 211
Axt von Wilhelmsau 578
Azteken-Ortsnamen in Mittelamerika (K. Sapper) *1002

B.

Baessler, A., Abbildungen von alten beschnitzten Maori-Särgen *971
—, Brief aus Neu-Seeland 435
—, Fischen auf Tahiti *924
—, Tahitische Legenden *920
—, Altperuanische Metallgeräte. Berlin 1904 (P. Ehrenreich) †477
—, Peruanische Mumien. Berlin 1904 (P. Ehrenreich) †477
Baglioni, S., Beiträge zur Vorgeschichte des Picenums, Italien *257
Bajau, Transkaukasien. Ausgrabungen (Emil Rössler) *116
Bandspirale der makedonischen Tumuli 107
Bastian, Adolf, Beisetzung des Geh. Reg.-Rats — 880
—, Gedächtnisfeier 233
Batauanareich, Das — (S. Passarge) *709
Bauer, Magdeburg † 755
Bauernhausformen in Deutschland 999
Bedeutung, Zukünftige — des Okawangolandes 712

Seite

Begräbnis der Papuas 617
Begrüssung der Herren G. Fritsch und F. v. Luschan 945
— des Hrn. Haberer 941
Beihilfe für 1905, Unterrichtsminister *527
Beisetzung des Geh. Reg.-Rats Adolf Bastian 880
Belgische Vasen 591
Beltz, R., Mord- und Sühnekreuze in Mecklenburg *619
Bergbetrieb, Alter — von Maghara 175
Bericht, Zweiter — über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten (A. Lissauer) *793
Bernsteinperle von Iwno 901
Beschneidung in Afrika 65
Besiedelung, Älteste — Griechenlands 1012
Besiedelungsfähigkeit des Okawangolandes 713
Betelkauen bei Papuas 609
Bewohner des Okawangosumpflandes 652
Bhaga, indische Gottheit 328
Bibliothek, Eingänge für die — 230, 478, 645 790, 1043
—, Stand der — 977
Bilderschriften, Zapotekische — (Ed. Seler) *973
Birma, Reise nach — (Assmy) *481
Blanckenhorn, M., Über die Steinzeit und die Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina *447
—, Zur Stratigraphie der Diluvialfunde Norddeutschlands *284
Bobrinskoy, Graf Alexis, Sméla, Dankschreiben *881
Bohren mit Schweinsknochen auf Tahiti 935
Boules Arbeit zur Eolithenfrage 1025
Bracht, Eugen, Datierbare Silexgeräte aus den Türkisminen von Maghara in der Sinaihalbinsel *173
Branco, W., Die fraglichen fossilen menschlichen Fussspuren im Sandsteine von Warnambool, Victoria, und andere angebliche Spuren des fossilen Menschen in Australien *162
v. Brand, Wutzig † 354
Brandenburg a. H., Fischspeere (Ed. Krause) *446, 447
Brandenburg, E., Kysylbasch- und Jürükendörfer in der Gegend des Turkmendag *188
Brandes, Weltevreden † 880
Brandgräberfeld und Brandgrubengräber bei Wilhelmsau (H. Busse) *569
Bratspiess bei Indianern 886
Brazza, Graf de, Dakar † 881
Brecht, Gustav, Quedlinburg † 354

Seite

Bregmanarben an alten Schädeln von Teneriffa (Lehmann-Nitsche) *436
Brennen und Beerdigen der Toten (Dörpfeld) *601
Breslau, Alte Waffe (P. Ehrenreich) *786
Breysig, Kurt, Die Entstehung des Gottesgedankens insonderheit bei den amerikanischen Urzeitvölkern *216
Brhaspati, indische Gottheit 338
Brief des Hrn. Baessler 435
— des Hrn. Frobenius aus Afrika 445 *526
— des Hrn. Haenisch aus Tschangscha 438
— des Hrn. Lissauer *435
— — aus Athen *441
— des Hrn. Rud. Pöch, Neuguinea *526
Bronzegefässe, gewellte 593, 599
Bronzering von Rüdersdorf 1035
Brotfruchtbaum bei Papuas 614
Brücke, Alte — bei Wustrow, Mecklenburg 987
Brücken in China 484, 490
Brunnen in China 487
Brunner, K., Funde von Iwno, Kreis Schubin, Posen *899
Brustplatte aus Mexiko 444
Buchara, Silberne Schale von — (Hubert Schmidt) *438
Buckelurnen von Wilmersdorf 920
Bücking, Untersuchung des „Sandsteins" von Warnambool 168
Budziejewe, Posen, Adalbertsteine 950
Burgos, Briefe an den König von Spanien 1703 888
Busse, H., Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau, Kreis Nieder-Barnim *569
—, H., Grabfund von Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow *920
—, Sammlung des Hrn. — in Wolters-dorfer Schleuse 783

C.

Cannstatt, Oscar, Die Indianerbevölkerung der alten Jesuitenreduktionen in Südamerika *883
Chimpanse-Skelett, rachitisches (F. v. Luschan) *626
China, altchinesische Hieb- und Stichwaffen (Velde) *785
—, Reise in — (Assmy) *481
—, Eine Weltkarte (F. W. K. Müller) *366
Chinesinnen, Füsse von — (H. Virchow) *546
Chinesentruppe in Berlin (H. Virchow) *445
Chronologie des Gräberfeldes von Wilhelmsau (Lissauer, Kossinna) *591 ff
Congrès international d'Expansion économique mondiale 604
Cordel, O., Turfan-Expedition *412
Cypraea tigris von Picenum 263

Seite

D.

Dämonen in Indien 342
Dämonen-Beschwörung in Indien 718
Dakṣa, indische Gottheit 329
Dankschreiben des Grafen Alexis Bobrinskoy *881
Danzig, Geographentag 355
Deformität der Knochen in Chinesinnen-Füssen 560
Denkmäler, Die — der vorrömischen Metallzeit in Elsass. A. W. Naue (A. Lissauer) †1042
Denksteine auf Hügelgräbern, Transkaukasien *127
Descendenz, agnatische bei den Westpapuas 30
—, cognatische bei Ostpapuas 31
Devas, Zahl der — 341
Dhâtr, indische Gottheit 329
Diebstahl bei Papuas 610
Diergart, Über die Bedeutung gewisser Tontechniken der Naturvölker für die technische Beurteilung des antiken roten Terra sigillata-Glanzes *432
Dieseldorff, Jadeit- und anderer Schmuck der Mayavölker *408
Diluvium, Neue Funde aus dem — in der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schlosspark von Hundisburg (Paul Favreau) *275
Dingo 772
Dörpfeld, Brennen und Beerdigungen von Toten *601
—, Troja und Ilion 601
—, Über Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland *538
Dolche, alt chinesische — 785
Doppeläxte, Die — der Kupferzeit im westlichen Europa (A. Lissauer) *519
Doppelaxt von Ellierode (A. Lissauer) *1007
— von Pyrmont (A. Lissauer) *770
Dorfgemeinschaften der Papua 607

E.

Eberzahn in Bronzefassung von Picenum 262
Ehebruch auf Formosa 943
Ehrenmitglieder 1, 975
Ehrenreich, P., A. Baessler: Altperuanische Metallgeräte. Berlin 1904 †477
—, —: Peruanische Mumien. Berlin 1904 †477
—, Gustav Fritsch: Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. Nach anthropologischen Grundsätzen aufgenommene Aktstudien. Wiesbaden 1904 †476
—, B. Elsenhaus: Theodor Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung †643
—, Zur Entstehung des Gottesgedankens *220

Seite

Ehrenreich, Grierson Hamilton: The silent trade, a contribution to the early history of human intercourse †229
—, Über eine alte Waffe im Museum zu Breslau *786
Eigentumsrecht der Papuas 609
Elmerbeschlag von Wilhelmsau 578 ff
Elmer-Breloques von Wilhelmsau 578 ff
Eingeborene Australiens *212
— Wilde — in Australien 213
Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz 998
Eisen, Erfindung seiner Herstellung in Afrika (G. Schweinfurth) *84
Elephantenzahn vom Kings-Creek, Australien 211
Elephas primigenius von Hundisburg 277
Ellamma, indische Gottheit 726
Ellierode, Kreis Northeim, Hannover. Doppelaxt (A. Lissauer) *1008
Elsenhaus, Theodor, Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung. Leipzig 1904 (P. Ehrenreich) †643
Eolithe u. Pseudoeolithe, Unterscheidungs-Merkmale 1030
Eolithenfrage, Beziehungen der Kreidemühlen zur — (Hahne) *1025
—, Zur — (E. Krause) *169
Eolithenfunde, Norddeutsche — 284
Eolithische Typen aus dem Diluvium bei Neuhaldensleben 281
Eolithenformen, Die — fehlen unter den Pseudoeolithen 1034
Erde-Essen bei Papuas 609
Ernennungen 881
Essen und Trinken bei Papuas 611
Ethnographisches aus Australien 776
Ethnologie der Keramik makedonischer Tumuli (Hubert Schmidt) *110
Ewald, Berlin † *152
Excursion der Gesellschaft nach Rüdersdorf (Eduard Krause) *783, 977, *1035

F.

Fabrikations- und Handels-Spezialitäten der Papua 606
Fasciculi Malayenses. N. Annandale and H. C. Robinson (Alfred Maass) †639
Favreau, Paul, Neue Funde aus dem Diluvium in der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schlosspark von Hundisburg *275
Feldbau in China 486
Felsen-Wohnplätze mit Porphyrit-Messern in Australien 212
Felsschutzdächer in Australien 778
Felszeichnungen in Australien 778

Seite

Feuer, Das — in den indischen Veden 317
Feuersteinstücke noch heute im Gebrauch im Orient 180
Fibeln im Picenum 259
— von Wilhelmsau 574 ff.
Fingernageleindrücke in Steinzeitscherben von Osterode, Ostpr. 968
Finn, Goldfund in Schweden *365
Fische aus Australien 772
Fischen auf Tahiti (A. Baessler) *924
— durch Erschlagen der Tiere 929
— mit Netzen 934
Fischer-Gilden auf Tahiti 936
Fischerinsel im Tollense-See, Rethra-Forschungen 989
Fischfang in Okawango 697
— bei Papuas 610
Fischfang-Wälle in Australien 213
Fischspeer von Fürstenberg, Mecklenburg (Mertens) *445
Fischspeere von Brandenburg a. H. (Ed. Krausse) *446 *447
Fischwehre bei den Papuas 610
Flachäxte aus Bronze 842
Flaeschendraeger, Alexander, Kassel † 434
Flechtarbeiten der Papuas 615
Flinders, Petrie, The Sinai Expedition *184
Flintholm, Schleswig-Holstein, Ausgrabung eines neolithischen Wohnplatzes. (H. Virchow) *993
— — Rothmann *996
—, Ganggräber (H. Virchow) *996
—, Packwerkbau 995
Flöte mit Masken, Mexiko 442
Förstemann, E., Zwei Hieroglyphenreihen in der Dresdener Mayahandschrift *265
Förtsch Halle † 945
Formalin-Alkohol-Präparate 920
Formosa, Besiedlung und Bewohner von 942
Forschungen in Griechenland 1009
—, Ethnographische und archäologische — zwischen Peru und Bolivien (Erland Nordenskjöld) *973
Forschungsreisen im Jahre 1905 977
Frauen, Die fünf im Kindbett gestorbenen — und die Götter der Lust in der mexikanischen Mythologie (W. Lehmann) *471
—, Die fünf im Kindbett gestorbenen — und die fünf Götter des Südens in der mexikanischen Mythologie (W. Lehmann) *848
Fritsch, Gustav: Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. Nach anthropologischen Grundsätzen aufgenommene Aktstudien. Wiesbaden 1904. (P. Ehrenreich) †476

Seite

Fritsch, Gustav, Ausguss von dem Mokassin eines Indianers *970
—, Kritische Besprechung der Abhandlung Passarges über die Buschmänner der Kalahari *990
—, Verzierte Hirschgeweihstange von Stargard, Lausitz *969
Fritsche, Friedenau † 441
Frobenius, L., Brief aus Afrika 445
—, Brief aus Mitschalila, Afrika *526
—, Kulturkreise in Ozeanien und Afrika *88
—, Reisebericht aus Dima *767
Fürstenberg, Mecklenburg, Fischspeer, (Mertens) *445
Funde, Vorgeschichtliche, von Iwno, (K. Brunner) *899
Fundgebiet der gewellten Bronzekessel und der Sigillata-Gefässe (Lissauer) 594
Fusspuren, Angebliche fossile menschliche — in Australien (W. Branco) *162
Fussverkrüppelung auf Formosa 942

G.

Gabun, Zauberfetisch (Frl. Schlemm) *440
Gäste 153, 207, 233, 434, 441, 527, 600, 945
Ganggräber und der Wohnplatz auf Flintholm (H. Virchow) *996
Gebräuche der Moqui bei Namengebung, Heirat und Tod (O. Solberg) *626
Geburtsflecken, Neue Mitteilung über die blauen — (H. ten Kate) *756
Geburtstag, 70. — des Hrn. Rich. Andree 434
—, 70. — des Hrn. Geheimrat Baer 354
—, 70. — des Hrn. Lucae 882
—, 80. — des Hrn. Geheimrat Möbius 354
—, 70. — des Hrn. A. Orth 600
Gedächtnisfeier für Adolf Bastian 233, 434
Gedächtnisrede auf Adolf Bastian (A. Lissauer) *234
— — (Karl von den Steinen) *236
— — (Ferd. Freiherr v. Richthofen) *249
— — (W. Waldeyer) *255
Gehelmbünde bei Ostpapuas 31
Geist, Der höchste — in der urindischen Religion 719
Genussmittel der Papuas 609
Geographentag in Danzig, Einladung 355, 526
Geologie der Hundisburger Kiesgrube (Wiegers) *917
Gerätschaften in Okawangosumpflande 671
Geruchsinn der Papuas 604
Geschenk der Frau Geheimrat Bartels 153
— aus Adolf Bastians Nachlass 945
— des Hrn. Weinitz 755
Geschichtliches über das Okawangosumpfland 657
Geschiebemergel, Pseudoeolithen im nordischen — (G. Schweinfurth) *912

Seite

Gesellschaft, Amerikanische anthropologische —, Einladung 755
Gesichtsmaske und Schädel (Hans Virchow) *781
Gesichtsmuskulatur, Präparierte — auf einem Schädel (Hans Virchow) *920
Getreide aus einer steinzeitlichen Wohnstätte 998
Gipsabguss eines Chinesinnen-Fusses 548
Glasperlen von Wilhelmsau 590
Götze, A., Thomas Chr. L.: Die Ringwälle im Quellengebiet der Bieber im Spessart †644
Götter des Südens in der mexikanischen Mythologie 848
Goldäxte von Mykene 523
Goldfund in Schweden (W. Finn) *365
Gottesgedanken, Die Entstehung des —, insonderheit bei den amerikanischen Urzeitvölkern (Kurt Breysig) *216, *221
— — (Gräbner) *218
— — (Archenhold) *219
— — (K. von den Steinen) *219
— — (Ehrenreich) *220
Gotthelten, Die — der Indier (Gustav Oppert) *296, *501, *717,
Grabfund von Sonnewalde, Kr. Luckau (Grosse) *367
— von Wilmersdorf (H. Busse) *920
Grabfunde von Rüdersdorf (Ed. Krause) *783* 1035
Grabhügel in Transkaukasien 115
Grabstätten in China 486
Gräberfeld bei Rüdersdorf 1035
Gräbner, F., Zur Entstehung des Gottesgedankens *218
—, Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien *28, *90
—, Kulturkreise in Australien *764
Graeven, Hans † 974
Grāmadevatā, urindische Ortsgottheit (Gustav Oppert) *440, *752
Griechenland, Geographie von — 1011
—, Das ethnische Problem des alten — (Kiessling) *1009
— — (Oppert) *1023
—, Steinzeit 541
—, Über Verbrennung und Bestattung der Toten im alten — (Dörpfeld) *538
Grosse, Grabfund von Sonnewalde, Kreis Luckau *367
Gürtelhaken 390
Gürtelschnalle im Picenum 261

H.

Haarballen zum Polieren des Holzes 356
Haarbeschaffenheit der Papuas 604
Haberer, Die Menschenrassen des japanischen Reiches *941
Haenisch, Brief aus Tschangscha 438
Haferland, R., Schädel mit einem Processus asteriacus *207
Hahn, Ed.: Das Alter der wirtschaftlichen Kultur. Heidelberg 1905 (R. Thurnwald) †1041
—, Richard Andree: Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde †222
Hahne, Über die Beziehungen der Kreidemühlen zur Eolithenfrage *1024
Hakenkreuz in Transkaukasien 117, 142, 148
Hakka, Einwanderer aus China auf Formosa 942
Hallstattperiode, Die —. Moriz Hoernes (A. Lissauer) †787
Halsringe 400
— im Picenum 258
Hamilton, Grierson: The silent trade, a contribution to the early history of human intercourse (P. Ehrenreich) †229
Handelsbeziehungen der Papuas unter einander 606
Handelsverhältnisse in Okawango 700
Handelsverkehr der Völkerwanderungszeit. Bedeutung des Gräberfeldes bei Wilhelmsau (A. Lissauer) *591
Handlichmachen der Eolithen 1025
Handwerkszeug, primitives (Werner-Stolp) *355
Hartmann, Hermann, Landsberg a. W. † 434
Hausbau der Jabimleute an der Ostküste von Deutsch-Neuguinea (Rudolf Pöch) *511
Hausreste, Steinzeitliche — auf Flintholm 997
Haussa-Sprichwörter und Haussalieder Rudolf Prietze (P. Staudinger) †229
Hautfarbe, Tafeln zur Bestimmung der — 153
Heikum, Südwestafrika (Werner) *952
Heimkehr der Herren Fritsch und Baessler 881
Heiraten der Indianer in den Jesuitenreduktionen Südamerikas 885
Heiratsgebräuche bei den Moqui 629
Hellenen, Herkunft der — 1010
Henkel, geknickte 398
Heustapel auf Pfählen, Jürüken 194
Hiebwaffen, altchinesische 786
Hieroglyphenreihen, Zwei — in der Dresdner Mayahandschrift (E. Förstemann) *265
Himmel und Erde in den Veden 316
Hirschgeweihstange, verzierte, von Stargard, Lausitz (G. Fritsch) *969
Höflichkeit der Papua 607
Höhlen und Felsgrotten Syriens mit Steingeräten 458

Seite

Hoernes, Moriz, Die Hallstattperiode. Mit 396 Abbildungen. Braunschweig 1904 (A. Lissauer) †787
Hoklo, Einwanderer aus China auf Formosa 942
Hollis, A. C., The Masai, their language and folklore, with introduction by Sir Charles Elliot. Oxford 1905 (Carl Meinhof) †637
Holzdamm, alter, bei Prillwitz 982
Holzschnitzereien an Jürükenhäusern 190
— an Kysylbaschhäusern usw. 191
Holzunterbauten auf der Fischerinsel im Tollense-See 989
Hopi-Gebräuche bei Namengebung, Heirat und Tod (O. Solberg) *626
Hütten und ihre Verbreitung in Afrika 56
— von Indianern 889
—, Kegel-, im Okawangosumpfland 674, 677
Hundisburg, Diluvialfunde 275
—, Kritische Bemerkungen zu den paläolithischen Funden von — (Wiegers) *915
Hygiene des Okawangosumpflandes 656
Hystoire du Mechique. Manuscrit du XVI^e siècle. E. de Jonghe (W. Lehmann) †641

I.

Igoroten auf der St. Louis-Ausstellung 214
Ilion s. Troja
Indianerbeamte in den Jesuitenreduktionen 883
Indianerbevölkerung, Die — der alten Jesuitenreduktionen in Südamerika (Oscar Cannstatt) *882
Indien, Bevölkerung, Gottheiten 296, 501, 517
Indra, indische Gottheit 333
Initiation Ceremonies of the Aborigines of Victoria (R. H. Mathews) *872
Inschriften aus der Synagoge von K'ai-fong-fu (F. W. K. Müller) *138
„Interglazial" von Neuhaldensleben (Wiegers) *293
Iwno, Kr. Schubin, Prov. Posen, vorgeschichtliche Funde (K. Brunner) *899

J.

Jadeit- und anderer Schmuck der Mayavölker (Dieseldorff) *408
Jagd in Okawango 694
Jahresrechnung der Rudolf Virchow-Stiftung 999
Japan, Ansichtskarten (H. Virchow) *444
—, Menschenrassen (Haberer) *941
Japaner, ein Mischvolk 941
Jesuiten in Südamerika 882

Seite

Jonghe, E. de: Hystoire du Mechique. Manuscrit français du XVI^e siècle. Paris 1905 (W. Lehmann) †641
Jordanland, Feuersteingeräte 450
Jubiläum des Hrn. Ascherson 153
— des Hrn. Cordel 882
— des Museums in Danzig und des Hrn. Conwentz 153
Junggesellenhäuser auf Formosa 943
— der Papua 608
Jürüken 193
— und Konjaren in Makedonien (O. Traeger) *198
— und Kysylbasch (F. v. Luschan) *197
Jürükendörfer 188

K.

Kaiser Wilhelmsland, Mitteilungen über die Papuas (O. Schellong) *602
— — Hausbau der Jabim. (Rich. Pöch) *514
Kaiserzeit, Verzierte Lanzenspitzen der späteren römischen — 375
Kalahari, Kritische Besprechung der Abhandlung Passarges über die Buschmänner der — *990
Kālamma oder Kālī, indische Gottheit 731
Kalkgehalt der Tonscherben von Wilhelmsau (Ed. Krause) *591
Kamadaugebiet, soziale und politische Verhältnisse 712
Kannety ceremony of initiation in Victoria 878
Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung. Theodor Elsenhaus. Leipzig 1904 (P. Ehrenreich) †643
Kate, H. ten, Bemerkungen zur Mitteilung des Hrn. J. Kollmann über Rassengehirne *991
—, Neue Mitteilungen über die blauen Geburtsflecken *756
Katschinleute an der Grenze von Birma 500
Keramik, Die inkrustrierte — der Stein- und Bronzezeit. M. Wosinsky (Hub. Schmidt) †642
— der makedonischen Tumuli (Hub. Schmidt) *91
—, monochrome, der makedonischen Tumuli 96
—, Die linear-geometrische — Südungarns (Freiherr v. Miske) *357
—, Steinzeitliche — von Osterode, Ostpreussen 960
Kesslerloch, Das —, eine Höhle der paläolithischen Zeit. Mit Beiträgen von Th. Studer und O. Schoetensack. Dr. Jakob Nüesch (Waldeyer) †473
Ketten aus Bronze, im Picenum 261

Seite

Kieselgeräte in den Büchern Mosis 181
—, Datierbare — aus den Türkisminen von Maghara, Sinaihalbinsel (Eugen Bracht) *173
Kieselmanufakte in der Altmark (K. Zechlin) *209
Kiessling, Das ethnische Problem des antiken Griechenlands *1009
Kindbett, Die fünf im — gestorbenen Frauen des Westens und die fünf Götter des Südens in der mexikanischen Mythologie (W. Lehmann) *848
—, Die im — gestorbenen Frauen und die Götter der Lust in der mexikanischen Mythologie (W. Lehmann) *471
Kinder der Papua 607
Kinderzeichnungen mit Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde. Siegfried Lewinstein (Th. Koch) †788
Kistengräber in Transkaukasien 116
Kjökkenmöddinger in Australien 776, 777
Klaatsch, H. (Sydney), Mumie aus Australien und Reisebericht *772
— Übersicht über den Verlauf und die Errungenschaften seiner Reise in Australien bis Oktober 1904 *211
Klassensystem in Australien 762
Kleidung in Tibet 496
— und ihre Verbreitung in Afrika 62
Klöster in Tibet 498
Knochen, Formveränderungen der — in Chinesinnen-Füssen 560
— zum Schleimen der Därme 355
Knochenperlen von Wilmersdorf 920
Koch-Grünberg, Th., Siegfried Lewinstein, Kinderzeichnungen und Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde †788
Köhler, Arthur, Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg (R. Thurnwald) †228
Kokospalme, Entstehung der ersten —, Tahitische Legende 920
—, Die — bei Papuas 615
Kolonial-Kongress zu Berlin 526
Kollmann, S., Basel, Über Rassengehirne *601, *758
Kongress, Über den ersten Internationalen Archäopologen- — in Athen (A. Lissauer) *537
—, Internationaler — für vorgeschichtliche Arhäologie und Archäologie in Monaco (Lejeal) *946
— für Kriminal-Anthropologie in Turin 981
Kongresse, Einladungen 526
Konjaren in Makedonien 205

Seite

Kopf mit präparierter Gesichtsmuskulatur (Hans Virchow) *920
Kopfjäger auf Formosa 943
Korngefässe im Okawangosumpflande 680
Korrespondenzblatt des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde 437, 526
Kossinna, Gustaf, Zum Goldfunde von Sköfde *471
—, Ostgermanische Kennzeichen an den Funden von Wilhelmsau *596
—, Über verzierte Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen *369
Krankenheilung bei Indianern 888
Krankheiten auf Formosa 944
— der Indianer 886
— und Heilmethoden der Papuas 616
Krause, Eduard, Das Aufblähen der Tonscherben von Wilhelmsau *591
—, Bericht über die Exkursion der Gesellschaft nach Rüdersdorf *783, *1035
—, Zur Eolithenfrage *469
—, Fischspeere (-Gabeln) von Brandenburg a. H. *446, 447
—, Kriegsflegel in Europa und anderwärts *786
—, Über Mord- und Sühnekreuze *618
—, Rotfärbung einer australischen Mumie und von prähistorirchen Skelettknochen *781
—, Sichelsteine aus Syrien-Palästina und Ägypten *468, 471
Krebsfang mit Netzen auf Tahiti 934
Kreidemühlen, Beziehungen der — zur Eolithenfrage (Hahne) *1024
Kreta, Vorgeschichtliche Forschungen 543
Kriegsflegel in Europa und anderwärts (Ed. Krause) *786
Kroner, Berlin † 600
Kultur, Das Alter der wirtschaftlichen —. Ed. Hahn (R. Thurnwald) †1041
Kulturkreise in Australien (F. Gräbner) *764
—, Über — in Australien (N. W. Thomas) *759
— und Kulturschichten in Ozeanien (F. Gräbner) *28, 90
— — in Afrika (B. Ankermann) *54
Kulturverhältnisse des Okawangosumpflandes 664
Kultus der Ureinwohner Indiens 501
Kultusstätte, Heidnische — zu Strelno 951
Kungbuschleute, Südwestafrika (Werner) *952
Kupferanalysen (Rathgen) *771 *1008
Kupferäxte im westlichen Europa 542
Kysylbasch- und Jürükendörfer in der Gegend des Turkmendag (E. Brandenburg) *188

Seite

L.

Laehr, Zehlendorf † 880
Lamas, Die — in Tibet 494
Lampen, chinesische 485
v. Landau, Prähistorische Funde von Sidon und Gebeil (Byblos) *209
Landenge, Entstehung einer —, Tahitische Legende 920
Lanzen und Hellebarden, Altchinesische — 785
— und Speerspitzen von Wilhelmsau 572
Lanzenspitzen, Verzierte — als Kennzeichen der Ostgermanen (Kossinna) *369
Lappland, Zaubertrommel (W. Lehmann) *620
Latène-Zeit, Verzierte Lanzenspitzen 369
Lebensbedürfnisse der Papuas 606
Lebenslauf, Adolf Bastians — 240
Legende zu der Typenkarte der Absatzäxte 803
Legenden, technische (A. Baessler) *920
— von Tahiti (A. Baessler) *920
— über die Adalbertsteine zu Strelno 949
Lejeal, Einladung zum Internationalen Kongress für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie in Monaco *946
Lehmann, W., Die im Kindbett gestorbenen Frauen und die Götter der Lust in der mexikanischen Mythologie *471
—, Die fünf im Kindbett gestorbenen Frauen des Westens und die fünf Götter des Südens in der mexikanischen Mythologie *848
—, Über eine lappische Zaubertrommel *620
Lehmann-Nitsche, Die Adalbertsteine zu Strelno, Kujawien *946
—, Nachtrag zur Erklärung der Bregmanarben an alten Schädeln von Teneriffa *436
v. Leuthold, Berlin † 974
Levinstein, Siegfried: Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahre, mit Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde. Leipzig 1905 (Th. Koch-Grünberg) †788
Lieps, Mecklenburg, Rethra-Forschungen 984
Lippendurchbohrung in Afrika 65
Lissauer, A., Über den ersten internationalen Archäologen Kongress in Athen *537
—, Über die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungszeit *591
—, Zweiter Bericht über die Tätigkeit der von der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten *793
—, Brief aus Athen *441

Seite

Lissauer, A., Brief aus Triest *435
—, Gedächtnisrede auf Adolf Bastian *234
—, Die Doppeläxte der Kupferzeit im westlichen Europa *519
—, Eine Doppelaxt aus Kupfer von Ellierode, Kr. Northeim, Hannover *1007
—, Die Doppelaxt aus Kupfer von Pyrmont *770
—, Moriz Hernes; Die Hallstattperiode. Mit 396 Abb. †787
—, A. W. Naue: Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass †1042
—, Schädel aus Turfan *421
—, Drei slavische Schläfenringe *366
—, Stratz, C. H.: Naturgeschichte des Menschen. Grundriss der somatischen Anthropologie. Stuttgart 1904 †474
—, Turfan-Expedition *412
— Verwaltungsbericht für 1905 *975
Lombroso, Einladung zum Kongress für Kriminal-Anthropologie in Turin *981
Luntengewehre der Beduinen 181
v. Luschan, F., Bemerkung zu den Sichelsteinen *471
—, Ein rachitisches Chimpansen-Skelett *626
—, Jürüken und Kysylbasch *197
—, Über ein Os supratympanicum beim Menschen *625
—, Über alte Porträtdarstellungen aus Sendschirli *924
—, Tafel zur Bestimmung der Hautfarbe 153

M.

Maass, Alfred, N. Anandale and H. C. Robinson, Fasciculi Malayenses †639
—, Ta kä-käi-käi Tabu *153
Mäanderurnen 392, 393
Maghara, Sinaihalbinsel —, datierbare Kieselgeräte (Eugen Bracht) *173
Makedonien, Jürüken und Konjaren (P. Traeger *198
—, Keramik der Tumuli 93
Malaien- und Mikronesier-Einflüsse in Melanesien 51
Malereien der Okawango-Leute 685
Manuscrit français: Hystoire du Mechique E. de Jonghe (W. Lehmann) †641
Maori-Särge, Abbildungen beschnitzter — (A. Baessler) *971
Märi, Märi Annua oder Märiyammai, indische Gottheit 739
Masal, The — their Language and folklore, with introduction by Sir Charles Elliot. Hollis, A. C. (Carl Meinhof) †637
Maske aus jadeitartigem Gestein aus Mexiko (Ed. Seler) *527

Seite

Masken an Tonaltertümern aus Mexiko 442
Martens-Magdeburg, Fischspeer
Massengrab, Transkaukasien 130
Mathews, R. H., Some Initiation Ceremonies of the Aborigines of Victoria *872
Mayavölker, Jadeit- und anderer Schmuck (Dieseldorff) *408
Mecklenburg, Mord- und Sühne-Kreuze (R. Beltz) *619
Meinhof, Carl, Hollis, A. C.: The Masai, their language and folklore †637
Melanesier-Kultur 41
Menschenschlag in China 485
Menschenfresser, Der letzte — auf Tahiti. Legende 922
Menschenopfer zur Krankenheilung bei Indianern 888
Menschenspuren, Angebliche, fossile — in Australien (W. Branco) *162, 171
Menschenrassen im japanischem Reiche (Haberer) *941
Gegend von Fürstenberg, Mecklenburg *445
Message sticks 872
Metallgeräte, Altperuanische — (A. Baessler). Berlin 1904. (P. Ehrenreich) †477
Metallzeit, vorrömische 1042
Meteoreisen in Afrika 87
Mexiko, Altertümer (E. Seler) 441
—, Fahrt nach — 214
—, Die im Kindbett gestorbenen Frauen und die Götter der Lust (Lehmann) *471
—, und die Götter des Südens (W. Lehmann) *848
Michuacan, Amerika, Die Bewohner der Landschaft — (E. Seler) *786
Mielke, Rob., Ein silbernes Schmuckstück *536
Minoische Kultur 543
Miske, Freiherr v. Köszeg, Die linear-geometrische Keramik Süd-Ungarns *357
Mitglieder, korrespondierende 2, 755
—, neue 152, 354, 434, 441, 526, 600, 775, 881, 945, 974, 981
—, ordentliche 5
Mitgliederstand 975
Mitra, indische Gottheit 326
Mitte, Mythologie über die — Mexiko 859
Monaco, Internationaler Kongress für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie (Lejeal) *946
Mond, Der — in den Veden 320
Mongolenflecken, s. Geburtsflecken
Mongolische Urabkunft nordamerikanischer Indianer 216
Monogamie auf Formosa 943
Mord- und Sühne-Kreuze (Ed. Krause) *618
— — (B. Beltz) *619

Seite

Morgenröte, Die — in den Veden 322
Mühlsteine von Maghara 179
Müller, F. W. K., Abklatsche der Inschriften aus der Synagoge von K'ai-fong-fu *438
—, Über die Kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung eines Teils der Turfan-Handschriften *414
—, Eine chinesische Weltkarte *366
—, Sophus, Urgeschichse Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie. Deutsche Ausgabe von Dr. Otto Luitpold Juriczek (K. Szombathy) †1039
Mumie aus Australien, W. Waldeyer. (Prof. Dr. Klaatsch) *772
—, Rotfärbung einer australischen — (Ed. Krause) *781
Mumien, Herstellung der australischen — 774
—, peruanische, A. Baessler. Berlin 1904. (P. Ehrenreich) *477
Musikinstrumente in Afrika 69
— im Okawangosumpflande 684
Mutterfolge in Australien 762
Mythologie, Zur mexikanischen — (Ed. Seler) *871

N.

Nachtigal-Plakette 755
Nachtrag zum ersten Bericht der Kommission für prähistorische Typenkarten (A. Lissauer) *842
Nahrungsmittel in China 485
— der Okawangoleute 698
Namengebung bei den Moqui 626
Nasensepta, durchbohrte, bei Papuas 604
Naturgeschichte des Menschen, Grundriss der somatischen Anthropologie. C. H. Stratz. Stuttgart 1904 (A. Lissauer) †474
Naue, A. W., Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass (A. Lissauer) †1042
—, Julius, Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturperioden. München 1905 (Julie Schlemm) †788
Negritos auf der St. Louis-Ausstellung 214
Nephritlager in Transkaukasien (Emil Rössler) *150
Netzsenker aus Stein auf Tahiti 935
Neuseeland, Abbildungen beschnitzter Maori-Särge (A. Baessler) *971
Neuguinea, Brief des Hrn. Pöch *526
—, Hausbau der Jabimleute (Rudolf Pöch) *514
— s. Rassengehirne
Norden, Mythologie über den — in Mexiko 852

Seite

Nordenskiöld, Erland, Ethnographische und archäologische Forschungen im Grenzgebiete zwischen Peru und Bolivia *973
Notelephas australis 212
Nüesch, Dr. Jakob, Das Kesslerloch, eine Höhle aus paläolithischer Zeit. Neue Grabungen und Funde. Mit Beiträgen von Th. Studer und O. Schoetensack. Basel, Genf und Lyon 1904 (Waldeyer) †473

O.

Obermaiers Arbeit zur Eolithenfrage 1025
Obsidianfunde in Transkaukasien 121
Oesten, G., Bericht über den Fortgang der Arbeiten zur Rethra-Forschung *981
Ohrringe im Picenum 261
Ohr- und Lippenschmuck bei Indianern 889
Okawangosumpfland und seine Bewohner (S. Passarge) *649
Oldenburg, Ausgrabungen in der — 992
Olshausen, O., Eisentechnik in Afrika *85
Oppert, Gustav, Die Gottheiten der Indier *296, *501, *717
—, Die urindische Grāmadevatā (Ortsgottheit) *440
—, Zum ethnischen Problem des antiken Griechenland *1023
—, Weiber- und Männersprachen *84
Organ der Gesellschaft 1
Ornamente des Gräberfeldes von Wilhelmsau 571
Ornamentik der makedonischen Keramik 101
Os supratympanicum beim Menschen (F. v. Luschan) *925
Osten, Mythologie über den — in Mexiko 852
Osterode, Ostpreussen, Steinzeitliche Ansiedlung und andere vorgeschichtliche Funde (E. Schnippel) *952
Ostgermanen, Verzierte Lanzenspitzen als Kennzeichen der — (Kossinna) *369
Ostpapua-Kultur 31
Ostpreussen, E. Schnippel: Reste einer steinzeitlichen Ansiedlung *952
Ozeanien, Abbildungen beschnitzter Maori-Särge (A. Baessler) *971
—, Kulturkreise und Kulturschichten (F. Gräbner) *28, 90

P.

Pachacamac, Report of the William-Pepper Peruvian-Expedition (Max Uhle) †1036
Packwerkbau auf Flintholm 997
Paläolithische Typen aus dem Diluvium von Neuhaldensleben 283
Paläste, kretische, mykenische und homerische 544

Seite

Papuagehirn 758
Papuas, Weitere Mitteilungen über die — (Jabim) der Gegend des Finschhafens, Kaiser Wilhelmsland (O. Schellong) *602
Parjanya, indische Gottheit 337
Passarge, S., Das Okawangosumpfland und seine Bewohner *440, *649
Patinierung und Oberflächen-Aussplitterungen an Kieselgeräten 177
Perlophthalmus, Amphibienfisch, Australien 212
Peruvian-Expedition, Report of the William Pepper P. E. Pachacamac (Max Uhle) †1036
Pfahlhäuser in Neuguinea 514
Pflanze und Getränk in den Veden 319
Pflanzen-Nahrungsmittel der Papua 612
Pflug der Jürüken 200
Philippinen auf der St. Louis-Ausstellung 214
Phonogrammarchiv 999
Phonographen im Dienst der Wissenschaft 992
Photographien-Sammlung der Gesellschaft 979
Picenum, Beiträge zur Vorgeschichte des —, Italien (S. Baglioni) *257
Pithecanthropus erectus 167
Pithoi und Vorratsgefässe makedonischer Tumuli 108
Plattformbestattung bei Westpapuas 30
Pöch, Rudolf, Brief aus Friedrich-Wilhelmshafen *526
—, Über den Hausbau der Jabimleute an der Ostküste von Deutsch-Neuguinea *514
Pokale, vorgeschichtliche 397
Polynesier-Einflüsse in Melanesien 48
— **-Kultur** 45
Porträtdarstellungen aus Sendschirli (F. v. Luschan) *921
Posen, Lehmann-Nitsche: Die Adalbertsteine zu Strelno *946
Prähistorische Funde unweit Sidon und Gebeil (Byblos) (v. Landau) *209
Prajapati, indische Gottheit 338
Prietze, Rudolf, Haussa-Sprichwörter und Haussalieder (P. Staudinger) †229
Prillwitz, Mecklenburg, Rethra-Forschungen 981
Professur, ordentliche, für Anthropologie in Zürich 755
Pseudoeolithe im nordischen Geschiebemergel (G. Schweinfurth) *912
—, Merkmale der — 1030
Pueblos-Indianer 216
Pūsan, indische Gottheit 330
Pygmäen auf der St. Louis-Ausstellung 214
Pyl, Greifswald † 152
Pyrmont, Doppelaxt aus Kupfer (A. Lissauer) *770

Seite

Q.

Quebec, Amerikanisten-Kongress 882

R.

Rabl-Rückhard † 974
Rachitis beim Chimpanse (F. v. Luschan) *626
—, Bildung des Schädels (Velde) *619
Räucherung australischer Mumien 772
Rassengehirne, Mitteilung über — (H. ten Kate) *991
—, (J. Kollmann) *601 *758
Rassentheorie Kants 643
Rathgen, Kupferanalysen *771 *1008
Rauchen auf Formosa 944
Rhhus, Die —, Indien 332
Rechnungsbericht für 1905 979
Reise des Hern. Blanckenhorn n. Palästina 946
— — Grünwedel nach Turkestan 881
— — Lissauer nach Athen 434
— — v. Luschan nach Südafrika 600, 881
— — F. W. K. Müller nach Algier 435
— — Preuss nach Mexiko 881
— von Peking durch China und das tibetanische Grenzgebiet nach Birma (Assmy) *481
Reisebericht aus Dima (L. Frobenius *767
— des Hrn. H. Klaatsch aus Sidney *772
Reisen, Adolf Bastians — 241
Religionslosigkeit bei Indianern 890
Rethra-Forschung, Bericht über den Fortgang der Arbeiten (G. Oesten) *981, 992
— **-Kommission** 977
v. Richthofen, Ferd. Freiherr, Gedächtnisrede auf Adolf Bastian *249
— — Berlin † 880
Ringwälle im Quellengebiet der Bieber im Spessart. Chr. L. Thomas, (A. Götze) *644
Röntgen-Aufnahmen von Chinesinnen-Füssen 547, 550
Rössler, Emil, Archäologische Ausgrabungen in Transkaukasien *114
Rotfärbung einer australischen Mumie und von vorgeschichtlichen Skelettknochen (Ed. Krause) *781
Rothmann, Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen auf Flintholm *996
Rüdersdorf, Exkursion der Gesellschaft (Eduard Krause) *783 *1035
Rudra, Rudras, indische Götter 335, 336
Runenspeer von Müncheberg 377
Russland, Neolithische Tongefässscherben und Kieselartefakte von Pulkino, Gouv. Perm (Otto Schoetensack) *357

Seite

S.

Säugetierknochen, Fossile — in Australien 211, 775
Sagen über die Adalbertsteine zu Strelno 949
Salin, Bernhard, Die altgermanische Tierornamentik. Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem IV.—IX. Jahrhundert nebst einer Studie über irische Ornamentik. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. Mestorf. (Hubert Schmidt) †225
Sammlung Busse, in Woltersdorfer Schleuse 783
Sammlungen der Gesellschaft 977
Sapper, R., Aztekische Ortsnamen in Mittelamerika *1002
Schädel und Gesichtsmaske (Hans Virchow) *781
— und Skelette von Australien 211
— mit einem Processus asteriacus (R. Haferland) *207
—, Rot bemalte — in Australien 773
— aus Turfan (Lissauer) *421
Schädelbildung, rachitische (Velde) *619
Schädelkult auf Formosa 943
Schädel- und anthropologische Sammlung der Gesellschaft 978
— — Rudolf Virchows 774, 993
Schale, Silberne — von Buchara (Hukert Schmidt) *438
Schellong, O., Weitere Mitteilungen über die Papuas (Jabim) der Gegend des Finschhafens in Nordost-Neu-Guinea (Kaiser Wilhelmsland) *602
Scheuerknochen der Weber 355
„Schienbeine", Knochen zum Abhäuten geschlachteter Tiere 355
Schildbuckel, eiserne 381
—, ostgermanische 380
Schilde und ihre Verbreitung in Afrika *58
Schildfessel von Wilhelmsau 579
Schilfboote in Okawango 697
Schläfenringe, Drei slavische — (A. Lissauer) *366
— aus transkaukasischen Gräbern 123, 136, 137
Schlangen-Essen bei Papuas 612
Schleifgruben in Australien für Steingeräte (Polissoirs) 775
Schlemm, Julie, Julius Naue: Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturperioden †788
—, Zauberfetisch von Gabun, Westafrika *440
Schlichtspahn der Sattler 356
Schlüssel von Wilhelmsau 579ff.

Seite

Schmidt, Hubert, Keramik der makedonischen Tumuli *91
—, Salin, Bernhard: Die alte germanische Tierornamentik. Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem IV.—IX. Jahrhundert nebst einer Studie über irische Ornamentik. Übersetzt von J. Mestorf †225
—, Silberne Schale von Buchara *438
—, M. Wosinsky: Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit †642
Schmuck auf Formosa 944
Schmuckstück, ein silbernes (Rob. Mielke) *536
Schmuckstücke von Wilhelmsau 590
Schnippel, E., Reste einer steinzeitlichen Ansiedlung im ostpreussischen Oberlande *952
Schnurornament von Osterode, Ostpreussen 966
Schöne, R., Schreiben an die Gesellschaft *974
Schoetensack, Otto, Tasmanische Steininstrumente *362
—, Neolithische Tongefässscherben des Perm-livländischen Typus und über Kieselartefacte von Pulkino, Gouv. Perm *357
Schriftenaustausch 14
Schweden, Goldfund, W. Finn (Kossinna) *365*471
Schweinfurth, G., Eisen. Erfindung seiner Herstellung in Afrika *84, 88
—, Über die steinzeitlichen Forschungen in Oberägypten *922
—, Pseudoeolithen im nordischen Geschiebemergel *912
—, Zur Steintechnik der Moqui 633
Schwerter, altchinesische 785
Schuh, Der — der Chinesinnen 557
Segelohrringe 389
Seler, Ed., Altertümer aus Mexiko *441
—, Über die Bewohner der Landschaft Michuacan *786
—, Zur mexikanischen Mythologie *871
—, Die Photographie eines hervorragenden Stückes aus dem mexikanischen Altertume *527
—, K. Sapper: Über Aztekische Ortsnamen in Mittelamerika *1002
—, Zapotekische Bilderschriften *973
Sendschirli, Alte Porträtdarstellungen (F. v. Luschan) *924
Sichelsteine aus Syrien-Palästina und Ägypten (Blanckenhorn) *460
— — (Ed. Krause) *468
— Bemerkung dazu (F. v. Luschan) *471
Sidon, Prähistorische Funde (v. Landau) *209
Siedelungsverhältnisse des Okawangosumpflandes 664

Seite

Silberfibel von Wilhelmsau 598
Silex s. Kiesel
Silexgeräte, Datierbare — aus den Türkisminen von Maghara, Sinaihalbinsel (Eugen Bracht) *173
Sinai-Expedition (Flinders Petrie) *184
Sitten und Gebräuche der Okawangoleute 705
Skelette aus Australien (H. Klaatsch) 772
Skelettsammlung der Gesellschaft 478
— Rudolf Virchows 974, 993
Sklavenjagden in Südamerika 882
Sköfde, Schweden, Goldfund aus der Wikinger Zeit (W. Finn) *365
—, Zeitstellung des Goldfundes von — (Gust. Kossinna) *471
Soziale Verhältnisse in Okawango 703
Sökeland, H., Rechnungsbericht *979
Solberg, O., Kristiania, Gebräuche der Mittelmesa-Hopi (Moqui) bei Namengebung, Heirat und Tod *626
Somatisches aus Australien 776
Sonne, Die — in den Veden 321
Sonnewalde, Kr. Luckau, Grabfund (Grosse) *367
Spielsteine von Wilmersdorf 920
Spinnwirtel von Wilhelmsau 574ff
Spiraldekoration, Entstehung der — (Wilke) *162
Spiralornamentik der makedonischen Tumuli-Keramik 105
Sprachenbezirke der Papuas 605
Ssekuba-Vokabular 714
Ssessubia-Vokabular 714
Staatszuschuss 976
Stargard, Lausitz, Verzierte Hirschgeweihstange (G. Fritsch) *969
Staudinger, P., Rudolf Prietze: Haussa-Sprichwörter und Haussalieder †229
—, Zum Steinbeil von Gebeil *210
Stein s. Kiesel
Stein- und Metallzeit, Ansiedlungen in Syrien-Palästina 460
Steinartefacte in Australien 212, 213
— mit bearbeiteten fossilen Knochen in Australien 211
Steinbeil von Gebeil (Byblos) 210
v. den Steinen, Karl, Dieseldorff, Jadeit- und anderer Schmuck der Mayavölker *408
—, Dorseys Verdienste um Hopi-Sammlungen 636
—, Auszeichnungen 435
—, Zur Entstehung des Gottesgedankens *219
—, Gedächtnisrede auf Adolf Bastian *236
—, Peruanische Zweigorakel *439
Steingeräte von Osterode, Ostpreussen 956
— der makedonischen Tumuli 93

Seite

Steingrus in den steinzeitlichen Tonscherben von Osterode, Ostpreussen 962
Steinhämmer von Iwno 904
— von Maghara 175
Steinhammer von Wilmersdorf 920
Steininstrumente, tasmanische (Otto Schoetensack) *362
Steinkreuze, s. Mordkreuze
Steinmesser, datierbare 176
Steinringmauern auf der Sinai-Halbinsel 181
Steintechnik bei den Moqui 635
Steinwerkzeuge aus Australien 776
Steinzeit in Griechenland 541
— auf Neu-Guinea 603
—, Die — und Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina (M. Blanckenhorn) *447
— -Ansiedlung im ostpreusischen Oberlande (E. Schnippel) 952
— -Ansiedlungen auf Sinai 181
— -Forschungen in Oberägypten (G. Schweinfurth) *922
— -Funde auf Flintholm 997
— — von Iwno 899
— — im ostpreussischen Oberlande 953
Sterblichkeit in den Jesuitenreduktionen Südamerikas 886
Stiftung. Rudolf Virchow- 767, 991
Stirnschmuck der Jürükenfrauen 195
Stönner, Über die Kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung der Brähmītexte in den Turfan-Handschriften *415
Stolpe, Hjalmar, Stockholm † 354
Strasse, Alte — bei Prillwitz 983
Stratigraphie der Diluvialfunde von Neuhaldensleben (Wiegers) *293
— der Diluvialfunde Norddeutschlands (M. Blanckenhorn) *284
Stratz, C.H., Naturgeschichte des Menschen, Grundriss der somatischen Anthropologie. Stuttgart 1904. (Lissauer) †474
Streitäxte, altchinesische 786
Streino, Prov. Posen, Lehmann-Nitsche: Die Adalbertsteine *946
Sudan-Kultur 78
Süden, Mythologie über den — in Mexiko 863
Sühne-Kreuze, s. Mordkreuze
Sumpfgebiet von Okawango 650
Supratympanicum (os) beim Menschen (F. v. Luschan) *925
Symphorien, St., Eolithen-Fundumstände 1034
Syrien, Meeresküste, Feuerstein-Geräte 455
Syrien-Palästina, Sichelsteine (Ed. Krause) *468
—, Die Steinzeit und Feuersteinartefakte in — (M. Blanckenhorn) *447
Szombathy, J., Sophus Müller: Urgeschichte Europas (Deutsch v. Jiriczek) †1039

Seite

T.

Tabu, Ta kä-käi-käi Tabu (Alfred Maass) *153
Tagesbeschäftigung der Papuas 608
Tagewahl bei der Fischerei auf Tahiti 924
Tahiti, Fischen auf — (A. Baessler) *924
—, Legenden (A. Baessler) *920
Tanz der Indianer 890
Tasmanien, Steininstrumente (Otto Schoetensack) *362
Tätowierung auf Formosa 943
— in Japan 942
Technik der Sigillata-Gefässe 592
Teebau in China 489
Teneriffa, Bregmanarben an alten Schädeln (Lehmann-Nitsche) *436
Terranigra-Schale von Wilhelmsau 571, 578, 580, 591
— -Schalen von Dingen, Kr. Lehe 598
Terra sigillata-Glanz, Über die Bedeutung gewisser Tontechniken der Naturvölker für die technische Beurteilung des antiken roten Terra sigillata-Glanzes (Diergart) *432
Theogonie, vedische, der arischen Indier 309
Thomas, Chr. L., Die Ringwälle im Quellgebiet der Bieber im Spessart. Ann. d. Ver. f. Nassauische Altertumskunde XXXIV (A. Götze) †644
—, N. W., Über Kulturkreise in Australien *759
Thraken in Griechenland usw. 1013
Thurnwald, R., Ed. Hahn: Das Alter der wirtschaftlichen Kultur †1041
—, Arthur Köhler: Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg †228
Tibet, Reise durch — (Assmy) *481
Tieranhängsel im Picenum 262
Tierfiguren auf transkaukasischen Urnen 134, 138, 140
Tiergestalten als Weihgeschenke in Indien 721
Tierleben im Okawangosumpfland 651
Tieropfer in Indien 277
Tierornamentik, Die altgermanische —. Bernhard Salin. Übersetzt von J. Mestorf (Hubert Schmidt) †225
Tod, Gebräuche bei den Moqui 633
Tongefässe von Iwno 899, 901
Tongefässscherben, neolithische, des Permlivländischen Typus und Kieselartefakte von Pulkino, Gouv. Perm (Otto Schoetensack) *357
Tongeräte der makedonischen Tumuli 93
Topfgerät von Wilhelmsau 571
Toten, Die — des Jahres 1905 975
Totenverehrung in Australien 773

Seite

Trade, the silent, a contribution to the early history of human intercourse. Grierson Hamilton (P. Ehrenreich) †229
Traeger, P., Die Jürüken und Konjaren in Makedonien *198
Traguetze der Papua 606
Troja und Ilion (Dörpfeld) 601
Transkaukasien, Ausgrabungen (Emil Rössler) *114
Trauerhaartracht der Australier 774
Trunksucht auf Formosa 944
Türkisminen von Maghara, datierbare Kieselgeräte (Eugen Bracht) *173
Tumuli, makedonische 91
Turfan-Expedition (Lissauer) *412
— — (O. Cordel) *412
— **-Handschriften**, Über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung eines Teiles der — (F. W. K. Müller) *414
— —, Über die kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung der Brāhmī-texte in den — (Stönner) *415
— **-Schädel** (Lissauer) *421
Tvaṣṭṛ, indische Gottheit 331
Typenkarte der Flach- und Randäxte, Nachtrag (Lissauer) *842
— der Radnadeln, Nachtrag 847
Typenkarten, Bericht der Kommission für prähistorische — (A. Lissauer) *793

U.

Uhle, Max, Pachacamac. Report of the William Pepper Peruvian Expedition of 1899. Philadelphia Pa. †1036
Ungarn, Linear-geometrische Keramik (Freiherr v. Miske) *357
Unterrichts-Minister, Beihilfe für 1905 *527
Urbevölkerung von Australien 774 ff.
Urgeschichte Europas. Sophus Müller (J. Szombathy) †1039

V.

Varuṇa und Mitra, indische Gottheiten 326
Vasus, indische Gottheit 337
Vaterfolge in Australien 762
Vayu, indische Gottheit 332
Vegetation in China 486
— in Tibet 495
Velde, Rachitische Bildung des Schädels *619
—, Sammlung altchinesischer Hieb- und Stichwaffen *785
Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland (Dörpfeld) *538
Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg. Arthur Köhler (R. Thurnwald) †228

Seite

Verlauf und Errungenschaften seiner Reise in Australien bis Oktober 1904 (H. Klaatsch) *211
Veröffentlichungen der Gesellschaft 976
Verwaltungsbericht für das Jahr 1905 975
Viehzucht in Okawango 690
— in Tibet 497
Vielweiberei bei Indianer-Kaziken 889
Vierfuss-Schalen von Iwno 903 ff.
Virchow, Frau Geheimrat, schenkt die Schädel- und Skelettsammlung ihres verstorbenen Mannes *974
—, Hans, Eine Anzahl japanischer Ansichtskarten *444
—, Bericht über die Örtlichkeit des Flintholm *993
—, Die Chinesentruppe in Berlin *445
—, Weitere Mitteilungen über Füsse von Chinesinnen *546
—, Ein Kopf, der zur Hälfte aus dem Schädel, zur Hälfte aus der Gesichtsmaske besteht *781
—, Photographien eines durch Formalin-Alkoholgemisch infizierten Kopfes mit präparierter Gesichtsmuskulatur *620
—, Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1905 *991
— (Rudolf) -Stiftung 767
Viṣaharī oder Piḍari und Manasā, indische Gottheiten 748
Viṣṇu, indischer Gott 330
Viśvadevāḥ, indische Gottheit 338
Völkerwanderungszeit, Handelsverkehr der — 591
Vogelfang bei den Papuas 611
Vokabular des Ssessubia und Ssekuba 714
Volkskunde, Korrespondenzblatt deutscher Vereine für — 526
Volkstypen, Agyptische — der Jetztzeit. Nach anthropologischen Grundsätzen aufgenommene Aktstudien. Wiesbaden 1904 (P. Ehrenreich) †476
Vorsitzenden, Vertretung des — 354
Vorstand 1
Vorstandswahl 980
Voss, A., Bericht des Hrn. Oesten über den Fortgang der Arbeiten zur Rethra-Forschung *981
Votiv-Figuren in Indien 721
Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Richard Andree (Ed. Hahn) †222

W.

Waffe, alte, im Museum zu Breslau (P. Ehrenreich) *786

Seite

Waffen, Altchinesische Hieb- und Stich- — (Velde) 785
— von Wilhelmsau 572 ff.
Wahl des Vorstandes 980
Waldeyer, W., Aufenthalt in St. Louis und die Athropologische Abteilung der Weltausstellung daselbst, sowie Ausflug des internationalen Geographen-Kongresses nach den Grand Cañon von Arizona und Mexiko *213
—, Brief des Hrn. Frobenius *445
—, Gedächtnisrede auf Adolf Bastian *255
—, Körperstellung der australischen Mumie *780
—, Mitteilungen über die Reise des Hrn. Klaatsch *211
—, Mumie aus Australien (H. Klaatsch) *772
—, Nüesch, Dr. Jakob: Das Kesslerloch, eine Höhle aus paläolithischer Zeit. Mit Beiträgen von Th. Studer und O. Schoetensack. Basel, Genf und Lyon 1904 †473
Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturepochen. Julius Naue (Julie Schlemm) †788
Wandiller, Ostgermanen 387
Warnambool, menschliche Fussspuren 162 ff.
Wasserfahrzeuge in Australien 761
Weberbauer, Peruanische Zweigorakel *439
Weiberorganisation bei Westpapuas 30
Weiber- und Männersprachen (G. Oppert) *84
Weltkarte, eine chinesische (F.W.K. Müller) *366
Werkzeug s. Handwerkzeug
Werner-Stolp, Primitives Handwerkzeug *355
Werner, Anthropologische, ethnologische und ethnographische Betrachtungen über die Heikum und Kungbuschleute *952
Westen, Mythologie über den — in Mexiko 861
Westpapua-Kultur 30
Wetzstein, Berlin † 152
Wheeler, George M., Washington † 880
Wiegers, Kritische Bemerkungen zu den paläolithischen Funden aus dem Interglazial bei Hundisburg *915
—, Zur Stratigraphie der Diluvialfunde von Neuhaldensleben *293

Seite

Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, Das Aufblähen der Tonscherben von — (Eduard Krause) *591
—, Bedeutung des Gräberfeldes von — für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungsperiode (A. Lissauer) *591
—, Das Brandgräberfeld von — (H. Busse) *569
—, Ostgermanische Kennzeichen an den Funden von — (G. Kossinna) *596
Wilke, Entstehung der Spiraldekoration *162
Wilmersdorf, Kr. Beeskow-Storkow, Gräberfeld (H. Busse) *920
Wirtschaftskultur 1041
v. Wissmann, H. † 600
Wohnungen im Okawangosumpflande 671
Wönggunuck ceremony of initiation of Victoria 872
Wongrowitz, Posen, Adalbertsteine 950
Woslnsky, M., Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit. Berlin 1904 (Hubert Schmidt) †642

Y.

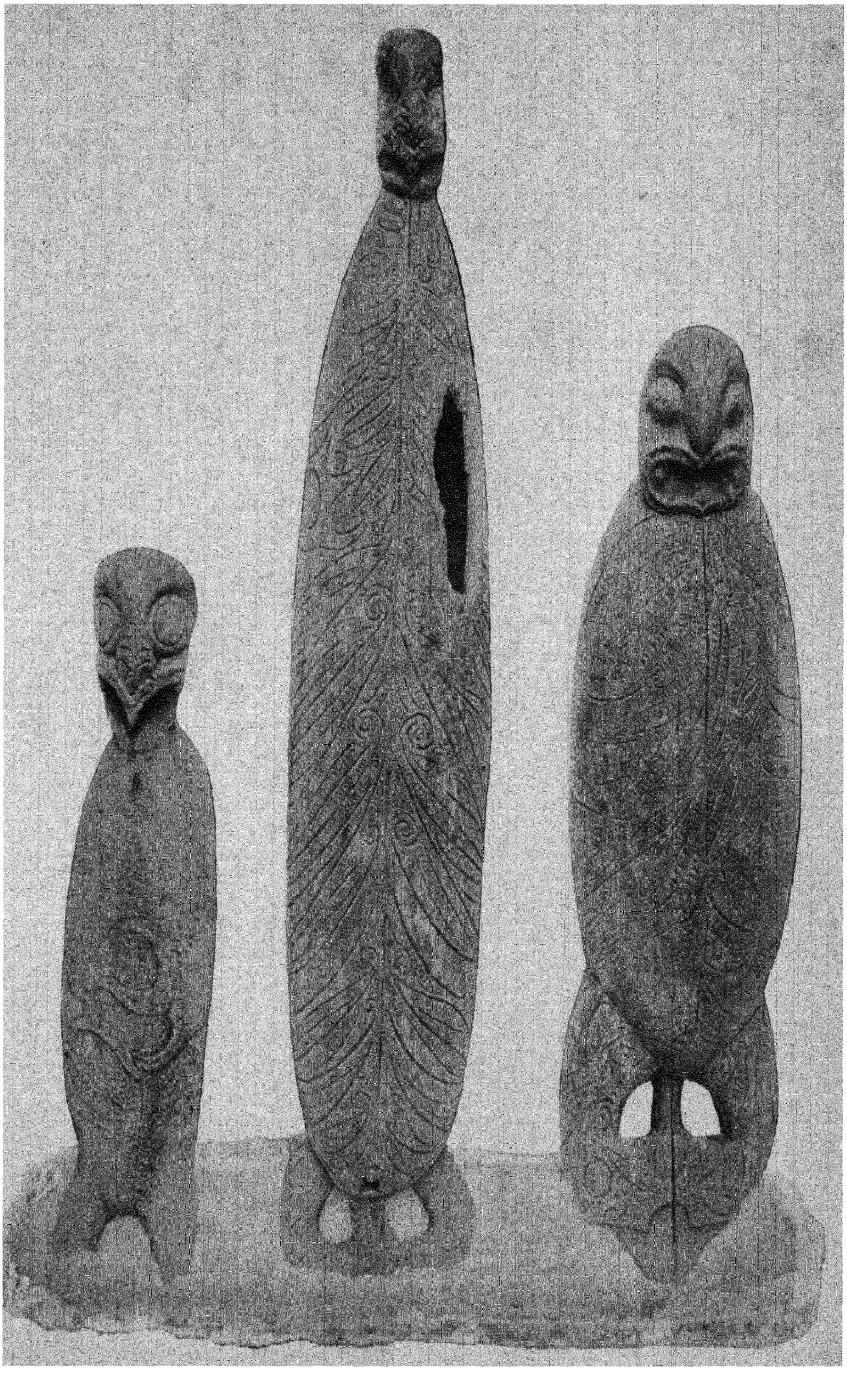
Yama, indische Gottheit 340

Z.

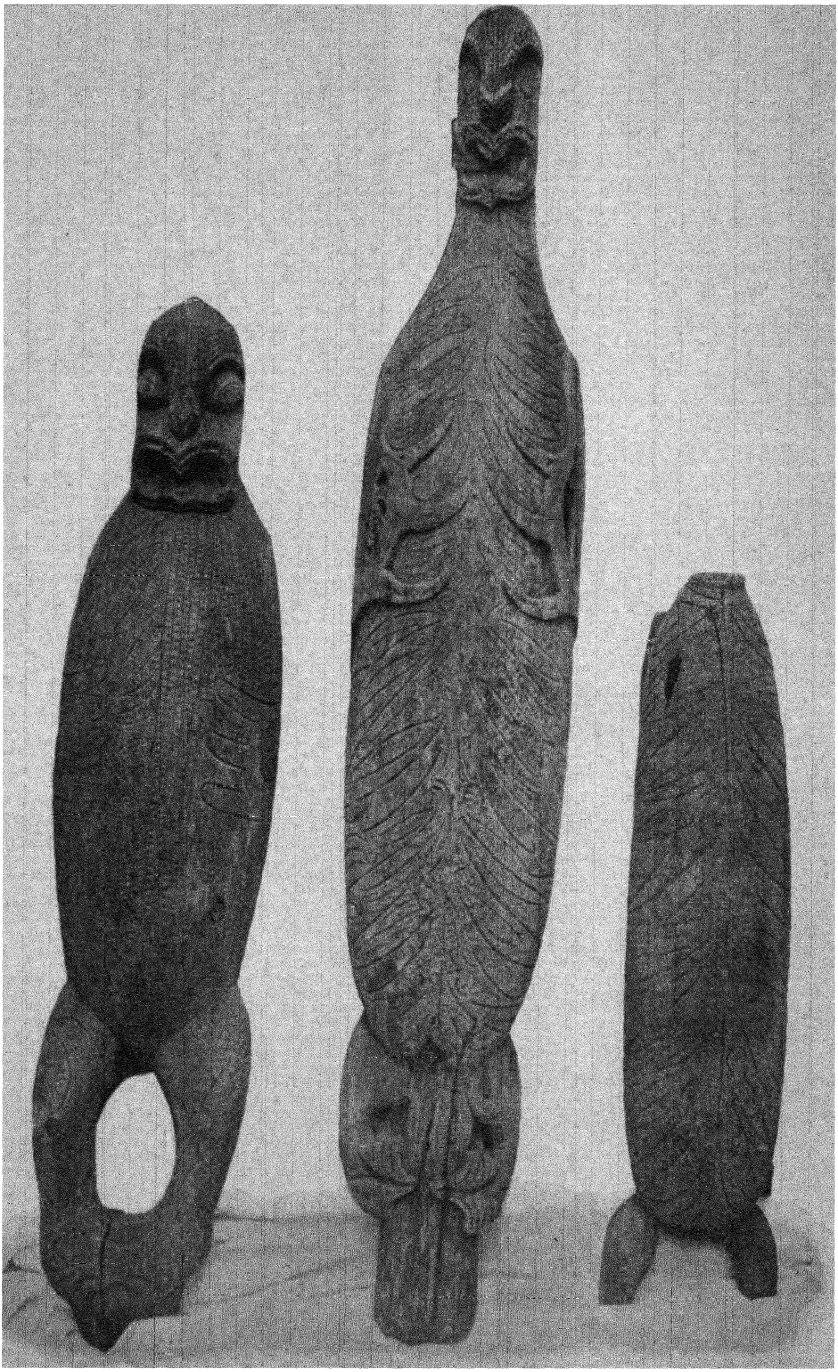
Zahn, Menschlicher — in einer Höhle Australiens 170
Zahnfeilung in Afrika 65
Zahnlücken, Künstliche — bei Formosaleuten 913
Zauberer, Hexen, Genien usw. in Indien 344
Zauberfetisch von Gabun (Frl. Schlemm) *440
Zaubertrommel, lappische (W. Lehmann) *620
Zechlin, K., Silexmanufacte in der Altmark *209
Zeichnungen der Okawangoleute 685
Zeitbestimmung der Kiesel von Maghara 178
Zeitstellung des Goldfundes von Sköfde (Gust. Kossinna) *471
Zelte der Jürüken 192
Zweigorakel, Peruanische —, Karl v. den Steinen (Weberbauer) *439
Zweirollenfibel von Rietz (Kossinna) *598
— von Wilhelmsau (H. Busse) *571, 577
— — (Lissauer) *594 ff.

Eduard Krause.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburgerstr. 30.



A. Baessler: Maori-Särge.



A. Bässler. Maori-Särge.

A. Baessler: Maori-Sargdeckel.